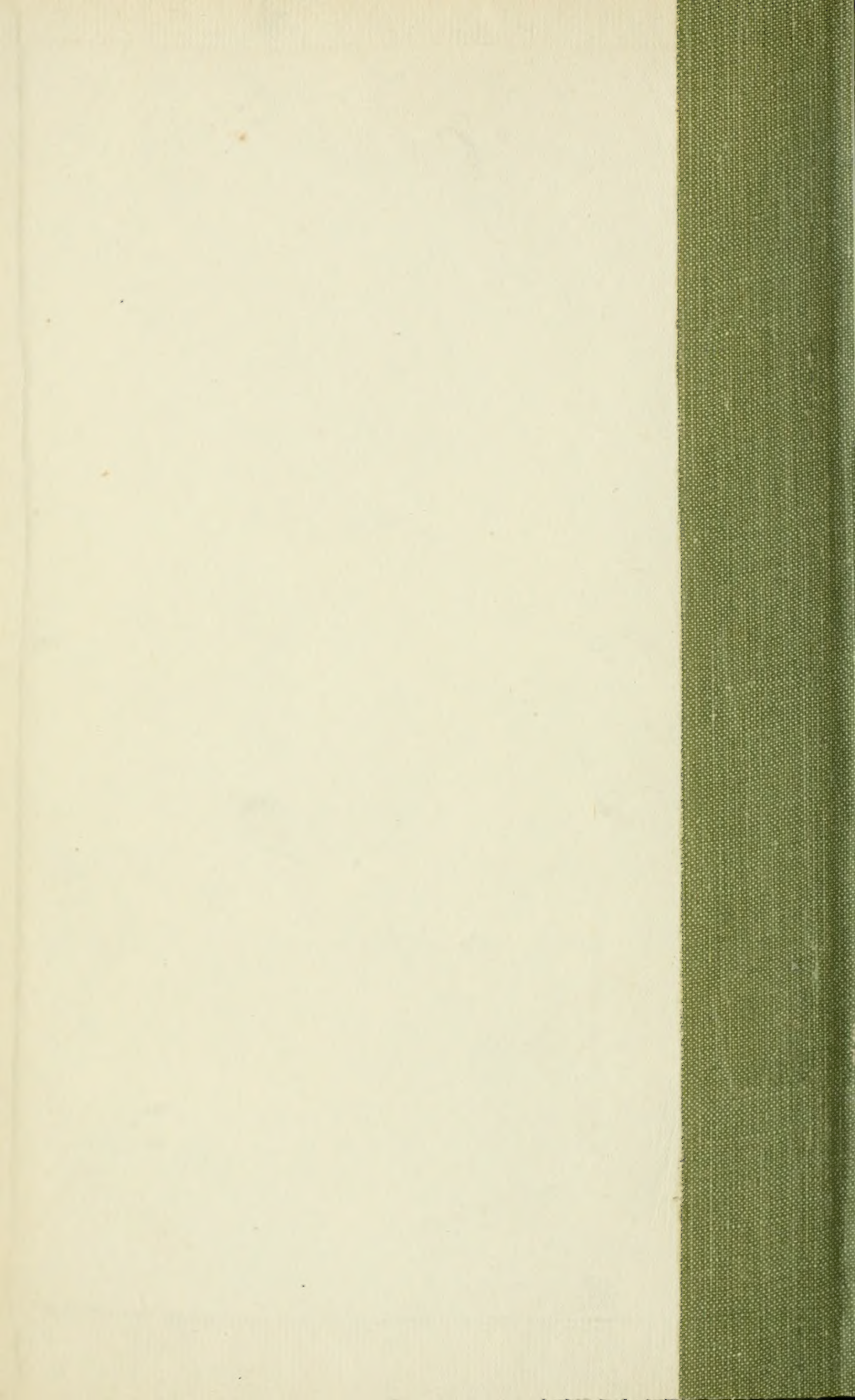
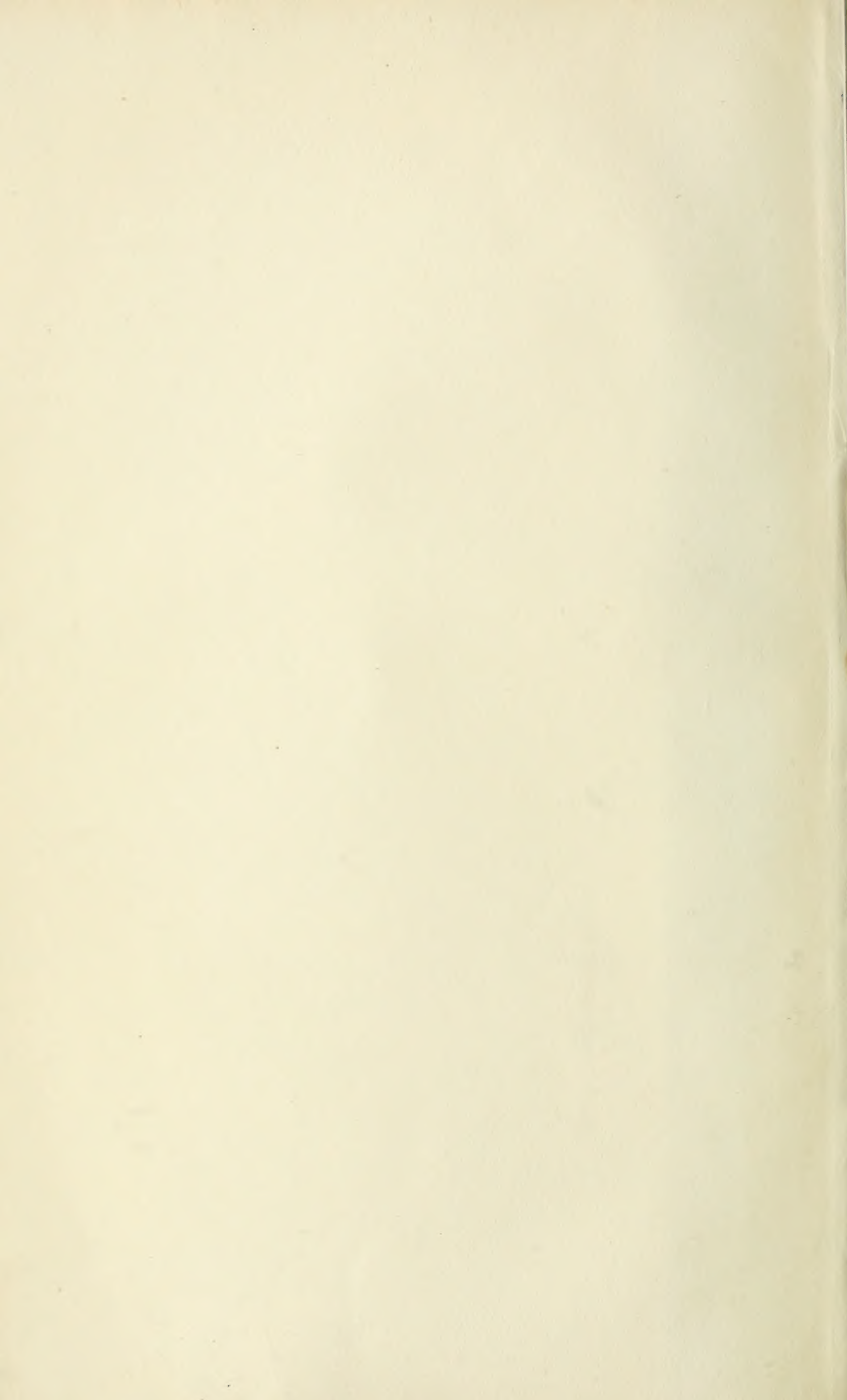
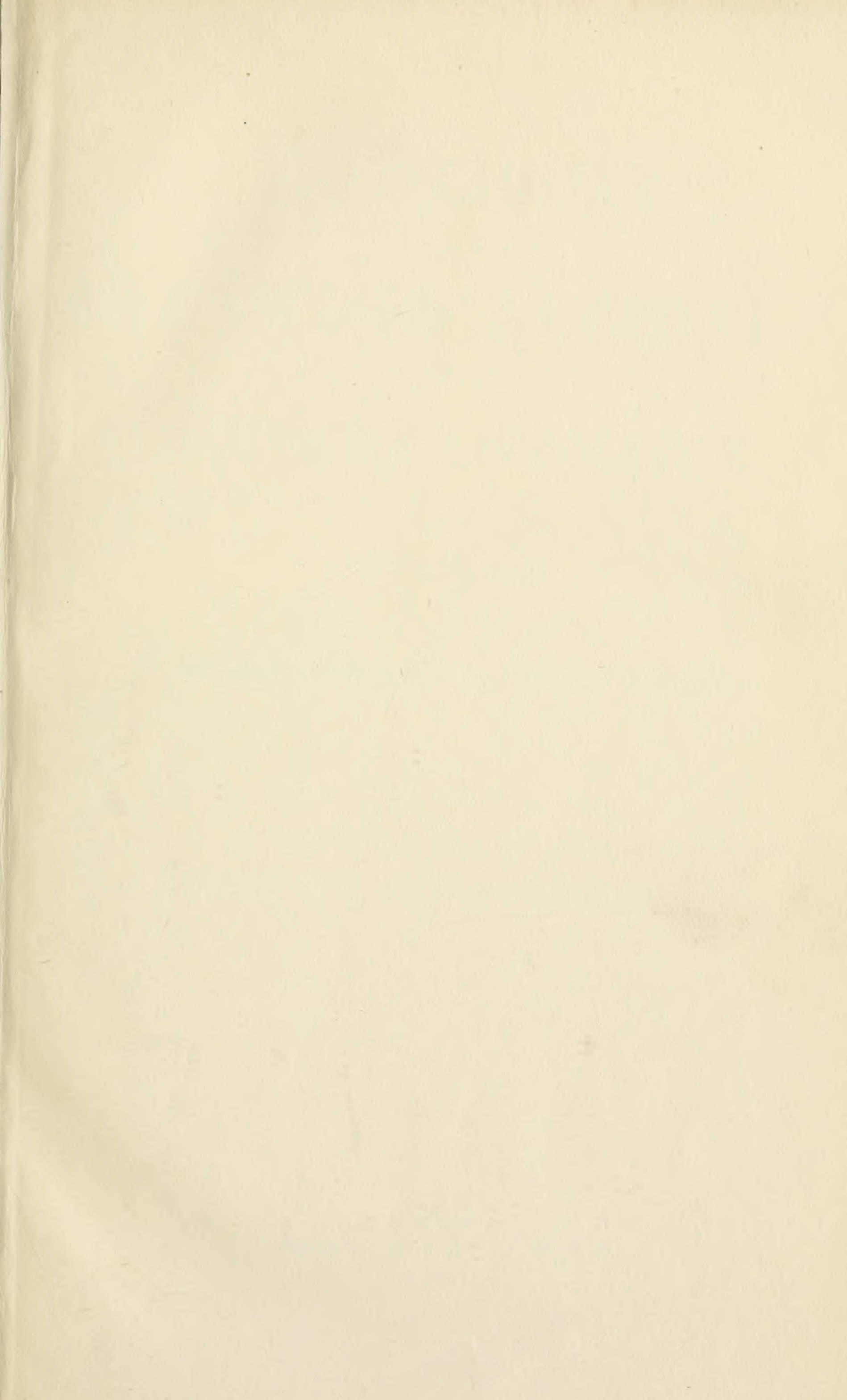
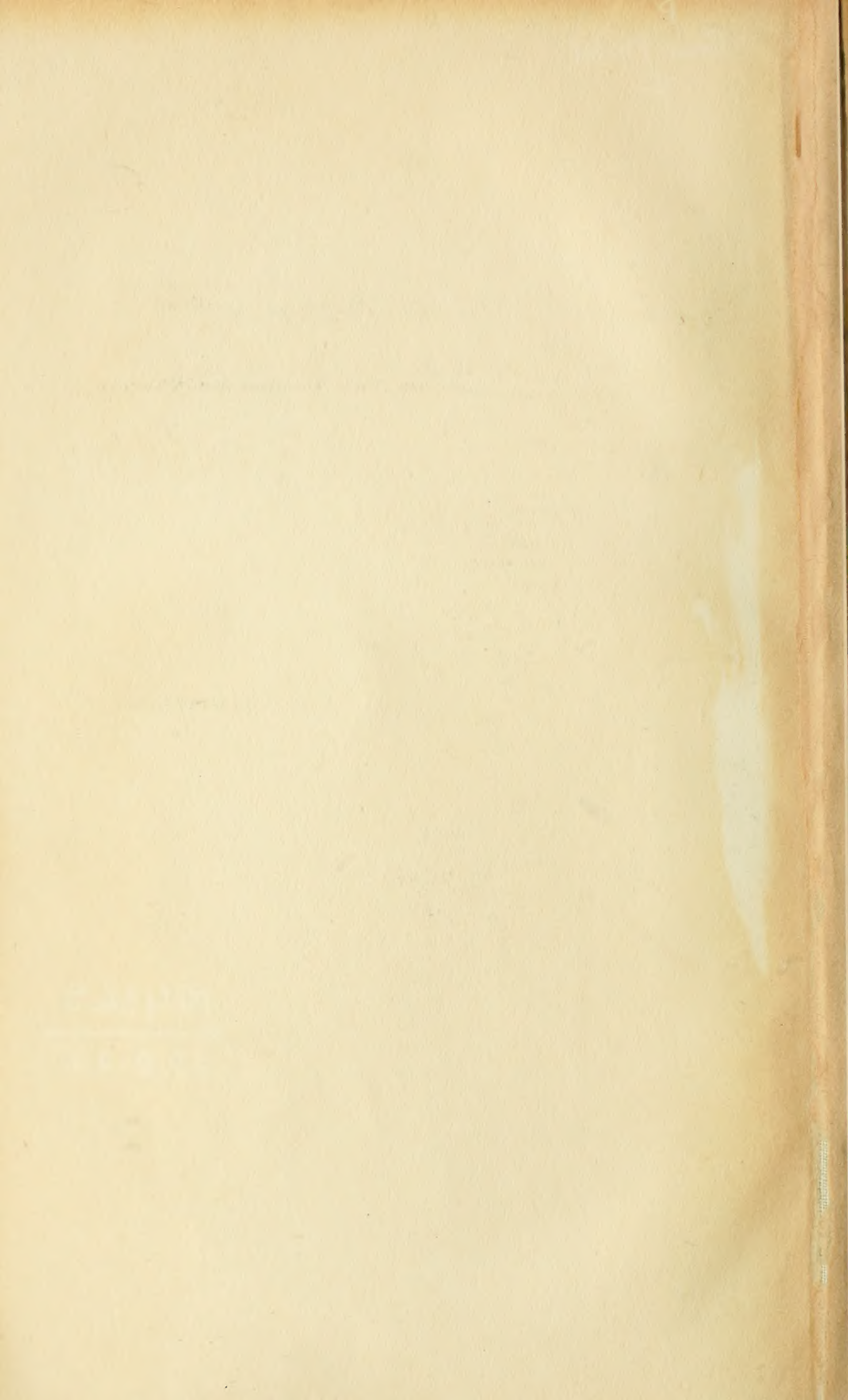








ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND **GUSTAV ROETHE**

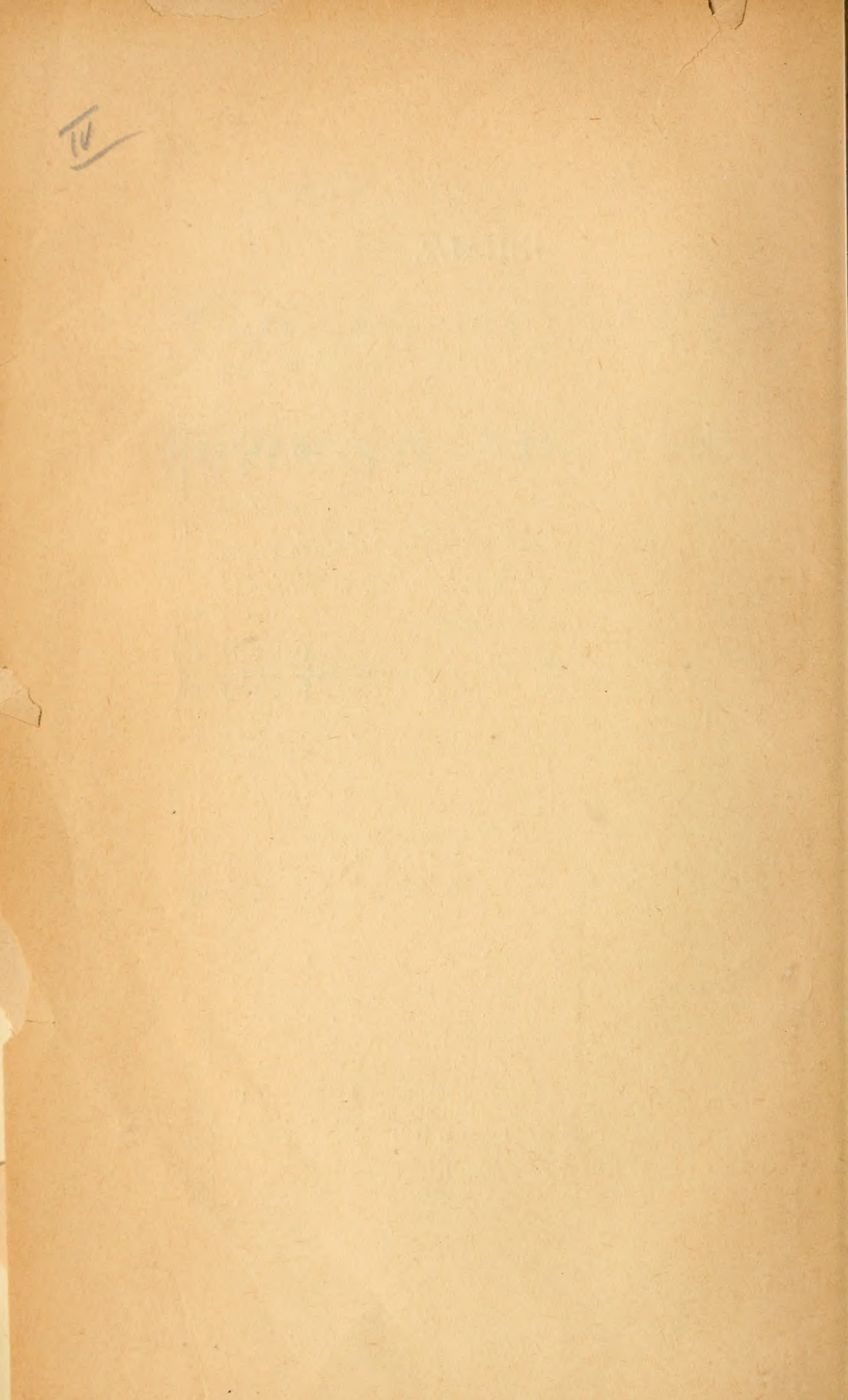
NEUNUNDFÜNFZIGSTER BAND

DER NEUEN FOLGE SIEBENUNDVIERZIGSTER BAND

BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1922

III

INHALT.



EINE REIMBIBEL DES 12 JAHRHUNDERTS.

NEUE BRUCHSTÜCKE DES SOG. MITTELFRÄNKISCHEN LEGENDARS.

Das Franziskanerkloster zu Hall in Tirol besitzt neun pergamentbruchstücke, die herr professor P. Max Straganz von buchdeckeln ablöste und mir in dankenswerter weise zur veröffentlichung überliefs. es sind zwei vollständige doppelblätter (6. 8), *vier querstreifen von doppelblättern* (2. 3. 7. 9) *und drei teile einzelner blätter* (1. 4. 5). *die doppelblätter zeigen* 28 *nicht liniierte schriftzeilen, sind* 20 *cm hoch, das vorderblatt ist* 12,5, *das rückblatt* 13 *cm breit. die querstreifen* 7. 9 *sind die obersten teile von doppelblättern mit der vollen breite,* 7 *hat zwei schriftzeilen und ist* 2 *cm hoch,* 9 *hat* 3 *zeilen und die höhe von* 2,7 *cm. die streifen* 2. 3 *sind gleich breit,* 2 *hat* 12,5 + 8,5 *cm, ist* 4,5 *hoch und der obere teil des doppelblattes mit* 7 *zeilen;* 3 *hat* 10 + 11 *cm, in der höhe* 3 *cm,* 5 *zeilen und ist aus dem schriftteil herausgeschnitten, über* kunich (*vers* 96) *ist der untere strich eines* g *erhalten, der untere querschnitt gieng durch die oberen buchstabenenden der zeile; man kann annehmen, dass die abgeschnittenen zeilen unter vers* 100 *und* 108 *fast dasselbe enthielten.* 1 *ist im buge abgetrennt,* 15 *cm hoch,* 11,7 *breit, rechts und unten beschnitten, die* 24 *zeile ist fast ganz weggefallen. die streifen* 4. 5 *sind* 20 *cm hoch,* 6 *cm breit,* 5 *ist oben stark abgeschürft;* 4 *ist das äufsere randstück eines vorderblattes,* 5 *ein inneres blattstück, die ersten buchstaben der vorderseite sind weggeschnitten.*

Alle stücke gehörten der gleichen und einheitlichen handschrift an. sie zeigen die schrift des 12 *jh.s, die seiten* 4 *b,* 5 *b,* 6 *a d,* 8 *b c sind durch das aufkleben und ablösen zum teil stark mitgenommen worden, aber das meiste lässt sich noch sicher lesen. die blätter* 4. 6. 7 *haben etwas kleinere buchstaben, es gehn so auf* 23 *zeilen von blatt* 1 *fast* 24 *von blatt* 6. *die verse sind fortlaufend geschrieben, der erste vers des reimpaares mit grofsem anfangsbuchstaben* (unde 34 thie 396 Vnde 329 In 280 Also 159. 421) *und am zeilenbeginn abgerückt. die reime sind durch puncte be-*

zeichnet, er fehlt nach 20. 34. 44. 222. 244, *steht irrig nach* uort 231 *und ist radiert nach* ſprach 66 chumet 92 gebot 212. *auf blatt* 8 *c ist am seitenschluss* nathe tete *unter* got tho ge- *geschrieben, vers* 394 *der über die zeile nachgetragen*, 111. 356 n, 422 i *übergeschrieben,* 195 inther *durch beistrich getrennt. radiert ist* 67 *in* gevunde v *aus* w, 71 ie *zu* i, 180 ime *zu* ine, 92 *nach* wa *ein strich,* 5 *a* 19 *vor* waſ *ein* ſ. *die majuskel zu* ſ *ist* S; s *steht in* 347 dorste *veranlasst durch den darüberstehenden bogen des* g, *sonst noch in* 5 *b* 17 iſrahelis, 336 ſcs, 372 margaritas (*aber* 373 porcoſ). *neben* d *kommt auch* ꝺ *vor, einigemale unter* g. *Unterscheidendes* ˆ *findet sich ab und zu*, dât rât âſ gêt êr nît zît. *initialen fehlen,* I 130 P 294 *am zeilenanfang,* I 4 *a* 1. 204. 434 *innerhalb der zeile.*

Der abdruck ist buchstabengetreu, unsicheres ist eingeklammert, die verse sind abgesetzt, die nur bei lateinischen wörtern vorkommenden kurzschreibungen beibehalten.

1 a

then inthen unden.
Wande alleſ theſ nieht | negenaſ.
theſ tho lebentigeſ waſ.
Hiwære thie noe behilt inther arcan.
5 thie ime got thar zů hiez wurchen.
Vnde thaz tha nieht nemahte geneſen.
thaz nedorſte inther arcan nieht weſen.
Zů ther arcan habet noe hunderet iar getan.
wande ſie ſcolde manigen ſtoz untfan.
10 Thar uuaſ ouch ane groze gemach.
ſie habet inuuether halſ ꝺruge thac.
Vnde uuaſ alſo gethihte.
thaz thar nechein wazzer in chomen nemahte.
Si waſ alſo ein huſ geſchaffen.
15 unde manich ualt binnen gemachet.
Si ſcolde manich ualt uueſen.
tha ſo manich tier inne ſcolꝺe geneſen.
Thïe tier thie êr uuaren grim unde wilde.
thie wurthen tho ſanfte milde.
20 Sie uuvrthen noe milde gemachet
also ſie got adame habet geschaffen.
Noe nam tho inthie arca zuei geliche.
uon aller uuihte geliche.
Von then reineſten nam er ſibene.
25 thaz er gote ze opfer hethe ze gebene.
Vnde uorht bliben mahte

uon then anderen thaz geſlahte.
Ther |
tha got |

1 b

30 habet.
theſ uuihtegelich lebet.
Tho gienc er | in mit allen thiſen.
thie tha ſculðen geneſen.
unde liez uzen thie arcan
35 got ſelben bewerchen.
Tho begunden thie wazzer wahſen.
uon then tieſen abyſſon.
Tho guzzen ouch thie himel ronnen.
uon then wolchen thie brunnen.
40 Vierzech tage unde uierzech naht.
thaz thiv uloth hete thie chraft.
Thaz ſie thie arcan uon ther erthen.
geburite uber alle bŏme unde uber alle berge.
Tho thie uber grozze ulůth
45 hunderet unde uifzech tage geſtůnt.
Vallen ſie tho begunde.
zů them tiefen grunde.
Theſ uuolðe noe thie uuarheit bevinden.
unde liez einen raben uz wenthen.
50 Thaz er iz ime chundet.
of er iergen lant vunðe.
Tho newolde ther ungetriwe raben.
ther trivuuen nieht pflegen.
An ein âſ er sich nither liez.
55 unde ſine boðescaft uerliez.
Tho noe thaz uernam.
thaz ther raben nieht nequam.
Tho liez er eine thuben uliegen.
thie neuuolde in nieht bethriegen.
60 War tho ſi negeſach then bŏ|me noch thaz lant.
(ane them ſ . . . ſ)

2 a

Theſ ſcalt thu nu liebe uater ezzen.
turch thinen willen haben ich iz gewunnen.
Ther uater tho zů ime ſprach.
65 wie gewunneſt thu ſo ſciere liebe ſun daz.
Ther ſun ſprach waz of mir iz got gegunde.
thaz ich iz ſciere gevunde.
Ganc mir naher ſprach yſaac zů them kinde.
thaz ich thie

2 b

70 under ſinem geſlahte thaz uolch.
An them i: got gereche.
thie ime ubel geſpreche.
Goteſ hulde ther habe.
ther ime wol ſage.
75 Alſo er thiz habet getan.
unde iacob uon ime waſ gegan.
So chumet eſau mit wine unde mit brote.
unde geſothem wiltbrathe.
Vnde ſprach thu ſcalt

2 c

80 al thar begraben wart.
Von iac . . . | zuelf sunen.
ſint ther ivthen z . . . | ſlahte chomen.
Von then quam . . . | herren.
thie pphete unde apoſto . . . |
85 Ther iacobeſ kinde hiez ein ivd . .
. . . | theſ geſlahte xpc geboren waſ.
. . . | waſ ouch ein . . ſ

2 d

r aller nît trůch.
thaz er ther rethe | . . .
90 Von thiv ſie ubel in untfingen |
. . . fter in uſ thaz felt quam ge| . . .
Vnde ſprachen ſie nu, wa ther| . . . re chumet gegan.
waz thunchet | . . en of wir in ſlan.
Ruben ther| . . .
95 . . . eduhte ime gůt |

3 a

Herre kunich nu neſcalt thu nieht la|zen.
newer einen wiſen man ſcalt t(u) | thar zů sezen.
Ther al thin rich turch | uare.
unde thin uolc mit manihen b: | ware.
100 Ther ouch plege thineſ rateſ.
th(a) . . | . (. . . ſl . . . theſ ſateſ ſ)

3 b

ffraym.
hiezen thie kint ſin.
Ioſephe|: heſ nieht ne uergaz.
105 neware tete alſ|: r ſelbe ſprach.
Er uvr turch allez |: haz riche.
unde warnet arme unde |: ich.
Vnde plach ouch ſelbe theſ rateſ.

3 c

mit neuaren.
110 Ther einige muſ wither | zû then benthen.
under theme iz wer the uv,^{n}den.
Iwer ander nechein.
newære | uaret uort heim.
Von then aldiſten | ſie iz begunden.
115 unde thie ſacche alle (. . b . d . . T .)

3 d

Oh mir herre eineſ thingeſ.
theſ ich mir | under want theſ kindeſ.
Vnſer uater | iz ſo lief habet.
alſo wir haben geſaget. |
120 Thaz er mir iz nicht negaf.
êr ich ime | an mine trivwe theſ uerblach.
Ich wol-| (ðe êr ſelbe)

4 a

rurten. oachim
a ther ſtat. Ther
e . then nabucho-
nam er zewibe
en richen wole
livthen . von ſco-
um garten . ſi ha-
te. Inthem ſie ofte
te plach. Tho wa-
e althe man ze
n iren mût be-
rowen ze hûre
har umbe wur-
ten geburgen
. wanne ſie thie
(n) karten. Tho ſie
(n). zo ther uro-
h inthem ſumer
ahte bathen.
a them bathe
ſ argeſ neuerwan-
z turlin ware be
mit ire began.
n begen. iz ne
. Newolde ſi iz
(n) thaz uber ſi
geline mit ire
z them ſolche offen

4 b

bare k . . . . al :
. . te . . . under
. . . . . grozen
Tûn ich thiſe dât.
5 ich mit ivh iz ni
nicht untflihen
mich ſlahen. tha(r)
getan. Vnde beg(u)
. . . . . (z . ſi)
10 . . ſie neliezen th
(geſlihten uon) the
wære . . . (ich)
. . . . . .
vil harte . . .
15 . . mich wunder h
the wunder ſage
thie thaz gerihte
den thaz iz alſo
. . re. Vnde wolde
20 ſi ſcolde ſteinen.
th:n . tho ſie
de vil inneclich u
ende tæte. unde
. . . uerholen un
25 thinc weiſt. er ſi
in erthen. Thu we
b(i . . ein . ther) ni(e)
Nu ſcal ich unſcul(d)

5 a

t ge lich bift
thaz thu geft mit them kin(d)
bist. thu dregeft then heilige
tho faget. tho fie elifabeth ge
nificat anima mea dn̄m . w
nen heiligen fun. Thef frow
wif. thaz ich drage finen he
got under aller thieth. gef
můthicheit. Thaz ich finen h
tragen. thef mugen mich all
gen. Vil falich waf unde ift
fcā maria thie heilige urov
lifchem goðe waf fo ðrut. t(h)
zeiner můter. unde zů ei(n)
(i)re uater unde ire kint. t(h)
thinc. Thaz ne gefcach nie e
(t)het niemer mer. Iz waf e(i)
(h)iez zachariaf. ther beithe
(a) waf. Thef wif elizabet hi
n gotef thineft fleiz. Thife z
(f)ament lebeten. er fie kint (h)
(v)il ofte wart uerwizzen.
ne kint habeten gefezen. (V)
(w)if bofe faget. thie bi iren
ete. Then iz auer ther got.
(g)et. thaz fie inire alder w
hie begiengen felbe rehte
(n)en ouch heilige kint. Alfo

5 b

burt . . . en
chehen al . . . . . .
. Wande wir iemer th . . g . .
unf rehte thinc gefchehe.
5 them geflahte. thaz er prif-
Tho ther zît waf unftan. thaz
ch iren ewen fcolde began.
gienc. zů them opffer er
them altare fcolde gan . fo
10 (t)ef engel z(e them altare) ftan.
(r) quam êr in ther engel trof
rach zachariaf nuneforhte
(u)n . fcal thir dragen elizabet
eigen iohannem fcalt thu
15 ge fcinen anther erthen.
frowet werthen. (E)r fcal m
erem herren. uon ifrahelis vo
hef nieht gelŏben newolde
r ein vil alt m(an) waf. Beith
20 : l. . . . . . thie bothefcaft
e zů ther engel. ich bin fag
r fta: (alfo) hin uor gote zů
te. Nu thu mir iz nieht (wi)
al ich thir thaz ware zeich(e)
25 alfo lange ftumme wefen
f ift genefen . Vnde thu ime
gegeben . fo iz intheme ahto
fnithen. Zachariaf al thar

6 a

(*vier zeilen ganz abgeschürft, ich lese:* vngelich thaz fie tho nie
. . . | . . . unde . . . | er . . . fciere unde . . .)
125 . . . gote | waren genomen.
Vnde . . . . . . ge|fturbe.
unde auer lebendich wurthe.
Vnde fagent thaz thie falige al fculen fterben.
thie hir indomeftage lebendich uon then uuerchen. |
130 nthem ahtoden tage wart thaz kint circumcifuf.
tho wart iz geheizen iefuf.
Then namen ther engel marien fagete.
er fi thaz kint untfangen habete.
Inthem vierzichiften tage . . . thaz gefca.
135 then wir began thar na.
Thaz thri kunige thef(landes genathe:
fich | ime unde ime funder)lich gaben brahten.
Then irfchein ein (fterne)

in ofterich verre.
140 Ther waf groz unde lieht.
ther ne(ftůnt) an them himele nieht.
Thaz nieman êr negefah
noch fint mer netete thaz
. . . ftern fi gekuren.
145 thaz xpc ware geboren.
Ire gabe fie tho namen.
unde ze ierl̄m quamen.
Vnde urageten, wa xpc (here)
ther ivden kuninc wære.
150 Then wolden fie ane beten unde eren.
alfo fie fcolden uon rehte iren herren.
Sie gefagen finen fternen.
in ofterich fo uerren.
Ther ware groz unde herlich.
155 anderen fternen ungelich.
Alfo er mit rehte.
xpm bezeichen mohte.
Then fagen fie uon iren lande.
Alfo er boben ierl̄m ftůnde.
160 Alfo herodef thice uernam.
6 b vil | harte er iz underquam.
Want er thef getriv|wen newolde.
thaz anther kuninc wefen ne fcolde.
Von then fcribif her tho befůhte.
165 war thaz kint wefen mohte.
Sie fprachen, fie heten in pphetif gelefen.
iz fcolde inbetlehem geboren wefen.
Herodef mit then trin kunigen fprach.
unde vil inneclich fi bat.
170 Thaz fie ime uon them kinde fageten.
alfo fie iz anegebetet habeten.
Wande er iz ouch anebeten wolde.
thaz er note lazen fcolde.
Alfo thie kunige herodif wort gehorten.
175 zů betlehem fie kerten.
Tho fie ire gebet habeten getan.
van them wir nu fageten.
Zů xpm unferen herren.
uolgeten fie them fterne.
180 Alfo fie quamen thar fie ine funden.
vil urolich fie in giengen.
Vnde anebeteten then anther erthen.
ther fie geliez gewerthen.
Tho fie ire gebet habeten getan.
185 uor thaz kint fie giengen ftan.

Ther eriſt brathe ime arabieſ golt.
thaz bezeichenot thie kuniclich gewalt.
Wiroch ther ander ime brahte.
mit them er ſiner godeheit gedahte.
190 Mirram ther dritte ime gaf.
want er in waren menniſchen geſach.
Vnde ſi in ouch ſcolden haben.
ſo man in ſcolde begraben.
Tho ſie ire opfer zether wiſ habeten braht.
195 tho gebot in,ther goteſ engel in ther naht.
Thaz ſie einen anderen wech wither kerten.
6c unde herodeſ geboteſ | nieht nehorten.
Sie ſcolden theſ haben hůte.
thaz ſie nieht nequæmen zů herode.
200 Want er iz turch ualſch tete.
thaz er ſie zů ime komen bæte.
Einen anderen wech thie herren.
na theſ | engeleſ gebot fůren.
n them oberiſten tage | thaz geſca.
205 uber drizzich iar thar na.
Thaz unſer herre zů them iordane gienc.
unde thie thǒfe uon ſcē iohanne untfienc.
Sint in ſcs̄ iohanneſ gedǒfet.
ſo quam er uber ein | iar zů einer brutloft.
210 Tho ther goteſ engel | alſo ich ſagete.
then drin kunigen geboten habete.
Ioſeph er in droume gebot thaz er uf ſtůnde.
unde er in egypte uůre mit marien unde mit them kinde.
Wande herodeſ theſ habete gedahte.
215 thaz er thaz kint ſluge of er mahte.
Vnde gebot thaz ſie waren in them lande.
unce er in then uriden kunde.
Ioſeph tho tete.
na theſ engeleſ gebote.
220 Sumelich ſagen thaz ther engel tho zeſtete.
ioſeph nieht ne gebute.
Noch herodeſ tho zeſtunde
nieht nelieze hǒbeten thie kint.
Niwar alſo er uername.
225 thaz ime ther kunige nechein nequæme.
Thaz ſie ime uon them kinde nieht neſageten.
alſo er ſie gebeten habete.
Thaz er wurte theſ uerbolgen.
unde begunde in mit here uolgen.
230 Tho er ſie nieht ne funde.
thaz er uort. vůre zerome.
Vnde ſuhte theſ ther romære rât.

6 d of er tûn feulðe | thie (meintât)
. . . under al then kinden |
235 . . . mahte vinden.
An then . . ðer | . . . . er beuelhen finen holden.
thaz | fie alle thie wege befezzen wolden.
Of in chein kint bequæmen inthen wegen.
thaz fie in abenæmen thaz leben.
240 Mit thifen fagent fie thaz dimaf unde (ram)atha waren.
thie fint gevangen wurthen mit unferem herren.
Vnde thef genuzze dimaf.
thaz er mit unferem herren genaf.
Thaz er nach herodif gebote
245 them kinde nicht netete.
Thaz er ime thaz leben nicht abe nenam.
tho iz ime anthem wege bequam.
Thaz thef anderef unwillen.
thef vůr er zů ther hellen.
250 Ther gotef engel iz iofepho fagete.
tho herodef fin ende getan habete.
Vnde fagent fumelich, tho unfer herre.
(gen) egypte lande uv̊re.
Thaz unfer herre wære.
255 in them fibenden iare.
Vnde er uermithe archilaum.
thef kunigef herodif fun.
Thaz er ze ierlm̄ nicht nequæme.
want er iz thar uernæme.
260 Niwar in nazaret blibe er inthen ziden.
thaz er uon archelao ne wurthe uerraden.
Vnde tho erift quæme zeierl̄m unfer herre.
tho archelauf beliben wære.
Inthem vierzichiften tage nach ther heiligere burt.
265 wart thaz kint zekirchen gefůrt.
Tho wart thaz kint ihc̄.
7 a gedragen | zů them gotef huf.
Scā maria druch felbe iren | ðrut fun.
zů ierl̄m inthaz templum.
270 Sinef |

7 b

thich herre mach befcŏwen.
Nu lezeftu mich | indinem fride.
wande ich dich gefehen habe. |

7 c

na ime hiez gen.
275 Venite poftme alfo er fagete. |
tho er fie zu ime lathete.

Zepetro ſunderlich |
(hir) ſinen iungeren |
7 d
herre tho zů ime ſprach.
280 In ſunne tage wirdet | thaz.
Ther ſunne tach thar na.
inthem ſehſten | tage geſca.
Alſo iohanneſ ſ

8 a
anther erthen.
285 ſine hulde muzen erwer|uen.
Thaz wir ſine gebot hir ſo began.
thaz wir ſineſ richeſ teil untfahn.
Thaz er unſ mit rehte nemuge uerſagen.
ſo wir ſin gebot hir getan haben.
290 Wande thie ſineſ uater gebot abe gêt.
mit rehte er ſineſ erbeſ abe ſtet.
Ther wir ein teil geſaget haben.
unde noch ein teil ſculen ſagen.
etruſ unde ivdaſ zuen apoſtoli waren.
295 unde taten beithe wither unſeren herren.
Ire beider ſculde waren grozlich.
al newæren ſie nieht gelich.
Petruſ unſeſ herren thriwarf uerſag.
iudaſ in uerkŏfte umbe einen lutzel ſcaz.
300 Thaz er nieht getan neſcolde haben.
wolt man ime al ertriche geben.
Zŭ thiſen grozlichen ðingen.
gemeret er unſælige ſine ſunden.
Thaz er unſer herre. then er umbe drizech penninge uerſalt.
305 mit einem chuſſe uermelden ſculde.
Thice ne ſcal nieman wol loben.
theſ neſcal ouch nieman plegen.
Thaz wir then kuſ them bieten.
antheſ leben wir raten.
310 Wir ſculen iz ouch zů them miden.
then wir hazzen unde nithen.
Iz neſcal ouch turch thaz niemanne lichen.
wande ther kuſ iſt theſ urideſ zeichen.
Then ſie ubel mit unſeren herren begiengen.
315 tho ſie in mit them kuſſen geviengen.
Ther | kuſ wart iemer getan.
turch then gůten thomam.
Thaz ſie in ne . . . unſeren herren.
wande ſie vil ge . . . waren.
320 Thaz zeichen hate then ivden.
ther unſalige ivdaſ gegeben.

Petruſ unſeſ herren alſo ich ſagete uerſach.
tho er uon then ivden gevangen ſaz.
Theſ er ime thar na theſte wirſ gehabete.
325 wande iz ime unſer herre uor ſagete.
(Ime) unde anderen then herren.
thie thar mit ime waren.
Tho er ſine merunge habete getan.
Vnde in berge oliuete ſin gebet (w)olde began.
330 Theſ g . . er . . . uuarue . . . erthen.
daz goteſ wille an ime mûſte gewerden.
Thaz anſineſ fleiſcheſ brodecheit.
ther wille wurthe ſiner gotheit.
In thiſer naht ſprach er ſo mich thie ivden uahn.
335 ſo ſcult ir min alle abe gan.
Scs̄ petruſ tho ſprach.
herro war zů ſpricheſt thu thaz.
Scal ich ouch then dŏt ane gan.
ich newil thin nieht abe ſtan.
340 Peter ſprach er wir ſculen thie warheit ſprechen.
thu ſcalt min ðriwarf in thirre naht uerſachen.
Thaz ſcal êr ther hanecræt geſcehen.
theſ niſt zuivel nechein.
Tho iz alſo geſcach.
345 tho gienc iz petro vil nach.
Thaz iz ime ie ſcolde geſchen.
thaz er theſ heiligen criſteſ nedorste iehen.
Ime waſ tho beithe.
zorn unde leithe.
350 Vnde vil ſere weinen began.
tho er ſich rehte uerſan.
Theſ pleif er uort an ſinen eren.
unde dienet

8 c

anwurte.
355 tho ſi in bat ſo vil harte.
Iz newaſ niwet gut thaz man under ſtu,ⁿden.
ther kinde broth gæbe then hunden.
Si ſprach iz uro wære alſo.
theſ uuære ſi unfro.
360 Toch wurthen under wilen then welfen.
thie broſmen uon them tiſche ze helfen.
Sine kint unſer herre thie ſaget.
thie er uon then ivden becheret tho habete.
Hunde hiez er thie thiet.
365 thie thie afgot beget.
Uon then thaz wif waſ.
ther ðohter thar genaſ.

Brot hiez er ſine wort.
uon then ſie zû them libe bekert wart.
370 Von then er ineiner andere ſtat.
zû ſinen ivngeren ſuſ ſprach.
Nolite mittere margaritas.
ante porcoſ.
Nieht ne ſcult ir mine mergrizen.
375 uor thie ſvin giezen.
Tha meint er thaz ſie (nechein)er dumber thiet.
ne predigoten uon ſiner wiſheit.
Ther muter otmûdlicher worte.
(genu)tze wir alle harte.
380 Wir waren uon then ſunden.
gelich . . . then hunden.
Zû them wibe ſprach unſer herre.
thaz ire gelŏbe groz wære.
Vnde ire wille gewurte.
385 thaz ire kint neſturbe.
Thin kint ſprach er gut wif.
behaldet wol then lif.
Inther ſelber ſtunt.
wart ire kint geſunt.
390 Thice geſcach inther zît.
thaz begunde thie criſtenheit.
Von ther heithener thiet.
thie noch thie afgot beget.
Wir | thanchen ðer in unſerem gebete.
395 ther got tho ge'nathe tete. |
8 d thie theſ criſt geſan.
thaz ſie criſtenheit gewan.
Wir thanchen ouch then zuelf herren.
unde allen predigæren.
400 Thie unſ mit goteſ worthen.
zû ther criſtenheit becherten.
Sie ſint alle unſer mûter geiſtliche.
thie unſ gebaren zegoteſ riche.
Wir loben theſ furtheriſt gote.
405 ther unſ genathen tete.
Thaz er unſ then ſin habete gegeben.
thaz wir ther afgot nicht neplegen.
Thaz wir getroſt ſin uon ſinen worthen.
unde zû them ewigen libe ſin bekert.
410 Wande iz unſeren ſelen alſo vil ſcadet.
newurten ſie mit goteſ worthen nieht gelabet.
Alſo iz unſer lichnamen tût.
wirthet ime unzogen thaz brot.
Thaz iſt ouch gelich thiſen thingen.

415 thaz wir lefen uon einem blinden.
Ther bithem wege faz.
unde unferen herren finer ŏgen bat.
Von them wege er felbe fprach.
tha er mit then ivden faz.
420 Ich bin ther wech unde thiv warheit.
Alfo them wol ther thar aneget.
Ther blinde bezeichenot thie he,thenfcaft.
die ther warheit nicht nefach.
Sie waf vil uerre them wege.
425 unce fie fprach herre genathe min habe.
Alfo fciere fi thaz fprach.
bi them wege fie gefaz.
Ther uerleh er fine ŏgen.
thaz fie in gefach inthem gelŏben.
430 Anthem wege fi tho gienc.
9 a tho fi thie | tŏf untfienc.
Ther bekennet thie gotef war|heit.
thie finen wille hir begeit.
z waf | ouch bither warheit.
435 thie ivdifche thiet.

9 b

wort er nieht neuerahl.
fint fie ime unfer | herre beuahl.
Sine fcaf er leret.
thie zigen | er bekeret.
440 Wol bewaret er fin fcaf an finer

9 c

Alle criften unfer brůther fint.
wandė wir | alle fin einef uater kint.
Wir fin alle ge|brůdere unde fueftere.
uon unferem uater

9 d

445 Of er mit finem brůder then er hir gefihet.
un|brůderlich beget.
Wie fcolde wir thanne got | uater minnen.
then er nemach gefehen noch

Anmerkungen. Mit b sind die Donaueschinger blätter gemeint, nach der zählung bei Busch und vKraus; mit K ist auf vKraus Deutsche gedichte des 12 jh.s verwiesen. A B C s. s. 19.

4. Hiwære *lis* niwære; *in b kommt* Wir *vor für das richtige* Hir *A* 467. — niwære *'nur', vgl.* newære 113 neware 105 newer 97 niwar 224. 260 *und* newere *A* 86 newar *A* 84. 104. 413. 705.

7. dorste *bair. für* dorfte (*A* 13. 280. 283), *vgl.* dorste 347 *und* ich ne dar *C* 56.

8. habet *prät. für* habete. *B hat öfters prät. ohne* -e, *zb.*

habet 11. 21. 75, warnet 107, saget 362, gemēret er 303, *in b* gedolet 307, vorsaget 475, saget : habet 497, predicot 350, saget 547. 567. 572, trowet 559. *ferner* chundet, versalt *B* 50. 304, wolt man 301. — *vgl.* tet her, thet ouch *b* 355. 360. — -e *fehlt im dat.* gebot *B* 203, got, volc *b* 334. 340, *vor vokal in* zuēn apostoli *B* 294, ther them (under theme iz *B* 111 *aber* mit them er 189), *in* rich *B* 98. 107, *plur.* sumelich 252. *b* 345, *adverb* offenbarlich : in himelrich *b* 305, want er *B* 191. 200. 162 want er 259 (wande er 172) vil, wol, vor, *adverb* ubel 90. 314; *A hat* there, theme, vile, wole, uvele 252. — getān, *'tun' ist auffallend häufig,* wither got t. *C* 74 *B* 295 *b* 502, *s. zu* 75. 4 *b* 4. 143. 176. 251. 395.

10. groze *lis* groz, *vgl. sing.* groz zeichen *A* 682.

11. druge thac *wohl* drī gedach *drei stockwerke,* coenacula et tristega *Genesis* 6, 16.

14. geschaffen *das part. des starken verbums, wie* 21 *und C* 5, *prät.* gescuof *C* 27. *vgl. in A* gescaffot : gemachot 2. 10. *prät.* scafodo : machodo 142.

15. manichvalt *widerholt* 16, *vgl.* milde 19. 20, nam 22. 24, wart gedragen, druch 267 f *u. a. K. s. 263.* — binnen. inne 17, *vgl.* boben 159, bovon *A* 612. 664, boven *C* 41.

18. grimme ande egisliche *A* 382.

19. *lis* sanfte unde milde, *zu* sanfte *für* senfte *vgl.* in sanftin unkreftin *Roth.* 2558.

21. *dat.* Adame, *gen.* Adames *A* 700, *vgl. gen.* Jacobes *B* 85 *und in A* Abraham Abrahames *acc.* Abrahamen -on 729. 713. 738, Maria *dat.* Marien *B* 132. 213, *A* 240, *nom.* Josephe 104 Joseph 218, *dat.* Joseph 212. 221, Josepho 250, *gen.* Herodes 197. *b* 364 *dat.* Herode 199. *Ab* 346 *aber gen.* Herodis 174. 257; *die namen werden sonst lateinisch flectiert,* Jacobus *A* 341, Christus, Petrus, Paulus, Pilatus, Martinus, *dat.* Christo Petro, Paulo, Pilato, von Decio *Ab* 459, *acc.* Christum Petrum Tyberium Lazarum, *voc.* Peter *B* 340, Judas Judam von Juda *A* 395. 562, Cosdras *dat.* Cosdre 636, Nero von Nerone, Symon Symonis Symoni, Johannes *gen.* -is, Rachel *gen.* Rachelis *A* 46, in Indiam *abl.* in India, in Epheso *u. a. neben acc.* ze Romam *A* 19, *abl.* zo Roma 36 *steht* vuore ze Rome *B* 231 *und* quāmen ze Rome *Ab* 321 *im reim. vgl.* themo grēven Agrippen : rihten *A* 169, thes heiligen cristes *B* 347.

24. er *immer in B C,* er *und* her *in A und b.*

25. hethe, *vgl.* hete 41, heten 166, hate 320; hedde *A* 5. 65, *sonst B* habete, *A* havodo.

26. uorht = vort *zeitlich, vgl.* 352, vorth wonen *A* 220, vorth sagen *C* 26 *und* varet vort heim *B* 113, er vort vuore ze Rome 231, vōr her in Indiam vort *A* 401.

32. thisen : genesen, *A hat meist* thes-, *B immer* this-.

33. sculden, *vgl.* sculde 233. 305, *sonst auch im conj.* o (*zb.* scolden 198) *wie immer in A.*

37. *vgl.* daz abysse *Tundalus K.* 11, 176.

42. erthen : berge, *vgl.* sageten : habete 226, worthen : zevuorte *b* 492, unwerthe : erthen *A* 123; erthe *ist nie geschrieben.*

43. geburite, *die kurzsilbigen verba I haben den vocal,* legete *b* 573, nerete *C* 85, generede *A* 645, *s. zu* versalt 304.

50. chundet *für* kunde, *so* 217, *vgl. prät.* gesande *A* 740. *es ligt hier die spätbair. umformung der prät. vor, die langsilbigen verba I konnten im prät. nach art der verba II. III einen vocal bekommen, vgl* kundete kundet *in der Vorauer hs Diemer* 65, 17. 295, 14.

55. bodescaft *wie* 5 *b* 20 *und* heithenscaft 422 *mit* -ft *für* -f, *vgl.* bodescaf *A* 48.

60. war = wære *mit verneintem satze, wie* newære *mit dem bejahenden* (*ält. Judith* wāri mid iri scarphin suerti 1, 10, *Litanei* 230, 35 niht war·den tōt). — then *lis* thie; *stand in der vorlage* the?

62. ezzen : gewunnen, *vgl.* lāzen : sezen 96, cruce : gewande *A* 670, geheizen: cristen 576.

65. gewunneſt thu *ind. wie* gewunnes thu *A* 95.

72. thie *wie* 290. 433, *meistens steht in B* ther. *A hat* ther *und* the, *b* thie = *A* the 469.

73. godes hulde, -en *A* 97. 106.

75. thiz *in B nur hier, sonst immer* thize. *A hat* thiz *und* thit. — getān *vgl.* 200. 218 *und zu* 8.

77. chumet, *das präs. ist neben* was 76, sprach 79 *auffallend; vgl.* komet *C* 53, *inf. und part. prät.* chomen *B*, cumen *A. prät. nur* quam, quāmen, quæme.

83. hērren, *vgl.* 202 thie herren = *die drei könige*, 326 = *die apostel* = zuelf herren 398; = *gesandte des Tiberius A* 19, *Cosdras und Eraclius* 626, *Petrus und Paulus* 51. 176, herre *Tiberius* 18. 27, *Nero* 36. 117. — unser herre *Christus A B*, herre kunich *Pharao B* 96, herre *Joseph i. Ä.* 116, herro *Christus* 337.

84. prophete, *der lateinische nom. plur. fremde wörter werden wie die eigennamen* (*s. zu* 21) *mit der lateinischen flexion gebraucht. vgl.* prophetarum *A* 699, in prophetis *B* 166, apostolus *A* 360, *plur.* apostoli 313. *B* 294, -orum *A* 369, -is 389, martyrium 200, mit martyrio 437, martyria 415, templum *B* 269, bi templo domini *A* 351, von then scribis *B* 164, sīne predicationem gedede *A* 399, sanctus -a -um -am.

91. *auf* untfingen *würde* quam ge|gangen *reimen* (*doch hat das part. sonst immer die form des präs.* gegān, *so* 76. 92, *A* 145. 330); *der reimpunct fehlt jedoch.*

96. nu ne scalt thu nieht lāzen, *K. s.* 137.

99. manihen, *sonst inlautend nur* g *wie auch in A.*

107. arme unde riche *K. s.* 154.

108. *die abgeschnittene zeile enthielt vermutlich ähnliches wie* 101 (. . . h . m . . . ſl . . ſ ſ . . . ſ).

110. muſ *für* muz, *vgl. präs.* werthe 111. — *zu* benthen *vgl. K. s.* 257.

119. *der hinweis auf früher erzähltes ist häufig,* also ich sagete 210. 322, *vgl.* 177. 292 *und in A* 33. 120. 173. 313. 341. 361. 497, so ich sagete *C* 4.

121. verblach *für* verplag = verpflag.

4*a* 16. karten, *vgl.* kerten 196. becherten 401, *in A prät.* e *und* a, *part. nur* a *Busch s.* 322.

4*b* 4. *vgl.* 234, *s. zu* 8.

5*a* 21. sament. samon *A* 397.

5*b* 12. nuneforhte *mit* o, *vgl. Tatian* 2, 5 ni forhti (*Luc.* 1, 13).

128. sagent. *berufungen auf quellen* 240. 220. 252, *A* 235. 343. 345. 357. 714, *C* 71, *mit nennung des namens B* 283, *A* 239. 327. 416. 528, *C* 76.

129. ēr dōmesdage *tag des jüngsten gerichtes A* 152.

130. *der grofse anfangsbuchstabe fehlt, er sollte am rande geschrieben werden.* Du wart er circumcisus sine mud' nanten ihc *K.* 1, 120. *lateinische wörter und wendungen s. zu* 84 *und B* 275. 372, *in A* in omnem terram 315, in fines orbis terre 317. 377, tempora nationum *b* 525, securi pervenirent *A* 417, per ignem et aquam pertransierant 425, in libro vite 718. calvarie locus 574.

134. vierzichisten *ist deutlich zu lesen.*

137. gāben = 146 gābe, *K. s.* 211.

138. *B hat* stern- 144. 152. 155. 179, *der reim verlangt* sterre.
142. gesah *vgl. zu* 344.
143. tete, *vgl. A* 197. 367. 433. 671 *und mit inf.* 39. 133. 170. 647, *s. zu* 8.
151. iren h., *vgl.* iren mût 4 *a* 11, iren ēwen 5 *b* 7, bi iren 5 *a* 24, von iren lande 158, iren drūt sun 268, under eren handen *A* 64, eren hērren 87. 89, eren kinde 254, an eren gebede 278, mid eren rāde 367, eres predigenes 86, eres selves līf 583, *dagegen* in ire alder 5 *a* 26.
152. gesagen *conj. wie* sagen 158, gesagen gesege *A* 272. 282.
154. The turn was groz ande erlig *A* 606.
160. Alse Eraclius thiz vernam, vile harde her is underquam *A* 672, *demnach steht* iz *für* is *s. Lexer* 2, 1788.
168. sprach : bat = *b* 537, sprach : stat *B* 370, *A* 477, saz : bat *B* 416 = sat : bat *A* 712 *und* gesat : bat 674, stat : sat = saz 660, that : stat 135, daz : stat *b* 552, thrūt : ūz 616 *und mit altem* þ scheit : bleif 275, bleif : leit 385 fermeith : screif 716, gestarf : wart 730. 732. — gaf : gesach *B* 190 : verblach (= verpflag) 121, heithenscaf(t) : sach 422, dach (*tag*) : chahf (*fränk.* kaf *spreu*) *b* 508 *und* versag : scaz *d. i.* versach (versōch*? vgl. zu* 298) : scatz *B* 298, *in C* gaf : thac (*tag*) 6, that : gesat (*gesetzt*) 35.
169. ande vile innecliche her gode bat *A* 675 (*vgl. b* 538).
176. *lis* getan habeten : sageten, *vgl.* 184 *und* 171 gebet t. *vgl.* gebot t. 289, kus t. 316, merunge 328, genāthe 395. 405, ende 251, *in A* nōde 37, gerihte 174, predicationem 400, godes willen 701, *s. zu* 8.
180. Eraclius vōr in crieglant tha her sanctam helenam vant *A* 688. — ine *aus* ime, *vgl. acc.* inen *und* ine *A*.
181. Tho gieng Petrus in the stat froliche *A* 221. *K. s.* 85.
192. *l.* scolde, *vgl. zur sache Diemer zu* 235, 13.
197. nach herodis gebote 244, nach thes engeles gebote 219, *K. s.* 72.
198. there cristenheit hōde havon *A* 185.
200. tete = tæte, *in der vorlage stand wohl* dede, *vgl.* lezestu 272, merunge 328.
205. over ein jār thar nā : thaz gesca *A* 237; *vgl.* 209.
207. thie touf untfienc 431, then touf untfān *A* 647, an theme doufe *C* 61.
208. gedoufet, *lis* habete gedouft : brūtloft (*vgl.* chundet 50).
212. Joseph *dat. vgl.* Josepho 250.
213. in Egyptum kērde *A* 393.
217. then vriden, *vgl.* in dinem fride : habe 272, thes vrides 313, *K.* 232.
222. *der reim verlangt* zestunt : kint, *vgl.* 388 *und* half 11, wīs 194, thriwarf 298, *in A* stunt 31, wīs 102, half 627.
236. holden, *K. s.* 257.
239. *vgl.* 246, ava nemon then levon *A* 34. 226. leven *ist in A masc.* then leben *b* 539.
240. dimaſ *der name dec rechten schächers, neben* Dismas, *vgl. Thilo cod. apocr. novi test. I* 580. *der zweite name ist nicht recht lesbar.*
248. Thaz was thes? unwillen *vgl. aber* ire wille 384, sinen wille 433 *K. s.* 249.
249. hellen *A* 155. 709, helle 693*f.* 711*f. K. s.* 228. 179.
251. dede sinen ende *A* 360. 384.
259. *man möchte lesen* wande ther iz.
275. *Matth.* 4, 19.
287. untfahn, *der bair. schreiber setzt* h, untfān : gān, *so auch* 334, *vgl.* 342. 347. 445.

297. al *obgleich, K. s.* 263, *Bech Germania* 5, 503.

298. unses herren *wie* 322, unses thinges *b* 310; *die fränk. form dieses poss.* (*A* unse -ses -sem -sen) *findet sich noch in b* 522 *im dat. plur.* an unsen gezīden, *bair. ist* unser herre, *dat. acc.* unserem unseren, *dat. plur.* unseren selen *B* 410. — versag = versach 322 *ist das prät. zu* versachen 341, *Tatian* 13, 19 fursuoh, *der bair. schreiber kannte das verbum nicht; ob in der vorlage* versoch *stand, ist nicht sicher, denn A hat* 149 *das prät.* gewag, *ahd.* giwuag *zu* gewahenen, *die andern prät. dieser gruppe haben* ō, hof, untsof, drog, slog, vor, stont, gesuōron (*conj.* giwuoge her *Annolied* 803).

302. the grozlichen thing *A* 481.

304. *nach* unser herre *reimpunct, die vorlage hatte wol* unsē herrē then. — versalt *lis* versalde : sculde, *vgl.* wolde *und* kunde *B* 217, gesande : bekande *A* 740 (*Tatian* salta). — drizech phenninge *Diemer* 249, 18; drizzug pfenningo *Tatian* 193, 1, silabarlingo 6.

329 bi monte olíueti *A* 243, an den berch olíueti *Diemer* 255, 16.

334. in thiser naht, *vgl.* in thirre naht 341.

338. then doth anagān *A* 182.

342. gescehen *für* geschen : nechein *wie* 346 geschen : ien.

344. gesca : na (nāh) 134. 205. 281, *A* 237, *dagegen reimt* sach (*sah*) *zu* heithenscaf(t) 423, *zu* gaf 190, : thaz 142. *s.* verhal : beval(h) 436.

347. thes heiligen cristes *K. s.* 186.

352. Thes pleif *mit bair.* p, *vgl. umgekehrt* verblach *für* verplach 121.

354. anwurte *ist das prät.* (*Matth.* 15, 26).

360. Toch *obgleich, K. s.* 263.

361. ze helfen *also schw. flectiert, vgl.* ze helfe : welfen *Diemer* 241, 23 (*Matth.* 15, 27).

362. *l.* sagete : habete.

364. thie thiet *fem. wie* 376. 392. 435, 5*a* 8, *A* 390, thaz romische thiet *b* 492.

366. Uon, U *undeutlich, fast wie* h.

372. *Matth.* 7, 6.

388. in ther selver stunt wart ther kuning wole gesunt *A* 31.

392. *plur.* die heidenne diede *K.* I, 66.

395. *vgl.* 405 *und A* 762.

404. wir loben gote : tete, *vgl.* her gode bat *A* 675.

409. *statt* sin bekert *etwa* bekert wurten *oder* uns bekerten.

412. lichnamen *ist bair. b* 298. 448. 463, *A hat nur* lichamen 164. 165. 231. 448. *lis* unserem l. (*für* unsē?).

436. neuerahl = ne verhal.

438. *Matth.* 25, 32? (*Tatian* 152, 2 scaf, zigun, *nhd. schafe und böcke, latein.* oves, hedi).

Drei bruchstücke derselben handschrift sind bereits 1866 *von Barack Germ.* 12, 90—96 *veröffentlicht worden, sie liegen in Donaueschingen. was Barack über die form und art angibt, stimmt zu den Haller blättern*[1]*; auch die eigenartige lautform ist gleich:*

[1] *herr bibliothekar dr. Ed. Johne in Donaueschingen, dem ich eine photographie der seite* 1 *b zur vergleichung übersandte, teilt mir freundlichst mit, dass die schrift ohne jeden zweifel von der gleichen hand herrührt wie die auf den drei in Donaueschingen verwahrten blättern, und dass auch die gröfse übereinstimmt.*

f *für auslautendes* b: graf līf half thriwarf; ch *für auslautendes* g *nach vocalen:* mach wech kunich trûch; d *und häufiger* t *für westgerm.* d, *dann* th *und* d *für* þ *im an- und inlaut*; *anlautend* p: penninge plegen plach (*einmal* pflegen 53), *inlautend* pf *in* opfer; *für* k *im anlaut* k *und* ch, *inlautend* ch: sacche gedenche werchen folche; *für* sk *im anlaut* sc: sciere gescoben, *inlautend* sch: gemischet valsch; æ *für den nicht immer bezeichneten umlaut* quæme romære; *für* ie *meist* ie, *für* uo *meist* û, *selten* i u, *für* ou *auch* ŏ *u. a.*

Zarncke hat im Lit. Cbl. 1867, 1406 *bemerkt, dass die stücke Baracks zur gleichen reimdichtung gehören wie die von Schade* 1866 *aus Halle veröffentlichten Fragmenta carm. theol. vet., die* 1875 *durch bruchstücke aus Halberstadt vermehrt und von Busch in der Zs. f. dtsche phil.* 10, 129 *ff zusammen herausgegeben und untersucht wurden.* 110 *verse der blätter Baracks sind auch in denen aus Halle und Halberstadt enthalten.*

Als teile der gleichen dichtung und einer dritten handschrift hat vKraus Deutsche gedichte des 12 *jh.s* (*Halle* 1894) *s.* 260 *die zwei bruchstücke erwiesen, die Busch in den Beitr. z. dtschen phil.* (*Halle* 1880) *s.* 279—292 *bekannt gemacht hat.*

Rödiger hat im Anz. XXIV 64 *diesen nachweis bezweifelt; ihm schienen diese bruchstücke eher einem leben Jesu su entstammen, das, nach der breite der darstellung zu urteilen, umfänglich gewesen sein müsse, aber demselben dichter zugewiesen werden könne.*

vKraus hat alle stücke 1912 *in seinem Mhd. übungsbuch neu herausgegeben, auf grund eigener lesung genau nach den handschriften, s.* 1—15 1. *Mittelfränkisches legendar, in der anordnung und verszählung von Busch, s.* 16—18 2. *Mittelfränkisehe bruchstücke, die von Busch* 1880 *veröffentlichten Bruchstücke eines mittelfränkischen gedichtes; vgl. dazu im Übungsbuch s.* 239 *f die litteraturnachweise und anmerkungen.*

Rödigers bedenken sind verständlich, weil der text des 'mittelfränkischen Legendars' in sich einheitlich ist und weil man an das legendar glaubte. Zarncke und Scherer waren anderer ansicht, und die neugefundenen blätter geben ihnen recht, sie erweisen eine einheitliche dichtung, 'eine alte poetische kirchengeschichte' (Scherer), 'ein werk ganz ähnlich der Kaiserchronik' (Zarncke). s. den schlussabsatz.

Es liegen vor:

A = *zehn bruchstücke, sechs in Halle, vier in Halberstadt;*

B = *zwölf* „ *neun zu Hall in Tirol, drei in Donaueschingen;*

C = *zwei* „ *in Halberstadt. (mit b bezeichne ich die zählung der Donaueschinger verse bei Busch-vKraus).*

A und B stimmen in den gemeinsamen 110 *versen ziemlich genau überein; die unterschiede sind geringfügig, so dass man A und B als abschrift aus derselben vorlage ansehen könnte. dass die sprachform von A im wesentlichen mittelfränkisch ist und im ganzen die der dichtung widergibt, hat Busch aao. s.* 168*f dargelegt, und das ist seitdem allgemein angenommen worden; die sprachform in C entfernt sich von der in A nicht so stark wie die in B, die in B abweichenden formen lassen sich aus dem bair. erklären. A C haben auch für inlautendes* b *den reibelaut:* haven selve *und* it that thit *neben* iz thaz thiz. *im prät. hat A nur* d: deilde sagode, *C* d *und* t: berorde kerte, *B nur* t: legete horten (*aber immer* scolde wolde *gegen C* solte wolte). *den umlaut des* a *bezeichnen A C mit* e: deden were, *B mit* æ *und* e (tete 200 lezestu 272 merunge 328). *mit C ist B wohl nicht zusammen zu bringen, vgl. A B* untfangen unzogen, *C* inbinden, *A B* wolde s(c)olde, *C* wolte solte. *der wortschatz scheint in B ziemlich gewahrt zu sein, vgl. fränk.* iergen *irgendwo* 51, dōmesdag *tag des jüngsten gerichtes* 129, aldervader *grofsvater b* 545, chahf *spreu b* 509, habeten gesezen *B* 5a. 23, vollegān *b* 525 (*bair.* volgangen), *der häufige gebrauch von 'tun'; geändert scheint* inne 17, *vgl.* binnen 15 boben 159, *für* besvigen *conj. prät. b* 543 *verlangt vKraus aao. s.* 267 betræchen (: bespræchen).

Die neuen bruchstücke ergeben, dass diese dichtung das alte und neue testament umfasst hat. man kann die erhaltenen teile inhaltlich in folgender weise aneinander reihen:

C 1 *schöpfung, Adam, fall des engels, betrug an Eva — Gen.* 1. 2.

B 1 *sündflut — Gen.* 6.

B 2 *Isaak, Jakob und seine söhne — Gen.* 27, 19 *und* 29. 35, 19. 37, 11.

B 3 *Joseph in Ägypten — Gen.* 41, 33 *und* 52; 44, 10—32.

B 4 *Susanna — Dan.* 13.

B 5 *Zacharias und Elisabeth — Luc.* 1.

B 6 *und* 7 *a b. die weisen aus dem morgenlande — Matth.* 2; *Simeon — Luc.* 2, 29.

C 2 *Johannes der täufer — Joh.* 1, 26. *Luc.* 1, 6. *Matth.* 3, 4. 11.

B 7 *c d* 8 *und* 9. *Christi lehren und wunder: erörterungen über den verrat des Judas, die verleugnung durch Petrus, das vertrauen des chananäischen weibes* — (*Matth.* 15, 22), *die heilung des blinden* — (*Luc.* 18, 35).

A und B 10. 11. 12, *hrsg. von Busch Zs. f. dtschė phil.* 10, 129 *ff von vKraus Mhd. übgsbuch s.* 1—15; *diese stücke haben trotz den lücken zusammen einen einheitlichen text, der nach Busch mindestens* 1100 *verse umfasste, erhalten sind* 764 *verse; vKraus nimmt im Übungsbuch auch nach* 424 *und* 637 *lücken an.* — 1—34 *der schluss der Pilatuslegende verbunden mit der vom Christusbilde der Veronica;* 35—238, *mit einer lücke von etwa* 140 *versen nach* 149, *die sage vom zauberer Simon und der tod des Petrus;* 239—312 *Mariens tod und himmelfahrt mit einer ungefähr* 140 *verse umfassenden lücke nach* 296, *dann* 313—402 *schicksale und tod der apostel;* 467—528 *Jerusalems zerstörung;* 529—691 (*nach* 573 *fehlen gegen* 50 *verse*) *die geschichte des kreuzes;* 692—762 *beginnt mit dem berichte über die zwei höllen und paradiese; der schlussteil fehlt. vielleicht hat dieser abschnitt den schluss der dichtung gebildet, es ist bei dem losen aufbau schwer zu entscheiden, wie weit der dichter gearbeitet hat. man kann sich aber wol vorstellen, dass er mit der heranziehung geschichtlichen stoffes nicht über das hinausgegangen ist was diese erhaltenen* 764 *verse bieten: geschichte der personen die mit Christus in verbindung waren, dann die geschichte des kreuzes; die schilderung von himmel und hölle könnte den abschluss gebildet, es könnten freilich auch noch andere dinge dieser art stoff geboten haben. bevor nicht die quelle der dichtung oder diese selbst zu tage kommt, lassen sich über ihre ausdehnung nur vermutungen anstellen. die erhaltenen blätter und teile verbürgen gegen* 2350 *verse, mindestens* 1100 *sind für das 'legendar' zu berechnen, die Haller stücke werden auf den* 15 *blättern ebensoviel gehabt haben, man kann auf eine seite gut* 36 *verse annehmen, dazu die blätter C mit fast* 150 *versen und versteilen.*

Ob C 1 *zum anfang der dichtung gehört, kann man bezweifeln. dafür spricht dass hier die schöpfungsgeschichte (in der spätern um-*

bildung) deutlich hervortritt: 'allem lebenden soll er den namen geben. nach dem sechstagewerk wurde der siebente als feiertag eingesetzt. es gibt drei himmel, am untern sind die sterne, im mittleren die engel, im obersten die heilige 'trinisse'; *diesen können die heiligen schauen, SPaulus sah ihn, durfte aber nichts aussagen. Adam wurde dem teufel zu leide geschaffen, der aus neid das arme weib betrog: sein hochmut brachte ihn zu falle'. das passt am ehesten in den eingangsteil nach der erzählung von der erschaffung Adams.*

Die teile aus dem alten testamente B 1—4 *haben streng geschichtlichen inhalt, so weit sich das hier beurteilen lässt; es fehlen die betrachtungen die die späteren teile aus dem neuen testamente füllen. B* 1 *hat im kern den bericht der Genesis über die sündflut, umgeformt in der art der christlichen litteratur, die ja auch die darstellung in der Wiener und Vorauer Genesis bestimmt hat. so findet sich die der Genesis fehlende bemerkung, dass die tiere alle zahm in die arche giengen, bei Alcimus Avitus* 4, 269 *und* 345, *ebenso die erweiterung, dass Noa von den reinen tieren je sieben mitnahm, um für Gott ein opfer zu haben* 4, 400. *der ausdruck* (von den tiefen) abysson *begegnet auch bei Avitus* 4, 237. 535. *vom raben heisst es in der Genesis* 6, 6 *nur, Noa liefs einen raben fliegen, der flog aus und kam nicht wieder; bei Avitus* 4, 563 producens corvum scire cupit senior, ales adspiciens cadavera carnibus incumbens et mox oblita reverti rectorem reliquit, *und in der nutzanwendung* sic nescis fidem servare magistro, violasti perfide pactum; *dann* mittit columbam, illa memor iussi, *vgl. B vers* 48. *der ungetreue rabe ist sprichwörtlich gewesen, vgl. Strickers Karl* 1657 volget dem swarzen raben niht, den man in bœsen siten siht *und die entsprechende stelle im Rolandsliede, über die Leitzmann PBBeitr.* 43, 36 *anders urteilt.*

Die teile von Jakob, Joseph und Susanna B 2. 3. 4 *lassen wie das stück von Noa vermuten, dass die dichtung in den erzählenden abschnitten anschaulich war und das fremdartige und für den gang der geschichte unwesentliche der Bibel ausgelassen hat.*

Auch die stücke B 5. 6. 7 *a b beschränken sich auf das erzählende; in C* 2 *überwiegt das lehrhafte, und in B* 8 *geben die geschehnisse nur den anhaltspunct für breit ausgeführte betrachtungen und lehren. so sind auch an den abschnitt über den tod der apostel erörterungen und mahnungen angeschlossen über den nutzen der*

irdischen leiden, über martyrium und bufsfertiges leben, zur gewinnung des himmels, A 403—466. *der letzte abschnitt knüpft an die erwähnung der zwei höllen und paradiese das gleichnis vom reichen prasser und vom armen Lazarus* (*Luc.* 16, 20).

Den beginn der Susannageschichte (*Dan.* 13) *zeigt die fehlende initiale B* 4 *a* 1; *voraus geht* rurten. *ob da die erzählung von Daniel in der löwengrube* (*vgl. Diemer* 312, 20) *oder von den drei jünglingen im feuerofen* (*Dan.* 6 *und* 3) *vorausgieng oder anderes, ist nicht zu erkennen. man sieht aber, dass die einzelnen abschnitte ohne weiteres aneinander geschlossen wurden* (*vgl. A vers* 35. 239. 313. 467. 692), *wie etwa in der Vorauer hs.*

Zarncke (*Lit. Cbl.* 1867, 1406) *und Scherer* (*Q.-F.* 7, 42) *vermeinten, dass die Schade-Barackischen bruchstücke aus einer chronikartigen dichtung stammen. Schönbach* (*Anz.* II 201) *hielt sie für den rest eines werkes, in welchem eine grofse lateinische sammlung von legenden poetisch bearbeitet ward. Busch gab seiner untersuchung den titel: 'Ein legendar aus dem anfange des* 12 *jh.s', und späterhin wurde die dichtung als 'das mittelfränkische Legendar' angeführt, nur vKraus* (*Deutsche gedichte des* 12 *jh.s* 1894 *s.* 260) *spricht vom 'sog. mfr. Legendar'; die von ihm behandelten bruchstücke C* 1. 2 *stehn dem legendarischen ziemlich ferne. die art der dichtung wird durch die neuen Haller stücke deutlich erwiesen: es ist biblische geschichte des alten und neuen bundes einschliefslich der für die kirchengeschichte wichtigen personen des neuen testaments und der geschichte des kreuzes. zu beginn des* 12 *jh.s ist eine Reimbibel durchaus möglich; die erhaltenen biblischen dichtungen zeigen, wie diese richtung dem litterarischen leben entsprach und dass es ein zeitgemäfses unternehmen war, wenn ein mittelfränkischer geistlicher sich die aufgabe stellte, die religionsgeschichte von der schöpfung an bis zum siege des christentums zu erzählen. er hat vor den andern dichtern, die nach dem erhaltenen zu schliefsen nur teile des bibelstoffes behandelten, den vorzug, den ganzen stoff bewältigt zu haben. sein werk ist ein vorläufer der Kaiserchronik, und man kann vermuten, dass die handschrift B in Regensburg geschrieben wurde.*

Innsbruck. **Jos. Schatz.**

DAS BUCH VON DER NACHFOLGE CHRISTI UND THOMAS A KEMPIS.

Ein halbes jahrtausend ist verflossen, seitdem das buch von der Nachfolge Christi von den Niederlanden aus seinen siegeszug durch die welt begonnen hat. drei jahrhunderte hindurch ist der streit über den verfasser des buches, das nächst der Bibel die weiteste verbreitung erlangt hat, geführt worden. aus dem kampf der meinungen ist Thomas a Kempis siegreich hervorgegangen, und doch sind die zweifel nicht ganz verstummt. neue funde ermöglichen jetzt die lösung des so lange und oft heftig umstrittenen problems.

Von Roethe mit der inventarisierung der für die ziele[1] der Deutschen Kommission der Berliner Akademie der wissenschaften in betracht kommenden Lübecker handschriften betraut habe ich schon vor einem jahrzehnt[2] aus dem bestand der Lübecker Stadtbibliothek, der mit ausnahme der wenigen orientalischen manuscripte überhaupt noch nicht verzeichnet[3] war, neben manchen anderen niederdeutschen, oft niederländisch beeinflussten[4], vereinzelt auch noch rein niederländischen wertvollen schriften geistlichen inhalts, die grösteuteils aus dem Lübecker Michaeliscon-

[1] vgl. Roethe Neue Jahrbb. f. d. klass. altert., gesch. u. dtsche litt. 1913 I bd. XXXI s. 37.

[2] vgl. BSB. 1911, IV s. 108.

[3] Meine arbeiten für die Lübecker hss. haben in Lübeck selbst weder förderung noch anerkennung erfahren: man hat mich in der heimatstadt für die anhänglichkeit an sie Imitatio III 49, 52--65 (Hirsche) mit dem herzen zu verstehn gelehrt. um so woltuender berührt mich die freundliche beurteilung, die meine inventarisationstätigkeit seitens der Berliner akademie und verschiedene meiner ältern arbeiten auch außerhalb Deutschlands gefunden haben: in England (Folk-Lore III 414 f v. ANutt; Athenäum nr 4093 s. 422 v. dems., nr 4099 s. 608 v. Priebsch), in Frankreich (Revue critique 34, 411 ff; 41, 178 v. Piquet), in den Niederlanden (Museum jahrg. 8, 252 ff von Blöte, der zwar in der hauptsache nicht zustimmt, aber nicht unfreundlich aburteilt; jahrg. 17, 255 ff von Frantzen, keineswegs ablehnend, wie im Jahresber. f. germ. phil. 32, 99 behauptet wird).

[4] vgl. die von HVollmer Materialien zur bibelgeschichte und religiösen volkskunde des mittelalters I 2 (1916) s. 7 als bearbeitung der sogenannten ersten niederländischen Historienbibel erkannte und s. 66—72 beschriebene handschrift des Lübecker Michaelisconvents.

vent, einem haus der Schwestern vom gemeinsamen leben, stammen, zwei anonyme niederdeutsche tractate zutage gefördert, aus denen sich ungeahnte aufschlüsse über die entstehungsgeschichte und verfasserfrage des buches von der Nachfolge Christi ergeben.

Für eine eingehnde auseinandersetzung und beweisführung mit allen einzelnen belegen fehlt hier der raum, aber wie das heimatland der im bistum Utrecht entstandenen Imitatio ein anrecht darauf hatte, eine kurze orientierende mitteilung über die ergebnisse meiner im manuscript abgeschlossenen untersuchungen zuerst zu erhalten, die in der zeitschrift 'De Beiaard' jan. 1921 erschienen ist, so ziemt es sich auch an dieser stelle auskunft zu geben über die bedeutung von handschriftenfunden, die der Deutschen Kommission und namentlich Roethe zu verdanken sind.

Bekanntlich besteht das buch von der Nachfolge Christi aus vier tractaten, die als vier bücher mit dem gesamttitel 'De imitatione Christi libri IV' bezeichnet zu werden pflegen und schon früh, noch zu lebzeiten des Thomas so bezeichnet worden sind. er selbst aber hat in seinem früher in Antwerpen, jetzt in Brüssel befindlichen autograph die tractate ohne einen zusammenfassenden titel unter den überschriften 'Admonitiones ad spiritualem vitam utiles', 'Admonitiones ad interna trahentes', 'Devota exhortatio ad sacram communionem', 'Liber internae consolationis' aneinandergereiht, also das nach der herkömmlichen zählung vierte buch vor das dritte gestellt. die übliche zählung und anordnung, die gegen Thomas die beiden bei ihm an zweiter und vierter stelle stehnden tractate unmittelbar aufeinander folgen lässt, bringt dadurch zum ausdruck, dass buch II und III inhaltlich enger zusammengehören. ein diesen beiden büchern zusammen entsprechender, jedoch kürzerer, nur 60 capitel umfassender niederdeutscher tractat, an dem die niederländische herkunft zu erkennen ist, unter dem mit der überschrift des II buchs der Imitatio übereinstimmenden titel 'Vormaninge de dar tein to binnenwendigen dingen' ist nun in zwei handschriften des Lübecker Schwesternhauses erhalten geblieben.

Der tractat steht zu den beiden büchern der Imitatio, von denen er sich dadurch unterscheidet dass 12 capitel, die gebete mit ausnahme des in I III 3 stehnden und zahlreiche kleinere abschnitte an verschiedenen stellen in ihm fehlen, in einem verhältnis, das nicht durch verkürzung seitens des übersetzers oder

der überlieferung erklärt werden kann, und ebensowenig kommt eine frühere fassung durch Thomas in frage. vielmehr sprechen in den abschnitten der Imitatio (I) die in dem tractat (L) übersetzt sind (I^1), und in den abschnitten die in ihm fehlen (I^*), zwei menschen von ganz verschiedenem wesen zu uns. man fühlt und unterscheidet deutlich die ruhige eindringliche wucht des stils von I^1, der von dem thema der 'Admonitiones ad interna trahentes' nicht abschweift, und auf der anderen seite in I^* eine erregtere, schwärmerische, pathetische natur, die in erster linie Gott preist und in gebeten sich an ihn wendet und überall einen gröfseren aufwand von worten entfaltet. und zugleich spürt man, dass I^* genau dieselbe persönlichkeit gewesen ist, die aus allen unbezweifelt echten schriften des Thomas a Kempis stets sich gleichbleibend uns entgegentritt. wer die im allgemeinen zu I^1 gehörenden capitel des zweiten buchs von I mit I^*-capiteln wie I III 21 und 48 vergleicht, wird sich dem eindruck schwerlich entziehen können, dass die ausdrucksweise sich erheblich unterscheidet. die wesensverschiedenheit von I^1 und I^* lässt sich in diesem fall, auf den das bekannte wort 'le style c'est l'homme' zutrifft, an bezeichnenden stileigenheiten, aber auch noch an weiteren merkmalen darlegen.

Bei dem folgenden vergleich citier ich I nach der ausgabe von Hirsche, in der die einzelnen durch die pauseninterpunction gegliederten satzkola als zeilen abgesetzt sind, wodurch die verweise erleichtert werden und auch aus andern ausgaben zu ermitteln sind, die werke von Thomas nach der vortrefflichen kritischen ausgabe von Pohl, von der bis jetzt 6 bände erschienen sind.

1. Eine in den werken von Thomas in die augen fallende erscheinung, die von Hirsche Prolegomena I 393 zur stütze der ansicht, dass Thomas der verfasser von I sei, herangezogen wird, ist die häufige verwendung der Interjection *O*. nun ergibt sich unter einrechnung des im anruf hinzugefügten *O* das folgende verhältnis: in den 12 capiteln des II buchs von I, an denen I^* nur unerheblich beteiligt ist, kommt *O* nur 1 mal, in den 12 capiteln von I^* dagegen 25 mal vor. in allen 60 capiteln von I^1 steht *O* 9 mal, in dem an umfang weit geringeren I^* dagegen 30 mal [1].

[1] wie wir im 'O' ein kennzeichen des schreibenden sehen, so

2. Die lebhaftigkeit die sich in der häufigen verwendung der interjection kundgibt, prägt sich noch stärker aus, wenn an die interjection ein ausruf oder eine rhetorische frage sich anschliefst. in I^1 ist dies nirgends der fall. in I^* lesen wir I III 21, 36 *O quando ad plenum dabitur mihi vacare et videre quam suavis es Domine Deus meus?* I III 34, 43—45 *O quando veniet haec beata et desiderabilis hora, ut tua me saties praesentia: et sis mihi omnia in omnibus?* und I III 48, 25—38 reihen sich nicht weniger als 10 solche fragen der sehnsucht nach dem ewigen leben an einander, von denen die erste und letzte mit *O quando* beginnen, in den übrigen *quando* widerholt wird. in der gleichen form kommt der gleiche inhalt zum ausdruck bei Thomas an einer reihe von stellen, von denen ich hier nur anführe, dass in dem *De aeterna laude Dei et desiderio aeternae gloriae* überschriebenen cap. 26 des 'Vallis liliorum' vol. IV 111, 20—112, 17, nachdem schon p. 110, 28 zwei solche fragen vorausgegangen sind, 8 fragen dieser art begegnen, in denen 6 mal *O* und 8 mal *quando* widerkehrt.

3. Die häufung gleicher sätze, satzglieder, worte ist eine stileigenheit, die überall in den schriften des Thomas zu beobachten ist. I^1 widerholt zwar I II 12, 14—21 *in cruce* 9 mal, aber diese widerholung der nachdrücklichen hervorhebung ist etwas anderes und hat eine andere klangfarbe als die 8 malige widerholung von *multus* in I^* III 48, wo es nicht auf das widerholte adjectivum, sondern auf die verschiedenen substantiva zu denen es gesetzt ist, ankommt. ein zweites beispiel dieser wortwiderholung, die in I^1 nicht anzutreffen ist, ligt I^* III 21 vor, wo *super* mit einer form von *omnis* 18 mal erscheint, worauf noch ein 7 maliges *tu*, ein 6 maliges *solus* und 11 superlativa dem lebhaften empfinden entströmen, und auch das 16 malige *Ego* am anfang kurzer parallelsätze I III 58, 35 entfällt auf I^*. ebenso finden wir bei Thomas vol. I 282, 5—283, 5 in

verwendet der moderne schriftsteller es gelegentlich als persönliche note, zb. Ibsen in den 'Stützen der Gesellschaft' für Hilmar, von dem am schluss des ersten aufzugs auch direct gesagt wird: 'Treibt sich der noch hier umher und sagt noch immer 'O, O'?' ähnlich gibt Thomas Mann in den 'Buddenbrooks' zugleich eine gewisse charakterisierung von seinem onkel Christian, wenn er von ihm erzählt: 'Und plötzlich fügt er ein kurzes, stöhnendes 'O'! hinzu, das voll ist von Entsetzen'.

worten die er Gott sprechen lässt 19 mal *Ego*, eine form von *omnis* im subject paralleler sätze 18 mal vol. IV 113, 18—30, und Thomas spricht vol. III 220, 17—28 von Christus in 17 superlativen kurzer parallelsätze, wie I* Gott mit 11 superlativen I III 21 preist, während I¹ keine superlativa häuft und sie auch einzeln nur spärlich verwendet.

4. Besonders deutlich offenbaren I¹ und I* die verschiedenheit ihrer persönlichkeit in der art, wie sie sich an Gott wenden, die sich den erwähnten stilistischen unterschieden entsprechend gestaltet.

I¹ hat aufser *Domine, Domine Deus, Domine Deus meus, tu Deus, Domine Iesu* die folgenden anrufe: *Domine Deus inspirator et illuminator omnium prophetarum* I III 2, 15; *Domine Deus meus aeterna veritas* I III 2, 36; *O veritas mea et misericordia mea Deus meus Trinitas beata* I III 40, 62; *Domine Deus sancte Pater* I III 50, 1; *tu clemens et misericors Deus* I III 52, 12.

I* hat aufser *Domine, Domine Deus, Domine Deus meus, Deus meus, Deus, Domine Iesu, Veritas tua, aeterna Veritas, tu Veritas, Pater sancte, Deus meus misericordia mea* die folgenden anrufe: *Pater caelestis Pater Domini mei Iesu Christi* I III 5, 1 (in anlehnung an II Cor. 1, 3); *O Pater misericordiarum et Deus totius consolationis* I III 5, 3 (aus II Cor. 1, 3 unter hinzufügung von *O*); *te cum unigenito Filio tuo et Spiritu Sancto paraclito* I III 5, 5; *Eia Domine Deus amator sancte meus* I III 5, 7; *Deus meus amor meus* I III 5, 71; *te dilectum meum* I III 5, 80; *tu o dulcissime* I III 8, 31; *O fons amoris perpetui* I III 10, 16; *benignissime Iesu* I III 15, 39; *fortissime Deus Israel zelator animarum fidelium* I III 20, 22; *dulcissime et amantissime Iesu* I III 21, 3; *O mi dilectissime sponse Iesu Christe amator purissime dominator universae creaturae* I III 21, 34; *o Iesu splendor aeternae gloriae, solamen peregrinantis animae* I III 21, 49. 50; *tu Deus meus, spes mea, salus aeterna* I III 21, 66. 67; *o Patris sapientia* I III 21, 92; *Iesu bone* I III 23, 41; 48, 34; *piissime Deus meus* I III, 26, 7; *O Deus meus dulcedo ineffabilis* I III 26, 15; *Pater dilecte* I III 29, 10; 50, 64; *O lux perpetua, cuncta creata transcendens lumina* I III 34, 36. 37; *Domine Deus judex juste fortis et patiens* I III 46, 61 (im anschluss an Ps. 7, 12); *Pater juste et semper laudande* I III 50, 28; *Pater amande* I III 50, 30; *Pater perpetue venerande* I III 50, 32; *tu Domine Deus meus*

caelestis medicus animarum I III 50, 59; *Deus meus misericordiarum Pater* I III 59, 46.

Da nun der gleiche text in einer kürzeren fassung vorligt, in der diese anrufe überhaupt nicht erscheinen, und in einer ausführlicheren fassung, in der sie so stark hervortreten, ist nur die erklärung möglich, dass die kürzere textform durch einen anderen verfasser erweitert worden ist. und für diese überarbeitung kann nur Thomas a Kempis in betracht kommen, da die anrufe von I*, die im gegensatz zu I^1 zahlreicher, schwärmerischer und pathetischer sind und 8 superlative enthalten, sich sämtlich aus seinen schriften belegen lassen in einer beweiskräftigen fülle, die hier nicht ausgebreitet werden kann.

5. Dem einzigen gebet I III 3, 57 in den 60 capiteln von I^1 stehn 4 gebete die als solche bezeichnet sind: I III 15, 39; 23, 24; 23, 41; 27, 38 und der gebetsartige abschnitt I III 46, 61—74 in I* gegenüber. gebete, lobpreisungen und ihnen wesensgleiche ausführungen bilden den hauptbestandteil von I*. das ist nicht nur für die persönliche verschiedenheit von I^1 und I* bemerkenswert, sondern auch insofern als I^1 durchweg an dem thema der 'Admonitiones ad interna trahentes', wie der titel seiner 60 capitel lautet, festhält, I* vielfach von ihm abschweift. damit hängt auch zusammen, dass I* weit öfter in der ersten person spricht als I^1.

6. I* ist eine schwächere natur als I^1. das zeigt sich zb. I III 19. mit nachdruck heischt der verfasser: *Cessa conqueri* und eindringlich weist er darauf hin: *Nondum usque ad sanguinem restitisti.* leichter wird der mensch, wie er weiter ausführt, seine geringfügigen leiden tragen, wenn er sich vergegenwärtigt, wie viel schwereres anderen beschieden ist, und auf das sieht was Christus und die heiligen erduldet haben. *Esto itaque expeditus ad pugnam: si vis habere victoriam. Sine certamine, non potes venire ad patientiae coronam. Si pati non vis: recusas coronari.* mit diesen worten schliefst das capitel in I^1. und nun sollte derselbe, der andere in solchen kraftvollen mahnungen anfeuert, gleich darauf gesagt haben: *Tu scis, quod modicum possum pati: et quod cito dejicior levi exsurgente adversitate* (I* III 19, 51—53) und sich noch weiter über die eigene schwäche in dem folgenden I*-capitel verbreitet haben? vgl. aus Thomas zb. vol. IV 125, 9 *Tu scis omnem infirmitatem meam.*

7. I[1] und I* unterscheiden sich durch ihr lebensalter. auf I* entfällt die folgende stelle: *Suscepi suscepi de manu tua crucem; portabo et portabo eam usque ad mortem: sicut imposuisti mihi. Vere vita boni monachi crux est: sed dux paradisi. Inceptum est retro abire non licet: nec relinquere oportet. Eia fratres pergamus simul: Iesus erit nobiscum. Propter Iesum suscepimus hanc crucem: propter Iesum perseveremus in cruce* (I III 56, 60—70). so kann nur ein jüngerer mönch sprechen, und dazu stimmt dass Thomas, der, 1380 geboren, 1399 in das kloster der regulierten chorherren auf dem Agnetenberg bei Zwolle eintrat und 1406 das klösterliche gelübde ablegte, I in seinem 1441 abgeschlossenen autograph, wie Spitzen gezeigt hat, bereits in einer zeit niedergeschrieben hat, die durch die jahre 1416—1420 zu begrenzen ist. die reife lebenserfahrung und tiefe kenntnis des menschenherzens, die aus so vielen stellen von I[1] spricht, weisen dagegen darauf hin, dass er als älterer mann geschrieben hat. vgl. zb. I III 45, 3—7 *Quam saepe ibi non inveni fidem: ubi me habere putavi. Quoties etiam ibi repperi: ubi minus praesumpsi. Vana ergo spes in hominibus.* das ist nicht der jugend, sondern des reiferen alters, nicht einer weltfremden, sondern einer weltkundigen weisheit letzter schluss.

8. I[1] hat für jeden christen, I* als mönch für mönche geschrieben. dass I* ein mönch gewesen ist, geht aus I III 10 hervor, besonders aus z. 24—26 *Non enim omnibus datum est, ut omnibus abdicatis saeculo renuncient: et monasticam vitam assumant* und aus z. 65. 66 *O sacer status religiosi famulatus; qui hominem angelis reddit aequalem,* und dass er für mönche schreibt, aus der anrede *fratres* I III 56, 67. ebenso wendet sich Thomas in seinen werken entweder ausschliefslich oder doch ganz überwiegend nur an seine ordensgenossen, und dass I* und Thomas identisch sind, ergibt sich im besonderen noch daraus dass I* den leoninischen hexameter *vita boni monachi crux est: sed dux paradisi* einflicht, der nur aus den vier von Thomas stammenden versen vom heiligen kreuz vol. IV 249, 23 bekannt ist. ob I[1] ein mönch gewesen ist, lässt sich nicht mit derselben sicherheit wie für I* entscheiden. die einzige stelle die dafür sprechen könnte, ist I III 45, 42—44 *Sed* homines sumus, nec aliud quam fragiles homines sumus: etiam si angeli a multis aestimamur et dicimur.* jedenfalls zeigt aber I[1] in dieser demütigen ablehnung

einer solchen bezeichnung durch andere eine anschauung, die ganz verschieden ist von dem empfinden von I*, der von stolz auf seinen stand erfüllt selbst diesen vergleich zieht und sich in weiteren lobpreisungen des mönchtums ergeht in einer so lebhaften freude und begeisterung, wie sie vorzugsweise in den ersten jahren nach erreichung eines lebensziels zu herschen pflegt, I III 10, 63—72 *O grata et jucunda Dei servitus: qua homo veraciter efficitur liber et sanctus. O sacer status religiosi famulatus; qui hominem angelis reddit aequalem, Deo placabilem, daemonibus terribilem: et cunctis fidelibus commendabilem. O amplectendum et semper optandum servitium, quo summum promeretur bonum: et gaudium acquiritur sine fine mansurum.* und die schrift von I^1 ist nirgends, wie die ausführungen von I*, auf ordensleute eingeschränkt, weder durch die anrede an den leser noch durch den inhalt, sondern an alle menschen ohne unterschied gerichtet.

9. I* steht hinter I^1 in der kunstvollen verwendung der dialogform zurück. In I^1 überwiegt dem thema der Admonitiones gemäfs in den 48 capiteln des dialogisierten teils, der dem buch III von I entspricht, die im innern mahnende stimme des allein redenden herrn in 26 capiteln, Gott redet mit unterbrechungen des filius, von denen 5 kurze fragen sind, in 6 capiteln, Gott und filius sprechen aufserdem in einmaliger wechselrede in 5 capiteln, der filius allein redet in 9 capiteln einschliefslich des als capitel gezählten gebets I III 3, 57, der vf. in zwei capiteln, in denen er sich mit einer anrede an die eigene seele wendet. wie I^1 im anschluss an das psalmwort *Audiam quid loquatur in me Dominus meus* (I III 1, 1) das durch die ersten beiden capitel von I III sich hindurchziehende *loqui* dem herrn zuweist, lässt er also auch tatsächlich im dialog vorherschend den herrn die mahnungen zur innerlichkeit aussprechen. dagegen sagt I* am anfang von I III 8 *Loquar ad Dominum meum* und am anfang von I III 10 *Nunc iterum loquar Domine et non silebo* und spricht in den 12 capiteln die ihm ganz gehören, 9 mal selbst. die gestaltung des dialogs entspricht bei I* nicht nur dem inhalt und zweck der schrift weniger, sondern I* bleibt auch in der art wie er den dialog in rein formeller beziehung handhabt, hinter I^1 zurück. in I III 48, wo er zuerst als vf., dann zum Herrn gewandt spricht, geht er ohne weiteres aus der einen rede-

form in die andere über. in I III 56, wo er eine in I[1] stehnde rede des herrn zu einer doppelten wechselrede ausgestaltet, fügt er am schluss z. 67 f auch noch eine anrede an seine ordensbrüder hinzu. in I III 21 lässt er dem dialog eine anrede an die eigene seele vorangehn, die I[1] nur in den beiden capiteln (I III 1, 16. 16, 5) hat, in denen er selbst redet, und weiterhin z. 71 den in der ersten person an Gott gerichteten worten unvermittelt folgen: *Ecce adsum; ecce ego ad te,* ohne den wechsel in der person des redenden, der sich erst aus dem inhalt der folgenden zeilen ergibt, anzudeuten, was I[1] nirgends versäumt. derartige abweichungen von einer streng einheitlichen redeform zeigt auch Thomas, der zb. vol. I 87, 6 in ermahnungen an andere die eigene seele anredet und vol. V 146—150 in einem capitel, das er nach den eingangsworten *Benedico et gratias ago tibi, Domine Iesu Christe* an Christus richtet, die Juden, Pilatus, den leser, die menschheit anredet und sich dann wider an Christus wendet, in einem und demselben capitel, in dem er aufserdem noch in erzählenden und erörternden sätzen als vf. zum leser spricht und in selbstmahnungen wie *Sit mihi titulus iste cordiale solamen in pressuris.* Während ferner I[1] den Herrn die worte des filius bestätigen lässt mit einem kurzen *Ita est fili* I III 12, 5, äufsert I* umgekehrt seine zustimmung zu worten des Herrn I III 4, 9 *Domine verum est* und I III 17, 6 *Domine verum est quod dicis.* ähnlich zeigt er sein einverständnis an I III 23, 3. 4 *Fac Domine quod dicis: quia hoc mihi gratum est audire* und I III 23, 34 *Fac Domine ut loqueris.* ebenso verfährt Thomas, der zb. vol. I 4, 28 *Bene locutus es Domine;* vol. IV 197, 15 *Domine verum est quod loqueris: placet mihi omne quod dicis* sagt.

10. Für die ursprüngliche selbständigkeit der 60 capitel von I[1] zeugt endlich ihr abschluss. der vf. hat überall die höchsten anforderungen einer idealen religiösen lebensgestaltung in seinen 'Admonitiones ad interna trahentes' gestellt: zuletzt gibt er nun dem am erreichen dieses hohen ziels verzagenden und dem strauchelnden den trost: *Homo es et non Deus. Caro es, non angelus* (I III 57, 35—37) und schliefst seine schrift mit den worten: *Da finem bonum: da felicem ex hoc mundo transitum. Memento mei Deus meus: et dirige me recto itinere in regnum tuum. Amen.,* die an den das ziel der mahnungen bezeichnenden anfang der schrift: *Regnum Dei intra vos est dicit*

Dominus anklingen. das m u s s das schlusscapitel sein aus gründen der inneren wahrheit wie der form. diesen prachtvollen harmonischen ausklang hat I* zerstört durch nachstellung des von ihm erweiterten cap. 58, das in I¹ vor I III 56 steht, und durch hinzufügen von cap. 59 mit einem zweiten schlussaccord: *Protege et conserva animam servuli tui inter tot discrimina vitae corruptibilis: ac comitante gratia tua dirige per viam pacis ad patriam perpetuae claritatis. Amen.*, zu dem ich zb. verweise auf Thomas vol. III 55, 11 *ut viam nobis ostenderes ad patriam claritatis aeternae* und vol. III 372, 27 *atque post hujus mundi varia discrimina ad perpetuae beatitudinis portum te suffragante merear salvus pervenire.* man vergleiche die beiden abschlusssätze in I¹ und I*, und man spürt den unterschied im stil. man vergleiche die worte *Caro es, non angelus* in I¹ und *O sacer status religiosi famulatus; qui hominem angelis reddit aequalem* in I* III 10, 65. 66, und man erkennt die verschiedenheit der beiden vff.

Mit dem in einem umriss hier vorgelegten ergebnis dürfen wir uns nicht begnügen: es stellt uns vor die aufgabe, den text der lateinischen urschrift aus ihrer überarbeitung I und ihrer übersetzung L, die in der erhaltenen textform den einflüssen einer längeren wanderung ausgesetzt gewesen ist, kritisch widerherzustellen. es würde zu weit führen, in dieser vorläufigen mitteilung hierauf näher einzugehn. ich beschränke mich auf die bemerkung, dass ua. an verschiedenen stellen von I textbesserungen gewonnen werden, die teilweise mit den lesarten einer bestimmten handschriftengruppe von I übereinstimmen, teilweise nur aus L zu erschliefsen sind, möchte aber nicht unterlassen, ein beispiel der letzteren art hier anzuführen. der satz I II 10, 24. 25 *Semper enim debetur gratia digne gratias referenti: et auferetur ab elato quod dari solet humili* ist unhaltbar. den formellen anstofs, der in der verbindung der verbformen von ungleichem tempus ligt, hat man bei der vervielfältigung von I bemerkt: in den meisten handschriften ist z. 25 mit *aufertur* ohne *et* angeschlossen. dieser ausgleich setzt aber an der falschen stelle ein. es ist dem wesen und begriff der gnade eigen, dass sie nicht wie das recht 'gebührt' und dass daher eine verbindung von *gratia* als subject und *debetur* als prädicat unzulässig ist. dass *debetur* hier aus *dabitur* verlesen ist, geht aufserdem noch daraus hervor, dass der satz nur eine umschreibende erklärung

einer ganz bekannten bibelstelle ist, die bei den synoptikern 5 mal vorkommt: Matth. 13, 11 *Qui respondens, ait illis: Quia vobis datum est nosse mysteria regni caelorum: illis autem non est datum.* 12 *Qui enim habet, dabitur ei, et abundabit: qui autem non habet, et quod habet auferetur ab eo*; vgl. Matth. 25, 29; Marc. 4, 25; Luc. 8, 18. 19, 26. der fall ligt so klar, dass es zumal bei einem so vielgelesenen buch auffällig ist, dass, soviel ich weifs, noch niemand an *debetur* anstofs genommen hat aufser dem schreiber des in der Vaticana befindlichen codex Palatinus 3, der nach Puyol Variantes du livre De Imitatione Christi (Paris 1898) *debetur vel datur* bietet, und, wie ich aus G. de Gregory Histoire du livre de l'Imitation de Iésus-Christ, et de son véritable auteur (Paris 1842) vol. II p. 321—327 ersehe, aufser einem italienischen übersetzer Acquistapace (Mailand 1836), der unter hinweis auf die ausgabe von Bodoni (Parma 1793), in der *datur* statt *debetur* steht, die von Gregory mit unrecht bestrittene völlig zutreffende ansicht geäufsert hat, dass der satz mit *debetur* an sich absurd sei und im widerspruch stehe zu der lehre des vf., der überall bezeuge, dass die gnade nicht eine verpflichtung, sondern ein geschenk des Herrn sei. L hat nun an der stelle von *debetur* richtig *wert gheven*, wie für *auferetur: wert ghenomen.* Thomas, der das aus *dabitur* verlesene *debetur* in seinem autograph geschrieben hat, kann den satz nur übernommen, nicht geformt haben.

Der zweite zu I in beziehung stehnde anonyme niederdeutsche tractat den ich gefunden habe, ist betitelt '*Wo men sick hebben schal vor der missen*' und entspricht cap. 6—9 des IV buchs von I. dass diese capitel eine ursprünglich selbständige sonderschrift darstellen, hätte auch schon aus I allein erkannt werden können. an ihrem inhalt, denn sie sind *breve aliquod exercitium sacrae communioni congruum* (I IV 6, 11. 12). an ihrer form, denn diese andachtsübung hat ihren eigenen eingang und abschluss. sie beginnt mit dem zagenden verlangen nach der communion, und ein solcher anfang ist hier um so bemerkenswerter, als er nicht etwa im ersten capitel des 'Devota exhortatio ad sacram communionem' betitelten IV buches von I steht, sondern unmittelbar auf ein capitel folgt welches das priestertum verherrlicht und eine ganz andere stimmung zum ausdruck bringt. ebenso hat sie ihren besonderen abschluss in den gebetsworten

Miserere miserere Domine (I IV 9, 57 f), die in die bitte *ut simus digni gratia tua perfrui: et ad vitam proficiamus aeternam* ausklingen und mit einem *Amen* enden. die untersuchung zeigt, dass dieser einheitliche und in sich abgeschlossene tractat besonders auch aus stilistischen gründen Thomas abzusprechen ist, und dass er ihn, wie sich aus der niederdeutschen übersetzung ergibt, seinem standpunct als priester ebenso angepasst hat, wie er in der überarbeitung des ersten tractats den ordensmann hervorkehrt. bei der widerherstellung des tractats ist ua. wider eine auffällige lesart in I zu berichtigen. in I IV 9, 36 f steht: *Offero quoque tibi omnia pia desideria devotorum; necessitates parentum, amicorum fratrum, sororum omniumque carorum meorum.* die lesart *amicorum* ist unhaltbar. wer wird denn in einer derartigen aufzählung die familie zerreifsen und die freunde zwischen eltern und geschwister stellen oder *amicorum* überhaupt noch neben *omniumque carorum meorum* gebrauchen, da hiermit eben die freunde bezeichnet sind (vgl. I II 8, 47 *ex omnibus caris;* I III 53, 16 *a notis et a caris*)! dass *amicorum* lesefehler von *meorum* ist, zeigt die übersetzung des tractats: *de notrofftícheyt myner olderen, brodere unde susteren unde alle myner leven vrunde.* da Thomas *amicorum* geschrieben hat, kann er nicht als verfasser dieser stelle gelten. übrigens haben nach Gence bei Puyol Variantes p. 422 zwei hss. von I *meorum*, womit sie die richtige lesart, sei es mit oder ohne kenntnis des ursprünglichen tractats, widerhergestellt haben.

Durch die handschriftenfunde und ihre lehren ist eine feste grundlage auch für den weiteren ausbau der untersuchungen gegeben. so lässt sich zeigen, dass die meisten übrigen capitel des IV buchs von I Thomas zuzuschreiben sind, dass er aufserdem aber noch eine aus cap. 10. 12. 15. 18 herauszulösende schrift in erweiterter form mit ihnen verbunden hat, und ferner, dass auch das I buch von I eine überarbeitung eines älteren tractats ist.

Im anschluss an diese ergebnisse erstrecken sich die untersuchungen, was ich hier ebenfalls nur ganz kurz andeuten kann, auf eine prüfung der wichtigsten zeugnisse und argumente in der streitfrage der Imitatio Christi. es sind zeugnisse vorhanden, in denen Thomas als compilator der Imitatio bezeichnet wird. gegen Thomas als vf. blieb als einziger aber schwerwiegender

grund immer noch das psychologische bedenken bestehn, dass jemand ein werk und zwar ein religöses werk in verhältnismäfsig jungen jahren verfasst haben könnte, das seine übrigen zahlreichen schriften so erheblich an bedeutung überragt. man hat allerdings behauptet, der abstand sei gar nicht so grofs; aber die zeit hat doch ein anderes urteil gesprochen, das durch vergleichende ausblicke als richtig bestätigt wird.

Endlich ist festzustellen, dass die urschriften nur von Niederländern verfasst sein können, die einer der beiden auf Gerhard Groot zurückgehenden gemeinschaften angehört haben, den Brüdern vom gemeinsamen leben oder den Windesheimern. die überzeugenden beweise, die namentlich Spitzen und Becker in ihren forschungen nach dieser richtung hin für das als einheitlich aufgefasste werk gegeben haben, behalten auch für die einzelschriften ihre gültigkeit.

So ist das auf niederländischem boden erwachsene werk der weltlitteratur, die Imitatio Christi, in ähnlicher weise entstanden wie die gedichte Homers und das Nibelungenlied.

Vielleicht wird es dem gefühl mancher die mit dem buch von der Nachfolge Cristi von jugend auf vertraut gewesen sind, widerstreben, dass Thomas a Kempis zwar daran beteiligt, aber mehr redactor als verfasser gewesen sein soll. der ursprung des werkes ist und bleibt aber rein niederländisch: Gerson oder gar ein italienischer Gersen haben nichts mit ihm zu tun. und in den Niederlanden, wo die urschriften und ihre überarbeitung entstanden sind, wird man zu einer zeit, wo 500 jahre seit dem abschluss des werkes durch Thomas verflossen sind (der nach Spitzens begründeter ansicht die Imitatio in seinem autograph in den jahren 1416—1420 geschrieben hat), mit berechtigtem stolz des einheimischen buchs gedenken können, das ein erbauungsbuch für christen aller confessionen geworden ist und aus dem 'menschen verschiedenster überzeugungen weit über die kirche hinaus für das eigene leben geschöpft haben'. (Eucken Die lebensanschauungen der grofsen denker[11] s. 262.)

Lübeck. **Paul Hagen.**

DAS QUELLEN-VERHÄLTNIS DES 'BORTEN'.

Bei der abfassung meiner schrift 'Der Borte des Dietrich von der Glezze' (Heidelberg 1915)[1] hab ich, mehrfache hinweise auf eine antike quelle übersehend, behauptet, es lasse sich eine verwantschaft mit ähnlichen erzählungen der weltlitteratur nicht feststellen (s. 70 anm.). es ergibt sich jedoch schon aus einem flüchtigen vergleich, dass wir im Borten die Prokriserzählung des altertums, stark vermittelalterlicht allerdings und erweitert, widerfinden. diese beziehungen des deutschen gedichts zur antike sollen im folgenden etwas eingehnder untersucht werden.

Zuvor einiges über die erwähnten älteren hinweise.

Zuerst ist m.w. von FLiebrecht Pf. Germ. 1, 261 mit bestimmtheit auf die fabel von Kephalos und Prokris, 'wie sie Antoninus Liberalis c. 41 erzählt', als die quelle des Borten hingewiesen worden. dann hat PRajna Le fonti dell' Orlando furioso (2 aufl. Florenz 1900), wo er s. 584f als quelle für die erzählungen im 43 gesang Hygins fabel von Kephalos und Prokris in anspruch nimmt[2], den Borten als aus derselben quelle stammend erwähnt. weitere bemerkungen über den engen zusammenhang der antiken und der mittelalterlichen erzählung findet man in vWilamowitz-Moellendorffs aufsatz 'Phaeton' Hermes 18, 425 anm., demzufolge von Hygin, Antoninus Liberalis und Ovid (Metam. 7, 685 ff), welche 'im wesentlichen gleich berichten', Hygin als mittelbare oder unmittelbare quelle für den Borten in betracht kommt. diese hinweise widerholend führt dann RKöhler Germ. 31, 49 ff (jetzt Kl. schr. II 471 ff) eine reihe andrer parallelen an. er hält auch die gemeinsame abstammung der antiken fabel und der andern verwanten erzählungen aus einer orientalischen quelle für möglich. wie dem auch sei, jedenfalls sind diese erzählungen, wie das vergleichen mancher einzelheiten lehrt, mit der geschichte von Kephalos und Prokris nicht so nahe verwant wie der Borte. zur frage der verwantschaft des Borten mit den verschiedenen fassungen der antiken fabel bringt Köhler nichts neues bei, ebensowenig Joseph Brock in seinem buch Hygins fabeln in der deutschen litteratur (München 1913), s. 31 ff.

Wir begegnen in der angeführten litteratur also zwei ansichten über die quelle, aus der Dietrich direct oder indirect geschöpft haben soll: einmal wird Antoninus Liberalis, mehrmals

[1] Germanist. arb. hg. von Baesecke 3; im folgenden kurz als ausg. citiert.

[2] auf Anton. Lib. wird nur in anmerkungen (s. 581 f) hingewiesen.

Hygin als gewährsmann unseres dichters hingestellt[1]. die untersuchung wird zeigen, dass weder die eine noch die andre ansicht unbedingt richtig ist. es sei noch darauf hingewiesen, dass die beiden fassungen der erzählung, wie sie bei Antoninus und Hygin vorliegen, durchaus selbständig nebeneinanderstehn und nicht voneinander abhängig sind, was aus den folgenden inhaltsangaben, die ich zur leichteren orientierung voranstelle, zur genüge erkennbar ist[2].

Antoninus Liberalis (A.) erzählt Metamorphosen cap. 41 (Ἀλώπηξ)[3]: Kephalos, der gatte der Prokris, wird von Eos entführt ... (lücke). darauf stellt er die treue seiner gattin auf die probe: er gibt vor, auf die jagd zu gehn, und sendet zu der frau einen ihr unbekannten sclaven mit einem goldschatz. er lässt sich für einen fremdling ausgeben und verspricht ihr den schatz unter der bedingung, dass sie ihm zu willen sei. erst als er das doppelte bietet, erklärt sie sich einverstanden. nach seiner ankunft (am abend) legt sie sich neben den vermeintlichen fremden nieder, worauf er eine fackel herbeiholt und sie der untreue überführt. aus scham verlässt sie ihn und flieht nach Kreta. dort verhilft sie dem wegen einer scheufslichen krankheit kinderlosen könig Minos zu nachkommenschaft und erhält dafür einen wurfspeer und einen hund[4], denen kein tier entgehn kann. nach der rückkehr in die heimat legt sie männertracht an und jagt mit Kephalos zusammen. da Prokris das jagdglück hold ist, erwacht seine begierde nach dem wurfspiefs. auch den hund verspricht sie ihm, wenn er ihr, die er für einen mann hält, seine liebe schenken wolle. er ist einverstanden; als er sich niederlegt, offenbart sie sich als sein weib und schilt ihn, weil er sich viel schlimmer vergangen habe als sie selbst. darauf erhält Kephalos hund und speer. später jagen Kephalos und Amphitryon verbotenerweise einen räuberischen fuchs. zur strafe verwandelt Zeus beide in stein.

Hygin (H.) berichtet in fabel 189 ('Procris')[5]: Prokris ist

[1] Ovid kann für Dietrich nicht quelle gewesen sein; denn die den gatten blofsstellende verfehlung, die bereitwilligkeit zur päderastie, auf die im Borten recht ausführlich eingegangen wird, fehlt hier. auch andre antike autoren, welche die geschichte von Kephalos und Prokris erzählen, können unberücksichtigt bleiben, da diese berichte nur als die wurzeln anzusehn sind, aus denen die erzählungen des Antoninus und Hygin erwuchsen; vgl. vWilamowitz aao. S. 424f anm.

[2] bei den für den Borten nicht in betracht kommenden abschnitten wird der inhalt nur angedeutet.

[3] ausg. v. EMartini Mythographi Graeci II 1, s. 123ff.

[4] von dem hunde, der noch im Borten (in den beiden windspielen) weiterlebt, notiert Julius Pollux (ausg. v. Dindorf 1824) V 39 ua.: Ἥφαιστος ἐκ χαλκοῦ Δημονησίου χαλκευσάμενος, ψυχὴν ἐνθείς, δῶρον ἔδωκε Διί· κἀκεῖνος Εὐρώπῃ, αὕτη δὲ Μίνῳ καὶ Μίνως Πρόκριδι καὶ Πρόκρις Κεφάλῳ.

[5] ausg. v. MSchmidt (1872) s. 120f.

ihrem gatten Kephalos in treue verbunden. gelegentlich einer jagd entbrennt Aurora in liebe zu diesem. Kephalos weigert sich, ihrem wunsche zu willfahren, da er seiner gattin treue gelobt habe. er solle die treue nicht brechen, bevor Prokris sie gebrochen, antwortet sie, verwandelt seine gestalt und stattet ihn mit herrlichen geschenken aus. Kephalos gibt die geschenke der Prokris und schläft bei ihr. darauf nimmt ihm Aurora das fremde aussehen. Prokris sieht sich betrogen und flieht nach Kreta, wo Diana jagt. diese empfindet mitleid, gibt Prokris einen stets treffenden speer und den hund Laelaps[1], dem kein wild entflieht, und befiehlt ihr, sich mit Kephalos im jagen zu messen. daraufhin kehrt Prokris zurück, fordert, durch männliche tracht unkenntlich gemacht, ihren gatten zum wettstreit heraus und besiegt ihn. Kephalos bittet den fremden, ihm speer und hund zu verkaufen. dieser weigert sich, auch als Kephalos ihm einen teil seines gebietes als kaufpreis anbietet; wolle Kephalos jedoch durchaus sein begehren erfüllt sehn, so solle er ihm seine liebe gewähren. des gatten begierde ist so stark, dass er auf das verlangen des fremden eingeht, der sich dann als frau und als seine gattin zu erkennen gibt. Kephalos versöhnt sich mit ihr und erhält was er gewünscht hat. trotz der versöhnung folgt ihm die eifersüchtige Prokris später heimlich, als er auf die jagd geht; da Kephalos eine bewegung des gesträuches sieht, nimmt er an, es sei ein wild, wirft den speer und tötet seine gattin. —

Die verschiedenheit der beiden fassungen wird auf den ersten blick deutlich: bei A. ist Minos der schenker von speer und hund, die ursache der schenkung ist dankbarkeit; bei H. gibt Diana die geschenke und zwar aus mitleid[2]. ebenso stark weicht der schluss der erzählung in A. von dem in H. ab[3]. jedoch in den für den B. wichtigen teilen berichten beide in den grundzügen dasselbe was Dietrich von der Glezze erzählt: die durch geschenke zur untreue verleitete frau gewinnt den zürnenden gatten dadurch wider, dass sie ihn der bereitwilligkeit

[1] es ist bemerkenswert für das verhältnis der beiden antiken autoren zu einander, dass der griech. hundename (λαῖλαψ = 'sturm') in dem griech. text des A. nicht vorkommt. Ovid nennt (Met. 7, 771) den hund des Kephalos ebenso wie H., wie er überhaupt mit diesem mehr übereinstimmt als mit A. *Laelaps* kommt auch Met. 3, 211 in einer reihe anderer griech. hundenamen vor.

[2] vWilamowitz meint wol mit recht, dass bei H. absichtlich 'Artemis an die stelle des Minos gerückt ist, um dessen schmutzige krankheitsgeschichte zu eliminieren'. denn auch H. ist die krankheit des Minos bekannt, vgl. Hygini Astronomica ed. Bunte (1875) cap. 35, 73: '(*Canis*) *dicitur ... ad Minoa pervenisse. Quem Procris Cephali uxor laborantem dicitur sanasse et pro eo beneficio canem muneri accepisse* ...'

[3] diese garnicht zur ehebruchsgeschichte passenden und wol unorganisch angefügten schlüsse können, da sie im Borten fehlen, im folgenden aufser betracht gelassen werden.

zur päderastie überführt. wir können also die berichte von A. und H. zunächst als relative einheit, als antike erzählung, der mittelalterlichen Dietrichs gegenüberstellen. das bild ändert sich jedoch, sobald wir die beiden antiken autoren untereinander eingehnder vergleichen. es ergibt sich dann, dass sie sich auch in manchen einzelheiten nicht unerheblich voneinander unterscheiden. und gerade die kleineren unterschiede sind für uns ein mittel, das verhältnis des B. zu A. und H. näher zu erkennen.

Zur erreichung dieses zieles ist eine zusammenstellung wichtiger, einander entsprechender stellen[1] notwendig:

Anton. Lib.	Borte.	Hygin.
123, 17 f. ἦν δὲ ὁ Κέφαλος νέος καὶ καλὸς καὶ ἀνδρεῖος.	11 ff. Ez was ein ritter lobelich, mit hubscheit tugende rich, der was Conrat genant ... 23 ff. er bancte dicke den lip durch rum und durch schone wip ... *(folgt bericht über seine gattin).*	
	90. ni wart kuscher wip geborn ... 102 f. er sprach: mir tut min herze kunt, daz du mir getruwe bist ...	120, 4 f. qui cum mutuo amore tenerentur, alter alteri fidem dederunt, ne quis cum alio concumberet.
	99. ... gegen tage nach ir minne. *(Conrat reitet zum turnier: ein fremder ritter sieht seine gattin).*	120, 6. matutino tempore (in montem exisset).
124, 5 f. ... ἀνὴρ ξένος ἐρασθεὶς (διδοῖ τοῦτο τὸ χρυσίον).	151. er enbrante an ir minne ... 202 f. ich bin gar ein vremder gast.	120, 9 f. itaque commutat eum in hospitis figuram.
124, 6. . . . διδοῖ τοῦτο τὸ χρυσίον.	219 ff. vrowe gut, lat mich leben. ich will uch einen habich geben, der gulde funf hundert marc. *(ähnlich 233 ff. 253 ff. 274 ff.)*	120, 10 f. ... dat munera speciosa, quae Procri deferret.

[1] da die grundzüge der erzählung bekannt sind, bleiben stellen des Borten die bei A. und H. in gleicher weise ihre entsprechung finden, in der regel unberücksichtigt. — zur verdeutlichung hinzugefügtes ist in parenthese eingeschlossen.

Anton. Lib.	Borte.	Hygin.
124, 7 f. ἡ δὲ Πρόκρις τὸ μὲν πρῶτον ἀπολέγεται τὸν χρυσίον ...	227 ff. di frowe sprach: dehein vederspil nimmer ich gewinnen wil minen herren also ... (*ähnlich 241 ff. 264 ff.*)	
124, 8. ἐπεὶ δὲ διπλάσιον εἰσέπεμψεν ...	278 f. genade, rosenroter munt! ich han einen borten, der ist an beiden orten geziret mit edelen steinen ... 307 ff. swer den borten umbe hat ... er gesiget zu aller zit ... 321 f. Do der ritter daz gesprach, di vrowe vor sich nider sach ...	
124, 8 f. (ἐπεὶ δὲ διπλάσιον εἰσέπεμψεν,) ὁμολογεῖ καὶ προσδέχεται τὸν λόγον.	333 ff. si sprach: herre wol gemut, gebet mir den borten gut, habich, ros und hunde, die sint izu gebunden in min heimlicheit ... nu muz uwer wille rehte an aller slahte wan an tougener minne vor gan.	120, 11 f. munera Procri dedit.
124, 9 ff. ὁ δὲ Κέφαλος ὅτι αὐτὴν ἔγνω ... καταχλινεῖσαν ὡς παρὰ τὸν ξένον, δᾷδα καιομένην παρήνεγκε καὶ κατεφώρασεν αὐτήν.	349 f. do die vrowe nider seic und der ritter nach neic. 355. do das spil ergangen was ...	120, 12. (munera Procri dedit) et cum ea concubuit.
124, 3 f. Πρόκριδι δὲ εἰσαπέστελλεν ἄνδρα οἰκιήτην ἀγνῶτα.	379 ff. ein kneht der hete gesehen, waz in dem garten was geschehen. gegen dem wirte er do reit; er seite im sin herzenleit ... (*ritter Conrat kehrt sofort um. die frau — in männertracht: 'her Heinrich'! — findet ihn später bei einem herzog; dieser unternimmt eine jagd.*)	

Anton. Lib.	Borte.	Hygin.
125, 14 ff. Κέφαλος δὲ ἰδὼν ὅτι αὐτῷ μὲν οὐδὲν ἐπετύγχανε τῶν πρὸς τὴν θήραν, ἅπαντα δὲ συνέφερε πρὸς τὴν Πρόκριν, ἐπεθύμησε αὐτὸς τὸν ἄκοντα τοῦτον λαβεῖν.	569 f. do der herzoge daz gesach, daz daz wunder da geschach, in duhten di winde starc, er bot funf hundert marc umbe di selben winde. *(ähnlich 583 ff.)*	120, 21 ff. Cephalus ut vidit tantam potentiam canis atque iaculi esse, petit ab hospite..., ut sibi iaculum et canem venderet.
	597 ff. (her Heinrich uf dem ors enbor reit in allen verre vor.) der herzoge umbe daz ors bot lant unde golt rot. *(später sind Heinrich und Conrat allein zusammen.)*	120, 24. regni quoque partem pollicetur.
125, 16 ff. ἐπεθύμησεν αὐτὸς τὸν ἄκοντα τοῦτον λαβεῖν.	710 ff. her Conrat begonde biten hern Heinrich umbe die winde. er sprach: ob ich vinde, geselle min, daz aue dir, daz du di winde gebest mir oder habich oder ros ...	
	719 ff. her Heinrich sprach: geselle min, du verlusest di bete din; niman ich geben wil winde, ros oder vederspil ... *(ähnlich 577 f. 590 ff. 601 f.)*	120, 23 f. illa negare coepit: (regni quoque partem pollicetur;) illa negat.
	725 ff. her Conrat sprach: geselle min, ... ir solt mir niht so versagen. do sprach her Heinrich sa zuhant: ...	
125, 17 ff. καὶ ⟨τὸν κύνα Πρόκρις⟩ προσυπέσχετο δώσειν, εἰ αὐτῇ τῆς ὥρας ἐθελήσαι τῆς ἑαυτοῦ χαρίσασθαι.	welt ir tun daz ich wil, so gibe ich uch das vederspil. her Conrat sprach: geselle min, waz ir welt daz sol sin. her Heinrich sprach: ... du must dich nider zu mir legen, ...	120, 24 f. (illa negat) sed si utique, ait, perstas id possidere, da mihi id quod pueri solent dare.

Anton. Lib.	Borte.	Hygin.
125, 19 ff. ὁ δὲ Κέφαλος παρ⟨αδ⟩έχεται τὸν λόγον.	763 ff. zuhant sprach her Conrat ...: ich wil iz allez liden ...	
	767 ff. des du hast gegert an mich, daz wil unde muz ich dulden durch winde und vederspil.	120, 25 f. ille amore iaculi et canis incensus promisit se daturum.
125. 20 ff. καὶ ὅτε κατεκλίνησαν, ἐξέφηνεν ἑαυτὴν ἡ Πρόκρις καὶ ὠνείδισε τὸν Κέφαλον, ἢ αὐτὸς πολὺ αἴσχιον ἐξαμάρτοι.	773 ff. her Heinze hern Conrat uberreit, daz er sich an den rucke leit. do sprach her Heinrich: weiz got, ir sit worden mir ein spot! welt ir nu ein ketzer sin durch hunde und den habich min? vil untugenthafter lip, ich bin uwer elich wip ... 795. daz ich tet daz was menschlich... 811 f. herre, du selbe wol weist: di schulde was din allermeist.	120, 26 ff. qui cum in thalamum venissent, Procris tunicam levavit et ostendit, se feminam esse et coniugem illius.
	803 ff. her Conrat sprach: vrowe min, ich wil uwer eigen sin. vergebet mir di unzuht, vrowe, libe reine fruht. si sprach: daz tun ich gerne ... 810. den zorn sul wir stillen ...	120, 28 f. cum qua Cephalus ... redit in gratiam.
125. 22 f. καὶ τὸν μὲν κύνα καὶ τὸν ἄκοντα λαμβάνει Κέφαλος.	813 ff. nu nim den habich und daz ros, du enwirdest nimmer sigelos, den borten und di hunde.	120, 28. Cephalus muneribus acceptis (redit in gratiam).

Aus dieser zusammenstellung geht hervor: manche einzelheiten des Borten finden sich nur bei Antoninus, andre wider nur bei Hygin vorgezeichnet. so sind, um fürs erste nur haupt-[illegible]en hervorzuheben, folgende züge allein bei A. zu entdecken: die zunächst ablehnende haltung der frau (124, 7 — Borte 227 ff), die sich erst durch das doppelte des anfänglich gebotenen (bei Dietrich durch den den andern kostbarkeiten hinzugefügten

wunderkräftigen gürtel) zur untreue bewegen lässt (124, 8 ff — Borte 333 ff); dann das zornige schelten der gattin, welche ihrem mann den vorwurf macht, er habe sich viel schlimmer vergangen als sie selbst (125, 20 ff — Borte 775 ff. 811 f)[1]. darüber bringt H. kein wort. andre wesentliche einzelzüge, welche in den Borten übergegangen sind, können widerum nur aus H. stammen: das angebot des Kephalos (im Borten allerdings nicht das des gatten, sondern des herzogs), hund und speer (B.: hunde, habicht und ross!)[2] zu kaufen (120, 22 f — B. 572 f. 588 f. 599 f); sein entschluss, sogar einen teil seines gebietes dafür zu opfern (120, 24 — B. 600); ferner die weigerung der frau (120, 23 f — B. 719 ff), welche den mann zunächst bitten und bieten lässt und dann erst den heiklen gegenvorschlag macht.

Andre stellen sind zwar nicht so beweiskräftig, sie verstärken jedoch den bisher gewonnenen eindruck: vgl. B. 11 ff mit A. 123, 17 f; B. 151. 182 ff mit A. 124, 5 f (*ἐρασθεὶς*); B. 349 mit A. 124, 10 (*κατακλινεῖσαν*); B. 379 mit A. 124, 3 f (*ἄνδρα οἰκήτην*: ein knecht erscheint also im Borten wie bei Antoninus als vertrauensperson des gatten); B. 710 ff mit A. 125, 16 ff (Conrat bittet seine gattin nur um einen teil ihres kostbaren besitzes, wie Kephalus bei A. nur auf den speer sein begehren richtet). anderseits vgl. B. 90. 102 f mit H. 120, 4 f; B. 99 mit H. 120, 6; B. 768 f mit H. 120, 25 f; B. 803 ff. 810 mit H. 120, 28 f.

Es mag sein dass es sich bei einigen der angeführten stellen um zufällige anklänge handelt. deshalb könnte man jedoch nicht behaupten, Dietrich habe nur aus einem der antiken autoren geschöpft, alles in diesem nicht enthaltene sei sein eigentum. denn n e u e m o t i v e bringt er nicht (bis auf einen fall: s. anm.), wenn sie nicht bei A. (vgl. etwa 124, 7 ff. 125, 20 ff) oder bei H. (zb. 120, 23 f.) vorgezeichnet sind. so hätte es nahe gelegen, um die spannung zu erhöhen, den ritter Conrat sich erst eine weile besinnen und einwendungen machen zu lassen, bevor er auf das ansinnen Heinrichs eingieng. doch dies retardierende moment fehlt bei A. wie bei H. und dem entsprechend auch im Borten[3].

[1] auch Ariost stimmt in diesem punct mit Antoninus überein; vgl. Rajna aao. s. 582 anm.

[2] es ist von wichtigkeit, dass Dietrich nicht den kraftverleihenden gürtel die begierde (des herzogs und) des ehemanns erregen lässt (so Baesecke Wiener Oswald s. XC), sondern die dem jagdhund und dem jagdspeer der antiken erzählung entsprechenden jagdtiere (bzw. das streitross). die nachwirkung der antike wird hier wider deutlich. (der gürtel ist also eigne erfindung des deutschen dichters oder einer andern quelle entnommen.)

[3] die verse 745 f enthalten offenbar eine solche einwendung nicht: vgl. v. 749—769. — einmal findet sich allerdings auch bei Dietrich ein neues motiv, doch ist er hier me. wenig glücklich; ich meine die

Die durchmusterung des vergleichsmaterials lässt also offenbar nur einen schluss zu: Dietrich hat seinen stoff weder unmittelbar noch mittelbar aus nur einer der antiken fassungen. wir müssen vielmehr, da es höchst unwahrscheinlich ist, dass der dichter beide gekannt und demnach auch den griechischen text benutzt habe, als quelle für den Borten die erzählnng von Kephalos und Prokris[1] in einer gestalt erschliefsen, die eine zusammenarbeitung der beiden berichte darstellte. ein späterer antiquar, dem die verschiedenheiten der beiden fassungen auffielen, mag sie vorgenommen haben[2].

Dieser zu erschliefsenden contamination (X) ist Dietrich also in den grundzügen der erzählung wie in vielen einzelheiten gefolgt. manches hat er (oder schon ein etwaiger vorgänger) allerdings stark geändert. der verführer der frau ist im Borten nicht der unkenntlich gemachte ehemann selbst, sondern ein fremder ritter; natürlich, denn Aurora, welche bei Hygin die gestalt des mannes verwandelt, konnte der mittelalterliche dichter kaum heranbemühen; eine verführung bei nacht anderseits durch den sich als fremdling ausgebenden gatten (A.) hätte die so klang- und farbenprächtig ausgeschmückte liebesscene im garten (344 ff) unmöglich gemacht. ferner: der knecht (A.) wird nicht vom herrn zur frau gesant, sondern er reitet Conrat entgegen und verrät ihm die treulosigkeit seiner gattin, eine änderung die notwendig war, da der gatte ja nicht in eigner person sein weib bei der untreue ertappt. daher kann im B. die frau auch vermittels (eines teils) derselben geschenke, die sie von dem ritter erhalten hat, ihren mann blofsstellen. zugleich wurde so der in der antiken erzählung mit dem verführer nicht identische schenker von speer und hund (Minos bzw. Diana) überflüssig. dann: nicht die frau verlässt ihren mann, sondern der auf der heimfahrt begriffene Conrat macht kehrt, sobald er die nachricht von der treulosigkeit seiner frau erhalten hat. deshalb kehrt im B. schliefslich auch die frau nicht nach hause zurück, sie

nicht recht glaubwürdige behauptung der frau, sie habe nur deshalb das angebot des fremden ritters angenommen, damit ihr gatte *mit des borten kraft werder in der ritterschaft* sei (Borte 787 ff; ähnlich schon 227 ff, wo jedoch wol reimnot mitgespielt hat: v. 229). — bei den unten angeführten änderungen im Borten handelt es sich natürlich nicht um neue motive, sondern mehr um umgruppierungen und modernisierungen.

[1] nach den schlussworten der zusatzverse ist Dietrich wol von Wilhelm von Weidenau auf die erzählung hingewiesen worden; vgl. Baesecke aao. s. XC f und ausg. s. 67 und 70.

[2] es sei hier darauf aufmerksam gemacht, dass auch in Boccaccios De genealogia Deorum (ed. Jac. Micyllus 1532, l. XIII c. 65 s. 346 f) die geschichte von Kephalos und Prokris in einer art contamination geboten wird: Boccaccio nennt mehrere gewährsmänner, darunter Ovid. diese kommt für uns allerdings nicht in betracht, da sie von einer versuchung des mannes durch die frau nichts weifs.

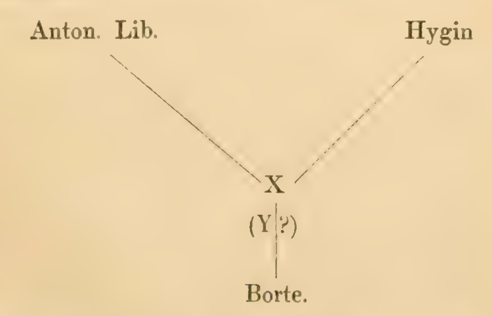
macht sich vielmehr auf die reise, um den gatten zu suchen und widerzugewinnen.

Anderes findet sich bei Dietrich nur leicht verschoben, zt. ins mittelalterliche travestiert: Conrat begibt sich nicht auf die jagd, sondern zu einem turnier; den kostbaren besitz der frau bilden nicht hund und jagdspiefs, sondern zwei windspiele, ein habicht, ein streitross und der wunderbare gürtel.

Schliefslich hat der deutsche dichter auch vieles was in seiner quelle mit kurzen, trockenen sätzen erzählt wird, bedeutend erweitert, und gerade bei solchen erweiterungen kommt seine poetische begabung vorteilhaft zur geltung. man vergleiche zb. die scene im garten, B. 133—378, mit A. 124, ca. 4—10 und H. 120, 10—12 oder die schilderung der jagd (und des sich anschliefsenden turniers), B. 555—704, mit A. 125, 12 und H. 120, 21.

Auf die noch bleibende frage, ob Dietrich direct aus der erschlossenen quelle X geschöpft hat oder ob eine zwischenstufe (Y) anzunehmen ist, kann keine bestimmte antwort gegeben werden. war X lateinisch, so ist eine directe übernahme durch den dichter nicht ausgeschlossen; denn dieser verfügte offenbar über einige lateinische kenntnisse, wie das v. 701 aus reimnot gebrauchte *sors* (: *ors*) zeigt. war X französisch, so hätten wir keinen anhaltspunct, um eine unmittelbare abhängigkeit Dietrichs in erwägung zu ziehen, denn die vom dichter gebrauchten französischen oder halbfranzösischen fremdwörter (zb. *lankenir* 607. 667. 669, *spaldenir* 648, *spozzenir* 651) beweisen nur, dass er im ritterlichen turnierwesen bescheid wuste. anderes deutet allerdings darauf hin, dass der alte sagenstoff auf dem umwege über Frankreich, wo er dann vielleicht schon ins ritterliche gewant worden wäre, nach Deutschland gelangt ist: vgl. ausg. s. 70 anm.

Doch das sind nur vermutungen. was unsrer erkenntnis zugänglich erscheint, fasse ich noch einmal in folgendem stammbaum zusammen:



vielleicht gelingt es einem glücklicheren finder, etwas mehr über

die wanderung der antiken fabel nach Schlesien zu erkunden. die aussichten sind allerdings gering.

NACHTRAG ZUR AUSGABE: s. 53 sind z. 1 u. 2 zu streichen. — zu s. 69 anm. 1: das gedicht spricht bis v. 884. — zu s. 70 oben: Punzinger hat auch der erzählung die überschrift 'Der Borte' gegeben (vgl. v. 1. 885). — zu s. 107, v. 766: statt semikolon ist hinter *vermiden* ein komma zu setzen (v. 767 ἀπὸ κοινοῦ). — s. 114 f., anm. zu v. 48 ff: parallelen bei RKöhler, Kl. schr. II 348 ff.

Nachträglich entdeckte druckfehler: s. 14, z. 13 lis: *ůtagen* v. 469. — s 58 mitte lis: *si sùhten sich mit zórn.* — s. 61 mitte lis: *geváren dùrch mánic rích.* — s. 66 mitte lis: im Borten v. 883. — s. 70 z. 2 v. u. lis: v. 471 ff. — s. 77 mitte lis: umlaut- und diphthongzeichen. — s. 102, v. 629 lis: *briten.* — s. 106, v. 723: komma hinter *vergeben.* — s. 109 z. 4 v. u. füge hinzu hinter 809: *Allen ewn̊ willen*: A. 810. — s. 114, z. 18 v. u. lis: *habich*; z. 4 v. u. lis: Wiener Oswald.

Königsberg i. Pr. **Otto Richard Meyer.**

ZUM TEXT DER WARNUNG. Das bairisch-österreichische gedicht, das der ersten hälfte des 13 jh.s angehört, zeigt bemerkenswert correcte reime: unter 1966 paaren der ausgabe von LWeber (München 1912) sind unrein nur *zestunt : kumt* 3221 f und das archaische *sundære : zewâre* 3807 f; denn 1807 f ist selbstverständlich mit Steinmeyer *klage : enwage* zu lesen, und die reime *licht : siht* 1841 f; *gar : wâr* 2337 f, *stat : rât* 3673 f erregen bei einem österreich. dichter sowenig anstofs wie *ë : e* vor muta. höchst auffällig aber wären gerade hier die beiden bindungen *grin : hin* 1677 f, *sîn : gewin* 2095 f, die der neue herausgeber (als *-ein : -in*) unangefochten lässt. das gedicht hat 30 rpp. *în : în* (darunter 24 mal *schîn : sîn*) und 18 *in : in* (12 mal *gewin*[1] *: hin*); die beiden widerstrebenden müssen verderbt sein, wie Haupt schon erkannte: er schlug für 2095 vor *dâ von gescheiden hin* — vielleicht kann man das überlieferte *dâ mit* beibehalten: 1677 schrieb er *grin,* nahm also zu *grînen* einen *i*-stamm mit schwundstufe an (wie *schrit, biz, snit*) — möglich, aber anderwärts bezeugt ist nur *grin,* ich zieh es daher vor 1678 zu schreiben: *ieglicher ziuht daz guot în.* es ist immerhin bemerkenswert, dass dem schreiber gerade bei den *in-* und *în*-reimen widerholt entgleisungen passieren: 919 schreibt er *schein* für *sin,* 1449 umgekehrt *sin* für *schein.*

Mit dem neuen herausgeber in eine weitere discussion über die textform einzutreten, wäre zwecklos: es ist mir auch bei einer zweiten lesung nicht gelungen festzustellen, was er mit seinem abdruck hat vorstellen wollen. aber da es eben der raum gestattet, will ich wenigstens für ein paar stellen welche bisher

[1] 3636 hab ich dies reimwort ergänzt.

von den fünf oder sechs kritikern der Warnung nicht beanstandet zu sein scheinen, meine vorschläge und zweifel vorbringen: v. 8 l. *friuntschaft und künne* — 110 *der tôt kumt* ⟨*uns*⟩ *vil bereit* — 239 *tac noch sunnen schîn* ist keinesfalls ein vers, vielleicht *tages licht noch sunnen schîn*? — 352 l. *als einen witen betelsac* (st. *bettesac*) — 1153 *swer* ⟨*sô*⟩ *hât ein übel wîp* — 3128 *niht enphlige* — 3407 *niht enist* — 3425 *dô im diu menscheit gezam* — 3748 *dâ von die sêle werdent vlorn* (st. *selben*). E. S.

MEISTER REUAUSZ. Unter dem willkürlich geänderten titel 'Meister Rennaus' hat der junge Schönbach in JMWagners Archiv f. d. gesch. dtscher sprache u. dichtg I (1874) s. 13—37 (vgl. s. 95 f) aus der Wiener Teichnerhs. 2880 (Hoffmann vF. nr LXXVIII s. 159 f) ein ironisches lehrgedicht der zeit um 1400 veröffentlicht, in welchem ein mephistophelischer 'meister Reuaufs' als seine salben — die sieben todsünden ausbietet: *hoffart* (v. 7 ff), *geitikeit* (105 ff), *unkeusch* (157 ff), *zorn* (245 ff), *freßikeit* (323 ff), *haß und neid* (467 ff), *an gottes dinst trakheit* (523 ff). dass die änderung des titelnamens verkehrt war, wird Schönbach wol bald selbst eingesehen haben, jedenfalls sag ich denen die das gedicht kennen damit nichts neues. aber es lohnt doch wol darauf hinzuweisen, dass dieser 'meister Reuaufs' nichts anderes ist als der leicht verkleidete ausschreier oder quacksalber Rubinus des jüngern osterspiels, der diese seine herkunft gleich in den ersten zeilen verkündet:

Hort ⟨*ir*⟩ *lieben alle gleich:*
Ich bin ein meinster kunstenreich
Und heiß meinster Reuauß,
Alle lant ge ich auß
Nach diser osterlichen zeit.
Guti salb in meinem büschlein (d. i. *büchslein*) *leit*.

zur bestätigung ergreift dann am schluss, geradezu mit einer scenischen bemerkung eingeführt, der knecht das wort:

Meinster Reuauß knecht spricht:
Lieben leute, merkt mich auch recht,
Ich bin meinster Reuauß knecht
Und heiß teufel Lasterpalk.

es mag genügen für die rolle des Rubinus und des knechtes auf das Innsbrucker osterspiel bei Mone Altteutsche schauspiele s. 123 ff (Rubin, Pusterpalk und Lasterpalk), auf das III Erlauer spiel (Kummer s. 38 ff: Rubin u. Pusterpalk), das IV Erlauer spiel v. 90 (Lasterpalk), auf die Wiener Rubinus-rolle FMenčiks (Zs. 51, 263 ff) und Sterzinger spiele nr IV (Zingerle I 47 ff: Rubein u Pusterpalkh) hinzuweisen; der teufel Lasterpalk erscheint aufserdem in dem grofsen Neidhartspiel Fnsp. nr 53 (Keller I 443). — Dass der verfasser nicht nur die figur, sondern auch den namen der meister *Reuauß* di. *Riuw(e)ûz!* aus

dem *Rubin(us)* travestiert hat, unterligt wol keinem zweifel; nur kann man freilich nicht wissen, ob er dabei *Rub[in]us* resp. *Ruw[in]us* um die mittelsilbe verkürzte, oder aber zu *Rubin, Ruwin,* das er zu *Riuwe-în!* verdrehen mochte, sein *Riuwe-ûz!* bildete. E. S.

SPRICHWORT. das *i* ist bis heute unerklärt: wäre das wort so zu deuten wie es in der regel geschieht, dann müste es '*sprechwort*' lauten, so gut wie *scheltwort,* neben dem kein '*schiltwort*' bezeugt ist. man beruft sich freilich seit Wackernagel auf ein stf. oder stn. *spriche,* wofür (Mhd. wb. II 2, 534) der Windberger psalter 113, 22 (ed. Graff s. 540) angeführt wird. aber diese form steht ganz aufserhalb der lautlichen und morphologischen wahrscheinlichkeit: man könnte, da es sich doch nur um einen jô- resp. ja-stamm handeln kann, allenfalls ein '*spricke*' erwarten. sieht man sich aber die einzige belegstelle näher an, so erweckt sie den argwohn verderbt zu sein: *benedico, daz ist ein zesamene gesazcetez wort uon zuein 'sprichen': wole unde ich spriche.* ich vermute, dass hier *sprichen* eingeschlüpft ist für *worten*, durch einen psychologischen vorgang, der zwar compliciert aber wol verständlich ist: *wort — worten* verleitete zur differenzierung, und in diesem moment bot sich *sprichen* durch anticipation aus dem folgenden von selbst. mit dem subst. '*spriche*' als erstem compositionsteil ist es jedenfalls nichts; verbalstamm kann es auch nicht sein — es bleibt nichts übrig als der imperativ *sprich!*

sprichwort kommt nicht früher als im anfang des 13 jh.s vor, wo es gleichzeitig im Tristan und in der Klage, demnächst beim Winsbecken und H. v. d. Türlin erscheint und sich dann langsam verbreitet — aber noch Freidank scheint es nicht zu kennen, vgl. Schulze Zs. 8, 376 ff., bes. 378. es steht also nichts im wege, darin eine junge bildung, einen substantivisch verwendeten befehlsausdruck zu erblicken, wie etwa unser 'Lebewohl', 'Willkommen' oder schon weit früher substantivierte grufsformeln wie '*vale*', '*benedicite*' (vgl. etwa Ysengrimus 5, 451 *Dat commune uale, nondum benedicite doctus*). es mag eine zeit gegeben haben, wo man zur einleitung einer sentenz sich der festen formel *sprich wort:* ('loquere verbum') bediente, und aus deren erstarrung könnte um 1200 das substantivum *sprichwort* entstanden sein. das ist eine kecke vermutung — wer sie widerlegen kann oder etwas besseres zu bieten weifs, möge nicht damit zurückhalten. E. S.

EIN GESETZ DER BEDEUTUNGSENTWICKLUNG.

Die frage nach der gesetzmäfsigkeit des bedeutungswandels darf wol als das wichtigste der probleme bezeichnet werden, mit denen die sprachwissenschaft gegenwärtig kämpft. gelänge es, sie endgültig zu beantworten, so wäre damit aus dem system unserer wissenschaft ein hindernis beseitigt, das es uns bis heute verwehrt, die letzten reste von dilettantismus abzuschütteln, die der linguistik aus den zeiten ihrer entstehung noch anhaften. auf keinem anderen gebiete gestattet sich der geschulte sprachforscher gedankengänge und annahmen von so offenkundiger willkürlichkeit, wie auf dem der bedeutungslehre. während man bei der kleinsten annahme einer lautlichen veränderung aufs gewissenhafteste nachprüft, ob sie nach ort, zeit und phonetischer natur wahrscheinlich sei, werden die verwickeltsten bedeutungsübergänge einfach 'angesetzt', ohne dass die notwendigkeit einer beweisführung den urhebern solcher hypothesen — und es befinden sich darunter forscher von unangefochtener gediegenheit — auch nur im entferntesten zum bewustsein käme. so kommt es dass eine ganze grofse disciplin der sprachforschung, die etymologie, in bezug auf die methode auf einem standpunct stehn geblieben ist den die schwesterdisciplinen längst überwunden haben. damit hängt aber aufs engste zusammen, dass die erforschung der culturellen seite des sprachlebens, deren wichtigstes hilfsmittel eben die etymologie ist, durch methodische fehler beeinträchtigt wird, die der etymologischen forschung infolge der auf semasiologischem gebiet herschenden willkür und unsicherheit anhaften.

Es ist gerade der relativ hohe standpunct den die historische lautlehre erreicht hat, der einem dieses misverhältnis klar zum bewustsein bringt. seit hundert jahren ist ja die phonetische seite der etymologie durch den begriff des lautgesetzes beherscht, durch die erkenntnis, dass sich lautliche veränderungen nach bestimmten regeln vollziehen, die selbstverständlich berücksichtigt werden müssen, wenn man zu einwandfreien oder auch nur discutablen forschungsergebnissen gelangen will. wie dringend nötig es ist, ähnliche gesetze auch für die bedeutungsentwicklung aufzustellen, ist schon längst zahlreichen forschern klar, und

viele arbeiten bezeichnen sich direct als einen beitrag zur erforschung dieser gesetze des bedeutungswandels. aber es ist anscheinend noch nicht gelungen, zu klaren vorstellungen über die art dieser gesetze zu gelangen, geschweige denn solche zu formulieren.

Ich wage diese behauptung, obwol ich weifs, dass versuche zu einer solchen formulierung der bedeutungsgesetze gemacht worden sind, und dass zb. in einem grundlegenden werk wie Wundts Völkerpsychologie ein eigenes capitel von den gesetzen des bedeutungsübergangs handelt. was nämlich dort zu finden ist, gibt dem sprachforscher auch nicht im entferntesten die lösung des problems, die seinen methodischen bedürfnissen angepasst ist. 'Als gesetz des bedeutungswandels' schreibt Wundt 'lassen sich hiernach im sinne der psychologischen interpretation nur die allgemeinen associationsgesetze selbst bezeichnen. diese aber führen auf drei elementarprocesse zurück, aus denen im allgemeinen jeder concrete associationsvorgang zusammengesetzt ist: die gleichheitsverbindung, die räumlich-zeitliche verbindung und die verdrängung unvereinbarer elemente'. versucht man an diesem 'gesetz des bedeutungswandels' die wahrscheinlichkeit irgendeiner etymologischen hypothese nachzuprüfen, so kommt man unfehlbar zu dem resultat, dass auch die kühnste hypothese als möglich zu gelten hat. wollte ich zum beispiel behaupten, dass ein wort für 'auge' ursprünglich 'nase' bedeutet habe, so wäre gegen eine solche hypothese, die sich ja auf die möglichkeit einer 'räumlich-zeitlichen berührungsassociation' berufen kann, vom standpunct Wundts aus nicht das geringste einzuwenden. und doch fühlt nicht nur jeder sprachforscher, sondern wol auch jeder laie, dass es sich hier um einen bedeutungsübergang handelt, der alle merkmale der unwahrscheinlichkeit an sich trägt. wie immer also der psychologe sich zu Wundts ausführungen stellen mag, die sprachwissenschaft muss es ablehnen, sich damit zufriedenzugeben. denn es muss festgehalten werden, dass die gesetze des bedeutungsüberganges, nach denen wir suchen, ein hilfsmittel darstellen sollen, das uns bei der beurteilung des etymologischen einzelproblems zwischen wahr und falsch, zwischen möglich und unwahrscheinlich unterscheiden lehrt, genau so wie die lautgesetze ein wichtiges kriterium bei der beurteilung neuer

hypothesen auch für denjenigen darstellen, der aus irgendeinem grunde ihre ausnahmslosigkeit in zweifel zieht.

Vielleicht aber ist es gerade die art dieser lautgesetze, die uns bisher bei der erforschung der gesetze des bedeutungsübergangs gehindert hat. unwillkürlich hat man nach regeln gesucht, die für den bedeutungsübergang ganz analoges aussagen sollten, wie für den phonetischen wandel die lautgesetze, die sich ja alle auf die formel zurückführen lassen: wenn der laut x in éinem worte zu einer bestimmten zeit in y übergeht, so dürfen wir erwarten, dass er auch in allen anderen wörtern, wo er eine analoge stelle einnimmt, zu y wird. man versuchte nun, ähnliche gesetze für den bedeutungsübergang zu finden, indem man zb. alle worte sammelte, die eine sprache oder sprachgruppe für einen bestimmten begriff verwendete, und nun untersuchte, welche älteren bedeutungen die verschiedenen ausdrücke besessen hatten, in der hoffnung, so feststellen zu können, dass bestimmte bedeutungen, wenn nicht gesetzmäfsig, so doch mit einer gewissen regelmäfsigkeit in bestimmte andere übergiengen. oder man versuchte umgekehrt festzustellen, nach welcher richtung hin eine solche gruppe von worten für einen und denselben begriff die bedeutungen secundär verschoben hatte. tatsächlich lässt sich auf diese weise oft ein parallelismus in der entwicklung verschiedener worte feststellen, der zu der hoffnung zu berechtigen scheint, man könne auf diesem wege bei vollständiger sammlung des materials früher oder später zu würklichen gesetzen des bedeutungswandels gelangen. so hab ich seinerzeit nachzuweisen versucht, dass die deutschen ausdrücke für den geschlechtsact bedeutungsentwicklungen aufweisen, die sich so typisch widerholen, dass man geradezu einen bei den verschiedensten worten mehr oder weniger vollständig ausgebildeten stammbaum der secundärbedeutungen aufstellen kann [1]. aber trotz der bekräftigung die dieser stammbamm nachträglich dadurch erfahren hat, dass Spitzer [2] parallelen dazu aus dem romanischen und zum teil auch aus dem slavischen beigebracht hat, bin ich doch heute der überzeugung, dass derartige versuche niemals zu einem befriedigenden resultat führen werden. ich habe nämlich seither einsehen gelernt, dass bei der bedeutungs-

[1] Imago 1, 405 ff.
[2] Wörter und Sachen 5, 206 ff.

entwicklung ein factor eine rolle spielt, den ich damals ebenso wie alle anderen verfasser derartiger arbeiten fast ganz aufser acht gelassen hatte. es können nämlich worte für ein und denselben begriff ganz verschiedene bedeutungsentwicklungen durchmachen, je nachdem sie einen gröfseren oder geringeren affectgehalt besitzen. man darf absolut nicht erwarten, dass zb. die beiden wörter *werfen* und *schmeifsen* jemals in bezug auf ihre fähigkeit, neue bedeutungen zu entwickeln, gleichwertig sein werden. das eine ist sozusagen ein normalwort, das den auszudrückenden begriff in objectiver weise widergibt, das andere ein ausdruck, der in hohem grade geeignet ist, neben der begrifflichen componente auch noch eine affectmäfsige zur geltung zu bringen. gerade eine solche affectbetontheit ist aber, wie ich in meiner arbeit 'Ueber den affect als ursache der sprachveränderung' (Halle 1914) gezeigt habe, eine wichtige vorbedingung dafür dass ein wort die grenzen seiner ursprünglichen bedeutung verlässt und eine neue annimmt. während also, normale verhältnisse vorausgesetzt, ein wort wie *schmeifsen* eine weitaus reichere bedeutungsentwicklung erfahren muss, als sein farbloseres synonym, sind umgekehrt auch umstände denkbar, unter denen das weniger affectbetonte wort bessere aussichten zu semasiologischer entfaltung besitzt. dies ist der fall, wo durch irgendwelche rücksichten gesellschaftlicher, religiöser oder ethischer natur jene kräfte in die sprachentwicklung eingreifen, die ich in der eben citierten arbeit als 'censur' bezeichnet habe. in zeiten deren cultureller habitus dem freien ausdruck der gefühle starke hindernisse in den weg legt, können normalworte auf dem wege des euphemismus und verwanter sprachpsychologischer erscheinungen zu einer bedeutungsentwicklung kommen, die der gleichzeitigen entwicklung der entsprechenden kraftausdrücke überlegen ist. aber kaum zu irgendeiner zeit wird zwischen den einander widerstreitenden triebkräften des sprachlebens ein so vollkommenes gleichgewicht herschen, dass wörter vom typus *werfen* und solche vom typus *schmeifsen* ganz die gleichen möglichkeiten zur entwicklung neuer bedeutungen haben. angesichts dieser erwägungen muss jeder versuch, durch parallelensammlungen der oben angedeuteten art gesetze zu entwickeln, von vornherein als aussichtslos bezeichnet werden. ein bedeutungsgesetz vom typus:

'wenn zu einer bestimmten zeit das wort A die bedeutung B entwickelt, müssen auch die synonyma von A ähnliche bedeutungsübergänge durchmachen', wird es nie geben.

Anderseits aber dürfen uns die bisherigen miserfolge nicht dazu veranlassen, die suche nach den gesetzen der bedeutungsentwicklung aufzugeben oder gar, wie dies zb. Nyrop [1] und de Saussure [2] zu tun scheinen, die existenz solcher gesetze überhaupt in zweifel zu ziehen. anzuerkennen dass sich im sprachleben irgend etwas regellos und rein zufällig vollziehe, wäre dasselbe, wie unsere wissenschaft auszuschalten aus dem kreis jener disciplinen, für die der satz von der gesetzmäfsigkeit alles geschehens nicht nur ein axiom, sondern auch eine unerschöpfliche quelle neuer erkenntnisse geworden ist. und zu einer solchen resignation ist umso weniger anlass vorhanden, als gerade auf sprachlichem gebiet die feststellung der lautgesetze einen erfolg in dieser richtung bedeutet, um den die meisten anderen geisteswissenschaften die linguistik beneiden müssen.

Der weg nun auf dem wir, wie ich meine, zum ziel gelangen können, ist derselbe den Wundt eingeschlagen, aber nicht mit der nötigen folgerichtigkeit fortgesetzt hat. es ist die von ihm befürwortete 'psychologische interpretation' des bedeutungswandels, die klarlegung der ihn beherschenden psychischen factoren, die hier meiner überzeugung nach einzig und allein weiterhelfen kann. erst wenn wir über die u r s a c h e n des bedeutungswandels im reinen sind, können wir daran denken, festzustellen, nach welchen g e s e t z e n diese ursachen würken. gerade in dieser frage nun können wir heute klarer sehen, als noch vor einigen jahren. es ist widerum nur die starke unterschätzung [3] der rolle die der affect im sprachleben spielt, die die bedeutungs-

[1] Grammaire historique de la langue française IV § 112.

[2] Cours de linguistique générale s. 135.

[3] Von verschiedenen seiten ist mir vorgeworfen worden, dass im gegenteil ich die rolle des affects im sprachleben ganz aufserordentlich überschätze. ich kann dieser behauptung solange kein gewicht beimessen, als nicht irgend einer meiner schriftlichen und mündlichen kritiker meiner aufforderung nachgekommen ist, wenigstens éin beispiel namhaft zu machen, in dem (abgesehen von den von mir ausdrücklich umschriebenen sonderfällen) in jüngerer, der sprachgeschichtlichen forschung zugänglicher zeit ein bedeutungsübergang stattgefunden hat, bei dem sich n i c h t das würken affectischer factoren nachweisen liefse.

lehre am fortschreiten zu entscheidenden erfolgen gehindert hat, da sie es viel mehr mit den ausgedrückten vorstellungen, als mit den daran haftenden gefühlstönen zu tun zu haben meinte. man operierte bei der darstellung von bedeutungsübergängen und bei den versuchen solche zu erklären mit hauptvorstellungen die zu nebenvorstellungen herabsanken, mit nebenmerkmalen die zu dominierenden wurden, ohne sich je vor augen zu halten, dass vorstellungen an sich keine energieen sind, die selbsttätig sprachliche veränderungen hervorrufen können. solche energieen aber wohnen ohne zweifel den gefühlstönen inne welche an den vorstellungen haften, und wenn wir über die natur des bedeutungswandels genaueres erfahren wollen, müssen wir uns natürlich an diejenige seite der seelischen vorgänge halten, in der die lebendigen triebkräfte des seelenlebens zuhause sind, also nicht an die welt des logischen denkens, sondern an die der strebungen, gefühle und affecte.

Machen wir uns also zunächst an einem beispiel klar, wie die gefühlsbetontheit einer vorstellung zu einer bedeutungsverschiebung führen kann. für den begriff der ungestörten eintracht hat das deutsche vermutlich jederzeit irgendwelche sprachlichen ausdrucksmöglichkeiten besessen. eines tages kommt nun ein musikalisch gebildeter mann und gebraucht dafür den ausdruck *Harmonie,* nicht etwa weil es ihm an möglichkeiten fehlte, den auszudrückenden begriff mit den hergebrachten mitteln vollkommen klar und logisch einwandfrei zu bezeichnen, sondern weil er den wunsch oder drang verspürt, von der für ihn gefühlsbetonten vorstellung des musikalischen einklangs auch dort zu sprechen wo dazu objectiv genommen kein anlass vorligt. nun ist aber unser sprachneuerer keineswegs der einzige für den der begriff des musikalischen zusammenklangs eine erfreuliche affectbetontheit besitzt; unter seinen zeit- und volksgenossen gibt es auch viele andere, die es einem wort als vorzug anrechnen, wenn es neben seiner fähigkeit, den begriff der eintracht zum ausdruck zu bringen, auch noch einem affect zum ventil dient, der, wie es ja eine grundlegende eigenschaft des affects ist, nach körperlicher, in unserem falle sprachlicher auslösung strebt. die neuerung wird also nachgeahmt und kann allmählich so weite verbreitung finden, dass sie zum normalausdruck für den begriff eintracht wird, die älteren worte dafür verdrängt und schliefslich

in ein stadium tritt, wo das wort *Harmonie* zu seiner ursprünglichen bedeutung eine neue nicht mehr occasionelle, sondern usuelle hinzuerworben hat.

Nun müssen wir uns aber klar machen, dass ein solcher affect niemals an einer scharf umgrenzten einzelvorstellung haftet, sondern dass er sich auf ganze vorstellungscomplexe erstreckt. wer sich dazu gedrängt fühlt, statt *Eintracht* : *Harmonie* zu sagen, in dessen seelenleben spielt aller wahrscheinlichkeit nach die musik eine so beträchtliche rolle, dass er auch in anderen fällen gern die gelegenheit benützen wird, seiner sprache einen musikalischen anstrich zu geben, indem er entweder selbst weitere sprachliche neuerungen schafft, die durch ihren zusammenhang mit dem vorstellungskreise der musik affectbetont sind, oder wenigstens eifrig aufgreift, was andere an solchen neuerungen geschaffen haben. es wird uns also nicht wundern, wenn zb. ein solcher mensch irgendwie teilnimmt an der bedeutungsänderung von ausdrücken wie: *Stimmung, Tact, mit jemand andere Saiten aufziehen, zart besaitet, jemand nach Noten prügeln, seine Ansprüche herabstimmen, Gefühls- oder Farbentöne, die erste Geige spielen* usw. und das gleiche was vom einzelindividuum gilt, ist natürlich auch von der ganzen sprachgemeinschaft vorauszusetzen. ist irgendwo das interesse eines volkes für die musik so grofs, dass würklich eine neubedeutung wie *Harmonie* = *Eintracht* zum allgemeingut werden kann, so erscheint es überaus unwahrscheinlich, dass der begriffscomplex der musik seine sprachliche würksamkeit in dieser éinen bedeutungsverschiebung erschöpfen könnte. es ist vielmehr mit sicherheit vorauszusetzen, dass der affect der diese eine neuerung schafft und ihr zum durchbruch verhilft, zur selben zeit sich auch andere sprachliche ventile suchen wird. es wird in die gemeinsprache eine ganze reihe von neubedeutungen hineinkommen, die alle centrifugal von éinem ursprünglich eng begrenzten aber affectstarken ursprungsgebiet, in diesem fall dem vorstellungscomplex der musik ausgehn. es ist also, wie ich glaube, für das sprachleben des einzelnen wie der gesamtheit folgendes gesetz aufzustellen: wenn zu einer bestimmten zeit ein vorstellungscomplex so stark affectbetont ist, dass er éin wort aus den grenzen seiner ursprünglichen bedeutung hinaustreibt und es veranlasst, eine neue bedeutung anzu-

nehmen, so ist mit bestimmtheit zu erwarten, dass derselbe vorstellungscomplex auch andere ihm angehörige ausdrücke zur überschreitung ihrer verwendungssphäre und damit zur entwicklung neuer bedeutungen treiben wird[1]. und zwar möcht ich die gültigkeit dieses gesetzes mit gröfserer bestimmtheit für die sprachgemeinschaft als für den einzelnen behaupten, denn es ist immerhin denkbar, dass durch irgend eine verquickung besonderer umstände bei einem einzelmenschen eine vorstellung nur ganz vorübergehend die nötige affectstärke besitzt, um eine sprachneuerung hervorzurufen, während dieselbe vorstellung im augenblick nachher bereits verklungen sein kann, um nie mehr wider vollkommen actuell zu werden. in diesem, wie gesagt, vielleicht denkbaren, aber keineswegs wahrscheinlichen fall könnte es ausnahmsweise bei dieser einen neuerung sein bewenden haben. aber je gröfser eine sprachgemeinschaft ist, umso unwahrscheinlicher wird ein solcher fall. man vergegenwärtige sich, welche aufserordentliche menge von interesse an einer vorstellung haften muss, ehe die von ihr ausgehnde neuerung so oft nachgesprochen worden ist, dass sie würklich zum gemeingut geworden ist. tausende und abertausende müssen sich vorher entschlossen haben, die neue bedeutung zu acceptieren, und eine solche einmütigkeit der sprachlichen strebungen ist natürlich nur dort möglich, wo der würksame vorstellungscomplex andauernd träger eines sprachschöpferischen affectes, nicht etwa nur einer eintagsactualität ist. wo aber ganze völker ein gesteigertes ausdrucksbedürfnis für den gleichen vorstellungskreis an den tag legen, da müssen selbstverständlich an vielen orten zugleich neuerungen auftreten die in diesem vorstellungskreis wurzeln, und ebenso selbstverständlich muss wenigstens eine anzahl dieser neuerungen von der sprachgemeinschaft als erwünscht empfunden und dem allgemeinen wortschatz einverleibt werden.

[1] ich steh also im schärfsten gegensatz zu F. de Saussure, der aao. s. 135 äufsert: 'si le français *poutre* 'jument', à pris le sens de 'pièce de bois, solive', cela est dû à des causes particulières et ne dépend pas des autres changements qui ont pu se produire dans le même temps: ce n'est qu'un accident parmi tous ceux qu'enrégistre l'histoire d'une langue'. man wird diese ansicht selten so scharf formuliert finden, wie bei de Saussure. die herkömmliche etymologische und semasiologische praxis beweist aber, dass sie weit verbreitet ist.

Die folgerung die die etymologische forschung aus den dargelegten verhältnissen zu ziehen hat, ist meiner ansicht nach die, dass unsere art, angenommene bedeutungsübergänge durch parallelen zu stützen, dem tatsächlichen mechanismus der sprachlichen vorgänge nur wenig angepasst ist. wer zb. festzustellen hätte, woher das französische *arriver* kommt, der würde nach den jetzt gebräuchlichen methoden die ableitung von *ripa* dadurch zu stützen suchen, dass er aus allen möglichen sprachen und zeiten parallelen dafür beibringt, dass der begriff des landens in den des ankommens übergehn kann (das heifst, wenn er es überhaupt für nötig hält, den angenommenen bedeutungsübergang mit parallelen zu belegen, und nicht die beliebte methode vorzieht, ihn einfach 'anzunehmen'). weit wichtiger aber ist es in solchen fällen, sich zu fragen, ob der vorstellungscomplex der schiffahrt im französischen zur kritischen zeit so actuell war oder sein konnte, dass die in betracht gezogene ableitung als wahrscheinlich gelten kann. und um das zu erweisen, müssen fälle von der art beigebracht werden die ich in früheren arbeiten als 'expansionsparallelen' bezeichnet habe. in unserem fall also belege dafür dass im französischen auch andere ausdrücke der schiffersprache die fähigkeit hatten, ihr ursprüngliches bedeutungsgebiet auszudehnen. wenn ich es also auch bei *arriver* keineswegs überflüssig finden würde, auf deutsche fälle zu verweisen, wie: 'auf unserem ausfluge sind wir schliefslich im wirtshaus gelandet', so müste man doch unvergleichlich mehr wert auf solche parallelen legen, welche die expansionskraft des schiffahrtscomplexes für das französische, und zwar vor allem für jene periode des französischen erweisen, in der *arriver* seine neue bedeutung angenommen haben dürfte (also zb. auf die bedeutungsentwicklung von *bord, aborder, gouverner*).

Aber allerdings wird es wol noch langer arbeit bedürfen, ehe das oben aufgestellte gesetz der etymologie in vollem umfange nutzbar gemacht werden kann. das wichtigste ist vorläufig nicht, mit hilfe dieses gesetzes in sprachliche perioden einzudringen die vor der litterarischen überlieferung liegen, und somit überhaupt keine strenge nachprüfung von bedeutungsgeschichtlichen hypothesen ermöglichen, sondern durch untersuchung historischer, durch eine reiche litteratur vertretener sprachstufen festzustellen, ob das erreichbare material das aufgestellte gesetz

erhärtet. für mein teil kann ich gegenwärtig nur erklären, dass alles was ich in den letzten jahren an tatsachenmaterial sammeln konnte für die richtigkeit meines gesetzes spricht. seit ich vor 5 jahren den inhalt des hier vorgelegten aufsatzes in der sprachwissenschaftlichen gesellschaft zu Uppsala vortrug, hab ich, so oft ich gelegenheit fand, mich mit einem bedeutungsgeschichtlichen vorgange näher zu beschäftigen, mein augenmerk darauf gerichtet, ob sich der einzelne bedeutungsübergang in einen gröfseren zusammenhang der angedeuteten art einreihen lasse, und wo ich überhaupt etwas genaueres ausfindig machen konnte, liefs es sich mit leichtigkeit zeigen, dass der hinter dem bedeutungsübergang steckende complex auch nach anderen richtungen hin seine sprachliche productivität bewährt hatte. hier nur einige andeutungen, die mit ausführlichem material zu belegen mir der raum verbietet. eine ganze anzahl von scheinbar nicht miteinander zusammenhängenden bedeutungsübergängen lässt sich zb. auf die vorstellung der unio mystica und die verwanten begriffscomplexe zurückführen, auf jene religiösen vorstellungen, die eine nahe, geheimnisvolle verbindung des menschen mit dem göttlichen princip zum inhalt haben. man untersuche die bedeutungsentwicklung von *Einfluss, Eindruck, Einkehr, einverleiben, Mitglied, sich versenken, gelassen, einbilden, in etwas aufgehn, einleuchten, Eigenschaft* [1]. bei jedem dieser worte wird man zurückgeführt werden auf irgendeine form oder abart der im mittelalterlichen glaubensleben so oft betonten vorstellung, dass der gläubige Gott in sich trage oder versuchen müsse, ihn in sich aufzunehmen, in ihn einzudringen, wie er anderseits selbst nur ein glied der gottheit, ein teil ihres ich sei. und wie stark hat das deutsche rechtsleben des mittelalters durch die sprachliche expansion der ihm angehörigen vorstellungskreise die bedeutungsentwicklung des wortschatzes beeinflusst! *überzeugen, Sache, Ursache, beurteilen, sich entschuldigen, verteidigen, Ding, beileibe, Verantwortung, rügen* und zahllose andere worte lassen sich in ihrer bedeutungsentwicklung concentrisch zu diesem gemeinsamen ausgangspunct zurückverfolgen. oder um einen etwas specielleren vorstellungs-

[1] die nötigen ausführungen zu den hier angeführten worten und, wie ich hoffe, ein reichliches beweismaterial für meine these werde ich möglicherweise in nicht allzu ferner zeit in einem bedeutungsgeschichtlichen wörterbuch der deutschen sprache vorlegen können.

complex heranzuziehen, dessen bedeutungsgeschichtliche rolle allerdings eine ausführlichere auseinandersetzung erfordert (s.u. s. 61ff): die vorstellung von der belagerung einer stadt hat eine ganze reihe bedeutungsverschiebungen erzeugt, die freilich zum grösten teil den zusammenhang mit ihrem ausgangspunct so gänzlich verloren haben, dass selbst der germanist es mir nicht ohne weiteres glauben wird, wenn ich behaupte, dass dieser vorstellungscomplex nicht nur bei *bestürmen, untergraben, Ausfall* eine rolle gespielt hat, sondern ua. auch bei *überhaupt, antreten, anbringen, Anlauf, Aufenthalt, aus dem Stegreif.* und untersucht man gar den einfluss, den offenbar im zusammenhang mit dem aufkommen einer neuen kriegskunst die technische sprache des heereslebens im 15 und 16 jh. ausgeübt hat, so ist man erstaunt, wie heterogene bedeutungen sich auf diesen ursprungscomplex zurückführen lassen. die moderne bedeutung des wortes *Nachdruck* wurzelt hier ebenso wie die von *aufbringen,* die von *Vorteil* ebenso wie die von *Lärm* oder wie die entwicklung des adjectivs *lose* zum verbalpräfix *los.*

Leicht ist es allerdings in der regel nicht, den exacten beweis für eine solche bedeutungsgeschichtliche bewegung zu erbringen, da das in den wörterbüchern gesammelte material für diesen zweck in den meisten fällen völlig unzureichend ist, sodass nur umfangreiche eigene sammlungen die nötigen grundlagen liefern können. und vor allem macht die zuverlässige deutung eines bedeutungsübergangs oft deshalb schwierigkeiten, weil es ganz unzulässig ist, als entscheidendes datum dasjenige des ältesten beleges anzuführen. es kann sehr gut sein, dass die neue bedeutung occasionell dh. im munde einzelner oder eines beschränkten kreises schon längst vorhanden war, ehe irgend ein historisches ereignis, irgend eine culturelle umwälzung verursachten, dass ein ursprünglich nur für wenige gefühlsbetonter vorstellungscomplex nun auch für die gesamtheit oder einen wesentlichen teil der sprachgenossenschaft von wichtigkeit wurde und nun zur entwicklung einer neuen usuellen bedeutung führte. es kommt also häufig darauf an festzustellen, wann die anfänglich seltenen belege sich in auffallender weise zu häufen beginnen, und das kann bei der relativen spärlichkeit der älteren quellen eine mühevolle und zeitraubende arbeit sein. unter allen umständen aber ist es wichtig, mit zuverlässigkeit zu constatieren,

w e l c h e r complex der bedeutungsexpansion eines wortes zugrunde ligt; das ist oft keineswegs einfach, denn es wäre ein irrtum, wenn man hiebei die etymologische grundbedeutung eines wortes als vertrauenswürdigen zeugen betrachten wollte. nehmen wir zb. das wort *verführen,* so könnte man vielleicht noch erraten, dass seine grundbedeutung war: 'jemanden durch schlechte führung an einen falschen ort bringen', aber gewis wird niemand von vornherein durchschauen können, dass das wort im 16 jh. ganz vorwiegend dem religiösen begriffskreis angehört und von der verhängnisvollen tätigkeit des geistlichen hirten gebraucht wird, der seine herde, statt in den himmel, ins verderben führt. aber gerade als angehöriger des zur reformationszeit so überaus lebendigen religiösen gefühlscomplexes hat das wort die expansion durchgemacht, die schliefslich die entwicklung der modernen bedeutungen mit sich gebracht hat. und ähnlich ist es in zahllosen andern fällen. dazu kommt noch, dass oft ein wort mehreren complexen angehört, wie zb. *überzeugen,* das ursprünglich ein rechtsausdruck war ('durch zeugen überführen'), seine moderne bedeutung aber auf dem umweg über eine religiöse phrase (*sein Gewissen überzeugt ihn* — 'legt gegen ihn zeugnis ab') erlangt haben dürfte. in solchen fällen ist es natürlich sehr schwer, den anteil der verschiedenen complexe an der bedeutungsentwicklung genau abzugrenzen.

Wenn also einerseits der weg der zur endgültigen bestätigung des oben aufgestellten gesetzes führen kann, nichts weniger als leicht und voll von möglichkeiten zum abirren ist, so darf anderseits behauptet werden, dass die feststellung eines solchen gesetzes wol die daran gewendete mühe lohnen wird. denn die würkung eines solchen erfolges wäre mit den folgen die er für die bedeutungslehre haben könnte, noch keineswegs erschöpft. für mich steht es fest, d a s s g e n a u d i e s e l b e n c o m p l e x e, d i e b e d e u t u n g s g e s c h i c h t l i c h e v e r ä n d e r u n g e n h e r v o r r u f e n, a u c h a u f a n d e r e n g e b i e t e n d e r s p r a c h e n t w i c k l u n g, d e m d e r w o r t b i l d u n g, d e r f l e x i o n u n d g e w i s a u c h d e r l a u t v e r ä n d e r u n g e n w ü r k s a m s i n d. starke affectbetontheit eines wortes bedeutet nicht nur möglichkeit zu reicher bedeutungsentfaltung, sondern auch actualität, festes wurzeln im sprachbewustsein und damit

fähigkeit, bei neubildungen, sie mögen nun in den bereich der ableitung oder in den der flexion fallen, als muster zu dienen.

Zugleich aber bieten die gedankengänge die uns zur aufstellung unseres gesetzes geführt haben, eine handhabe, um die beziehungen zwischen sprachlicher und allgemein cultureller entwicklung schärfer zu erfassen, als es bisher gelungen ist. ebenso wenig wie es denkbar ist, dass sich die würksamkeit eines affectbetonten vorstellungscomplexes in einer einzigen sprachlichen änderung erschöpfen könnte, ebenso unwahrscheinlich ist es, dass ein solcher vorstellungscomplex auf keinem anderen gebiet als auf sprachlichem seine umgestaltende würkung zur geltung bringen sollte. nimmt zb. der religiöse vorstellungskreis zu irgend einer zeit solche formen an, dass ihm entstammende bedeutungsänderungen in der sprache eines ganzen volkes durchdringen, so werden selbstverständlich auch andere wichtige lebensäufserungen dieses volkes durch denselben complex umgebildet werden. das religiöse element wird in kunst und litteratur stark hervortreten, es werden neue kirchliche gebräuche entstehn, die rechtliche stellung der kirche und ihrer vertreter wird eine andere werden, kurz, der sprachliche vorgang wird sich nur als glied einer allgemeinen culturellen entwicklung darstellen, deren treibende kräfte, widerum von einem bestimmten centrum ausgehend, nach den verschiedensten seiten hin ausstrahlen.

So darf ich mich wol der hoffnung hingeben, dass die hier aufgestellte theorie des bedeutungswandels für die verschiedensten gebiete der sprachforschung und ihrer nachbarwissenschaften von bedeutung werden kann. ich möchte nun mit einer bitte an meine leser und kritiker schliefsen, sich bei der beurteilung des vorgebrachten nicht mit allgemeinen ausdrücken der zustimmung oder ablehnung zufrieden zu geben, sondern bei der beschaffung des zur endgültigen fixierung oder widerlegung meines gesetzes nötigen tatsachenmaterials behülflich zu sein. es ist dies eine arbeit, die in ihrer vollen ausdehnung die kräfte eines einzelnen übersteigt und die nichtsdestoweniger geleistet werden muss.

ANHANG: AUS DEM GEBIET DER BELAGERUNGSTECHNIK STAMMENDE AUSDRÜCKE.

Im folgenden sei in aller kürze dargelegt, was mich zu der behauptung veranlaßt, ausdrücke wie *überhaupt*, *antreten*,

Anlauf usw. seien in ihrer bedeutungsgeschichtlichen entwicklung durch den vorstellungscomplex der belagerung beeinflusst. für die anderen im obigen aufsatz angeführten beispiele — ausdrücke aus dem vorstellungskreis der mystik, der rechtssprache, der kriegskunst im allgemeinen — muss ich den analogen beweis, sofern er überhaupt nötig ist, einem späteren zeitpunct vorbehalten.

Das DWB. gibt unter berufung auf die belege bei Lexer (I 1346 und II 1627) an, dass *überhaupt* schon mhd. in der jetzt herschenden bedeutung 'summatim, generaliter' vorkomme. diese behauptung ist höchstens bedingt richtig. der würkliche sachverhalt ist folgender:

mhd. *über houbet* tritt zunächst in einer bedeutung auf, die dem ursprünglichen wortsinn 'über das haupt, nach oben' noch sehr nahe steht; sie ligt vor in der sprichwörtlichen mahnung, nicht *über houbet* zu fechten, dh. mit einem gegner anzubinden, der einen höheren standort einnimmt, sodass seine streiche mit doppelter wucht fallen. vergl.

Freid. 126, 31 *vil dicke er schaden schouwet*
der über sîn houbet houwet.

Winsb. 33, 3 *Sun, hebe daz du getragen maht,*
daz dir ze swære sî, lâ ligen:
swer gerne über houbet vaht
der mohte deste wirs gesigen.

Jer. 23 470 *gelucke machit ubirmut:*
ubirmut ist ein ungut
daz ubir houbet vichtit
und alle dinc vornichtit[1],

und weitere belege im Mhd. wb. I 719.

Scheinbar ohne vermittlung und übergang steht neben dieser gruppe von belegen eine zweite mit weniger concretem vorstellungsinhalt, in der die von wörterbüchern und glossaren gelegentlich gegebene übersetzung 'ganz, all', also die nhd. bedeutung, mehr oder weniger gut zu passen scheint. was mich hindert, an diese vorbehaltlose gleichsetzung von mhd. *über houbet* und seiner nhd. entsprechung zu glauben, ist der umstand, dass das grofsteil der mir bekannten belege sich auf ein ganz bestimmtes, im vergleich zur nhd. verwendung des wortes sehr enges begriffsgebiet bezieht, nämlich auf die vorstellung von der eroberung einer burg oder stadt:

Ottokar 8541 *er fuor dahin algeriht*
und die herren alle
für die stat ze Halle,
die gewan er über houbt.

(Seemüller: 'ganz', Lexer II, 1627 richtiger: 'im sturm'.)

[1] etwaige orthographische ungenauigkeiten in den citaten erklären sich dadurch, dass mir ein teil der quellen bei der correctur nicht zugänglich war.

31219 *daz er die burc gewunne*
über houbet an den Ungern
31251 *er müest die burc gewinnen*
über houbt und an ir danc

(dh. im kampf, nicht durch capitulation). weiter 56632. 97320.

Ulr. Alex. 23016 *dô was der stat strîten kurz:*
sie gewunnen sie in überhoubt an.

Heinr. vNeust., Ap. 10546
Noch was alles Nemrott
in dem hauß zu Gabilott,
doch gewunnens im die frechen man
ze lest uber haupt (Singer: 'unversehens') *an.*

Swsp. 31, 6 *er gewan Rome uber houbet mit der Swaben helfe.*

Limb. Chron. 50, 8 *(sie) gewonnen daz huis binnen eime halben dage . . .*
unde daden daz mit rechter gewalt oberheupt.

Jer. 4792 *Hie lagin alliz vestin e,*
die alle er ouch do gewan
ubirhoubit den Pruzin an.
14948 *und sturmte di* (burg Heimsot) *so lange ot*
daz er si ubir houbt gewan

Justinger, Berner Chronik (hg. v. Studer, Bern 1871) s. 171
Do ward die Stadt Nidouw überhoupt gewunnen und viel Lüten erslagen.

44 *und gewunnent den Hag überhoupt*
(ähnlich s. 70, 99, 137; glossar: 'mit sturm').

UBGB (Fontes rer. Austr. II abt. 20, nr 447) *das vnser h. der konig von Vngern hat Tribitz obir heupt gewonnen* (17. 5. 1468)

nr 443 *Zu hand ist ufgewesen der gross kezer mit der wagenburg und hiet sie* (die feste Martinic) *umlegt und an sieben enden büchsen gelegt und hineingeschossen und ezlich erschossen und überhaupt lassen stürmen* (25. 4. 1468).

Es besteht demnach zwischen dem wort *überhaupt* und dem vorstellungskreis der belagerung im späteren mhd. — und übrigens auch im mittelniederländischen — ein verhältnis, das ich (nach ANoreens vorschlag) mit dem ausdruck consociation bezeichnen möchte. zur erläuterung dieses für die theorie und praxis der bedeutungsforschung wichtigen begriffs sei hier nur folgendes gesagt. man findet häufig dass ein wort zu einer bestimmten zeit, um die sache zunächst rein statistisch zu betrachten, mit vorliebe im zusammenhang mit ausdrücken auftritt, die einem bestimmten begriffscomplex, zb. wie hier dem der belagerung angehören. die psychologische grundlage dieses verhältnisses, das sich bei genauer beobachtung überraschend oft nachweisen lässt, kann aber unmöglich eine andere sein, als dass zwischen

dem betreffenden wort und dem betreffenden complex zu der zeit aus der die belege stammen, ein nahes associatives verhältnis bestand, welches natürlich die bedeutung des wortes insofern beeinflusste. als es ihm einen ganz bestimmten 'nebensinn' verlieh; hierunter versteh ich mit Erdmann 'alle die begleit- und nebenvorstellungen, die ein wort gewohnheitsmässig und unwillkürlich in uns auslöst'[1].

Auf unsere frage angewendet bedeutet das, dass mhd. *über houbet,* als eine art fachwort der belagerungstechnik, ein bedeutungselement enthielt welches dem nhd. *überhaupt* abgeht, nämlich die associative beziehung auf den vorstellungskreis der belagerung. gerade von diesem element aus aber verstehn wir sowol den zusammenhang mit der ursprünglichen bedeutung 'nach oben' als auch die spätere bedeutungsentwicklung. was zunächst den ersteren punct betrifft, so ist *über houbet* zu seiner verwendung im begriffskreis der belagerung folgendermafsen gelangt: man kann eine burg erobern, indem man die mauern zum einsturz bringt oder durch belagerungsbauten überhöht, aber man kann sich ihrer auch bemächtigen, indem man sie mit leitern und ähnlichen geräten ersteigt. in diesem fall freilich muss der angreifer 'über houbet' fechten, er ist, solange er sich auf der leiter befindet, den von oben kommenden schlägen und schüssen des gegners ausgesetzt. eine burg 'über houbet gewinnen' bedeutet also eigentlich, sie ohne vorhergehnde zerstörung der mauern und ohne anwendung von belagerungsmaschinen nach art der 'ebenhöhe' erobern. dieses verfahren ist zwar das gefährlichere, aber auch das bei weitem kürzere, und so ist es leicht verständlich, dass sich eben in dieser verbindung eine reihe von nebenbedeutungen wie 'ohne viel umstände zu machen, ohne langes zögern, gewaltsam' entwickeln konnte, bedeutungen die sicher in der mehrzahl jener fälle vorliegen, wo es den anschein hat, als ob schon mhd. die nhd. bedeutung aufträte, zb.

jüng. Tit. 3224 *Zazamanc und Atzagovch die beide*
ertwing ich u b e r h o u b t als ich den sig genim uf dirre heide

2915 *sie wolten sunder borgen den paruch da zu Baldak haben funden*
und u b e r h o u b t gar von eren dringen.

Sw.sp. 70, 3 *ein ieglich man mag wol phenden uf sinem guote, da man im zins von git, ane rihters urlop. were aber man im daz phant, unde ist daz guot sin, er phendet wol ü b e r h o u b e t mit rehte, unde ist der man niht sin, so sol er dem rihter clagen.*

Kreuziger 6093 *in were gar der selbe gewalt* (die gerichtsbarkeit über leben und tod)

[1] Erdmann Die bedeutung des wortes s. 82.

von den Romern ab gezalt,
des si weren beroubet
mit gewalt und u b e r h o u b e t.

Während in allen diesen beispielen der zusammenhang mit den die belagerung betreffenden belegen und die bedeutung 'unter anwendung von gewalt' deutlich ist, scheint allerdings in einigen weiteren fällen eine starke und nicht ganz leicht zu definierende verwischung der bedeutung eingetreten zu sein, so wenn es im jüng. Titurel heifst:

4572 *Tschionatulander sprach mutes unberoubet,*
der ein und ouch der ander: 'wir sullen in alle helfen
('unter anspannung aller kräfte'?) oder [*u b e r h o u b e t*'.

4659 *man sagt ez u b e r h o u b e t und was gar uz dem wane,*
daz die lant beroubet weren aller wer und daz sie ane
wer die veste heten niht ertwungen.
('man behauptete energisch'?)

jedenfalls zeigen diese beispiele, dass schon früh eine starke expansion der bedeutung im gange ist, die gelegentlich zu einer annäherung an die nhd. bedeutung führt, sie aber kaum jemals erreicht. denn selbst in einem fall wie Chron. II 260, 19

wann dann unser herren daz (erbeutete) *vihe selber haben wolten, so gebe man in daz um ein beschaiden gelt ü b e r h a u p t*

zeigt der zusammenhang, dass nicht so sehr die nhd. bedeutung als vielmehr der sinn 'ohne viel umstände (ohne beobachtung der im vorhergehenden mitgeteilten complicierten regeln für die teilung der beute)' vorligt, und noch im 16 jh. macht es ganz den eindruck, als sei der nebenbegriff der gewaltsamkeit, der anstrengung, noch nicht gänzlich geschwunden; vgl. die im DWB. angeführten beispiele:

CSpangenberg Mansf. chron. 23[b]: *hat ohne sonderlichen beistand und hülff die Römer dazumal nicht alleine angegriffen, sondern auch ü b e r h e u p t geschlahen.* (1572)

Tschudi Chron. helv. 2, 165 *biss si hinuf kamend und den vienden mit gottes hilf gewaltiglich ü b e r h o u p t oblagend.*

Luther, 31, 1, 69 (Weim.) (Gott straft nicht gern) *er müsse es denn thun und werde u b e r h e u b t dazu gezwungen und gedrungen.*

der expansionsprocess hat sich also recht langsam vollzogen und fällt dadurch zeitlich wenigstens zum teil mit den bedeutungsübergängen zusammen die im folgenden behandelt werden.

Verwandt mit der entwicklung von *überhaupt* sind die vorgänge, welche zur modernen bedeutung von *a u s d e m S t e g r e i f* geführt haben. auf den ersten blick allerdings scheinen hier die verhältnisse klar zu sein: wir begegnen im 15/16 jh. häufig der phrase *sich aus dem Stegreif (vom Stegreif, stegreifs) nähren,*

in der bedeutung 'als berittener wegelagerer vom strafsenraub leben'. hier ist also die beziehung auf die ursprüngliche bedeutung des wortes noch durchaus lebendig. vom 17 jh. an belegt dann das DWB. phrasen übertragener natur vom typus *einen Entschluss aus dem Stegreif fassen* (dh. 'wie ein rechter, schnell entschlossener reitersmann tun soll' DWB. X 2, 1390). irgend ein einfluss des belagerungscomplexes auf die entwicklung des wortes ist aus der recht umfangreichen beispielsammlung des DWB. nicht ersichtlich.

Es fällt jedoch auf, dass sich zwischen die periode des ausgehnden mittelalters, in der der ausdruck seine culturhistorischen voraussetzungen hat, und jene in der seine metaphorische verwendung um sich zu greifen scheint, eine so grosse lücke einschieben soll. man fragt sich unwillkürlich, ob hier nicht irgend ein zwischenglied fehlt, und tatsächlich lässt sich zeigen, dass die übertragene bedeutung schon im 15/16 jh. vorkommt, aber soviel ich sehe, nur in éiner gruppe von phrasen: *eine Stadt aus (vom, im) Stegreif stürmen (gewinnen).* ich kenne folgende belege:

Ludwig vEyb Denkwürdigkeiten s. 123 ... *auß dem stegraif an den sturm trat, hart sturmet, den sturm gewun ... und das sloss wider einnam.*

Wilwolt vSchaumburg [vf. Ludwig vEyb] s. 35 *wie Belitz .... aus dem stegreif gewunnen.*

Fuetrer Bayrische chronik (= Quellen und erört. z. bayr. u. dtschen gesch., n. f. II. 2) 212, 6 *Als aber dieser edel fürste für zoch, gewan er es* (das dorf) *in dem stegraif und prant es zu grund aus.*

Zeitgenössische berichte üb. die eroberung der st. Rom 1527 [= Materialien z. neueren gesch., hg. v. Droysen, heft 2] s. 20 *Sie wöllen eylends auß dem stegreyff yn Gottes namen understehen zusturmen.*

Arnpeck Chroniken (= Qu. u. erört. z. bayr. u. dtschen gesch. n. f. III) 618, 24 *und gewan das gross dorf Nab mit gewalt aus dem stegrayf.*

Reifsner Frundsberg 42[b] *da hat der Marggraff von Piscari das reiche Stättlin S. Angelo .... belägert, beschossen vnd auß dem Stegräyff gesturmt.*

Fronsperger Kriegsrechte (Frankf. 1565) 243[a]

was man vom Stegreyff stürmen wil,
das thu in eyl, geheim vnd still.

Franck Chronica (Strafsb. 1531) 232[a] *sy wolten morgen frü die vorstatt Burga noua eilends auß dem stegreiff mit leittern, wie sy möchten, stürmen.*

Diese beispiele reichen aus, um einerseits zu beweisen, dass die bedeutungsentwicklung von *aus dem Stegreif* im 16 jh. schon im vollen gange war, und anderseits, dass die anbahnung dieser entwicklung gerade im bereich des belagerungscomplexes erfolgte.

von hier aus verstehn wir auch ohne weiteres die entwicklung der bedeutungscomponente 'rasch, ohne viel vorbereitungen', die in den belegen aus dem 17 jh. deutlicher zum vorschein kommt als in den späteren, und die übrigens in der oben skizzierten entwicklung von 'überhaupt' eine gute parallele hat. man wird also nicht um die annahme herumkommen, dass auch *aus dem Stegreif* die sphäre des belagerungscomplexes passiert hat, eh es von seiner ursprünglichen bedeutung zu der modernen verwendungsweise gelangte.

Wir wenden uns nun einer gruppe von verben zu, deren gemeinsames merkmal ist, dass sie mit *an* zusammengesetzt sind, ohne dass dem modernen sprachgefühl die ursprüngliche bedeutung dieser partikel noch lebendig wäre. typus: *eine Reise antreten*, wo die ursprünglich in *an* steckende vorstellung der annäherung an irgend ein object vollkommen verloren gegangen, oder *irgendwo eine Schraube, eine Schnur, ein Loch anbringen*, wo sie wenigstens stark verblasst ist.

Es ist leicht einzusehen, dass dieser zustand ein secundärer sein muss. ursprünglich konnte man *an* mit diesen und anderen verben sicher nur dort verbinden, wo die vorstellung der annäherung an ein bestimmtes object tatsächlich vorhanden war. wir werden also erwarten, dass den citierten phrasen und ihren verwanten eine schicht von ausdrücken vorausligt, in der dieselben verba mit der partikel *an* verbindungen von concreterer, dem ursprünglichen sinne näher liegender bedeutung eingehn. das ist nun tatsächlich der fall, und zwar lässt sich widerum zeigen, dass eine ganze reihe der jetzt verblassten *an*-composita im 15/16 jh. die deutlichsten consociationen mit dem belagerungscomplex aufweisen. das object dem die durch *an* ausgedrückte annäherung gilt, ist in den meisten fällen die belagerte stadt, gelegentlich allerdings auch die stellung die der feind im offenen felde einnimmt.

In diese gruppe mit dem belagerungscomplex consociierter *an*-zusammensetzungen gehört vor allem *anlaufen*, das ja im classischen mhd. vom angriff auf menschen oder tiere gesagt wird (Iw. 6766 *und lief dräte den lewen an:* Nib. 925, 3 *dô lief er Hagenen an*), später aber auch vom sturm auf befestigungen gilt:

Liliencron Hist. volksl. nr 377, 180 *die Bauern liefen Weinsperg zu . . . und liefens schloß gewaltig an* (1525).

Fries Bauernkrieg in Ostfranken (Wirzburg 1883) s. 240 *haben sich die uberigen bauren . . . hinauf getan und . . . das sloss zu sturmen angelaufen.*

Reifsner Frundsberg 37ᵃ *und haben die Statt Valensa mit dem Sturm angelauffen;* 161ᵃ *Umb Mitternacht haben die Teutschen Peter Nauarren Läger, das mit hohen Schantzen verbauwt war . . . mit eynem Sturm angelauffen.*

zu untersuchen, warum an die stelle der zuletzt citierten phrasen so häufig das transitive *den Sturm anlaufen* tritt, ist hier nicht unsere aufgabe. es genügt festzustellen, dass sich dieser ausdruck im 16 jh. einer ausserordentlichen beliebtheit erfreute. ich setze nur ein halbes dutzend belege her, bin aber überzeugt, dass sich diese anzahl verhundertfachen liesse.

Fries Bauernkrieg in Ostfranken 241 *In solchem haben sich die pauren wider versamlet und den sturm zum andern mal angelaufen.*

Reifsner Frundsberg 131[a] *und haben den Sturm uber den Fluß und uber die Brücke angelauffen.*

Hugs Villinger chronik (= Bibl. d. Lit. vereins in Stuttgart, bd. 164) 183 *am erichtag . . . habend die find nebend iecz bemelten ort abermauls gesprengt, den sturm dauff angeloffen.*

Sendbrief, wie sich der Turckisch kayßer . . . für die stat Rodis belegert (ausgegangen zu Venedig 1521) A 4[a] . . . *hatt der turck . . . 2 stürm angelauffen.*

Baumann Quellen z. gesch. d. bauernkriegs in oberschwaben (= Bibl. d. Lit. vereins bd. 129) s. 769 *In sollichem waren die fůßknecht begirig und lůffen den sturm an.*

Busteter Ernstlicher bericht (1532), hgg. v. Ignaz Peters, Bonn 1887, s. 12 *wann der find den sturm anluffe.*

wie dies bei häufigen phrasen zu geschehen pflegt, wird dann auch bei *den Sturm anlaufen* das object weggelassen, sodass eine art ellipse, ein absolut gebrauchtes *anlaufen* im sinne von 'stürmen' entsteht. auch dieses lässt sich sehr reichlich belegen, zb.

Fries Bauernkrieg 240 *indem haben sich die bauren wol herzu getan . . . und geringsumb mit großem geschray angelauffen.*

Reifsner Frundsberg 39[b] *daß sie dreyzehen Stürm haben verloren vnd nicht mehr dorffen anlauffen.*

Belegerung der Stadt Wien 1529 (von Peter Stern von Labach), Wien 1529 C 4[a] *Mitlerweil hat sich der Türkh mit seinem volkh . . . zum anlauffen gestellt.*

Josephus Sieben Bücher von dem jüdischen Krieg (Strassb. 1535) 116[a] *Als vil sye verzäglicher anlieffen, als vil freydiger fanden sie die Rômer.*

Ebenso noch um 1700:

As. Banise (Bobertag) 386, 39 *hohe leitern, auf welchen drey personen neben einander anlauffen konnten.*

Es lässt sich unter diesen umständen nicht bezweifeln, dass *anlaufen* zur reformationszeit ein terminus technicus der belagerungskunst war. in derselben periode beginnt die übertragene verwendung des ausdrucks, und zwar sowol in der ausführlicheren verbindung mit *sturm* als auch häufiger in elliptischer verwendung.

Garg. 230 (neudruck) *Dann alsbald sie inn den Forst kamen vnd jm* (dem maultier) *die Roßbremen ein Schlacht lifferten, vnd dapfer den Sturm anlieffen. . . .*

Luther VI, 593 *hiemit wil ich yderman verwarnet haben, das er nit durch Romischen handel und doctor Ecken beschissen an mir anlauf.*

XVIII, 385 *warumb ich wolte still schweygen und sie getrost anlauffen und sich ergern lassen.*

Neudrucke 118, 3 *Gott hat sie verblend vnd verstockt, das sie sollen anlauffen vnd zu scheytern gehen.*

Garg. 313 (neudruck) *spotteten auch . . . der armen Fladengecken vnd Nudelbekken, daß sie so ubel angeloffen waren* (= prügel bekommen hatten).

Wir befinden uns hier offenbar auf dem wege der zur entstehung von nhd. *jemanden anlaufen lassen* und verwanten phrasen geführt hat. der ursprüngliche vorstellungsinhalt dieser phrasen war sicher 'jemandes angriff ruhig abwarten und zurückweisen'. das beispiel Luther, Neudrucke 118, 3 lässt vielleicht darauf schliefsen, dass auch andere vorstellungen (scheitern eines schiffes an einem felsen) sich gelegentlich einmischen konnten, aber bei der aufserordentlichen actualität und frequenz, die *anlaufen* als fachausdruck der belagerungstechnik offenbar besessen hat, wäre die annahme gänzlich unhaltbar, dass der hauptanteil an der entstehung übertragener gebrauchsweisen von *anlaufen* einer anderen bedeutungsvariante als der hier behandelten zuzuschreiben wäre. erwähnenswert ist, dass sich gelegentlich auch ansätze zu bedeutungsveränderungen zeigen, die später wider verloren gegangen sind, zb.

Baumann Quellen z. gesch. d. bauernkriegs in Oberschwaben (Bibl. d. Lit. vereins bd. 129) s. 71 *Ersamen, weysen, besundern lieben, uns lauft an, wie ir unser feint in ewer statt, die uns dan schon angriffen und ain post nidergelegt, enthalten* (brief vom 30. märz 1525).

Hier ligt offenbar occasionelle expansion von *anlaufen* auf kosten der in diesem zusammenhang sonst gebräuchlichen phrase *uns langt an* (= wir erfahren) vor.

Interessant ist auch die bedeutung 'mit bitten bestürmen', die ua. bei *anbringen* eine parallele hat, vgl.:

Schertlin Briefe 85 *Die armen vnderthanen diser statt ampts lauffen mich mit hauffen an und biten, sich in huldigung zu nemen.*

Aehnlich verhält sich das substantiv *Anlauf*, welches wir gleichfalls sowol als fachwort der belagerungstechnik, als auch in übertragener verwendung finden. zb. ersteres bei

Reifsner Frundsberg 108[a] *zu diesem ersten anlauff waren verordnet funff Hauptleut.*

Schertlin Lebensbeschreibung (hgg. v. Schönhuth, Münster 1858) s. 5 *welches* (schloss) *wir gestürmpt, im andern anlauff gewonnen,*

letzteres bei

Fuetrer Bayr. chron. 261 *sy wolt sich dem weltlichen wesen und teglichem Anlauf* (etwa: belästigung) *nit underwerfen.*

Luther Briefe 3, 456 *Gott behüte uns für alle listige anläufe und gesuche des Teufels* (22. mai 1529).

HSachs 22, 11, 3 *So lert Paulus . . . fechten wider den anlauff des teüffels.*

Ganz analog wie bei *anlaufen* liegen nun die verhältnisse auch bei *antreten*, das sich schon im späteren mhd. der terminologie des belagerungscomplexes einreiht:

Jer. 15 904 *und mit den anderin began*
vaste allume treten an
die burc mit sturme . . .
10 215 *unde trat mit sinen an*
sturmende, unz er gewan
die burc.

Livl. Reimchr. (Meyer) 8019
do er vor Terweten quam
mit dem here, er vernam
und trat selbe an (präposition?) *daz wal.*
daz her im volgete ane zal.
Terweten man do gewan.

Dann sehr häufig *den sturm antreten,* zb.

Weller Aelteste zeitungen [= Bibl. d. Lit. vereins bd. 111] s. 72 *und tratten den sturm mit werhafftiger hand an* (a. 1528).

Wilw. v. Schaumburg s. 20 *Darumb ließ herzog Karl . . . den sturmb antretten.*

Belegerung der stadt Wien (s. oben) C 4ª *der Türkh würde . . . ainen gwelltigen grossen Stürm gerings vmb die Stat an allen ortten antretten.*

Baumann Quellen z. gesch. d. bauernkriegs in Oberschwaben s. 77 *wan eß dem tag nechet, wurden sy den sturm mit uns antreten.*

Römische Historie Titi Livij, Mainz 1514, 103ª *Da Hanibal sach, das es nit anders syn mocht, ließ er ein sturm antretten . . . Da man nun den sturm antrat* — ebda 134ᵇ *wiewol an dem antretten ir vil wund und erschlagen wurden.*

Reifsner Frundsberg 74ª *ob wol die Stattmauwern niderlagen, dorfften die Itali keinen Sturm antretten.*

nach dem muster dieser phrase ist dann eine reihe anderer gebildet worden, die schliefslich zur entstehung der modernen bedeutung von *antreten* (= beginnen) geführt haben. bemerkenswert ist wider, dass wir uns zunächst noch im gebiet des kriegswesens befinden, vgl.

HSachs 1, 225, 8 *Das heer Juda er hat erschreckt,*
das umb hilff Gott, den Herren, bat
und nach dem einen streyt antrat.

Garg. 107 (neudruck) *als solt ihr Hector mit dem Achille ein kampf antretten.* — 399 *dass sie die schreckliche grosse schlacht antretten.*

erst viel später wird, soviel ich sehe, der jetzt so häufige typus 'einen Weg, eine Reise antreten' gebräuchlich, vgl.

Grimmelshausen Courage 9, 23 (Bobertag) *mich den jenigen weeg zu weisen, den ich euern raht nach jetzt erst antretten soll.*

Als drittes verbum dieser gruppe sei *anstellen* kurz behandelt, für dessen bedeutungsentwicklung die folgenden in den bereich des belagerungscomplexes fallenden belege die nötigen anhaltspuncte geben:

Wierstraat, Reimchronik der stadt Neuss (hg. von Groote, Köln 1855) 302 *dye ryant stalten an*
mytbuessen in (= in die stadt) *zo schiessen*
manchen tumeler groyt.

Vegetius Vier Bücher der Ritterschaft (Augsb. 1529) M 3[a] *eine bruck* (fallbrücke) . . . *welche behende zwischen dem thurne* (belagerungsturm) *und der Mawrn wirt angestellet.*

Solms Kriegsbeschreibung (1554) II. 20[b] *erfarne Kriegsleut . . . welche die mit den Handroren füren vnd anstellen, damit dieselbigen die am Sturm . . . . beschirmen.*

Reifsner Frundsberg 27[a] . . . *hat er bald etlich angestellt, die mit Hauwen, Pickeln vnd Schauffeln gearbeit vnd die Maur undergraben haben.*

Guiccardini Historien, übersetzt v. Forberger, Basel 1574: 399[a] *Inn der nacht . . . hiess Malatesta vier Geschütz zwischen St. Lucas Thor vnd dem Schloss anstellen, einen Wahl einzunemmen.*

437[b] *da sie nu das geschütz* (bei einer belagerung) *an zweyen orten angestelt und viel damit aussgericht.*

Obwol ich diese verwendung von *anstellen* nicht annähernd so reichlich belegen kann wie die entsprechenden wendungen mit *anlaufen, antreten,* scheint es mir doch klar, dass wenigstens ein teil der modernen bedeutungen hier, innerhalb des belagerungscomplexes, seine anknüpfung findet. das wort, welches wir oben in der bedeutung 'bei der belagerung einer stadt postieren' nachgewiesen haben, scheint zunächst von geschützen und sonstigem

belagerungsgerät verwendet zu werden, dann auch von soldaten welchen beim sturm auf die stadt eine besondere aufgabe anvertraut wird. hier ligt offenbar der ausgangspunct der im nhd. so geläufigen phrase *jemanden anstellen* 'ihm ein amt, eine beschäftigung übertragen'. wie sich die expansion im einzelnen vollzogen hat, bedarf weiterer untersuchung, jedenfalls lässt sich die tendenz zur bedeutungsverschiebung schon früh nachweisen. widerum scheint sich das wort zunächst noch innerhalb der soldatensprache zu halten, vergl.

Reifsner Frundsberg 26[b] *Antonius de Columna hat das Kriegsvolck und die Büchsenmeister a n g e s t e l l t,*

wo zwar gleichfalls von einer belagerung die rede ist, aber doch eine kleine erweiterung des ursprünglichen gebiets vorligt, da die tätigkeit des anstellens nicht wie gewöhnlich dem angreifer sondern dem verteidiger zugeschrieben wird. ferner

Fronsperger Kriegsbuch III. buch vorrede:

Derhalb, eh ich ein Feldtschlacht thu,
Wil ich in (l. ein?) *Ordnung han darzu,*
All mein Kriegsvolck recht s t e l l e n a n.

dass *Anstalten treffen* und ähnliche phrasen verwanten ursprungs sind, ist mir sehr wahrscheinlich, wenn es mir auch vorläufig an belegen fehlt.

Man kann nach dem gesagten ruhig behaupten, dass der belagerungscomplex im 15/16 jh. ein wesentliches, scharf hervortretendes und sehr entwicklungsfähiges element innerhalb der gesamtsphäre des verbalpräfixes *a n -* gebildet hat; beinahe könnte man sagen, dass alle verba der bewegung, sowol die intransitiven wie *laufen,* als auch die transitiven wie *bringen,* in der zusammensetzung mit *an-* wörter bilden, die in das gebiet der belagerungstechnik gehören und von hier aus neue bedeutungen entwickelt haben. das gilt zb. meiner ansicht nach von *anbringen, anschicken, ankommen, anführen, antreiben.* hier nur wenige charakteristische belege, die ich bei einigen der wörter schon jetzt vermehren könnte.

Was das wort *a n b r i n g e n* betrifft, so habe ich hier vor allem die verbindung mit sachbezeichnungen im auge, den typus, der durch nhd. *irgendwo eine Schraube anbringen* vertreten ist. soviel ich sehe, begegnen als weitaus älteste angehörige dieses typus schon vom 15 jh. an phrasen, in denen das mit *anbringen* verbundene substantiv ein belagerungsgerät bezeichnet, zb.

Feuerwerksbuch (15 jh.), hs. 3062 der Hofbibliothek zu Wien, S 60[a] *wa du ain solichen scherm a n p r i n g e n* (= ein solches sturmgerät an die mauer bringen) *möchst, da macht du dein willen volbringen . . . an aller wer hindernüs.*

Mittelalterliches Hausbuch 38, 8 *wo sie* (die belagerer) *leitern a n b r i n g e n.*

Wilwolt vSchaumburg 89 (die stürmenden) *brachten die leitern dreien enden an.*

Auch dieser typus gehört also ursprünglich in den kreis der hier behandelten phrasen, wo seine entstehung leicht verständlich ist. wieviel von den übertragenen bedeutungen von *anbringen* von hier ausgegangen ist, lässt sich ohne genauere untersuchung nicht sagen. im hinblick auf nhd. *bestürmen* sowie auf die oben bei *anlaufen* nachgewiesene bedeutung 'mit bitten bestürmen' halte ich es für sehr wahrscheinlich, dass das häufige *anbringen* 'beantragen, ersuchen' (zb. Mon. Habsb. 1, 3, 109 *uff der Tagfart zum Elbing gehaldenn mit dem Konige und unserm orden wart . . . beslossen in disser noch folgenden weisze noch euwrem anbrengen* a. 1479) nichts weiter als eine übertragung der dem belagerungscomplex angehörigen phrase darstellt. doch ist hier natürlich wider mit der möglichkeit zu rechnen, dass auch jene ausdrücke eingewürkt haben, in denen *anbringen* von kämpfen im offenen feld gesagt wird, wie zb.

Wilw. vSchaumbg 91 *iedlich ordnung zu rechter zeit anbringen* (an den feind bringen).

Ueberhaupt ist bei den wenigsten der hier in rede stehnden phrasen die möglichkeit, dass neben der vorstellung von der belagerung auch die allgemeinere von kampfhandlungen anderer art mitgewürkt hätte, stricte in abrede zu stellen. doch habe ich den bestimmten eindruck, dass der einfluss des belagerungscomplexes bei weitem überwiegt, dass also ursprünglich zu dem *an-* der zusammensetzungen in der regel die befestigungen einer belagerten stadt, nicht die schlachtordnung des feindes als zielpunct gedacht wurde.

Für die eingehndere untersuchung von *anschicken, antreiben, anführen* mögen folgende belege anknüpfungspuncte bieten:

Beheim Reimchronik (Quellen u. erört. z. bayr. gesch. III) 933. 5 *nun waren die pfaltzgreuischen in des strites vermischen vorn angeschicket uff die spitz* (beim sturm auf eine wagenburg).

Sendbrief usw. (s. o.) *zů ersten haben sy angeschickt zů stürmen lauter schwartz moren.*

(hingegen von der feldschlacht: Vegetius E 4ª *wie die spitze angeschicket werden sol, so der streit angeet*).

Chron. d. städte 1, 180, 27 *man sol sechs vom rate biten, daz ie zwen bey einen stůrm sein und daz volck antreiben.*

Guiccardini, übers. v. Forberger 145ª *Vnd als nu so viel maurn lag, als man achtet gnug sein, wolte Hercules dz volck antreiben einen heftigen sturm zu thun.*

Solms Kriegsbeschreibung II. 20ª *bis* (bei der belagerung) *die Wächter zu roß vnd fuß angefürt werden.*

alle drei verba treten schon frühzeitig in übertragener bedeutung auf, zb. Frank Chronica 219[a] *was für abentheur vnd bubenstück sye haben angeschickt.*

Guiccardini 144[b] *er hette den von Valentz angetrieben, dass er mit gewapneter hand in ihre Grentz kommen were.*

HSachs, Fastnachtspiele 6, 299 (neudrucke)

du schmorotzer und galgenhun,
woltst du mir verfüren mein sun,
mit bubenstücken füren an,
das er mir auch kein gut solt than.

Genauerer feststellungen bedarf auch *ankommen,* das sich zwar in typischen belegen als angehöriger des belagerungscomplexes nachweisen lässt (= vor einer stadt ankommen, um sie zu belagern), zb.

Hugs Villinger chronik 182 ... *sind sy illens fürtter gen Wien geruckt und an den 21 tag Septembris ain huffen nach dem andren daselb zu Wien ankumen, die statt berentt und besiechtigett ...*

Reissner, Frundsberg 157[a] *den gantzen Hauffen, der nach der ankunfft vor Narni* (welches erobert wurde) *vier Monat ... zu Rom gelegen,*

das aber auch ziemlich reichlich und frühzeitig in zusammenhängen auftritt, wo von keiner belagerung die rede ist, wie

Fontes rerum Austr. I, l. 468 (Kirchmayr) *so sey pey zwantzig tausend guetter Lantzknecht mit Inen in die Maylanndisch Lannd ankomen.*

Fries Bauernkrieg 156 *so waren noch am sontag zu nacht ain geringe anzal der gesanten von stetten ankomen.*

dagegen bin ich trotz der relativen spärlichkeit des mir derzeit vorliegenden belegmaterials überzeugt, dass die phrase *nicht daran wollen* ähnlicher herkunft ist, wie die bisher behandelten *an*-composita. die ältesten mir bekannten belege schildern sämtlich die unwilligkeit belagernder soldaten, sich den gefahren eines sturms auszusetzen:

Belegerung Wiens (s. o.) C 3[b] *die Obrissten Turkhen und Wascha haben auch das volckh zu den Stürm ... mit Prugeln vnd Sabeln gweltigkhlich getriben, aber ir kainer daran wellen.*

HSachs 16, 392, 9

Wann sie musten steigen gar hoch
In der gefallen lucken loch,
Derhalben keiner wolt daran.

Soltau Histor. volkslieder 343

Als er zum letzten stürmen wolt
Und do dy volck ein lauffen solt,
Do thet es stiller stane,

Do tryb er si mit gwalt hinan,
Er schlug selbert vil manchen man.
Nach wolten sy nit drane.

Franck Chronica 246[a] *Er thet sich mit zweyen hauffen herzu, die schlug er mit kolben und scheln zum sturm, sy wolten aber nicht daran.*

Liliencron Hist. volkslieder 550, 30 (1547) *sie* (die belagerer) *wolten mit dem ernst nicht dran.*

Reifsner Frundsberg 165[a] *als sie . . . ein Sturm wolten antretten, haben die Knecht nicht dran gewölt . . . keiner wolt mehr daran.*

Für einige verwante phrasen, zb. *daran müssen* wird man den gleichen ursprung vermuten dürfen, vgl.

Soltau Hist. volkslieder s. 422

der Türk mit gewalt thet treiben
sein volk zum sturm hinan,
welcher wollt dahinten bleiben,
den ließ er entleiben,
sie musten alle dran.

Ich halte es für sehr wahrscheinlich, dass auch in der geschichte von *ab-* ähnliche einflüsse nachweisbar sein werden, wie bei seinem gegensatz *an-*. eine statistik über das vorkommen von *abtreten, abziehen, abtreiben* würde sicher zeigen, dass diese verba im 16 jh. aufs engste mit dem belagerungscomplex consociiert sind. aber da hier die verhältnisse zum teil recht compliciert liegen, begnüg ich mich vorläufig mit diesem hinweis.

In die reihe der dem begriffskreise des belagerungswesens entstammenden worte gehört ferner aller wahrscheinlichkeit nach auch *auffordern;* weit älter als die frühesten im DWB. nachgewiesenen belege ist eine im 16 jh. ziemlich reichlich vorkommende schicht von fundstellen, in denen fast ausschliefslich von der aufforderung zur capitulation die rede ist. dass das wort ursprünglich dieser begriffssphäre angehörte, macht auch das auftreten von *auf-* in dieser zusammensetzung verständlich: *auffordern* bedeutete wohl ursprünglich ‘fordern, dass eine festung ihre tore auftue’. im folgenden einige belege:

Baumann, Quellen z. gesch. d. bauernkriegs aus Rotenburg (= Bibl. d. Lit. vereins 139) 447 *als er sie dann durch sein ernholt auffordern ließ und sie sich nit ergeben wollten.*

Baumann Qu. z. gesch. d. bauernkriegs in Oberschwaben 540 *mitler weil fordert herzog Ulrich alle flecken im lant auf* (ähnlich 569, 597, 761).

Hugs Villinger chronik 9 *do wertend sy sich allso tapfer, das kain hoptman sy nit torst ufferfordern* (vgl. 12, 112).

Liliencron Hist. volksl. 377, 663

man ließ in (den belagerten) *ganz und gar kein ru*

und schoß an allen enden zu
und f o r d e r t s u f bei rechter zeit

Solms Kriegsbeschreibung II 19ª *und* (soll) *alßdann einen Herolt . . ., den Flecken a u f f z u f o r d e r n, schicken, und den Flecken seines gefallens in gemeyn oder in Gnad vnd ungnad a u f f o r d e r n lassen.*

Götz von Berl. Lebensbeschreibung (Leitzmann) 104 *und f o r d e r t e n das Hauß und Schloß, darauf ich war, a u f.* (vgl. ferner Fronsperger Kriegsrecht s. 36ᵇ ff.)

Wenn *auffordern* gelegentlich, zb.

Baumann Quellen z. gesch. d. bauernkriegs aus Rotenburg 37 *die baurschaft allenthalben in dorfern und weylern uffzumanen und u f f z u f o r d e r n*

in der bedeutung 'aufbieten' vorkommt, so ist hierzu zu bemerken, dass zwar auch innerhalb des begriffsgebietes der mobilmachung ein *auffordern* als parallelbildung zu *aufbieten, aufmahnen, aufbringen* ohne weiteres verständlich ist, dass aber jedenfalls die gröfsere wahrscheinlichkeit dafür spricht, dass wir für die spätere bedeutungsentwicklung an die häufiger belegte function, also an die bedeutung 'zur übergabe auffordern' anzuknüpfen haben. übrigens ist natürlich auch hier mit der schon oben hervorgehobenen möglichkeit zu rechnen, dass sich in der bedeutungsentwicklung eines und desselben wortes die einflüsse verschiedener begriffskreise vereinigen.

Das gilt auch sicher von dem bedeutungsübergang, den *Ort* erlitten hat. das wort bedeutet ja ursprünglich 'spitze', und wie es zu seinem modernen sinn 'platz, stelle' gekommen ist, ist durch die behandlung im DWB. meines erachtens noch nicht genügend aufgehellt. e i n e r der wege die zu letzterer bedeutung führten, dürfte folgender gewesen sein:

Das mhd. wort bezeichnet unter anderem die eckpuncte einer stadtbefestigung, vor allem des häufigen viereckigen typus einer solchen. zb.

Behaim Buch von den Wienern 85, 27

Under dem selben geczeug worn
vir grosser haptpuchsen hy varn,
der yegeliche schoss ainen stain
drei zenten swer, als ich ez main,
die sy auf dy v i r a r t e
zu dem gslass heten karte

(= die sie auf die vier ecken des schlosses gerichtet hatten).

Stolle Erfurter chronik (Zs. 8, 329)

rette, weren babist und keyser an zweien o r t e r n,
pfalzgrave und die eitgnossen an den andern zweien enden,
dannoch muste Mulnhussen werde burgundisschen henden.

Sendbrief (s. o.) B 2ª *(man hat) die verredter gfyertailt und die stuck an die 4 ort der stat auf die maur gestecket.*

Dürer Underricht zur befestigung der Stett, Nürnberg 1527 D 1a *von den ersten zweyen ecken* (des schlosses) *sol das eine gegen dem auffgang, das andere gegen dem nidergang gesetzt werden, darnach kummen die andern zwey ort das eine gegen mittag, das ander zur mitternacht.*

an diese 'orte' = eckpuncte der stadtmauer ist nun zunächst sicher auch gedacht worden, wenn es hiefs, dass eine stadt an allen (vier) orten angegriffen, belagert, angezündet wurde, zb.

Jeroschin 20813 *darnach an allen orten*
wart di burc von in inzunt.

Ködiz Ludwig d. heil. 37, 28 *er belac daz sloz al umbe und umbe uf alle orte.*

Behaim Buch v. d. Wienern 176, 8
man hart (hörte) *da in ir baider wer*
van püchs und armprust grassen schal,
daz ez auff alle ort erhal

(siehe die oben citierte stelle).

Buch der Liebe 180c Frankf. 1587 *Siena die statt war auf allen orten belägert.*

Franck Chronica 181b *do warden sye räthig die statt allenthalb umbzügeben und fiengen an vier orten hefftiglich an zů sturmen.*

Von diesen letzteren phrasen kann unmöglich eine überaus zahlreiche weitere gruppe von belegen getrennt werden, welche besagen, dass eine stadt an zwei oder drei orten, eventuell auch an einem, an fünf oder an vielen orten angegriffen wird. in dieser gruppe aber tritt eine deutliche bedeutungsverschiebung und annäherung an den heutigen sinn von *Ort* zutage, denn in einigen fällen lässt sich mit grofser wahrscheinlichkeit zeigen, dass die schilderungen nicht die eckpuncte, sondern beliebige andere stellen der mauer im auge haben. aus der sehr grofsen menge der zur verfügung stehnden belege wähle ich hauptsächlich solche aus, bei denen uns eine solche verdunkelung der ursprünglichen bedeutung entgegentritt.

Diebold Schilling Berner chronik I 294 *Zů stund kam das geschrei zů den houptlüten und panern, wie die Stadt an ainem Ort gewunnen were.*

Weller Aelteste zeitungen 75 *und als die Knecht alle begirig waren, fing man an die statt zu stürmen an dreien orten.*

Chronik von Kaisheim (Lit. verein 226) 442 *hat er . . . daß closter an 2 orten belegert.*

Zeitgenöss. berichte über die eroberung Roms (Materialien zur neueren geschichte 2) s. 5 *deß keysers volck hot die IV tage dy stad harte angegriffen, auch an zweyen*

orten belegert, an dem einen orte haben sy vil knechte vff beyden seiten erstochen.

Belegerung Wiens C 2ᵇ *die Maur an vill Orttn zu undergraben.*

Reiſsner Frundsberg 25ᵇ . . . *haben sie sich understanden zu stürmen und auff beyden seyten angefangen, den Sturm anzulauffen, die Frantzosen am ort vor Mantuaner Porten, biß zum ort Cittadel genannt, aber die Venedische bey Vicentiner Porten.*

26ᵃ *die Frantzosen haben an fünff orten die Mauwr gefellt* (u. ö.).

73ᵃ *in der weiten Statt an allen orten, wo sich der Feind erzeigt, dahin hat er geeylet, sie abgetrieben und allenthalb Widerstand gethan.*

172ᵃ *zusprenget die mauwern an manchem ort und sturmet hefftig.*

Aus verschiedenen gründen, die sich zum teil von selbst ergeben, ist es ausgeschlossen, hier überall mit der ursprünglichen bedeutung von *Ort* zu rechnen. wenn es zb. heiſst, dass die feinde die stadtmauern 'an vielen orten' untergraben, so werden wir natürlich nicht annehmen dürfen, dass sie sich für diese tätigkeit gerade nur eckpuncte aussuchen, die ja regelmäſsig durch türme oder sonstige verteidigungsbauten verstärkt sind. in anderen fällen lassen sich die örtlichkeiten um die es sich handelt, auf der karte genau localisieren. so lehrt ein blick auf die karte von Verona (mir ligt Torellus Sarayna De origine et amplitudine civitatis Veronae, Verona 1540, sowie die karte von Baptista Merulus aus dem jahr 1671 vor), dass mit dem 'Ort vor Mantuaner Porten', von dem oben Frundsberg 25ᵇ die rede ist, kein eckpunct der befestigung gemeint ist. *Ort* bedeutet hier etwas ähnliches wie jetzt, nur dass die ursprüngliche consociation mit dem begriff 'stadt' noch durchaus deutlich ist. bald aber erfolgt, vermutlich zunächst auf dem uns schon bekannten wege über ausdrücke des kriegswesens, die sich nicht auf die belagerung beziehen, eine expansion, die diese consociation lockert und so eine weitere annäherung an den nhd. begriffsinhalt von *Ort* zur folge hat. man vergleiche

Baumann Quellen z. gesch. d. bauernkriegs in Oberschwaben 566 *die pauren wurden . . . inen an dreyen orten dieselbige nacht in ir unordenlich läger fallen.*

Fronsperger I 43ᵃ *darmit geschwindt und behendt zu einer gevierdten Schlachtordnung gedrungen und deß Feindts auff alle vier orth in widerstandt verharrt mag werden.*

43ᵃ *wo ein Hauffen mehr denn an einem orth angegriffen, uberfallen und ersucht wirdt . . . daß man auff alle vier orth verwahrt und versehen sey.*

Ich widerhole, dass ich aus hier nicht darzulegenden gründen überzeugt bin, dass die entstehung der nhd. bedeutung von *Ort* auf verschiedene zusammenwürkende ursachen zurückzuführen ist. das hier gesagte soll nur beweisen, dass der belagerungscomplex auch aus der geschichte dieses wortes unmöglich ausgeschaltet werden kann.

Auch bei *Gelegenheit* müste eigentlich eine statistische untersuchung feststellen, ob sich die heutige bedeutung aus der alten ('lage; art wie jemand oder etwas liegt') durch die verwendung des wortes als terminus der belagerungskunst im besondern oder der kriegskunst im allgemeinen erklärt: aus häufig begegnenden ausdrücken wie

Garel 10 024 *er hete wol vernomen*
daz er sô nâhen nû was komen
zuo der vînde gelegenheit ....
10 050 *ob ez ist iwer aller rât,*
daz ir mich dar rîten lât,
ich spehe die gelegenheit

('wie sie gelagert sind') ergibt sich der erste ansatz zur bedeutungsverschiebung, denn ein solches 'erspähen der gelegenheit' (= situation) erfolgt natürlich oft in der absicht, eine möglichkeit zum angriff, also eine 'gelegenheit' im modernen sinn zu finden. und so treffen wir denn schon frühzeitig belege an, wo die bedeutung des mhd. wortes sich mit der des nhd. zu decken scheint, wenn wir auch mit sicherheit annehmen dürfen, dass die jetzt verlorene association mit dem begriff des recognoscierens damals noch vollkommen lebendig war. zb.

Ottokar 48 865 *sît man niht enkunde*
vinden die gelegenheit,
daz den heiden dhein leit
ân ir (der christen) *verderben möht geschehen,*
sô solde man nur besehen,
wie man der stat wielte
und si sô lang behielte,
unz die heiden verdruzze.

die wahrscheinlichkeit aber, dass diese bedeutungsentwicklung zu einem beträchtlichen teil durch einflüsse von seiten des belagerungscomplexes bedingt ist, ergibt sich mir aus der ganz auffallenden häufigkeit, mit der das wort im 15/16 jh. gerade in solchen zusammenhängen widerkehrt, wo von belagerungen die rede ist (während vorher eher die auf den feldkrieg bezüglichen fälle zu überwiegen scheinen). hier nur einige wenige beispiele.

Behaim Buch v. d. Wienern 304, 8
Als dise, dy man yeczund hat
im puch gehöret nennen,
disez gslass (schloss) *worn erkennen*

und sein glegenhait nemen auss ....
wy und an welchen enden daz
auff daz pest zu gewinnen waz ...

Livius Römische Historie (Mainz 1514) 137[a] *da er gelegenheit der Statt und die muren am besten besichten mocht.*

Fries Bauernkrieg 170 *sie hetten das slos besichtigt und gefordert, were inen von den jenen so darin ganz trutzlich antwort worden, aber nicht desto minder hetten sie alle gelegenhait abgesehen.*

Belagerung Wiens C 2[a] *der dantzumal der Stat gelegenhait selb besichtigt.*

Solms Kriegsbeschreibung 2, 20[b] *aber wie ein jeder Fleck gestürmet soll werden, kan in Schrifften niemand gründlich anzeigen, sondern solches muß ... nach gelegenheit der Besatzung im Flecken vnd des Kriegsuolcks hieausen geschehen.*

Gargantua (neudruck) 423 *Als sie nun .. die gelegenheit der Stadt besichtigten, daß sie hoch vnd ihnen nicht zum bequemesten lag ...*

Zimm. chron. I 364, 9 *Darneben so war die burg von gebewen und in sonderhait der werlichen gelegenhait halben ungewinlich.*

Ganz kurz sei schliefslich noch auf die momente hingewiesen, die auch für die bedeutungsentwicklung von *Aufenthalt* und *sich aufhalten* die einwürkung des belagerungscomplexes wahrscheinlich machen, ohne dass man freilich irgendwie genötigt oder berechtigt wäre, die mitwürkung anderer, zum teil allerdings nahe verwanter begriffskreise von vornherein in abrede zu stellen. bei *Aufenthalt*, wo die verhältnisse einfacher liegen, steht die sache so: mhd. *sich enthalten* bedeutet unter anderem 'sich behaupten, erfolgreichen widerstand leisten, sich aufrecht halten':

Konr. Troj. 31 052 *Hector kûme sich enthielt*
daz er niht ab dem rosse vlouc.

Frauenl. 39, 2 *der sich enthielt vor tûsent helden küene ..* *sich ufenthalten* besagte ursprünglich sicher dasselbe, nur dass die vorstellung des aufrechtbleibens, des widerstehns ohne zu wanken hier stärker betont war. anfänglich wol vom einzelkämpfer gesagt, der sich nicht zu falle bringen lässt, geht es secundär auch auf die kämpferschar oder die burg über, die sich erfolgreich ihrer feinde erwehrt, und gerade in dieser verwendung finden wir es im 16 jh. gut bezeugt:

Dürer Underricht zur befestigung der Stett D 1[a] *so ein herr ... die wal hat, nach seinem willen ein fest schloss zu pauen, darauß man sich in der not der feynd erweren und auffenthalten möge.*

Guiccardini übersetzt v. Forberger, Basel 1574 436[a] *das grösser* (schloss) . . . *hatte zwey Bollwerck verloren vnnd ließ sich ansehen, es würde sich nicht lenger aufenthalten können.*

C. Julii des Ersten Rö. Keysers warhafftige Beschreibunge aller . . . Kriege (Frankf. 1565) 276 *were es sach dass er dasselbig ort nicht aufenthalten möcht, so solt er die Rotten hinauß füren und durch außbrechung* (ausfall aus der belagerten stadt) *streiten.*

Busteter Ernstlicher bericht s. 20 *Ergeb sich die statt, sol er die ursacher so langwiriger uffenthaltung, nach verwirckung straffenn* (= Fronsperger I 145[b]).

Im engsten anschluss hieran bezeichnet nun *Aufenthalt* zunächst einen ort, von wo aus man sich der feinde erwehren kann, aus dem man nicht leicht zu vertreiben ist. von hier aus aber ist nur ein kleiner schritt zu der nhd. bedeutung 'ort, wo man längere zeit weilt'. auszugehn ist von fällen wie den folgenden

Anshelm Berner chronik 4, 434 *dass er die kleine stat gewan und von der grossen mur 400 schrit zu boden schoss, also dass kein ufenthalt me da was.*

Schilling Berner chronik 1, 250, 20 *dann es gar ein stark slos und der vienden ufenthalt was.*

den übergang zur nhd. verwendung bilden dann fälle, wo zwar nicht mehr von verteidigung, wol aber von schutz vor einer gefahr die rede ist, wie etwa:

Weise Masaniello 78 (neudruck) *sie vergönne mir doch einen geringen Auffenthalt in diesem Hause* (spricht ein verfolgter).

ganz analog verhält sich auch *sich aufhalten*, das in derselben bedeutung wie *sich aufenthalten* vorkommt und eine ähnliche semasiologische entwicklung durchgemacht zu haben scheint. nur gestaltet sich hier das problem etwas verwickelter, da schon früh ein mhd. *ûf halten* im sinne von 'zurückhalten, hindern' auftritt (vermutlich ein ausdruck der reitersprache, vgl. Parz. 59, 28 und Martins anm.), dem nicht von vornherein jeder einfluss auf die entwicklung des uns hier interessierenden reflexivums abgesprochen werden darf. ich muss mir daher hier ein näheres eingehn auf die geschichte dieses worts versagen.

Ich könnte zu den angeführten beispielen für die semasiologische activität des belagerungscomplexes noch eine ganze anzahl hinzufügen, wenn ich, abgesehen von einigen deutschen worten, für die ich vorläufig auf vermutungen angewiesen bin, auch fremdworte wie *terrasse, plattform, esplanade* in den bereich meiner betrachtungen einbeziehen wollte. da sich aber die bedeutungsentwicklung dieser und anderer worte zum grofsen teil sicher auf nichtdeutschem boden vollzogen hat, seien sie hier

nur erwähnt, um zu zeigen, wie wünschenswert es wäre, dass das hier angeschnittene thema auch für die romanischen sprachen behandelt würde. die behauptung, dass eine reihe der verschiedensten wortbedeutungen auf die zu beginn der neuzeit auch in der litteratur, der bildenden kunst und der wissenschaft eine bedeutende rolle spielende vorstellung von der belagerung zurückgeht, darf wol auch ohne vermehrung des belegmaterials als erhärtet gelten.

Mehr sollte und konnte hier nicht bewiesen werden. vor allem ligt es mir fern, in der tatsache dass sich für den hier behandelten vorstellungskreis eine nach vielen richtungen hin ausstrahlende bedeutungsgeschichtliche würksamkeit nachweisen lässt, einen beweis für die allgemeine giltigkeit des oben aufgestellten bedeutungsgesetzes zu erblicken. ein solcher lässt sich nur durch beibringung einer grofsen anzahl von beispielen aus den verschiedensten begriffsgebieten liefern, und dazu bedarf es der gemeinsamen arbeit vieler. denn wenn auch die durchführung einer untersuchung wie der vorliegenden sehr wesentlich dadurch erleichtert wird, dass die aufgabe, von einem gegebenen knotenpunct aus die fäden der bedeutungsgeschichtlichen entwicklung nach allen richtungen hin zu verfolgen, eine der interessantesten überhaupt denkbaren ist, so sind doch die schwierigkeiten, die sich der erfolgreichen lösung einer solchen aufgabe entgegenstellen, sehr beträchtlich. der bedeutungsforscher, der seine aufgabe ernst nimmt, muss sich nämlich ein für allemal darüber klar werden, dass das in den wörterbüchern aufgestapelte material für seine zwecke absolut nicht ausreicht. wollte man zb. nur mit hilfe des Grimmschen wörterbuchs feststellen, dass bei den hier behandelten worten der belagerungscomplex eine rolle gespielt hat, so könnte dies höchstens bei *anlaufen* in halbwegs befriedigender weise gelingen. bei allen anderen klafft im material des wörterbuchs gerade dort wo die vorstellung von der belagerung in die bedeutungsentwicklung eingreift, eine breite lücke, die sich nur ausfüllen lässt, wenn man sich der anziehenden, aber zeitraubenden arbeit unterzieht, auf die primärquellen zurückzugehn. steht man aber erst diesen quellen in ihrer ganzen fülle gegenüber, dann empfindet man schmerzlich die beschränktheit der eigenen arbeitskraft, die es einem bei aller mühe doch niemals gestattet, mehr als einen bruchteil des materials kennen zu lernen. ich tröste mich über dieses gefühl der unzulänglichkeit mit einer lehre aus den alten landsknechtbüchern, denen der leser hier so oft begegnet ist: dass schon ein kleiner anfangserfolg von entscheidender bedeutung sein kann, wenn die genossen bereit sind, kräftig 'nachzudrücken'.

Hans Sperber.

AUFFÜHRUNGEN UND BÜHNENPLAN DES ÄLTEREN FRANKFURTER PASSIONSSPIELES.

Die dirigierrolle eines Frankfurter passionsspieles aus dem 14 jh., die Fichard zuerst herausgab und Froning in genauerer lesung widerholte, stellt der forschung nach drei richtungen hin aufgaben, die bisher noch nicht gelöst worden sind: als sprachdenkmal, als litteraturdenkmal und als theatergeschichtliche urkunde. weder ist der älteste in Frankfurt a. M. aufgezeichnete poetische text, als welchen wir die handschrift des Bartholomäusstiftes (jetzt in der Stadtbibliothek) zu betrachten haben, in bezug auf seinen sprachstand untersucht worden, noch ist die widerherstellung des verlorenen spieltextes nach den rollenanfängen, deren fortsetzungen im Alsfelder (A), Heidelberger (H) und späteren Frankfurter text (F) sowie in der 'Erlösung' (E) zu finden sind, unternommen und damit der litteraturgeschichte einer der wichtigsten mittelalterlichen dramentexte, der nach verschiedenen seiten ausstrahlende mittelpunct der rheinisch-wetterauischen spielgruppe, erobert worden [1], noch ist dieses älteste deutsche regiebuch jemals nach theatergeschichtlicher methode gelesen und über die bedingungen die darin der aufführung gestellt werden, wie nach aufschlüssen die es über die einrichtung des mittelalterlichen theaters zu geben vermag, befragt worden. mit dieser dritten aufgabe, die

[1] die belege von Milchsack (Lit. verein 150) und von Wirth (Oster- und passionsspiele 1889, s. 295 ff), vor allem aber Fronings tabelle (Kürschners Nat. lit. XIV 3 s. 998—1004) und neuerdings die Marburger dissertation von CSchmidt (Studien zur textkritik der Erlösung 1911, s. 52 ff) geben dazu fingerzeige, doch beginnt nach der äufseren zusammensetzung erst die kritische arbeit. ich habe diese aufgabe im sommer 1915 und im winter 1919/20 zum gegenstand von seminarübungen gemacht und bewahre eine bis auf wenige lücken vollständige reconstruction des ersten tages. zu der veröffentlichung der nahezu 2000 verse ist aber vorerst keine gelegenheit. ich citiere im folgenden die Dirigierrolle (D) nach der Froningschen ausgabe (Nat. lit. XIV 2, s. 340—73) und nach der Wirthschen zeilenzählung, da die von Froning selbst (s. 337) nachträglich empfohlene Milchsacksche zählung, die er am rechten rande beigegeben hat, doch nicht ganz zuverlässig ist (vgl. zb. zeile 75—80).

allerdings von den beiden andern nicht ganz getrennt werden kann. wollen sich die folgenden ausführungen befassen.

1. DIE DIRIGIERROLLE.

Die verwendung der dirigierrolle (D) lässt sich am besten durch die bekannte französische miniatur des Jean Fouquet, die das martyrium der heiligen Apollonia darstellt, illustrieren[1]. auf dem bilde steht ein priester mitten unter den spielenden: in der linken hält er ein buch, in der rechten einen stock, mit dem er den schauspielern den einsatz gibt. die stellung des regens ludi im Frankfurter spiel ist in derselben weise zu denken, nur dass er statt des buches im heberegisterformat (so waren auch Friedberger und Alsfelder dirigierrolle beschaffen) eine wirkliche rolle in händen hielt, die zwischen zwei stäbchen gespannt, auf denen anfang und ende aufgerollt waren, wie ein film in länge von 4,36 m sich abwickelte. er las darin spielanweisungen und rollenanfänge, die durch rote und schwarze schrift sich voneinander abhoben. er selbst hatte nichts zu sprechen, wie es in andern spielen der fall ist, zb. im Alsfelder, wo der regens ruhe gebietet und das 'veni sancte spiritus' singt (v. 85 ff), oder im Heidelberger, wo der reigierer dieselben anfangsworte zum publicum spricht, die in Frankfurt dem Augustinus zufielen. auch in Künzelsau spielte der Rector processionis eine ähnliche rolle wie Augustinus in F. hätte der regens aber etwa hier die ganze rolle des Augustinus zu spielen gehabt, so würde das wol irgendwie auf der dirigierrolle zum ausdruck gekommen sein[2].

[1] aufser den französischen widergaben bei Petit de Julleville, Bapst und Cohen in den deutschen büchern von Hammitzsch Der moderne theaterbau 1907, abb. 1 und Petersen Das deutsche nationaltheater 1919, s. 11, abb. 4. Cohen (Gesch. d. inszenierung d. geistl. schauspiels d. ma., deutsche ausg. v. CBauer 1907, s. 155) erwähnt aufserdem das Cailleausche porträt eines französischen spielleiters, der die dirigierrolle 'rollet' in der rechten halte.

[2] in der Alsfelder dirigierrolle, die allein in vergleich gezogen werden kann, sind auffallender weise gerade die worte des regens weggelassen. siehe Legbands Göttinger diss. 1904, s. 47. 49. vgl. auch Wackernell, Die ältesten passionsspiele in Tirol. Wiener Beiträge 2. 10. — in Frankreich ist die identität von darsteller und regent gelegentlich bezeugt. hier spricht nichts dafür, und Cohen, der D fälschlich ins 15 jh. setzt, hätte sich die bemerkung sparen können, der

Die beschaffenheit von D verrät, dass die rolle zu mehrfachen aufführungen verwendet wurde, denn an vielen stellen ist der alte text während des gebrauches verändert worden, entweder durch zusätze am rande oder durch ausradierung, die für neuen wortlaut platz schuf. die randbemerkungen in flüchtiger cursivschrift betreffen vermutlich änderungen, die sich während der proben als notwendig herausstellten; die einfügungen auf rasur dürften einer neuen textredaction bei vorbereitung einer späteren widerholung angehören. über das zeitliche verhältnis dieser schichten geben zwei stellen aufschluss, die Fronings beschreibung nicht genau widergegeben hat[1]: D 124 steht am linken rande noch in roter sacralschrift die alte rollenbezeichnung 'A n d r e a s'; er war es also, der ursprünglich die worte *waz wilt dů, lieber herre* zu sprechen hatte; an den rechten rand ist dann in schwarzer cursivschrift '*alter apostolus*' geschrieben worden; schliefslich trat in den text nach ausradierung der alten die neue rollenbezeichnung 'J a c o b u s m i n o r'. umgekehrt ist das verhältnis D 158 a, wo 'P e t r u s p e r c u t i a t s e r v u m' an stelle eines nicht mehr erkennbaren ausradierten textes gesetzt wurde; dazu ist dann am rechten rande in cursivschrift mit verweisungszeichen '*clamans dn̄e si percutimus*' nachgetragen worden. im einen fall ligt die randbemerkung vor der auf rasur geschriebenen neuen textredaction, im andern fall nach ihr; man darf daraus auf mindestens zwei verschiedene aufführungen, bei denen D verwendung fand, schliefsen.

Irgendwelche fundamentale umgestaltung des textes ist bei der dazwischenliegenden redaction nicht erfolgt. die auf rasur stehnden stellen sind meist viel gedrängter geschrieben als der übrige text, woraus auf einfache einschübe neuer reden zu schliefsen ist. nur einmal ist eine streichung zu erkennen: 233 war schwarze schrift, also ein sprechvers, ausradiert, wovon noch als letztes wort *mich* zu erkennen ist, was wahrscheinlich nach

verfasser des Gottesstaates sei zum range eines inspicienten gesunken (deutsche ausg. s. 27. 154. 169).

[1] Fronings text verträgt noch manche richtigstellung. zb. hat er 127 d übersehen, dass 'p u e r i' rot geschrieben ist, also rollenbezeichnung, nicht anfang eines gesangtextes bedeutet. die ergänzung 'tollentes ramos etc.' ist demnach falsch; es muss, wie bei Fichard bereits richtig gedruckt war, heifsen: 'I t e m p u e r i: G l o r i a, l[a u s].'

A 6161: *warumbe has dû verlassen mich* ergänzt werden darf. darüber ist nun mit roter tinte (also als regiebemerkung) geschrieben: 'Hic non sequatur rigmus, sed clamore Ihesu finito statim dicat Abraham'. unter 'rigmus' sind, wie üblich, die deutschen verse verstanden, die den vorausgehnden fremden (meist lateinischen, in diesem fall hebräischen) text in übersetzung geben. hier nun soll die verdeutschung des 'Hely, Hely lama asabthani' in wegfall kommen, weil durch das deutsche zwischenglied das misverständnis des juden Abraham: *Hore er eishit Helyam!* unerklärlich würde. die stelle beweist auch, dass D immer in zusammenhang mit einem vollständigen text, der in diesem fall die gestrichenen verse noch enthielt, gelesen sein wollte.

Einfügungen einer einzelnen rede sind oft daran zu erkennen, dass die rote farbe des ausradierten textes noch durchschimmert; das getilgte war also nur spielanweisung, nicht rede gewesen. auch bei umfangreicheren rasuren lässt sich meist ermitteln, was neue zutat ist, zb. sind 59 vor 'Item Jhesus appropinquans' noch die letzten worte des ausradierten textes zu entziffern: *Johanni sagen.* das gehört zu den worten Jesu, deren anfang 58 *Da sullit ir* gegeben ist (vgl. H 709 ff). demnach ist die rede des jüngers D 59 ein einschub aus dem pedantischen vervollständigungsbedürfnis, zu dem die simultanbühne verführte: was Jesus aufgetragen hatte, muste dem Johannes auch gewissenhaft übermittelt werden, und so hatte der jünger nun fast dieselben worte noch einmal zu sagen. weder eigene poetische kraft des redactors noch die benutzung fremden eigentums war für solche billige vermehrung des textes von nöten. nur an einer stelle darf man entlehnung aus fremdem text annehmen, nämlich 277, wo mit dem Medicus eine neue rollenbezeichnung für den Mercator eintritt. das beweist widerum den mechanischen charakter der scherenarbeit. zahlreich sind die erweiterungen durch einlegung von chorgesängen; sie konnten aus der liturgie bestritten werden, wie die gesänge der 'personae' 127c. 156a. 222a. solche verbindungsglieder dienten meist als überleitung zu anderen scenen und als begleitung der bewegung bei schau-

[1] als einfügungen dürfen gelten die zeilen: 2. 3. 83 oder 84. 108. 130. 131. 158a. 165. 166. 218. 222. 225. 256. 257. 277. 310. 329—33.

platzveränderung [1]). das bedürfnis nach einer solchen dehnung kann sich bei einer früheren aufführung gezeigt haben; man könnte aber auch aus der zunahme dieser füllsel auf eine vergröfserung des schauplatzes schliefsen.

Endlich bezieht sich ein grofser teil der änderungen nur auf namengebung und rollenverteilung. so wird 119 'David iudeus' durch 'Sandir' ersetzt, um eine verwechslung mit dem inzwischen (zeile 2. 3 stehn auf rasur) in das prophetenspiel aufgenommenen David zu vermeiden [2]). die anonymen judenrollen werden benamst; statt 'unus Iudeorum' heifst es 'Salman' (115. 249), statt 'servus pontificis' 'Ioselyn' (176) usw. das sind mafsnahmen des regisseurs, die das einstudieren erleichtern und den ehrgeiz des kleinen schauspielers befriedigen. so hat bekanntlich auch Schiller im bühnenmanuscript der 'Braut von Messina' den chor in ritterrollen aufgelöst und im 'Tell' zuletzt noch drei neue frauenrollen Mechthild, Elsbet, Hildegard creiert, weil die schauspielerinnen nicht gern statisten machten. auf ebenso äufsere rücksichten geht es hier zurück, wenn möglichst jedem apostel einmal etwas zu sagen gegeben wird. so werden worte, die ursprünglich Petrus gesprochen hatte, dem Andreas zuteil (39), und dieser muss dafür eine rede an Jacobus minor (124) abgeben. in beiden fällen sind die späteren spiele Fri, F, A nicht gefolgt, sondern haben die ursprüngliche namensform beibehalten [3]). es geht daraus hervor, dass der redactor

[1] vgl. Heinzel, Beschreibung s. 173. — Wackernell Altdeutsche passionsspiele aus Tirol s. CXII. — auffallend dürftig bleibt die gesangsbegleitung der eigentlichen auferstehung. ihr war dadurch dass, wie in Muri, die höllenfahrt vorausgieng, die theatralische würkung genommen. viel eindrucksvoller hat bereits Fri, das wie G und die meisten späteren spiele die auferstehung vor der höllenfahrt einsetzt, diese scene ausgestaltet.

[2] mit unrecht nimmt Zimmermann (s. 63) an, dass der erst in F 1572 auftauchende Synagogus ursprünglich diese verse gesprochen habe, die auch in A (2425 ff) noch dem David zugeteilt sind.

[3] für den zweiten fall ist dies schon von Zimmermann (Das Alsf. pssp., diss. Göttingen 1909, s. 66) vermutet. in der tat steht am linken rande noch die alte rollenbezeichnung 'Andreas'. für die annahme Zimmermanns, dass Fri aus einem vor der redaction von D liegenden Frankfurter text abgeleitet sei, findet sich noch eine bestätigung D 100, wo hinter *herre* noch ein ausradiertes *g* zu erkennen ist, das auf die in Fri und A sich findende fortsetzung *gleube mir* schliefsen lässt.

von D für den aufführungszweck belanglose änderungen vornahm, die in den spieltext, der auf die späteren spiele weiterwürkte, nicht übergingen. die meisten verbesserungen aber sind in F widerzufinden, und dass sie sich sogar ohne vermittlung von Fri oder F nach Alsfeld vererbt haben, zeigt das beispiel von zeile 36, wo unter *un̄ diesen hort* andere ausradierte worte standen, die nicht mehr zu erkennen sind und auch nicht aus den späteren texten widerhergestellt werden können, da sich A 1176 ff dem neuen wortlaut angeschlossen hat [1]). im allgemeinen kann man sagen, haben sich spieltext und dirigierrolle parallel entwickelt. ebenso wie vor dem spieltext, dem D entsprach, schon ein früherer text gelegen haben muss, ebenso dürfte D bereits aus einer älteren dirigierrolle abgeschrieben sein. das geht aus der bemerkung am schlusse des ersten tages (251) hervor, die es in das belieben der spielleiter stellt, hier abzubrechen und die zuschauer zur fortsetzung für den folgenden tag einladen zu lassen. offenbar war diese teilung, als sie zum ersten male vorgenommen wurde, improvisiert, oder ihre notwendigkeit für künftige fälle hatte sich bei einer zu lang währenden aufführung herausgestellt; der spieltext sah sie jedenfalls ursprünglich nicht vor. gerade diese anweisung steht aber nicht auf rasur, war also bereits aus der vorlage von D, wo sie vermutlich nachgetragen war, abgeschrieben. man sieht daraus, dass die dirigierrolle keineswegs nur ein auszug für eine einmalige aufführung war, sondern dass sie kommende spielleiter beraten will. darum sind alle angaben über den schauplatz ganz allgemein gehalten, auf keine besondere örtlichkeit ist bezug genommen; wol aber war die in D festgehaltene aufführungsmöglichkeit auf einem bestimmten schauplatz erprobt, und diese erfahrungen werden der nachwelt übermittelt. das spiel selbst war keine einmalige schöpfung, sondern durfte jedenfalls auf einen mannigfaltigen stammbaum zurückblicken [2].

[1] vermutlich war nach Erlösung 4034 ff zu lesen:

sich disen schatz gib ich dir,
wil du gehorsam werden mir.

[2] darauf weist auch die uneinheitlichkeit des sprachstandes. dass das auch in der Erlösung (2249. 2415) vorkommende mehrmalige *lose mir* (D 92. 132. 140), das an den zwei letzten stellen auf rasur steht, also, wenn nicht eingefügt (vgl. anm. 1 s. 86), so doch bei der neuen redaction von D widerholt worden ist, später in Frankfurt ungebräuchlich war, wird dadurch bestätigt, dass der Frankfurter text von 1493 an

ebenso ist auch die inscenierung nicht die tat eines einzelnen, sondern schleppt mancherlei tradition mit sich. dieser grundsatz muss bei der verfasserfrage und datierung von D festgehalten werden.

2. DATIERUNG.

Unter den büchern des alten Bartholomäusstiftes, die das Frankfurter stadtarchiv bewahrt, befinden sich mehrere, die von der hand des canonicus Baldemar von Peterweil geschrieben sind. die sacralschrift in einem 'Liber de vicariis' gleicht der der Dirigierrolle, doch ist derartige schönschrift zu wenig individuell, als dass die identität mit sicherheit erschlossen werden könnte. dagegen lässt sich die eigenartige cursivschrift eines

allen drei stellen (F 1090. 1332. 1940) *hore mir* eingesetzt hat. Fri (nr 24) behält *luos* (Zimmermann s. 53). aber A (v. 2036 *gleube mir*) und H (v. 483. 3341 *vernim dise wort von mir*) haben ebenfalls verändert. auch das pronomen *er* (D 64. 103. 226) wird F 525. 1496. 3879 durch *he* ersetzt, was dem gebrauch der Frankfurter urkunden entspricht: eine ausnahme bildet F 4127 (= D 221). in H bleibt *er* regelmäfsig erhalten (vgl. D 203. 207. 221 mit H 4642. 4681. 5085). Fronings annahme, dass ein mit G verwantes SGaller passionsspiel benutzt sei, würde oberdeutsche elemente erklären, wenn sie nicht auf einer confusion beruhte. G stammt nicht aus SGallen, sondern ist, wie schon der erste herausgeber Mone erkannte, mitteldeutsch, und wie der neue herausgeber Wolter feststellte (Germ. abh. 41), wetterauischen ursprunges. es ist von dem späteren Frankfurter spiel für mancherlei erweiterungen, zb. die function des Augustinus als zwischenredner, die heilungen des blinden, des Lazarus und des Malchus, die scene der ehebrecherin, wörtlich ausgeschrieben worden, aber es hat mit dem text von D so wenig übereinstimmungen, dass nicht einmal eine gemeinsame dramatische quelle unbedingt angenommen zu werden braucht. der eine versanfang *Maria, liebe swester min* (D 86 = G 162; ebenso Wien. 337 f, Maestr. 898 f) ist nicht beweiskräftig, da bereits der folgende vers, der F 693, A 1855 und H 446 zu finden ist, anders lautete als in G. auch was Wolter s. 139 für die abhängigkeit von G anführt, ist keineswegs stichhaltig, da die worte *den dauf ich gerne von dir han* (G 103) der rolle des Johannes angehören, während der vers: *den douf wil ich von dir entphan*, der zu D 24 aus A 515 und H 212 zu ergänzen ist, von Christus gesprochen wird. höchstens würde eine ergänzung von D 163 aus G 725 f in übereinstimmung mit F 2337 f und H 3837 f möglich sein. es ist aber bemerkenswert, dass diese stelle in A 3376 f einen anderen wortlaut hat, so dass auch hier eine spätere entlehnung von F aus G möglich wäre.

'Liber censuum', in dem die bekannte stadtbeschreibung des Baldemar vom j. 1350 enthalten ist (vgl. Nathusius, Archiv f. Frankfurts geschichte u. kunst III f. bd. 5, s. 2 ff), in randbemerkungen von D, ja nach Fronings meinung, der ich nicht unbedingt beitreten möchte, auch in lateinischen gesangsanfängen, die nicht auf rasur stehn, mit sicherheit erkennen. demnach ist es Baldemar, der D geschrieben oder zum mindesten in allen drei schichten der späteren benutzung redigiert hat. wir wollen vorsichtig sein und in ihm nicht gleich den verfasser des spieles sehen, wie es auch Creizenach tut (Gesch. d. neueren dramas[2] bd. I s. 224) — verfasser eines mittelalterlichen geistlichen dramas ist ein sehr problematischer begriff, und hier kann, wie wir oben sahen (anm. 2 s. 88) von einheitlicher entstehung nicht die rede sein — aber dass Baldemar als regens ludi sich der passionsaufführungen des Bartholomäusstiftes annahm, das scheint durch diesen tatbestand erwiesen. er ist unter den damaligen stiftsherren auf lange hinaus die einzige stark hervortretende persönlichkeit. seine litterarische physiognomie zeigt nicht so sehr das bild eines poeten als das eines tatkräftigen organisators, der für die ordnung aller äufseren angelegenheiten des stiftes sorge trug. in dieser eigenschaft ist ihm auch die inscenierung der passionsaufführungen zugefallen.

Mit dieser feststellung ist eine wichtige handhabe für die datierung gewonnen. vor 1384 — in diesem jahr wird Baldemar als verstorben erwähnt — ist das spiel, und zwar nicht zum ersten male, nach D aufgeführt worden. dieser termin lässt einen weiten spielraum, denn Baldemar scheint ein hohes alter erreicht zu haben; am schlusse des 'Liber de vicariis' erinnert er sich, im jahre 1336 in seiner heimat Petterweil — zwischen Vilbel und Friedberg gelegen — einer felderausmessung beigewohnt zu haben; seine stadtbeschreibung ist 1350 entstanden; als käufer von hausanteilen ist er in urkunden des jahres 1363/64 erwähnt; als stifter einer vicarie STrinitatis im j. 1379.

Ueber irgend eine Frankfurter passionsaufführung innerhalb dieser zeit ligt kein zeugnis vor, doch macht Froning es wahrscheinlich, dass vor 1350 die mislichen zeitverhältnisse[1] kein

[1] namentlich verhinderte das zur zeit Ludwigs des Bayern über die stadt Frankfurt verhängte interdict derartige veranstaltungen. das Bartholomäusstift war während der kämpfe zwischen kaiser und

so grofses, umfangreiche vorbereitungen erforderndes unternehmen zugelassen hätten. das vorausgehnde jahr 1349 bedeutete für die stadt noch einen höhepunct der prüfungen. der schwarze tod, der in diesem jahre ganz Deutschland durchwütete, hielt furchtbare ernte; 'maxima hominum multitudo utriusque sexus per diversas mundi partes de pestilencia gravi moriebatur' berichten für dieses jahr die Annales Francofurtani (Quellen zur Frankfurter geschichte I 2)[1]. eine folge des grofsen sterbens war das aufflammen der geislerbewegung, die vom Rhein her nach Frankfurt übergriff und mit der zweiten Judenschlacht am 24 juli dieses jahres grofses unheil anrichtete[1].

Auch das Bartholomäusstift war in mitleidenschaft gezogen, da das feuer, das den grösten teil des damaligen Judenviertels niederlegte, auf das dach des domes übergriff. Baldemar vPeterweil soll selbst eine beschreibung des dombrandes verfasst haben, die leider verloren gegangen ist, so dass wir über den umfang des schadens nicht unterrichtet sind. nach andern zeugnissen[2] war bereits ostern 1350 das dach des chores widerhergestellt, während der teil der Judengasse, der bis an den kirchhof des Domes herangereicht hatte, noch auf jahre hinaus ein trümmerfeld blieb.

Wir wissen, dass die pestilenz häufig das gelübde geistlicher aufführungen, die als gottgefälliges werk galten, veranlasst hat, sei es zum dank für das erlöschen einer grofsen seuche, wie beim Redentiner spiel v. j. 1464, oder zur abwendung drohender pestgefahr, wie beim Oberammergauer gelübde v. j. 1633. könnte also nicht die erste grofse Frankfurter passionsaufführung mit der pestepidemie des jahres 1349 in zeitlichem und ursächlichem zusammenhang stehn? wenn dies der fall sein sollte, so wäre wol auch das zweite ereignis des jahres 1349 nicht ganz ohne einfluss geblieben. das Frankfurter spiel, wie es sich nach D reconstruieren lässt, hat im ganzen geistlichen drama des mittel-

papst in zwei parteien gespalten. erst 1350 wurden die wegen ihrer kaisertreuen gesinnung excommunicierten geistlichen von den kirchenstrafen losgesprochen, vgl. Kriegk Frankfurter bürgerzwiste (1862) s. 9. 13 ff.

[1] Kriegk s. 422 ff. — Grotefend Mitteil. 6, 60. — Horovitz, Frankfurter Rabbinen I 11 f.

[2] Wolff Der kaiserdom in Frankfurt am Main (1892), s. 15 anm. 2: *Anno* 1350 *in vigilia paschae tectum chori ecclesiae sancti Bartholomaei Francofurtensis fuerat restauratum.* die deutsche nach-

alters eine sonderstellung durch die bedeutende einrahmung, die der eigentlichen passionsdarstellung in dem prophetenspiel gegeben ist. die prophetenspiele, deren entwicklung Sepet[1] dargestellt hat, haben sowol in Frankreich als im deutschen sprachgebiet (Riga, wo 1204 ein 'ludus prophetarum' aufgeführt wurde) zunächst selbständige bedeutung gehabt. die hinweise der alttestamentlichen prophezeiungen auf die wunderbare geburt Christi gaben indessen von vornherein eine beziehung zur weihnachtshandlung, die schon in der verlegung des eselsfestes auf den vorabend vor weihnachten zum ausdruck kam und weiterhin zur einverleibung des prophetenspiels in das weihnachtsspiel führte. so lässt das Benedictbeurer weihnachtsspiel zuerst den Augustinus mit Ysaias, Daniel, der Sibylle, Aaron und Balaam gegen den Archisynagogus und seine Judenschaft streiten. die von ihnen geleugnete 'res miranda' wird den Juden vorgeführt, damit sie durch den augenschein von der geburt des Christkindes überzeugt werden. in derselben weise, vielleicht nach dem vorgang des nur fragmentarisch erhaltenen Erlösungsspieles, stellt in Frankfurt Augustinus die Juden vor das schauspiel der passion und auferstehung, damit sie gezwungen werden, das erlösungswerk anzuerkennen. dieser faden aber — und damit geht Frankfurt über alle anderen spiele hinaus — wird zum schlusse wider aufgenommen: nachdem die disputation zwischen Ecclesia und Synagoga beendet ist, vollenden acht bis zehn Juden die niederlage der Synagoga, indem sie zu Augustinus gehn 'petentes baptizari', und Augustinus nimmt sie in die christliche gemeinschaft auf. die passionsaufführung also ist, in weiterführung der tendenz des pseudoaugustinischen sermo de natali domini, eingekleidet in das motiv der Judenbekehrung. diese geschlossene umrahmung haben die späteren spiele wider aufgegeben: Fri lässt das prophetenvorspiel weg und schliefst mit der klage der Ecclesia über die 'verstogten Juden' (z. 532 der von Zimmermann reconstruierten dirigierrolle). A setzt, angeregt durch das hessische weihnachtsspiel, an die stelle des schon in Fri weggefallenen vorspieles eine teufelsversammlung und bringt die weissagungen

richt (Quellen z. Frankfurter geschichte I 7) stammt nicht von Baldemar vPeterweil.

[1] Marius Sepet Les prophètes du Christ, Bibl. de l'Ecole des Chartes VI 3 (1867), VI 4 (1868), VI 38 (1877).

der propheten erst am schlusse des zweiten tages in dem streitgespräch zwischen Ecclesia und Synagoga unter; wie Zimmermann (s. 165) ganz richtig bemerkt, war durch diese anordnung die folgende taufe ausgeschlossen, denn die Juden musten unbekehrt bleiben, damit im dritten tagewerk die handlung ihren weiteren fortgang nehmen konnte. H. endlich hat durch die präfigurationen das alte testament in beziehung zur passion gesetzt und kann daher auf die umrahmung verzichten, aber es ist dadurch auch um einen richtigen abschluss gekommen. einzig das Frankfurter spiel drückt in seiner geschlossenheit die starke grundtendenz eines confessionellen optimismus aus, die um so bemerkenswerter ist, als sie auch zu der haltung der hauptquelle in gegensatz steht. auch in der 'Erlösung' hatte die aufzählung der propheten mit einer klage über die hoffnungslosigkeit jüdischen unglaubens geschlossen (v. 2382 ff). die singularität des Frankfurter spieles ist wol nur durch die vorausgegangenen localereignisse zu erklären. bei der ersten Judenschlacht des jahres 1240 hatte es sich um gewaltsame taufe gehandelt, bei der zweiten des jahres 1349 um unbarmherzige ausrottung. nachdem der fanatismus seine opfer gefordert hatte, soll nun eine friedliche lösung mit geistigen waffen gezeigt werden. dass etwa die Judengemeinde, die sich in den jahren nach der katastrophe wider zusammengefunden hatte, als zuschauerschaft eingeladen war, davon kann natürlich keine rede sein, denn die aufführung hatte immer den charakter des christlichen gottesdienstes. aber als stellvertreter dieser gemeinde stand den von Augustinus geführten propheten im spiel der chor der Juden gegenüber. ihre namen sind echt. wenn in Frankfurter urkunden der jahre 1364—66 mehrfach ein Isaak von Coblentze als 'der grofse Jude, der 20 gulden steuer zahlte' erwähnt wird (Kriegk s. 427. 546), so ist es wol kein zufall, dass der erste jude, der im vorspiel gegen Davids prophetie partei nimmt, Isaac genannt wird, und zwar erst bei der späteren einfügung auf rasur. ebenso sind die namen Abraham, David, Gumprecht, Joselyn, Joseph, Kalman, Kirsan, Manes, Michel, Mose, Lieberman, Salman, Sauwel (D 222 Sanuwel), Seligman, Senderlin, Süsekind um die mitte des 14 jh.s in Frankfurter urkunden bezeugt [1]. dieser gebrauch

[1] vgl. die zusammenstellung bei Kriegk s. 548—53 und Arndt Die personennamen im altdeutschen schauspiel (Germ. abh. 23, s. 32).

echter Judennamen ist durchaus nicht allen passionsspielen gemeinsam; zb. werden in A redende namen hinzugefügt, die mehr nach teufel und folterknecht klingen, wie Lendikile, Snoppenkeyle, Effikax, Fluchuss, Zodebruch, Seldenkriegk, womit ein unmafs von gehässiger caricatur gekennzeichnet ist, das über den realismus des Frankfurter spieles weit hinausgeht. während in Luzern die Juden 'je seltzamer, je ansichtiger' dargestellt wurden in phantastischen kleidern, die mit jüdischen buchstaben, mit sonne, mond und sternen bemalt waren (Germania 30, 207. 328), erschienen in Frankfurt die masken stadtbekannter persönlichkeiten und brachten eine weit harmlosere komische würkung hervor.

Wenn ein gelübde im pestjahr 1349 die veranlassung zur ersten aufführung gewesen sein sollte, so käme die einweihung der nach dem brande widerhergestellten Bartholomäuskirche zu ostern 1350 als die gegebene gelegenheit in betracht. ist dagegen die tendenz zur friedlichen Judenbekehrung mit der Judenschlacht des jahres 1349 in zusammenhang zu bringen, so wäre ein späterer zeitpunct, in dem sich eine versöhnlichere stimmung gegenüber der zurückgekehrten Judengemeinde eingestellt hatte, anzusetzen. beide möglichkeiten lassen sich vereinigen, wenn wir der frage des schauplatzes nähertreten.

3. DIE ART DER AUFFÜHRUNG.

Aufführung in der kirche oder im freien, das ist die alternative. wenn man die entwicklung des geistlichen dramas nach den typen kirchenfeier, klosterdrama, mysterium dreistufig schematisiert, wobei auf der ersten stufe ein liturgischer gottesdienst in lateinischen gesängen, auf der zweiten die halbliturgische aufführung eines zum besonderen festtag gehörigen stoffes in der mischform lateinischer gesänge und deutscher sprechverse, auf der dritten das weltdrama in überwiegend deutscher sprache stehn würde, so entspräche dieser scala eine entwicklung des schauplatzes vom kircheninneren über den hof (kirchhof, klosterhof) zum marktplatz, und für das 14 jh. wäre etwa ein stand auf der mittleren entwicklungsstufe anzunehmen. aber so brauchbar dieses schema für die gruppierung des stoffes ist, so wenig bietet es historische bestimmungsmöglichkeiten, da die alten arten neben den neuen weiterbestehn. nicht nur hat sich die liturgische

kirchenfeier bis in unsere zeit erhalten, sondern auch grofse mysterienaufführungen sind noch im 16 jh. in der kirche veranstaltet worden, so die gröste auf deutschem boden, die 7 tägige aufführung des jahres 1514 in Bozen[1]. umgekehrt sind die aufführungen auf öffentlichem platze schon sehr früh anzusetzen, wie das prophetenspiel 'in medio Rigae' vom jahre 1204 beweist[2]. die uns erhaltenen bühnenpläne aber, sowol der vielreproducierte Donaueschinger (nach Dinges nachweis Villinger) als der Luzerner gehören erst dem 16 jh. an, sind also nicht ohne weiteres zur veranschaulichung von aufführungen des 14 jh.s heranzuziehen.

Vielmehr müssen die texte selbst befragt werden. für das SGaller psp. ist dies durch Wolter (Germ. abh. 41, 156—62) geschehen, mit dem ergebnis, dass dieses spiel für eine aufführung in der kirche bestimmt war. leider liefs sich W. dabei durch Pearson, der noch vom phantom der dreistöckigen mysterienbühne berückt war, einen idealtypus von kirche vorgaukeln mit einem um mehrere fufs (!) über das kirchenschiff erhöhten chor, einem vor dem chor liegenden zugang zur krypta und einer um den chor laufenden galerie. die krypta soll dabei als höllentor, die ebene des chors als eigentliches spielfeld, die galerie als thron Gottvaters und als paradies, zu dem die erlösten seelen aufsteigen, gelten. es ist verwunderlich, dass W. sich nicht bemüht hat, in der Wetterau eine kirche, die alle diese bedingungen erfüllte, nachzuweisen, womit er eine bestimmtere localisierung gewonnen hätte. ich fürchte allerdings, diese bemühung würde vergeblich gewesen sein, denn kirchen, die romanische krypta mit frühgotischer chorgalerie vereinigen, sind nicht alltäglich. und wo das triforium um den chor geführt ist, wie etwa in der stiftskirche zu Limburg, da pflegt es so eng zu sein, dass für eine thronende dreieinigkeit und für paradiesesfreiheit der erlösten kein rechter platz bleibt[3]. tatsächlich beansprucht aber

[1] Wackernell Altdeutsche passionsspiele aus Tirol s. XLVII. der Musterplatz in Bozen wurde nach W.s meinung im jahr 1511 nur deshalb verwendet, weil die kirche damals im umbau war. vgl. auch die französischen zeugnisse bei Cohen s. 6, 65. 66.

[2] eine aufführung auf dem platz vor der kirche verlangt das anglonormannische Adamsspiel, dessen alter (12 oder 13 jh.) umstritten ist.

[3] das beispiel zeigt, dass der germanist an solche dinge nicht

G garnicht so viel umstände. das 'hic est filius meus dilectus' sang 'aliqua persona abscondita voce patris'; also thronte Gottvater nicht sichtbar auf der galerie. wenn von Christus und den erlösten seelen gesagt wird: 'tunc deducat eos ad paradysum', so heifst das nicht, dass er sie emporführte. auch die taube, die bei der taufe Jesu herabschwebte, ('Tunc mittatur columba super caput Jhesu') senkte sich eindrucksvoller von der kirchendecke als von einer galerie herab. und die sprengung der höllenpforte ('Tunc Christus pede trudat januam et aperiatur') liefs sich besser an einer sacristeitür als beim abstieg in die krypta veranschaulichen.

Im übrigen ist es richtig, dass alles in G für eine kirchenaufführung spricht, vor allem die enge des schauplatzes: Christus bewegt sich nicht, wie auf freiem spielfeld, von einem stand zum andern, zb. bei den heilungen, sondern meist kommen die personen zu ihm, was durch die worte 'veniat' und 'recedat' bezeichnet wird. als er von Kayphas zu Pilatus geführt wird, müssen Kayphas und Annas auf ihrem platz bleiben, 'donec Judas suspendatur'. 'Veniat ergo Judas' heifst es darauf. er wirft ihnen das geld hin und wird an derselben stelle gehangen (v. 861). das spricht für sehr beschränkte raumverhältnisse, die auch dadurch bestätigt werden, dass keinerlei gebäude ('domus' oder 'castrum') erwähnt wird. der stand der einzelnen person wird nur mit 'locus' bezeichnet (597). eine ausnahme macht das 'praetorium' des Pilatus (v. 888), das, wenn der erhöhte chor nicht dafür zur verfügung stand, durch ein kleines podium im quer- oder seitenschiff dargestellt werden konnte. vielleicht war es dieselbe erhöhung, die bei der versuchung (v. 133) als 'pinnaculum templi' angesehen wurde. nimmt man die kanzel als den berg der versuchung an (v. 144) und den hochaltar als Oelberg (v. 688), so war noch das grab, das ja

ohne jede kunstgeschichtliche anschauung herantreten soll. W. hat eine ganz papierene vorstellung von 'zwischenwänden, die in gröfseren kirchen das presbyterium mit dem altar vom chor und diesen vom centralschiff trennten'. in diesen zwischenwänden sieht er mit Pearson etwas den toren des Villinger bühnenplanes entsprechendes. hätte er einmal einen lettner, etwa in der Marienkirche in Gelnhausen, sich angesehen, so hätte er die unmöglichkeit erkannt, einen durch solche steinerne zwischenwand geteilten schauplatz von irgend einem zuschauerplatz aus zu überblicken.

in den ostertagen ohnehin ausgestellt war, sowie ein tisch für hochzeit zu Cana, gastmahl Simons und abendmahl (v. 23. 268. 599) und endlich eine 'statua' (918) zur geiselung von nöten. das sind anforderungen, für die man keine kathedrale brauchte, sondern denen jede collegiatkirche, ja zur not eine dorfkirche genügen konnte.

Bei dem Frankfurter passionsspiel stehn wir insofern vor andern verhältnissen, als nach der herkunft des manuscriptes für die aufführung nur ein ganz bestimmtes gotteshaus in betracht kommen kann, das uns genau bekannt ist, nämlich der Dom, die kirche des Bartholomäusstiftes. diese kirche war gewissermafsen zum theater ausgebaut für das prunkvollste schauspiel das das deutsche reich kannte, für die kaiserwahl, und später sogar für die krönung. kein zweifel dass diese grofsartige anlage auch weit gröfseren anforderungen als sie G stellt genügen konnte. seit 1315, in welchem jahre die Bartholomäuskirche zur wahlkirche erklärt worden sein soll, datiert der beginn der erweiterungsbauten, die 1338 mit der vollendung des neuen chores zu einem vorläufigen abschluss führten. damals wurde wol auch auf den fundamenten der alten apsis der lettner erbaut, der erst 1711 bei vorbereitung der krönung Karls VI abgebrochen wurde. dieser lettner, der bei krönungsfeierlichkeiten als hintergrund diente [1], gab in ganz anderer weise als die von Pearson und Wolter angenommene chorgalerie einen majestätischen platz für den himmelsthron [2]. die vorschrift in D 352 lautet: 'Sit autem thronus, ubi Maiestas sedeat, excellens et altus satis et tante latitudinis, ut animas comode possit capere, habens etiam gradus, quibus comode talis altitudo scandatur'. der aufstieg zum lettner erfolgte vom chor aus auf zwei in die ecken gefügten wendeltreppen. um also die himmelfahrt vom kirchenschiff aus sichtbar zu machen, muste der mitte des lettners das stufenförmige gerüst einer Jakobsleiter vorgebaut werden. die beiden durchgänge des lettners zur rechten und linken des von dem stufengerüst überbauten altartisches konnten als höllenpforte

[1] seine abbildung ist im krönungsdiarium des kaisers Matthias vom jahre 1617 erhalten, vgl. fig. 12, 15 und 16 bei Wolff Der kaiserdom in Frankfurt a. M. (1892), s. 18. 22. 23.

[2] auch der von Pearson (The dances of death II 316) erwähnte himmelsthron des meisters E. S. entspricht eher einem lettner als einer chorgallerie.

(251 b) und als eingang für den aufzug der spieler dienen. als grab konnte die zur rechten des lettners liegende kapelle verwendung finden, die noch heute kapelle des heiligen grabes heifst [1], während in der linken seitenkapelle die erlösten seelen vor der himmelfahrt aufenthalt nehmen konnten. an den beiden seiten (die querschiffe wurden erst von 1346—53 gebaut) war für die nebeneinander liegenden sitze des Pilatus, Annas und Kayphas (258) wie für die stände der Mercatores platz. im mittelschiff musten dann die drei Marien und die Jünger aufstellung nehmen; bei den Jüngern befand sich der tisch für das letzte mahl vor der himmelfahrt (337. 347). Augustinus und die Juden endlich konnten vom westende des mittelschiffes aus, wo sich der taufstein befand (Wolff s. 11), der handlung zuschauen; vor ihnen konnte sich das wortgefecht zwischen Ecclesia und Synagoga abspielen. die zuschauende gemeinde aber hatte in den seitenschiffen und auf den emporen des westlichen teiles, die bis gegen 1400 noch vorhanden gewesen sein sollen (Wolff s. 33), ihre plätze. so würde sich das ganze osterspiel, also das zweite tagewerk von der höllenfahrt ab (D 251 b—375), ohne jede schwierigkeit in der kirche spielen lassen.

Ganz anders verhält es sich mit den anforderungen des ersten tages, also der eigentlichen passion. da werden häuser verlangt: 'propria reguli' 99, 'domus Symonis' 130, 'palatium (pretorium) Pylati' 194. 208. 209. 221; reihen von häusern nebeneinander zu setzen, war aber in der kirche nicht gut angängig. wenn in die kirche eine bühne eingebaut werden muste, dann blieb es entweder bei einem einzelnen gerüst [2], das sich an irgend eine wand anlehnte, oder es wurde ein centralbau angelegt, wie er etwa in dem bühnenplan des Tirolers Vigil Raber [3] skizziert ist, wo in der mitte der tempel Salomonis steht, um den an den rändern des spielfeldes die mansiones des Kaiphas,

[1] früher war sie Maria Magdalena-kapelle. da schon die 1239 geweihte ältere Bartholomäuskirche zu beiden seiten des chores in der verlängerung der seitenschiffe kapellen hatte (Wolff s. 10), so ist anzunehmen, dass der erweiterungsbau von 1338 sie nicht aufgab, und dass die neuen kapellen nicht erst mit querschiff und wahlkapelle in der späteren bauperiode angelegt wurden.

[2] Heinzel beschreibung s. 17. — Cohen s. 20.

[3] abgebildet bei Pichler Über das drama des mittelalters in Tirol s. 63. danach bei Lepsius und Traube Schauspiel und bühne 1880, s. 67.

Annas, Simon usw. errichtet sind. solche aufstellung war nur in einem kuppelbau oder unter der vierung einer querschiffkirche möglich. einen weiten weg von einem stand zum andern gab es bei solcher concentration nicht. nun ist aber in dem ersten teil von D Christus ständig unterwegs; er wandert von einem stande zum andern und wird von Pontius zu Pilatus geführt. nur bei den kurzen episoden an denen er nicht beteiligt ist, heifst es: 'Jhesus quoque recipiat se in loco, donec ordo eum iterum tangat' (D 64. 85 b). das ist gerade umgekehrt wie in G, wo wir aus dem festgewurzelten standpunct Christi die kirchenaufführung erschliefsen durften; hier zwingt die freie beweglichkeit und der weite spielraum zur annahme einer aufführung im freien. auch dass im gegensatz zu G die taube bei der taufe unerwähnt bleibt, deutet auf einen offenen schauplatz; erst im 16 jh. hatte man in Luzern auf dem dach eines hauses den stern- und heiliggeistleiter aufgestellt, der mittels einer über den platz gespannnten schwebebahn die himmelserscheinungen dirigierte (Germania 30, 331). im 14 jh. war man auf solchen freilichtschnürboden noch nicht gekommen. endlich ist es ausschlaggebend für die aufführung im freien, dass auf dem ebenen boden künstliche erhebungen geschaffen werden müssen. in der kirche sind durch lettner, kanzel, empore und chor architektonische höhenunterschiede vorhanden, die ausgenutzt werden können, und wo sie nicht zureichen sollten, mag zum zwecke anderer schaustellungen auch ein praktikables podium vorhanden sein, das irgendwo eingebaut werden kann. in D dagegen steht für tempelzinne (34) und berg (36) nichts anderes zur verfügung als fässer, die auf dem ebenen platze aufgestellt sind. durch so primitive versatzstücke wäre das kircheninnere profaniert worden.

Der unterschied zwischen dem ersten und zweiten tag erstreckt sich auch auf den charakter des textes. da am ersten tag 286 schlagverse verzeichnet sind, am zweiten aber nur 111, so könnte man für das spiel des ersten tages eine zweieinhalbmal so lange dauer annehmen. das würde eine verkehrte rechnung sein[1]. auf den ersten tag entfallen nämlich nur 32 gesänge,

[1] Man kann überhaupt kein normales verhältnis von verszahl und spieldauer annehmen, wie es Heinzel (Beschreibung s. 95) an der Bordesholmer Marienklage errechnet hat, deren 894 verse $2^1/_2$ stunden in anspruch nahmen. von den Frankfurter aufführungen des jahres

auf den zweiten dagegen 54. und durch dieses übergewicht langatmiger liturgie ('Hoc repetet bis vel ter' heifst es D 259) ist der zweite teil vielleicht der zeitdauer des ersten nahegekommen. auf jeden fall hat er viel mehr den oratorienhaften charakter der ursprünglichen lateinischen kirchenfeier bewahrt; der urkern der dramatischen osterliturgie, das 'Quis revolvet nobis lapidem', das 'Quem quaeritis', das 'Victimae paschali', was zb. in A 7648 ff in deutsche sprechverse aufgelöst ist, steht hier in unverrückten quadern, wie eine alte romanische apsis, auf die ein gotisches langhaus hinführt.

Es ist nicht ohne bedeutung, dass der text des zweiten tages von D sich nicht in derselben weise wie der des ersten reconstruieren lässt. das ligt nicht allein daran dass der letzte tag des spieles von 1493 fehlt und dass auch H mit der grablegung schliefst. für den ersten tag von D liefsen sich ganze scenen, die in F und H fehlten, trotzdem auf grund der übereinstimmungen mit A und E ergänzen. das hört nun auf; von den schlagversen des zweiten tages finden sich nur noch wenige in den parallelen texten wider. das heifst nichts anderes als dass der zweite teil von D veraltet war, und dass spätere texte wie A, so eng sie sich an den ersten tag von D gehalten hatten, über den zweiten tag durch benutzung anderer vorbilder hinauszukommen suchten. die abweichung beginnt bereits damit dass in Fri und A die auferstehung vor die höllenfahrt gesetzt und durch die teilnahme der engel viel grofsartiger ausgestaltet wird (Zimmermann s. 198), und dass der bericht der soldaten vor Pilatus einen anderen verlauf nimmt. der wettlauf des Petrus und Johannes ist in A weggefallen, die erscheinung Christi vor seiner mutter eingeschoben, die gesänge nach der rückkehr vom

1498 erfahren wir, dass '4 ganzer tage allen tag nach mittentag biss an die salvezyt' gespielt wurde. wenn damals der text des zweiten und dritten spieltages noch derselbe war, wie an den beiden tagen von F, so würden am einen tag 2423, am andern 1985 verse in 5—6 stunden gesungen und gesprochen worden sein. das ist für den ersten tag ein weit schnelleres, für den zweiten tag vielleicht ein etwas langsameres tempo als in Bordesholm. in der kreuzigungsscene ist das verhältnis ungefähr gleich, da Christus in Frankfurt 'fere duas horas' am kreuze gehangen haben soll (Froning s. 543) und während dessen 713 verse gesprochen wurden. in scenen wo viel gesungen wurde, zb. in der abendmahlscene, ging es sicher weit langsamer.

grabe sind verdeutscht, und an die himmelfahrt schliefsen sich noch ausgiefsung des heiligen geistes und aussendung der apostel. eine übereinstimmung von D und A besteht im zweiten teil nur noch in der krämerscene (D 273—79 entspricht A 7582—7631).

Auch mit E hat der zweite tag von D nur noch wenige zusammenhänge (verzeichnet in der tabelle von Schmidt Studien zur textkritik der Erlösung, diss. Marburg 1911, s. 52 ff). das spiel ist also nicht, wie beim ersten tage, auf dem text der Erlösung aufgebaut, sondern nur gelegentlich durch entlehnungen aus der epischen dichtung aufgeputzt. das bedeutet chronologisch, dass der text des zweiten tages in seinem grundstock bereits vorhanden war, ehe der des ersten tages zusammengestellt wurde. dieser neuere text des ersten tages, der der entwicklung der bühnenverhältnisse sich anpasste oder sogar einer neuen inscenierungsweise bahn brach, fand nachahmung, während der zweite teil, der auf dem stand der kirchenfeier verharrte, den moderneren spielen keine grundlage mehr bieten konnte.

Zu erklären ist der conservativismus damit, dass das osterspiel alter form in der Frankfurter Bartholomäuskirche bereits gespielt wurde, ehe von einer passionsaufführung die rede war. wie der text für die passion gewonnen wurde, ob aus unmittelbarer dramatisierung der 'Erlösung', was am wenigsten wahrscheinlichkeit hat, oder durch übernahme eines aus E hervorgegangenen auswärtigen passionstextes, oder durch contamination auswärtiger dramentexte mit partieen von E, ist noch nicht aufgehellt [1]. an diesen neugewonnenen passionstext wurde nun das

[1] Die dritte erklärung erhält dadurch wahrscheinlichkeit, dass F oder eine zwischenstufe zwischen D und F einen nochmaligen aufguss aus E erfahren hat (vgl. Schmidt s. 49 f). eine vierte möglichkeit wäre die annahme einer gemeinsamen dramatischen quelle für E und D, was voraussetzen würde, dass E eine epische zusammenfassung dramatischer texte wäre. diese hypothese, auf die Klapper (Germ. abh. 21, 64 ff) hingeführt hat, könnte nur damit bewiesen werden, dass motive die sonst lediglich der dramatischen überlieferung angehören, zb. in der Maria Magdalena-handlung, auch in E zu finden sind. aber was zunächst nur auf diese weise erklärbar scheint, lässt sich auch auf lateinische erbauungslitteratur zurückführen, die der dramatisierung vorgearbeitet hat. so haben zb. die fälschlich dem Bonaventura zugeschriebenen Meditationes de vita Christi die anlage von E stark

alte, in selbständigen aufführungen erprobte osterspiel angefügt, erweitert durch einige zutaten aus E und anderen quellen, und um das ganze wurde durch die motive des prophetenspiels und der Judenbekehrung ein reif geschlagen. es sind also 4 schichten zu unterscheiden, die auf 4 verschiedene aufführungen[1] innerhalb der zeit von 1350—84 zurückzuführen sind: 1) aufführung des osterspiels in der kirche; nicht ganz so, wie es oben für die letzte gestalt von D als möglich gezeigt wurde, denn gewisse partieen, zb. die Judentaufe, sind erst später hinzugekommen; 2) erste aufführung des zusammengefassten oster- und passionsspieles im freien, wobei die teilung noch nicht vorgesehen war, sondern improvisiert oder für die nächste widerholung vorgesehen wurde. dies mag der text gewesen sein, aus dem Fri hervorgegangen ist; 3) erste zweitägige aufführung nach D, und zwar nach der ursprünglichen, noch unradierten gestalt; 4) zweite aufführung nach D, und zwar nach der redigierten fassung.

beeinflusst und sind zugleich von aufserordentlicher bedeutung für das drama gewesen, namentlich für das französische (vgl. Roy Le mystère de la passion en France s. 243 ff), was Wilmotte zu seinen bekannten trugschlüssen verleitet hat; vgl. Vogt GGA. 1900, s. 76 ff. dass das Frankfurter spiel statt auf E auf dessen dramatische vorlage zurückzuführen wäre, ist ausgeschlossen. die unmittelbare benutzung von E wird durch folgende stelle bewiesen: die rede der magd, die das 'Beatus venter' (Luc. XI, 27) verdeutscht (D 90 = F 1066—71. A 1984—89. H 473—78) endet mit den worten:

die bruste sal man selig sagen,
die du, herre hast gesogen
und hat dich menschlichen erczogen.

die letzte zeile ist ein armseliger flickvers, zu dem das passionsspiel genötigt war, da es die technik des stichreimes noch nicht kannte und da die epische vorlage mit dem reim (E 4139) bereits in der erzählung weitergieng: *Jhesus wolte nicht verczogen.*

[1] zwischen den einzelnen aufführungen wäre, da die letzten lebensjahre Baldemars für seine regenz jedenfalls nicht mehr in betracht kommen, ein durchschnittlicher zwischenraum von etwa 7 jahren anzunehmen. möglicherweise war diese frist in dem gelübde enthalten. wenigstens ist es auffallend, dass in den ratsprotokollen des jahres 1492 verzeichnet ist: *Item als die spiellude bitten uber sieben iare das spiel zu halten: bedencken* (Froning s. 541). ein siebenjähriger turnus ist allerdings aus den nachrichten über die Frankfurter passionsaufführungen nicht zu ersehen, aber durch den wettbewerb verschiedener spielgesellschaften wurde die periodicität durchkreuzt.

Sucht man dieses ergebnis mit den oben erwähnten äufseren anlässen in zusammenhang zu setzen, so würde man zu folgender annahme gelangen: wenn bereits 1350 in erfüllung des gelübdes eine aufführung in der kirche stattgefunden haben sollte, so konnte es sich nur um das osterspiel handeln, das bereits älteren ursprunges war. die kurze vorbereitungszeit erklärt das beharren beim text der alten kirchenfeier. für die folgenden jahrzehnte war wegen der fortgesetzten umbauarbeiten (1352—53 wurde der südflügel des querschiffes erbaut, und erst 1410 waren nach Wolff s. 16 die drei mittleren gewölbefelder des querschiffes vollendet; 1415 begann der bau des pfarrturmes) eine aufführung im dom nicht mehr möglich, infolgedessen war man genötigt, ins freie zu gehen. bei der gröfseren entfaltungsmöglichkeit konnte man nun die passion mit hinzunehmen und dem ganzen, da die Judenfrage inzwischen für Frankfurt wider acut geworden war, eine actuelle umrahmung geben. das passionsspiel des ersten tages ist deshalb von vorneherein für eine aufführung im freien berechnet, während das osterspiel, obwol es nun auch im freien gespielt wurde, seine ursprüngliche bestimmung für kirchliche inscenierung noch verrät.

4. DER BÜHNENPLAN.

Treten wir nun an die frage heran, welche schlüsse über die aufstellung im freien aus den scenarischen bemerkungen von D zu gewinnen sind, so werden wir zu der überraschenden beobachtung gelangen, dass der bühnenplan sich bis ins einzelne ohne gewaltsamkeit reconstruieren lässt. das ergebnis ist unten auf s. 122 mitgeteilt. zur begründung muss schrittweise der weg zurückgelegt werden der zu dieser erkenntnis führte.

Zunächst ist bei der bemerkung einzusetzen die für die aufführung im freien am beweiskräftigsten war: D 34 'Sathanas ducat Ihesum super dolium quod positum sit in medio ludi representans pinnaculum templi'. in die mitte des spielfeldes haben wir ein fass einzuzeichnen; das ist der brennpunct, zu dem die benachbarten angaben in beziehung zu setzen sind. die versuchung Christi hat drei stationen: von der wüste aus führt Sathanas über die tempelzinne zu dem berg, der ebenfalls durch ein fass dargestellt wird (D 36 'ad alium locum ludi super dolium representans montem excelsum').

diese drei schauplätze musten möglichst auseinander liegen, und der weg der sie miteinander verband, muste ein möglichst weiter sein. die weiteste strecke die in einer viereckig begrenzten ebene denkbar ist, ist die diagonale die von der einen ecke über den mittelpunct (pinnaculum templi) zur entgegengesetzten ecke führt. in der einen ecke des spielfeldes wird man also die wüste, in der entgegengesetzten den berg anzusetzen haben. zu der lage der wüste ist sowol der stand des Sathanas als der des Jesus in beziehung zu setzen. es heifst D 32 'angelus ducat Ihesum in desertum, et Sathanas assit'. danach hat Jesus von seinem standort aus unter führung des engels einen weg nach der wüste zurückzulegen, während der stand des teufels sich in unmittelbarer nähe der wüste befindet. in der disposition aller uns bekannten bühnenpläne herscht soviel anschauliche logik, dass die principien des guten und des bösen in diametral entgegengesetzter aufstellung repräsentiert werden. der himmel pflegt sich am oberen, die hölle am unteren ende des platzes zu befinden. da nun der engel zum himmel gehört und keine angabe vermerkt, dass er sich erst zu Jesus hinzubegeben habe, so ist Jesu gewöhnlicher standort, zu dem er nach der taufe zurückgekehrt war, unterhalb des himmels zu denken. ebenso muss der berg der versuchung in der nähe des himmels liegen, denn die engel treten dort zu Jesus und huldigen ihm (37 b). der platz der wüste aber ist in der nähe der hölle, also in einer der unteren ecken des spielplanes. man hat sie sich nicht anders angedeutet zu denken als durch einen leeren platz. so heifst es auch in den Luzerner bühnenrodeln (Germania 31, 256): *wann der platz daby ouch ledig würdt, das geschicht umb die zytt, wann Salvator versucht würdt.* während in Luzern Lucifer drei steine mitzubringen hatte, lagen die steine in Frankfurt offenbar auf dem platze ausgestreut (D 32 'ostensis lapidibus').

Von dem berg der versuchung aus erblickt Jesus die erste gruppe der jünger, die nebeneinander aufgestellt sind (D 38—44). nach der berufung ändert er die richtung, wendet sich geraden weges den Juden zu (D 45 'dirigat viam suam ad Judeos') und stöfst unterwegs der reihe nach auf 'cecus', 'claudus', 'leprosus', 'mutus' und 'infirmus', von denen der letzte bereits in unmittelbarer nähe der Juden seinen platz hat (D 60 'appropinquans

loco Judeorum inveniat infirmum iacentem in lecto'). für die aufstellung der kranken an einem in gerader richtung verlaufenden wege kann nur eine längsseite des spielfeldes in betracht kommen, bis zu deren oberem ende die aufstellung der apostel hinreicht, während die untere ecke durch die Juden beansprucht ist. bemerkenswert ist, dass weder bei der apostelberufung das galiläische meer noch bei den heilungen die teiche Siloe und Bethesda angedeutet werden. andere spiele haben darauf nicht verzichtet, zb. lassen G 182 und H 317 die jünger Petrus und Andreas ihre netze waschen oder das garn auswerfen, und in Luzern sollte der darsteller des Petrus sogar *lebendige Visch ins Netzi im brunnen verordnen, so man vischei* (Germania 30, 334). ebenso hat sich der blinde nach seiner heilung zu waschen in G 340, Don. 966 und F 918, und der spätere Frankfurter text F hat sogar für eine andeutung des teiches Bethesda gesorgt, denn es heifst v. 500 nach Joh. 5, 4: 'hic angelus movet aquam'. in D ist offenbar auf der ganzen seite des spielfeldes auf der diese vorgänge sich abspielen, kein wasser vorgesehen. die einzigen gelegenheiten, wo man seiner unbedingt bedurfte, waren die taufe Christi (27) und die von Augustinus vorgenommene Judentaufe (369). beides konnte, zumal bei der verteilung auf zwei tage, an derselben stelle vorgenommen werden. bei einer aufführung in der kirche wäre das taufbecken zur verfügung gestanden; im freien muste eine andere gelegenheit gesucht werden. später scheint man in Frankfurt das Johannesspiel aus der passion herausgelöst und an den Main verlegt zu haben (ratsprotokolle von 1493 bei Froning s. 542). Für D beweist die beschränkung inbezug auf das wasser, dass das spiel im innern der stadt stattfand, wo höchstens ein brunnen zur verfügung stand. in der nähe dieses brunnens also wäre sowol der stand des Augustinus als der Johannes des Täufers anzusetzen. der platz des Augustinus aber ist durch den der Juden bestimmt: denn die situation des vorspieles verlangte, dass Augustinus und die propheten auf der einen, die Juden auf der andern seite einander gegenüberstanden. voraussetzung dieser aufstellung ist, dass zwischen den Juden der rahmenhandlung und denen des eigentlichen passionsspieles kein unterschied besteht[1], dass sie einen einheitlichen chor bilden,

[1] die namen *Joseph* und *Sandir* (so ist doch wol statt *Bandir*

dessen gesänge gelegentlich eine pause ausfüllen (76 b. 127 f) und aus dem sich die einzelnen personen herauslösen, die in F auch als chorführer charakterisiert sind (F 71 'Isac rabi', F 119 'Sandir rabi' usw.). für die ausbreitung dieses chores in festlichem tanz (D 127 f) steht derselbe freie raum zur verfügung, der bei der versuchung als wüste diente. dort liegen auch noch die steine auf die der versucher hinwies; jetzt griffen die Juden danach, um Jesus zu bedrohen (D 85 'Hic Judei querant lapides quasi Jhesum velint lapidare').

Wenn somit propheten und Juden die beiden unteren ecken des spielfeldes zur rechten und linken der hölle einnehmen, so bleibt noch die eine längsseite unbesetzt, und steht für einige von den verlangten häusern zur verfügung. eines davon lässt sich zu der bisher localisierten handlung in beziehung setzen, nämlich die burg des Herodes. sie ist als dreiteiliger bau zu denken, denn aufser dem sitz des königs beanspruchen die Regina (D 67 'que specialiter cum dominabus sedeat') und das gefängnis in das Johannes geführt wird (31 a) eigenen raum. an stelle des gefängnisses hätte auch ein einfacher stock treten können, in den die gefangenen geschlossen wurden. so ist es in Donaueschingen (Mone II 184. 292) und im Luzerner bühnenplan für die schächer und Barrabas vorgeschrieben. für das gefängnis des Johannes aber bedarf es eines umschlossenen raumes, weil darin die enthauptung stattfindet. in den Luzerner rodeln ist ein raum von 8 schuh länge und 7 schuh breite verlangt: *die thur soll oben har offen sin und wytte sprentzel haben also das man Johannem sehen und er ufshar reden könne.* von dem gefängnis aus sendet Johannes seine jünger zu Jesus. in den evangelien heifst es (Matth. 11, 2, Luc. 7, 18), dass er von den wundern Christi gehört hatte. solche meldung fehlt in unserem text. an ihre stelle konnte eine naivere verknüpfung treten: so gut Johannes in seinem gefängnis sichtbar war, so gut konnte er selbst von dort ausschau halten; er wurde also von seinem gefängnis aus der zuschauer der wunderheilungen. demnach müssen gefängnis und haus des Herodes auf der gegenüberliegenden längsseite gelegen sein, die auf die aufstellung der kranken ausblick bot, und zwar gegenüber dem standort des 'mutus', denn mit dessen heilung ist Jesus in die blick-

D 6 zu lesen; vgl. F 119) kommen in beiden handlungen vor (D 6. 9. 119. 201. 212. 214).

richtung des Johannes gekommen; nach der heilung des stummen heifst es D 55 'Hic Johannes mittat ad Ihesum'.

Von dem 'castrum Herodis' aus lässt sich auch die lage des 'pretorium Pilati' bestimmen. Pilatus und Herodes wohnen nicht wie im Alsfelder spielplan (Froning s. 860) auf derselben seite, sondern wie im Villinger plan einander gegenüber. diese anordnung empfahl sich schon dadurch, dass es sich um die beiden bauten handelte, die am meisten raum beanspruchten und deshalb bei beschränkten verhältnissen nicht nebeneinander stehn konnten. wie das haus des Herodes dreiteilig war, so umschliefst das des Pilatus palatium (194), pretorium (208) und frauengemach (215). nachdem die geheilten kranken ihre plätze verlassen haben, ist die aussicht vom hause des Herodes zu dem gegenüberliegenden hause des Pilatus frei. Herodes sieht von seiner burg aus was Pilatus verfügt, und beschliefst ihm seinen dank abzustatten. beide kommen sich dabei auf halbem wege entgegen (D 208 'Herodes vero videns honorem a Pylato sibi impensum veniat ad eum et Pylatus in occursum ei').

Für wieviele häuser auf jeder seite platz war, ist nicht von vornherein zu sagen, aber dass der raum beschränkt war, wird durch eine scenische zusammenlegung bewiesen. das gastmahl des Pharisäers, bei dem die grofse sünderin Jesum salbt, steht bei Lucas an früher stelle (7, 36 ff), während das Matthäusevangelium das gastmahl Simons des aussätzigen in Bethanien hinter Christi einzug in Jerusalem und unmittelbar vor dem grofsen abendmahl angesetzt hat (cap. 26). wenn Maria Magdalena die rollen der grofsen sünderin und der schwester Marthas übernimmt, so ist für ihre bekehrung beim gastmahl allein der platz vor der erweckung des Lazarus dramatisch möglich. so haben denn auch die meisten spiele, zb. Benedictbeuren, SGallen, Luzern, Donaueschingen, Eger, die Tiroler mischhandschrift und der spätere Frankfurter text sich entschieden. wenn dagegen D mit Wien und Maestricht und als vorbild für Friedberg, Alsfeld, Künzelsau und Heidelberg sich an Matthäus anschliefst, so war dafür in erster linie die 'Erlösung' mafsgebend, in der die salbenscene als einleitung zum verrat des Judas benutzt ist (Prager bruchstück, Germania 3, 471); es fiel aber auch die scenische vereinfachung ins gewicht, dass gastmahl des Simon und abend-

mahl an demselben tisch stattfinden konnten. bei geräumigen schauplätzen blieb der tisch während des ganzen spieles stehn; es brauchten deshalb die scenen in denen er benutzt wurde, nicht nebeneinander gerückt zu werden. so heifst es zb. 1583 in Luzern (Germania 30, 267): *Der Tisch zum Gastmal Lazari und zum letsten nachtmal Ist alles eins und der Tisch, den man den ersten tag zun Mälern Zachei vnd Symonis gebrucht hatt, stat ouch wider am selben ort.* in D dagegen wird kein zweifel darüber gelassen, dass der tisch, der mit mindestens 14 sitzplätzen einen beträchtlichen teil des spielfeldes beansprucht, erst vor beginn des mahles Simonis hergestellt wurde (D 130 'preparetur mensa') und dass man ihn gleich nach dem abendmahl, um platz für die fufswaschung zu gewinnen, wider entfernte (D 149 'Hiis dictis tollatur mensa').

Durch die verwendung desselben tisches ist das haus des Simon mit dem des paterfamilias identificiert. die verwandlung vollzog sich in derselben weise wie es später noch die technik des Hans Sachs ist, nämlich durch umzug der personen. nachdem Jesus sich von Simon entfernt hat (137 'recedat a Symone'), schickt er die zwei jünger aus, das ostermahl zu bestellen. wir vermissen eine angabe über den wasserträger, der den weg weist (Luc. 22, 10); aber da der text derselbe ist wie in F, so wird auch die stumme person (F 1939 'sequentes servum patrifamilias portantem aquam') nicht gefehlt haben. ihr weg war durch die lage des brunnens bestimmt, und damit auch der weg der jünger, der schliefslich zu demselben hause zurückführte, das sie eben verlassen hatten. — Auch in Luzern heifst es (Germania 31, 256): *Symon phariseus und hus vatirs hus eins.* aber auch andere zusammenlegungen fanden statt; zb. nennt der Alsfelder bühnenplan (Froning s. 860) 'secundum castrum patrisfamilias et reguli'; dort ist, wie manches andere, ein eigenes castrum Symonis nicht verzeichnet; vermutlich fiel es ebenfalls mit diesem haus zusammen, das Froning (s. 269) auch noch als wohnung des Nikodemus und Joseph vArimathia in anspruch nehmen möchte. nach analogie von A, das ja über Fri mit D verwant ist, dürfen wir wol auch im älteren Frankfurter spiel den regulus beim paterfamilias einquartieren. er muste ein haus haben, denn es heifst D 99: 'ad propria revertatur, et servi in media via occurrant ei'. aber die episode war doch zu unwichtig, als dass

ein haus für ihn allein hätte erbaut werden müssen. der auf dieser seite noch freie platz muste vielmehr für das haus in Bethanien verwendet werden, das die geschwister Martha, Maria Magdalena und Lazarus bewohnten. dass dieses haus dem des Simon benachbart war, entsprach der bibelerklärung der neuesten commentatoren. nach Origenes hatte das gastmahl bei dem Jesus gesalbt wurde, im hause der Martha stattgefunden, weil es Joh. 12, 2 heifst: 'et Martha ministrabat'. die postille des Nikolaus von Lyra widersprach dem und erklärte: 'Sed potest dici quod iste Simon erat vicinus Marthae et propter hoc ipsa ministrabat in domo ejus, sicut homines solent facere in domibus amicorum suorum'.

Da in D die bekehrung der Maria Magdalena nicht erst bei dem so spät angesetzten gastmahl des Simon sich vollziehen kann, muste ein anderes motiv an früherer stelle die umkehr veranlassen. es ist eine recht glückliche erfindung, für die dramatische vorbilder nicht bekannt sind (Fri, A und H schliefsen sich an D an), die sinneswandlung des weltkindes als würkung der bergpredigt zu erklären. in Friedberg wurden für den anfang der predigt sitze hergerichtet ('Christus sedendo predicat discipulis et Marthe et Magdalene'); eindrucksvoller muste die predigt verlaufen, wenn sie von einem erhöhten puncte aus erfolgte. dazu bot D gelegenheit, denn auf unserem reconstruierten plane liegt in der nähe des hauses der geschwister der berg auf dem die versuchung stattfand. wenn das fass nicht weggeräumt war, was, wie wir aus Luzern wissen, mit manchen requisiten geschah, so konnte es jetzt als kanzel für die bergpredigt dienen. die eigentlichen seligpreisungen werden an einem andern orte gesprochen als der eingang: es ist also Jesus offenbar erst auf dem umweg über einen andern punct, an dem er den eingang der predigt sprach, zu dem berg der seligkeiten, der seinem regelmäfsigen standort benachbart war, gelangt. nach der predigt kehrt er unter dem chorgesang 'Mirabantur omnes de hiis quae procedebant de ore dei', an seinen platz zurück. dort sucht ihn der regulus auf, und dort weifs ihn der bote aus Bethanien, der die erkrankung des Lazarus meldet, zu finden. es ist durch diese verteilung der standorte eine ganz übersichtliche disposition erreicht: die heilung der bresthaften spielt sich der reihe nach auf der einen längsseite ab, und Johannes der

Täufer, auf den der anblick dieser wunder würken muste, war von der gegenüberliegenden seite aus zuschauer. die stärkeren wunder der erweckung vom totenbette und aus dem grabe vollziehen sich dagegen an der andern seite, und dabei müssen die Juden, die daran ärgernis nehmen, die zuschauer von gegenüber sein. vor dem hause des Kayphas (119) findet das concilium statt, das gegen Jesus vorzugehn beschliefst. für die häuser des Annas und Kayphas ist gegenüber den häusern der geschwister von Bethanien und des paterfamilias platz frei. dass sie neben dem hause des Pilatus lagen, wird durch 258 ('Pylatum iuxta quem sedebit Annas et Kayphas') bestätigt. die anordnung des Villinger spielplanes stimmt damit überein.

Während das bett des Lazarus vermutlich vor das haus geschoben wurde, wie es in Luzern vorgeschrieben ist, konnte sich sein grab nicht allzu weit von dem standpunct der Juden befinden, deren anwesenheit bei bestattung (102) und erweckung (115) erwähnt ist. unter den beiden unteren ecken des spielfeldes kommt nur die dem stand der Juden gegenüberliegende, also der platz hinter der anfänglichen aufstellung der propheten in betracht, denn die Juden hatten beidemale (102. 118) sich von der begräbnisstätte wider zu entfernen, das einemal um Martha nach ihrem hause zu begleiten, das anderemal um an ihre plätze zurückzukehren. auch das grab Johannes des Täufers dürfte sich in derselben ecke befunden haben, wenigstens konnte es nicht in der ecke der Juden liegen, denn unmittelbar nach der bestattung des Johannes macht sich Jesus zu den Juden auf, und der scenenwechsel forderte eine veränderung des schauplatzes. lag das grab des Johannes neben der burg des Herodes, die das gefängnis in sich schloss, so hatten die jünger des Johannes allerdings keinen weiten weg, um ihren meister auf der bahre unter dem gesang 'Ecce quomodo moritur justus' zu grabe zu tragen (76 a). aber der spielraum konnte gewonnen werden, indem der zug im bogen geführt wurde. unter demselben gesang wird 246 a Jesus bestattet, in einer gröfseren feierlichkeit, die geradezu in kirchliches ceremoniell übergeht, denn die träger des leichnams sollen wie geistliche in stola und alba gekleidet sein. wir nähern uns dem zweiten teil, dessen kirchlicher charakter bereits betont ist.

Der zweite teil gibt auch über die lage des heiligen grabes

aufschluss. Jesus ist bei beginn des zweiten tages nicht im grabe, sondern er begibt sich beim einzug der spielenden in rotem gewande, das sein weifses triumphkleid überdeckt, auf seinen alten stand. von dort aus schreitet er zu den pforten der hölle (251 b), also an das entgegengesetzte ende des spielfeldes. die erlösten seelen führt er ins paradies, das in der nähe des himmelsthrones zu denken ist, und von dort aus kehrt er ins grab zurück. obwol der darsteller des Jesus an diesem spieltage noch gar nicht im grabe war, heifst es: 'recedens quoque revertetur ad sepulchrum'. die anweisung ist richtig, wenn der weg ins grab dieselbe richtung bedeutet wie der weg zur hölle, von der er hergekommen war, dh. wenn sich das monumentum in der unteren ecke neben der hölle befand. auf den bühnenplänen die zum vergleich heranzuziehen sind, in Villingen und Luzern, hat gleichfalls das heilige grab an der dem himmelsthron gegenüberliegenden seite seinen platz. diese polarität hat symbolische bedeutung: ebenso wie der gegensatz zwischen himmel und hölle bedarf auch der ganze abstand zwischen tod und verklärung, den Jesus durchmisst, einer sinnlichen veranschaulichung. ligt nun das heilige grab in derselben ecke wie die beiden andern gräber, so bleibt die frage, ob nicht dieselbe sparsamkeit, die sich mit einem tisch für zwei gastmähler begnügte, auch bei den gräbern waltete. dass wenigstens die gräber des Johannes und Lazarus zusammenfielen, dürfte man nach der analogie von Luzern annehmen, denn dort heifst es ausdrücklich (Germania 31, 270): *Das grab, da die Todten so im spil umgebracht oder sterbent begraben werden, Ist vff der Brügi aber nicht glych by Salvatoris grab — Die gemein begreptnuss uff der Brügi dient zur Begreptnus Lasari und ufferstendtnuss der 6 Todten.* von der Luzerner einrichtung haben wir noch eine genauere beschreibung: an zwei verschiedenen stellen des über dem brunnen errichteten podiums — der brücke — waren versenkungen vorhanden, die als gräber benutzt wurden; das eine als grab des herrn mit einem kunstvollen gehäuse bedeckt, das andere einfach dachförmig geschlossen. in Frankfurt war die lage insofern eine ähnliche, als auch hier gräber und brunnen zueinander gehörten. nur ein vorspringender teil des brunnenbeckens brauchte für die taufe sichtbar zu bleiben; der rest konnte auch hier einem podium zur stütze dienen, das die gräber in sich barg

und aufserdem noch dem Augustinus oder den von ihm aufgerufenen propheten erhöhte standpuncte sicherte. denn sehr wol könnte man sich denken, dass wie für die lehrer im Luzerner spiel von 1583 (Germania 30, 326), so auch hier für die aufgerufenen propheten eine niedere kanzel aufgestellt war.

Fraglich bleibt nach feststellung des grabes, wohin sich der auferstandene Christus zu wenden hat. 'Dominus videatur resurrexisse' (255 a) heifst nicht, dass er auf seinen alten standort zurückkehrt. vielmehr muss er jetzt für eine weile unsichtbar bleiben, um dann verkleidet (296 'quasi ortulanus habens fossorium in manu') der Maria Magdalena zu erscheinen. es bedarf also noch eines umkleideraumes aufserhalb des spielfeldes, in den die dominica persona des zweiten tages sich zurückziehen kann.

Die weite abgelegenheit des grabes kam der darstellung des ostermorgens zu gute. die drei Marien, die vom haus der Maria Magdalena aus ihren zug antreten musten (260), kommen bei den salbenhändlern vorbei, für die die häuser des paterfamilias oder des Herodes, die im zweiten teil nicht mehr auftraten, zur verfügung standen (268). da der tisch für die letzte mahlzeit (337) wahrscheinlich wider am alten platze vor dem hause des paterfamilias aufgestellt wurde, konnte das castrum Herodis jetzt als krämerladen dienen. auch der umfang der gesänge spricht dafür dass der weg der Marien zu den salbenhändlern gröfser war als der von den salbenhändlern zum grabe. über den bescheidenen mafsstab der entfernungen gibt die bemerkung: 'distantes a mercatoribus ad spacium duorum passuum aut trium' (270) aufschluss. für den wettlauf der beiden jünger (317), der mehr spielraum brauchte, ist dagegen die weiteste strecke des spielfeldes, die diagonale vom standort der apostel bis zum grabe freigehalten.

Es bleibt noch übrig, den schauplatz der eigentlichen passion zu bestimmen. vom Ölberg gibt D eine so genaue beschreibung (153 'ubi posite sint virides arbores in modum orti'), wie sie sich sonst nur an einer stelle noch findet, nämlich bei der beschreibung des himmelsthrones (352). auf den andern bühnenplänen ist der platz des Ölberges verschieden: in Alsfeld und Villingen ligt er auf der dem himmel entgegengesetzten seite, in Luzern dagegen unter dem himmel als eine vorstufe zum

aufstieg. der himmelsthron war in Luzern zwischen den beiden erkern des hauses zur Sonne angebracht, so dass man aus den fenstern des hauses auf ihn heraustreten konnte. darunter befand sich 'die Sengery' (*in söllcher massen das sy eben iren rechten platz habe zwüschen beiden Ergklen under dem Himmel har und was darunder sin sol ouch syn platz haben müge* (Germania 31, 262). davor, etwas zur seite gerückt, stand der Ölberg. in französischen beschreibungen dagegen hören wir, dass der Ölberg unmittelbar unter dem paradies lag, das mit blumen aus papier und frischgeschnittenen zweigen prächtig ausgeschmückt war; auf einem sessel, der die gestalt eines regenbogens hatte, thronte darüber die göttliche Dreieinigkeit[1]. im paradies selbst waren die musiker verborgen; engel hielten die musikinstrumente. an diese französischen schilderungen erinnert unsere beschreibung der 'virides arbores in modum orti' und das eingefügte 'persone cantabunt in monte'. nur als paradies wird der durch die grünen büsche versteckte standort der sänger nicht bezeichnet. dieser name kommt erst im zweiten teile vor für das irdische paradies, zu dem (nach Evangelium Nicodemi XXVI) Christus die aus der hölle befreiten seelen hinführt (255 a), um sie dort auf den aufstieg zum himmlischen paradies warten zu lassen. als er sich zur himmelfahrt anschickt (351), kehrt Christus ins paradies zurück: 'accepto vexillo sumat animas et dirigat viam versus locum, ubi velit ascendere'. das irdische paradies lag demnach nicht unterhalb des himmels, sondern in einer seitlichen ecke. vermutlich war es im zweiten teil durch dieselben bäume geschmückt, die im ersten teil den Ölberg bezeichnet hatten. sie musten zur seite gerückt werden, um die himmelstreppe frei zu machen. es ist der gleiche aufbau den wir uns bei der kirchlichen aufführung dem lettner vorgebaut zu denken hatten (oben s. 97). die erste stufe hatte am ersten tag als Ölberg, die nächste als aufenthalt der engel und des chores gedient. dass mit den decorationen gewisse veränderungen für den zweiten tag vorgenommen werden musten, kommt in D 251 zum ausdruck: 'ut resurrectio domini gloriosius celebretur'. ebenso hatte sich, wie wir unten sehen werden, das bild der hölle zu wandeln. diese möglichkeit des decorationswechsels war der grofse gewinn der zweiteilung.

Die anordnung des Ölberges unterhalb des himmels hatte

[1] Cohen deutsche ausg. s. 19. 49. 81. 89 f. 126.

den vorteil, dass eine unmittelbare beziehung des betenden zu dem himmel zu veranschaulichen war, sei es durch den herabsteigenden engel, der den kelch brachte, sei es durch den aufblick Jesu zu seinem vater. wenn es D 157 heifst: 'Ihesus autem oret ad patrem dicens', so ist die hinwendung zur körperlichen erscheinung der in der höhe thronenden maiestas gemeint. im gegensatz dazu steht D 236, wo Jesus am kreuz zu seinem vater redet. da heifst es 'aspiciens in celum', nicht 'ad patrem'. die kreuze standen nämlich ebenfalls unterhalb des himmelsthrones (das ist allen bühnenplänen, sowol Alsfeld als Villingen und Luzern gemeinsam), aber der gekreuzigte wandte dem thron den rücken, deshalb kann er nur gen oben blicken, aber nicht die erscheinung des vaters ins auge fassen.

Vom Ölberg aus wird Jesus zum verhör geschleppt vor die häuser des Annas, des Kayphas, des Pilatus, die wie ein stationsweg nebeneinander ligen. ebenso wie auf dem Villinger plan kann auf dem freien platz vor dem hause des Kayphas die säule gedacht werden, auf der (186) der hahn sitzt (vielleicht ein verkleideter knabe, wie in Alsfeld, wo er bei der procession mitzog). eine zweite säule brauchte auf dem spielfeld nicht aufgestellt zu werden, da die geiselung innerhalb des pretorium vollzogen wurde (200).

Während Christus vor Kayphas verhört wird, vollendet sich das schicksal des Judas. nachdem er den Juden die dreifsig silberlinge vor die füfse geworfen hat (der tempel kommt in D nicht vor), geht er zum galgen, an dem statt seiner eine puppe emporgezogen wird (190 'sit ymago facta ad instar Jude, que ad patibulum trahatur'), während der lebende darsteller sich unter der menge der Juden verlieren muss. die bedingungen für den platz des galgens sind gegeben: nahe den Juden und nahe einem ausgang, also an der unteren seite, nächst der hölle. das ist tradition, denn in den meisten spielen wird Judas vom teufel geholt oder sogar, wie am ausführlichsten in Don. beschrieben ist (Mone II 82), schon vom teufel an den galgen geführt und mit einem strick an die hölle gefesselt. D ist in bezug auf die teufelshandlung, bei der vielleicht der improvisation spielraum gelassen war, sehr wortkarg. auch über das aussehen der hölle ist nichts gesagt: entweder war es blofs eine grube oder ein fass, wie in Redentin und Alsfeld (Froning s. 571. 605 f), oder

ein haus mit tür, wie auf den bildern der Friedberger chorschranke zu sehen ist (Zimmermann s. 35). für den ersten tag genügte eine einfache grube, aus der Satanas zur versuchung Christi aufstieg. am zweiten tage konnte dasselbe gestell das den galgen dargestellt hatte, nun als türrahmen für die höllenpforte dienen; der zwischen höllenpforte und grube liegende raum war dann die vorhölle, wo die altväter auf befreiung harrten. an dem türrahmen könnte man sich ein auf leinwand gemaltes 'hellmul', das auf und zugezogen wurde, befestigt denken (so in Luzern: Germania 31, 264), aber das war das äufserste an illusion. ein so gewaltiger aufbau, wie er im 15 jh. in Frankreich üblich wurde, mit drachenschlund, rauchendem turm, gefängnis für die seelen und einem brunnen, in den Jesus den Satanas versenkte [1], war hier dem himmelsthron nicht gegenübergesetzt.

Unter den insassen der vorhölle, die durch Jesus befreit werden, ist nur Adam genannt: streng genommen gehörten dazu alle die vor Jesus unerlöst starben, also auch die propheten und Johannes der Täufer. in dem aus der vorlage von D hervorgegangenen Fri werden aufser Adam und Eva auch Symeon und Johannes erwähnt; in A kommen noch Daniel und Moyses hinzu; in Luzern sind es noch mehr propheten geworden. da nun in D die propheten am ersten tage von derselben stelle her aufgerufen wurden, die am zweiten tage als vorhölle diente, und da auch Johannes der Täufer in der nachbarschaft der hölle seinen standort und sein grab hatte, und da alle diese figuren am zweiten tage keine andere verwendung mehr fanden, so ist es durchaus wahrscheinlich, dass sie jetzt als 'anime' mitwirkten. an der seite des Augustinus steht im zweiten teil nur mehr die Ecclesia, die an derselben stelle an der die disputation des prophetenspiels stattgefunden hatte, ihren streit mit Synagoga ausficht.

Es bleibt nur noch eine lücke auszufüllen durch bestimmung des tores der stadt Jerusalem, das indirect gefordert wird in Jesu worten:

[1] Cohen s. 49. 83. 90 ff. erste erwähnung des drachenmaules in Vienne 1400. vgl. auch Schmid Die darstellung von Christi höllenfahrt, diss. Marburg 1915, s. 85.

Horet waz ich han begert,
ir get hin gein der stede wert,
die dort vor uch gelegen ist.

während in Villingen und Luzern drei tore aufgestellt sind, begnügt sich der plan des Vigil Raber mit einer Porta Magna, D dagegen behält für zwei tore platz: da eine transversale teilung nach der Villinger art ausgeschlossen ist und da zwei ecken durch paradies und gräber ausgefüllt sind, so bleiben noch zwei ecken für zugänge nach der Luzerner art übrig: in der einen konnte das tor der stadt Jerusalem, in der andern das einzugstor für die procession der spieler aufgestellt sein. die entscheidung, an welchen stellen diese tore anzusetzen und wie damit überhaupt der gewonnene bühnenplan zu orientieren ist, wird von den zugangsmöglichkeiten zum spielplatze, also von dem schauplatz selbst abhängen.

5. DER SCHAUPLATZ.

In allen angaben über den schauplatz ist D, weil es nicht für eine bestimmte aufführung hergestellt ist, ganz unbestimmt. während etwa in den Freiburger spieltexten das Münster, das Rathaus, das Kaufhaus und die Burghalde, von der bei Christi tod mit stücken geschossen wird[1], gewissermafsen mitspielende factoren geworden sind, ist hier nicht der leiseste fingerzeig für eine localisierung zu finden. in dem erschlossenen bühnenplan kann uns allein die lage des brunnens, der in D nicht einmal erwähnt ist, einen schritt vorwärtsbringen bei der frage nach dem schauplatz des spiels.

Wir haben danach die im Frankfurt des 14 jh.s in betracht kommenden freien plätze zu mustern. das nächstliegende wäre die umgegend des Domes. Ecclesia und Synagoga hatten sich dort in steinerner verkörperung gegenübergestanden, aber seit 1349 war der platz der alten Judenschule südlich des Domes (an der stelle des heutigen Stadtarchivs) ein trümmerfeld. ein teil des alten Judenviertels wurde dem Bartholomäusstift zur erweiterung seines kirchhofs zugesprochen, und auf diesem neuen pfarrkirchhof fanden in der folgezeit allerlei versammlungen statt, ua. 1410 die wahl kaiser Sigismunds. wir wissen dass

[1] Martin Zeitschr. d. gesellsch. f. beförd. d. geschichts-, altertums- u. volkskunde 3, s. 118. 124. 134. 149. 173 usw.

kirchhöfe zu geistlichen aufführungen benutzt wurden, nicht nur aus Frankreich (Cohen s. 65), sondern auch aus Freiburg, wo der Pfarrhof in den schauplatz des passionsspieles einbezogen war [1]. aber der Frankfurter Pfarrkirchhof eignete sich in seinem damaligen zustand wenig zum theater, da mangels umliegender häuser kein rechter platz für die zuschauer da war. auch waren dieselben gründe, die eine aufführung im Dom verhinderten, der benutzung des kirchhofs im wege, nämlich die bauarbeiten, die das umliegende gelände in mitleidenschaft zogen.

Geschlossene höfe kommen im damaligen Frankfurt nicht in betracht: der Hainer hof in der nähe des domes gehörte dem kloster Haina und stand dem Bartholomäusstift nicht zur verfügung; der Arnsburger hof dagegen, der 1348 in den besitz den stiftes übergegangen war, hat erst im 17 jh. seinen heutigen umfang erhalten [2]. allzu beschränkt aber durfte trotz aller sparsamkeit der schauplatz bei der grofsen zahl der mitwürkenden und ihrer stände nicht sein; selbst unter den freien plätzen der stadt hätte nicht jeder ausgereicht.

Drei plätze nennt Baldemar in seiner stadtbeschreibung [3]: die 'platea Frythof', die 'platea Rossebohil' und die 'platea dicta Samysdagis berg'. das erste ist der heutige Hühnermarkt, auf dem an stelle des jetzigen Stoltzedenkmals früher ein brunnen stand. dieser platz wäre nach seinen heutigen mafsen für die aufführung zu klein. Rossbühel wurde der heutige Liebfrauenberg genannt, dessen brunnen erst 1494 gebaut worden ist (Battonn IV 240), während die weede die einen teil des platzes ausfüllte, sich noch bis ins 18 jh. erhalten hat. dieser platz gehörte in den bereich des Liebfrauenstiftes, das erst 1325 gegründet worden war und das später mit seiner spielbrüderschaft eigene aufführungen veranstaltete. dort hatten die herren des Bartholomäusstiftes nichts zu suchen. dagegen hatten sie anrecht auf den dritten platz, den Baldemar als den Samysdagisberg sancti Nicolai bezeichnet. die Nicolaikirche, die diesen platz gegen süden abschliefst, war nämlich seit 1292 filialkirche des Domes,

[1] Martin Zeitschr. d. gesellsch. f. beförd. d. geschichts-, altertums- u. volkskunde 3, s. 200 f.

[2] Battonn Örtl. beschreibung d. stadt Frankfurt a. M. bd. II (1863), s. 114.

[3] Archiv f. Frankfurts gesch. u. kunst. III f. bd. 5 (1896), s. 7 f.

und ihren vorplatz konnte das Bartholomäusstift gewissermafsen als eigenen boden betrachten. der ehrwürdige Römerberg wurde damals noch nicht als einheitlicher platz angesehen. Baldemar in seiner stadtbeschreibung bezeichnet den westlichen teil des platzes als strafse: es ist der 'vicus oppidum dividens', die hauptverkehrsader der stadt, die vom Liebfrauenberg zum Fahrtor an den Main führte. der gröfsere östliche teil dagegen ist für Baldemar die 'platea Samysdagisberg'. dazwischen ligt ein noch heute erkennbarer einschnitt, der von nord nach süd verläuft; diese senkung wird als alter wasserlauf, der von der Braubach zum Main führte, erklärt (Bothe Gesch. d. stadt Frankfurt 1903, s. 33). wenn das zutrifft, so darf wol angenommen werden, dass im 14 jh. die von Baldemar als grenze angesehene linie noch eine trennende wasserrinne war, durch deren ausfüllung erst das 15 jh. den einheitlichen platz gewann, der seit verlegung des Rathauses in den Römer (1405) der hauptplatz der stadt wurde. schon vorher war der Samstagsberg für grofse versammlungen, zb. für die huldigung der bürgerschaft vor Karl IV im jahr 1349, benutzt worden.

So lange der wasserlauf bestand, stieg der Samstagsberg jedenfalls in steilerem winkel als heute erkennbar ist gegen osten an. die ausbuchtung in der südostecke war noch ausgefüllt durch das haus zum Flöfser, das erst 1869 niedergelegt wurde und das bereits im 14 jh. als eines der wenigen steinernen häuser erwähnt ist. von diesem haus zur kirche hin zog sich noch eine häuserreihe, hinter der ein gässchen lief, das Baldemar als 'vicus Sti. Nicolai' bezeichnet. endlich waren der nordseite der kirche hütten mit krämerständen vorgebaut (wechsel bei S. Nicolaus, Battonn III 292), wie auf bildern des 18 jh.s noch zu sehen ist. nach süden also war der platz seinem heutigen umfang gegenüber beschränkt; der teil der bei den späteren kaiserkrönungen die ochsenbraterei trug, kam für die aufführung des 14 jh.s noch nicht vollständig in betracht. die häuserreihe der ostseite war dagegen bereits dieselbe wie heute. hier konnte der himmelsthron seine stütze finden, etwa an den zusammengehörigen häusern Schlüssel und Klein Dachsberg, die bereits 1341 und 1342 erwähnt sind (Battonn IV 133). die lage war insofern ähnlich wie die des Luzerner Weinmarktes, als bei ansteigen des platzes gegen osten sich der himmelsthron in der-

selben orientierung wie der hochaltar im ostchor einer kirche aufbaute. nur war der platz seitlich nicht so beengt wie in Luzern. auch die lage des brunnens war eine andere. in Frankfurt stehn zwei brunnen auf dem platz. der Samstagsbrunnen, ein offener ziehbrunnen am ende der östlichen häuserreihe (zuerst erwähnt 1481, aber jedenfalls weit höheren alters), fiel nicht in das spielfeld. der berühmte Springbrunnen dagegen [1] kommt hier seiner lage nach als nordwestlicher eckpfeiler des schauplatzes in frage, während der Luzerner brunnen, der die brücke trägt, dem haus zur Sonne gerade gegenüberlag. man war in Luzern deshalb genötigt, die hölle seitwärts unterzubringen, während sie in Frankfurt den gegenpol des himmels bilden konnte. eine grube war schon durch den natürlichen wasserlauf gegeben; Satanas konnte, ohne dass besondere herrichtung nötig war, aus der schlammigen tiefe emporsteigen. so erklärt sich, dass in D nichts über die einrichtung der hölle gesagt ist.

Wir hören öfters, dass die spielplätze durch wassergräben gegen die andrängende zuschauerschaft abgeschlossen wurden (Cohen s. 222, Creizenach I 168). hier bot die rinne einen natürlichen abschluss nach westen; von der jenseits davon aufsteigenden strafse wie von den umliegenden häusern aus konnten die zuschauer das ganze spiel überblicken. der hauptmasse der zuschauer stand Augustinus, der am schlusse (374) zum volke spricht, unmittelbar gegenüber.

An den beiden längsseiten standen die 'häuser', die den spielplatz hinreichend begrenzten, auch wenn nicht wie in Luzern

[1] Die neuanlage dieses brunnens in den jahren 1541 und 1542 wird von mehreren chroniken erwähnt (Lersner I 23. Quellen zur Frankf. gesch. bd. II, s. 23. 275). er wurde nun durch wasserzufuhr vom Friedberger tor her gespeist. dass aber schon vorher ein springbrunnen an derselben stelle stand, geht daraus hervor, dass während der umbauarbeiten sein wasser in einen steinernen sarg, der auf dem Fischmarkt (südl. teil des Samstagsberges) stand, geleitet werden muste, 'worinnen das Wasser gesprungen / biss nach vollendeter dieser Arbeit'. der brunnen war auch nach der neuanlage sehr einfach: ein tännenes rohr mit einem zinnernen knopf, daraus 4 reihen wasser sprangen. erst 1594 wurde ein behauenes steinbecken mit einem relief des Simson aufgestellt und 1610 das Justitiabild geschaffen, das im 19 jh. erneuert worden ist.

eine geschlossene spectantenzone um den schauplatz lief (Germania 31, 252 f).

Durch den abfall nach westen war die ausdehnung des spielfeldes in der längsrichtung beschränkt. während die länge des Luzerner Weinmarktes 60 m beträgt, wovon mit einbeziehung der brücke über dem brunnen nur etwa 35 m für den schauplatz benutzt wurden (Germania 31, 249 ff), beträgt hier die entfernung vom brunnen zu den häusern der ostseite nur wenig über 30 m. dagegen war die breite des platzes in Luzern viel beschränkter; sie verjüngte sich von 22 auf 16 m, und da noch der zuschauerraum auf beiden seiten in abzug kam, blieb für das spielfeld eine durchschnittliche breite von wenig über 10 m übrig. in Frankfurt konnte man sich ohne schwierigkeit auf das doppelte ausdehnen und daher den häusern auch mehr tiefe geben. scenen wie das gastmahl des Herodes oder die geiselung Christi konnten deshalb im innern der häuser spielen. wie in Luzern werden die häuser aus nichts anderem bestanden haben als aus erhöhten holzdielen, umgeben von pfahlwerk, das nach dem spielfeld, vielleicht auch nach der aufsenseite hin einen zugang offenliefs.

Die beiden tore sind an den südlichen ecken anzusetzen. wenn die aufführungen in Frankfurt, wie für spätere zeit bezeugt ist, nur nachmittags stattfanden, kam die frühmesse, die in Luzern sämtliche spieler im costüm vereinigte und den ausgangspunct der procession bildete, in wegfall. ein feierlicher einzug der spielenden muss gleichwol stattgefunden haben (vgl. D 1a). versammelten sie sich in der Nicolauskirche, die auch während des spieles für den darsteller des Christus als umkleideraum dienen muste, so war von deren westausgang die südwestecke des spielfeldes am leichtesten zu erreichen. aber auch wenn die spieler vom Dom her die stadt durchzogen, konnten sie keinen besseren weg gehn als durch die Bendergasse, die hinter der Nicolauskirche mündet, und an dem kirchenportal vorbei zum südwestlichen tor. die nähe der Bendergasse (vicus doliatorum) erklärt auch, woher die fässer kamen. das zweite tor an der südostecke stellt den eingang der stadt Jerusalem dar. gerade jene ecke des platzes mit ihren in verschiedener richtung auseinander laufenden gässchen entspricht als malerisches stadtbild den worten Jesu an die jünger:

Ir get hin gein der stede wert,
die dort vor uch gelegen ist.

So gewinnt der aus D erschlossene bühnenplan auf dem Römerberg festen boden, und die localen besonderheiten stützen die construction in überraschender weise. die beiden folgenden pläne sollen das ergebnis verdeutlichen: der erste gibt die aufstellung der spieler, wobei die hinzugefügten ziffern auf die angaben von D bezug nehmen; der zweite zeigt die einordnung des planes in die umgebung des Samstagsberges nach seiner damaligen beschaffenheit. die restlose lösung wäre nicht ohne die entwickelte stadtgeschichtliche forschung, deren gerade Frankfurt sich rühmen darf, möglich gewesen[1].

Das ergebnis aber geht in seiner theatergeschichtlichen und litterargeschichtlichen tragweite über locales interesse hinaus. die grundsätze nach denen die Villinger und Luzerner bühnenpläne angelegt sind, gehören nicht erst dem 16 jh. an, sondern dürfen nach der hier bewiesenen anwendung um mehr als zwei jahrhunderte vordatiert werden. vermutlich sind sogar die späteren inscenierungen auf alemannischem boden, die untereinander in unmittelbarem zusammenhang stehn, von dem Frankfurter vorbild indirekt abhängig. das Frankfurter spiel des 14 jh.s ist die erste mehrtägige passionsaufführung im freien die uns bekannt ist, und D lässt sogar erkennen, dass die teilung des spieles in zwei tagesaufführungen eine spontane war. nicht die poetischen vorzüge des textes, der ja nur geringe selbständigkeit besafs, sondern die neuen inscenierungsgrundsätze, für die hier bahn gebrochen wurde, haben die bedeutung des Frankfurter spieles ausgemacht und seine weitgreifende fortwürkung bestimmt. die inscenierung auf dem Samstagsberg war eine tat, die zur nachahmung herausforderte. wo sie etwa ihre vorbilder hatte ist unerkennbar. gegenüber Frankreich wahrt sie ihre priorität, denn die frühste urkundlich bezeugte passionsaufführung in Paris fällt erst ins jahr 1380; es ligt also kein grund vor, die selbständigkeit von D nach dieser richtung hin in zweifel zu ziehen.

[1] für liebenswürdige unterstützung meiner localgeschichtlichen studien auf der Stadtbibliothek, dem Stadtarchiv, dem Historischen museum und der Vermessungsinspection der stadt Frankfurt darf ich den herren geheimrat Ebrard, prof. Jung, vermessungsinspector Lube, prof. Müller, prof. Sarnow, directorialassistent Welcker und stadtrat prof. Ziehen bestens danken.

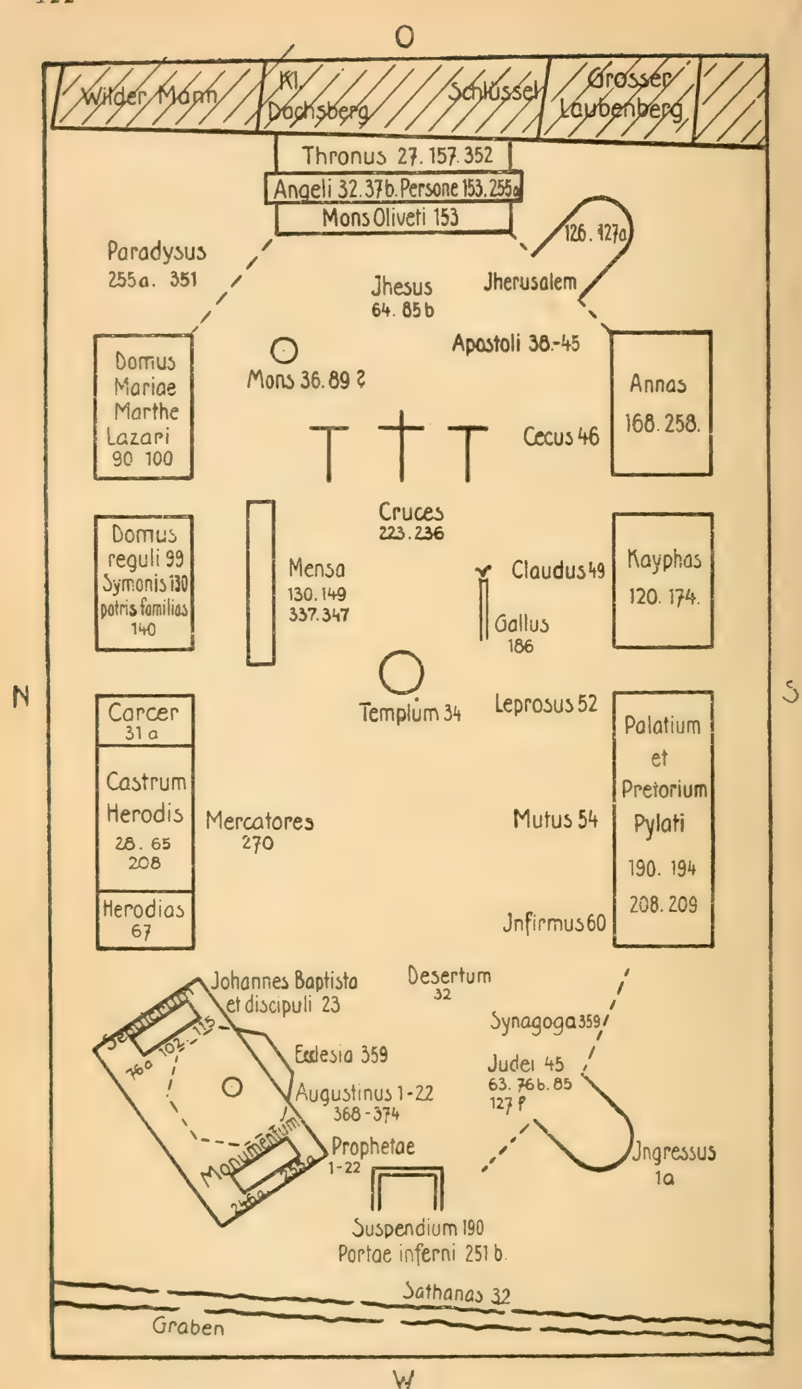


abb. 1. bühnenplan des Frankfurter spieles (maſsstab 1 : 250).

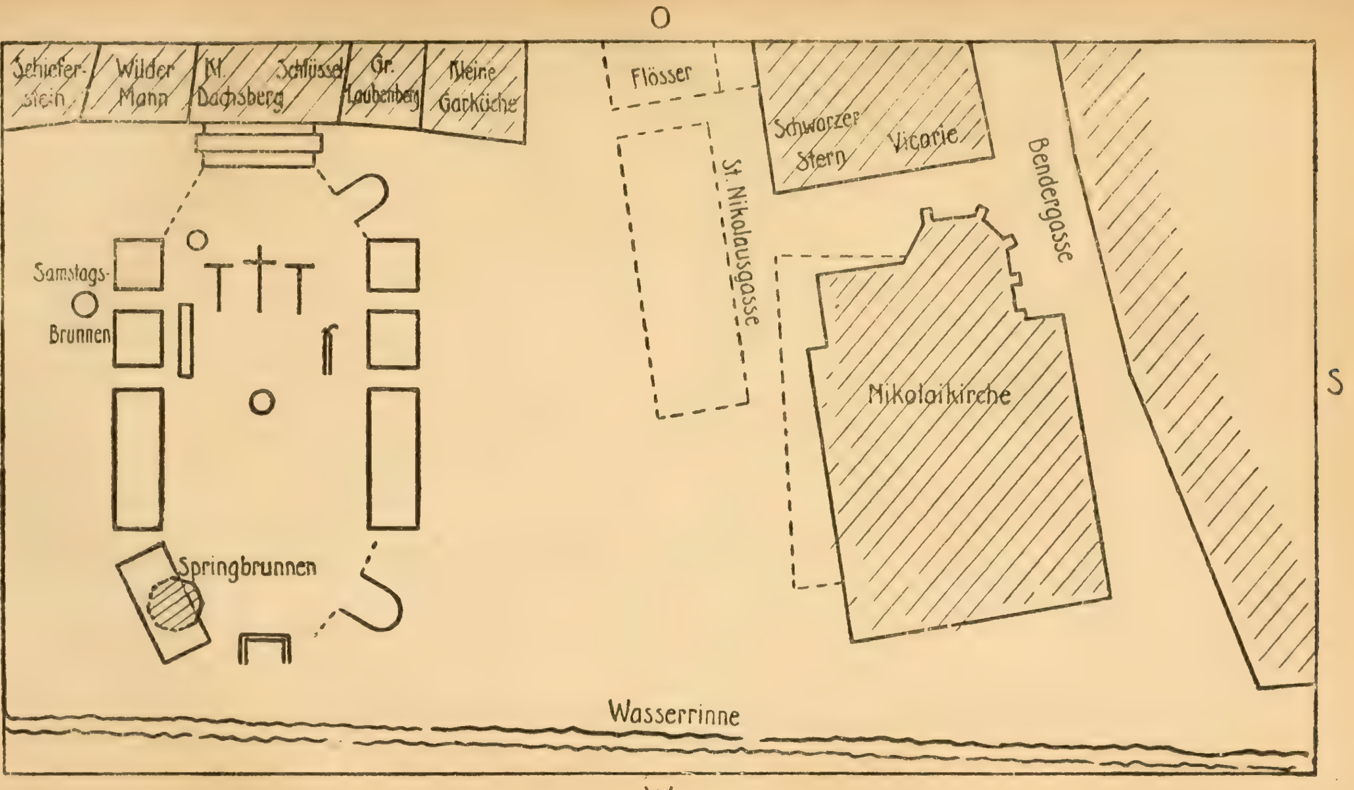


abb. 2. lageplan des Samstagsberges (mafsstab 1 : 500).

6. SPÄTERE AUFFÜHRUNGEN.

Im 15 jh. wurde die passion, wie die von Froning s. 539 ff zusammengestellten zeugnisse beweisen, mehrfach auf dem Römerberg gespielt. die inscenierungsart war indessen eine andere geworden. für F, den in der abschrift von Johannes Kremer erhaltenen text des jahres 1493, hat der aus D gewonnene bühnenplan keine geltung mehr. die scenischen anforderungen dieses textes sind ganz andere. aus zum grofsen teil denselben bausteinen ist eine neues gebäude zusammengesetzt. es fehlt die ganze Johanneshandlung, die einer eigenen aufführung am Main vorbehalten ist. dafür sind neue scenen eingefügt, wie die deputation der Juden, die sich vom kaiser den Pilatus als landpfleger erbitten. überhaupt verstärkt sich die bedeutung der Judenscenen, die ihren eigenen schauplatz erfordern. in der synagoge, die an stelle anderer häuser im mittelpunct steht, finden (es sind nicht weniger als 5 auftritte), alle auseinandersetzungen Jesu mit den Juden statt. bei diesem innenraum, in den Jesus 'discipulis foras manentibus' (421. 748. 1667) eintritt, möchte man fast an das Shakespearetheater mit seinem wechsel zwischen vorder- und hinterbühne erinnert werden, zumal die technik weniger auf scenenfolge als auf scenenwechsel eingestellt ist. so ist zb. die reihenfolge der krankenheilungen auseinandergerissen und zum teil mit den scenen der Maria Magdalenahandlung verschränkt. dabei würkt (nach G) Augustinus bei den wichtigsten auftritten als zwischenredner mit, der die geschehnisse ad populum commentiert, und wenn er auch zweimal (1761. 1903) 'in loco salvatoris' spricht, so konnte er doch nicht wol von stand zu stand mitziehen, sondern er wird seinen platz zwischen dem schauspiel und seiner zuschauerschaft behalten haben, dh. die auftritte müssen an ihm vorbeigezogen sein.

In den ratsprotokollen ist schon 1456 von 'geruste' die rede, das den spielern geliehen werden soll mit der verpflichtung, die bei der aufstellung entstehnden löcher wieder zuzumachen. 1498 heifst es geradezu, dass eine 'machina' errichtet wurde, auf der 280 personen spielten. 'ligna in magna copia' wurden für diese riesenbühne gebraucht, die wir uns nicht mehr nach der analogie des Luzerner spielplanes vorstellen können, für die vielmehr eher der plan des Vigil Raber, auf dem das templum in der

mitte des podiums errichtet ist und die sitze der einzelnen personen sich am rande verteilen, einen anhalt geben würde.

Wenn der Rabersche bühnenplan für die kirche bestimmt war, so könnte man auch die umwandlung des Frankfurter textes und seiner inscenierungsgrundsätze damit erklären, dass in der ersten hälfte des 15 jh.s nach beendigung des umbaus das spiel, wenn auch nur vorübergehend, wider in die Bartholomäuskirche zurückgekehrt war und unter benutzung von G sich den kirchlichen verhältnissen angepasst hatte.

Ein anderer grund ist wahrscheinlicher. der platz auf dem gespielt wurde, hatte sich verändert. die zwischen SNicolausgasse und Samstagsberg liegende häuserreihe war schon ende des 14 jh.s niedergelegt worden. seit 1405 war das haus zum Römer als rathaus eingerichtet, und seine fenster an der westseite des platzes bildeten die vornehmste zuschauerloge (1492: 'Item die dru finster uff dem Romer des rates frunden ledig laissen'). im jahre 1467 wurde auch die Nicolaikirche umgebaut und erhielt eine das dach umlaufende galerie, die gleichfalls den 'ratsfrunden' zur verfügung gestellt wurde. der schauplatz der zwischen diesen beiden zuschauertribünen sich ausdehnte, schloss den tiefstgelegenen teil des Römerberges in sich. auch wenn der wasserlauf inzwischen zugeschüttet war, blieb diese senkung des ungepflasterten platzes schlammig und grundlos. schon das machte, von der unebenheit abgesehen, die errichtung eines gerüstes notwendig. auch gieng durch die verschiebung des schauplatzes die anlehnung an die häuser der ostseite verloren; statt in dem himmelsthron, der dort seine stütze gefunden hatte, gipfelte die bühne jetzt in dem mittelbau der synagoge, der am zweiten tage als praetorium verwendet werden konnte. die zwei tage von F entsprechen dem ersten tage von D. in welcher weise der dritte tag, der wie der zweite von D die auferstehung und himmelfahrt brachte, verlaufen ist, können wir nicht erkennen, da die handschrift des Johannes Kremer mit dem zweiten tage abbricht.

Vielleicht lässt sich dafür eine erklärung finden. die leitung des spieles von 1492 hatte der gerichtsschreiber Johannes Kremer mit dem geistlichen Johann Kolmesser zu teilen. wenn nun Kremer im j. 1493 den text zweier tage abschrieb, so heifst das wol, dass dies gerade die seiner spielleitung anvertrauten teile gewesen waren, während Kolmesser die einstudierung des

dritten tages übernommen hatte. bei dem mehr kirchlichen charakter des osterspieles war der geistliche dazu berufen. es wäre nun wol möglich, dass die von der eigentlichen passion wider losgelöste, in ihren liturgischen bestandteilen noch den kirchlichen ursprung verratende osterfeier wider in die kirche zurückverlegt wurde, in deren halbdunkel die mysterien der auferstehung und der himmelfahrt viel feierlicher und eindrucksvoller dargestellt werden konnten. was dagegen spricht ist allein dass die aufführungen jetzt in der pfingstzeit stattfanden, also den zusammenhang mit dem kirchenfest verloren hatten. im jahr 1498 hören wir, dass die viertägige aufführung vollständig im freien abgehalten wurde. wenn nun am vierten tage die resurrectio aufgeführt wurde, so muste der mittelbau, der vorher die synagoge dargestellt hatte, ein zweites stockwerk erhalten, in dem Gottvater seinen sitz hatte. man denkt an die oberbühne der niederländischen rederijker, deren aufbau widerum als vorstufe der Shakespearebühne anzusehen ist.

Mit der preisgabe des ebenen spielfeldes und der concentration auf erhöhter bühne steht F keineswegs allein. die vor einigen jahren zum vorschein gekommene abbildung einer Kölner Laurentiusaufführung des jahres 1581 (Niessen Dramat. darstellungen in Köln. 3. Veröffentl. d. Köln. geschichtsverein 1917 s. 24 ff. und tafel 1) zeigt ebenso wie der plan des Vigil Raber eine auf erhöhtem schaugerüst zusammengedrängte simultanbühne. wenn dort das schuldrama der humanisten einen compromiss zwischen Terenzbühne und mysterienbühne schuf, so wäre Frankfurt ohne erkennbare vorbilder schon um ein jahrhundert vorangegangen. die Villinger und Luzerner bühnenpläne des 16 jh.s dürfen demnach als nachzügler einer in anderen gegenden bereits aufgegebenen inscenierungsweise aufgefasst werden. auch auf dem festlande zeigte sich im geistlichen theater des ausgehnden mittelalters eine entwicklung zu concentration und steigerung, wie sie in England zum theater Shakespeares hinführte. das ist eine perspective die zu eingehnder untersuchung auffordert.

Frankfurt a. M. **Petersen.**

ZUR METHODE DER UNTERSUCHUNGEN ÜBER DEUTSCHE WORTSTELLUNG.

Es ist eine bekannte tatsache, dass bei den untersuchungen über die deutsche wortstellung in älterer zeit nicht viel herauskommt, dh. dass es schwer gelingt, dabei zu resultaten zu gelangen, die unser durch die strengen nhd. regeln verwöhntes gefühl befriedigen würden. worin ligt der grund dieser erscheinung? ich glaube darin, dass wir an die ganze frage mit einer voreingenommenheit herantreten, die eine einseitigkeit unserer auffassung zur folge hat.

Im nhd. handelt es sich nämlich in der wortstellungslehre ausschließlich um die frage der stellung der satzglieder, jener grammatisch-logischen kategorieen, die uns von kind an in der schule eingepaukt werden. warum Rudolf Blümel in seinem aufsatz über die haupttypen der heutigen nhd. wortstellung im hauptsatz (Unters. z. idg. sprach- und culturwiss. V) dafür den den ausdruck obereinheit vorgeschlagen hat, der die unterscheidung von der formalen einheit erschwert, seh ich nicht ein. denn gerade das unterscheidende merkmal dieser sprachlichen gebilde, die formal sehr verschieden gebaut sein können, besteht ja darin dass sie im satze eine bestimmte function haben. aber dass dem so ist, dass die satzglieder das maßgebende sind, dafür ist m. e. die schule zur verantwortung zu ziehen. wir setzen heute das prädicat ans ende, weil wir es so gelernt haben. aber das war nicht immer so, und deshalb halt ich es für falsch, bei erörterungen über deutsche wortstellung in älterer zeit der satzgliederstellung eine derart beherschende rolle einzuräumen, wie es gewöhnlich geschieht. es erscheint mir als eine vergewaltigung der sprache der alten zeit, sie in diese kategorieen hineinpressen zu wollen, die ihr damals noch nicht auf den leib passten.

Nun möcht ich nicht dahin misverstanden werden, als wollte ich die lehre von der satzgliederstellung ganz aus der wortstellungslehre hinauswerfen. die stellung des verbum finitum und wol auch die des subjectes war schon im urgermanischen, ja vielleicht noch früher geregelt. aber das berechtigt uns nicht, ohne weiteres unsere heutige auffassung in die alte zeit zu projicieren. wir sind für die erklärung dieser tatsachen keineswegs auf die

schwierigen grammatischen kategorieen angewiesen, sondern es stehn uns dazu andere einflüsse zu gebote, die wir nicht übersehen dürfen. jedenfalls aber dürfen wir den gesichtspunct nicht verallgemeinern und etwa auf andere logisch-grammatische kategorieen ausdehnen, womöglich auf solche denen die formale unterscheidbarkeit fehlt, wie object und adverbiale. am weitesten gegangen in der angedeuteten richtung ist wol der benedictinerpater FriedrAFeigl in seinen Melker programmen über 'Die stellung der satzglieder des vollsatzes in Notkers Marcianus Capella', der die wortstellungslehre gleich im titel seiner arbeit umbenennt. wenn er sich dabei auf Meyer-Lübkes Romanische syntax beruft, so möcht ich einwenden, dass eine derartige behandlung des neufranzösischen ganz gut ihre berechtigung haben kann, ohne deshalb auf das deutsche des 11 jh.s anwendbar zu sein. immerhin geb ich zu, dass speciell für den gelehrten schulmann Notker wenigstens die kenntnis der grammatischen kategorieen vorausgesetzt werden kann. doch führt die untersuchung vielfach zu negativen ergebnissen, und Feigl ist selbst gezwungen, andere einflüsse zur erklärung heranzuziehen. auf demselben standpunct stehn auch alle anderen aufsätze über wortstellung bis herauf zu dem jüngsten: Elise Richters 'Grundlinien der wortstellungslehre' (Zs. f. rom. phil. 40, 9). die autoren kennen verschiedene einflüsse auf die wortstellung und benützen sie zur erklärung, aber nur ausnahmsweise, nur dort wo die satzgliederregeln versagen. aber gerade für die wichtigste dieser regeln, für die mittelstellung des verbs im aussagenden hauptsatz hat BDelbrück jüngst wahrscheinlich gemacht, dass sie selbst ein abkömmling ganz anderer, nämlich rhythmischer motive ist (Abh. d. sächs. Ges. d. wiss. 27, 7). und warum sollten gesetze die eine regel veranlasst haben, nicht noch lange zeit hindurch imstande sein, sie zu durchbrechen?

So stünden wir vor der an sich sehr wahrscheinlichen annahme, dass verschiedene einflüsse sich auf die wortstellung geltend gemacht haben, sei es dass sie einander der zeit nach ablösten, so dass zb. in einem jh. die stärke des accentes für die anordnung des wortes mafsgebend war, in dem andern aber seine grammatische stellung im satze, oder sei es dass zu gleicher zeit mehrere einflüsse mit einander concurrierten. und daraus ergibt sich die methodische forderung, principiell alle gruppen von ein-

flüssen als gleichberechtigt zu untersuchen und nicht die satzgliederstellung einseitig zu bevorzugen. die satzgliedbedeutung eines wortes ist eines der motive die auf seine stellung einfluss üben, aber keineswegs das einzige, vielleicht nicht einmal das würksamste. ja für die alte zeit ist es sogar als fraglich zu bezeichnen, ob es überhaupt in betracht kommt. jedenfalls haben sich damals andere einflüsse teils rhythmischer, teils logisch-psychologischer art stärker in den vordergrund gedrängt.

Von diesem standpunct aus erhalten auch die so oft in der litteratur auftauchenden ausdrücke 'habituell' und 'occasionell' eine neue bedeutung. Delbrück erklärt sie (aao. s. 2) folgendermafsen: 'es soll mit diesen ausdrücken nicht behauptet werden, dass die occasionelle stellung der tradition enthoben sei, sondern dass der sprechende das gefühl habe, die eine sei die übliche, die andere trete nur in besonderen fällen ein'. für mich heifst das nichts weiter als: die habituelle stellung ist die welche der als mafsgebend empfundenen regel folgt, die occasionelle die wo sich andere einflüsse geltend machen.

Und von demselben standpunct aus glaub ich auch Braunes freie verbstellung im urgermanischen retten zu können, die Ries in der einleitung seines buches über die Wortstellung im Beowulf so heftig angreift. der satz mit dem es Ries vor allem zu tun hat, lautet (Festschrift f. RHildebrand s. 50): 'ich halte es für unzweifelhaft, dass die urgerm. wortstellung eine freie war, dh. das verb konnte sowol in hauptsätzen als auch in nebensätzen am anfang, in der mitte oder am schluss stehn, je nachdem es im bewustsein des sprechenden früher oder später in erscheinung trat'. ich glaube, Braune meint nichts weiter als: die anordnung der wörter richtete sich im urgerm. nicht nach ihrer eigenschaft als satzglieder, das verb als verb konnte an einer beliebigen stelle des satzes stehn, unterlag aber als ausdruck einer vortstellung eben den regeln, die dieser vorstellung ihren platz in der vorstellungsreihe anwiesen. wenn wir so die functionen des verbs auseinanderhalten, werden wir nicht wie Ries in Braunes äufserung einen widerspruch finden. dabei geb ich ihm den genetischen zusammenhang, den er zwischen der logischen anordnung der vorstellungen und der satzgliederfolge herstellt (Wortst. im Beowulf s. 12), gerne zu.

Wenn ich mich nunmehr zur behandlung dieser verschiedenen

einflüsse im einzelnen wende, so möcht ich von vornherein darauf aufmerksam machen, dass ich nicht ein vollständiges system zu geben vermag, das auf einer streng logischen einteilung aufgebaut, alle möglichkeiten erschöpfte, sondern dass ich nur nach inductiver methode diejenigen tatsachen aufzählen will, die in der litteratur zur erklärung von wortstellungserscheinungen herangezogen worden sind. vielleicht wird sich manches dieser principien auch aufserhalb des gebietes, wo es zuerst geltend gemacht wurde, fruchtbar erweisen, und vor allem wird, so hoff ich, so manche geschraubte erklärung bestimmter tatsachen aus einem princip, das vielleicht an sich ganz richtig, nur auf den gegenwärtigen fall nicht anwendbar ist, einer natürlichen aus einem andern princip platz machen.

EINFLÜSSE PHONETISCHER ART.

Das tempo der rede.

Von den 3 hauptsächlichen phonetischen eigenschaften, die man gewöhnlich in der sprache zu beobachten pflegt, kann das tempo wol kaum als unmittelbar auf die wortstellung einwürkend gedacht werden. es kann höchstens die würksamkeit des satzaccentes modificieren oder auf die anordnende würksamkeit der reflexion ebenso hemmend einwirken wie heftige gefühlserregungen.

Dagegen spielen die beiden anderen gesichtspuncte, die man gewöhnlich in dieser hinsicht geltend macht, in der litteratur über wortstellung eine sehr grofse rolle.

Die satzmelodie.

Einer anregung von E Sievers folgend, der zuerst auf die vermutung von der bedeutung der sprachmelodie für die wortstellung gekommen ist, hat Eberhard Klemm (PBBeitr. 37, 1 ff) für den ahd. Isidorübersetzer nachgewiesen, dass er sich bei der anordnung der wörter ganz nach den bedürfnissen der satzmelodie richtet. nach Klemm haben alle sätze des ahd. Isidor eine gleichmäfsig absteigende satzmelodie, und die wörter folgen so aufeinander, dass ihr tonwert in diese reihe hineinpasst. nun ist es wol sicher etwas kühn, wenn der verfasser die satzmelodie mit dem prädicat: dominierendes princip auszeichnet und wenn er alles und jedes aus diesem einen gesichtspunct erklären will. auch dürfte Delbrück wol recht haben, wenn er das ganze in das gebiet der idiotismen verweist. aber wir dürfen darüber

nicht vergessen, dass in der satzmelodie ein princip gefunden wurde, das ganz bestimmt auf die wortstellung einfluss geübt hat und mit vorteil zur erklärung bisher unverständlicher erscheinungen herangezogen werden kann.

Uebrigens ist eine hierhergehörige erscheinung schon früher beobachtet worden: schon in seinem im j. 1907 erschienenen buche über die wortstellung im Beowulf hat JRies die sprachmelodie zur erklärung einer erscheinung herangezogen, freilich ohne sie vom dynamischen satzaccent zu unterscheiden. er stellt (aao. s. 114) ein gesetz auf, dass die tonschwachen wörter die letzte stelle im satze meiden, und leitet daher das verschwinden der endstellung beim verb ab. er bringt ferner diese entwickelung in verbindung mit dem aufkommen des periodenbaues. das sinken der stimme am satzende bildet einen scharf markierten abschluss, der unerwünscht war, wo noch etwas unmittelbar zugehöriges folgen sollte. daraus entstand nach Ries meinung die neigung, wörter, die dieses sinken der stimme begünstigten, vom satzende zu entfernen. Ries identificiert diese wörter ohne weiters mit den tonschwachen, wie er ja das gesetz überhaupt zu den rhythmischen zählt. er mag dabei insofern recht haben, als ja nach unseren beobachtungen dynamischer starkton und melodischer hochton in der regel zusammenfallen. aber das ist weder notwendig noch tatsächlich immer der fall, und so wird man wol trotz Elise Richters einspruch (aao. § 30) den unterschied zwischen dynamischem satzaccent und sprachmelodie aufrecht erhalten müssen. freilich ist damit ihr begriff 'rhythmuslinie' unhaltbar geworden, der mir aber schon an und für sich undenkbar erscheint, da man beim rhythmus, dessen wesen in der aneinanderreihung von gegensätzen besteht, doch nicht von einer linie reden kann.

Der rhythmus.

Schon viel länger bekannt und oft untersucht sind die würkungen des dynamischen satzaccentes, der einfluss des rhythmus. Ries hat die lehre davon zu einer ganzen theorie ausgebaut. er stellt fürs germanische und insbesondere für den Beowulf 4 rhythmische gesetze auf, die er folgendermafsen formuliert:

1. Das gesetz von der aufsteigenden betonung des satzanfanges oder das gesetz vom satzauftact, dh. die neigung, dem ersten starkbetonten worte eines satzes schwachbetonte vorausgehn zu lassen (Wortst. im Beowulf s. 73).

2. Das gesetz der ersten senkung: nach der ersten betonten satzstelle, sei es die erste haupthebung oder die nebenhebung des auftactes, folgt womöglich eine senkung (aao. s. 95).

3. Das gesetz vom satzschluss: die tonschwachen wörter meiden die letzte stelle im satze (aao. s. 114).

4. Endlich glaubt Ries 'die würkung eines wolgefallens an rhythmischer symmetrie des satzbaues' in folgendem ergebnis seiner statistik sehen zu müssen: 'der sonst gemiedene tonlose ausgang bei endstellung der leichten verba wird weniger unangenehm empfunden und häufiger geduldet, wo durch tieftonreichen eingang das rhythmische gleichgewicht des satzes hergestellt ist' (aao. s. 249).

Von diesen 4 gesetzen ist das 2. längst bekannt und anerkannt. in der fassung vom standpunct der wortstellung aus, die ihm Ries (aao. s. 95) auch gibt: 'tonschwache wörter suchen zunächst die stelle nach dem ersten satzglied auf, an das sie sich enklitisch anlehnen können', kommt es genau mit den feststellungen überein, die JWackernagel in den Idg. forsch. 1, 425 ff veröffentlicht hat. dieses gesetz beinhaltet aufser der behauptung, dass auf eine hebung eine senkung folgt — und diese ergibt sich unmittelbar aus der definition des begriffes rhythmus — nur noch die feststellung, dass dieses verhältnis bei der ersten hebung am stärksten zur geltung kommt. umso ausgedehnter aber ist sein geltungsbereich. mit recht hat Ries eine ganze reihe von erscheinungen auf dieses einfache gesetz zurückgeführt. diese stelle nach der ersten hebung sucht das verb, namentlich das tonschwache hilfsverb, gern auf. aus dieser neigung sind unsere gegenwärtigen verbstellungstypen hervorgegangen (vgl. Delbrück in Abh. d. Sächs. ges. d. wiss. 28, 7). an dieselbe stelle drängen sich aber auch die tonlosen pronomina. daraus erklärt sich der im ags. so beliebte satztypus, wo auf eine spitzenbestimmung erst das pronominale subject und dann das verbum finitum folgt. aus demselben gesetz erklärt Ries auch den umstand, dass bei pronominalem subject nur eingliedrige spitzen vorkommen.

Nicht so günstig wie über dieses gesetz lautet das urteil über die drei anderen. für das 3. hab ich schon oben aufmerksam gemacht, dass es eigentlich nicht hierhergehört, da es sprachmelodische einflüsse zur grundlage hat und nicht rhythmische. für das 4. gilt, insofern es sich ja nur um eine ausnahme von

dem 3. handelt, dasselbe. auch zeigt bei diesem gesetze schon die äufserst vorsichtige formulierung, dass es nicht auf gar festen füfsen steht. und würklich ist es aus statistiken abgeleitet die sich in sehr kleinen zahlen bewegen.

Und auch gegen das gesetz vom satzauftact hab ich so manches einzuwenden: zwar ist Ries m. e. der nachweis gelungen, dass es sich dabei nicht um ein metrisches gesetz handelt, aber bei der behandlung der frage, ob denn dieses scheinbare rhythmische gesetz nicht ein abkömmling anderer vorgänge sei, hat er sich in widersprüche verwickelt. er führt aus (aao. s. 75): 'wenn aber zahlreiche, in ihrem wesen verschiedene, zum teil entgegengesetzte erscheinungen der wortstellung, die einer erklärung bedürfen, auf andere art aber bisher nicht erklärt sind, sich auf eine allen gemeinsame rhythmische tatsache als ihre leicht verständliche ursache zurückführen lassen, darf man diese ansetzung des causalitätsverhältnisses als methodisch vollauf gesichert betrachten, um so mehr wenn solche wortstellungserscheinungen unter denselben rhythmischen bedingungen auch dann auftreten, wenn ihnen andersartige einflüsse hemmend entgegentreten'. die richtigkeit dieses schlusses zugegeben, ist doch hier nicht alles in ordnung, denn die prämissen treffen nicht zu. Ries denkt nämlich bei erklärung auf andere art nur an die satzgliederstellungsregeln allein. unter 'ihrem wesen nach verschiedenen und zum teil entgegengesetzten erscheinungen' meint er die gerade und ungerade wortfolge, und als beispiel für die anderweitigen einflüsse, die hemmend entgegentreten, führt er die neigung des pronominalen objectes an, vor das verb zu treten, meint also wider dasselbe. nun ist es aber eben das ziel dieser arbeit, nachzuweisen, dass mit dem rhythmus und der satzgliedbedeutung der wörter noch lange nicht die zahl der motive erschöpft ist, die auf die wortstellung einwürken. damit ist die voraussetzung umgestofsen, dass die betreffenden erscheinungen anders nicht erklärt werden können, und damit fällt das ganze gebäude zusammen.

So lehn ich zb. gleich für eine ganze gruppe von belegen für das gesetz vom satzauftact die erklärung aus rhythmischen gesichtspuncten ab, nämlich für die sätze mit anfangsstellung des verbs. aus der tatsache dass in dieser stellung die hilfs- und modalverba überwiegen, schliefst Ries, dass diese verba wegen

ihres schwachen accentes proklitisch vor das erste satzglied getreten sind, wie etwa das pronominale subject vor vollverb erscheint. aber rhythmisch tragen die in frage stehnden sätze doch ganz und gar nicht den charakter der proklise an sich. in folgender Heliandstelle:

Hel. 4570 *sô ward imu is hugi drôbi, ward imu gisworken sebo*

hör ich zunächst den absteigenden schritt vom verb zum enklitischen pronomen, neben dem das ansteigen zum particip nicht mehr so stark empfunden wird. einen noch stärkeren beweis erbringt Ries selber, wenn er im Heliand zahlreiche fälle aufweist, wo das verb in anfangsstellung die alliteration trägt.

Ich suche den grund für die anfangsstellung der hilfsverba nicht in ihrer tonlosigkeit, sondern in ihrer bedeutung. in engem anschluss an den vorstellungsverlauf wird nämlich in bewegter rede das nächstliegende, in diesem falle das mit naheliegendem inhalt ausgestattete verb vorweggenommen und das schwerer ausauszudrückende, das neue, nachgetragen. so kommt es dass die hilfsverba an den satzanfang gelangen, und es ist eine secundäre erscheinung, dass dadurch die starken accente weiter hinten im satze zu stehn kommen. das ganze steht auf einer stufe damit, dass im späteren deutsch tatsächlich ein überwiegen der steigenden satzanfänge besteht, weil die meisten unserer häufigen wortgruppen iambischen charakter haben. auf diese weise erklär ich die zweite hauptgruppe von Ries belegen für das gesetz vom satzauftact, die tonlosen pronomina vor vollverb. so besteht also eigentlich keine veranlassung zur annahme eines solchen rhythmischen gesetzes, und es bleibt von den vieren nur das altbekannte 2. übrig. daher kann ich Ries nicht recht geben, wenn er Delbrück in seiner jüngsten recension (Anz. XXXIX 6 ff) den vorwurf der einseitigkeit macht, weil er seine untersuchungen auf diese eine rhythmische tatsache einschränke.

Umfang der sätze.

Nicht so weitausgreifend wie der einfluss der enklisen, aber immerhin doch recht fühlbar ist die einwürkung der absoluten länge der sätze und wortgruppen. in kurzen sätzen kommt die combination verschiedener einflüsse weniger in betracht, so dass einzelne gesichtspuncte hier schärfer zur geltung kommen. das macht sich aber mehr in der statistik geltend als in der art der erscheinungen. die langen sätze aber zeigen ganz besondere

erscheinungen: 'der reicher ausgestattete, innerlich sich auswachsende satz sprengt die zu knapp gewordene form, der geschwellte fluss der rede tritt über seine ufer'. so stellt Ries (Wortstellung im Heliand, QF 41, s. 96) diese verhältnisse dar und gibt dort auch richtig die gründe an die sie veranlasst haben: von der phonetischen seite her die schwierigkeit, eine umfangreiche wortgruppe in einem atem auszusprechen, von der psychologischen den umstand dass man bei beginn eines längeren satzes selten alle bestimmungen bereit hat, die man geben will oder soll. dementsprechend erklärt Delbrück (Abh. d. Sächs. ges. d. wiss. ph.-h. kl. 28/7 s. 74) die abrückung des verbs vom satzschluss: 'man kann in einem längeren satze das verb ans ende stellen oder den satz durch das verb vorläufig schliefsen und den rest nachbringen'. als beispiele führ ich 2 stellen aus Notkers Marcianus Capella an, wo PFeigl dieselben erscheinungen beobachtet hat (progr. Melk 1904 s. 69). Marc. Cap. 746, 31 *dóh pedáhta íro blûomféhun uuât . éin grásegiu húlla . . . . ín déro dir fölliglicho lâgen díe scázza góldes unde gimmon.* noch stärker tritt diese verschiebung hervor, wo nebensätze im spiel sind. Marc. Cap. 739, 20 *dâr treíb trâtero spûote dáz únuuendiga hímellôz éin wîb tíu adrastia héizet . táz chît petrosa.*

Pausen.

Schon bei den eben behandelten fällen ist uns als phonetische nebenerscheinung eine satzpause begegnet. hier waren pause und veränderte wortstellung unabhängig von einander folgen der länge des satzes. dagegen nimmt Delbrück ein unmittelbares causalitätsverhältnis zwischen diesen beiden factoren an, um das auftreten der geraden wortfolge nach spitzenbestimmung zu erklären (aao. s. 72). er beruft sich dabei auf: nhd. *Erstens bin ich* . . ., das in einem atem gesprochen wird, im gegensatze zu: *Erstens, ich bin* . . ., wo eine pause eintritt. nun möcht ich wol dahingestellt sein lassen, ob die übertragung dieser nhd. unterscheidung auf die alte zeit zu recht besteht, aber jedenfalls steht fest, dass in unserer sprache die pause die fähigkeit hat, eine durchbrechung der starren wortstellungsregeln zu ermöglichen.

Klangwürkungen, vermeidung von misklängen.

Ein noch viel unsichereres gebiet betreten wir, wenn wir uns zu den veränderungen der wortstellung, die durch die absicht hervorgerufen sind, bestimmte klangwürkungen zu erzeugen

oder missklänge zu vermeiden. ich erinnere nur an den titel von Goethes selbstbiographie, in dem nach Goethes eigenem geständnis die worte Wahrheit und Dichtung umgestellt wurden, weil der zusammenstoſs der beiden d des dichters ohr verletzte. einen ähnlichen gesichtspunct macht Delbrück fürs gotische geltend (PBBeitr. 36, 359): er nimmt an, Ulfila habe das zusammenrücken von *inn in* (dh. 'hinein in') wegen des misklanges vermieden.

Den häufigsten fall von positiv beabsichtigten klangwürkungen in der sprache bilden die poetischen zier- und bindemittel: der reim und der stabreim. ihr einfluss auf die wortstellung ist über jeden zweifel erhaben. namentlich gehört die frage nach der einwürkung des reimes zu den bestdurchforschten capiteln der deutschen wortstellungslehre (vgl. besonders Zwierzinas Mhd. studien 11, Zs. 45, 253).

Metrum.

Dagegen hat man den einfluss des metrums vielfach überschätzt. insbesondere hat sich oft herausgestellt, dass auffallende wortstellungen, die man als metrisch beeinflusst erklärt hatte, von dem richtigen, nur bisher nicht beachteten standpunct aus betrachtet gar nichts auffälliges an sich hatten. anderseits sind manche forscher so weit gegangen, dass sie poetischen werken überhaupt jede bedeutung in wortstellungsfragen absprechen wollten. aber das heiſst doch das kind mit dem bade ausschütten und verbietet sich obendrein für gewisse perioden mangels prosaischer texte von selbst. doch ist immerhin in dieser beziehung eine strenge prüfung der tatsachen nötig. denn der oft ausgesprochene satz: der vers ist aus der gesprochenen sprache hervorgegangen und also wol nach denselben principien gebaut wie diese, gilt doch nur für gewisse gattungen von versen, den alliterationsvers etwa oder die mhd. reimpaare. in anderen fällen tritt ein solcher widerspruch deutlich zutage, zb. im gesungenen lied, wo der rhythmus von der musik abhängt, oder in versen die fremden mustern nachgebildet sind. hierher gehören die beobachtungen die Sievers über die wortstellung in der Edda gemacht hat (Abh d. Sächs. ges. d. wiss. ph.-h. kl. 27). ähnliches ligt in der strophisch gegliederten mhd. dichtung vor. am längsten bekannt und am besten untersucht ist es aber fürs nhd., wo freilich die unterschiede umso empfindlicher hervortreten, als ihnen die streng geregelte wortstellung der schriftsprache zur

folie dient. der umgangssprache gegenüber sind diese freiheiten bei weitem nicht so grofs.

Da im nhd. diese anormalen wortstellungen sehr häufig alten mustern nachgebildet sind und hier überhaupt das gefühl einer zunehmenden regelung der sprache vorherscht, betrachtet man alle diese freiheiten gerne als archaismen. ja Ries hat diesen gedanken geradezu verallgemeinern wollen. er schreibt (Wortst. im Beowulf s. 70): 'Insofern auch der gesamtcharakter der wortstellung im Beowulf von der metrischen form beeinflusst ist, kann es wol nur in der richtung auf etwas gröfsere altertümlichkeit geschehen sein. darin pflegt sich ja überhaupt . . . . die hauptwürkung des metrischen zwanges auf die wortfolge, wenigstens im deutschen zu erschöpfen'. ich kann nicht einsehen, warum nicht ebensogut neue typen, die sich noch nicht durchgesetzt haben, durch das metrische bedürfnis zur geltung gebracht werden sollten, wie alte, die im begriffe sind der regelung des sprachgebrauches zum opfer zu fallen. das bestechende das der gedanke für den Beowulf oder etwa für das Nibl. hat, ligt in einer anderen erwägung. wenn wir in diesen texten eine anormale wortstellung finden, dann ligt der gedanke nahe, dass der vers in dem sie steht, als ganzes und wortwörtlich aus einer früheren zeit überliefert sei, wo er mit dem tatsächlichen sprachgebrauch übereinstimmte. aber das ist doch etwas ganz anderes, als wenn ein moderner dichter eine mhd. stelle nachbildet.

Occasionelle betonung.

Nunmehr bleibt noch ein capitel der lehre von phonetischen einflüssen auf die wortstellung übrig, das aber schon den übergang zu den logisch-psychologischen erscheinungen bildet, das ist die behandlung occasionell betonter wörter. eine phonetische frage ist dabei die nach den lautlichen mitteln der hervorhebung. nun kann ja gewis von einer ein für allemal feststehnden stelle für den stärksten und schwächsten satzton im allgemeinen keine rede sein. daher ist auch mit einer hervorhebung durch anormalen rhythmus nicht zu rechnen. wol aber besteht eine gewöhnung an die sprachmelodie, und für diese gilt, was Elise Richter (Zs. f. rom. ph. 40 'Grundlinien der wortstellungslehre' § 37) von ihrer 'rhythmuslinie' behauptet, dass nämlich für jedes einzelne volk 'die jahrhundertelange einübung dieser linie bewürkt, dass ein wort am gewohnheitsmäfsigen platz am wenigsten

würkt'. diese gewohnheiten können sich ändern, ausnahmestellungen können unter gewissen bedingungen zu regelmäſsigen werden und die früher gewöhnlichen den charakter von ausnahmen annehmen. aber für ein bestimmtes volk und eine bestimmte zeit besteht eine solche gewöhnung ganz gewis. für die westgermanischen und altnordischen dialekte zur zeit unserer ältesten denkmäler scheint die stelle, wo solche wörter, die aus der gewöhnlichen sprachmelodie sich abheben sollten, meist hingesetzt wurden, der satzanfang gewesen zu sein. zu anderen zeiten dürfte im germanischen für denselben zweck auch das satzende in betracht gekommen sein.

Auch im satzinnern gibt es mittel der hervorhebung. eine der häufigsten gruppen occasionell betonter wörter sind die gegensätze. diese können in doppelter weise auffallend gemacht werden: entweder indem man sie dicht aneinanderrückt, wodurch dann infolge verdrängung der übrigen bei beiden teilen vorkommenden satzglieder die figur des grammatischen chiasmus entsteht. oder indem man die beiden wortgruppen die den gegensatz enthalten, ganz gleichgebaut nebeneinander stellt.

EINFLÜSSE LOGISCH-PSYCHOLOGISCHER ART.

Gewohnheit.

Schon in die zuletzt behandelten phonetischen erscheinungen spielt mit dem begriff der gewohnheit ein psychologisches motiv herein. diese tatsache der gewöhnung, der neigung gewisse oft gebrauchte typen immer wider anzuwenden, hat für die wortstellung die allergröste bedeutung. meist handelt es sich aber dabei nicht um gewöhnung an die klangwürkung, sondern es dreht sich dabei um die wörter in ihrer doppeleigenschaft als phonetische gebilde und als träger des sinnes. so gibt es gewisse stehnde formeln, die so fest sind, dass sie sich der auseinanderreiſsung oder umstellung entschieden widersetzen. in vielen fällen sind solche feste verbindungen zu zusammengesetzten wörtern verwachsen. in anderen fällen schreibt man nach wie vor zwei wörter, aber die festigkeit ihrer verbindung zeigt sich darin, dass solche gruppen allen sonstigen wortstellungsgewohnheiten hohn sprechen. so erklärt sich aus der unzerreiſsbarkeit der formel *wêne ic* der einzige fall von inversion bei pronominalem [illegible]ject im Beowulf. die gewohnheitsmäſsig feste verbindung der

beiden wörter war stärker als die rhythmischen kräfte, die das pronomen an die zweite satzstelle zogen.

Analogie.

Viel weiter ausgebreitet und wichtiger als diese festen verbindungen sind aber die analogiewürkungen, wobei ähnlich gebaute sprachliche gebilde einander beeinflussen. sie sind es vor allem, die typen, welche durch besondere umstände hier und da zustandegebracht worden sind, zu allgemeinerer verbreitung bringen. da natürlich durch zufällige einflüsse verschiedene, ja oft sogar einander entgegengesetzte typen geschaffen werden, kann auch die analogie in verschiedener richtung würken. ja es werden nicht selten zwei analogieen einander entgegenstehn. in solchen fällen pflegt dann das übergewicht der gröfseren zahl zu entscheiden, und so ergibt sich die möglichkeit, dass durch die analogie unterschiede der häufigkeit zu artunterschieden weiterentwickelt werden, indem unter verschiedenen umständen verschiedene analogieen das übergewicht gewinnen und die widersprechenden fälle geradezu ausrotten. so dürfte es bei der differenzierung der wortstellung im deutschen hauptsatz und nebensatz zugegangen sein.

Solche analogieen hat man mit recht sehr häufig auf allen möglichen gebieten angenommen. nur möcht ich dabei auf einen punct aufmerksam machen: voraussetzung für die analogiewürkung ist, dass die ähnlichkeit zwischen den in betracht kommenden stellen auch würklich empfunden wurde. darauf hat man nicht immer hinlänglich rücksicht genommen. so redet man von wortstellung des hauptsatzes und nebensatzes zu einer zeit, für die noch nicht einmal feststeht, ob dieser unterschied überhaupt schon gemacht wurde. auf diesem wege ist man ua. auch zur überschätzung der satzgliedbedeutung der wörter für die wortstellung gelangt.

Eine analogiewürkung in dieser richtung kann doch erst angenommen werden, wenn ein verständnis für diese grammatischen kategorieen angenommen werden kann. ein satzglied kann erst dann als solches eine gewohnheitsmäfsige stelle haben, wenn es als solches aufgefasst wird. und diese voraussetzung können wir für die älteren deutschen sprachstufen nicht machen. der anschein, als ob die grammatischen analogieen schon viel älter wären, rührt daher, dass eine ganze reihe von analogieen

anderer art ihnen vorausgehn, die in derselben richtung weisend ihnen vorgearbeitet haben. solche sind:

1. Formanalogieen. so konnte das verbum finitum schon zu einer zeit durch seine deutlich erkennbare form analogieen unterliegen, wo noch kein mensch den begriff prädicat erfasst hatte. und ebenso könnte man in den stellungsregeln für das subject eigentlich regeln für die stellung des nominativs sehen. dazu stimmt es sehr gut, dass in dem maſse als die formale kennzeichnung des nominativs schwindet, die zahl der fälle zuzunehmen scheint, wo das subject aus seiner normalstellung am satzanfang verschwindet.

2. Gefühlsanalogie. einen interessanten versuch, die anfangsstellung des verbs im nachsatze mit neuem subject zu erklären, unternimmt PBarth (Philos. stud. 19, 212 ff). er nimmt übertragung von seiten der nachsätze mit gleichem subject an, wobei das gefühl der lösung zu beginn desselben die vermittlung besorgte.

3. Wortgruppenanalogieen. es ist eine bekannte tatsache und auch psychologisch leicht verständlich, dass kleine wortgruppen eine ziemlich starke neigung zeigen, sich analogisch weiter auszubreiten. so hat die häufige aneinanderrückung von subject und verb in den kurzen sätzen ohne weitere satzglieder und die vermehrung dieses typus durch die enklise des verbs an ein satzbeginnendes subject viel zur festsetzung dieser stellung im germanischen beigetragen. ich sehe keine notwendigkeit, zur erklärung dieses satztypus logische erwägungen heranzuziehen. daher möcht ich es grundsätzlich ablehnen, zwischen dieser stellung und der abfolge verb subject nach spitzenbestimmungen einen zusammenhang zu construieren, wie es Ries (Wortst. im Beowulf s. 322) versucht. ist doch auch diese verbindung nicht im entferntesten so häufig wie die andere. bei inversion ist das subject sehr oft durch andere wörter vom verb getrennt.

Noch weniger kann ich ihm zustimmen, wenn er diesen gesichtspunct gar auf die gerade und ungerade wortfolge als solche ausdehnen will und der inversion einen gefühlswert als abnormität zusprechen möchte.

Auf solche wortgruppenanalogieen und nicht etwa auf logische beziehungen führ ich auch die wortstellungserscheinungen innerhalb der nominalen wortgruppen zurück. auf diesem wege

wird es verständlich, warum attribute und dergl. mit dem ersten satzglied vor das verb treten.

Mit den bisher angeführten erscheinungen ist die zahl der möglichen analogieen noch lange nicht erschöpft. sogar zwischen der blofsen klangwürkung ist analogie möglich. auf diese weise erklärt man die ausgleichung der wortstellung des hauptsatzes und nebensatzes in den mhd. sätzen mit *ie- -ie* oder in den logischen schlussformeln bei Notker.

Auf solchen analogiewürkungen beruhen alle grammatischen regeln. die logische begründung, mit deren hilfe sich diese mit dem nimbus der unumstöfslichkeit zu umgeben pflegen, ist etwas durchaus secundäres. aber gerade dadurch werden diese regeln so würksam. sie sind es die gewissen analogieen gegenüber anderen ebensogut begründeten die alleinherschaft verschaffen. einmal im laufe der sprachentwickelung ist sogar der versuch gemacht worden, mit hilfe solcher regeln analogieen, die in einer anderen sprache entwickelt waren, im deutschen zur geltung zu bringen. aber die sprache hat sich dessen erwehrt. der lebhafte protest Herders in den Fragmenten hat dem Deutschen die inversion gerettet, gegenüber dem bestreben, die im französischen geltende metaphysische ordnung der satzglieder durchzusetzen, dh. die erste stelle im satze für das grammatische subject zu reservieren.

Gefühlsbetonung.

Nunmehr muss ich noch einmal zu den occasionell betonten wörtern zurückkehren und zwar zur beschreibung der psychischen kräfte die diese betonung hervorrufen, zu der frage: welche wörter werden eigentlich betont? ein unterschied in der betonungsfähigkeit einzelner wortarten hat sich nicht feststellen lassen. jedes wort kann occasionell gehoben werden. dagegen ist längst festgestellt, dass diese betonung gewöhnlich in gefühlsmäfsig bewegter rede erscheint. gefühle sind es also, die zu der occasionellen betonung den anlass geben. dabei muss man auf einen von Elise Richter (aao. s. 17 ff) aufgewiesenen unterschied achten. es kommen nämlich dabei zwei gruppen von gefühlen in betracht, die welche den sprechenden beherschen, und die welche dieser im hörer erwecken will. im einzelnen wird es oft schwer sein diese beiden einflüsse auseinanderzuhalten, aber für die vorliegende frage dürften im allgemeinen die im

hörer zu erregenden gefühle die wichtigeren sein, weil und insofern es sich ja dabei um eine beabsichtigte würkung handelt.

Anschluss an den vorstellungsverlauf.

Das gefühlsleben des sprechers macht sich in anderer weise geltend. die gefühle vermögen nämlich die in gewöhnlicher rede übliche rücksicht auf den hörer zu verhindern. es ist ja sehr zweierlei, ob ich die worte so anordne, wie sie der hörer zur reproduction der in meiner rede zerlegten gesamtvorstellung braucht (ERichters sachliche, objective oder rücksichtsvolle wortfolge), oder so herausbringe, wie sich in mir aus der gesamtvorstellung die teilvorstellungen auslösen (ERichters persönliche, subjective oder rücksichtslose wortfolge). dieser unmittelbare anschluss der wortfolge an die vorstellungsreihe macht sich oft recht stark geltend, besonders bei kindern, mindergebildeten, dann aber auch im affect und in der lässigen umgangssprache. er ist von gröster bedeutung für die entwickelung der sprache, er ist es der die wortstellung aus erstarrenden regeln immer wider befreit. auf solchen anschluss an den vorstellungsverlauf dürfte die anfangsstellung des verbs im germanischen der ahd. zeit zurückzuführen sein. ebendarauf beruht auch die oben bei gelegenheit der langen sätze erwähnte möglichkeit, einzelne teile des satzes später nachzutragen. sehr hübsch hat Reis (Zs. f. d. ph. 33, 234) die zugrundeliegenden psychologischen geschehnisse dargestellt: 'Viele solche wichtige begriffe kommen seltener vor und sind daher nicht nur dem hörer, sondern auch dem sprechenden weniger bekannt. der redner kann den geläufigen begriff immer sofort aussprechen, einen weniger bekannten dagegen häufig erst später, am satzende'.

Logische verknüpfung.

Wo von einwürkenden gefühlen keine rede ist, weder solchen des sprechenden noch denen des hörers, da machen sich wider andere einflüsse auf die wortstellung geltend. als den wesentlichen unterschied zwischen der persönlich-rücksichtslosen und der sachlich-rücksichtsvollen wortfolge gibt ERichter (aao. § 21) an, dass die letztere immer eine anknüpfung gibt, dass da vom bekannten ausgegangen und allmählich zum neuen hinübergeleitet wird. in solcher ruhig rücksichtsvollen rede wird also so weit als möglich das zusammenhängende zusammenrücken. was eine beziehung zum voraufgehnden hat, wird an den satzanfang ge-

stellt, was zum kommenden überleitet, wird am satzende erscheinen. auf diesen grundsätzen beruht zb. die behandlung der demonstrativen vielleicht spielen sie auch in die schwierige frage der anfangsstellung des verbs herein. im innern des satzes ist die würksamkeit dieser logischen motive stark zurückgedrängt durch andere einflüsse, doch zeigen sich hie und da doch spuren davon. so benützt Delbrück einmal zur erklärung einer abnormen wortstellung im altnordischen den umstand dass die verbindung *annar maþr at óþrom* nicht getrennt werden sollte. hierher gehört vielleicht auch die beobachtung von Ries über die verschiedene anziehungskraft verschiedener satzglieder in spitzenstellung auf das verb im Beowulf (Wortst. im Beowulf s. 163).

Andere einflüsse mehr äufserlicher art treffen meist nur einzelne individuen. dazu gehört vor allem der einfluss fremder muster und die einwürkung der vorlage in übersetzungen.

DIE STELLUNG DER SATZGLIEDER.

Zum schluss wend ich mich noch einmal demjenigen einfluss auf die wortstellung zu, den man bisher als den wichtigsten, ja vielfach als den alleinherschenden betrachtet hat, dem einfluss der satzgliedbedeutung der wörter. richtig ist dass ihm diese stellung fürs nhd. und einige andere moderne sprachen zukommt. aber für unsere zeit trifft eben auch die voraussetzung zu die ich für die annahme einer solchen würkung als notwendig erklärt habe. wir oder wenigstens die gebildeten unter uns — die übrigen sind von deren beispiel abhängig — haben diese logisch grammatischen begriffe. sie sind uns in der schule eingeprägt worden, die begriffe sowol als die regeln für die wortstellung die auf ihnen beruhen. aber diese regeln sind etwas sehr junges. sie stammen grösteenteils erst aus dem 17 jh., der zeit der ersten theoretischen grammatiker. und durchgesetzt haben sie sich noch später (vgl. Burdach im Anz. XII 152 ff). erst von dieser zeit an sind wir m.e. berechtigt, der satzgliedbedeutung als solcher wichtigkeit für die wortstellung zuzusprechen. was in früherer zeit an scheinbar hierhergehörigen erscheinungen sich findet, glaub ich anders erklären zu können.

Die aufzählung der auf die wortstellung einwürkenden faktoren dürfte nicht vollständig sein. noch weniger hab ich voll-

ständigkeit in der anführung der möglichen anwendungen der einzelnen principien auch nur erstrebt. aber soviel ist jedenfalls klar geworden, dass wir bei der erklärung von tatsächlich vorgefundenen wortstellungen nicht einseitig uns auf irgend ein einzelnes princip verlegen dürfen, sondern dass wir immer mit der combination verschiedener einflüsse zu rechnen haben. um nur ein beispiel zu geben, verweis ich auf die verhältnisse im satzanfang: wir haben gesehen, dass sich dorthin die occasionell hochbetonten wörter drängen, dass aber anderseits dorthin auch naheliegende, den anschluss an das frühere vermittelnde wörter mit schwachem accent gestellt werden. damit concurriert schliefslich später noch die neigung, das grammatische subject an die spitze des satzes zu stellen. aber das geschieht erst in unserer zeit. für die ahd. periode sieht sich P.Feigl (pr. Melk 1904 s. 55) zu der erklärung gezwungen: 'das erste glied ist sozusagen vogelfrei: für seine besetzung gibt es keine grammatische regel, sondern nur logische und psychologische motive', und dann folgt eine sehr klare und richtige formulierung der eben geschilderten tatsachen. wer ohne voreingenommenheit an die frage herantritt, wird zu einer solchen resignation keinen anlass haben.

Es gibt eben kein einheitliches princip, das auch nur in einer bestimmten periode für eine bestimmte sprache alle wortstellungserscheinungen erklären würde. es ist zwar möglich dass irgend eine rücksicht besonders vorwaltet, dass sie durch theoretische regeln gestützt scheinbar die vorherschaft an sich reifst. doch auch dann ist der einfluss anderer motive nicht ausgeschaltet, sondern nur eingedämmt. das normale aber ist, dass die verschiedenen kräfte mit einander ringen, dass rhythmische neigungen und logische absichten des sprechenden neben- und gegeneinander sich geltend machen und dass schliefslich ein übermächtiges gefühl die aus dem zusammenwürken dieser factoren hervorgegangene ordnung über den haufen wirft, oder eine eigensinnig zusammenhaltende wortgruppe das gefüge durchbricht. wenn wir das alles im auge behalten, dann werden wir uns nicht wundern über das bunte bild, das die tatsächlich überlieferten wortstellungen bieten, und werden uns durch die gewöhnung an die starren nhd. regeln nicht verleiten lassen, ähnliches in anderen sprachperioden zu suchen.

Wien. **Clemens Biener.**

AUF ALTEN COLONISTENWEGEN.

Die nachfolgende skizze wurde veranlasst durch den namen der *Texuandri*, der sich weder aus dem keltischen noch aus dem germanischen erklären lassen will (vgl. Anz. XLI 7 f).

Nach Plinius 4, 106 wohnten die *Texuandri pluribus nominibus* zwischen Schelde und Maas. im j. 358 brach Julianus gegen die salischen Franken auf, die sich *olim* auf römischem boden *apud Toxiandriam locum* niedergelassen, und traf ihre gesandten, *cum Tungros venisset* (Ammian. 17, 8, 3). der name kann schon wegen des ablautes *Texu- Toxi-* nicht deutsch sein, erst in dem seit dem 8 jh. bezeugten *Taxandria* ist das fremde *o* wie auch sonst durch deutsches *a* ersetzt. alle drei formen galten dann lange nebeneinander [1]). an die *Texuandri* erinnert heute noch der ort *Tessenderloo* unweit der quelle der südlichen Nethe, der ebenso einen alten 'Texuandernhain' anzeigt wie das westlichere *Tungerloo* einen 'Tungernhain'.

Der name ist, wie schon der erste augenschein rät, in *Texu-andri*, *Toxi-andria* zu zerlegen. da das suffix noch in einer reihe von namen derselben gegend vorkommt, ist für sie alle eine gemeinsame erklärung nötig [2]. südöstlich von Gent ligt in Ostflandern *Merendra* (v. j. 967 f, Piot 56, Först. II [3] 2, 209, heute *Meerendré*), am Waaldeich prov. Geldern *Isandra* v. j. 864, *Isendra* 1088, heute Ijzendoorn (Först. II [3] 1, 1602), eine umgestaltung, welche in anderen namen seit dem 14 jh. bezeugt ist, 'in Utrecht' *Zevender* a. 1320 (Jellinghaus), in Gelderland *Vragender* v. j. 1188 (Först. II [3] 1, 928), *Deventer* an der Issel ist seit dem 9 jh. als *Darantria, Deventria* etc. belegt; in seiner nähe liegt *Hellendoorn*, südlich von Nimwegen an der Maas bei Cuyk die anhöhe *Holedorn* (Cramer s. 28). auch der fluss *Cisindria* der Vita Eucherii (Holder I 1031), ein quellfluss der Demer westlich von Tongern, gehört hierher.

Die beziehungen gehen weiter nach Westfalen. auch bei Lüdinghausen ligt ein alter freistuhl *Hollendoren* und noch westlich Pyrmont *Hellendören*, sö. Lüdenscheid *Attendarra* 1072, im 13 jh. *Attenderen*, heute *Attendorn* (Först. II [3] 1, 252), bei Koesfeld unweit Tungerloh ein freistuhl *Asendere* 1196, *Asenderen* 1289, 1354 *Asendorn*, nördlich Barmen-Elberfeld *Calendoren* 1381, heute *Callendoorn*; eine gleichnamige villa *Calantra* (in Michelbergere marca, Dronke Trad. Fuld. 6, 50. 117) wird im heutigen *Kaldern* an der oberen Lahn bei Marburg (Förstem. II [3] 1, 1627) gesucht.

[1] die belege bei Piot Les pagi etc. s. 74 ff.

[2] einige namen sammelte zuerst Quirin Esser Beiträge zur gallokeltischen namenkunde, Malmedy 1884, s. 33 ff. (danach FCramer Rheinische ortsnamen 1901 s. 85 f.). für Westfalen vgl. aufser Förstemann besonders das freilich ungesichtete material bei Jellinghaus Die westfäl. ortsnamen (1902 s. 12 f).

Linksrheinisch reichen die belege über die Eifel fort bis in die Moselgegenden. bekannt sind *Vallendar* und *Mallendar* am Rhein nördlich Ehrenbreitstein, letzteres 959 als *Malandra* (vgl. *Malandry*, 1186 *Malandrei* bei Sedan, Först. II [3] 2, 183), ersteres 1052 als *Valendre*, 1057 als *Valentro* etc. belegt. jenes jetzt *Maller*, dieses *Valler* gesprochen (Esser s. 36). ein zweites dorf *Valender* weist Esser unweit Malmedy nach und vermutet nicht uneben, dass auch *Malmundarium*—Malmedy erst von dem heiligen als 'a malo mundatum' umgenannt sei. seine vermutung, dass auch das auf alten karten für Hellenthal im kreise Schleiden genannte *Hellendar* oder *Helendar* hergehöre, wird durch das geldernsche Hellendoorn und Hellendören bei Pyrmont gestützt. für Trarbach ist *Travendrebach* a. 1184 der älteste beleg. die *Kolrender* (b. Manderfeld) erwähnt Esser s. 33, den *Medenderbach* in der Wallonie Cramer s. 85. isolierter, aber mit dieser niederrheinischen gruppe zusammenhängend ist *in villa vico Warandro*, *Warandra* der vita Geremari 'in pago Belvacensi' (dép. Seine inférieure), j. Vardes (Holder III 104) unweit der Texuandri.

Die französischen belege, auf welche schon Esser hinwies, bilden eine eigene gruppe um die Rhone. aus dem dép. Cantal nennt eine unechte urkunde[1] *Colandra villa* (heute *Collandre*) 'in pago Senonico' mit einer kirche des h. Martinus für das j. 490, der *Solondre* fliefst bei Lodève nw. Montpellier[2], *Simandre* ist dreifach bezeugt: im dép. Isère (nach Ritter), weiter rhoneaufwärts im dép. Ain, sowie südlich Chalon im dép. Saône et Loire. mehr nach der Loire zu fliefst die *Milmandra* (jetzt *Marmande*, nfl. des Cher), wie schon Mabillon in der vita Eustasii das überlieferte *Milinandra* verbesserte (Holder II 585). *Santander* an der nordküste Spaniens weist ebenso wie das benachbarte *Santoña* auf die *Santones* an der Garonnemündung zurück, wird also von der Rhonegruppe abgezweigt sein.

Ein drittes centrum ligt im südosten, besonders im vorderen Kleinasien. von hier sind die ältesten belege von flüssen der *Skamandros* in der Troas, der *Maiandros* in Karien und Phrygien. in Phrygien war nach Livius 38, 15 der *Alander* ein quellfluss des Sangarius. doch scheint die überlieferung gestört. aus Grofsgriechenland bei den Thuriern unweit Tarent nennt Strabo 280 den *Akalandros*, Plinius 3, 97 mit abweichender lautierung *Chalandrum* D, *thalendrum* F[2] (rel. *-landrum*), *talandrum* A, die heutige *Salandrella* mit dem orte *Salandra* an ihrem oberlaufe. *Antandros* am fufse des Ida war nach Alkaios eine stadt der Leleger, wo nach Stephanos 97 (Mein.) 100 jahre lang die Kimmerier herschten. unter den Sporaden nennt Plinius *Oletandros*, unter den Kykladen *Pholegandros* (6, 68, 69), vor der

[1] Pertz Diplomata I (1872) s. 118 unter den spuria.

[2] Holder III 1254 setzt auch für diesen fluss *Colandra* als grundform an.

lykischen küste die inseln *Telendos* und. durch andere namen getrennt, *Telandria*, die Forbiger ohne weiteres für identisch hielt (Kretschmer 308). in Pisidien stehn *Tymandos* und *Tymandros* nebeneinander. *Garandro* erwähnt der an. Rav. 106, 17. am issischen busen lag neben Myra *Myriandros* (so Plin. und Ptol.), bei Skylax *Myriandos* (Kretschm. 308 f). in *-andros* eine 'gräcisierung' zu sehen, geht wol zu weit. beide suffixe lagen offenbar nebeneinander, griechisch scheint sogar *-andos* bevorzugt. im binnenlande waren *Tarandros* (Steph. 602, 25) und *Bleandros* (Ptol. V 2, 25) phrygische orte. die spuren ziehen sich weit nach osten, beim Tigris nennt der an. Rav. den fluss *Gimandros* 68, 7 mit der provinz *Gimandrion* 66, 6, in Baktrien Ptol. 6, 11, 8 *Kuriandra*, beim Ganges das gebirge *Maiandros* (7, 2, 8), vor Persien Plinius 6, 110 die deserta insula *Cascandrus*.

Im eigentlichen Griechenland scheinen solche namen zu fehlen; ich kenne nur den mit dem kilikischen *Kelenderis* gleichnamigen küstenort *Kelenderis* in Argolis. erst im norden des Balkan finden sich wider belege: *Semendria*, serbisch *Smedrowo*, ist der alte serbische königssitz an der Donau, ein zweites *Smedrowo* ligt in Bosnien. *Beliandro* der tab. Peut. wird in Karnten gesucht.

Dagegen dürften hier auch die personennamen vertreter stellen. die Griechen, meister der anpassung fremden gutes, haben sie wol alle[1] ihrem *-andros* (von ἀνήρ wie -ήνωρ) zugerechnet oder angeglichen. doch kommt die etymologie hier zunächst nicht in betracht. sie gehören schon zum ältesten gut und scheinen besonders wider nach der asiatischen seite zu deuten. *Kassandra*, die tochter des Priamus, ist von *Kassandane*, der gattin des Kyros, und von Κάσσαν-α, einem ort in Magnesia (am *Maiander*) schwerlich zu trennen. *Alkandros* und *Isandros* (vgl. die pisidischen orte *Isinda*, *Isionda*) waren Lykier, *Asander* könig der Bosporaner und feldherr Alexanders, *Kassander* ein schwager des letzteren etc.

Dem griechischen fehlt das suffix, das in der nachbarschaft doch vorhanden gewesen sein muss und sich auch noch später vulgär verbreitet hat. das elchtier bei den skythischen Gelonen wurde von einem alten Griechen τάρανδος (DA III 16), bei Plinius wol richtiger *tarandrus* (8, 123) genannt, gleichnamig dem phrygischen ort, sodass der name vielleicht kein skythischer, sondern ein 'kimmerischer' war. der *salamander*, schon bei Aristoteles σαλαμάνδρη soll nach den wörterbüchern persisch-arabisch sein. Holma Zeitschr. f. assyriologie 28 (1914) s. 154 f bringt eine neue gleichfalls ganz unsichere assyrische etymologie. κάλανδρος (-α), die haubenlerche, mittellat. *calandrus*, mhd. *galander*, in dieser form spät (zuerst vielleicht bei dem Kilikier

[1] Bechtel-Fick Die griechischen personennamen (1894) s. 57 ff ua.

Oppianus) bezeugt, gehört sicherlich zu lat. *caliandrum, -endrum* 'hohe frauenfrisur' (schon bei Varro, griech. zu *κάλλυντρος* umgedeutet), kaum volksetymologisch aus *χαράδριος* oder *corydalus* entstellt. das gewürz *koriander*, lat. *coriandrum* wird von *κόρις* 'Wanze' (des geruches halber) hergeleitet, aber grade das griechische hat in seinem *κορίαννον* wider das suffix verändert. der *oleander* hat eine unklare geschichte; lat. *malandriae* (Plin.) sind 'blattern', mlat. *malandria* 'lepra', franz. *malandre* 'aussatz', eine orientalische krankheit.

Die verschiedenen geographischen gruppen hängen offenbar zusammen, deuten aber auf eine mehr sprunghafte verbreitung. Unteritalien weist auf den Balkan und Griechenland. ein Tarentiner münzfund von 80 philippern und 7 goldstateren Alexanders neben 7 solchen von Tarent stammt aus der zeit in der Alexander der Molosser nach 334 bei den Thuriern am *Acalandrus* (*Chalandrus*) eine befestigte colonie anlegte. von hier geht der weg nach *Colandra* bei der untern Rhone und weiter zum *Solondre* (im dép. Hérault), der mit den italischen *Salandrella* und *Salandra* den gleichen namen trägt, da die vocalverdumpfung vor *l* und *n* in Südostfrankreich durchaus gebräuchlich ist[1]. die reinere form bewahrt *Salindres* im benachbarten dép. Gard (nö. Alais). weiter noch lockt Gottfried Kellers Martin *Salander*, der ebenso wie der italienische minister *Salandra* nach einem entsprechenden orte benannt ist. *Sal-lander* ist nach dem Schweiz. idiot. III 1304 'spottname auf einen einfältigen dummschlauen menschen', und 'das dörfchen Saland spielte früher in jener gegend die rolle von Schilda'. die ältere namensform des dörfchens ist nicht überliefert. aber auch in 'AaRin' gibt es ein dörfchen Seelander, das nach Idiot. VII 688 aus Sel-land entstellt sein soll. vielmehr wird die 'entstellung' das ältere bewahren. Sahlander heifst der Heidelberger musikdirector.

Merkwürdig sind die drei *Simandre*, die von der Isère bis in die höhe von Genf reichen. es ist klärlich dasselbe wort wie *Semendria*. hier scheint die Donau die verbindung zu liefern. der weg zur Rhone ist nicht weiter als ins hannoversche Wendland, wo heute noch ein dorf *Simander* (sö. Lüchow) ligt, das nur von den serbischen Sorben oder deren genossen so benannt sein kann, zugleich ein vorserbisches *Simandria* verbürgend. die älteste bedeutung wird eine spottende gewesen sein, da nach Herodot 4. 23 die Skythen *σιμοί* 'stumpfnasig' waren, wonach auch die affen zubenannt sind (KZs. 33, 563). *Σίμας* hiefs ein Massagete im heere Belisars (Prokop 63). der name muss schon an der Donau zur geographischen benennung geworden sein. von den *Santones* an der Garonnemündung, die früh eine gröfsere seebedeutung hatten (vgl. Tibulls 'litora Oceani Santonici'), oder

[1] Meyer-Lübke Rom. lautlehre § 241. 251.

überhaupt dem südwestlichen Frankreich führt *Santander* (portus Victoriae?), heute der hafen von Leon und Kastilien, zur spanischen küste, wo neben dem benachbarten *Santoña* widerum *Colindres* auftaucht, dem noch ein letztes *Collantres* an der nordwestspitze Spaniens unweit Coruña (Müllers Ptolemaeus I 156 anm.) folgt.

Eine landverbindung mit der niederrheinischen gruppe ist nicht zu erkennen. aus Süddeutschland vom Alpenvorlande bis zur Lahn und Mosel, ebenso aus dem centralen Frankreich fehlen die belege. gleichwol ist von dem calabrischen *Chalandrus*, südfranzösischem *Colandra* das *Calantra* der trad. Fuld., dessen *t* erst hochdeutsch ist, unmöglich zu trennen, ebensowenig *Calendoren* nördlich Barmen-Elberfeld. von ihnen unterscheidet sich das nordwestfälische *Hollendoren* (wie Holland?) etc. nur durch die lautverschiebung, die tönende gruppe *-ndr-* blieb unverändert, während die verdumpfung von *al* zu *ol* ebenso wie im südfranzösischen dialektisch begründet ist. lautlich dem *Calendorn-Holendorn* nahe stehn die gleichfalls verschobenen *Hellendoren* etc. in der alten überlieferung berühren sich *κελ-* und *καλ-* mehrfach, zt. in denselben namen (vgl. *Κελαμαντία* neben *Καλαμαντία* in Ungarn Ptol. II 11, 15 ua.), doch mag alter umlaut vorliegen.

Unverschoben wird auch *Attendarra* bei Lüdenscheid sein, für das es manche anknüpfungen gibt, verschoben dagegen *Darantria, Darentria,* sogar mit dem innern *t* für *d*, das sich auf niederdeutschem boden sonst überhaupt nicht erklärt. der stamm ist weder aus dem germanischen noch aus dem keltischen erhalten: hier an der Issel, wo noch mehrere bäche zusammentreffen, läge arisches *dher- dhor-* (altind. *dharati* 'strömen, laufen', wozu auch germ. 'tau', griech. ϑοϝος) dem sinne nach nahe. bei *Isandra* und *Asendere* mag an die lykischen *Isandros* (vgl. das pisidische *Isionda* und das franz. *Is(s)ando* a. 573, heute *Yssandon*, dép. Corrèze nahe den Islaquellen, Holder II 72) und an Ἄσανδρος erinnert werden.

Nach diesem befunde stehn den drei unverschobenen namen im süden der Ruhr vier verschobene nördlich der Lippe gegenüber. erklären lässt sich dies nur aus der annahme, dass die Germanen das südliche berg- und waldland erst nach der lautverschiebung, die nördlichen ebenen bis zum Rhein dagegen schon vorher besetzten und am ufer auch wol südlicher vordrangen. dies würde zu unsern sonstigen auffassungen und den archäologischen tatsachen stimmen. von *Valandra* und *Malandra*, die beide in der Wallonie widerkehren, kann das erstere sein F wol nur im germanischen erhalten haben. *Malandra* wird zu dem mlat. *malandriae*, vielleicht auch späterem mlat. *malandrinus* 'räuber, strolch' gehören.

Linksrheinisch liegen die verhältnisse noch schwieriger, weil die fränkische occupation vieles importierte. *Trarender* und *Kol-*

ender sind schwerlich verschoben, *Valender* wird importiert sein, *Medender* und *Merender* bieten keinen anhalt. die *Cysindria* erinnert an *Cisonium* v. j. 837 bei Tournai, heute Cysoing (Piot s. 41). bei den *Texuandri* spricht schon die umgebung gegen die verschiebung. an griech. *Δέξανδρος*, *Δόξανδρος* wird wol niemand denken. der stamm ist derselbe wie in dem seit 962 belegten *Texla*, *Thexla*, *Tessala* etc. (später *Destelberge*) in Ostflandern, cant. Termonde (Piot 61. Först. II [3] 2, 1025) und dem namen der insel Texel, in Lorscher aufzeichnungen des 8 jh.s *Thesla*, *Tesle*, in holländischen des 10 jh.s *Texla*, *Texele* etc., vielleicht auch dem niederhessischen *Thesli* (seit 1020). die wol alle mit den *Ταίζαλοι*, *Ταίξαλοι*, *Τεξάλοι* an der kaledonischen küste (Ptol. II 3, 9) nebst dem *Ταίζαλον ἄκρον* (II 3, 4), Kinnehead, grafschaft Banff zusammenhängen, wo auch ein kleiner fluss Isla (*Καίλιος*, Celius?), nebenfluss des Doberan, sowie südlich davon eine gröfsere Isla in den Firth of Tay fliefst. auch dies zeugt gegen germanischen ursprung. wie von den südöstlichen namen der *Texu-*, vater des Veldes aus Adamklissi, zu ergänzen ist, steht dahin, ebenso die beziehung zu den zahlreichen *Τάξιλος*, *Ταξίλης* etc. (Müllenhoff DA. III 121. Justi Eran. namenb. 321. auch skr. *takšati*, lat. *texere* etc. 'mit kunst verfertigen, zimmern' gäben wenigstens die möglichkeit einer erklärung).

Wie von den namen keiner eine klarliegende deutung aus dem germanischen oder keltischen zulässt, ist auch das suffix ungermanisch. man kann nicht einmal sagen, ob es noch productiv fortgewürkt hat und an einheimische wortstämme, was ja nahe läge, frei angefügt werden konnte. schon an seiner ursprungsstätte gehört es zu den ältesten überhaupt nachweisbaren. wer seine ahnen verfolgen wollte, müste wol zu den 'Chetitern' und deren genossen emporsteigen. der karische demos *Tarkondara* wird mit der ganzen besonders lykisch-kilikischen Tarkonsippe von dem schon in einem Amarnabrief genannten könig Tarchondaraus und dem gotte Tarku nicht zu trennen sein (Kretschmer s. 362 ff. EdMeyer Gesch. d. altertums[2] I 2, s. 625), ebensowenig wie *Brikindara* (s. 310) und *Βρυγίνδαρα*, *Βρυγινδάριος* (Fick Vorgr. ortsnamen 46) von der Berecyntia (vgl. *Βρέκυν*, *Βρέκυντα* bei Hesych) und vielleicht den Brygern. durchweg handelt es sich um das fortgebildete suffix *-anda-ra*, und es wäre nicht unmöglich, dass der zwischenvocal im niederdeutschen wie im kilikisch-griechischen *Kelenderis* noch wider zum vorschein käme ...

Halten wir uns nur an die vorhandenen belege, was zunächst jedenfalls das ratsamste ist, so befinden wir uns mit ihnen auf der alten route von der kleinasiatischen küste nach der untern Rhone, wo sie vermutlich mit dem donauaufwärts führenden landwege zusammentraf. von hier zeigt sich nach

norden keine directe fortsetzung, wol aber nach der Garonne und der spanischen nordküste mit Santander, Colindres und Collantres. der seeweg nach den mündungen der grofsen flüsse und wol auch der britannischen küste ist alt befahren. an den mündungen der Garonne und Loire, besonders in der südwestlichen Bretagne, sind depotfunde der bronzezeit geradezu gehäuft, an der Seine schon spärlich, während sie nördlich davon fast zu fehlen scheinen. leider lässt die karte bei Déchelette II 1 die genaueren chronologischen unterschiede nicht erkennen.

Wie stabil die schiffahrtsverhältnisse waren, lehrt das scholion 99 (96) zu Adam vBremen, das bei der umsegelung Spaniens die distanzen fast so angibt wie Avienus oder nach Müllenhoff der älteste Periplus. von Far (Ferrol an der spanischen nordwestecke, andere denken an das Cap de Vares) bis Leskebona (Lissabon) sind es 2 tage und 2 nächte. ebenso bei Avien vom Aryi jugum zur Tajomündung 'bidui cursus'. von Leskebona zur meerenge 3 tage und 3 nächte, ebenso bei Avien, von dort über Tarragona und Barcelona nach Massilia 6 tage und 5 nächte, bei Avien, wo der ausgang aber nicht sicher ist, bis Pyrene 7 tage (wie bei Seymnos). die bei Avien fehlende distanz über den biscayischen busen vom Aryi jugum zur Oestrymis wird im scholion auf 3 tage und 3 nächte (von SMathias-SMahé vor Brest nach Far) angegeben, was zu dem *ἡμερῶν τριῶν πλοῦν* von dem in dem Pytheasfragment unbestimmt gebliebenen ausgangspunct nach *Οὐξισάμη* stimmen würde (DA. I 371). im Periplus lässt sich die route hier noch genauer festlegen. auf das Aryi jugum folgt zunächst das vorgebirge der Venus (Veneris jugum) nebst zwei inseln. Müllenhoff (DA. I 99) meint 'weder die göttin noch die inselchen helfen die lage des vorgebirges näher bestimmen'. er sucht es im innersten winkel des busens. die Venus ist dieselbe Venus marina wie in Gades (*Veneri marinae consecrata est insula* 315), die alte Aphrodite-Astarte, und die beiden inselchen liegen vor Santander: die eine, die Isla de Santa Marina, bewahrt heute noch den lateinischen beinamen der göttin, die andre ist die Isla de Mouro (vgl. zb. Andrees atlas 91/92). hier findet auch die bei Avien vermerkte cursänderung statt. bis zur mitte des busens (der geographischen breite nach) war wider zu Pytheas stimmend (DA. I 370 f.) westwind, jetzt südwind nötig (76 f. DA. I 100). es folgt der kantabrische seeweg von Santander ziemlich grade nördlich zur Bretagne. von SMathias nach Prol (Prawle), dem südlichsten vorsprung von England bei der zinnküste westlich Darthmouth[1], war es ein tag. bei Avien von der Oestrymnis

[1] auch die hollandischen und rheinischen kreuzfahrer legten 1217 nach den Annal. Colon. max. (MG. 17, 829) 'apud Dertemudin' an, von wo die fahrt nach SMatheus 'in finibus terrarum' und 'ad portum Phare' weiter ging.

nach Albion naher als die zweitägige fahrt nach Irland, die mehr als doppelt so lang ist, von Prol nach Sincfal in Flandria 2 tage und eine nacht, von dort nach Ripa in Jütland 2 tage und 2 nächte. Von Massilia setzt das scholion die route nach Messina fort (4 tage und 4 nächte) und endet nach 14 tagen und 14 nächten in Accharon (Akka), so nochmals den ganzen ältesten schiffahrtsweg durchmessend. es zeigt sich zugleich, wie sehr Himilco übertrieb oder unter misgeschick zu leiden hatte, wenn er den weg von Karthago nach den zinninseln nur *mensibus vix quattuor* (Av. 117 f) zurücklegen konnte.

Auch namen bieten manch einen anhalt. der fluss des zinngebietes, der *Τάμαρος* (Ptolem. II 3, 13) mit dem orte *Ταμάρη* (heute Tamerton bei Plymouth) an seiner mündung kehrt als *Ταμάρα* (II 6, 2) oder bei Mela *Tamaris* (heute Tambre) an der spanischen nordwestecke wider, Plinius nennt seine anwohner Tamarici, wie auch bei den Kantabrern *fontes Tamarici* (nach Holder Fuentes divinas bei Guardo) *in auguriis habebantur* (31, 23). das städtchen Tamaris ligt am busen von Toulon auf ligurischem boden. der Tamarus (heute Tamero) fliefst in Campanien. an der ostküste Siciliens zwischen Messana und Tauromenium lag Tamaricio vel Palmae (It. Anton. 87), heute Torre di Palma: dies sicher punisch oder phönikisch, da semit. *tamar* 'palme' (auch das phönikische münzbild) in orts- und flussnamen häufiger ist und in solchen leicht weiter getragen werden konnte. Tamera scheint auch der älteste beleg für die belgische Demer (10 jh. Först. II 2, 1021) zu sein.

Von Sicilien und Süditalien sind öfters coloniale gründungen an die ligurische küste geführt. sicilische namen kehren an der Riviera wider: Entella, Segeste, der elymäische Eryx mit dem gewis aus phönikischer cultur hervorgegangenen tempel der Aphrodite als fluss Entella, Segeste, Portus Erycis, Portus Veneris (Kiepert Lehrbuch § 401, 2). Müllenhoff hielt beide gruppen für phönikisch (DA. I 21. III 177), aber die erycinische Aphrodite war auch im griechischen cult berühmt und sogar in die Aeneassage verflochten. von der önotrischen, angeblich von den Phokäern gegründeten küstenstadt Velia in Lucanien wird das ligurische Veleja = fundo Velabras (Buelabras CIL. XI 1147: I 59. V 41. VI 34) hergeleitet. Velabrum hiefs auch der alte vielleicht von Velia aus beschickte gemüsemarkt in Rom nahe dem Tiber und dem Veliabezirk, Vel- ist in ligurischen namen häufig (DA. III index), das nordspanische Veleja lag neben Alba, die irischen Velabri an der Shannonmündung (s.u.) sind davon schwerlich zu trennen.

An der spanischen nord- und nordwestküste ist mit einem stärkern griechischen einschlag zu rechnen. einen teil Cantabriens sollen nach Asklepiades, einem älteren zeitgenossen des Posidonius, ua einst Lakonier besessen haben (*τῆς Καντιαβρίας*

μέρος τι κατασχεῖν Λάκωνας καὶ οὗτός φησι καὶ ἄλλοι Strabo 157). der name ist seinem suffixe nach weder iberisch noch keltisch. schon Stephanos bemerkte *οἱ οἰκήτορες Καντάβροί ὡς τῆς Καλαβρίας Καλαβροί* (vgl. die dardanischen *Γαλάβριοι* Str. 316 und griechische bildungen wie *μολοβροί* 'landstreicher' von *μολεῖν* 'gehn'). dasselbe gilt von den benachbarten *Ἄρταβροι*, denen Seneca verwantschaft mit den Corsen anmerken wollte. für die *Ἀροτρέβοι* erst der spätere keltische name ist (*οἱ δὲ νῦν τοὺς Ἀρτάβρους Ἀροτρέβας καλοῦσιν* Str. 154). die *πλέοντες καὶ χρώμενοι τοῖς τόποις* (Str. 154) werden manche in der geographie fortwürkende namen eingeführt oder umgebildet haben. für die seeorientierung und den handel[1] blieb Cantabrien wichtig. da der zwischen Spanien und Irland gelegene ocean auch nach ihm zubenannt wurde (bei Mela, Ptolem., Claudian), wie denn auf der andern seite die Velabri am Shannon, von wo die irischen Silvermine mts. am leichtesten zu erreichen waren, gleichfalls dem Oceanus Cantabricus zugekehrt waren (Orosius). auch das vor Lusitanien gelegene inselchen Londobris (Ptol.) wird dem suffixe nach hergehören.

Eine gröſsere griechische colonie bestand seit alter zeit am unteren Minio. Plinius 4, 112 nennt hier *Helleni, Grovi* (*Gravii*), *castellum Tyde, Graecorum subolis omnia*, Mela die *Grovii* (*Gravii*). Silius Ital. 3, 366 *et quos nunc Gravios violato nomine Graium Oeneae misere domus Aetolaque Tyde.* Tuy am Minio bewahrt heute noch den namen des Tydeus, sohnes des kaledonischen Oineus, und in den Grovi, Gravii werden mit Silius die alten Graier zu suchen sein[2]. die Graier und Tydeus gehören zusammen. die Graier aus Epirus, wo ihr name zuerst bezeugt scheint, werden von Unteritalien den weg einerseits zu den Graischen Alpen, anderseits nach Spanien gefunden haben.

Wie die alten über diese küstenverhältnisse dachten, spricht Hieronymus aus, der sich auf Varros Antiquitates 'ceterosque eruditissimos viros' beruft, wenn er versichert: *videbimus paene omnes insulas et totius orbis litora terrasque mari vicinas graecis accolis occupatas, qui ... omnia maritima loca usque ad oceanum possedere Britannicum* (Migne 23, 952, auch bei Norden s. 161 anm.). des Plinius *Britannia insula clara G r a e c i s nostrisque monimentis* (4, 102) scheint uns allerdings etwas weitgehnd. den griechischen klang der von ihm *inter Hiberniam ac Britanniam et infra* gelegenen inseln wie Andros, Axanthos führte Müllenhoff DA. I 385 auf griechische quellen und schlieſslich auf Pytheas zurück. an Andros erinnert die kleine im

[1] einen depotfund von 12 äxten, also wol der bronzezeit, aus einem cantabrischen see, in den der blitz geschlagen, erwähnt Sueton Galba 8.

[2] Kretschmer s. 280 lässt messap. *Graivaihi*, das Helbig heranzog, wol nur aus vorsicht beiseite.

wechsel von ebbe und flut in der Garonnemündung liegende insel Antros (Mela 3, 2, 1), heute Médoc, und das wol nur latinisierte Antrum, eine Loireinsel nahe der mündung (Holder)[1], Axanthos ist Uxantis, gleichnamig mit dem apulischen Ὄζαντον-Uzentum, heute Ouessant, des Pytheas *Οὐξισάμη*, zu den gegenüber liegenden Ossismi gehörig. die Oestrymnides, die Zinninseln des Periplus, könnten im stammworte wol iberisch sein, da baskisch *hoisdur* 'homme vigoureux, constant dans le travail' (Azcue II 103) bedeutet, vgl. die 'gentis efficax sollertia' bei Avien 99. das suffix *-υμνος* nennt Fick 28. 53 'echt kleinasiatisch'.

Die historischen nachrichten über die entdeckung Britanniens werden mannigfach zu ergänzen sein, wenn dereinst die archäologischen verhältnisse dieser gegenden und die historische namenkunde mehr geklärt sind. an den ligurischen fluss Rutuba, heute Roja (Plin. 3, 48) erinnert der britische hafen *Rutupiae* nördlich von Dover (Ptol. II 3, 12 etc.), auch *Rutubi portus, qua excipit ex Gallia et Hispaniis navigantes* (Comm. Luc. Usener), *Rutubi portus* (Orosius, Beda), ebenso an der mauretanischen westküste der hafen *Rutubis* (Plin. 5, 9). die Tyrrhener wollten zur zeit ihrer seeherschaft (vor 472) auf den glückseligen inseln eine colonie anlegen, wurden aber von den Karthagern daran gehindert (Diodor 5, 20). bei Albion wird man immer wider an den in 'ligurischen' namen 'am häufigsten von allen' vorkommenden wortstamm, auch an den Herkulesgegner Albion, Ἀλεβίων auf dem ligystischen steinfeld erinnert, bei den *Silures* im südlichen Wales an sonstige bergnamen, den südspanischen *Silurus mons* (Avien), den kalabrischen *Sila mons*, wol auch die gallische insel *Silumnus* und schon das kleinasiatische 'demotikon' Σιλύριος (Fick s. 46). bei englischen namen ist mangels älterer belege meist nicht zu entscheiden, wieweit sie jünger oder gar modern sind, wie 'Mizen head' im südwestlichen Irland neben Misenum, cap Miseno, Strumble head[2] in Südwales neben der heutigen liparischen insel Stromboli und dem berg Strombolo an der kretischen küste. die Griechen schrieben zwar Στρογγύλη (wie bei der vor Karthagena gelegenen insel und sonst), aber der sitz des Aeolus wird eher nach dem wirbelwind (*στρόμβος*), der auch den Odysseus nach der insel zurücktrieb, als nach *στρόγγυλος* 'rund' zubenannt sein. Achill head auf der Achillinsel in Westirland erwähn ich, weil nach den Ann. Col. aao. Achilles auch an der Tajomündung neben seinem gefährten Ulixes — wie bei Lykomede auf Skyros — domiciliert war.

[1] an den 'hafen der beiden rahen' des Polybius etc. erinnert die Porto [illegible] auf der kleinen insel Yeu (insula Dei) südlich der Loiremündung (anders Zimmer BSB. 1910 s. 1112).

[2] [illegible] die Phoeniker, denen die Griechen folgten, legten auf landspitzen (head) und küsteninseln ihre factoreien an.

Merkwürdig ist das hinübergreifen der namen selbst nach Kaledonien. außer den *Τέξαλοι* weisen die beiden Isle nach Holland und weiter nach süden, wo bei den Santonen eine Isle — die vierte — in die untere Dordogne fließt, während der name sich in den Alpen zu verlieren scheint. am Teith ligt wider ein ort Callander, das Winandermere (Windermere), der gröste see der englischen Schweiz, mit einem gleichnamigen ort an den bergen von Cumberland nahe der küste. auch Colwend am Solway Firth sei wegen der wallonischen Kolwender erwähnt. es sollte mich nicht wundern, wenn auch die Caledonia noch nach dem alten *Καλυδών* des Oineus-Tydeus zubenannt wäre. alle tradition endet in Amerika mit Callander im staate Ontario am großen und dem doppelten Windermere am kleinen Nipissingsee und am Columbiafluss in British Columbia. ...

Von Tarent und den campanischen städten aus muss zeitweise eine verbindung mit der nordfranzösischen küste bestanden haben. die im hinterlande des canals, besonders um Amiens und Péronne gefundenen Tarentiner goldstater, die mit ihren keltischen nachprägungen bis in die nähe von Boulogne reichen, bilden eine bemerkenswerte kleine gruppe[1], die sich freilich nicht entfernt mit den ganz Mitteleuropa beherschenden Philippeern messen kann. sie beginnen wie diese gegen ende des 4 jh.s und enden mit der unterwerfung von Tarent i. j. 272, während die nachprägungen lange fortdauern. es handelt sich dabei nicht um einen, sondern um drei Tarentiner typen (Amphitrite und Dioskuren, Herkuleskopf und Taras, Amphitrite und Taras). später traten nachprägungen von münzen der von den Römern besser behandelten campanischen städte aus der umgebung des golfs von Neapel, die den Franzosen auch den 'gallischen' hahn brachten, an deren stelle, von Cales, Suessa ua. dies historische fortwürken zeugt gegen bloße verschleppung. es mögen schon die ausläufer älterer beziehungen sein. mitgewürkt haben wol auch, wie einst in Kleinasien, die politischen katastrophen, der untergang des 'großen Griechenland', der blühende städte vernichtete und ein reiches land verödete, dem der Hannibalkrieg dann den letzten rest gab, und — wie heute — so manche *φυγάδες* in die damals noch offene ferne getrieben haben wird.

Die flandrische küste und die Rheinmündungen sind offenbar später besiedelt und in den südlichen gesichtskreis getreten. nach dem Periplus war der *cuspis Ligurum* jenseit der kältestarrenden Oestrymnis wegen der angeblichen bedrängung durch die Kelten *cassus incolarum*. das südliche Holland scheint merkwürdig lange fundarm oder fundleer geblieben zu sein. trotz

[1] Adrien Blanchet L'or grec dans le nord de la Gaule belgique, Rev. numism. (Paris) 1905, s. 160 ff. Forrer Keltische numismatik (1908) s. 93 f.

einzelfunden, einem zonenbecher ua. weil hier 'fast jede spur einer früheren cultur fehlt, muss diese Hallstattcultur [mit der die gräber beginnen] von diesen menschen selbst mitgebracht sein'[1].

Wieweit sie ins erste jahrtausend v. Chr. hinaufreicht, bleibt festzustellen, wie der archäologie hier überhaupt eine wichtige aufgabe zufallt. über die 'Hallstattgräber' der Brabanter heide erführe man gern etwas näheres. das während der besetzung über vorrömische funde in Belgien und Nordfrankreich ermittelte sollte bekannt gegeben werden, wenn es auch noch so aphoristisch ist. auf Nordwestdeutschland habe ich öfter, ohne erfolg, hingewiesen. spröde ist das vorrömische material hier allerdings, aber historisch um so wichtiger.

Soweit zuzug von der küste in betracht kommt, wird an zusammenhang mit der neuen 'brettanischen' orientierung wol zwischen 500 und 300 zu denken sein, die von der Zinnküste ablenkend auch für den südhandel die nächste überfahrtstelle fand. Pytheas, der den neuen namen zuerst nennt, wird der schiffahrt schon mehr gefolgt sein als sie vorbereitet haben. Polybius, die älteste directe quelle, schreibt 3, 57, 3 *Βρεττανικαὶ νῆσοι*; ebenso Strabo in citaten nach Pytheas und Eratosthenes. sonst, auch in alten citaten, *Πρεττα-*. Diodor schwankt. doch bleibt *Βρεττα-* die überwiegende form (Holder s.v.). der unterschied war wol nur ein orthographischer, der auch das härtere b ausdrücken sollte. lateinisch ist *Brit(t)an(n)i*. die kurzformen *Βρεττία*, *Βριττία* treten neben den älteren militärischen *Brittones* erst zuletzt hervor. auch kymrisch *Prydain* setzt wol schon *Britania* voraus. entgegen Zimmers deutung nach irischem *cruithnech* 'piktisch' (zu kym. *pryda* 'malen') als 'insel der tätowierten' bezeichnet Pedersen Vergl. gr. I 365 die etymologie des Piktennamens wider als 'unbekannt' und mit demjenigen der *Britanni*, an dessen deutung er nicht rührt, vermischt. *Britanni* nennt Plin. 4, 106 auch an der untern Somme; von hier könnte der name ähnlich auf England wie der Germanenname von der linken auf die rechte Rheinseite übertragen sein. die calabrischen Brettier, zu denen so manche fäden hinüberleiten, hiefsen *Βρέττιοι*, ihr land *Βρεττία*, *Βρεττιανή*, später *Bruttii*, *Brittii* etc. (Thes. ling. lat.). dies bedeutete nach Diodor *δραπέται* 'davonläufer, ausreifser', nach Strabo 255 *ἀποστάται* 'abfallende, abtrünnige' und wurde für solche sclaven gebraucht, hatte aber sicherlich ursprünglich auch seinen allgemeinen sinn, der eine weitergehnde anwendung gestattete. ausgestorben ist der name am ocean auch diesseits der küste wol nicht, wo er mit der invasion des 5/6 jh.s eine grofse ausbreitung gewann. nördlich der Somme bewahrt ist Verton, auf merovingischen münzen

[1] Holwerda Das grabfeld von de Hamert bei Venloo (das er s. 77 wol zu spät ansetzt) s. 19.

Bertuno (Holder I 408) mit der hier üblich gewordenen metathesis wie in Wolframs *Bertûn* (Martin zu Parz. 71, 8), in flandrischen namen (Först. II³ 1, 422), in *Bertanga* der Thidrekss., ua. auch im rheinischen *Birten* (*Bertunum* bei Gregor, *Beurtina* Geogr. Rav. etc.), das Cramer 129 auf **Verodunum* zurückführen wollte. für die chronologie ergibt sich hieraus aber nichts. eher beim benachbarten *Xanten*, das meist nach dem *ad Sanctos* der Annal. Xant. oder *Sanctis* auf die 'heiligen' märtyrer bezogen wird (Cramer). bei Widukind II 17 heifst es *Xantum* (*Xanctum*, *Sanctum*), *Sanctum* auch sonst, mhd. *Sante*, *ze Santen*. es ist wol derselbe name wie die *πόλις κελτική Santis* (Steph.), das heutige Saintes. keltisches *Mediolanion*, hauptstadt der *Santones*, die mit dem christentum alsbald auch *Sanctones* etc. mit der stadt *Sanctona*, *Xanctona* (Holder II 1354) werden. Bei Xanten sind 1879 im 'Verhardt' im Marienbaumer wald hügelgräber aufgedeckt. bei der seestellung der Santones[1] wäre ein zusammenhang möglich, der dann wol in die vorrömische zeit hinaufreichte.

Das meiste interesse beansprucht der wie ein leitfossil unsere ganze gruppe begleitende name *Chalandrus*, *Calandra*, *Colandra*, *Callantra* etc. das stammwort ist als simplex, in zusammensetzungen und mit verschiedenen abwandlungen in unserer sphare sehr verbreitet. wie das campanische *Cale* hiefs der *Portus Cale* (woher Portugal) bei den *Καλλα-ικοί*, auch die *Cala villa* im *pagus Calensis* (Chelles bei Paris) ua. (Holder s.v.). die griechische form ist *Καλησία* (wonach *Cales* und *Kales* — *Kalaisia* — *Calais*?), das bithynische *ἐμπόριον* flectiert *Κάλης*, *Κάλητος*, wie die *Caletes*, angeblich die 'harten' oder 'helden' an der untern Seine. es mag mit dem worte noch eine besondere bewantnis haben, für unsere verhältnisse wäre wol auch eine erklärung möglich. wenn die Kalener den hahn zu ihrem wappentier machten, haben sie gewis an lat. *calare*, *καλεῖν* 'rufen' gedacht, ist doch auch altind. *uṣa-kalas* 'der in der frühe rufende' ebenso wie altir. *kailech* (**kalikos*) der hahn. ein teil der Gallier hat ihn nicht unpassend dem reisegotte und beschützer der viatores, die auch früh bei wege sein musten, zugesellt. dies 'rufen' gehört schon zur ältesten verfassungsterminologie, vgl. *ἀγορήνδε καλέσσαι* Il. 20, 24, *ὅσοι κεκλήατο βουλήν* 'so viele zum rate berufen' ua. die *ἐκ-κ[α]λησία* (vgl. die *ἱερὰ σύγκλητος Γερμηνῶν*) war die versammlung des demos oder eines ausschusses desselben; die *comitia calata*, in denen nach Mommsen einst die könige ihre inauguration erhielten, sind nach der berufung durch die pontifices benannt; die *curia Calabra* auf dem capitol diente nach Mommsen ursprünglich zur senatsversammlung. in Tarent hiefs

[1] Zangemeister wollte CIL. XIII 6607 die Santones dem Deus Santius von Miltenberg zu liebe aus dem Odenwald herleiten, dem andere wegen der beabsichtigten auswanderung der Helvetier zustimmten. aber die seestellung der Santones erregt doch bedenken

der öffentliche herold *calator* — nach dem Tarentiner heroldstab mit der messapischen aufschrift *Blatϑihi kalatoras Baletϑihi* 'des Blattus, heroldes von Baletium'.

Calanda war aber auch ortsname. *Κάλανδα* lag in Lydien (Kretschm. 310), *Calanna* im südlichen Calabrien war wol nichts anderes, ebenso *Casa Calenda* am Biferno und *Sesto Calende* am Lago Maggiore und das bairisch-schwabische *Kal'endin* v. j. 1196 (Först. II³ 1, 1625). die spanische *Colenda* (bei den Arevaci) hat schon bei Appian dunklere färbung, wie in sonstigen alten worten. die rätische *Calanda* bei Chur mag als vorläuferin der späteren Curia ursprünglich die gegend und nicht schon den bergstock bezeichnet haben, der kleine 'brüllende' see *Calendari* auf der Arosenalp[1] überhaupt nach seinem lauten getön bei nahendem unwetter benannt sein. *Calandinus, Calendinus* ist in manchen gegenden (Kärnten, Steiermark, s. Holder) ein häufiger beiname, auch für eine *Bruttia Calandina* und einen *Kalendio n atione) R(aetus)*. das wort hat dann eine merkwürdige, noch ungeklärte fortsetzung gefunden in den niederdeutschen, etwa seit 1200 bezeugten halbgeistlichen vereinen der Kalande oder Kalandsbrüderschaften[2], deren jährliche sitzungen oft in schwelgereien ausarteten.

Da *-anda* und *-andra* die nächstverwanten suffixe sind, mag auch *Calandra* ebenso wie *Calanda* eine berufene versammlung, einen offiziellen versammlungsort, auch wol die gerichtsstätte (vgl. die westfälischen freistühle) bezeichnen und so sich die weite verbreitung des namens erklären[3].

Es wären keine Griechen und Griechengenossen gewesen, hätten sie nicht auch ihren mythus herbeigerufen, ihres stärksten vorkämpfers, des Hercules, und ihres ältesten pioniers, des Ulixes, sich erinnert. solche märchen sammelte Timagenes, 'diligentia graecus, ex multiplicibus libris' (Amm. XV 9, 2 f).

[1] Kohlrusch Schweizerisches sagenbuch (1854) s. 253 ff.

[2] Wilda Das gildenwesen im mittelalter (1831) s. 352 ff. Bieling Die Kalandsbrüderschaften bes. der diözese Paderborn, Zs. f. vaterl. gesch. 1872 s. 175 ff, wo s. 191 noch ein hinweis auf Ungarn ua., fur Dänemark Kalkar Ordbog II 469 ff.

[3] Man könnte für das häufiger auch in bergnamen vorliegende *Kala- Kal-* (vgl. Cramer s. 77) andre anlehnungen suchen. aber wenn das bairische *Chalemunz* einen ringwall hinter sich hat, *Cheleheim* (Kelheim) den grösten ringwall Niederbaierns, so mögen auch sie hier anzureihen sein. bei dem elsässischen *Chalmont*, dem vorläufer des Nannenstól (Zs. 49, 477) wäre an religiöse bedeutung zu denken. — die flüsse *Kall, Calla* etc. sind wol wie der Kalendarisee die 'rauschenden'. — die lerche wird nach ihrem singen *caliandrus*, wie die grille mlat. *calandrus* nach ihrem lauten zirpen benannt sein.

Andere herkunft hat das mittelalterl. 'griechische' *chelandrium* (byz. χελάνδιον) etc., auch 'more graeco' *zalandria, salandria* 'grofses ruderschiff, galeere' (Ducange), das vor allem zu unseren binnenländischen orten nicht passen will.

einige versicherten danach, dass *Dorienses* (so die hss.) *antiquiorem secutos Herculem oceani locos inhabitasse confines* [1], selbst die ortsbewohner, dass Hercules auf seinem zuge gegen Geryones nach Gallien gekommen und die gegenden *suis nominibus appellasse.* das will Timagenes oder sein gewährsmann selbst *in monumentis eorum incisum* gelesen haben, vgl. des Plinius *graecis monimentis clara* und Germania 2 von Ulixes, dass er *in hunc oceanum delatum adisse Germaniae terras Asciburgiumque . . . nominatum.* einige aber sagten, dass nach der zerstörung Trojas wenige flüchtende Griechen, die sich überallhin zerstreuten, diese damals leere gegend besetzten: *paucos fugitantes Graecos ubique dispersos loca haec occupasse tunc vacua.* in aller dichtung etwas wahrheit. die sage von der trojanischen abkunft der bewohner war also schon lange vor den Franken, für die sie zuerst bezeugt ist, und vor der ankunft der Römer (Norden) im schwange, für Germanen wie für Britten (Nennius) verwendbar. wenn Solinus selbst für Kaledonien eine *Ulixis ara graecis litteris scripta* bezeugt, so hat dies denselben hintergrund.

Hingewiesen sei endlich auf das örtliche zusammengehn der -*andra*- mit dem Germanennamen. die Ardennengermanen wohnten im *andra*-gebiet. den ältesten rückhalt bietet beidemal das vordere Asien. in Spanien hat aufser den küsten wol keine gegend die asiatischen Griechen mehr angezogen als das 'Silbergebirge'. suchte doch der alte silberkönig von Tartessus, Arganthonius, die geschickten Phokäer überhaupt zur umsiedelung zu veranlassen, doch wol um ihm seine silbergruben auszubeuten, muste sich aber scheints mit einem teilerfolg begnügen, für den er noch reichlich geld gab. im süden der Morena führte der Tartessus zum hauptorte Castulo, dessen namen schon Silius für griechisch hielt. *Καστωλοὺς* nannten nach Stephanos 366, 20 die Lyder alle Dorier, wie denn auch eine lydische und ätolische (55, 16) stadt *Καστωλός* hiefs (vgl. die kilikischen *Καστάβαλα* und *Κασταλία*). im norden der Sierra vermittelte der Anas die anfahrt, an dem schon ziemlich weit landeinwärts, wo der fluss die wendung zu den Oretani nimmt, der ort Evandria lag. mehr sollte man eigentlich nicht brauchen, um die *Γερμανοί* über dem *Ἀργυροῦν ὄρος* zu verstehen. seltsamer weise gab Silius dem anführer der hilfsvölker des Hannibal von den Vettones bis gegen Castulo den namen des mysischen Rhyndacus (3, 388), an dem die *ἱερὰ Γέρμη* lag.

[1] gemeint ist wol Asklepiades: *καὶ τῶν μεθ' Ἡρακλέους δέ τινας καὶ τῶν ἀπὸ Μεσσήνης ἱστορῆσθαί φησιν ἐποικῆσαι τὴν Ἰβηρίαν*, Strabo 157.

R. Henning.

DER FRAUEN TURNEI.

Das in dem Heidelberger cod. pal. 341 und in der Kalocsaer schwesterhs. überlieferte gedicht (GA. nr 17), von dem EHeydenreich ein umfangreiches fragment in Freiberg i. S. aufgefunden und publiciert hat (Arch. f. lgesch. 13, 145 ff,[1]) ist von Ehrismann PBBeitr. 22, 337 gewis richtiger als von Heydenreich (der an Thüringen dachte) nach Ostfranken gesetzt worden. Zwierzina, der Zs. 45, 414 diese heimatsbestimmung bekräftigt, weist besonders auch auf die fränkischen *e*-laute hin; wenn er aber an die spitze der einschlägigen reime *mær : spër* 407 f stellt, so ist das ein misgriff, denn diese verse eröffnen in PK den schlusspassus, und der ist mitsamt der titelangabe unecht, rührt nicht vom verfasser her.

Die dichtung klingt in den preis des turniertüchtigen alten ritterfräuleins aus, das zuletzt doch noch unter die haube gekommen ist und sich in der ehe auf das kampfspiel beschränkt *des man ze êren pflit* (395. 399); der verfasser schliefst:

400 diu frouwe zuo der selben zît
alsô grôzen prîs gewan,
daz in der werlde kein man
nû noch nimmer mêre
erwirbet grœzer êre,
sô diu juncfrouwe gewan
mit irem vil lieben man.

ein schreiber aber, den man alsbald am wechsel der versmelodie erkennt, konnte sich nicht enthalten, eine zwiefache grobe zote anzubringen, die hinter der zierlichen hindeutung des dichters auf das ehliche 'turnier in ehren' doppelt hässlich erscheint:

407 'Der frouwen turnei' heizt diz mær.
sie kunnen brechen herte sper,
daz ist ein michel wunder:
si ligent stæte under
und behaltent doch den prîs,
der man sî junc oder grîs.

mær : sper ist ein reim wie er in dem gedichte selbst nicht vorkommt, das keine einzige vergleichbare apokope aufweist und dabei gerade *mære* so häufig wie kein anderes wort im klingenden versschluss verwendet: v. 3. 40. 138. 207. 280. 285.

[1] der anfang auch in einem Leipziger fragment Altd. bll. II 398 f.

E. S.

FRAGMENT EINES MHD. PROSAROMANS
AUS DEM ANFANG DES DREIZEHNTEN JAHRHUNDERTS.

Einen bedeutsamen hsl. fund hat der fürstlich leiningische kammerdirector herr dr A. Schreiber im Amorbacher archiv gemacht und mir zunächst abschriftlich, dann in wolgelungener photographie zur verfügung gestellt. von einer Mudauer kirchenrechnung des kl. Amorbach v. j. 1574 *löste er drei als heftstreifen verwendete pergamentblättchen los, die er alsbald in der weise zusammenfügte, wie sie in unserm abdruck erscheinen. fragm.* 1 *u.* 2 *ergaben die durch längsschnitt getrennten vollständigen zeilen* 1—7, *fragm.* 3 *anschließend die unvollständigen zeilen* 8—14 *des gleichen originalblattes. über vorder- und rückseite besteht zweifel: auf der rs. sind die riesen tot, die auf der rs. bekämpft werden sollen; doch ist auch eine andere deutung möglich. — Die breite der mit tinte umzogenen und liniierten schriftcolumne ist* 8,8 *cm. da der* 10 *cm hohe blattrest oben und unten so scharf beschnitten ist, dass nur eben die textzeilen lesbar blieben, lässt sich über die ursprüngliche blatthöhe und die anzahl der verlorenen zeilen nichts sagen; die lücke der erzählung zwischen vs. und rs. scheint beträchtlich, doch würde ein verlust von mehr als* 6 *zeilen ein ungewöhnlich steiles format der schriftcolumne ergeben, und man wird daher annehmen müssen, dass, wenn der buchbinder das blatt zunächst quer in vier gleiche teile zerschnitt (wie wahrscheinlich ist), oben und unten ein ziemlich hoher rand vorhanden war. eine mögliche berechnung wäre: [oberer rand +* 3 *zeilen] — erhalten* 7 + 7 *zeilen — [*3 *zeilen + unterer rand], also bei* 20 *zeilen eine schrifthöhe von* 14,5 *cm gegenüber der gesicherten schriftbreite von* 8,8 *cm. über die volle breite des blattes lässt sich sowenig etwas sagen wie über die höhe.*

Das alter der handschrift hat HBresslau auf ca. 1225 *taxiert, FPanzer hat ihm zugestimmt, und ich trage kein bedenken ihrer ansetzung beizutreten. die formen der buchstaben, ihr schmaler und hoher ductus tragen durchaus romanischen charakter. das kleine* z *freilich bleibt immer auf der linie, aber es findet sich weder ein* s *noch ein* ꝛ; *das* i *erhält einen schrägen strich, besonders neben nasal oder* t, *oder bleibt unbezeichnet, wie immer in* rıſe; *ligiert erscheinen nur* be *und* de.

Die herkunft der handschrift fass ich mit der heimat des textes zusammen. der orthographische gesamtcharakter ist ausgesprochen hochdeutsch, aber ohne bairische oder alemannische kriterien. gegen Oberdeutschland sprechen ir mvgt *vs.* 6 *und vor allem* wolt ir *vs.* 7; *dann der bewahrte nasal in* kvninc *vs.* 5, kvninge *rs.* 7 *(neben* kvnig *vs.* 3. 5. 8 [kv]neginne *vs.* 13*); viell. auch* Set *vs.* 2 *neben* Seht *vs.* 7. — *für den wortschatz ist charakteristisch* darwert *vs.* 6. 9. vurwert *vs.* 7, *rs.* 12: *auch das scheint auf ein gebiet zu weisen das dem mitteldeutschen sich nähert. so kämen wir etwa nach Ostfranken, wo die fragmente gefunden sind*

und auch der verfasser heimisch gewesen sein mag. herr dr Schreiber hebt hervor, dass sowohl Mudau wie Amorbach nicht weit von der Wildenburg liegen, für die ich jetzt auf Anz. XLI 88f *verweise.*

Ueber den litterargeschichtlichen wert dieses überraschend frühen prosaromans enthalt ich mich jeder ausführung, solange ich über die französische vorlage nichts beizubringen weifs. es wird darauf ankommen festzustellen, wo die namen Artus und Dagonet zusammen begegnen. **E. S.**

vorderseite.

ſie ſprachen. vn̄ reit nah in. Do ſie einen verren wek al
ſo geriten do ſprach der da vur reit zv̊ dem andern. Set
da ſprach er ſint allewege zwene riſen. vn̄ wv̊ſtent alre
tegelich diz lant. Sie twingent allez daz in bi geſezzen
5 iſt. vn̄ hazzent den kuninc artuſen ſo ſêre. daz er noch
ſin ritter darwert niht geturren kvmen. ir mvgt zv̊z
in varn wolt ir. Seht da den einen. ein wenik vurwert
iſt der ander. Der ritter . . . . [ze]
hant darwert. ſo er bald . . . .
10 vn̄ kam gegen ime gan . . . . [ein]
re hohen stimme. Horſt[v] . . . .
liche zv̊ mir ob dv den k[vnic] . . . . [kv]
neginne. vn̄ alle ſine ge[ſellen] . . . .
14 tot. Sie ſint mir werlich . . . .

rückseite.

allen daz er den gvten ritter gevangen hete der die riſen
tot ſlv̊ge. Alſo getan ritter kan iwer dekeinre vahen. Diz
gewert allez biz veſpzit daz der kvnig wider von iagen
ne kam. Man ſagt ime wie ein ritter die riſen beide tot
5 hete geſlagen. Der kunic waſ deſ harte vro. vn̄ alle ſi
ne geſellen. Dagonet kam aber vur gegangen. vn̄ ſprach
zv̊ ime kvninge. herre ſprach er bi den triwen die ich iv
. . . . en ritter. vn̄ der kvnic la
. . . . warn. Nv lazen wir die re
10 [de] . . . . vn̄ von ſinre geſelleſcaft
. . . . ritter der die zwen riſen
. . . . vurwert |tot ſlv̊c
. . . . der die riſen tot ſlv̊c. daz
14 . . . . [vn]z er durch den walt kam.

DIE HANDSCHRIFT DES LINZER ENTECHRIST.

ESchröder hat sprache und überlieferung dieses aus dem oberösterreichischen benedictinerstifte Gleink in die öffentl. bibliothek zu Linz gekommenen denkmals mit überzeugenden gründen dem alemannischen gebiete zugewiesen (GGN. 1918, 340 ff). dies ergebnis erhält eine äufsere stütze durch beobachtungen, die ich bei der beschreibung unserer handschriften gemacht habe.

Zunächst fiel mir auf, dass unter den aus Gleink stammenden codices fünf eine landfremde gruppe bilden, die nach verschiedenen anhaltspuncten eng zusammengehört; es sind folgende[1]:

1. Mechtildenbuch und kleinere mystische stücke, alem mda., geschrieben 1529 von einer nonne Gertrud von Buren. unter den kleineren stücken sind briefe eines Just Klein aus Kaiserslautern an die nonnen von Fischbach und des Erasmus von Rotterdam an die Makkabäer-nonnen in Köln.

2. Historienbibel, N.T., alem.. 15 jh. (c. 1436). mit bildern aus der werkstatt Diebolt Laubers. das A.T., o.zw. entwendet, ligt jetzt in e. vitrine d. Bayr. Nationalmuseums in München.

3. Gebetbuch, alem., 15 jh., mit kalendarium und astron. tafeln, an deren unterem rande mehrfach 'Radix in Reichenbach 1432' zu lesen ist.

4. Brevier, alem., anf. d. 16 jh., bl. 164a ein ablass des bischofs Gerhart von Hildesheim, bl. 284a der name 'Johansser her zu Strafsburg Prediger'.

5. Die hs. mit dem Entechrist.

Aus den angaben zu nrr. 1—4 ergibt sich der schluss, dass die fünf hss. aus der Rheingegend stammen müssen. ob aus dem Elsass oder der Pfalz oder aus Baden? das ist die frage. sie kann leider nicht genau beantwortet werden, da es an eindeutigen anhaltspuncten mangelt. soviel scheint mir aber doch vermutet werden zu dürfen, dass diese codices aus einem rechtsrheinischen alemannischen frauenkloster stammen und jedenfalls durch eine schenkung nach Gleink gekommen sind, vielleicht unter abt Johann Nikolaus Seldt (1602 1608), der aus Eichstätt, oder unter abt Georg Andreas (1575—1585), der aus Bischofsheim in Franken gebürtig war.

Eine nähere bestimmung der gegend die in frage kommen könnte, wird durch den umstand erschwert, dass es ein Reichenbach im badischen Schwarzwald und vier in Württemberg, je zwei Fischbach in Baden und Württemberg, Beuren vier in Baden, zwei in Hohenzollern-Sigmaringen und eines in Württemberg gibt. — Ob Gertrud von Buren in der hs. nach ihrem

[1] da die hss. der öffentl. bibliothek in Linz mangels entsprechender räume nur eine provisorische unterkunft haben, die eine benützung ohnehin ausschliefst, so kann ihnen auch keine signatur gegeben werden. meine durch mehr als ein decennium fortgesetzt erhobenen vorstellungen blieben bisher fruchtlos.

geburtsorte oder nach dem kloster benannt ist, in dem sie lebte, ist zweifelhaft. dagegen ist es wol kaum wahrscheinlich, dass es mehr als ein nonnenkloster Fischbach gegeben hat. hier in Oesterreich, wenigstens hier in Linz mit den unzureichenden mitteln einer provinzbibliothek, ist es aber nicht möglich, dieses wahrscheinlich in der reformationszeit eingegangene frauenstift nachzuweisen. viel wäre damit allerdings auch nicht gewonnen.

Zum ziele könnte höchstens eine durchsicht der correspondenz der zwei genannten äbte führen, vorausgesetzt, dass sich davon im Gleinker stiftsarchiv (jetzt im oberösterr. landesarchiv in Linz) noch etwas findet und die hss. würklich unter einem von ihnen nach Gleink gekommen sind. diesem faden nachzugehn, ist mir derzeit leider nicht möglich. dass die fünf codices aus einem frauenkloster und nicht aus einem mönchsstifte stammen, ist sicher. darauf weisen nicht nur die eintragungen, sondern auch die mystischen stücke der nr. 1.

Wenn nun auch eine localisierung des Entechrist nicht möglich ist, solange die provenienz der fünf hss. nicht feststeht, so glaub ich doch gezeigt zu haben, dass die hs. aus einem rechtsrhein., alemann. frauenkloster stammt. die vermutung spricht für Baden, wo DLaubers bilderhss. jedenfalls mehr verbreitet waren als in Württemberg.

Linz 1919. **Konrad Schiffmann.**

LÜCKENBÜSSER. Schlegel 650: *Der sun hiez balde springen, vühsîn gewant dar bringen und einen lûtervêhen huot* — so schreiben Pfannmüller und, nur mit worttrennung, vdHagen; dasselbe wort war mit hs. d auch v. 866 einzusetzen. es begegnet weiter Dietr. fl. ed. Martin 734 *lûter vêch gap man dâ* sowie Ottokar ed. Seemüller 25 283 *an lûter vêhem werc,* und hier übersetzt der herausgeber im glossar ausdrücklich: 'lauter, hell'. das ist schlechterdings unmöglich: *lûter* gilt seiner etymologie nach ursprünglich nur vom klaren wasser, wird von da auf alle flüssigkeiten, auf eis, edelsteine, gold und zuletzt auf unsinnliches übertragen: herz, sinn, mut — niemals aber kann es so etwas wie eine 'helle' (lichte) pelzfarbe bezeichnen, auch heute noch nicht! *luter* (mit kurzem *u*?) ist nichts anderes als lat. *lutra* 'fischotter', das auch in angedeutschter form umlief, wie KvMegenberg 149, 29 *luter haizt ain otter* bezeugen mag. unter *vêch* (eigtl. 'bunt') verstand man im pelzhandel zumeist das fell des grauen eichhorns; ihm ähnelte in der farbe der grauweiſse bauch ('fehwamme') der fischotter: *lutervêch* ist also 'ottergrau', 'vom fell des otterbauches'. **E. S.**

WIE IST DIE NHD. REGEL ÜBER DIE STELLUNG DES VERBUMS ENTSTANDEN?

Im zusammenhang mit meinen erörterungen zur methode der untersuchungen über deutsche wortstellung (oben s. 127 ff) und gewissermaſsen als beispiel dazu möcht ich in der vorliegenden arbeit den versuch machen darzulegen, wie die nhd. regel für die stellung des verbums entstanden und wie sie zu der beherschenden stellung gekommen ist, die sie heute hat. ich meine die regel, dass im selbständigen aussagesatze das vb. an zweiter stelle steht, während es im eingeleiteten nbs. seine stelle am ende des satzes hat.

Dass diese regel nichts ursprüngliches sein kann, beweist schon der unterschied, den sie zwischen hpts. und nbs. macht. heute wird wol kein fachmann mehr im ernst diesen unterschied für die alte zeit aufrecht erhalten wollen, wie man es in der älteren litteratur so oft findet. heute wissen wir insbesondere durch BDelbrücks untersuchungen (Zu den germanischen relativsätzen = Abh. d. sächs. Ges. d. wiss. 27 und: Germ. konjunktionalsätze = Germ. syntax V = ebda 36, 4), dass die unterordnung erst allmählich, und zwar fürs germanische erst in historischer zeit aus der beiordnung sich entwickelt hat, und dass eben die ausbildung einer besonderen wortstellung zu den hauptmerkmalen dieser differenzierung gehört. dabei möcht ich noch besonders darauf aufmerksam machen, dass es sich bei dem unterschiede der wortstellung überhaupt nicht um beiordnung und unterordnung in unserem sinne dreht, da ja die sog. nbs.-wortstellung nur in einer ganz bestimmten gruppe von nbss. erscheint, während andere nbstypen die wortstellung der hptss. aufweisen.

Auch haben wir durchaus keinen grund, unseren an grammatisch logischer theorie völlig unschuldigen vorfahren den gedanken einer unterscheidung von hpts. und nbs. in unserem sinne zuzuschreiben. dieser gegensatz ist eine abstraction der neueren zeit. der erste der ihn klar ausgesprochen hat, ist Basedow in seiner Neuen Lehrart vom j. 1759. aber er gebraucht noch nicht die namen, diese sind noch später von der logik her übertragen worden (vgl. dar. Jellinek Geschichte der nhd. grammatik II 486).

Wie weit die zeit da der gegensatz von hpts.- und nbswortstellung sich festsetzte, von solchen gedanken entfernt war, beweist ein grammatischer tractat aus der feder eines mannes, der Notker dem Deutschen nahe gestanden haben muss. denn das stück findet sich in dem Brüsseler Notkercodex (bei Piper G) in unmittelbarem anschluss an Notkertexte (abgedr. bei Piper Die schriften Notkers und seiner schule I p. XIII ff). es hat die überschrift: *Incipit quomodo VII circumstantiæ rerum in legendo ordinandæ sint* und handelt von der kunst, eine lateinische periode zu construieren d. h. sie schulgerecht in ihre logischen bestandteile zerlegt vorzutragen. in diesem aufsatz ist von so manchen dingen die rede, die mit den wortstellungsfragen in zusammenhang stehn. so enthält er auch einen excurs über die frage: *quod sit colon et comma* (Piper I p. XVII ff). der verfasser definiert diese beiden aus dem altertum in verschiedenen bedeutungen überlieferten begriffe folgendermafsen: *Sunt enim partes sententiarum ita ut colon dicas integrum et absolutum intellectum, sive finita sententia sive non finita, comma autem pendente sententia.* zur erklärung beruft er sich auf den unterschied der verseinschnitte, den wir mit den wörtern cäsur und diärese auszudrücken pflegen. er beobachtet, dass ein 'colon' für sich allein einen satz bilden kann, ein 'comma' nicht, und dass am ende des 'colon' die stimme gesenkt, am ende des 'comma' aber gehoben wird.

Diese begriffe decken sich bei weitem nicht mit unserem gegensatz von hpts. und nbs. ja der verfasser deutet diesen gedanken einmal an, aber in scharfem gegensatze zu seiner begriffsbestimmung: Piper I p. XXXV *Hæc commata sunt talia ut secundum serviat primo et quartum tertio et quintum quarto.* also diese offenbar rein logisch aufgefasste abhängigkeit hat mit dem ihm vorliegenden thema nichts zu schaffen. und dazu stimmen auch die beispiele. denn unter den belegen für 'commata' erscheint neben zahlreichen belegen für nbss. auch die stelle: *Ille homo qui dicitur Iesus,* also ein relativsatz mit seinem beziehungswort. und später bezeichnet der mönch gar als 'commata', die in grofser zahl ein 'colon' fortsetzen, die einzelnen casus in der stelle I Machab. 15, 23: *Hæc eadem scripta sunt Demetrio regi et Attalo et Arabæ et Arsaci et in omnes regiones etc.* augenscheinlich ist für ihn das entscheidende das vorhandensein oder fehlen des sprachmelodischen abschlusses. unser begriff satz,

dem hpts. und nbs. untergeordnet sind, fehlt hier noch ganz. das wort 'sententia' gebraucht der vf. ohne rücksicht auf die zahl der vorhandenen verba finita nur für das abgeschlossene gebilde zwischen punct und punct und teilt dieses nach ganz anderen gesichtspuncten ein, als wir es gewohnt sind. und ich glaube nicht, dass man einen begriff, der diesem grammatisch sicherlich hochgebildeten manne abgieng, andern oder gar dem mythischen sog. 'sprachgefühl' unserer vorfahren zuschreiben darf.

Aber die begriffe hpts. und nbs. sind nicht die einzigen auf die wir gänzlich verzichten müssen, wenn wir von wortstellung in alter zeit reden. wir müssen ja von einem zustand ausgehn, wo der unterschied von nomen und verbum noch nicht bestand. es gibt heute noch sprachen die den unterschied der flexionen nicht kennen, und eine solche vorstufe müssen auch die idg. sprachen gehabt haben. auf dieser stufe gibt es keinen unterschied von nomen und verbum, von subject und prädicat. und doch wurden sicherlich auch damals schon die wörter (dh. die mit bedeutung versehenen lautcomplexe) nach gewissen gewohnheitsregeln angeordnet. diese regeln bestanden natürlich auch fort, nachdem sich der unterschied von nomen und verbum entwickelt hatte, und auf diesen zustand passt Braunes beschreibung der freien wortstellung (Festschrift f. RHildebrand s. 50).

Erst eine jüngere entwickelung, die den unterschied von nomen und verbum schon voraussetzt, kann es sein, dass diese beiden wortklassen in ihrer hauptfunction als subject und prädicat gewissen stellungsregeln unterworfen werden. da diese wörter in der regel mittelpuncte gröfserer complexe waren, ist es von vornherein wahrscheinlich, dass sie meist nicht unmittelbar nebeneinander standen. es ist möglich, dass sich schon frühzeitig der brauch entwickelte das verbum an das ende seiner gruppe zu stellen. daraus entstand die endstellung: denn sicherlich waren immer die fälle in der überzahl, wo nach dem normalen vorstellungsverlauf der dingausdruck vorangieng und der handlungsausdruck folgte. doch ist die entwickelung der endstellung keineswegs eine naturnotwendigkeit. der mitunter in der litteratur auftauchende gedanke, dass subject und prädicat den satz gewissermafsen umrahmen, gehört ins gebiet der phantasieen.

Ob fürs gemeinidg eine gewohnheitsmäfsige endstellung des verbums anzusetzen ist, ist strittig. fürs germanische wird von den neueren forschern meist diese annahme gemacht, und zwar aus folgenden gründen: 1. die sätze mit endstellung des verbums nehmen an zahl zu, je weiter wir in der zeit zurückgehn. dagegen finden sich in älterer zeit immer seltener die jetzt üblichen stellungstypen, wo das verbum an zweiter stelle steht. 2. die entstehung dieser zuletzt erwähnten typen erklärt sich leicht aus rhythmischen grunden. dabei könnte man freilich auch von einer freien wortstellung im sinne Braunes ausgehn: die regelung unter rhythmischen einflüssen muste dasselbe ergebnis zeitigen: aber 3. in allen fällen die dieser regelung nicht ausgesetzt sind (also insbesondere im deutschen eingeleiteten nbs.), überwiegt die endstellung entschieden, und wo davon abgewichen wird, kann man den grund dafür angeben (vgl. BDelbrück Zur stellung des verbums. Germ. syntax II s. 74 = Abh. d. sächs. Ges. d. wiss. ph.-hist. kl. 28/7).

Wenn diese annahme das richtige trifft, ligt hier eine analogiewürkung vor, und zwar eine formenanalogie. die gewohnheit der endstellung bezog sich auf das formal leicht erkennbare verbum, nicht etwa auf das logische prädicat. übrigens beweisen die ältesten überlieferten texte, dass diese analogie keineswegs ein unumstöfsliches gesetz bedeutete. das übergewicht hat die endstellung des verbums nämlich nur in der gotischen Skeireins und in den ältesten runeninschriften. dagegen konnte Ulfila der griechischen vorlage überall folgen, wo sie das verbum an eine andere stelle setzte. freilich verliert sein zeugnis durch diesen engen anschluss an die vorlage sehr an wert gegenüber dem der selbständigen texte. doch beweist es immerhin, dass die endstellung des verbums nicht als sprachliche notwendigkeit empfunden wurde. denn zu einer solchen concession hätte sich Ulfila nicht herbeigelassen.

Auch in der Skeireins sehen wir neben der formanalogie, die das verbum ans ende zog, andere kräfte auf die wortstellung einfluss üben (vgl. Lenk PBBeitr. 36, 278 ff). der häufigste fall ist der, dass das verbum den satz nur vorläufig zum abschluss bringt und dahinter noch etwas nachgetragen wird: Skeir. IV b *þ fraujins laiseins anastodjandei af Iudaia jah and allana midjungard gaþaih and hvarjano þeihandei und hita nu . . .*

Es kommt auch vor dass das subject durch den zusammenhang ans ende gezogen wird: III a *Akei faur þata . . . miþ sis misso sik andrunnun sumai ni kunnandans, hwaþar* . . .

Das verbum gerat im engen anschluss an den vorstellungsverlauf an den anfang: Ve *Skulum nu allai weis at swaleikan . insahtai gudu unbauranamma andsaljan sweriþa* . . .

Und endlich finden sich auch schon einige fälle von verbenklisen, wo das verbum wie andere tonlose wörter sich an das erste hochbetonte wort im satze anlehnt (vgl. Wackernagel IF. 1,333): I 3 *bauh þis quam gamains allaize nasjands.* wir haben keinen grund anzunehmen, dass die verhältnisse in andern germanischen sprachen zur zeit des Ulfila anders waren als im gotischen, wenn wir es auch nur fürs altnordische aus den wenigen alten runeninschriften belegen können, während fürs westgermanische texte gänzlich fehlen.

In den überlieferten westgerm. denkmälern aber ist das bild der wortstellungen ein völlig anderes geworden. hier erscheint das verbum von anfang an mit vorliebe an der zweiten stelle des satzes. zur erklärung dieser tatsache müssen wir nach BDelbrück (Germ. syntax II § 10) von der verbenklise ausgehn, deren erste spuren ich im gotischen aufgewiesen habe. diese muss freilich in der denkmallosen zeit (6—8 jh. n. Chr.) eine bedeutend gröfsere ausbreitung erlangt haben als je vorher und nachher aber ich glaube diesen umstand aus einer andern sich damals abspielenden entwickelung herleiten zu können, die auch sonst spuren hinterlassen hat. es ist nämlich damals der unterschied zwischen den starkbetonten und schwachbetonten silben im worte und im zusammenhang der rede bedeutend gröfser geworden als früher. es ist eine erhöhung des dynamischen satzaccentes eingetreten. als spuren dieses vorgangs und beweise für meine hypothese möcht ich folgende tatsachen anführen:

1. die uns hier beschäftigenden verbenklisen, die jedenfalls eine ausbreitung vom hilfsverbum zum vollverbum erfahren haben.

2. die erscheinungen der stabreimmetrik, die ganz auf dynamische accentverhältnisse aufgebaut ist.

3. die anfänge jener bewegung, die unsere nebensilben um ihre vocalqualitäten gebracht hat.

4. Unter dieser annahme bekommen auch die klagen der Römer über die rauheit der germanischen sprache eine neue

bedeutung, die vielleicht der bisherigen erklärung vorzuziehen ist, die sie auf die für eine römische zunge unmöglichen, durch die lautverschiebung entstandenen consonanten bezieht.

Der umstand dass sowol die nebensilbenschwächung als auch die versetzung des verbums an die zweite stelle auch im französischen stattfinden, gibt uns vielleicht sogar berechtigung anzunehmen, dass diese umgestaltung der accentverhältnisse über die sprachgrenzen hinausgreift, oder dass sie wenigstens — wol zuerst im munde der Germanen — aufs romanische übertragen wurde und dort dieselben würkungen zeitigte wie im deutschen.

Als folge dieser erhöhung des satzaccentes wies das seit jeher im idg. schwächer betonte verbum dem nomen gegenüber einen solchen accentunterschied auf, dass es mit erfolg mit den übrigen tonlosen wörtern in den wettkampf um ihren lieblingsplatz hinter dem ersten hochbetonten wort des satzes eintreten konnte.

Unter dem einfluss dieser accentverhältnisse ergaben sich für die stellung des verbums folgende typen:

A. Wenn das erste wort des satzes das subject war und das verbum sich daran anschloss, entstand unsere gerade wortfolge: MFr (= Monseer Fragmente ed. Hench) 15, 18 *Brûthlauft ist garisso garo* — 1, 12 *enti so Jesus gasah iro gadancha.*

B. Stand ein anderes wort an der spitze und lehnte sich das verbum an dieses, so kam das subject hinter das verbum zu stehn. dabei ist es nicht notwendig, dass das subject unmittelbar aufs verbum folgt, es kann auch später stehn. MFr. 11, 23 *dar bim ih untar* — 15, 5 *kalih ist katan himilo rihhi* ... — 21, 16 *daz after zwaim tagum werdant oostrun.*

C. Es gibt aber auch sätze, in denen neben dem verbum noch schwächer betonte wörter vorkommen. diese konnten das verbum aus der tieftonstelle verdrängen. uns interessiert hier besonders der fall dass das verbum durch das pronominale subject verdrängt wurde, sodass die reihe: spitzenbestimmung, subject, verbum entstand. die ich als wortstellungstypus C bezeichne. MFr 34, 7 *Aerino portun ih forchnussu.*

Neben diesen neuen typen bestanden natürlich noch fort:

D. die altererbte distanz- und endstellung.

E. die anfangsstellung des verbums.

Die eben aufgezählten wortstellungstypen hatten alle die

tendenz sich im wege der analogie auszubreiten, und treten in dieser beziehung mit einander in wettkampf. ich habe schon in meinem früheren aufsatz ausgeführt (oben s. 140), dass dabei an eine formen- und wortgruppenanalogie zu denken ist, nicht etwa an eine analogie zwischen logischen begriffen, wie es die satzglieder sind. dass dem so ist, beweist m.e. der umstand, dass die reihenfolge nominativ, verbum fin. nicht umkehrbar ist. sonst müste nämlich innerhalb des typus B der unmittelbare anschluss des subjectes ans verbum entschieden überwiegen. und das ist nicht der fall. ich glaube vielmehr, dass diese logischen unterscheidungen und gesetze nicht die ursache der neuentstehnden wortstellungsgewohnheiten sind, sondern deren würkung. um das zu begründen, muss ich noch einmal auf den oben erwähnten tractat im Notkercodex G eingehn. die kunst des construierens, die dort gelehrt wird, besteht nämlich darin, einen satz nach dem sprüchlein 'quis quid ubi quibus auxiliis [1] cur quomodo quando' in seine logischen bestandteile zerlegt vorzutragen. und dabei wird es als natürliche ordnung bezeichnet, dass man mit dem 'subiectivum' (als 'fundamentum') beginne und das 'declarativum' (der ausdruck wechselt mit 'prædicativum') darauf aufbaue ('superædificare'). an dieses schliefsen sich die übrigen glieder. nun ist sich der verfasser sehr wol bewust, dass er mit dieser anordnung keineswegs mit den lateinischen wortstellungsgewohnheiten in übereinstimmung stehe [Piper 1 p. XVI]: *Ordinem autem naturalem quem diximus earundem partium omnis forte sive quodlibet inveniantur in eruditione tantum scolastica tenemus, scribentibus autem et loquentibus ex arbitrio suo licet quamlibet earum alteri praeponere.* auch ist er weit davon entfernt den hier angedeuteten aufbau consequent durchzuführen. denn mehr als die hälfte seiner schrift handelt von fällen, wo es aus andern gründen unmöglich ist mit dem subject zu beginnen. ich bin in die geschichte dieses schulbrauches, die sätze zu 'construieren', und insbesondere in die geschichte seiner anfänge im altertum nicht hinlänglich eingearbeitet, um mir ein abschliefsendes urteil zu erlauben. aber ich möchte die frage zur erwägung stellen, ob wir nicht die quelle dieses ganzen gebrauches in der verschiebung des verbums an die zweite stelle

[1] dabei heifst das 4. glied *quibus amminiculis vel qua materia.*

im germanischen zu suchen haben, sodass nur, wie es so oft geschieht, durch den nimbus logischer begründung ein gebrauch geheiligt wurde, der sich aus der auffassung vom standpuncte einer andern sprache, also aus unkenntnis entwickelt hatte. dass diese regeln, nachdem sie einmal geschaffen worden waren, und dieser schulgebrauch, nachdem er sich einmal festgesetzt hatte, auf die durchsetzung und ausbreitung des typus A und teilweise auch B fördernd eingewürkt hat, will ich nicht leugnen. eine entscheidende einwürkung auf ihre entstehung kann ich ihm aber nicht zusprechen.

In den ältesten westgerm. denkmälern zeigt sich den geschilderten vorgangen entsprechend eine starke abnahme des typus D gegenüber dem gotischen. dagegen haben die typen A—C sehr an raum gewonnen. dabei haben wir auch für die ältesten texte schon mit analogischer ausbreitung der typen zu rechnen. das beweist das vorkommen und häufige vorkommen eines verbums nach einem den satz beginnenden tonlosen pronomen. auch dieser fall dürfte ursprünglich auf enklise beruhen, da ja in alter zeit das pronominale subject nur dort steht, wo es einen stärkeren ton hat: MFr. 23, 6 *enti du wari mit Iesuse demo* ...

Aber in andern fällen kann keine rede von betonung des pronomens sein: MFr. 7, 13 *Ih hauirfu in miin hus danan ih uz fuor.* hier ligt entschieden analogische verbreitung vor. übrigens hängt diese entwicklung auch auf einem andern wege mit der erhöhung des dynamischen accentes zusammen. durch diese wurde nämlich die abschleifung der nebensilbenvocale, dadurch der zusammenfall der verbformen gefördert, und dadurch trat die notwendigkeit ein, die personen durch vorangestellte pronomina zu unterscheiden.

In der allitterationspoesie kann man nach John Ries genauen untersuchungen (für den Beowulf ein ganzes buch: Die wortstellung im B., Halle 1907, für die as. Genesis Zs. 40, 270 ff., für den Heliand QF. 41) den allmählichen fortschritt in der einburgerung der neuen typen deutlich beobachten. von allen hptss. mit gerader folge haben im Beowulf 30,8 %, in der Genesis 64,6 %, im Heliand 77 % die stellung A. die zahl der belege von B steigt von 215 im Beowulf auf 926 in dem etwa

doppelt so langen Heliand. und diese linie findet in der ahd. prosa ihre fortsetzung.

Wenden wir uns nunmehr der weiteren entwicklung zu, so ist zunächst festzustellen, dass das ergebnis des wettkampfes zwischen den typen nicht in allen germ. dialekten dasselbe ist. in den scandinavischen sprachen haben sich die typen A und B in allen satzarten in gleicher weise durchgesetzt, während sich E (die anfangsstellung) 'zu einem bedeutsamen mittel der stilbelebung herausgebildet hat' (Delbrück Germ. Synt. II s. 20). im ags. gelangen die typen A und C zur herschaft, hier verschwindet also die inversion wider fast vollständig. im deutschen aber hat sich der uns beschäftigende unterschied zwischen hpts. und nbs. herausgebildet, dh. es haben in den meisten sätzen die typen A und B die vorherschaft erlangt, während in einer gruppe, nämlich den sog. eingeleiteten nebensätzen, die alten verhältnisse fortbestanden. der typus E kommt in ahd. zeit hie und da vor, ist aber dann im zusammenhange mit der einfügung der pronominalen subjecte der mächtigen analogie von A zum opfer gefallen.

Die sonderentwicklung der wortstellung im eingeleiteten nbs. findet nach Delbrücks feststellungen über die entstehung dieser nbss. eine befriedigende erklärung. Delbrück hat nämlich nachgewiesen, dass alle diese sätze ein wort des hpts. als einleitendes kennwort in ihren bestand herübergenommen haben. in dem satze Hel. 3052 *gihis for theson Iudeon that thu sis god selbo* war das *that* ursprünglich auf den folgenden satz hinweisendes demonstrativum. erst später wurde es zum 2. satz gezogen. da sich diese übernahme zu derselben zeit vollzog, wo die typen A und B im analogischen wege die vorherschaft errangen, durch die übernahme des kennwortes aber das verbum wider von der zweiten stelle im satze weggeschoben wurde, — und gerade auf diese stellung bezog sich die analogie — wurden diese sätze der würksamkeit dieser analogie entzogen und gewannen die möglichkeit sich selbständig zu gestalten. sie bildeten dann unter sich eine analogisch zusammenhängende gruppe, die vielleicht im gegensatze zu den andern die erhaltung oder wider-einführung der endstellung begünstigte. so wäre auch eine erklärung der von manchen forschern behaupteten rückläufigen

bewegung im gebrauche der wortstellungstypen im eingeleiteten nbs. gewonnen.

Bei dieser entstehungsweise ist leicht erklärlich, warum in den tatsächlich überlieferten texten das ganze mittelalter hindurch [1] die hptss. eine viel gröfsere regelmäfsigkeit in beziehung auf die wortstellung aufweisen als die nbss. diese zeigen grofse freiheiten. zwar die inversion ist hier von anfang an selten: MFr. 21, 16 *daz after zueim tagum uuerdant oostrun.* doch ist sie bis ins 13 jh. hinein zu belegen: Schönbach Altd. pred. I 4, 4 *als uns sagt sente Iacob und spricht*, Sächs. Weltchronik 172, 19 *und we deme scholere Hildebrande — also was he geheten — wossen twe horne.*

Dagegen sind die fälle, wo das verbum sich unmittelbar ans subject schliefst, nie völlig verschwunden. ja in dem einleitungsteil der 1. predigt im 1. bande der Schönbachschen sammlung sind 9 fälle auf einer seite zu lesen. MFr. 1, 12 *enti so Iesus gasah iro gadancha* — Schönb. I 3, 10 *swenne er gelernet die gotes wîsheit* — Siegfriedsvolksbuch v. 1729 *daran ein köstliches Kleinod hing von sehr grofsem werte.*

Zum schluss muss ich noch bemerken, dass auch ein grofser teil der übrigen belege für eingeleitete nbss., die ich unter D mitzähle, unserer heutigen regel, dass das verbum am ende des satzes seinen platz hat, nicht entspricht. es ist eine ganz gewöhnliche erscheinung, dass das verbum zwar vom subject getrennt ist, dass aber dahinter noch etwas nachgetragen wird, zb. Schönb. Pred. I 5, 31 *allen den die dir laide haben getân* — 8, 23 *daz sie geborn werde von irre muoter libe.*

Die durchsetzung der endstellung im nbs. scheint, so weit sie überhaupt zustande gekommen ist, ein verdienst der theoretischen grammatik und der schuldisciplin zu sein, wie sie im 17—19 jh. betrieben wurde. von der regel aus wurden die freiheiten niedergezwungen, die sich die sprache bisher bewahrt hatte.

Dieser ziemlich bedeutenden freiheit in den nbss. steht im hpts. und seiner gruppe, d.i. in selbständigen behauptungssätzen, wortfragen, der sog. indirecten rede und den excipierenden nbss. des mhd. in späterer zeit eine recht grofse regelmäfsigkeit gegen-

[1] s. hierzu den anhang.

über. hier ist die regelung die im nbs. unserer zeit vorbehalten war, schon im 10 jh. im wesentlichen durchgeführt. im 9 jh. konnte noch ein schriftsteller wie der Tatianübersetzer in sclavische abhängigkeit von seinem original geraten, und andrerseits der sprachlich äufserst geschickte Isidorbearbeiter den wortstellungsgewohnheiten gegenüber soviel freiheit bewahren, dass er die worter ganz nach den bedürfnissen der sprachmelodie anordnete (vgl. EKlemm PBBeitr. 37, 1 ff). von der spätahd. zeit an aber gelangen die typen A und B geradezu zur alleinherschaft. dabei sind freilich hier auch die fälle mitgerechnet, wo nur die vornegation sich zwischen das erste glied und das verbum gedrängt hat: MSD. 96, 27 *so nemag in der tiufal nehein schade sin.*

Unter den beiden möglichkeiten zeigt in der mehrzahl der fälle B ein beträchtliches übergewicht. nur die predigten und gewisse stilistisch hochstehnde texte weisen mehr A auf. damit ist Ries auf das statistische material des Beowulf gestützte behauptung über einen vorrang der geraden wortfolge mit seinen eigenen argumenten widerlegt. die wahl in dieser beziehung hat mit der frage der verbumstellung, die uns hier beschäftigt, überhaupt nichts zu schaffen, sondern entscheidet sich danach, welches wort ganz unabhängig von seiner beziehung zum verbum an den satzanfang gerät. da dies in der regel vom zusammenhange abhängt, ist das subject allein naturgemäfs seltener in dieser lage, als alle andern satzglieder zusammen. und so müste eigentlich das übergewicht des typus B noch viel gröfser sein, wenn nicht die zahl der belege von A durch die einsetzung des pronominalen subjectes vor dem verbum in anfangsstellung vermehrt worden wäre.

Neben diesen beiden herschenden typen haben sich von den andern nur spärliche reste erhalten.

Auf den typus D würken im ahd. gewisse partikeln erhaltend ein, so *noh*: Notk. Ps. Piper II 103, 14 *Noh trugeheit in sinemo sinne neist.* sollte die analogie der eingeleiteten nbss. darauf eingewurkt haben? eine reihe von belegen ist geradezu als archaismen zu fassen. so das sprichwort das als einziger beleg für D in Notkers Marcianus Capella erscheint: Piper I 746, 20 *alter al genimet.* andre stellen erwecken den eindruck,

dass sie überhaupt nicht den lebendigen sprachgebrauch widergeben. so ist es wol kaum als ein richtig gebauter hpts. zu fassen, wenn in beichtformeln in coordination mit substantivischen sündenbezeichnungen und *daz*-sätzen stellen vorkommen wie MSD. 74 (Pfälzer beichte) 9 *mina kirihhun so ni suohda so ih solda.* ähnlich beurteil ich es, dass in den grufs- und empfehlungsformeln der mhd. briefe mitunter das verbum bis zum satzende aufgespart wird: Steinhausen Briefe I 243: *Dieselb unser gemahel sih uch mit aller lieb und fruntschafft berilhet.* und auch stellen wie die folgende werden wir kaum als belege für das fortleben von D im hpts. ansprechen dürfen. sie finden sich in Notkers Boethius in der übersetzung der unmittelbar danebenstehnden lateinischen sätze, zb. Piper I 56, 20 *Et impatientia exacerbes sortem . . . Unde du mit ungedulten brestést taz lôz.*

Ein klein wenig bedeutender ist die zahl der reste des typus D in der poesie, wo durch das reimbedürfnis das verbum von seiner stelle verrückt wurde. doch ist nach meinen beobachtungen dieser einfluss vielfach überschätzt worden. zwar bei Otfrid würkt der reim noch mit erfolg den analogieen von A und B entgegen, aber später wird die verschiebung des verbums aus reimnot als ein kunstfehler empfunden, dem gerade die sorgfältigsten dichter ausweichen (vgl. Zwierzina Zs. 45. 269). so sind die zahlen der belege für D bei Hartmann und Gottfried nicht bedeutend, nur bei Rudolf vEms zeigt sich ein gröfserer unterschied gegenüber der prosa. jedenfalls kann man den typus D fürs mhd. nicht in dem sinne als poetische wortstellung bezeichnen, wie er es heutzutage ist.

Nicht viel anders steht es mit dem typus C. obwol er zu den unter rhythmischen einflüssen neu entstandenen typen gehört, im ags.-englischen herscht er in allen sätzen die nicht mit dem subject beginnen. im deutschen aber ist es zweifelhaft, ob wir überhaupt von einem analogisch verbreiteten typus C sprechen sollen. die fälle mit pronominalem subject, von denen die analogie ausgegangen sein müste, kommen hauptsächlich im verse vor, wo naturgemäfs die rhythmischen einflüsse sich stärker geltend machen, und die wenigen fälle mit nominalem subject unterliegen einer andern erklärung. der sehr alte beleg: MSD. 54, 5 *uzan drato mihhilu carani darinne sint pifangan* ist wol als erhaltung der älteren ungeregelten wortstellung zu fassen.

für jüngere stellen trifft eine ähnliche beurteilung zu, wie bei den briefschlüssen im typus D. wenn der verfasser der Sächsischen Weltchronik bei jedem wechsel auf dem kaiserthrone auf die sehr umfangreiche datumsangabe unmittelbar den namen des herschers folgen lässt und dann erst mit *quam an dat rike* fortfahrt, dagegen aber bei der papstwahl richtig construiert: 171, 29 *na deme pavese Iohanne ward Benedictus paves*, so können ganz gut höfische auszeichnungsabsichten über die wortstellungsgewohnheiten den sieg davongetragen haben. in den beiden stellen in Opitz Buch von der deutschen poeterey 28, 10 *Als ich mag kühnlich sagen* ... und 30, 10 *Als Ronsardt brauchet in seiner Elegie* ... glaub ich das *als*, das 'wie zb.' bedeutet, abtrennen und so sätze des typus A herstellen zu dürfen. in den in frühnhd. prosa so häufigen stellen wie Faustbuch 104, 2 *derhalben er seine knecht liefs stille halten* ... seh ich nbss. ohne rücksicht auf die in dieser beziehung oft irreführende interpunction der alten drucke. ebenfalls vom nbs her beeinflusst, ist die einzige gruppe von hptss., in denen der typus C in lebendigem gebrauche auftritt. hier hat der nbs. durch phonetische analogie auf den parallel gebauten hpts. eingewürkt. hierher gehören: 1. Notkers logische schlussfolgerungen: Piper I 620: *Ube sela unde lichamo neuuare noh mennisco neuuâre*; 2. die mhd. vergleichssätze mit *ie* ... *ie*: Berthold vRegensburg II 195, 19 *sô ir ie mêr für si gebitet, so si ie schierer erlœset sint.*

Der in der alliterationspoesie beliebte typus E endlich ist durch vorschiebung des pronominalen subjectes in A aufgegangen.

So erscheint unsere nhd. wortstellungsregel als ausdruck von sprachgewohnheiten, die etwa im 6 bis 10 jh. unserer zeitrechnung unter dem einfluss der betonungsunterschiede zwischen den wortarten entstanden sind und dann analogisch sich ausgebreitet haben. aber damit war die würksamkeit anderer einflüsse keineswegs ausgeschaltet, insbesondere nicht auf dem gebiete der eingeleiteten nbss. diese ausschaltung und damit die durchsetzung der regel ist erst durch die theoretische grammatik und die strenge schulzucht erreicht worden, die mit ihrem unerbittlichen zwange alle widerstrebenden neigungen niederkämpfte. als waffe in diesem kampfe wurde die logische begründung erfunden, die freilich nicht immer mit der würklichen entstehungsursache übereinstimmte, aber der von ihr geschützten regel den nimbus der unumstöfslichkeit verlieh.

ANHANG.

Die ausführungen des letzten teiles meiner arbeit beruhen auf einer probenstatistik, die ich soweit nicht anders angegeben, selbst gesammelt habe.

untersuchte texte	hpts., indir. rede u. dgl.					eingel. nbs.		
	A	B	C	D	E	A	Inv	D
Monseer fragmente (n. Diels Pal. 59)	28	77	3	23	11	8	4	35
Notker Boethius de cons. phil. II 1—11	92	104	1	3	1	8	—	197
„ Marc. Capella (nach Feigl.)	582	719	2	1	12	angaben	fehlen	
Rolandslied v. 4017—4347	100	70	8	15	—	5	—	45
Vorauer Alexander v. 381—702	81	62	33	5	—	6	1	86
Schönbach Pred. I s. 3, 1—10, 13	121	74	—	1	—	22	3	105
Erec v. 4845—5286	59	85	13	10	—	10	2	117
Iwein v. 1691—2146	114	97	4	1	1	7	—	137
Sächs. Weltchr. cap. 166—173	120	65	3	—	—	3	1	61
Gottfrieds Tristan 5871—6608	110	105	2	6	—	14	2	175
Nibl. A 1447—1507	83	109	13	9	—	7	2	60
Strickers Karl 3501—3964	96	111	13	5	—	12	4	136
Rudolf vEms Willehalm 2613—3212	64	105	11	18	—	32	6	133
Thür. forts. d. Sächs. Weltchr.	51	148	1	—	1	8	—	74
1. Bair. „ „ „ „	89	117	1	—	1	6	—	73
3. „ „ „ „ „	116	136	1	—	1	9	—	128
Briefe aus dem XIV jh. ed. Steinhausen	36	45	—	1	—	4	—	160
Gudrun str. 1—66	87	104	18	11	—	11	1	76
4. Bair. forts. d. Sächs. Weltchr.	84	104	1	—	—	4	—	112
Briefe Albrechts vBrandenbg. 1475—77	59	77	—	1	3	5	—	171
Hans Sachs: Rossdieb z. Fünsing	97	90	5	6	5	11	3	79
ält. Faustbuch c. 1, 6, 9, 21, 38, 56, 67	85	52	9 ?	—	6	1	—	129
Opitz Buch v. d. poet. c. I. IV. VI. nachw.	29	31	2 ?	—	—	2	—	162
Volksb. v. hürnen Seyfried 1729	80	79	—	—	—	2	—	134
Goethes briefe von 1795 (ed vdHellen)	122	98	—	—	—	—	—	131

LITTERATUR ZUR WORTSTELLUNG.

W. Braune, Zur lehre von der deutschen wortstellung, Festschrift f. RHildebrand s. 34 ff

Elise Richter, Grundlinien der wortstellungslehre. Zs. f. rom. ph. 40. 9

B. Delbrück, Germ. syntax II. Zur stellung d. vb. = Abh. d. sächs. ges. d. wiss, ph.-h. kl. 287

B. Delbrück, Germ. syntax IV. Wortstellung im gotischen Landrecht

Lenk, Syntax der Skeireins., PBBeitr. 36, 237

John Ries: Wortstellung im Beowulf, Halle 1907

„ „ Wortstellung in der as. Genesis, Zs. f. d. a. 40, 270

„ „ Die stellung des subjectes und prädicats-vb. im Heliand = Q.-F 41

H. Reis, Ahd. wortfolge, Zs. f. d. ph. 33, 212

P. Diels, Stellung des vb. in der älteren deutschen prosa = Palästra 59

Klemm, Satzmelodische untersuch. z. ahd. Isidor, PBBeitr. 37, 1

Ohly, Die wortstellung bei Otfrid, Freiburg 1888

Löhner, Die wortst. d. relativ- und abhängigen konjunktionalsatzes in Notkers Boethius, Z. f. d. ph. 14, 173 und 300
Fr. A. Feigl, Die stellung der glieder des vollsatzes in Notkers Marcianus Capella, progr. Melk 1904—8
E. Brodführer, Beiträge zur kenntnis Willirams, Halle 1906
H. Fassbender. Stellung des vb. in den predigten des bruders Berthold vRegensburg, Bonn 1908
Zwierzina, Mhd. studien XI, Zs. f. d. a. 45, 253
Albert Schultze, Die stellung des vb. bei Martin Opitz, Halle 1903
R. Blümel, Aufgaben der nhd. wortstellungslehre, PBBeitr. 35, 434
„ „ Die haupttypen der heutigen nhd. wortstellung im hpts. = Untersuchungen zur idg. sprach- u. kulturwissenschaft V.

Wien. **Clemens Biener.**

BERCHTUNG UND BERCHTHER VON MERAN. Den alten Berchther von Meran des König Rother mit seinen zwölf söhnen hat WMüller Mythologie d. dtschen heldensage (1886) s. 194 geradezu als 'vertreter des ostgotischen volkes' angesprochen, und auch Heinzel Üb. die ostgot. heldensage (1889) s. 66 hält es für 'sehr wahrscheinlich', 'dass der meranische herzog von haus aus nicht dem ursprünglich fränkischen Wolfdietrich zukommt, sondern dem ostgotischen Theoderich'; darauf weise schon der name Meran, über den ebda s. 9 ff des nähern gehandelt ist. HSchneider aber, der die gestalt des Berchther-Berchtung unbedingt der fränkischen sage zuteilt, lässt doch die möglichkeit offen, dass der name andern ursprungs sei, Wolfdietrich s. 361: 'liefse sich nachweisen, dass der name Berchtung ostgot. herkunft ist, so müste man annehmen, dass die an sich in der fränkischen sage bestehnde meistergestalt wesentlich nach der merowingischen zeit erst in Berchtung von Meran umgetauft worden wäre'.

Nun lässt sich aber gerade umgekehrt wahrscheinlich machen, dass ein name wie *Berchther* oder *Berchtung* nicht gotisch gewesen sein kann: aus dem einfachen grunde weil der allerdings gemeingermanische adjectivstamm *berhto-* im ostgermanischen niemals als namenwort verwendung gefunden hat, so wenig wie im nordgermanischen. es gibt keine got. eigennamen mit *Bairht-* oder auf *-bairhts*, und es gibt keine altnordischen mit *Bjart-* oder auf *-bjartr*; das simplex *Bjartr* bei Lind Norsk-isländska dopnamn s. 137 gehört erst dem 15 jh. an, und *Bjartmarr* ebda ist ein product der fremde, wie auch ein dän. *Bertulv* (Nielsen Olddanske personnavne [1883] s. 12) oder *Bertram* d. 13 jh.s (JSteenstrup Mands og kvinders navne i Danmark gjennem tiderne [1918] s. 101) sicher von süden zugewandert sind. dem gegenüber sind die namen mit *berht* (ags. *beorht*) an erster und besonders an zweiter stelle bei den Westgermanen ungemein

zahlreich, wie für die Deutschen (und Westfranken) Förstemann I² 277 ff, für die Langobarden Bruckner Q.-F. 75, 234 ff, für die Angelsachsen Hruschka I 18 ff. II 33 f bezeugen mögen. stammte der name *Berchther* aus ostgotischer sage, so könnte er in diese nur allenfalls spät aus der sprachgewöhnung der benachbarten Langobarden eingedrungen sein — heimisch war er bei den Goten gewis nicht.

Ich glaube indessen geradezu eine spur gefunden zu haben, dass der treue vasall und vater einer gleichtreuen grofsen söhneschar auch auf französischen boden einen ähnlichen namen, einen namen mit *Berht-* mein ich, geführt hat. es ist bekanntlich Heinzels verdienst, die engen stofflichen beziehungen der deutschen Wolfdietrichdichtung zu der altfranz. chanson de geste 'Parise la duchesse' aufgedeckt zu haben aao. s. 68 f. nun heifst hier der dem Berchtung-Berchther entsprechende vater von 14 söhnen, von denen 10 der Parise dauernd zur seite bleiben, *Clarembaut*. dies *Clarembaut*, als lat. *Clarembaldus* (*Clarebaldus*, *Clarboldus*) auch urkundlich mehrfach bezeugt (s. Förstemann I² 369), ist eine der bekannten hybriden bildungen, wie sie besonders die Westfranken und Langobarden in jüngerer zeit massenhaft hervorgebracht haben (vgl. Kalbow Die germ. personennamen d. afz. heldenepos s. 32. 151; Leuvensche bijdragen 13. 30): aus lat. *clarus* + germ. *bald* zusammengesetzt, nach muster etwa von *Erkembaldus*. *clarus* aber ist die nächstliegende übersetzung von *berht*, s. die glossierung bei Graff III 209.

Der Franzose welcher das *Berhtbald* oder auch *Berhtwald* der ihm vorliegenden sagenform durch *Clarembaut* ersetzte, muste dann entweder lange vor dem verfasser von Parise la duchesse, nämlich noch in der zeit der zweisprachigkeit — oder aber auf zweisprachigem gebiete, etwa an der flämischen grenze gelebt haben. dass er der erste war der das zwittergebilde schuf, ist kaum wahrscheinlich; jedenfalls ist der name *Clarembaut* weiterhin im franz. heldenepos recht häufig: ELanglois Table des noms propres dans les chansons de geste (1904) s. 148 zählt nicht weniger als 12 träger desselben auf, wozu man noch Roman de Renart V 211 (Méon. 8091) fügen mag[2]. E. S.

[1] vielleicht hängt dies damit zusammen, dass sich im got. schon früh die bedeutungsentwicklung von λαμπρός zu δῆλος, φανερός gezogen hat, während das wort im deutschen so lang es lebte, im englischen (*bright*) bis heute 'glänzend, strahlend' bedeutet.

[2] dass er auch heute noch nicht verklungen ist, zeigt der titel eines neuen romans von Romain Rolland, 'Clerambault'.

MEISTER ECKHART IN NORDDEUTSCHLAND.

Es wäre falsch, die mystischen strömungen Deutschlands nur auf den westen, die mitte und den süden zu beschränken. auch in Norddeutschland haben sie eingang gefunden, sowol von den Niederlanden wie von Thüringen her. die wissenschaft hat allerdings diesen bewegungen, die in einer reichen lat. und mnd litteratur ihren niederschlag gefunden haben, noch kaum die gebührende beachtung geschenkt. es geht aber nicht mehr an, immer nur von obd. oder niederrhein. mystik zu sprechen. auch die nd. überlieferung muss durchforscht werden. dann wird man zu der erkenntnis gelangen, dass hier nicht unwichtige resultate zu finden sind [1].

Im folgenden will ich zunächst auf einige hss. eingehn, welche schriften Meister Eckharts enthalten, um meine eben ausgesprochenen sätze zu erhärten. ob ich weiteres zu behandeln im stande sein werde, hängt von der schwer bedrohten lage der deutschen wissenschaft ab.

1. Zs. 8, 238—41 hatte Pfeiffer einen hd. tractat aus einer Basler hs. mitgeteilt und ihn ohne hinreichenden grund dem Kraft von Boyberg zugeschrieben. Preger bekämpfte diese zuweisung Zs. f. hist. theol. 36, 463 ff und nahm auf grund einer hsl. randbemerkung Eckhart als verfasser an. dass Pregers ansatz richtig war und in der tat eine predigt Eckharts vorligt, beweist jetzt die Oxforder hs. (Strauchs ausgabe in den Dt. texten des ma.s XXX, s. XXVIII. 128).

Aus verschiedenen sätzen dieses tractates [2] ist nun ein mosaik gebildet worden, das einen leidlich zusammenhängenden eindruck macht, und das mir hd. bisher nur einmal, im cgm. 1715, bl. 87 a (s. XV), begegnet ist. dieser mosaiktractat ist auch nach Niederdeutschland gewandert; er findet sich genau entsprechend in der hs. IV 12, bl. 281 b—282 a (s. XV), des klosters Ebstorf und in der hs. NKS. 19 in 8⁰, bl. 20 a—b (ca 1500), der Kgl. bibl. Kopenhagen. beide male ist das trümmergeschiebe in beliebter manier einer bekannten mystischen autorität zugeschrieben, die garnichts damit zu tun hat. es beginnt nämlich: *Sanctus Dyonisius ward up en mal gherraghet, wat*

[1] Ich habe zum ersten mal auf den nd. mystik-zweig hingewiesen in den Neuen jahrb. f. klass. phil., gesch. und dtsche lit. bd. 45 (1920), s. 117/9, und mit knappen strichen ein bild zu geben versucht: weiteres in meiner Geschichte der niederdeutschen literatur (Berlin u. Leipzig 1920), s. 15. 44 f. und im Arch. f. religionswissenschaft 1922; kleinere stücke in meinem Mittelniederdeutschen lesebuch (Hamburg 1921), nr 24—27, 36; in nhd. übersetzung in Das hohe Ufer, jg. 2 (1920), s. 71/7.

[2] über die handschriftliche überlieferung handelt ASpamer in der Gießer dissertation Ueber die zersetzung und vererbung in den deutschen mystikertexten (1910), s. 50, anm. 1.

doch god were. He antwerde unde sprak ... dann kommt folgende zusammensetzung: Zs. 8, 240, z. 5—8 (= Strauch s. 128, z. 11—13) + z. 4—5 (= Str. z. 10—11) + z. 8—11 (= Str. z. 13—15) + z. 15—16 (= Str. z. 17—18) + s. 243, z. 1—4 + Pfeiffer Mystiker II s. 509, z. 1—2 + Zs. 8, 243, z. 4—8[1].

2. In derselben Ebstorfer hs. IV 12, bl. 351 b—357 b, findet sich noch ein zweites mosaik aus verschiedenen schriften Eckharts. ein längerer tractat, welcher das beliebte thema von der armut des geistes behandelt, ist aus drei teilen componiert. der erste absatz stammt aus dem pseudo-Eckhartischen tractat '*von dem adel der sêle*' (Pfeiffer II, s. 416/18) und berichtigt dadurch Spamers worte: 'fragmente aus dem tractat an anderer stelle sind mir nicht bekannt'[2]. das nd. stück entspricht Pfeiffers text s. 417, z. 38—s. 418, z. 15.

Das hauptstück bildet die predigt Eckharts nr 87 (Pfeiffer II, s. 280—284), die bekanntlich auch lateinisch (= La) überliefert ist[3]. dadurch sind wir in der lage, das verhältnis der hd. vorlage der Ebstorfer fassung (= E)[4] zu den anderen hss., wie es Lotze schon für La getan hat[5], festzustellen. ein solcher vergleich ergibt dasselbe resultat, das bereits Lotze constatiert hatte: die Pfeiffersche fassung (nach dem Basler Taulerdruck von Adam Petri, bl. 306 va—308 rb) bietet einen späteren verkürzten wortlaut; zur herstellung des echten textes sind die hsl. fassungen unbedingt heranzuziehen. E stimmt in den meisten und vor allem ausschlaggebenden stellen mit der von Lotze herangezogenen ndl. Berliner hs. mgq. 1084 und mit La überein (bei Pfeiffer s. 280, z. 15. 19. 36; s. 281, z. 10. 22. 28. 37; s. 282, z. 8. 14. 24. 34 f; s. 283, z. 30; s. 284, z. 9). solange daher kein besserer obd. text auftaucht[6] als der von Pfeiffer widergegebene druck, muss die reconstruction der predigt vor allem nach der Berliner und der Ebstorfer hs., mit unterstützung

[1] zum letzten vgl. Langenberg Quellen und forschungen zur geschichte der deutschen mystik (Bonn 1902), s. 185 f; Lotze Kritische beiträge zu M. Eckhart (diss. Halle 1907), s. 29; M. Pahncke Eckehartstudien (progr. Neuhaldensleben 1913), s. 3.

[2] PBBeitr. 34, s. 374. — ich möchte weiter berichtigend bemerken, dass die bei Spamer ebenda citierte hs. des Brit. mus. (Priebsch II, s. 79 ff) nicht nd., sondern nfrk. sprachformen zeigt und aus niederrheinischer gegend stammen dürfte. — ein nld. exempel ähnlicher form und gedankenführung bei Dolch Die verbreitung oberländischer mystikerwerke im nld. (diss. Leipzig 1909), s. 48 f.

[3] hs. 43 des Coblenzer gymnasiums, s. 14/20, hg. von vdLeyen: Zs. f. d. ph. 38, s. 334—58.

[4] dass E nach einer hd. vorlage gearbeitet ist, beweisen die formen *wider* für *wedder*, *nach* für *na*, *meyne* für *mene*.

[5] Krit. beiträge zu M. Eckhart, s. 50/3.

[6] auch der text in der Strafsburger hs. 662 ist (nach Spamer: PBBeitr. 34, s. 331) 'stark umgearbeitet'.

von La und dem Basler druck, versucht werden. daher dürfte der unten [1] folgende gesamtabdruck von E, zumal die Berliner fassung von Lotze nur in kargen stichworten gegeben wurde, für die Eckhartforschung nicht wertlos sein.

Den letzten absatz des Ebstorfer tractates bildet ein fragment, welches zu identificieren mir bisher noch nicht gelungen ist. es behandelt die armut des geistes in kurzen pragnanten sätzen. wenn ich recht gesehen habe, steht das stuck noch nirgends in den gedruckten mystischen texten. wieweit es sonst sich in einer hs. erhalten hat, ist bei den wenig eingehnden beschreibungen solcher hss.-teile in den katalogen nicht festzustellen gewesen.

3. Dieselbe so überaus reichhaltige Ebstorfer hs. IV 12 enthält auf bl. 358 b — 359 b ein mosaik aus Eckhartischen aussprüchen. das einzige stück der hs. in welchem Eckhart auch mit namen ausdrücklich genannt ist. die zusammensetzung ist folgende: Spamer Texte aus der dt. mystik (Jena 1912), s. 111, z. 16—24 + Pfeiffer II, s. 462, z. 19—37 + s. 462, z. 40—s. 463, z. 1 + s. 463, z. 3—29 (z. 27—29 = s. 601, z. 32—34) + s. 602, z. 15—20 (nr. 17). der letzte spruch wird, wie bei Pfeiffer, eingeleitet: *Meister Egghert sprikt.*

4. Eckharts schrift 'Die Reden der Unterscheidung' ist in drei mnd. fassungen erhalten, welche sämtlich Diederichs für seine dissertation 'Meister Eckharts Reden der Unterscheidung, eine literarkritische untersuchung' (Halle 1912) nicht bekannt waren. für die obd. hss. folg ich Diederichs siglen, fur den text aber Pfeiffers widergabe (bd. II, s. 543/78). da mir Diederichs reconstruction in Lietzmanns 'Kleinen texten' nr 117 (Bonn 1913) aus den unten angegebenen gründen nicht genügt

a) Germanisches museum Nürnberg, hs. nr 22936 (= N). genaue beschreibung bei Borchling im beiheft der Nachr. der Göttinger ges. d. wiss., 1913, s. 153/58 [2]. auf-

[1] siehe anhang III.

[2] bl. 114 b/115 a *Eyn gud mynsche vraghede unsen heren* kehrt wider in Gr (siehe unten anhang I), bl. 234 b. — bl. 129 a b *Sunte Augustinus lerede dre nutte lere* in der Kopenhager hs. NKS. 19 in 8° (= K), bl. 2 a. — bl. 129 b/30 b *Viff meistere weren tosamende* auch in K, Bl. 2 a/3 a: in der Hamburger hs. aus dem Beginenconvent XV 8; hd. in Berlin mgo. 513, bl. 76 b 78 b: London ms. add. 16581, bl. 131 a (Priebsch II 147). — bl. 130 b/131 b *Allse me mit vuleme messe den acker vruchtbar maket* derselbe vergleich bei Tauler ed. Vetter s. 27, z. 28 ff. — bl. 131 b/132 a *Eyn mester secht wor jnne sick eyn gotlik mynsche oven sal* ist von dem einen Sterngassen (s.u. anhang II). — bl. 133 a *Sunte Augustinus de vragede dre wijse papen* auch in K bl. 23 b/24 a: in Gr bl. 237 b. hd. in Karlsruhe SPeter 85, bl. 55 b (Spamer diss. s. 66). — bl. 133 a/138 a *Twelff mestere worden irhaven to Paritz* ebenso in K, bl. 3 a/8 a: in der Hamburger hs. aus dem convent V, bl. 189 a/195 b; in hs. 199 des

fallend ist an der hs., dass sich unter den zahlreichen mystischen bestandteilen ein kurzer spruch gegen die 'Gottesfreunde' findet unter scharfer betonung des gehorsames der ordenskleriker und seines geistlichen verdienstes. vielleicht könnte man daraus einen schluss auf die herkunft der hs. aus einem niedersächsischen kloster ziehen [1]. die sprache weist auf das binnenländische Niedersachsen hin: dat. *mik*, *dik* (neben dat. *dij*), *wultu*, *wel*, *us*, 3. pers. plur. auf *-et* neben *-en*. zum mindesten finden sich, vorsichtig gesagt, keine eigenheiten, die westfälischen, nordalbingischen oder ostelbischen ursprung verraten.

Bl. 115 b—129 a stehn die bereits von Borchling als solche erkannten excerpte aus Eckharts 'Reden der Unterscheidung'. Borchling hat aber nicht bemerkt, dass in dem tractat bl. 142 a—147 a: *Wan du godes lijcham entfangest* ebenfalls grofse abschnitte aus Eckharts schrift hineingearbeitet sind. Spamers charakteristik der RdU: 'eine einheitliche festgefügte schrift, die nicht den gesetzen [!] der zersetzung und umformung unterworfen war' (PBBeitr. 34, s. 395), welche er auf grund seines blofs hd. materials gab, erledigt sich damit von selbst [2].

familienarchivs vHedemann auf Deutsch-Nienhof, bl. 22 a/23 a, 152 a/154 a; in cod. Aug. 30. 8 in 4° zu Wolfenbüttel, bl. 238 a/240 a; ebda in codd. novi 694, bl. 143 a/147 b (13 meister!). hd. in London, ms. add. 16581, bl. 120 a/128 b (18 meister; Priebsch II 147); und in ms. add. 148, bl. 107 b/108 a (Priebsch II 127); in den Bamberger hss. Ed. VII 55, bl. 221 b/226 b und Ed. VIII 18, bl. 103 a/109 b; hs. II 30 der Frankfurter stadtbibl. bl. 37 a/39 b (Spamer diss. s. 149): cgm. 222, bl. 42 b/45 b: cgm. 841, bl. 44 a/53 b; Königsberg, hs. 896, bl. 15 b/17 a; Wackernagel Zs. 4, s. 497/500; Alemannia 3, s. 99 f. gereimt vgl. PBBeitr. 34, s. 349/51: Spamer Texte aus der deutschen mystik (Jena 1912), s. 175/7; Seuse ed. Bihlmeyer s. 24*. — bl. 138 a/139 b *van der gnade*. die zweite hälfte *Wultu weten, eftu god leff heft, dat scaltu proven an soss stucken* mit besserem text in K, bl. 17 a/18 a. — ebenso bl. 141 b/142 a *Nu sind dre dingh, de bewiset, eft gnade in den grunden sij* in K bl. 18 b/19 a. — bl. 147 a/148 a *Wultu gerne eyn gud mynsche sin* md. in London, ms. add. 148, bl. 123 b (Priebsch II s. 127). — bl. 148 b/149 a *De mynsche scal hebben alle dage sovenleye dechtnisse* in K bl. 19 a/b; Hamburger hs. a. d. convent V, bl. 149 a; Wolfenbüttel, cod. Helmst. 1121, bl. 150 a/b; cod. Helmst. 1254, bl. 186 a/187 b; cod. Helmst. 1308, bl. 62 b/64 a. hd. in Karlsruhe, hs. 84 (SBlasien), bl. 38 b/39 a. — bl. 149 a/150 a *Sunte Augustinus secht: Welk mynsche gherne missen horet* auch in K, bl. 15 b/17 a. — die verse 153 a *Aller wisheyt fundament* aus der Oldenburger hs nr 73 bei Lübben Mitteilungen aus nd. hss. (progr. Oldenburg 1874), s. 1; in hs. 138 des familienarchivs vHedemann auf Deutsch-Nienhof, bl. 401 a u. in hs. H 122 der univ.-bibl. Uppsala, bl. 97 a/98 a. — bl. 153 b/155 a *Dit is van dren stucken der ruwe* offenbar der anfang des tractates *Van der waren ruwe* in hs. V 52 im Haag, bl. VI b (Borchling Geschäftliche mitteilungen der Gött. ges. d. wiss. 1898, s. 255 f).

[1] selbstverständlich müste erst festgestellt werden, ob und in welcher umgebung sich eine zu vermutende hd. vorlage befand.

[2] schon Diederichs hatte (s. 55 und 61) mit recht dagegen verwahrung eingelegt.

Die excerpte auf bl. 115 b — 129 a beginnen ohne überschrift. wie die meisten stücke dieses bandes. folgende teile sind absatzweise zusammengestellt: 1) s. 543[1]. z. 22—s. 544. z. 24 + s. 544. z. 35—s. 545, z. 3. — 2) s. 546, z. 19—31. — 3) s. 548. z. 25—s. 549. z. 14 + s. 549. z. 38—40 + s. 547. z. 25—37. — 4) s. 551. z. 18—s. 552, z. 8. — 5) s. 552. z. 8—9 + s. 552, z. 23— s. 553. z. 6. — 6) s. 555, z. 1—18 + 22—31. — 7) s. 553. z. 38—s. 554. z. 18. — 8) s. 556. z. 32—s. 557, z. 23. — 9) s. 559. z. 5—13 + 19—22 + 36—s. 560. z. 1. — 10) s. 560. z. 7—24. — 11) s. 560. z. 34—38 + s. 561, z. 1—3 + s. 560. z. 38—s. 561. s. 1 + citat aus Chrysostomus (s.u.). — 12) s. 561. z. 23—31. — 13) s. 564. z. 22—s. 565. z. 4.

Aus dieser übersicht ergibt sich, dass der compilator ziemlich genau in der lectüre vorschreitend diejenigen absätze heraushob, die ihn belangreich dünkten. aber der Niederdeutsche hat den hd. text nicht selten misverstanden und sich damit abgefunden, so gut es gieng. nur einige beispiele will ich anführen: 552, 3 verlas er sich und setzte *in den mynschen* für hd. *in dem müejenne*. oder er verwechselte *törsten* und *træsten* und schrieb (555, 16—18): *men quemet also verne. da wij unsen willen to male overgeven unde uns aller dingh dor ene trosteden beyde uthwendich unde jnwendich. so hebbe wij alle ghedan unde nicht so.* an solchen stellen wo der übersetzer die vorlage nicht meisterte, hat er aber stets versucht. in dem misverstandenen sinne den urtext umzuformen und einen sinn in seinen irrtum hineinzubringen.

Dieselbe geistige selbständigkeit zeigt er in den mannigfachen zusätzen, durch die er den hd. text aufschwellt. mitunter will er einen farblosen ausdruck lebendiger gestalten: so sagt er *der kronen der segherechtere* für *des lones* (552, 2); oder wenn Eckhart schreibt: *als vil der minne mer unde mer ist* (549, 10 f), drückt er sich bunter aus: *alse de lere creftigher unde warer is.* oder er will deutlicher sein: 549, 10 f *dat eme sin geghenwardicheit sunder alle arbeit efte bilde enes unschedelken andenkendes efte arbeides blotliken jnne were in allen werken unde bij allen luden unde bij allen dingen. unde we also god heft. deme werdet alle dingh lutter god.* — 555, 26/28 *da:* bis *gesetzet*] *de sunder alle eghentschop is unde sines sulven uthgan is unde in den willen godes ghebildet unde gheformet is. Jo des mer is, yo de wille rechter is unde warer unde mer an god ghesett is Unde in dem willen vormochstu alle dingh. dat sij lere efte wat du wult.* auch selbständige umstellungen von sätzen werden zum zwecke der gröfseren klarheit vorgenommen. ohne dass in den hd. texten sich ein vorbild dafür findet. und ebenso schiebt der übersetzer

[1] mit diesen zahlen ist hier und im folgenden seite und zeile von Pfeiffers abdruck gemeint.

eigenmächtig sätze in die überlieferte fassung ein: so 555, 1 nach *willen: se wolden gerne, dat eyn alßo efte alßo were, unde dat se god alßo voleden unde wolden alßodane wijse unde alßodan gud hebben. Id is allent nicht men eghene wille*; 561, 1 nach *voghet: Sus secht wol sunte Johannes Crisostomus: Wultu hebben schouwers diner guden werk, sich, du hast nicht allenen de engele, men god salven, de alle dingh sud. Dar lat dij ane genoghen.* Spamer hat mit reichen belegen nachgewiesen, dass solche erweiterungen zu den grundprincipien der mystischen erbauungslitteratur gehörten, und so dürfen wir uns nicht wundern, sie auch auf nd. boden widerzufinden.

Der hd. text, welcher dem nd. übersetzer vorlag, ist bei der luckenhaftigkeit der nd. fassung schwer zu ermitteln [1]. Diederichs aao. hat die zwölf ihm bekannten hd. hss. genau beschrieben und eine collation mit Pfeiffers abdruck gegeben. somit lässt sich die hd. überlieferung bequem übersehen und feststellen, wie sich die nd. excerpte in sie einfügen. rein negativ ist zunächst zu constatieren, dass sie aus keinem der vollständigen hd. texte excerpiert sein können; dazu tragen die varianten zu selbständigen charakter, der sie in keine der von Diederichs gebildeten gruppen einreihen lässt. nur mit Ka bestehn manche übereinstimmungen. dagegen fällt auf, dass an den wenigen stellen, wo N und das bruchstück Z [2] im text nebeneinander hergehn, N die gleichen lesarten zeigt, durch die Z sich von allen anderen hd. hss. unterscheidet. ich stelle das kurze stück nebeneinander:

Z [3]

Iz ist zweirleye wizzen in diseme lebene des ewigen lebens unde der vruntschaft gotis. Daz eine, daz iz got eime menschin saget edir enpitet bi eime engele eder ein sundirlich lieht [4] *gibit, unde daz geschet selden unde wenic luden. Doch⌋ iz ist ander wizzen, daz vil unde unglich bezz[er ist] unde nuzzer. Daz geschet dicke allen gu[ten] unde [vol]komenen luten. Daz*

N [3]

Dat wetent des ewighen levendes unde der fruntscop godes in dessem levende is twierleye. Dat ene is, eft id got enem mynschen sede efte entbode bij enem engele efte vormiddelst enem sunderghen lichte eme gere. men dat schud seldene unde weynich luden. Men id is eyn ander wetent, dat unghelike vele beter unde soter is, unde dat schud dicke vullenkomen lefhebbenden luten. Dat is, dat eyn mynsche

[1] selbstverständlich lass ich dabei die annahme offen, dass der Niederdeutsche bereits eine hd. excerptenreihe vorfand und sie übertrug.

[2] hg. von FBech Germania 20, s. 223 6.

[3] die abkürzungen der hs. lös ich auf und ergänze die lesarten: so bin ich bei allen hss.-abdrucken hier verfahren.

[4] zweifellos ist dies die ursprüngliche lesart, aus der durch ein misverständnis in allen späteren hss. dann der vergleich mit dem lichte wurde.

ist, daz der mensche von minnen unde von [h]eimlikeit, die her hat zu sime gote, daz her ime so [ganz] getruwe unde so sicher an im si, daz her nicht [z]wivelen moge.

van leve unde van hemelicheit, de he heft mit sinem gode, eme so gantzliken truwe unde so seker to eme sij, dat he nicht twivelen moghe.

Und dagegen Pfeiffers text (559, 5/13): *E. ist zweierleie wizzen in disem lebenne des ewigen lebennes. Daz ein ist, daz ez got dem menschen selber sage oder ez im bi einem engel erbiete oder mit einem sunderlichen lichte bewise. Daz geschiht selten unde wenic liuten. Daz ander wizzen daz ist vil ungelich bezzer unde nützer, unde daz geschiht dicke allen volkomenen minnenden liuten. Daz ist, daz der mensche von minne unde von heimlicheit, die er hat zuo sinem gote, daz er ime so ganz getriuwe unde so sicher ist, wan er in minnet ane underscheit in allen creaturen.*

Ein blick in Diederichs variantenapparat lehrt, dass nur noch die hs. Ka ähnlich sich verhalt wie Z und N. alle andern hd. hss. lauten wie Pfeiffers text, und auch Ka schliefst sich nicht wider so genau an Z an, wie N dies tut. ich möchte also vorläufig nur festhalten, dass N aus einer Z nahestehnden hs. geflossen sein muss.

Anders verhält sich der charakter der excerpte auf bl. 142a–147a. hier sind die Eckhartischen sätze, welche sich übrigens in der reihenfolge an die obigen auszüge anschliefsen, mit andern, zt. recht umfänglichen abschnitten zusammengearbeitet, sodass ein neues vollständiges ganze entstanden ist. ob dieser zusammengeschweifste neue tractat bereits hd. vorhanden war und daraus einfach in das nd. übersetzt wurde oder erst in Niedersachsen componiert ist, lässt sich erst feststellen, wenn die hd. hss. genau auf ihre mystischen bestandteile hin durchgearbeitet und katalogisiert sind[1]. um die antwort zu erleichtern, geb ich im folgenden den nd. text, unter beifugung der entsprechenden stellen nach Pfeiffer.

Wan du godes lijcham entfangest.

Godes lijcham wan du dene entfangen wult, so nym ware, wo dine oversten krefte in dinen god gherichtet sin, unde wat din wille sokende sij, unde wat du in eme menende sijst, und wo din truwe

[1] bei der grofsen zahl von tractaten, die ein solches thema behandeln, ist es nach der überschrift und dem anfang nicht zu entscheiden, ob sie hierher gehören oder nicht. in frage kämen vielleicht: *Thomas ein maister sprichet: der vier dink an im hat, der mag freylich zu dem sacrament gen* im cod. perg. germ. XC (SGeorgen) zu Karlsruhe, bl 83a.b: *Dru ding sol der mensch an ime han, so er ignote diz brot nuzet* in der Karlsruher hs. SPeter 85, bl. 92b/93b; *Von ses stucken, die der mensche an yme sal han, der einis in dem yare unsern hern wil inpfahn* in der Hardenbergschen hs., Zs. f. d. ph. 14, s. 82.

an eme bestande sij. unde dat din herte an god ghekeret sij, alßo dat du nicht en menest unde dij nichtes en luste. men godes unde [*wat*] *to male godlik is. unde dat dij mishaghe, dat gode unghelik is. Vindestu denne in dij. dat de leve to uses heren lijchammen in dij wasse unde toneme unde de erbare vruchte nicht ghemynnert wert unde de leve nicht ghelosschet wert, jo du denne dickere dar to gheist. jo du bett deist unde jo id dij nuttere is; wente unsem heren*[1] *lustet. dat he moghe mit dem mynschen unde in dem mynschen wonen*[2]. ⸿ *To dem anderen male scoltu seen, dat du dine consciencien vindest sunder alle straffent der sunde. unde dat du vort hebbest enen ewighen willen. alle sunde to vormidende.* ⸿ *To dem drudden male. dat du willen hebbest to vullenbringende alle dat gude, dat alle hilgen je beghingen an der tijd unde an ewicheit, eft id moghelik were. So dencke in dinem herten aldus: O here god, were noch helle noch hemmelrike. mochte ik dij alßo leef hebben alße din leve moder, konde ik dij alßo vele loven alße alle engele, konde ik dij alßo vele eren alße alle hilgen unde alßo vele denen alße alle mynschen. dat wolde ik gerne don! To*[3] *dem verden male scoltu gantzen loven hebben. dat dar warliken god sij in deme altare, wente eyn gantz love is meer wen eyn wonent, unde alßo warliken, alße du des lovest. alßo warliken scoltu loven ewigher salicheit in der entfanginge. alßo verne alße du dan hebbest. dat in dij was to donde jeghen dat sacrament. Wente dat werdighe hilge sacrament is uns gegeven to enem pande der ewighen salicheit, unde*[4] *darvan werstu ghestarket to allen guden werken. Van deme hilgen lijchamme wert din lijcham vornyet. unde du werst in ene wandelt. unde du werst eme gantz to male enighet. alßo dat dat din dat wert sin: ok din herte unde sin herte dat wert eyn herte. unde din lijcham unde sin lijcham dat wert ein lijcham. Unde alßo scollet ok dine synne unde din leve unde din wille unde din meninge unde alle dine krefte unde ledmate in ene ghedraghen werden, dat du des volest unde ware wordest in allen kreften des lives unde der sele*[5]. *So werstu eme to gevoghet unde van sinem hilgen lijchamme geeddelt.* ⸿ *Eya, alßo na wert de sele in deme hilgen lijchamme in god vorenighet. dat alle de engele van*[6] *cherubin unde seraphin moghet dat underscheet nicht vinden twischen en beyden. Wente wor se god roret. da roret se de sele. unde wor se de*[7] *sele roret, dar roret se god. Ny ne wart so na eninge vele negher van lijff unde sele. de doch mynschen maket. Ok vele negher, wen de enen dropen*

[1] *here*

[2] sehr umgearbeitet und in die 2. person umgesetzt nach Pfeiffer II s. 565, z. 7/28.

[3] *Dat*

[4] bis hierher geht der nicht-Eckhartische text.

[5] bis hierher entsprechend Pfeiffer s. 566, z. 3/9.

[6] *va van*

[7] *se de* über der zeile.

waters ghate in ene bodene vul wines, dar were dat water unde de win in eyn ghesammelt. Doch konden alle creature dat underscheet nicht vinden[1]. *Unde wan god de sele insencket in de vorborghenheit siner gotheit, dar vorlust se ere eghene formen unde wert overformet in de gotheit, alße eyn ghewreket was entfanghet de inghedruckeden formen des jngheseghels*[2]. *De hoghe voreninge der sele mit gode is unsprekelik, doch na unsem gelijknisse alßo unschedelik, alße der sunnen glans sijk influt in de lucht, unde alße dat bilde in dem speyghele*[3]: *Noch unschedeliker is de gotheit inglantzende, inrletende, dorchrletende, vorsenkende affgrundelken in sijk de sele unde god in de sele unde de sele in god. Id is boven alle wort unde boven alle begripent der synnen unde der vornunft. Des were dat woll bildelik, dat du dar alßo toschicket werest, dat du ene mochtest alßo entfan in alsulker leve unde in alßo groter begheringe unde mit alßo lutterem herten, alße ene sin leve moder entfengk. Du scolt eme sinen willen gantzliken updreghen mit lijff unde mit sele. Du scolt danknamick sin in dinem herten der hogesten gave, de alßo grot is, dat in tijd unde in ewicheit nu groter gave geven is. Ja, se is also grot, dat de engel mochte al de tijd, de he mit gode ewighen leven scal, to enem male godes lijcham entfan, dar wolde he gerne umme liden alle de pine, de alle de mynschen leden hebben unde noch liden scollen bet in dat ende der werlde, eft id moghelik were, noch beschouwet he god wesentlijken alle tijd*[4]. ¶ *De mynsche nympt nummer godes lijcham, he entfange sunderlike grote gnade, jo dickere jo betere. De mynsche mochte godes lijcham an sulker andacht nemen*[5] *unde meninge, were he in der ordeninge, dat he scolde komen in den nedersten kör der engele, dat he in den anderen kör worde irhaven, ja ok wol in den*[6] *achteden edder in den negheden*[7]. *Hyrumme scoltu seen, dat du din herte woll besloten hebbest van enbynnen, dat din gemode sta ghewernet vor den bilden, die van enbuten stan, dat* [*se*] *enbuten bliven, dat du de mit ener vromeden wijse handelst, unde dat de nene stede an dij en vinde*[8]. *Wente dat aldermynneste bilde, dat du mit willen an diner sele hefst, dat* [*is*] *also grot alße god; wente id hindert dij enes groten godes, unde wan dat bilde dar uth gheit, so gheit*

[1] bis hierher entsprechend Pfeiffer s. 566, z. 28/38.

[2] dasselbe bild bei Eckhart Pf. II 170, z. 30, und Strauch Paradisus anime s. 78, z. 4 und 7.

[3] mystischer lieblingsvergleich: bei Eckhart Pf. II 14, 9; 68, 19; 131, 33; 142, 25; 162, 4; 180, 34; 271, 4; 326, 23 und 39; 327, 25; Strauch Parad. an. s. 8, 21; 28, 32; 76, 14; 85, 23; 130, 8.

[4] bis hierher das nicht-Eckhartische stück.

[5] *neme*

[6] *de*

[7] bis hierher entsprechend Pf. s. 567, z. 29/36.

[8] dieser satz entsprechend Pf. s. 568, z. 33 6, hier in die 2. person umgesetzt.

gai dar edder in[1]. *See ok, dat dine jnwendighen bilde, eft id bilde sein ete eyn vorbarenheit des gemodes, enboren edder enbuten bilden sin, unde wenne dik dar to, dat du alle tijd hebbest jeghenwerdich dine jnwendicheit*[2]. *Mynsche, duncket dy des, dat du arm syst van dogheden, so ga to dem vullen schatte des unmetighen rijkedômes, so werstu rijke*[3]. *Hefstu vele gesundiget unde duncket dy, dat du nicht boten konnest, ga to eme. He heft gebetert alle schult, in eme mochstu vuldon. Offere dijt werdighe offer dem hemmelschen vadere vor alle din schult. Kanstu gode nicht dancken unde gode nicht loven, ga to eme. He is eyn dancknamicheit des vaders unde eyn unmetich war ghesproken vullenkomen wort unde loff aller gotliken gode. Kortliken, wultu aller breke to male beroret werden unde mit allen gnaden unde dogheden kledet werden unde in dynem ortsprungh wunderliken gheleydet werden, so holt dijk alßo, dat du dijt werde hilge sacrament werdichliken entfanghest*[4]. ¶ *Dijt nement unde salich nuttent des hilgen lijchamen lecht nicht allene in dem uthwendigen nuttende des sacramentes, men id lecht ok in deme gheistliken nemende mit enem begripelken gemode unde meninge unde andacht. Dijt mach de mynsche alßo truwelken nemen, dat he rijker wert van gnaden wen jenich mynsche uppe ertrike*[5]. *Du scolt alle weghe er gode bichten wen den luden. Ok bistu de bicht meer schuldich to straffende hartliken vor gode wen vor den luden*[6].

b) Die hs. XXVII. E. 104 der Nicolaikirchenbibliothek zu Greifswald, jetzt in der dortigen Universitätsbibliothek (= Gr), enthält in ihrem zweiten, leider durch herausschneiden von blättern sehr zerstörten teil eine reihe mystischer texte und tractate[7], darunter auch Eckharts RdU. bl 226a–232b von einer hand des 15 jh.s. der tractat war zweifellos einst vollständig (hinter bl. 232 sind zwei lagen herausgerissen). jetzt sind erhalten (nach Pfeiffers zählung) s. 543, z. 22 bis s. 549, z. 6 (*also dat eme anders nicht*), und s. 553, z. 7 bis s. 560, z. 32 (*dat si rastend, wakent*). für westelbischen ursprung sprechen formen wie *sal* neben *scal*, der dat. *mik* neben *mi*, die 3 pers. pl. *-et* neben *-en*. dass eine hd. vorlage übersetzt ist, beweisen die formen *sich* für *sik*, *is* (aus *es*) für *id*, welche dem übersetzer aus dem hd. text in die feder geflossen sind. capitelüberschriften fehlen. selten sind absätze.

[1] derselbe satz kommt in derselben hs. in einem vorhergehnden conglomerat mystisch-asketischer stimmung vor (bl. 113b/114a), beginnend: *Holt dinen lijcham in ordenunge etendes unde drinkendes.*

[2] der satz in 3. person bei Pf. s. 568, z. 36—s. 569, z. 3.

[3] entsprechend Pf. s. 566, z. 11/13.

[4] das vorhergehnde in directer rede bei Pf. s. 566, z. 18/28.

[5] bis hierher Pf. s. 568, z. 1/5.

[6] bis hierher Pf. s. 568, z. 22/4.

[7] siehe anhang I.

Der schreiber hat im allgemeinen sorgfältig gearbeitet. einige überspringungen, durch gleichlautende wörter hervorgerufen, finden sich, die vielleicht schon zt. in der hd. vorlage vorhanden waren: 543, 30 f *versumet* — *versumet*; 544, 7 f *wil* — *wil*; 544, 15 f *wilt* — *wilt* (auch in den hd. hss. B, M, Mü); 547, 9 f *nu dich* — *nu dich*; 547, 18 f *weme aber* — *weme aber*; 547, 31 f *gehindern* — *gehindern* (derselbe lesefehler auch in den hd. hss. Br und K); 556, 15 f. *niht anders* — *niht anders* (ebenso in Mü); 558, 32 f *getruwen* — *truwe*; 559, 27 f *vorhte* — *vorhte*. 554, 5 ist *nicht* verschrieben für *icht*, ebenda z. 6 *wan* für *wat* (hd. *swaz*). unwichtige auslassungen belangloser worte übergeh ich.

Auch in Gr hat der übersetzer manches misverstanden: einige proben dafür seien gegeben. 547, 33 f ist ihm die bedeutung des hd. *meinunge* nicht aufgegangen, er übersetzt daher: *unde hirumme so wert deme minschen alle menheit geeyniget.* — 548, 26 verlas er das *innelichen* der vorlage und schrieb *merkliken.* 547, 7 las er *guot* für *got* und übertrug demgemäfs: *deme anhanget alle gut unde alle doghede* — durch auslassung und nachträgliche verbesserung ist ein schiefer sinn in den satz: *Merke, wie du dinen got meinest. So du bist in kirchen oder in der zelle, daz selbe gemüete behalt* (548, 2 f) hineingekommen. er hatte bei der niederschrift *meinest* bis *bist* ausgelassen und in den satz *Merke, wo du dinen got in kerken efte in der cellen dat sulve gemode behalt* fügte er bei nachträglichem durchlesen hinter *cellen* am rande ein *hebbest* bei. — 554, 9 wurde das hd. *got git ez* misverstanden als *god deme gicht ghift is.* — 554, 30/2 ist der hd. satz: *Ouch solt du wizzen, daz der guote wille gotes niht mac gemissen, mer: daz enpfinden des gemüetes daz misset sin underwilen unde wenet dicke, got si für gangen* entweder verlesen oder falsch aufgefasst worden, wenn der nd. text lautet: *Ok saltu weten, dat de wille godes nicht mach gemissen in dat volent. Dat mot sin unde [!] wilen, unde got delet dicke, alse eft he si vore gegangen.* oder hat der schreiber die stelle durch unachtsamkeit zerstört? — ebenso scheint dem übersetzer 556, 11 f unklar geblieben zu sein: er kurzt daher einfach: *unde wil it denne got unde kumpt dor ene an dic.* — 560, 14 verstand er *deste* falsch und übersetzte *dogst du ware penitencii*: und eine zeile weiter ebenso *leggest* für *leschet*.

Auch erweiterungen und zusatze brachte der Niederdeutsche an, um den sinn nach seiner meinung klarer herauszuschalen. so ist der satz 547, 1 f etwas aufgebauscht: *In der warheit, io du des mer herest, io alle dine were, wat kunne se ok sin, mer gut unde gotlik werdet, se sin, welk kunne se sin.* — an den schluss des V. capitels (547, 12) ist angehängt: *Darumme, dat du vore mochtest elen, dat vlut nu dik.* — um deutlicher zu sein, wird 547, 23 eingefügt: *allene hat, unde eft he sik sulven noch anders nicht mit ene ne hat, den minschen.* — eine bekraf-

tigung wird 556, 5 nach *dem ersten* eingeschoben: *So lidet ok de minsche billichliken, alse id an eme kumpt; wente got lidet to dem ersten.* — 556, 29 werden die hd. *ratten* 'kornraden' durch das nd. wort *kaues* widergegeben; bei Schiller-Lübben VI 172 find ich übrigens nur *cauensccrlinch* = *colchicum autumnale*, bei Lübben-Walther fehlt es ganz.

Eine durchsicht der varianten führt zunächst zu dem ergebnis, dass Gr aus einer hd. vorlage stammt, die in beziehungen zu der gruppe B M P Pr (von Diederichs als z zusammengefasst) stand. mit z hat Gr gemeinsam: 543, 33 *unde sic des sines trostet* — 544, 6 *daz*] *dar* — 22 *oc spreck he* — 32 *beladen ist oder* fehlt — 545, 8 *denne* fehlt — 11 *schult* fehlt — 15 *unde*] *oder* — 17 *sunder* — 546, 2 *mit*] *in* — 22 *Nu dencket men billicheit oker* — 25 *alse verre alse* — 547, 1 *wat kunne* — 15 *alle tid gherne* — 30 *in allen sinen* — 553, 12 *berinde* — 14 *des*] *der* — 23 *entriuwen* fehlt — 30 *menschen* fehlt — 35 *nicht Dat schinet daran* — 37 *niht* fehlt — *oder weltlichen* fehlt — 554, 9 *sin dorch got* — 10 *ze* fehlt — 20 *uns* fehlt — 555, 12 *gotes* fehlt — 19 *die*] *se* — 31 *also to male* — *utgedraghen* — 33 *da*] *so* — 556, 6 *dat got ist, nummer ist* — 22 *gemissen* — 32 f *unde alse sunte Augustinus spreck* — 557, 10 *alse verre alse* — 22 *dich* fehlt — 558, 29 *minne* — 559, 8 *ele unde* — 560, 2 *ouch* fehlt — 3 *Christus* — 32 *iz*] *dat.*

Nur wenige varianten teilt Gr mit P und Pr, die e i n e gemeinsame vorlage haben: 546, 20 *waz*] *welk* — 553, 28 *hungerent* — 555, 5 *meinet*] *vemet* — 11 *alse balde alse* — 12 *ein* fehlt — 558, 4 *de thiet* — 16 *unde*] *noch.*

So scheint die hd. vorlage von Gr auf die gruppe z und zwar eine P Pr nahestehnde hs. zu führen. das bild ändert sich aber, sobald wir sehen, dass daneben die hs. K sehr stark in den vordergrund tritt. von den 39 lesarten nämlich, in denen Gr mit z übereinstimmt, finden sich 25 auch in Ka, und zwar folgende: 545, 17; 546, 2; 25; 547, 15; 30; 553, 12; 14; 35; 37; 554, 9; 10; 20; 555, 19; 31 (beide); 33; 556, 6; 22; 32; 557, 22; 558, 29; 559, 8; 560, 2; 3; 32. ähnlich steht es mit den 7 lesarten von P Pr: da finden sich 4, nämlich 553, 28; 555, 5; 548, 4 und 16, auch in Ka, und zwar sind gerade die lesarten in denen Ka mit z und P Pr übereinstimmt, die wichtigeren.

Dazu kommt eine lange reihe wo K a l l e i n mit Gr geht: 545, 18 *in den dingen*] *dar inne* — 27 *Sie gant* fehlt — 546, 27 *wachen*] *sprekent* — 547, 27 *wer*] *wat* — 548, 10 *nim*] *ene gelike minne unde* — 553, 24 *aller beste* — 555, 10 *dat si efte he gy ghereden* — 12 *ere en* — 29 *mer utgeit* — 556, 7 *mishaghent* — 10 *dir*] *eme* — 15 *an dessen* — 19 *ez*] *dat* — *so*] *wan* — 557, 13 *dir* fehlt — 19 *alle de* — 35 *vreschet* — 38 *wil uns* — *hirmede* — 558, 3 *derlik* — 4 *derlik* — 8 *de is* — *mishagent* — 11 f

geberet — 18 *ane*] *uppe de* — 19 *de* fehlt — 20 f *unde* bis *vertribenne* fehlt — 22 *me unde* fehlt — 23 *wente* — 26 *alse eft* — 27 *unde wert eme* — 559, 8 *mer id is en under* — 12 *unde so seker to eme si, dat he nicht twivelen moghe, unde wert darauf also seker* — 19 *also alse* — 25 *in alle den* — 33 *alle de* — 560, 2 *unse herre* fehlt — 7 *ware unde* — 9 *unde ein* — 15 *unde riuwe* fehlt — 28 *meninghe* — 29 *Dit is de beste penitencie* [*beste* fehlt Ka] — 31 *dat werk.*

Wir kommen also zunächst zu dem ergebnis, dass Ka und z einander nahe stehn, was auch Diederichs s. 43 schon festgestellt hatte, und dass Gr sehr eng mit Ka liiert ist, auch wenn in manchen puncten (ich hebe besonders 556, 9/11 hervor) kein **völliger einklang herscht.**

Aber für die hd. vorlage von Gr ist unser material noch nicht erschöpft. das leider nur kurze fragment Z zeigt nämlich auch hier sehr gewichtige und frappante übereinstimmungen mit Gr: 558, 32 *vor*] *an* — 35 *Unde* fehlt — 559, 1 *Dat* — *bewiset daz* fehlt — 3 *mer* — 5 *levendes unde der vruntscap godes* — 6 *selber* fehlt — 6 *in* fehlt — 7 *ghere* — 8 *vele unde* [so auch z und Ka] — 14 *he ne mochte ene mistrosten nicht* — 17 *volet* — 18 *schant*] *genoch* — 26 *in*] *da.*

Zieht man das facit aus dieser variantenübersicht, so ergibt sich folgendes bild: d i e h d. v o r l a g e v o n G r w a r e i n e h s., d i e z u r ü c k g i e n g a u f Z, s o w i e K a u n d d e r g r u p p e z n a h e s t a n d. wir finden also wider, wie schon bei N, das älteste, Thüringer, bruchstück Z in enger verwantschaft mit einer nd. fassung. über die verwertung der lesarten von Gr zu einem kritischen text soll unten gehandelt werden.

c. D e r m i s c h c o d e x I V 1 2 d e s k l o s t e r s E b - s t o r f (= E), der sehr reich an lateinischen und deutschen mystica ist[1], enthält auf bl. 300a/332a Eckharts RdU. mit der überschrift: *Hir heret sik an de dudesche Karthuser van dem waren ghehorsam Jesu Christi.* von einer hand des ausgehnden 15 jh.s. die hs. stammt, wie ihr inhalt deutlich erkennen lässt, aus einem frauenkloster, und es ist wol mit sicherheit Ebstorfer herkunft anzunehmen. der dialect weist die üblichen merkmale der niedersächsischen schriftsprache des 15 jh.s auf: wechsel von *mi* und *mik* im dat., von *eme* und *ome*, von *dusse* und *desse*, *dat* und *dit*, *wil* und *wel*, *enem* und *einem.*

Die durchsicht des textes lehrt, dass die Ebstorfer fassung keine originalarbeit, sondern abschrift einer nd. vorlage ist. darauf weisen die schreibfehler hin, die auf verlesung der vorlage beruhen. so irrte 545, 19 das auge des schreibers (oder der schreiberin) von dem ersten *tom ersten* (z. 19) gleich zu dem zweiten *tom ersten* (z. 20) ab und übersprang dadurch eine ganze

[1] siehe anhang II.

zeile. ebenso geschah es 548, 16 f mit den beiden *allene*; 548, 20 mit den beiden *werck*: 564, 3 f mit den beiden *frid*; 569, 35 f mit den beiden *neme*: 574, 1 f mit den beiden *werck*. auch versehentliche auslassungen oder beifügungen finden sich. ein zweites, überflüssiges *sik* ist 569, 29 irrtümlich über der zeile beigeschrieben worden. 578, 13 f ist bei dem sinnlosen *naturereatur* offenbar vergessen worden, *natur*, welches dem schreiber anfangs in die feder geflossen war, durchzustreichen, als er das richtige *creatur* dafür einsetzte. auch verlesungen der vorlage finden sich: 548, 13 *noch* für *mach* (bei Pfeiffer *muoz*): 549, 12 *rouwe* für *unrouwe*: 550, 21 *wernent* für *warnement*; 558, 27 *truwe* für *ruwe*: 562, 40 *enerwort* für *en wort*: 566, 28 *maken* für *raken* (bei Pf. *dicke*): 567, 28 *nemende* für *menende*; 570, 36 *mer* für *men*, daher denn auch das folgende *mot* ausgelassen wurde (bei Pf. *wir süllen*): 571, 28 *scholde* für *holde*: 29 *wolde* für *volde* (bei Pf. *enpfünde*); 572, 27 *liker ut* für *ligent*: 574, 25 *bom* für *born*.

Bei einer reihe verderbter stellen kann man im zweifel sein, ob der schreiber oder der übersetzer die vorlage nicht verstanden hat. wenn 546, 20 ff. die hd. stelle: *Weren nu die liute guot und ir wise, so möhten ir werc sere liuhten. Bist du gereht, so sind ouch diniu werc gereht. Niht gedenke heilikeit ze setzen uf ein tuon; man sol heilikeit setzen uf ein sin. Wan diu werc heiligent uns niht* widergegeben wird: *wente weren de lude ghud unde ere wise, so mochten erer werck sachte ghenoch. Nicht dencke me hillicheyt setten up syn werck, wente de werke hilghen uns nicht*, so möchte man an fehler des schreibers denken, der in der zweiten hälfte abirrte infolge des zweimaligen *hillicheit setten*[1] und anfangs vielleicht die worte *ere werk luchten ghenoch* verlas. ebenso scheint mir eine schreiberflüchtigkeit vorzuliegen bei 553, 36 f: *droch en beter werck umme dar nicht is noch hed*, wo ebenfalls das auge sich durch das zweimalige *lere* der vorlage täuschen liefs und dadurch eine jetzt gänzlich unverständliche stelle zustande brachte.

Dann finden sich auch fehler die auf misverständnis des hd. textes durch den nd. übersetzer beruhen müssen. dahin rechne ich 550, 20 f: der hd. text lautet: *swie fremde ez in doch si, ob er da mite iht si*: der nd. übersetzer macht daraus: *wo frommede id umme den heren sy, doch seen se, ift he dar mede icht sy.* ähnlich ligt der fall bei 570, 23 f: *daz uns got niht gegeben mag alle zit, als wir es biten*: im nd.: *dat uns god nicht mach efte nicht wil gheren alle tiid alles, dat we van em bedden.* misverstanden ist auch der satz 574, 33 f: *Wan allez unser wesen lit an nihte denne an einem nihtwerden.* der nd. heifst: *Wente al unse wesent licht an nichte unde an nicht werden.*

[1] der satz *bist du gereht, so sint ouch diniu werc gerecht* fehlte ohne zweifel schon in der hd. vorlage.

Aber im allgemeinen kann man sagen, dass der übersetzer sich dem schwierigen text seiner vorlage gewachsen zeigt. die lesarten geben lehrreichen aufschluss, wie er sich bemüht hat den hd. text in seine mundart umzudenken, weit mehr als die beiden anderen übersetzer in N und Gr. die hd. wörter *minne* und *mannen*, welche ihm offenbar nicht geläufig waren, werden durch *lere* und *beleren* widergegeben, ebenso *enpfinden* durch *voten*. er überträgt auch nicht mechanisch wort für wort, sondern stellt um oder schiebt ein, um seinen lesern den sinn klarer und fasslicher zu machen. gerade diese erweiterungen sind ja typisch für die weiterverbreitung von mystischen tractaten. hier finden wir nur gelegentlich längere sätze selbständig eingeflochten, welche das original aufschwellen. einige beispiele: 552, 13 ist zwischen *willen* und *noch* eingeschoben: *De doghede unde alle ghud licht alle an enem ghuden willen. Ok schal du dik nicht verne van der doghet achten, wen du en di vindest enen ghuden willen, noch nichtes nicht bedroven. Nichtes nicht mag di enbreken, wen du einen ghuden willen hefst noch lere.* — 559, 26 f für *minnent* (*beleren* E) bis *zwifelt*, verstärkt durch wideraufnahme eines früheren satzes: *Wente god is allene truwer, des scholtu seker syn, wen dar syn alle minschen, de eme ghetruwen unde leff hebben. In den, de en werliken beleren, de inwelen alzo weynicht an gode, alzo dat god god is.* — 560, 15 nach *pine* eingefügt: *unde in welken wereken du mer bist brecklik, in den beteren meyst.* — 564, 17 nach *meinunge* eingeschoben: *Du scholt menen unde doch dy noch dit noch dat thoscriven, unde he schal wereken.* — 565, 22 nach *tot*: *dat si seght van den, dede stetliken in dotsunden syn unde willen sik nicht beteren.* — die einfachen sätze 570, 15/7 *Der ein* bis *wille* werden verbreitert: *De en is en torallelik wille unde unghesehikket unde nicht en unwesentlik wille unde is doch nicht komende unde ghande. de ander wille is en wesentlik wille, unde de is en vorghande unde navolghende wille. Desses willen ist ennoch. Also is id ok umme de afescheidenheyt.* — 572, 39 f wird nach *besten* eingeflochten: *unde scholt ok weten, dat dar nen twivel ane is, de overwendighe gutheyt godes de neme enen isliken minschen in sinen alderlesten to sik.* — 573, 22 wird als abschluss zugesetzt: *Solken ernst unde flit to sokende unde levende gheve uns de vader unde de sone unde de hilghe gheyst! Amen.*

Diese zusätze lassen uns in die seele des übersetzers hineinblicken: er war ein praktischer geistlicher, der seinen pfarrkindern die aneignung und ausübung der empfohlenen tugenden und gnadengaben noch besonders ans herz legen und auf ihre guten folgen nachdrücklich hinweisen wollte. sie sind keine verbreiternden speculativen oder dogmatischen ausführungen, sondern tragen durchweg homiletischen charakter.

Ich sagte, dass der übersetzer sich mit solchen erweiterungen dem original gegenüber selbständig verhält. dh. sie kommen in

keiner der bisher bekannten hd. hss. vor. und das führt überhaupt zu der frage: welche hd. fassung hatte der übersetzer vor sich liegen?

Bei genauer vergleichung der lesarten ergibt sich zuerst, dass E der gruppe z nahe steht. E hat nur mit z (= B M P Pr) gemeinsam: 544, 23 *hord efte see* — 545, 4 *minschen* — *ed* fehlt — 9 *oder in einer clussen* fehlt — 17 *sunder du bist* — 547, 7 *minder*] *nummer* — 548, 18 f *und* bis *kirch* fehlt (ohne Pr) — 35 f *wan* bis *dingen* fehlt — 549, 23 *Truwen* — 551, 25 *vast unde unbewechlik* — 31 *der tugende* fehlt — 37 *in allen sinen* fehlt — 553, 32 *entfindes unde smackes* — 555, 7 *kosede* — 556, 22 *geniesen*] *vormissen* — 557, 18 *des* bis *engelten* fehlt — 558, 34 *mal*] *valt* — 560, 20 *daz du*] *wen du* — 37 *allen unsern*] *den* — 561, 11 *gar* fehlt — 16 *arbeit als*] *werck, unde alze* — 20 f *noch* bis *getriben*] *dar ghedriven* — 562, 29 *der* fehlt — 564, 3 *se ghantz gode gelaten syn* — 26 *dinghen* — 565, 17 *wan*] *unde* — 20 *wasse unde toneme* — 32 *unde van allen sunden entleddighet* — 566, 4 *alzemale*] *ome ghans* — 568, 10 *und* bis *zur* fehlt — 569, 9 *und zemale* fehlt — 17 *her* fehlt — 571, 17 *unde* fehlt — 572, 4 *unde zemale* fehlt — 572, 36 *iemer* fehlt — 573, 37 *einikeit*] *inwendicheyt* — 574, 37 *glich* fehlt — 575, 11 *ghud, ere* — 18 *unser herre*] *Christus* — 28 *da wider*] *darumme* — 576, 22 *und* fehlt — 577, 17 *in der warheit* fehlt — 26 *darben*] *manghel* — 578, 2 *sinen*] *enen* — 3 f *zemale* fehlt — 4 f *se sy yseren* — 5 *si* fehlt — 7 *weder* fehlt — 10 f *als* bis *frid* fehlt — 11 *dar an*] *unde darinne*.

Die hss. P und Pr der gruppe z gehn auf éine vorlage zurück; nur mit ihnen teilt E folgende varianten: 550, 29 *alderlikesten* — 551, 23 *lihte* fehlt — 554, 31 f *unde menet underwilen* (nur Pr) — 561, 9 *lege dich*] *leddighe ok dik* — 564, 7 *Mer*] *Jo* — 566, 9 *herre*] *leve here* — 15 *unde sprik in dinem herten: Darumme* — 567, 39 *glantzende* — 569, 12 *noch to den creaturen* — 16 *weddergheloghen* — 24 *so* fehlt (nur Pr) — 570, 3 *in seligen* fehlt (nur Pr) — 572, 28 f *unser herre*] *Christus* (nur P) — 573, 26 *getwanc*] *ghewanck* (nur Pr) — 26 *enigh efte ewich* — 574, 34 *de dar wil rik werden* — 575, 4 *niht eigens*] *ok nu yenighe anders eghen* — 26 *das, das*] *dat schal* — 27 *ie mer*] *io mer, wen we ienicht dingk eghen hebben* — 577, 39 *ist, die* fehlt (nur Pr).

Zu P und Pr gesellt sich nicht selten auch M, welche drei mit E übereinstimmen: 560, 33 *lesen*] *beden edder lezen* — 561, 9 *n in* fehlt — 575, 34 *hie* fehlt — 36 *mynner* — 577, 37 *und unnoch* fehlt.

B P Pr haben gleichen text mit E in: 550, 35 *hebben unde nemen* — 551, 23 *ydeler ere* — 575, 12 *disen*] *de sinen*.

Auch bei E finden wir, wie bei Gr, eine reihe von varianten, in welchen Ka entweder zu einer der hss. B M P Pr oder zu

der gesamtgruppe z tritt und sich E beigesellt: 548, 20 *mer biswerk* fehlt B Ka — 552, 9 *ligghen in dem willen* z Ka — 553, 12 *enpfinde*| *bevinde* z Ka — 35 *nuugern*| *hunger* P Pr Ka — 555, 5 *willen. Das meinet got*| *willen unde dat ramen* P Pr Ka — 556, 31 *solke lident unde solke infal* z Ka — 33 *also Augustinus sprick* z Ka — 563, 10 *hoghe erlike cleder* z Ka — 569, 4 *lichte spreken* z Ka — 571, 24 *oder von*| *unde* z Ka — 573, 27 *und*| *edder* z Ka — 574, 8 *valle* z Ka — 11 f *sin selbes* bis *verulchten* fehlt — M P Pr Ka — 39 *ze sinem frien eigen*| *in sinem eghen fryen willen* P Pr Ka — 576, 29 *nicht mer denne*| *dan nicht* z Ka — 28 und 29 *fueget*| *dochte* beide male P Pr Ka — 37 *grozen*| *ghuden* z Ka — *ganzen*| *ghuden* z Ka — 577, 24 *denne*| *darumme* — 37 *La*| *led du* z Ka.

Dazu kommen eine reihe von lesarten, die E nur mit Ka teilt: 562, 17 die erweiterung *sine ghude wise. Alle minschen konnen nicht ene wise hebben noch en islik alle wise; doch holde en islik sine ghuden wise unde the daran* ebenso in Ka — 569, 33 *er*| *dat* — 570, 10 *se*| *he* — 11 *er*| *ome* — 15 *willen*| *synne* — 572, 2 *alderleesten* — 573, 17 *unde*| *do* — 577, 30 *darben*| *enberen*.

Dieser bedeutenden und bedeutsamen anzahl von übereinstimmungen gegenüber fallen die vereinzelten gleichheiten mit den anderen hss. nicht ins gewicht. überblicken wir die sachlage, so folgt daraus, dass die hs. E (oder vielmehr ihre vorlage) aus einer hd. hs. geflossen ist, welche der gruppe z und Ka nahestand. unmittelbar zu z sie zuzuzählen, verbietet eine reihe von stellen, in denen selbständig z auftritt.

Die vergleichung der varianten ergibt aber noch das resultat, dass das fragment Z engverwant mit E ist. ich stelle zu Z: 558, 32 *an ghanser truwenge* — 559, 1 *daz* fehlt — 5 *levendes unde der vruntschop godes* — 6 *enem minschen* — 6 f *edder entbinde bi enem enghele* — 8 f *Dar is en ander weten, dat unghelik vele beter is unde soter efte nutter* — 12 *seker to em sy, dat he nicht twivelen moghe, unde wert derran alzo seker* — 17 *volet* — 20 *werder unde lever* — 563, 13 *unt*| *dat dyn* — 14 *id schal den ghemote* — 32 *alzo to eten* — **33 f** ***up sine . . . vorhenghet*** — 35 *in*| *an* — 37 f *den daz her si quid list mit deme grozen gereiten willen, und daz ome de mite wol gnuge, andirs ome en dicke in leit laze virgan* — Z *den dat he se quid unde ledich lad mid deme groten unde bereden guden willen to bidende, dar ome wol ane noghet, anders let he en nen lident vorghan* — 564, 3 *ghantz unde gheladen syn* — 6 *ze redenne*| *vel ze redene* Z *spraken raken* E. — besonders die stellen 559, 5. 8 f. 12; 563, 13 f. 37 f; 564, 6 sind beweiskräftig für die enge berührung zwischen E und Z, sodass die hd. vorlage von E ohne zweifel dem thuringischen fragment Z verwant war.

D e r n d. ü b e r s e t z e r gehörte wol dem kreise der geist-

lichen an, welche predigend und beichtigend unmittelbar mit dem volk in berührung kamen. ich hatte bereits darauf hingewiesen, dass die erweiterungen und aufschwellungen, die er selbständig vornahm, praktischen, homiletischen zwecken dienen sollten. vielleicht lässt sich ein zusatz des nd. textes zum originalwortlaut biographisch verwerten. an einer stelle wo von den guten werken die rede ist (576, 15 f), fügt er aus eigener machtvollkommenheit bei: *arme prester begiftighede.* es wäre wol möglich, dass wir hier einen stofsseufzer des übersetzers hören und ihn selbst unter den armen landpfarrern suchen müssen, vielleicht auch unter den ordensbrüdern m. Eckharts.

Die überschrift in E *De dudesche Karthuser* belegt von neuem die unsicherheit der verfasserschaft Eckharts auf grund des überlieferten namens [1]. allerdings ist in der ganzen hs. E Eckharts name nur einmal nebenbei genannt (s. oben s. 183), vielleicht wegen des häretischen rufes, in welchem seine lehren zt. standen. daher wurde wol auch dieser unverfängliche titel gewählt, mag sein in erinnerung daran, dass eine anzahl von scholastikern und mystikern (wie Dionysius, Ludolfus von Sachsen, Jakob von Jüterbogk) diesem orden angehörten [2] — oder auch unmittelbar bezüglich auf den berühmtesten Karthäuser Jakob von Jüterbogk (vgl ADB. 13, 554 f), einen der fruchtbarsten schriftsteller der spätscholastik und in Mittel- wie Norddeutschland, wie die hss.-kataloge ausweisen, viel gelesen und abgeschrieben; er würkte die hauptzeit seines lebens im Salvatorkloster bei Erfurt, und vielleicht trug schon die thüringische vorlage des nd. geistlichen diesen titel.

d. Wie verhalten sich nun die drei nd. texte zu einander? zunächst ist festzustellen, dass Gr und N auf eine gemeinsame nd. fassung zurückgehn. sie stimmen überein gegen E in: 544, 9 f *id ne were got nicht recht noch got noch got, dat sin naturlik wesent is* — 544, 37 ist in beiden das hd. *wolte* als *wölde* aufgefasst und demgemäfs der ganze satz verändert: *also creftighen solde men beden, dat man dat volede in den (allen N) ledematen der crefte mit beiden oghen, orent, munt, herte unde mit allen sinnen, unde nicht er ne solde men uphoren, er men sick runde eyn mit deme eynen.* — 548, 28 f *wente dat were unmogelik der nature, also got to hebbende in der menheit also in der eynheit, unde were sere swar.* — 556, 36 *In der warheit hebbet gut ghedan nicht willigen sundigen.*

Anderseits finden sich bei N, Gr und E eine reihe von stellen, die den schluss gestatten, dass eine gemeinsame hd.

[1] jedenfalls lässt sich Spamers behauptung, 'dass keine der hss., die die schrift überliefert, andere Eckhartstücke enthält' (PBBeitr. 34, s. 397), nicht mehr aufrechterhalten.

[2] vgl. auch den 'sendbrief' des 'geystlichen Kartusers' in der Berliner hs. mgq. 171, bl. 306 a/311 b (Strauch Zs. 57, 230).

fassung allen drei hss. zugrunde lag: 548, 40 fügen alle drei dem *trinken* das getränk bei: *wat wen trinken.* — das deminutiv *supplens* (553, 40) scheint nicht in der vorlage gestanden zu haben; Gr und N haben: *de sener bedrofte*, gehn also auch hier zusammen; E hat: *de en werck begherde efte bedorfte.* übrigens finden auch hd. hss. das wort nicht; Ka schreibt *sauffens*, Br und K *der seiner pfleg bedörfte.* die überlieferung ist also gerade an dieser stelle sehr schwankend — 554, 17 haben alle drei *berede* statt *berouhet*, ebenso 559, 20 verstärkend *mer unde werder unde lever.* — 559, 35 haben E und Gr (in der auswahl bei N fehlt das stück) dieselbe lesart: *unde wil noch groter noch klener sunde drenken* — der anfang des XVI capitels (560, 5 f) ist zwar in N ausgelassen, hat aber in E und Gr denselben zusatz: *Vele minschen dunket, wen se vele hebben ghesundighet, dat se den ok vele uthwendighe werke schollen don* E. *Vele luden dunket, efte se hebben missedan, dat se denne grote werk solen don van en buten* Gr — ebenso steht es mit dem vergleich 555, 34, welcher auch in N fehlt: *alse min cappe efte min rok is umme mi* Gr *also min rok umme myn lyf unde min kappe umme myn hovet* E; beides sinngemäßer wegen des nachsatzes *he moste men clet to deme ersten voren*, wo *kappe* allein zu speciell ist. — am sichersten beweisen aber folgende zwei stellen diese gemeinsame hd. vorlage:

E	Gr und N
de dar mit gode wol [*reden*] *konde: unde it*[1] *were ok wol der grotesten sake en, de den minschen scholde to toreytzen unde entfanghen scholde an godliker leve unde geistliken der sinen uth to drivende: also sunderliken, dat me ansaghe, dat de truwe, milde unde leve god den minschen heft ghebracht uth enem sundighen levende in en godlik levent, uth eynem sinen viende heft ghemaket sinen vrunt, dat dar groter is wen ene eyn werltde to maken.*	*de mit gode wol reden konden* [*unde* N] *dat were* [*ok wol* N] *der meisten sake en, dat den minschen scolde an got setten unde entfangen solde an groter minne* [*leve* N] *unde to make des* [*des* fehlt N] *sines ut to gande; unde* [*unde* fehlt N] *alse men dat* [*wan he* N] *ansut, dat de truwe, minnende* [*m.* fehlt N] *got den minschen heft ghebracht ut eyme sundighen levende in en gotlik levent unde ute sineme viende heft* [*he* N] *gemaket sinen vrunt, dat grotter is wen* [*ene* N] *eyn nye ertrike* [*werlt* N] *to makende.*

und dazu stelle man den text bei Pfeiffer (557, 1/8): *der mit gote wol kunde, der sol alwege ansehen, daz der getriuwe minnende got den menschen hat braht uz eime sündigen lebenne in ein götlich leben und uz eime sime viende hat gemachet einen sinen friunt, daz mer ist denne ein niuwez ertriche machen.* — ferner hab ich

[1] *ok* verschrieben in E.

oben bereits Z. N und Pfeiffers fassung nebeneinander gestellt bei 569, 5 13. ich füge dem hier noch Gr und E bei:

Gr

Id is twierleye wetent in desseme levende des ewigen levendes unde der vruntscap godes. Dat eyne is, dat id got eynen minschen segge efte enbede vormiddes eyme engel efte vormiddes eyn sunderlic licht eme ghere. Dat ghescuht doch seldene unde wenich luden. mer id is en ander wetent, dat vele unde ungelik beter is unde soter, unde dat geschut dicke allen luden unde vullenkommenen minnenden luden. ***Dat is, dat en*** *minsche van minnen unde van hemelicheit, de he hebbe to sime gode, dat he eme so gantz truwe unde so seker to eme si, dat he nicht twivelen moghe.*

E

Id is twierley wetenheyt in desseme levende des ewighen levendes unde der vruntschop godes. Dat ene is, dat id god enem minschen sede edder entbade bi enem enghele efte vormiddest enem sunderlichen licht eme bewisede. Dat gheschut seldene edder wenich luden. sunder dar iz en ander weten, dat unghelik vele beter iz unde soter efte nutter, unde dat gheschut vaken vullenkomen lefthebbenden minschen. ***Dat iz, dat*** *en minsche van leve unde van hemelicheit, de he hebbe mid sime gode, eme so ghansliken truwe unde so seker to em sy, dat he nicht twivelen moghe.*

auch hier ergibt sich wider klar, dass ein Z nahestehnder hd. text die grundlage bildet für die nd. übertragung von E einerseits, von Gr und N anderseits.

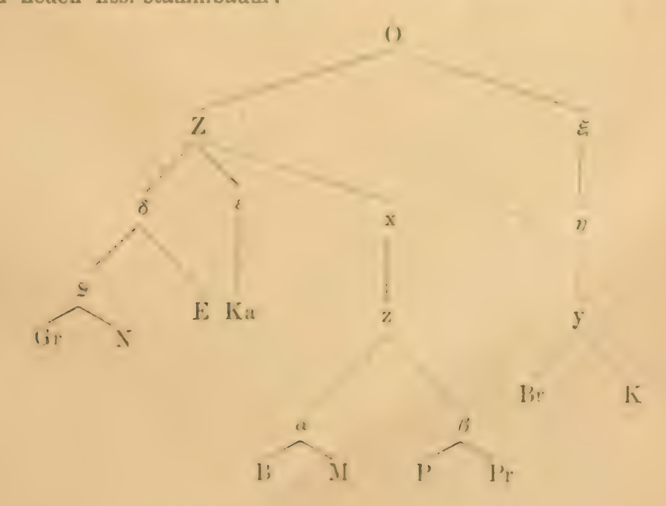
Damit tritt vor allem Z in ein schärferes licht. ich bin geneigt, es für unsere überlieferung recht hoch zu schätzen. es ist, wenn auch leider nur fragmentarisch, die älteste hs., noch aus der ersten hälfte des 14 jh.s, und stammt aus Thüringen, der heimat und dem späteren langjährigen wurkungskreis Eckharts. eine Thüringer hs. in naher beziehung zu nd. texten zu finden, darf nicht auffallen, da die geistigen und wirtschaftlichen beziehungen zwischen Thüringen und Niedersachsen, zwischen Erfurt, Göttingen, Braunschweig und Lüneburg sehr rege waren. meister Eckhart, der langjährige (1304 bis 1311) vorsteher der sächsischen dominicanerprovinz, ist zweifellos öfter persönlich nach Niedersachsen gekommen. einmal findet sich auch urkundliche nachricht darüber: am 23 juni 1309 trifft er in einem streite zwischen seinen ordensbrüdern zu Braunschweig und dem dortigen rat einen vorläufigen entscheid [1]. da müste es doch recht wunderbar sein, wenn der berühmte lehrer nicht auch geistige spuren in Norddeutschland hinterlassen hätte. eine solche greifbare spur seh ich hier in unseren nd. texten seiner RdU.: sie sind ein redender beweis, dass die Eckhartischen gedanken unmit-

[1] L. Hänselmann Braunschweiger Chroniken bd. I s. XV. LVIII. anm. 3.

telbar vom Erfurter mittelpunct aus nach Niedersachsen gewandert sind.

Gegenuber der resignation, mit welcher Diederichs das hss.-verhältnis der RdU. betrachtete, möcht ich also eine kraftige bejahung zugunsten von Z + Ka + z aussprechen. der wortlaut den sie überliefern scheint mir dem authentischen am nachsten zu kommen, — sicher aber nicht, wie Diederichs in seiner textausgabe meint, Kb. diese hs. steht vielmehr in einer grofsen anzahl von fällen ganz allein gegenüber allen anderen hss., und dann ist ihre lesart (abgesehen von dem einen fall 45, 11 *oder* für *und*) nie so evident, dass sie die mafsgebende zu sein braucht. ich weise nur auf folgende stellen hin (Kb steht an erster stelle, die zahlen beziehen sich hier auf Diederichs ausgabe): 31, 5 *ersetten*] *ervullen* — 33, 9 *wel*] *si* — 39, 9 *oder erkennen* fehlt in allen anderen hss. und ist unnötig. — 41, 36/8 *und ye mer wir eygens haben, ye minder wir minne haben, und ye minder wir eygens haben, ye mer wir sin haben mit allem, das er geleisten mag* steht zt in Kb gegen alle anderen hss., ist zt. phantasie von Diederichs (nach seiner bemerkung 'im sinn der hs. erganzt'): grund zu einer anderung lag indes nicht vor. — 42, 14 *siner*] *der* — 45, 1 *tuchel oder* nur Kb — 4 *bekümmern*] *bewreren* — 17 *frod*] *fride*. — schon Diederichs war dies isolierte verhalten von Kb offenbar aufgefallen, denn er hat mehrfach in seinen text, dem er Kb zugrunde legte, varianten von B eingesetzt.

Trotzdem bleibt Diederichs abhandlung grundlegend und muss stets den ausgangspunct fur alle weitere forschung uber die RdU. bilden. ich wage, auf meinen ergebnissen fufsend, einen neuen hss.-stammbaum:



Die nd. fassungen dürfen also für die textherstellung des Eckhartischen gutes nicht mehr beiseite geschoben werden. N ist allerdings wegen der selbstandigen auswahl und verarbeitung nur vereinzelt heranzuziehen; aber Gr und E desto mehr. aufser den bereits erwähnten erweiterungen weisen die nd. texte eine reihe von stellen auf, in denen sie der bisherigen oberdeutschen überlieferung selbständig gegenüberstehn. es ist nicht ohne weiteres von der hand zu weisen, dass hier ursprünglicher wortlaut sich erhalten hat, zumal sie an entscheidenden stellen, wo möglich, mit der mitteldeutschen hs. Z übereinstimmen, und dass dadurch der an Z fehlende gröfsere teil der echten fassung aufbewahrt ist.

Aufser den oben angeführten lesarten, wo die drei hss. oder mindestens Gr und E sich decken, scheinen mir noch folgende varianten erwägenswert: die einfügung 553, 21 *dat schinet sere alse en doghet, alse andacht, innicheit, iubilerent* Gr E. — ferner 554, 4 *dat wert eme vele eddeliker wedder* Gr E; *wedder* fehlt in allen hd. hss., gehört aber unbedingt dem sinne nach hinzu — 556, 24 *dat beginnen*] *din erste beghin* Gr *syn erste anbeghyn* E.

Zweierlei glaub ich auch schon mit diesen infolge der papierknappheit nur kargen proben gezeigt zu haben: einmal, dass mystische gedanken auch nach Norddeutschland unmittelbar von Thüringen her eingedrungen sind und daher den niedersächsischen ausstrahlungen dieser geistesströmung hohe teilnahme zugewendet werden muss; und ferner, dass die nd. handschriftliche überlieferung für die herstellung eines kritischen textes zunächst bei meister Eckhart von der grösten bedeutung ist.

ANHANG I.

Hs. XXVII E 104 der Nikolaikirchenbibliothek zu Greifswald, jetzt in der dortigen univ.-bibl.[1] 241 bll. pp. (bl. 13, 87, 88 pg.) in folio. holzeinband mit ehemals rotem lederbezug. auf dem vorderdeckel in der mitte aufgeklebtes papierschild mit inhaltsangabe von einer hand des 16 jh.s (jetzt kaum zu entziffern): *Dialog* .... *Bonaventure* .... | *Itē sermones* | . . . . | . . . . . auf dem rücken zettel mit schrift des 19 jh.s: *Bonaventura de beata virgine Sermones. Niederdeutsche Predigten.* verschiedene hände; durch zerschneiden und herausreifsen arg verstümmelt.

[1] Borchling gebührt das verdienst, zuerst auf die hs. hingewiesen zu haben (Beih. z. d. Nachr. d. Gött. Ges. d. wiss. phil.-hist. kl. 1900, s. 190 ff.) aber seine beschreibung ist unvollstandig, auch hat er die beziehung des tractats zu meister Eckharts schrift nicht erkannt.

Zwei ursprünglich verschiedene hss.: eine lat. und eine mnd., sind schon im 15 jh. zusammengebunden worden:

A) Lat. hs., 15 jh.

I bd.: 1) bl. 1a—4a lat. Marienklage *Stabat iuxta crucem Jhesu mater eius.* — 2) bl. 4a—6b *Audivimus, fratres, Mariam ad monumentum foris stantem*, darüber von späterer hand *omelia Origenis.* —

II bd.: 3) bl. 7a—13b, 87a—92b *Questiones de contemplatione.* —

III bd.: 4) bl. 14a—59a *De officiis principum.* — 5) bl. 59b—62b *De vita christiana.* —

IV bd.: 6) bl. 63a—87a *Incipit prologus in libro de qua-* [illegible] von Bonaventura. —

V und VI bd., sich abwechselnd: 7) bl. 93a—209b *Sermones de sanctis.* —

V bd.: 8) bl. 210a—215a *Sermones de libro Job.* —

VII bd.: 9) bl. 215b *Nota de conversatione.* —

V bd.: 10) bl. 216a—b *Sermo de assumpcione beate Marie.* —

B) Mnd. hs., 14—15 jh.

I bd.: 15 jh.: 1) bl. 217a—218b Marienpredigt. 2 bll. am anfang herausgeschnitten. — 2) bl. 218b—221a mystischer Beichtspiegel. anfang: *Here, wen ik quat bin unde de bichter* [illegible] schluss: [illegible] doch ist es auch möglich, dass bl. 221a das bruchstück eines selbständigen kleinen tractats bildet, da vor 221 ein bl. herausgeschnitten ist, auf welchem der Beichtspiegel enden und der tractat beginnen konnte. aus den zeilen auf bl. 221a lässt sich aber sicheres nicht erschliefsen. — 3) bl. 221a—226a mystischer tractat: *He sal underdreden* [illegible] *gold alse dat bor.* da nach bl. 222, 223 und 224 je ein bl. herausgeschnitten ist, ligt auch hier die möglichkeit vor, dass wir es mit verschiedenen tractaten zu tun haben. mir scheint auf bl. 223a—226a ein neuer tractat zu stehn, ohne dass ich dies vorläufig evident machen kann. — 4) bl. 226a—232b Eckharts Reden der Unterscheidung.

II bd., ende d. 14 jh.s: 6) bl. 233a—b bruchstück eines mystischen tractats, gespräch Gottes mit der seele. anfang: *Her umme starre ik die an mit minem gotliken ghebliken ane underlat.* schl.: *in deme da werdichliken entfenghe werst mines werden gades unde mines neghesten eyninghe in deme selben vorborghen afgrunde.*

III bd., ende d. 14 jh.s: 5) bl. 234a—235a bruchstück einer mystischen predigt, vergleich des Crucifixus mit den christlichen tugenden. der lezte teil, *Eyn gut mensche* [illegible] *gut,* [illegible], auch in der Nürnberger hs. 22936 (s. o. s. 185 n. 2), bl. 114b—115b. — 7) bl. 235a autoritätenreihe: Christus, Gregorius, Augustinus, Salomon, Crisostomus. der zweite spruch *Gregorius: Also dicke kusset die sele unsen heren, also dicke alse de minsche ersuchtet umme*

sine sunde an siner lere auch in der predigt Albrechts von Treffurt in der Oxforder hs. (Strauch Paradisus anime s. 87 z. 28 f); der vierte spruch *Gregorius: also clene, alse en runkelin is gegen deme mane, noch cleyner sint alle sunde ieghen godes barmhertecheit* erinnert an Eccli. 18, 8. — 8) bl. 235 a. 237 b autoritätenreihe uber die armut des geistes: Christus, Seneca, Gregorius, Augustinus, Jeronimus, Salomon, Bernardus, Crisostomus, Hylarius, Johannes, Dyonisius, Ambrosius, Ysaias uaa. ungenannte (*en lerer, en hilghe* usw.). — 9) bl. 237 b anfang eines neuen tractates: *Aristippus eyn heydens phylosophus sprect, dat he von der philosophen hedde erkreghen, dat he nemande luckech noch salich ne hilde, wen allene den he wis sege. Antistenes sprect: Also lange sal me phylosopheren, dat* ..... darauf lücke von mehreren blättern. diese beiden philosophen hab ich in mystischen tractaten sonst noch nirgends citiert gefunden. sie sind hier wol nach Augustinus De civitate dei, l. VIII c. 3 angezogen, wo sie gerade in dieser zusammenstellung als schüler des Sokrates vorkommen. — 10) bl. 238 a—239 b bruchstück eines mystischen tractates. anfang: *Here, du bist en behalder beyde der lude unde des vees.* schluss: *In uns scole nene ruwe sin, sunder eyn eynicheit; al in eyne unde eyn in alleme dat ghift vrede, wente al gemeyne maket mode unde unrouwek unde ungherredet.* jetzt hg. in meinem 'Mnd. lesebuch', nr 25. — 11) bl. 239 b—241 a gespräch Gottes mit der liebenden seele. anfang: *Hirumme so esch ic, myn aller leveste kint, dre dinc van di to eyner vruntliken weddergave.* schluss: *so bist du mi en licht morgensterne, in deme ic gotlike sunne mit deme utluchtendeme schine miner hoghen gotheit wedderglenze ewiliken. Amen. So we dit lese, de spreke: Gnade, min here Jhesu Christe! Unde we sin brut is, de spreke so: Gnade, min here Jhesu Christe!* in hochdeutscher übertragung von mir hg. in der zeitschrift 'Das hohe Ufer' jg. 2 (1920, s 72 4). — 12) bl. 241 a—b paraphrase der glaubensartikel. anfang: *Dat eddelste unde dat nutteste, dat alle meystere unde alle godesvrunt spreken moghen van gode, dat sint de articuli des cristen geloven.* infolge des herausgerissenen letzten blattes unvollständig. formen wie *ungemezener* und *mich* sprechen für umschrift einer hd. vorlage. — hd. in der Wiener hs. 2739, bl. 170 b—171 b, Tauler ungeschrieben.

ANHANG II.

Hs. IV 12 in kloster Ebstorf[1], 493 bll.[2]. pap. in kl. 8°. holzdeckel mit schliefsen. gepresster brauner lederüberzug mit

[1] frau äbtissin vMeding hab ich für die erlaubnis, die hs. in Hannover in muſse benutzen zu dürfen, zu danken, vor allem aber frau priorin vPlato, der bibliothekarin des klosters, für unermüdliche hilfsbereitschaft und stete auskunft über die von ihr pietätvoll und verständnisreich gehüteten schätze.

[2] die moderne foliierung '492' ist falsch, da bl. 471 versehentlich doppelt gezählt ist.

verzierungen und wappen die lagen sind im 15 jh am unteren rande durchgezählt; auf bl. 492 b *ref unde vertich quaternen*. die lagen 30—33 sind herausgerissen, sodass nach bl. 359 b eine grofse lucke entstanden ist als vorsatzblatter dienen pergamentblätter eines lateinischen lectionars aus dem 14 jh. verschiedene hände des 15 jh.s.

1) bl. 1 a—99 a buch I—IV der *Imitatio Christi* des Thomas von Kempen

2) bl. 99 b—102 b verhaltungsmafsregeln fur nonnen. lat. darunter bl. 101 a—102 a *De vij proprietatibus virginum Christi*, vergleich mit biblischen frauengestalten.

3) bl. 103 a—122 a *Cum quanta reverencia Christus sit suscipiendus dominus* lat. tractat über das sacrament des abendmahls in gestalt eines dialogs zwischen schuler und meister.

4) bl. 122 b—125 b *Ex libro secundo de vita Jhesu. cap. lxxxvij*. lat. anfang: *Considerandum est in triplici genere illi, qui lapidant Jhesum*. aus der 'Vita' des Ludolf vSachsen?

5) bl. 125 b—128 b *De ambicione Bernardus inter alia dicit*. anfang: *Dominus ac salvator noster cognoscebat, quanta sit*.

6) bl. 129 a—132 a lat. Marienklage. anfang: *Stabat iuxta crucem mater Jhesu. o verbum totius passionis*.

7) bl. 132 b—278 b lat. excerpte und kleine lat. asketische oder erbauliche stucke [1], gebete, sermone, autoritäten usw., von verschiedenen handen zusammengeschrieben, mit häufigen notazeichen am rande darunter auf bl. 223 b der hymnus *Stabat mater dolorosa* in abgesetzten versen. auf bl. 187 b mnd. *Dat is de ghulden kede, dar me mede optoghen wert to deme ewighen levende*. diese catene, mit ihrer betonung der willigen armut und der armut des geistes, stammt aus den ps.-Bernhardinischen 'Meditationes piissimae de cognitione humanae condicionis' (Migne 184, 454 ff) und kehrt in der mystischen litteratur haufig wider; auf nd. boden in hs. VI 12 des klosters Ebstorf, bl. 413 b—416 b, und in der sammelhs. vom Niederrhein cod. theol 1934. 4° auf der Hamburger Stadtbibliothek, II. tl., bl. 118 a—b.

8) bl. 279 a—281 b die Vierundzwanzig zeichen eines wahrhaften grundes, betitelt *De erste sermon Tauleri van der hoghesten vullenkomenheyt*. = Pfeiffer II 475—78. die überschrift rührt wol daher, dass das Meisterbuch des Rulman Merswin, aus welchem der tractat stammt, später zu einer biographie Taulers umgewandelt wurde. (CSchmidt Nicolaus von Basel bericht von der bekehrung Taulers. Strafsburg 1875 s 5—7; Denifle Taulers bekehrung. QF 36. Str. 1879.) aus welcher hd. fassung

[1] mystischen geist atmen: bl 132 b—133 a *Cum homo solus est, cor suum ad dominum erigatur dulciter et colloquendo ac medulliter Christum desiderando*; bl. 156 a—157 a *Brevis et utilis explicacio de reformacione interioris et exterioris hominis*; bl. 186 a—b *Ex tractatulo de spiritualibus ascensionibus* des fraterherrn Gerhart vZutphen; ein groser teil der anderen meditationen scheint ebenfalls auszuge aus desselben schriften zu enthalten.

diese nd geflossen ist, kann noch nicht festgestellt werden, da eine kritische ausgabe des Meisterbuches bisher fehlt. jedenfalls finden sich nicht unerhebliche abweichungen von Pfeiffers text. über die hd. hss. vgl. Denifle aao. s. 97; Spamer PBBeitr. 34, s. 325; über die mnl. übersetzungen de Vooys Nederlandsch archief voor kerkgeschiedenis, n.s. 3 (1905), s. 58, 76/9. weitere md. fassungen sind mir bis jetzt nicht aufgestofsen (nrh. in hs. 693 der Giefser Univ.-bibl., bl. 52 b—54 b).

9) bl. 281 b—282 a *Sanctus Dyonisius ward up en mal ghevraghet, wat doch god were.* Eckhartischer mosaiktractat s.o. s. 181 f.

10) bl. 282 a—283 a *Sanctus Bernardus secht in speculo monachorum.* exempel von dem innigen menschen, dem Gott erscheint und sieben gaben vorschreibt, um die er bitten soll. dasselbe stück nd. auch in der Ebstorfer hs. IV 19, bl. 141 b—144 b. vgl. Arch. f. rel.-wiss. 1922.

11) bl. 283 *En ynnich minsche begherde van gode to wetende, wat doch syn alderleveste wille were.* dasselbe stück nd. auch in der Kopenhagener hs. NKS. 19. 8°, bl. 22 b—23 a (besserer text!); in der hs. im besitz des superintendenten Muller in Calbe a. Milde, bl. 142 b—145 a (Borchling Nachr. d. Gött. ges. d. wiss. 1913, beih. s. 55); in cod. Helmst. 1254, bl. 200 b—201 b (aus der Hildesheimer diöcese); in cod. Helmst. 1235, bl. 292 a (aus Wöltingerode). zur einkleidung vgl. Alemannia 3 (1875), s. 107 f (fünf stucke) und Seuse ed. Bihlmeyer s. 520, s. 15 f; Arch. f. rel.-wiss. aao.

12) bl. 283—284 b *Exemplum pulchrum de quodam doctore theologie et de devota muliere contemplativa Parisiensi.* leider nicht zu ende geschrieben. hd. in cgm. 782, bl. 384 ff; über die nl. fassungen sieh de Vooys Middelnederlandsche legenden en exempelen ('s Gravenhage 1900), s. 335, anm. 1; und Priebsch Dtsche hss. in England II s. 29. zum stoff vgl. Arch. f. rel.-wiss. aao. — die folgenden beiden bll. leer.

13) bl. 287 a—297 a kleinere lat. tractate, gebete, excerpte, von zwei verschiedenen händen eingetragen.

14) bl. 297 b—298 b *Compendium totius mystice theologie.* anfang: *Sanctus Dyonisius schrift sunte Thimoteo unde sprik alzo,* schluss: *so du anders recht steyst vor gode in deme grunde des herten dines inwendighen minschen. Dar tho helpe uns Jhesus Christus! Amen.* der erste absatz des stückes ist eine freie widergabe des pseudo-dionysischen tractates 'De theologia mystica', cap. 1, § 1 (Migne Patr. gr. 3, sp. 997/1000); vgl. auch 'Die Blume der Schauung' bei Preger II 432. die anschliefsenden betrachtungen ähneln in ausdruck und gedankenfügung den satzen bei Pfeiffer II 8, z. 1 ff oder 230, z. 6 ff, ohne dass ich bis jetzt ein unmittelbares vorbild nachweisen kann.

15) bl. 298 b *Eyn lutterer minsche in dem ersten grade is.* zum gedanken vgl. Bernhardus 'De diligendo Deo' (Migne PL. 182, sp. 987 ff. 998) und Taulers predigten ed. Vetter s. 159 f.

16) bl. 298 b *Dit is de alderwaraftighesten unde nutteste lere* etwas erweitertes excerpt aus Seuses Büchlein der ewigen weisheit, cap. 22 (ed. Bihlmeyer s. 288, z. 8—s. 289, z. 8); vgl. Pfeiffer II 492, z. 34—s. 493, z. 1.

17) bl. 300 a—332 a Eckharts Reden der Unterscheidung. s. o. s. 183 ff.

18) bl. 332 a—334 a *Eyn ander underschedinghe twischen der natur unde gnade.* anfang: *Eyn mensche mochte spreken: Wor schal ik dat erkennen, wat dar sy van gnaden efte van nature?* schluss: *unde alle dinghe met nigher tokumpst wert de gnaderike mensche an der ghestalt unde bildinghe godes ghekeret in de overste enticheyt des hilgen unses god [unde] de hilghe drevoldicheyt.* derselbe tractat hd. in mgq 1130 der Berliner Staatsbibliothek, bl. 77 b—78 b, u. d. t. *Uss dem buoch von dem underscheidungen [!] menschen, wie man die natur und die gnade sole erkennen*; ferner fragmentarisch in mgo 517 ebda, bl. 25 a—27 b. die gegenüberstellung des göttlichen und natürlichen willens findet sich in ähnlicher form auch in der X predigt des Nicolaus vStraßburg (Pfeiffer I 289, 31). ein lateinischer tractat (Davids vAugsburg?) ligt ohne zweifel allen fassungen zu grunde. auf hd. vorbild weist im nd. text das neutrum *seel* = seil hin; *seel* kommt mnd. nur als fem. vor in der bedeutung 'tragriemen'; für das hd. neutr. 'seil' hat das mnd *reep*.

19) bl. 334 a—b *Van dem gheystliken rikedome.* anfang: *De rike goldberch des eerstenghebornen de heft in deme sette sines grundes alle hemmelschen artze bestaten.* schluss: *se spreke, er were er sterfliken levent avermetliken vorgholden allene van deme ersten anblicke der bloten godheyt.* nicht identisch mit dem bekannten vergleich des goldberges (vgl. WDolch Die verbreitung oberländischer mystikerwerke im niederländischen I, Leipziger diss. 1909, s. 62. 81). stammt dieses mnd. stück etwa aus der mir unzugänglichen predigtsammlung '*De hemelsche Funtgrove*' des Augustiner-eremiten Johannes vPaltz, die 1490 in Magdeburg nd. gedruckt wurde?[1] oder ist es eine der ausführungen des Nikolaus vStraßburg über dies thema, die Spamer in seiner diss. s. 169 'abweichend von den bekannten varianten' nennt?

20) bl. 334 b—336 b *De dominica natura.* anfang: *De unwandelbare godvaders nature is en ydel pur sulvheyt.* schluss: *Wente ik hebbe mik sulven erwelet dussen minschen na alle mynem herten. deo gratias!* gedr. in meinem Mnd lesebuch nr. 24; dazu s. 137 f; zum gedankengang vgl. Greith Die mystik im Dominikanerorden s. 122 ff. der schlusssatz des ersten abschnittes: *God is en unafgrundeliker born der grundelosen wollust unde der unsprekeliken salicheyt, de in sik sulven is vorlaten* kommt

[1] LGoetze Geschichte des Magdeburger buchdrucks (Magdeburg 1872) s. 65; ThKolde Die deutsche Augustinerkongregation und Joh. vStaupitz (Gotha 1879) s. 177. 82. — über den Leipziger druck des hd. originals vgl. Panzer s. 184, nr 291.

als citat des Dionysius in hd. texten vor; vgl. Zs. 8, s. 241, z. 28 f = Zs. f. hist. theol. 36, s. 472; Pfeiffer II 387, z. 38 f.

21) bl. 336 b—337 a *Ver dingk synt in der mynnenden leve.* schluss: *also ghift sik god in alle crefte der zelen unde de zele weddir in alle de krefte der godliken nature.* — der mnd. text stammt, wie die wörter *glorificerich, ghemensamen, einode*[1], *muste* beweisen, unmittelbar aus dem hd.

22) bl. 337 a—339 b *Confirmacio. De meyster von Sternegatze.* sammlung von stücken des Johannes von Sterngassen, bekanntes und unbekanntes. der erste abschnitt ist ein mosaik aus der predigt LXII bei Wackernagel Altdtsche predigten, s. 163, 6. der zweite abschnitt entspricht im grofsen und ganzen der predigt 2 in Zs. 8, 253, 55. eingehend hab ich diese Sterngassen-fassungen im Arch. f. rel.-wiss 1922 behandelt.

23) bl. 339 b—340 a *Ver dingk werket Jhesus in der zele, dar he rouwe inne vindet, unde wol wetende dez erraren syn.* schluss: *Mochte se ok alle dat ertrike mid enem worde losen, des en konde se nicht. der god also left iz gheworden, dat se nen dingk van gode mach scheden.*

24) bl. 340 b—348 b *Ludus angelorum cum delicata anima.* anfang: *Der enghele spel iz mid ener vorwenden unde zcarten zele, de dar iz en hemelik brud godes.* schluss: *Unde dyn graft is in der warheyt dat afgrunde der baren hilghen drevoldicheyt. unde dar inne ligghe wente an den junghesten dacht! Denne werstu openbar mid Christo in gode. Amen. Deo gracias! Kum, kum myn leve zeleke!* nach auskunft von prof. dr Behrend findet sich kein entsprechender hd. text im hss.-archiv der Deutschen Kommission der Ak. d. wiss. zu Berlin. ich denke an ein lat. vorbild.

25) bl. 349 a—351 b *It quam en arm man an den Ryn, den rechten armud to soken.* das unter dem namen Meister Eckharts Wirtschaft bekannte exempel (Pfeiffer I 625/7). in der Zs. f. d. ph. 38, s. 348/58, hat FvdLeyen auf grund von acht deutschen und einer lateinischen fassung[2] einen kritischen text zu liefern gesucht. der vergleich des mnd. textes (= E) mit den hd. ergibt, dass E allen dort behandelten fassungen selbständig gegenübersteht und mit seinen erweiterungen einen vierten zweig der überlieferung[3] repräsentiert. allerdings dürften diese erweiterungen schon in der hd. vorlage von E grösteuteils vorhanden gewesen sein; denn in den formen *muste, ghewissen* und *vormissen* tritt das ursprünglich hd. gewand klar zu tage.

[1] zu *einode* vgl. ERooth Eine westfäl. psalmenübersetzg (Uppsala 1919) s. XXXIV.

[2] über die hd. und lat. hsl. überlieferung vgl. auch Spamer: PBBeitr 34, s. 407.

[3] der erste zweig: Stuttgart Landesbibliothek, brev. 4, nr 88 (Pfeiffers text); Taulerdruck, Coln 1543 bei Gennep. der zweite: cgm. 365 und 786. der dritte: cgm. 388, 411, 447, 463.

dass die misverstandene stelle mit Böhmerland und Prag[1], die auch sonst in den hss. viel verderbnis erfuhr, bereits in der vorlage verstümmelt war, erscheint mir wahrscheinlich. auch in E wird, wie in den meisten hd. hss.[2], der meister nicht genannt, ein neuer beweis für die secundäre anknüpfung der erzählung an Eckharts namen.

26) bl. 351 b—357 b *Eyn minsche ward gheraghet, wat eme ghebreke. do sprak he: Armud.* Eckhartischer mosaiktractat vgl oben s. 182 f und unten anhang III.

27) bl. 357 b—358 b der bekannte spruch 'Von den fünf lesemeistern' in der fassung bei Wackernagel Altdt predigten, s. 598 f[3], mit belanglosen kleinen varianten. nd. ist mir der spruch noch bekannt aus den Wolfenbüttler hss. Helmst. 1308, bl 54 b—56 a, und Helmst. 1426, bl. 39 a—41 b. — unmittelbar an diesen spruch, ohne absatz, schliefst sich eine zweite ausführung über das leiden an, welche hd. ähnlich in cod ascet. 36, bl. 99 a, der Stuttgarter Landesbibl. direct darauf folgt (Strauch Anz. IX 132 f). offenbar steht die gleiche zusammenstellung hd. auch in cgm. 132. 120, bl. 82—85, in den SGaller hss 965 und 972 a (Spamer PBBeitr. 34, 412), in der Stuttgarter hs. brev. 88, bl. 76 a—78 a (Simon Ueberlieferung und hss.-verhältnis des tractates Schwester Katrei, diss. Halle 1906, s 26). Seuses worte (ed. Bihlmeyer s. 250/52) scheinen das vorbild dazu gegeben zu haben: ähnliche spruchfolgen bespricht Spamer aao. s. 382 f; vgl. auch dessen Texte aus der dt. mystik (Jena 1912), s. 109/12.

28) bl. 358 b—359 b *Dat is en minslik minsche, de alle doghet mid lust werket.* Eckhart-mosaik. vgl. oben s. 183.

29) bl. 359 b *Eyn vullenkomen minsche schal hebben vj stucke an sik.* anfang der predigt des sog. 'lesemeisters zu Cöln' (nach Pfeiffer: germ. 3, s. 241 f) oder meister Eckharts (nach Preger Zs. f. hist. theol. 36, s. 516 f; Gesch. d. dt. mystik II 134, anm. 1)[4]. nur die ersten sätze sind erhalten, da nach bl. 359 die oben erwähnte grofse lücke von mehreren lagen in der hs. eintritt.

30) bl. 360 a—373 a *Magister Johannes Ausburgensis doctor theologie ex inspiracione eterne sapiencie opus istud composuit atque*

[1] *Do sprak se: 'Vorwar, de gheist kummet nicht van Bemerlant'. Do antwarde he: 'De sulve sunne, de in Bemerlant schinet, de schinet ok in Prage in der stad'.*

[2] ebenso wird in den mnl. fassungen, in deren einer übrigens gerade obige stelle auch verderbt ist, Eckharts name nie genannt (Dolch aao. s 47. de Vooys Nederl arch. f. kerkgesch. 1905, s. 59. 81 85).

[3] vgl. Preger II 135 f; Pfeiffer II 557/59; Jostes M. Eckhart u. seine jünger (Freiburg i. d. Schw. 1895), s. 52 f, nr 50. Dolch aao. s. 16.

[4] zur hsl. überlieferung in Oberdeutschland vgl. Spamer diss. s. 48, anm. 1.

Hugoni magistro ordinis predicatorum venerabili transmisit De orologio sapiencie. lat. auszuge aus Seuses buch. — 31) bl. 373 a—376 a *Tractatus sancti Bonaventure de septem gradibus contemplacionis.* lat. vgl. Bonaventurae Opera (Lugduni 1668), bd. VII s. 908. — 32) bl. 377 a—425 a lat. excerpte, gebete, betrachtungen, notizen uä. von verschiedenen händen. — 33) bl. 425 b—435 a *Liber B. Bernardi qui intitulatur stimulus amoris.* lat. — 34) bl. 435 b—448 a leidensbetrachtungen Christi uä. erbaulich-asketische meditationen in lat. spr.

35) bl. 448 a—449 b *Eyn gud dechnisse alle daghe van Jhesu Christo.* anfang: *Eyn gud minsche beghertde to wettende de dancken unses leven heren Jhesu Christi, de he dachte up dem berghe olyveti, do he van angste blodich sweyt swetede.* zum ersten und zweiten gedanken vgl. Wackernagel Altdt. predigten s. 86 f. dasselbe stück nd. auch in Helmst. 803, bl. 158 b—159 b, und Helmst 1315, bl. 36 b—48 b. ohne zweifel auch hd. vorkommend.

36) bl. 449 b *Wy seen und vorwaren, dat en harpe iz en sote seydenspel und iz ghemaket van holte.* das bruchstuck, das mit schluss der seite leider abbricht und offenbar zu ende gebracht werden sollte (denn die bll. 450 a—456 a sind freigelassen), beginnt die weitverbreitete allegorie von Christus am kreuz gleich der harfe, und zwar ist dies hier die längere fassung, die mnd. noch enthalten ist in der hs. V 52 der Haager Kgl. bibl., bl. XL a—XLI b. die kürzere recension nd. in der hs. I aus dem Convent, bl. 204 b—208 a, auf der Hamburger Stadtbibl.; im cod. Helmst. 1183, bl. 196 b—198 a, und Helmst. 1313, bl. 161 b—165 b. erweitert zu andachten in lat.-nd. gemisch im cod. Helmst. 1383, bl. 36 a—47 b; cod. Aug. 62. 3 in 4°, bl. 262 b—267 b und bl. 288 a—291 a (2 andachten); codd. novi 1145 in 12°, bl. 45 b—57 a der Wolfenbüttler bibl. eine *Cithara sacra* (lat.) in Helmst. 401, bl. 272 a—305 a.

37) bl. 456 b—493 a lateinische excerpte, autoritaten, asketische und homiletische betrachtungen, citate udgl., darunter für die mystik von belang: bl. 472 a—483 b *De Iohanne baptista et de monachis.* — bl. 483 b—487 a *De silencio.* — bl. 487 b—490 b *Contemplacio pulchra b. Bernardi de passione domini nostri Jhesu Christi.*

ANHANG III.

(Zu s. 182 f.)

Hs. IV 12, kloster Ebstorf, bl. 351 b—357 b:

'Eyn minsche ward gheeraghet, wat eme ghebreke. Do sprak he: 'armud!' 'Wat iz denne recht armud, de di ghebrikt?' Do sprak he: 'Ik hete nicht en willich arm minsche. Isset dat ik alse en sennepkorn noch eghenen willen hebbe unde vraghede me 5 denne god, of ik en arm minsche were, ik spreke: Nen! were

5 he spreke.

myn wille so gud alzo godes wille, unde ik denne mit deme alse werkede alse ok alzo god werkede, noch denne were ik ouch nicht en recht arm mensche. Unde vraghede my god, ift ik en arm mensche were, ik spreke: Neyn! Sunder god unde godes willen is en. Ik unde myn wille synt twe, went ik en nynerleie bin unde nicht god. Wo wolde gy mer werk werken ane den willen? Exemplum operis sine voluntate: En sten licht in deme watere, unde dat water flut dar [over unde kumet] nicht in den sten. So scholden ok werden myne werke, dat de nu nynerleie kemen in mynen willen, also dat water kumet in den sten, sunder ik scholde se werken in deme willen godes. Vraghede me mik, ift ik en arm mensche were, ik spreke: Ik bin des willen arm unde bin ledich mines willen, unde wuste ik, wat godes wille were, dat wolde ik dön. Nu neme ik yt des an, dat myn nicht en is.'

De milde [illegible] dede up synen munt to der wisheit unde sprak: 'Salicht synt, de dar synt arm des gheystes, wente dat rike der hemmele is ere.' Alle engele unde alle hilghen unde alle dat ghebaren ward, de mosten alle swighen unde stille syn, so de wisheyt des hemmelischen vaders sprikt. Went alle wisheyt der engele unde aller creaturen de is alle nichtes yeghen der grundelosen wisheyt godes, de dar heft ghesproken, dat de salicht synt, de dar synt enes armen gheystes. Nu merke, dar is twierleye armud: En utwendicht armud, unde de is gud unde ok wol to prysende an den minschen, de den willichliken unde gherne liden dorch de leve unses heren Jhesu Christi. Aldernest to dem he sprikt: 'Salicht synt de armen des gheystes'. Nu beghere ik dorch dat ghud alle weghe so to syn, dat gy verstan desse rede, sunder gy synt mer den gheliik, van den we spreken willen. Nu vraghet mik, wat doch armud sy in eme sulven, unde wat doch en arm mensche sy. Darthu wille we antworden, alzo Albertus Magnus sprikt: 'De is en arm mensche, de dar nen menschop heft mid alle den dinghen, de god ge schop.' Unde dat is wol ghesproken. Sunder we spreken noch bet, unde we nemen armud noch na ener hogher wise. Merke nu vorne: De is en recht arm mensche, alse de nicht wil, de nicht wet, de nicht is, unde de nicht heft. Van dessem armude wille we spreken unde begheren [illegible] gode, dat gy desse warheyt recht to verstande. We over de nicht kennen verstan, de darf sik dormede nicht bekummeren.

Nu tom ersten spreke we, dat de sy en arm mensche, de dar nicht wil. Dessen syn verstan nicht de minschen, de sik mid eghenschop beholden uthwendigher wenghe, dat de lude doch vor grod denck achten. Dat erbarme gode, dat de menschen also

13 vuste 18 *Matth.* 5, 3 21 is] syn 34 ghesproken *verbessert aus* gheschapen 42 synt.

kleyne erkenner de godlike warheyt. De minschen heten zalicht van den uthwendighen dinghen unde bilden, sunder van binnenvendicht sint se rechte unwetende ezele, wente se vorstan nicht de underscheyt der godliken warheyt. Disse minschen spreken, dat de sy en arm minsche, de nicht wel. Dat bewisen se alzo, dat de minsche schal alzo leven, dat he sinen willen nummer meer in jenighen dinghen ervullen schulle, sunder dat he ervulle den alderleevesten willen godes. Desse minschen syn wol dar ane, wente ere menighe de iz gud. Darumme wille we se ok laven, unde god schal ene gheven dat hemmelrike unde sine barmherticheyt. Sunder ik spreke bi der godliken warheyt, dat disse minschen nicht syn armen minschen ghelik. Se sint wol grot gheachtet in der lude munde unde oghen, de dar nicht beters weten unde vorstan. Aver ik spreke, dat se sint unbekant unde unweten der rechten vullenkomen warheyt. Doch likewol moghen se dat hemmelrike hebben umme erer ghuden menighe willen. Aver van dussem armude, dar van we reden willen, weten se nichtes nicht van. De wy nu denne vragheden, wat doch denne en recht arm minsche sy, de nicht wel, darto antworde ik unde spreke also: Also langhe de minsche dat heft unde dat syn wille iz, dat he wille ervullen den alderleevesten willen godes, de minsche heft nicht armud, wente he heft noch enen willen, mid deme he wel ghenochsam syn deme alderleevesten willen godes. Unde dat iz nicht recht armud. Sunder schal de minsche waraftighen armud hebben, so schal he sines gheschapen willen so gans leddich syn, alzo he dede, do he noch nicht gheschapen was. Wente ik segghe juw bi der warheyt: Also langhe we ynighen willen, to vorvullen den willen godes, unde begheringhe hebben der ewighen zalicheyt unde ok godez, see, also langhe sint we noch nicht recht arm des gheistes. Sunder dat iz en recht arm minsche, de nicht wel noch nichtes nicht begheert hir in der tiid unde dar in ewicheyt.

Nu merke: Do ik stunt in miner ersten sakinghe, do hadde ik nenen god, unde do was ik en sake myner sulvest, nicht to sprekende na ghebruklicher warheyt. Do wolde ik mik sulves nicht unde ok neyn ander dingk, unde dat ik wolde, dat was ik. See, hir stunt ik leddich aller dingh, ok godes. Aver do ik ghingh van mynem vryen willen, unde do ik entfingh myn gheschapene wesent, do hadde ik einen god. Wente er wen de creaturen weren, dar was god nicht god, sunder he was de he was. Sic dixit dominus ad Moysen: 'Qui est, misit me ad te sive Pharaonem.' Et iterum: 'Ergo sum, qui sum.' Do de creaturen vorden unde entfenghen ere gheschapen wesent, do was god nicht god in eme sulves, sunder he was god in den creaturen. Nu spreke wy: Na deme also he god iz, so iz he nicht en vullenkomen

1 godlike   3 ezele v̄wetende   5 se sy   7 erwllen erwlle   9 de *uber der Zeile*   20 erwllen   40 *Exodus* 3, 14.

unde der creatur, also grote rikheyt heft de alderminste creature in god. Exemplum de musca: Were id sake, dat en vleghe vornuft hedde unde mochte vornuftliken soken den ewighen afgrunt des godliken wesendes, ut deme se ghekomen is, so spreke we, dat god mit alle deme, dat he god iz, so mach he nicht ervullen noch ghenoch don der vleghen des ghebrekes, dat an er is. Hirumme bidde we, dat we godes kinder werden, unde we nemen de warheyt unde ghebruken der ewichliken. Nu merke: Do de eersten engheln unde de vleghe unde de sele ghelik syn, in deme stunt ik unde wolde, dat ik was, unde was, dat ik wolde. Conclusio istius perplexe questionis. Also spreke we: Schal de mensche arm syn van willen, so mod he unde schal so weynich begheren, also he wolde unde begherede, do he noch nicht en was. Unde in desser wise iz de minsche recht arm, de dar nicht wil.

To dem anderen puncte: Iz de minsche recht arm, de dar nicht weit edder iz? Nu merke: We hebben ghesproken, dat de mensche also scholde leven, dat he nicht levede na sik sulven unde ok nicht na gode, [noch] na der warheyt. Paulus dicit: Vivo autem, iam non ego. Nu spreke we anders unde willen mer spreken, dat de mensche, de noch dessem armode schal leven, de schal hebben alles, dat he was, do he nicht levede in ener ghemenen wise wedder eme noch der warheyt noch gode. **Dat iz**, *dat he nichtes wete noch bekenne noch en vinde, dat god in eme levet, sunder he schal leddich syn alles bekennendes, dat in eme levende iz. Wente do de mensche stunt in der ewighen art godes, do levede in eme nicht anders, sunder dat dar levede, dat was he sulvest. Conclusio: Also spreke we, dat de mensche alzo leddich schal syn sines eghenen wesendes unde wetendes, also he was, do he nicht was, unde late god werken, wat he wille, unde de minsche sta ledich, leddicht unde los alle des, dat ewerltde van gode floth. Unde dat iz ghesecht in en lutter werkent unde iz dar mynschen werken, leven unde bekennen. Nu iz en vraghe, wor doch de aldergroteste salicheyt ane ligghe. Etlike spreken: An bekennen; etlike: An der leve; de anderen spreken: An bekennen unde beleven. Unde de spreken bed. Over we spreken, dat id noch an bekennen noch in leve ligghe, sunder id iz in deme sulvighen, darvan id flut ane bekennen unde leven, unde bekennet sulves nicht unde leveret nicht alze de krefte der zele. De dar bekennen, de bekennen, worvan unde worumme de salicheyt ghekomen sy. Dat heft wedder vor noch na unde iz nicht wardende jenighes tokumpstighen dinghes, wente id mach nicht vorwesen. Hirumme ist [id] beroved, dat id nicht wet god in eme to wesen, sunder id iz sulven dat sulfighe wesent godes. Conclusio: Also spreke*

3 den] de 4 in ghekomen ghe *über der zeile* 15 minske
18 *Gal.* 2, 20 21 alles] als 30 in ewerltde ie *über der zeile*
31 unde iz] Nu iz 36 den sulvigen 40 wedder nor noch na

we, dat de minsche also leddich schal stan, dat he nicht wet noch bekenne, dat god in eme wercket. See, alzo mach de minsche dessen armud besitten. De meister spreken, god si en wesent unde en vornuftich wesen unde bekenne alle dingk. So spreke we: God iz [nicht] en wesent unde nicht vornuftigh unde kennet nicht dat noch dat. Darumme iz god leddich aller dingk. Dar menet he dessen syn, dat de lerer spreken, dat god nicht sy allent, dat me spreken mach edder moghe, unde darumme iz he alle dingh. Dede nu arm schal syn des gheystes, de schal arm syn alles sines eghens wesens unde wetens, dat he nicht wete ienich dingk, noch god noch creature noch sik sulves. Hirumme iz des not, dat de minsche nicht mach willen noch bekennen de wercke godes, unde in desser wise mach de minsche arm syn sines eghens wesens unde wetens.

To dem drudden male: Iz dat en arm minsche, de nicht heft? Vele meyster hebben ghespraken, dat dat sy en vullenkomenheyt, alse der lifliken ding up erden nicht hebben, unde dat iz wol war in deme, de dat mid willen vormidet. Sunder dat iz nicht de syn, den ik meyne. Ik hebbe hirvor ghespraken, dat de sy en arm minsche, de dar nicht wille ervullen den willen godes, sunder dat de minsche also leve, dat he alzo leddich si beyde sines eghen willen unde godes, alse he was, do he nicht was. Van dessem armode spreke we, dat id sy de hogheste armod. To dem anderen male hebbe we ghesproken, dat si en arm minsche, de nicht wet in eme sulves de werck godes, de ok also leddich steyt to wetende unde to bekennende, alze god leddich steyt aller dingh. Dat iz de clareste armud. Sunder de drudde unde de rechteste armud, darvan we nu willen spreken, de iz, dat de [minsche] nicht hedde edder heft. Nu merke mid flite unde mid grotem ernste. Ik spreke hir unde ok andere grote lerde meistere, wo dat de minsche also leddich scholle stan alles dinghes unde aller werk beyde inwendich unde uthwendich, alze dat he ok mochte syn en eghene stede godes, dar god mochte inne wercken. Nu segghe we wider anders. Ist des sake, dat [de minsche] aller creaturen unde godes unde sines sulves leddich steyt unde iz noch also vele in eme stede to werkende, so spreke we: Alzo langhe dat is in dem minschen, so is de minsche noch nichtes nicht arm in deme neghesten armode. Wente god iz nicht menende in sinen werken, dat de minsche hedde ene stede in eme, dar god moghe inne wercken. Wente de armud des gheystes is dat, dat he also leddich steyt, wen god sine wercke in der sele wercken [wille], dat he sulvest sy de stede, in der dar he werken wille. Unde dat deyt he gherne, unde vindet he den minschen also arm, so iz god syn sulvest leven unde iz ene eninghe stede sines werckes mid

2 Se 34 wide alle 38 menende] i enē 43 so ik god

deme, dat god iz en werker in sik sulvest. Also in dessem armode so ervullet de minsche dat ewighe wesent, dat he is ghewesen, unde dat he nu iz, unde dat he ummer bliven schal. Dat synt sancti Pauli wort, dar he sprikt: 'Dat ik bin, dat bin ik ut der gnade godes.' Nu schinen desse rede over gnade unde baven wesent unde baven vorstentnisse, aver willen unde aver alle begherde. Wo mochte denne sancti Pauli word war syn? Herto antwordet he unde sprikt also: Do de gnade in ome was, do werkede se in ome, unde do de gnade enen ende nam, do bleff Paulus, alze he was. Also segghe we also: Arm schal [de minsche] syn, dat he nicht sy, nicht wille, nicht hebbe yenighe stede, dar god moghe inne wercken. Vornym: Dar de minsche stede beholdet, dar beholdet he ok underscheyt. Darumme bidde ik god, dat mi god leddich makede godes; went averwesentlik wesent dat iz aver god unde ok baven underscheyt. Dar was ik sulves, dar welde ik mik sulves unde bekande unde beschop mik sulves. Herumme bin ik myn sulvest sake van mynem eghen wesen, dat dar ewich iz, unde darumme so bin ik ghebaren, unde [na] miner ghebaren wise so mach ik ok nummer sterven. Na miner unghebarn wise so bin ik ewichliken ghewest unde bin ok nu unde schal ewichliken bliven. Sunder dat ik bin van ghebornheyt, dat schal unde mod sterven unde to nichte werden dotliken, darumme mud ik mid der tiid vorderven. In miner ghebord do worden alle dingh ghebaren, unde ik was mynes sulvest sake unde aller dinghe. Unde hedde ik ghewold, ik were noch nicht, unde alle dingh weren nicht, unde denne so were ok god nicht, sunder he were, de he were unde iz. En groter lerer sprikt, wo dat syn dorbrekent eddeler sy den syn uthfletent. Unde dat iz war. Do ik uth gode floth, do spreken alle dingh: God de iz. Unde dat mach mik nicht salicht maken, wente alhir bekenne ik mik creaturlik. Aver in deme dorchbreken, dat iz, dat ik leddich si mynes sulvens willen unde des willen godes unde al siner wercke unde god sulvest, so bin ik denne over alle creatur unde bin denne wedder god noch creatur, sunder ik bin, dat ik was unde bliven schal nu unde ummer mere. Dar entfanghe ik enen indruk, de my bringhen schal baven alle enghele, unde in dessem indrucke entfanghe ik sulke rikheyt, also dat my nicht mach ghenoch syn god na deme, alse he god ghenant wert, ok mid alle synen wercken. Wente ik entfanghe mid dessem dorchbreke, dat ik unde god en syn, unde dar bin ik dat, dat ik was, unde dar neme [ik] noch af noch to, went dar bin ik en unbewechlike sake, dat dar alle dingh beweghet. Nu merke: Alhir vindet god nene stede in dessem minschen, went de minsche beweghet mid desseme dat, dat he is ghewesen, unde nu unde ummer mer wesen schal.

4 *I. Cor.* 15, 10   7 wort wart syn   14 dar iz   33 unde bin *bis* creatur *am rande nachgetragen.*

See. alhir iz god al en mid dem gheiste, unde dat iz de alderhogheste unde rechste armud, de me vinden kan unde mach. Sunder nement ghere syn herte darto, dat he sik hirmede bekunmere. Wente also langhe de minsche nicht iz ghelik desser
5 *warheyt, also langhe kan he nicht vorstan desse alderhoghesten warheyt. unde dit iz de warheyt, dar de munt der warheyt van sprikt: 'Salich sint de armen des gheistes' etc. Dat we nu dar kamen, des helpe uns de ewighe warheyt! Amen.*

[*N*]*u iz wol to merkende, wo dat de sele des minschen in*
10 *disseme armode steyt, aller dinghe leddich, wesens, levens, bekennens unde wetens, unde doch likewol wert se nicht to nichte. Sunder se wert vele hoghliker ghe richtet in god in deme, dat se so sere steyt na godischeyt unde nicht na minscheyt efte sinnicheyt. Ok so beholdet se alle ere vullenkomenheyt an erem wesende unde*
15 *ok an natur unde ok ere vornuftighen krefte beyde in tiid unde in ewicheyt, unde dat in der alderhoghesten voreninghe, de god mid er hebben mach, unde baren dat alle iz de nach godischeyt unde nicht na sinnicheyt.*

Et sic finitur.

Hannover. **Wolfgang Stammler.**

ZU DEM FRAGMENT EINES MHD. PROSAROMANS (oben s. 161 f) weist mich coll. Hilka darauf hin, dass *Daguenet* (*Daguenel*) der name eines narren des könig Artus im afz. prosaroman von Tristan sei, und coll. W. Suchier macht die gewis zutreffende bemerkung, in unserm bruchstück rückseite (?) z. 8 f sei zu ergänzen *vn̄ der kvnic la*⟨*chete*⟩ — auf die äufserung Dagonets hin, dessen charakter als spafsmacher dadurch bestätigt erscheint. prof. E. Loseth in Kristiania, durch dessen ausführliche analyse uns der prosaische Tristan (nebst dem Palamedes und der compilation des Rusticiano de Pisa) bisher allein zugänglich ist (Bibl. de l'École des hautes études, sc. phil. et hist. h. 82, Paris 1890) und der im register s. 504 die stellen für Daguenet verzeichnet, vermag mir freilich darüber hinaus keine partie nachzuweisen die dem mhd. text entspräche: er hält es immerhin für möglich, dass sich unter den abenteuern Daguenets im mscr. 3325, welche er s. 441 § 631 a erwähnt, die quelle der mhd. prosa finde. **E. S.**

EGILS SONATORREK.

I.

In capitel 79 der Eigla klagt der stark alternde Egil in einer lausavisa (57): 'Ich hatte keinen sohn, der mir zu viel nutzen brachte: mein sohn hat mich im leben betrogen. denn das nenne ich betrug. der mann hätte warten können, bis die leute den grabeshugel uber mir errichtet hatten'. der prosabericht ebendort gibt als grund für diesen dichterischen stofsseufzer an: Egils sohn Thorstein, der nicht mit seinem vater, wol aber mit seiner mutter Asgerd harmonierte, hat mit deren einverständnis Egils kostbares seidenes schleppgewand heimlich der truhe des vaters entnommen, es in dessen abwesenheit auf dem allthing getragen und es dort bei dem feierlichen eröffnungsgang zum gesetzesberge unten beschmutzt. als der vater nach Thorsteins ruckkehr das von Asgerd wider heimlich in die truhe gelegte schleppgewand bei einer zufalligen revision seines inventars in dem unsauberen zustande vorfindet, stellt er entrüstet seine frau Asgerd zur rede, und zorn und schmerz über den ganzen vorgang, den er jetzt der wahrheit gemafs erfährt, erpressen ihm dann die genannte strophe.

Ihr inhalt wie ihre für den ausdruck jener empfindungen ganz besonders glückliche und prägnante skaldische form zeigen, dass sie mehr als eine flüchtige augenblicksstimmung oder eine vorubergehnde gefühlsaufwallung des grofsen skalden darstellen. ein dreifacher schwerer vorwurf ligt für Thorstein darin. er ist in Egils augen untüchtig, er ist unwahr, er ist pietätlos. die beiden ersten vorwürfe werden durch den besonders verletzenden wortlaut unterstrichen. statt 'sohn' sagt der dichter 'erbwart des erbes', um die function, für die Thorstein versagt, stark hervorzuheben. seine unaufrichtigkeit wird durch den zweimal dafür gebrauchten ausdruck 'betrug' aufs scharfste gebrandmarkt. der dritte vorwurf, der der pietätlosigkeit, wurkt dadurch besonders nachhaltig, dass der dichter im bittren gefühl des allmählichen verdrängtwerdens aus seinem besitz durch den undankbaren sohn schon sein eignes begrabnis sich ausmalt. eine tiefgreifende seelische depression infolge einer langangehäuften erbitterung gegen Thorstein hat sich offenbar anlässlich des geschilderten vorgangs, der dem vater typisch für die ganze

stellung und gesinnung des sohnes ihm gegenüber erschienen sein muss, in der obigen lausavisa entladen. das wird um so begreiflicher, wenn man bedenkt, dass eine entweihung des ominösen seidenen schleppgewandes Egil in seinen heiligsten gefühlen treffen muste. das kostbare kleidungsstück war ein ehrengeschenk seines besten freundes Arinbjörn. er hatte es bei ihrem abschied für immer unter besonders feierlichen umständen in Norwegen als dank für seine skaldendichtung, die er Arinbjörn gewidmet hatte, erhalten (vgl. unten s. 230). es war also gleichzeitig ein denkmal seines dichterruhms. als erinnerung an Arinbjörn aber war es ihm gewis um so werter, als er noch kürzlich den tod dieses einzigen freundes zu beklagen gehabt hatte (vgl. cap. 78, lausavisa 53).

Das tiefgreifende zerwürfnis, das die schmerzlich-zornige strophe zwischen vater und sohn voraussetzt, kommt in dem diese umgebenden teil der Eiglaprosa nur unklar zum ausdruck. die bald nach jenem verwantschaftlichen zwischenfall erfolgende übersiedelung Egils nach Mosfell wird zwar auch in der saga gleich hinterher berichtet, sie wird aber dort augenscheinlich in erster linie mit dem tode von Egils frau Asgerd, der verheiratung seines sohnes Thorstein und endlich mit der vorliebe Egils für seine stieftochter Thordis, die mit ihrem mann Grim in Mosfell wirtschaftete, motiviert. die aus der obigen lausavisa und der kurzen sachlichen angabe der sie umgebenden Eiglaprosa über Egils und Thorsteins verhältnis zueinander sicher zu erschliefsende tatsache, dass vater und sohn bei Egils übersiedelung nach Mosfell in unfrieden oder wenigstens in tiefer verstimmung sich getrennt haben, tritt in der weiteren erzählung der saga sehr in den hintergrund. nicht widerspricht jener tatsache Egils späteres hilfreiches eingreifen für Thorstein in dessen thingstreit mit seinem händelsuchenden nachbar Steinar. für die macht und das recht der eigenen sippe einzutreten, war, insbesondere für das so eigenbrodlerisch familienhaft veranlagte geschlecht der Myramänner, eine selbstverständlichkeit. Egils selbstgefühl, mit dem er in cap. 82 auf dem Borgarthing sein urteil zu gunsten Thorsteins fällt und dann namentlich in v. 59 sich dieser tat rühmt, scheint aber daneben eine recht starke trotzige genugtuung darüber, dass er Thorsteins sache gemacht habe, zu enthalten. wie es isländische sagahelden verstehn, einem ihnen misliebigen sippen-

genossen gegenüber für die rechte ihres gemeinsamen geschlechtes einzutreten, ohne aus ihrer abneigung und unzufriedenheit jenem gegenüber den geringsten hehl zu machen. dafür bietet uns die der alten volkstümlichen erzählung sehr nahestehnde Eyrbyggjasaga in der darstellung des verhältnisses zwischen Gode Arnkel und dessen vater Thorolf Hinkefufs ein sehr anschauliches beispiel unsere bisherige ausführung über die innere unstimmigkeit zwischen Egil und seinem sohne Thorstein legt die annahme nahe, dass auch der alte volkstümliche bericht, der Snorri Sturluson bei der abfassung der Egilssaga zu grunde lag, die gegenseitige abneigung von vater und sohn, unbeschadet ihres äufseren gemeinsamen auftretens gegen Steinar, den beeinträchtiger des Myramännererbes, schärfer hervortreten liefs, als dies in der romantisch gefärbten darstellung der Eigla der fall ist. diese rückt Thorstein, sobald er in die handlung eingetreten ist, fast ganz in den mittelpunct der ereignisse. sie entwirft von ihm, im schroffen gegensatz zu dem urteil des vaters, ein ausnehmend sympathisches charakterbild. an ihn, nicht an den samptbelden Egil, — ein durchaus ungewöhnlicher vorgang — werden am schluss der Eigla die genealogischen notizen über das spätere Myramännergeschlecht geknüpft. der hauptheld Egil tritt in Thorsteins geschichte fortan nur episodisch auf. um so merkwürdiger, als er in dessen thingstreit mit Steinar und dessen auseinandersetzungen mit Thorgeir Blund doch eine höchst bedeutsame, ja die entscheidende rolle spielt.

Schon Björn Magnusson Olsen hat (Landnama og Egilssaga Aarb. f. nord. oldk. og hist. 1904, s. 225 f) darauf hingewiesen, dass diese sympathische und weit über das tatsächliche verhältnis hinausgehnde beurteilung Thorsteins in der richtung von Snorris tendenziöser verherrlichung des gesamten Myramännergeschlechtes ligt. Snorri, der im 13 jh. als grofsbauer in der gleichen gegend schaltete und waltete, wo im 10 jh. seine vorfahren, die Myramänner, safsen, suchte durch möglichste betonung von deren machtstellung in der vergangenheit seine eigenen herschaftsansprüche und seinen politischen einfluss ebendort zu festigen. Thorstein aber hatte eine solche verherrlichung durch seinen nachkommen wol am ersten nötig. fällt er doch bei nüchterner betrachtung aus der glänzenden abfolge der älteren Myramänner heraus. sein urgrofsvater Kveldulf, sein grofsvater Skallagrim,

sein vater Egil, ja auch sein ältester sohn Skuli, sie alle sind gewaltige kampen und skalden. Thorstein, eine ausgesprochen friedliebende und nüchterne natur, ist im wesentlichen der tüchtige grofsbauer, nebenbei im umgang der liebenswürdige schwerenöter. als solcher lebt er auch in jüngeren romantisch gefärbten darstellungen weiter, so in der Laxdœlasaga und vor allem in der geschichte von Gunnlaug Schlangenzunge, in denen beiden auch wie in Snorris schilderung Thorsteins körperliche schönheit und seine ganze ritterliche erscheinung besonders hervorgehoben werden. aber selbst in den dortigen sympathischen zeichnungen Thorsteins tritt deutlich hervor, dass kriegerische tüchtigkeit dessen stärke n i c h t war. eine heldentat, namentlich gemessen an denen seines vaters Egil, lasst die Eigla Thorstein weder in dem streite mit seinem grenznachbar Steinar noch in der auseinandersetzung mit seinem unzuverlässigen gesippen Thorgeir Blund vollbringen. Steinars ganzes auftreten gegen Thorstein zeigt, dass ihm dieser als persönlichkeit nicht imponiert. kaum ist der alte Egil nach Mosfell übergesiedelt, da beginnt er die grenzplänkeleien wider dessen sohn. das langsame tempo und die uberbedächtige und letzten endes wenig noble art, wie Thorstein dann durch die erschlagung von Steinars knechten sein grenzrecht sich zu wahren suchte, konnten in diesem keine besonders heldenhafte vorstellung von seinem gegner erwecken. auch der erfolgreiche überfall, den Steinar dann, als der streitfall auf dem Borgarthing durch Egils urteil zu seinen ungunsten entschieden war, auf Thorstein unternahm, war kaum geeignet, Thorsteins kriegstuchtigkeit besonders gefährlich erscheinen zu lassen. jener uberfall und der dabei von Steinar gegen den 'weifsen Thorstein', wie er Egils sohn spöttisch nannte, erhobene vorwurf der feigheit (vgl. Björn Magnusson Olsen Om Gunnlaugssaga Ormstungu, 1911, s. 28 f) wurden von diesem durch keine entsprechende waffentat gerächt. wenn Steinar wie spater Thorgeir Blund schliefslich Thorsteins drohungen gegenüber, in eine andre gegend übersiedelnd, das feld räumen, so tun sie das offenbar im hinblick auf den schon im Borgarthing erprobten schutz und rückhalt, den Thorstein bei der behauptung des Myramännererbes in seinem vater Egil hat. so kann auch Thorstein in der geschichte von Gunnlaug Schlangenzunge dem helden dieser saga auf dessen

vorhaltung, dass nur mit Egils hilfe Steinar hätte aufser landes gebracht werden können, tatsächlich nichts erwidern (cap. 7).

Auch die tendenziössympathische charakteristik, die die Eigla an zwei stellen (capp. 79 und 84) von Thorstein entwirft, bestätigt, dass heldenhaftigkeit nicht der grundzug in Thorsteinswesen war. beide capitel betonen Thorsteins schönheit und leutseligkeit, seine rechtschaffene und friedliche sinnesart. freilich hebt die erste auch Thorsteins gröfse und stärke hervor, aber mit dem bezeichnenden zusatz 'und doch glich er sonst gar nicht seinem vater'. wenn ferner die zweite der charakteristiken mit den worten schliefst: 'Thorstein vertrat seine sache, wenn andre ihm zu nahe kamen, und es war daher für die meisten recht bedenklich mit ihm anzubinden', so passt auch dies zwar gut auf den zäh auf seiner scholle schaltenden und diese verteidigenden grofsbauer, lässt aber jede andeutung jenes fest und stark zugreifenden wikingertums, ohne das die übrigen mitglieder des Myramännergeschlechtes in der Eigla und vor allem Egil selbst nicht zu denken sind, vermissen. nach den genannten beiden charakteristiken in der Eigla und nach allem was die voraufgehnde betrachtung über das gegenseitige verhältnis zwischen Egil und Thorstein ergab, empfindet man die bemerkung der saga 'Egil liebte Thorstein wenig, und auch Thorstein war Egil nicht zugetan' fast wie eine banale selbstverständlichkeit.

2.

Nur aus dem vollständigen nichtverstehn zwischen vater und sohn begreift es sich, dass Egil im Sonatorrek, wo er den verlust seiner beiden älteren söhne, des im meere ertrunkenen Bödvar und des durch eine krankheit dahingerafften Gunnar, unter stärkster betonung ihrer vorzüge beklagt, seines noch lebenden jüngsten sohnes Thorstein in keiner weise gedenkt. in jenen söhnen, namentlich dem älteren, hatte der vater die charaktereigenschaften und die gesinnungen ihm gegenüber gefunden, die er an dem dritten, eben Thorstein, so völlig vermisste. ruft der alte Egil in v. 4 aus: 'Mein geschlecht steht am ende wie die sturmgefällten baumäste', so ligt darin das zornige bekenntnis, dass Thorstein als trost und ersatz für die toten brüder völlig versagte und somit als sohn überhaupt nicht mehr für den vater in betracht kam. denn eine so arge dichterische übertreibung, dass jemand über das aussterben seines geschlechtes

klagte, solange ein körperlich und geistig intactes mitglied von diesem noch am leben war, stand — lediglich als ausdruck eines namenlosen schmerzes betrachtet — doch mit der anschauungsweise altisländischer volksgemeinschaft, wie sie ua. in der alten spruchdichtung der Edda hervortritt, in unvereinbarem widerspruch. der lebensbejahende, zäh an die wirklichkeitswelt sich klammernde egoïsmus des nordischen heidentums, der gerade in Egil einen so ausgeprägten vertreter aufwies, hätte es sich unter normalen verhältnissen nicht entgehn lassen, gegenüber dem verlust der früheren söhne mit dem besitz des ihm gebliebenen einzigen sohnes aufzutrumpfen. von einem solchen versöhnlichen abschluss seiner klagen aber, der auch rein künstlerisch genommen den natürlichen und höchst würksamen endaccord des Sonatorrek abgegeben hätte, ist der alte Egil weit entfernt. er lässt im gegenteil keinen zweifel, dass er den jüngeren sohn, den er offenbar lediglich der abstammung, nicht seiner wesensart nach als seinen sohn betrachtet, geflissentlich das ganze lied hindurch ignorieren w i l l. denn nur so ist es verständlich, wenn Egil, als wäre Thorstein überhaupt nicht da, die ausführungen über seine gänzliche verlassenheit mit dem alten weisheitsspruche abschliefst, ersatz für einen verlorenen sohn könne man nur durch neuzeugung eines anderen erlangen (v. 17, vgl. auch Havamal v. 72). indirect freilich wird die rührende schilderung, die Egil in vv. 11 f seines Sonatorrek von dem ertrunkenen lieblingssohn Bödvar entwirft, und das ebendort in vv. 13 ff gezeichnete bild seiner altersvereinsamung, die er nach dessen verlust nicht ertragen zu können meint, zu einer beredten anklage gegen Thorstein. 'Ich weifs es selbst', sagt der dichter an erster stelle, 'in Bödvar war keine anlage zu einem schlechten manne, wenn es ihm beschieden gewesen wäre heranzureifen, bis er im kampfe einen ruhmlichen tod hätte finden können. immer wertete er das was der vater sagte am höchsten, wenn auch das ganze volk anders sprach. er half mir im hause und stützte meine kraft am besten'. kriegerische tüchtigkeit zum schutze des angestammten familienbesitzes und persönliche zuverlässigkeit dem vater gegenüber sind also die eigenschaften, um derentwillen Egil an seinem ältesten sohne in solcher liebe hieng, gerade dieselben die der dichter in der eingangs besprochenen lausavisa 57 an Thorstein zürnend vermisste. vollends der stofsseufzer des sich gänzlich

vereinsamt fühlenden vaters (Sonat. v. 15): 'Sehr schwer zu finden ist im ganzen volk einer, dem man voll vertrauen kann', ist aus der zeit und situation, die jene zürnende lausavisa voraussetzte, am ersten zu erklären. hatte doch Egil durch Thorsteins unwürdiges benehmen auf dem allthing noch eben von der zuverlässigkeit dieses ihm nächsten sippengenossen ein eigentümliches bild bekommen. aus derselben situation Egils, in der er befürchtet, von dem pietätlosen und in seinen augen wenig tüchtigen sohn Thorstein vorzeitig aus seiner Borger musterwirtschaft verdrängt zu werden, begreifen sich auch allein die an den seelischen ausgangspunct des gedichtes, den vaterschmerz über den tod des ertrunkenen lieblingssohnes, sich sonst ziemlich lose anschliefsenden klagen in vv. 13 f. 18. es ist klar, dass, wenn Egil sagt: 'Ich überlege, wenn der kampf tobt, suche zu erspähen und denke darüber nach, welcher andere beherzte mann mir im getümmel zur seite stehn könnte', weder in der zeit vor Egils allmählichem zerwurfnis mit dem herangewachsenen jüngeren sohne noch in der zeit nach seiner übersiedelung nach Mosfell für jene pessimistischen worte ein greifbarer tatsächlicher anlass zu finden ist. nach der schilderung in cap. 78 stellte Egil, nachdem er sich von seinen wikingerfahrten im auslande zur ruhe gesetzt, eine glückliche, in sich selbst ruhende saturierte macht dar, auch nachdem das unglück, das er später im Sonatorrek beklagt, ihn getroffen hatte. in Mosfell aber lebte der stark gealterte greis in der treuen obhut seiner geliebten stieftochter Thordis und von deren gatten Grim, mit welchen beiden er sich trotz gelegentlicher auf das conto seiner alterswunderlichkeit zu setzenden reibereien wol verstand (cap. 85). auch zu dem starkkriegerisch angehauchten bekenntnis: 'Nicht angenehm ist mir der umgang mit menschen, wenn auch jeder einzelne friede hält' (v. 18), hatte sich in den ebengenannten perioden seines lebens der erst glücklich auf eigner scholle sitzende, dann sorglos bei lieben verwanten weilende grofsbauer, der noch überdies durch die vorteilhafte verheiratung aller seiner töchter sich eine äufserst behäbige stellung gesichert hatte, schwerlich herbeigelassen. berichtet doch die Eigla ausdrücklich, dass Egil, seit er dauernd auf Island wohnte, keine rechtsstreitigkeiten und kriegerischen fehden mehr mit den leuten im lande gehabt habe (cap. 78). nur in der zeit wo die übergriffe des händelsuchenden nachbar-

geschlechtes, die dann gegen Thorstein in offene feindschaft ausarteten, sich allmählich ankündigten, konnten die beiden genannten zornigen ausbrüche des alternden Egil in vv. 13f. 18 fallen. da zuckt es dem alten wiking mit der starken initiative in allen gliedern. er stellt sich vor, wie er oder sein verstorbener sohn Bödvar an Thorsteins stelle gleich losgeschlagen hätten. ist ihm aber der langmütige, nur in äufserster not zur waffe greifende jüngere sohn eine hilfe? dessen vorgehn (vgl. cap. 80f) ist ihm zu zögernd, zu temperamentlos. Egil mag die fischnaturen nicht, die möglichst um jeden preis frieden haben wollen.

Am auffallendsten sind doch die berührungspuncte mit der eingangs besprochenen lausavisa im schlussabschnitt des Sonatorrek, wo der dichter sich aus dem schmerz und zorn, in den ihn Bödvars und Gunnars verlust und Thorsteins wenig sohnhaftes verhalten versetzt haben, in aller bekümmernis doch zu einer festen und energischen lebensbejahung für den rest seiner tage aufrafft. 'Der kampfgewohnte feind des wolfes (Odin)', sagt er hier, 'verlieh mir eine fehlerlose kunst (die skaldenkunst), und eine solche gesinnung, mit der ich mir aus ränkeschmieden (wörtlich: betrügern) offene feinde machen konnte (und — so muss man dem gedanken nach ergänzen — auch jederzeit wider machen kann). mir ist nicht wol zu mute. die schwester von Tvegges (dh. Odins) feind (dh. Loki), also die todesgöttin Hel, steht auf dem vorgebirge (Digranes, wo Egils vater Skallagrim bestattet war). dennoch will ich heiter, starken willens und ohne trübsal auf Hel (den tod) warten' (v. 24f). gewis kann man bei Egils preis seiner skaldenkunst, die ihn in hervorragender weise befähige, versteckten feinden unverhüllt die wahrheit zu sagen, an des dichters frühere dichterische erfolge in den drastischen lausavisur gegen seinen rechtswidersacher Bergönund und dessen heimlichen unterstützer, könig Erich (capp. 56f), vor allem auch an den skaldischen triumph Egils über letzteren in seinem Hauptlösungsgedichte (cap. 60) denken. aber besonders der umstand dass in v. 24 des Sonatorrek wie in der eingangs besprochenen lausavisa 57 der gegner, gegen den der gekränkte und zornige Egil sich im liede behaupten will, als 'betrüger' gekennzeichnet wird, legt es nahe, dass der schluss von 'Der Sohne Verlust' vor allem eine drohung gegen Egils pietätlosen sohn Thorstein enthält. kenner jener schmahstrophe Egils wider

seinen jüngsten (v. 57), die die beginnende entfremdung zwischen beiden miterlebt hatten, konnten nicht zweifeln, wohin auch in v. 24 des Sonatorrek das tiefverwundete vaterherz mit dem auch hier absichtlich stark gewählten ausdrucke *rǫ́gondom* zielte. wie allen leuten die künftig gegen ihn intriguieren, so wird er auch seinem sohn Thorstein, falls er dies noch einmal versuchen sollte — das versichert Egil an der genannten stelle — ungeschminkt und gründlich die wahrheit sagen. auch das verbindet die zornige lausavisa 57 auf das engste mit dem schlusse von Sonatorrek, dass beidemal Egils schmerzvolle und zornige klagen in einer wehmütigen ausmalung seines eigenen todes enden. beide dichtungen denkt man sich unwillkürlich im anblick von Skallagrims grabhügel, der auch Egils toten lieblingssohn Bödvar barg und in dem er damals selbst auch wol einmal zu ruhen hoffte, entstanden. dort am vorgebirge Digranes stellt sich Egil in der oben genannten lausavisa 57 ingrimmig vor, wie sein pietätloser sohn Thorstein die zeit nicht erwarten konnte, bis über ihn, den alten, das steingrab getürmt würde. dort will er, nachdem er eben jenem sohn erklärt hat, sich ihm gegenüber in wort und tat zu behaupten, festen und ungebeugten sinnes die todesgöttin Hel erwarten (Sonat. v. 25).

Sind unsere bisherigen beobachtungen richtig, dann ist die entstehung von Egils gedicht Sonatorrek anders zu denken, als man bisher allgemein angenommen hat. es kann nicht unmittelbar nach dem traurigen ereignis, das allerdings den ersten seelischen anlass zu der dichtung gegeben hat, dem wellentod von Egils lieblingssohn Bödvar, entstanden sein. denn d a m a l s war Thorstein, Egils jüngster sohn, noch ein kind, ein vollkommen unbeschriebenes blatt, gegen das der vater eine so begründete und nachhaltige animosität, wie sie lausavisa 57 voraussetzt, nicht hegen konnte. nicht zu Bödvars und Gunnars begräbnis, also nach Finnur Jonssons wol jetzt allgemein acceptierter zeitrechnung der Eigla (Samfundausgabe, fortale s. LIII ff.) um 960, kann das Sonatorrek gedichtet sein, erst etwa zehn jahre später, also um 970 hat es, legt man dieselbe zeitrechnung zu grunde, der vereinsamte und lebensenttäuschte mann verfasst. damit stimmt auch der ganze charakter der dichtung. nur etwa vv. 6—10, besonders die mit dem meeresgott Aegir hadernde v. 8, geben den elementaren gefühlsausbruch des skalden un-

mittelbar nach Bödvars ertrinken wider. der weitere inhalt des gedichtes klingt gedämpfter, reflectierter, in der klage abgetönter. hier haben bei der liebevollen zeichnung der vorzüge seiner beiden früh verlorenen söhne zorn und schmerz über die untüchtigkeit und unwürdigkeit des jüngsten dem erbitterten dichter sichtlich den pinsel geführt. unter dem eindruck, diesen innerlich auch verloren oder vielleicht nie besessen zu haben, ist das Sonatorrek für Egil zu einem klagelied über den verlust seiner söhne schlechthin geworden.

3.

Soweit ich sehe, spricht gegen die datierung des Sonatorrek in die zeit der lausavisa 57, also um 970, ausschliefslich cap. 78 der Eigla, in dem erzählt wird, wie der vor schmerz fassungslose Egil durch seine energische tochter Thorgerd dahin gebracht wird, von seiner absicht in den tod zu gehn abstand zu nehmen und, um sich die bekümmernis über den tod seiner beiden hoffnungsvollen söhne Bödvar und Gunnar von der seele zu schaffen, zu deren leichenfeier eine besondere dichterische standardleistung zu vollbringen. diese schon von Vigfusson (CPB. I 276. 541 f) als sehr romantische version alter volksüberlieferung bezeichnete erzählung sieht in jener 'erfidrapa' unser Sonatorrek. indes die richtigkeit dieser angabe muss berechtigte zweifel erwecken, wenn wir sehen, wie der verfasser des Eiglaschlusses (von cap. 77 an) bei der heranziehung von zeugnissen aus der skaldenlitteratur auch sonst merkwürdige abweichungen von der würklichkeit sich zu schulden kommen lässt. so berichtet er in der episode vom skalden Einar Skalaglamm (cap. 78), dass Einar einen kostbaren schild, den er Egil (um 970) zum geschenk gemacht habe, von jarl Hakon als dank für sein berühmtes skaldenlied Vellekla erhalten hätte. es ist notorisch dass hier eine unrichtige angabe vorligt. denn tatsächlich ist jenes lied erst nach der Jomswikingerschlacht bei Hjörungavag 986 gedichtet, und sein preis war eine kostbare wagschale (vgl. Snorra-Edda III 689. 691 ff). der verfasser jener notiz hat offenbar für ein älteres lied Einars, von dem anderwärts eine strophe erhalten ist und dessen preis jener ebenerwähnte schild war, des skalden berühmteste dichtung eingesetzt. so konnte derselbe verfasser auch an unserer stelle ein älteres lied Egils, das tatsächlich eine erfidrapa auf Bödvar und Gunnar darstellte, durch Egils berühmtes gedicht Sonatorrek

ersetzt haben. nimmt man Snorri als den urheber jener änderungen an, würde ein irrtum seinerseits keineswegs vereinzelt in der Eigla dastehn. eine schlagende parallele für ein anderes solches versehen Snorris hat Björn Magnusson Olsen (Landnama og Egilssaga s. 217 f) angeführt. eine aus Glum Geirasons Grafeldardrapa stammende strophe hatte der jugendliche verfasser der Egilssaga fälschlich als zu desselben skalden Eiriksdrapa gehörig betrachtet und in der Heimskringla, als er in der richtigen wertung der skaldendichtung fortgeschrittener war, diesen irrtum berichtigt. auch eine bewuste änderung der gang und gäben volkstradition durch einsetzung der Vellekla und des Sonatorrek für ältere Einarsche oder Egilsche dichtung wäre bei dem jungen Snorri bei dessen ausgesprochener tendenz einer verherrlichung des gesamten Myramannergeschlechtes nicht ohne vorgang. ich habe in meinem aufsatz 'Egils Hauptlösung' Zs. 45, 102. 105 ff zu zeigen versucht, dass Snorri, um zu einem ungestörten aufbau seiner glänzenden Höfudlausnscene, in capp. 56—61 der Eigla, zu gelangen, sich nicht gescheut hat, eine notwendig früher vorauszusetzende ältere Eiriksdrapa Egils zu unterdrücken. wie dort das bestreben Snorris, seinen haupthelden als glänzenden über alles sonstige menschliche können hinausragenden improvisator zu zeichnen, anlass zu einschneidenden eingriffen in die einfache volkstradition gegeben hatte, so konnte dies auch in der Einarepisode der fall gewesen sein. es gab der erscheinung seines haupthelden Egil ein stärkeres relief, wenn derselbe schild, dessen geschenk jenen zu einem berühmten uns leider verloren gegangenen schildliede entflammte, in so nahe beziehung zu Einars weitbekannter Vellekla gebracht wurde. in anderer weise konnte, ja muste aber die versetzung von Egils berühmtestem gedichte Sonatorrek in die zeit von Bödvars und Gunnars tod die oben berührte offensichtliche tendenz Snorris zu möglichster herausstreichung und sympathischer charakterisierung Thorsteins wesentlich unterstützen. das odium das auf diesen, wie wir oben zeigten (s. 222 f), bei richtigem verständnis des gedichtes fiel, wurde verringert, wenn nicht aufgehoben, wenn Thorstein bei der dichtung des Sonatorrek noch ein knabe war, weil dann Egils völlige ignorierung des noch lebenden jüngsten sohnes nur als mafslose übertreibung eines ungeheuren, ganz ungewöhnlichen schmerzes gelten konnte — allerdings (vgl.

s. 221 f) eine höchstens aus der anschauungsweise des 13 jh.s zu verstehnde vorstellung. es ist nun aber überhaupt sehr zweifelhaft, ob wir Snorri selbst als urheber jener irrtümer oder jener bewusten, seiner künstlerischen redactionstätigkeit entsprungenen änderungen anzusehen haben, da der schluss der Eigla gewis nicht in allen einzelheiten als Snorris werk schlechthin zu betrachten ist. schon Finnur Jonsson hebt (Litteratursh. II 417) hervor, wie mit cap. 76 die eigentliche Egilssaga schliefst und der mit cap. 77 beginnende teil in seiner vielfach notizen- und skizzenhaften art der darstellung nur als ein summarischer nachtrag zu Egils geschichte gelten kann. wenn irgendwo, so ist hier der verdacht berechtigt, dass gelegentlich, wie das ja durch das analoge verhältnis bei Snorris Edda und Heimskringla seine bestätigung findet, entweder relativ selbständige mitarbeiter oder auch directe fortsetzer am werke gewesen sind, die mehr oder weniger sachverständig mit dem von Snorri gesammelten und gesichteten material arbeiteten.

Einen solchen verdacht erweckt nun nicht nur die eben besprochene notiz, dass Egil die angeblich im jahre 960 auf den tod seiner söhne gedichtete erfidrapa Sonatorrek genannt habe, sondern die ganze jener angabe vorausgehnde erzählung von Egil und seiner tochter Thorgerd, die, wie oben (s. 226) hervorgehoben, schon auf Vigfusson den eindruck einer romantischen, wenig an den stil alter volksüberlieferung anklingenden darstellung machte. schon die ihr voraufgehnde scene, wie dem von zorn und schmerz aufgedunsenen Egil die kleidung am leibe platzt, erinnerte jenen auffällig an ähnliche halbhumoristische situationen der heldensage oder besser des heldenromans. ganz an solche vorbilder gemahnt aber die offensichtliche heroïsierung Thorgerds, deren kluges und energisches auftreten sonst in der Eigla kein gegenstück findet, wol aber in den jüngeren und romantischer gehaltenen geschichten, die auch, wie wir oben (s. 220) sahen, das bild Thorsteins heldenhafter oder wenigstens sympathischer gestalteten, in der Laxdœlasaga und vor allem in der geschichte von Gunnlaug Schlangenzunge. schwerlich auf alter volksanschauung beruht es, wenn Thorgerd, bevor sie zu dem tiefgebeugten Egil ins schlafzimmer eingelassen wird, ihren wunsch, mit dem vater zusammen zu sterben, in die versicherung kleidet, sie werde nicht eher wider als bei der göttin Freyja

zu abend essen. dass die frauen nach dem tode bei Freyja weilen, war sicher nicht die allgemeine vorstellung. diese auffassung erklärt sich am natürlichsten als eine späte combination speculativer mythologie aus Snorris zeit, aber schwerlich von diesem selbst. die alte in Grimnismal 14 niedergelegte vorstellung, dass Freyja in Valholl die hälfte der Einherjar zu eigen habe, wurde übertreibend auch auf heroïnenhafte gestalten der saga übertragen. ebensowenig geht Thorgerds bemerkung, sie wolle das von Egil zu verfertigende gedächtnislied in auf holz geschnittenen runen verewigen, auf einen alten brauch des 10 jh.s zurück. auch hier ligt, wie schon von andrer seite hervorgehoben (F.Jonsson Egilssaga 1894 s. 259), widerum ein anachronismus aus der gelehrten schreiberzeit des 13 jh.s vor, in der man die skaldenlieder schon allgemein schriftlich fixierte. der ganze vorgang, der darstellt, wie den zum tode niedergebeugten Egil seine starke tochter Thorgerd allmählich dem leben widergewinnt, war ebenso wie die oben (s. 219) behandelte geschichte Thorsteins in der volksüberlieferung wol wesentlich nüchterner und realistischer dargestellt, als in der dort durch Snorri selbst, hier durch dessen mitarbeiter oder fortsetzer hergestellten redaction der saga. in der tiefen depression des sonst so energischen Egil durch seelisches leid und dem dann so plötzlichen widererwachen seiner lebenskraft erinnert jener vorgang an verwante situationen im ersten teil der Eigla, namentlich an Egils gebaren nach dem fall seines bruders Thorolf in der Vinheideschlacht (cap. 55). dort haben wir in den beiden prächtigen lausavisur 17 und 18 die gleiche innige verschwisterung von fassungslosem schmerz und jähem rachedurst bei dem unersetzlichen verluste, wie er in dem elementaren gefühlsausbruche der obengenannten vv. 6—10 des Sonatorrek zu tage tritt. die eben von uns betonte ziemlich romantische aufmachung der episode zwischen Egil und seiner tochter einerseits und die dem stil volksmäfsiger erzählung viel naher stehnde schilderung von Egils verhalten nach dem tode seines bruders Thorolf anderseits legen die annahme nahe, dass auch die dichtung einer besonderen erfidrapa durch Egil für das begräbnis seiner söhne Bodvar und Gunnar gleich nach dem tode zu den ausschmückenden zutaten des verfassers der schriftlichen saga, also hier eines mitarbeiters oder fortsetzers Snorris, gehört. in dem alten volkstümlichen

bericht der mündlichen erzählung mag Egil seinem schmerz über den verlust der unvergleichlichen söhne und vor allem seinem zorn gegen den rauber seines lieblingssohnes Bödvar ebenfalls in drastischen lausavisur ausdruck gegeben haben. und diese mochten es sein, die dann zehn jahre später dem skalden, als er unter dem eindruck seiner trüben erfahrungen mit dem undankbaren Thorstein das auf den unersetzlichen verlust Bödvars zurückgreifende Sonatorrek dichtete, die grundlage zu jenem erweiterten stimmungsbilde in vv. 6—10 dieses gedichtes gaben. auch sonst haben gewaltige seelische erschütterungen in der skaldendichtung öfter doppelt, zuerst in inprovisierenden lausavisur, dann in gröfserem, kunstvoll aufgebautem skaldenliede ausdruck gefunden, wobei es keineswegs ausgeschlossen ist, dass hie und da eine den gleichen gegenstand anschlagende einzelstrophe wörtlich in gröfsere abschliefsende gedichte übernommen wurde. das bezeichnendste beispiel hierfür bietet das grofse gedächtnislied Sigvats auf Olaf den Heiligen (FJonsson Skjalded. I 239 ff), das eine gleich nach dem tode dieses königs einsetzende erinnerungsdichtung seines lieblingsskalden erst reichlich fünfzehn jahre später abschloss. aus der Eigla selbst bietet eine völlige parallele die art wie Egil auf sein hauptlösungsabenteuer zurückkommt (capp. 59—61). sein jubel über dessen sieghaftes bestehn erklang schon gut zehn jahre vorher in lausavisur (34. 35, auch 36), ehe er in vv. 1—10 der Arinbjarnarkviđa seinen eindrucksvollsten dichterischen niederschlag erhielt.

Die wenig glaubwürdige art wie dieselbe Eiglaprosa in cap. 78, deren unzuverlässigkeit in der widergabe der Sonatorrekepisode wir eben beobachtet haben, unmittelbar im anschluss an jene die entstehungsweise von Egils Arinbjarnarkviđa erzählt, lässt auch hier vermuten, dass wir es mit einem wenig orientierten mitarbeiter an oder fortsetzer von Snorris werk zu tun haben. schon in meinem oben erwähnten aufsatz in der Zs. 45 (s. 121 f) hab ich hervorgehoben, warum die angaben dieses apokryphen autors, dass Egil dieses ganz auf mündlichen selbstvortrag abgestimmte lied um 962 auf den freund gedichtet habe, im höchsten grade unwahrscheinlich sind. denn damals als Arinbjörn nach dem tode Hakons des Guten mit dessen gegner Harald Graumantel in Norwegen weilte, bestand keine möglichkeit mehr für die freunde zu einer begegnung und zu mündlichem meinungs-

austausch, die der aufsagung des liedes durch Egil persönlich doch vorausgehn musten. das gedicht ist allem anschein nach im jahre 950 oder 951 an Arinbjorns hersenhofe bei der letzten zusammenkunft beider männer dort verfasst und vorgetragen worden. übrigens führte, da Sonatorrek v 15 unzweifelhaft sich mit auf den verlust Arinbjorns beziehen, die datierung beider lieder in der besprochenen Eiglaprosa zu dem unvereinbaren widerspruch, dass der im älteren gedichte als tot vorausgesetzte freund im jüngeren noch am leben wäre.

I.

Bei meiner auffassung des gedichtes kann ich den namentlich auf die falsche voraussetzung, dass das Sonatorrek den unmittelbaren niederschlag der erschütterung Egils bei Bödvars tod darstelle, aufgebauten bedenken Vigfussons gegen die künstlerische einheit und dichterische originalität des liedes (CPB. I 266. 276. 544 ff), auch in der mafsvollen und vorsichtig begründeten art, wie Neckel in seinen 'Beiträgen zur Eddaforschung' (1908, s. 373 ff) sich jenen angeschlossen hat, nicht mehr raum geben. das gedicht ist nicht nur mit FJonsson (Samfundausgabe s. 428 ff) in der überlieferten form als gedankliche einheit zu betrachten, es ist auch in allem wesentlichen sicher ohne fremde vorbilder in schmerz und zorn und persönlichem egoismus ganz aus heidnischnordischer anschauungsweise heraus erwachsen.

Nur weniges ist zur veranschaulichung des einheitlichen grundgedankens und der sich diesem anschmiegenden kunstvollen skaldischen gliederung aus unsern früher gewonnenen ergebnissen nachzutragen. das eigentliche gedicht (vv. 6—20) enthält in drei abschnitten die stets wachsende erbitterung des vaters über den doppelverlust der beiden söhne Bödvar und Thorstein. der tod des mittleren, Gunnars, würkt, nur episodenhaft in einer strophe (v 20) am schluss angehängt, mehr ornamental, um einerseits die unersetzlichkeit des ältesten sohnes, anderseits das völlige versagen des jüngsten als ersatz für jenen besonders nachdrücklich und wurkungsvoll zu unterstreichen. die steigerung die der genannte grundgedanke in den drei unterabschnitten des hauptteils erfährt, ligt einzig und ausschliefslich darin, dass stets eindringlicher und in immer grelleren farben gemalt das bild der verlassenheit, in die der einsame mann allmählich geraten ist, uns vor augen tritt. wohin des alten blick schweift in ver-

gangenheit (vv. 6—10), gegenwart (vv. 11—15) oder zukunft (vv. 16—20). er empfindet die ohnmacht, sich nicht gebührend rächen zu können. als er vor zehn jahren den lieblingssohn Bodvar verlor, konnte er gegen den göttlichen räuber nicht mit dem schwerte vorgehn. jetzt verdammt ihn das fehlen aller verwanten und freunde zu gleicher untätigkeit. auch für die zukunft erwächst ihm kein rächer, da er zu dieser function in seinen jahren keinen sohn mehr erzeugen kann. 'Ich kann mich selbst nicht mehr behaupten, denn ich bin alt, meine helfer sind dahin, und ich habe keinen nachkommen' — das ist der immer widerkehrende ingrimmige refrain, der den hauptteil des Sonatorrek durchzittert. es ist der hauptgesichtspunct unter dem der alte recke den verlust seiner sämtlichen söhne betrachtet. ein glückliches und stark ornamentales mittel zur würksamen unterstützung dieses grundgedankens der dichtung ist dann weiter die bruderlosigkeit-klage in v. 13 ff. sie scheint absichtlich vom dichter so allgemein gehalten, dass es offen bleibt, ob Egil in ihr mehr an den weiter zurückliegenden tod seines bruders Thorolf in der Vinheideschlacht (cap. 55) oder an den vor fünf jahren erfolgten fall seines ihm wie ein ziehbruder nahestehnden busenfreundes Arinbjörn (cap. 78) denkt. der idee der dichtung, die doch in erster linie die klage über das aussterben aller sippenmitglieder zum gegenstand hat — woraus sich auch allein in v. 5 die starke hervorhebung des todes von Egils mutter und vor allem von dessen vater, dem der skalde nach den sonstigen angaben der saga doch keineswegs innerlich nahestand, begreift. — ligt die beziehung auf Egils leiblichen bruder Thorolf, dem er seinerzeit die oben (s. 229) erwähnten tiefempfundenen lausavisur als nachruf widmete, entschieden naher. doch ist gewis daneben auch an den verlorenen ziehbruder Arinbjörn, den zuverlassigen berater und helfershelfer in den gefährlichsten abenteuern einer glanzvollen wikingerzeit, zu denken, wenn auch die diesem von Egil bei seinem tode als nachruf gewidmete lausavisa 53, namentlich gegen den empfindungsreichtum der, wie wir oben (s. 218. 231) sahen, um 950 gedichteten Arinbjarnarkvida gehalten, einen seltsam unpersönlichen und conventionellen eindruck macht. an Arinbjörn allein aber bei dem ausdrucke *brǿþraleyse* in v. 13 zu denken und unter ausdrücklicher laugnung jeder bezugnahme jenes ausdrucks

auf Thorolf ein drittel des ganzen gedichtes als an Arinbjorns adresse gerichtet zu betrachten gehört zu den seltsamsten, in der überlieferung nirgend einen tatsächlichen hintergrund findenden sprüngen Vigfussonscher willkürkritik.

Dem eben entwickelten einheitlichen aufbau des hauptteiles des Sonatorrek (vv 6—20) entspricht die ebenso einheitlich gestaltete und in bewuster gegenseitiger correspondenz geschaffene rahmendichtung des liedes in dessen einleitung (vv 1—4) und schluss (vv 22—25). beide sind durch die schon äufserlich als übergangsstrophen stark markierten vv 5 und 21 aufs engste mit dem hauptteil verbunden. in v. 5 künden die in reichen skaldischen bilderschmuck gekleideten zeilen 5—8 ausdrücklich den beginn der eigentlichen dichtung an. v. 21 aber, in der *enn* (zeile 1) im sinne von 'noch immer' zu fassen und die zeilen 5—8 collectivisch auf Bodvar und Gunnar oder wol noch besser nur auf Bodvar, keineswegs aber mit F.Jonsson (Samtundausgabe s. 430) auf Gunnar allein zu beziehen sind, fasst nicht nur den verlust Egils noch einmal summarisch zusammen, sondern leitet auch durch die anklage wider Odin (z. 4) die feindselig-freundschaftliche auseinandersetzung mit diesem ein, in die der schluss des liedes versöhnend ausklingt.

Nun die rahmendichtung des Sonatorrekliedes selbst. schon früher (s. 225) war hervorgehoben, dass einleitung wie schluss des gedichtes, jene in der ausmalung von Egils tiefer depression bei dem tode des lieblingssohnes Bödvar (vv. 3 f), dieser bei der unverhüllten drohenden stellungnahme des sich zu neuem lebensmut aufraffenden vaters gegen dessen ungeratenen sohn Thorstein (vv 24 f), beidemal den stimmungsvollen hintergrund von Skallagrims, des Myramännerahnherrn, steingrabhügel zur voraussetzung haben. beidemal, dort wie hier, und in erheblich prägnanterer art als in eingang und schluss seiner beiden andern erhaltenen grofsen gedichte, der Hauptlösung und des Arinbjörnliedes, setzt der dichter dabei auch in reichstem skaldischem bilderschmuck seiner eignen skaldenkunst ein unvergleichliches und in der poesie des alten nordens einzig dastehndes denkmal. dem tiefen befreienden atemholen, mit dem der skalde in vv 1 f seines Sonatorrek aus tiefstem seelischen schmerz und ingrimm heraus zur schöpfung seines poetischen meisterwerks sich rüstet, steht in vv. 24 f an dessen schluss das sieghafte bekenntnis

Egils gegenuber, dass er, so trub er sich auch die zukunft seines alters ausmalt, eben in seiner dichterbegabung eine unveräufserliche seelische schutz- und trutzwaffe gegen alle widersacher sein eigen nennt, die bis zum tode, den er furchtlos erwartet, seine letzten lebenstage ihm zu verbittern oder gar zu gefährden sich erkühnen.

Hier vor allem möcht ich Neckel, der das eben genannte bekenntnis Egils als ein ursprungliches und unverdächtiges zeugnis altgermanischer oder wikingerhafter denkart nicht glaubt anerkennen zu dürfen (Beitr. zur Eddaforschung s. 377), entschieden widersprechen. trotzdem jenes bekenntnis eine staunenswerte gedankliche höhe und seelische bewustheit verrät, die sich nur aus des grofsen skalden im nordischen altertum einziger und darum zeitloser genialität erklären, tritt Egil mit ihm und in ihm aus dem allgemeinen vorstellungskreise des damaligen wikingertums und skaldentums keineswegs heraus. Egils bekenntnis in Sonat. 24 war organisch aus den erfahrungen einer fast vierzigjährigen krieger- und skaldentätigkeit emporgewachsen, ja es war schon, mehr oder weniger bewust, als poetisches leitmotiv in seinem ersten grofsen gedichte, der Höfudlausn, vorhanden. so hoch Egil auch instinctiv sein dichterisches können schlechthin einschätzen mochte (vgl. den schluss des Arinbjörnliedes v. 24), eine seine wikingerhafte waffenlaufbahn unterstützende wehr in worten ist es ihm doch stets in erster linie gewesen, und eine solche verwertung seines dichtvermögens schwebt, wie der wortlaut von Sonatorrek v. 24, vor allem von zz. 5—8 (vgl. s. 224) verrät, auch für die zukunft vor allem dem g e a l t e r t e n mann vor. gerade ihm, der seine körperlichen abwehrkräfte immer mehr schwinden sah, muste ja die hohe geistige waffe, die in seiner skaldenkunst lag, besonders nachdrücklich zum bewustsein kommen.

Es ist kaum ein zufall, dass gerade in jener kritischen zeit um 970, als das Sonatorrek entstand, das freundschaftsverhältnis zwischen Egil und dem oben (s. 226. 227) erwahnten jüngeren skalden Einar Skalaglamm in seiner höchsten blüte stand. noch die skizzen- und anekdotenhafte art, wie dessen gestalt in die Egilshandlung verwoben ist, lässt deutlich hervorblicken, was Egil gerade in den tagen seiner vereinsamung an dem seelenverwandten und auf dieselbe lebensnote gestimmten freunde haben

muste. der besafs ja die wehrhafte initiative des wikings und die hohe kunst des skalden, die in Egils geschlechte von jeher heimisch war und die dieser an seinem sohne Thorstein so schmerzlich vermisste, aber auch die anschmiegsamkeit des jüngeren an den älteren mann und die verehrung für diesen, die Egil an seinem toten sohne Bödvar so wolgetan hatte. seit 965 etwa (vgl. F. Jonsson Samfundausgabe, fortale s. L, LVIII) war Einar mit Egil im verkehr. er suchte ihn in den pausen seiner wikingfahrten im ausland gern auf und blieb mit dem alten skalden bis zu dessen tode in verbindung. auf dem allthing hatten Egil und Einar ihre lebenserinnerungen und ihre erfahrungen im kriegshandwerk und im dichterberuf ausgetauscht, und die echtheit dieses eigenartigen in der Eigla bewahrten kulturbildes wird bekanntlich durch anklänge, die die Einarsche dichtung an die lieder Egils zeigt, bestätigt (vgl. F. Jonsson Litteraturs. I 540). das durch den gesprächsaustausch mit dem jüngeren freunde hervorgerufene nochmalige geistige durchleben seiner grofsen vergangenheit regt aber auch Egil zu neuem schaffen an (v. 52). einen besonders lichtvollen einblick in die weise wie Einar um das dichterische schaffen Egils besorgt war, zugleich in die originelle art ihres verkehrs, eröffnet uns das oben (s. 226. 227) erwähnte schildgeschenk Einars, das dem anfänglich widerspenstigen Egil ein namhaftes gedicht abzwingt. einen mann, der auf den eigenwilligen Egil damals einen solchen woltätigen und nachhaltigen einfluss hatte, denkt man sich unwillkürlich auch an der entstehung des Sonatorrek, wie wir es verstehn, namentlich an dem stolzen, doch die ganze skaldengilde ehrenden ausklang des gedichtes an dessen schluss, nicht ganz unbeteiligt.

Felix Niedner.

ZUM STEIN VON EGGJUM.

Die merkwürdige, mit grofsem scharfsinn von Magnus Olsen gedeutete inschrift des 1917 gefundenen steines von Eggjum im Sogndal gibt aufser ihrem namensrätsel noch manche andere auf, die z. t. schon Burg in seiner besprechung Zs. 58, 280 ff glücklich gelöst hat. leider ist es auch mir nicht gelungen auf der photographie sämtliche in O.s zeichnung aufgeführten runen und runenspuren zu erkennen und über den abstand der zeilen-

enden von der rechten seitenkante ins klare zu kommen. ich folge daher nur O.s widergabe s. 82 ff.

Die sitte, bleitafeln mit dem zt. durchbohrten namen dessen den man schädigen wollte unter hinzufügung typischer verfluchungsformeln zu vergraben, war im altertum weit verbreitet. auch steine und scherben benutzte man zu diesem zwecke. sammlungen solcher defixiones geben RWuensch im CIGr. vol. III pars 3 und Audollent Defix. tabellae, der weitere litteratur anführt. im ma., ja noch in der neuzeit hat sich der aberglaube erhalten: der name, ein stück der kleidung, ein abbild der gestalt oder einzelner glieder des zu treffenden wird durchstochen und vergraben. die in der altd. poesie auftretenden verwünschungsformeln hat KWeinhold in den BSB. 1895 zusammengestellt. einen an solche verfluchung grenzenden zauber, auf den O. selbst s. 114 hinweist, enthalten wol auch die runen von Eggjum. dies zeigt das anbringen der inschrift auf der flach in der erde ruhenden unterseite des steines; denn dass er je aufrecht gestanden oder mit den schriftzeichen nach oben gelegen hätte, wird durch die schilderung der besonderen entstehung der inschrift und durch die warnung ausgeschlossen, sie blofszulegen. desgleichen spricht die tatsache, dass der name dessen dem die worte gelten durch ein in keineswegs schmeichelhaften ausdrücken gehaltenes rätsel verhullt wird, dafür, dass nichts gutes von seinem träger gesagt wird. auch deutet das auf der abbildung wenigstens (s. 83) unverkennbare ross, das deutlich einen nach antiker weise stilisierten und daher zu klein geratenen pferdekopf zeigt, auf eine verfolgung. man vergleiche die amulette, auf denen eine krankheit ausgetrieben wird (Rev. archéol. III 19 s. 75), wo reiter, wolf und auch vogel erscheint (Alex. v. Tralles: *φεῦγε φεῦγε ἰού χολή, ἡ κορύδαλος ἐζήτει* [lis . . . *λός σε ζητεῖ*]) und die steinplatte von Roes Zs. 58, 298. schwert und feuersteinspitze, die unter dem stein lagen, könnten das durchbohren, die defixio, andeuten: denn dass wir hier kein grab zu sehen haben, zeigt im zusammenhang mit dem inhalt der inschrift selbst jegliches fehlen von knochen oder asche.

Die anordnung von Burg ist richtig; denn zeile A erklärt sich erst aus dem gegensatz gegen C. zweierlei ist zu unterscheiden: einmal der ursprüngliche vorgang, durch den die runen 'fiskr' und 'fogl' entstehn — er vollzieht sich, wie es bei dem zauber sich gehört, nach sonnenuntergang oder vor sonnenaufgang und ohne dass der stein durch ein 'irdisches' werkzeug geritzt wird; sodann der hierüber gegebene bericht, unsere inschrift mit ihrem schlusse. gilt auch für sie, wie man doch annehmen soll, beides, so ligt der nachdruck auf *saxe*. sie wird zwar geritzt, aber nicht durch ein sax. das wort bedeutet dann schon 'metallenes' schneidendes werkzeug oder schwert im gegensatz zum altheiligen steingerät, und diese hier verhältnismafsig früh

auftretende bedeutung spricht auch, wenn es noch nötig wäre, gegen den engeren zusammenhang mit saxum (vgl. Detter Zs 42, 57). die ergänzung der schwer beschädigten runen 32—36 muss sich aufs engste an die erhaltenen spuren, wie sie O. angibt, halten. am nächsten käme *s[illegible] maR*. der acc. *nakda(n* wäre dann prädicativ gebraucht und müste für das zweite satzglied mit gelten: 'nicht möge ein mann ihn durch zauber nackt machen, noch fahrende oder verirrte ihn (bloſs)legen'. oder es ist mit [illegible] ein compositum zu suchen, etwa *sl[illegible]maR*, das zugleich alliteriert, oder *seiþmaR* (*seiþmaþr*): 'nicht möge ihn ein böser (hexendler) oder ein zauberer bloſs, noch fahrende oder verirrte legen'.

Auf die warnung folgt nun die beschreibung des zaubers. *bata* (schiff oder rot(sch)) gibt keinen sinn, und *hin* kann nur auf den stein und weder auf *maR* noch auf *na* bezogen werden. mit recht fasst daher O. *naseu* als compositum. es enthält eine kenning für blut, wie [illegible] *hræsævar* in Þorbjorns Haraldskvæði (20) den raben als 'trinker des leichnamswassers' (dh. des blutes) bezeichnet. man denkt zunächst an den vorgang des 'blótspán fella': einer von vielen soll nach bestimmung geopfert werden, und es wird nun durch das auswerfen des opferspans entschieden, wen das los treffen soll; vgl. HGering Über weissagg und zauber (Kiel 1902) s. 8. bei dem geheimnisvollen, mit dem hier vorgegangen wird, ist eine allgemein gebilligte, im öffentlichen auftrag zu vollziehende handlung ausgeschlossen. der runenmeister hat auf weisung eines privatmannes bezw. einer partei oder in eigener sache, um einen gegner nach höherem urteil schuldig sprechen und verwünschen zu können, späne geworfen, aber nicht wie sonst auf ein weiſses tuch, sondern auf den stein selbst. *keipr* ist die ruderdolle am boot, *húnn* die durchbohrte vierkantplatte an der mastspitze zum aufziehen der segel. da nun aber runen — und um diese kann es sich bei der beschwörung nur handeln — weder an der dolle noch am mastbaum, sondern nur am steven, am steuer und auf dem ruder erwähnt werden (Sigrdr. 9), so denkt O. an den schlitten, auf dessen 'tjǫrar' sie nach Sigrdr 15 geritzt werden. einen teil des schlittens bilden die in der volkssprache jetzt *keip* genannten, nach auſsen gebogenen oberen enden des krummen querholzes, das den längsbalken mit der kufe verbindet; *húnn* aber kann wie jeder längsseits durchgeschnittene balken auch die schlittenkufe genannt werden. die alte litteratur braucht, so weit zu sehen, keinen der beiden ausdrücke von teilen des schlittens. so bleibt es, wenn auch *keipr* und *húnn* Sigrdr. 9 unter den mit runen bedachten schiffsteilen fehlen, zweifelhaft, ob boot oder schlitten hier gemeint ist. von diesem war der *keipr* schwer zu trennen, von jenem aber konnte man die dolle leicht abnehmen, um sie an anderer stelle, etwa im hause des runenmeisters zum gebrauch

beim zauber aufzubewahren. was aber ist nun *i bormóþa huni?* die präpos. *i* passt, wie auch O. selbst fühlt, nicht in den von ihm angenommenen zusammenhang, und der ausdruck 'bohrmulde' ist weder für die durchgebohrte platte am mastbaum noch für die schlittenkufe, in die hineingebohrt wird, hier begründet. das bohren wird vielmehr zu dem bewerfen des steines eine beziehung haben. *a* + nasal (ᚨ) und nichtnasaliertes *a* (ᛏ), die später in der schreibung nicht mehr unterschieden werden, sind in unserer inschrift noch getrennt. daher darf nicht *bormoþ á* gelesen werden, sondern *bormoþa* ist als gen. plur. von *bormoþ* ntr. anzusehen. *hunn* fass ich dann hier als raummafs, wie in *ervarhunn* und *markhunn* (Fritzner: *hunn* Norges gamle love I 250. II 7, 64). es ist eine (mit brettern ausgelegte?) würfelförmige vertiefung in der erde, etwa ein kasten, in dem bohrspäne gesammelt werden; an. *moþ* ntr. wird von abfall, von zerriebenem, norw. *mod mud ma* von jeder masse sehr kleiner späne, wie zb. von sägespänen (Aasen) gebraucht. *má*, wz. *smā*, schmieren, kann auch bei weicherem mittel angewendet werden, wie *má af* allgemein die bedeutung abwischen, tilgen erhält. das *i* des dativs *huni* gegenüber *sakse* aus dem dunklen vocal *u* zu erklären (O. s. 185) erscheint mir natürlicher als einen *u*-stamm anzusetzen. der acc *hun i* würde sachlich passen, aber das wiederholte *i* ist nicht wahrscheinlich. so ergibt sich folgender sinn: 'jenen (stein) bewarf ein mann mit blut: er hatte aber vorher (plusq.) mit ihm, dem blut, die dollen, dh. die auf ihnen geritzten zauberrunen in einem kasten voll bohrspänen abgeschabt oder abgewischt.' das mit bohrmehl gemischte blut, das die macht oder auch würkliche teilchen der runen in sich aufgenommen hat, bleibt an dem stein, der mit ihm beworfen wird, hier und da hangen und bildet nun figuren, die gedeutet werden, etwa wie es heute beim bleigiefsen geschieht. darauf bezieht sich die zum erhöhen der spannung aufgeworfene rhetorische frage, in der *kam* mit O. als 'erschien auf dem steine' zu fassen ist. auf dem schlitten- oder bootkeip aber waren zum mindesten mehrere, wenn nicht wie bei den antiken ABC inschriften oder den germanischen fuþark-amuletten sämtliche runen des alphabets verzeichnet, vgl. ADieterich Rhein. mus. n.f. 56, s. 77. 88. von ihnen haftet nun auf dem Eggjum-steine nur ein *f*, das dann als [illegible] und vogel ausgelegt wird und, wie O. mit scharfsinn erkannt hat, den dat. des namens *Ormarr* ergibt. dass ein *f* auf dem steine sichtbar wird, würde durch einen hinweis auf runen viel deutlicher werden. daher vermutete ich in *hariṣa* zuerst ein [illegible], das den erhaltenen spuren ebenso gut entsprechen würde. *kar* bezeichnet dasselbe wie *keipr*, wie zb. deutlich aus Thidrekssaga 300 sich ergibt. freilich wird das *a* des gen. pl. in [illegible], dem entsprechend ich *bormoþa* vorschlug, durch die jára-rune wiedergegeben; [illegible] ebenso wie die oss-rune in *nakda* mit

recht als *a* + *n* angesehen wird, könnte auch das nasalierte aus *ǫ* hervorgegangene *ą* des gen. pl. durch sie bezeichnet werden: *hva* (= *hvęrr*) *af kam harana?* 'welche der keiprunen kam?' damit gewonne man klarheit über den vorgang. ein wechsel der schreibweise in derselben inschrift liefse sich aus der allmählichen gleichsetzung beider zeichen erklären, vgl. Wimmer Runenschrift s. 193 ff. auch der gen. *harsa*, der hersen, der freilich eine sonst in unserer inschrift nicht erscheinende ältere lautstufe zeigt, passt zu der antwort, da er zugleich den im rätsel genannten noch genauer als fürsten bezeichnet, der er der ganzen sachlage nach gewesen sein wird (vgl. auch Ormalesung s. 148). eine andere möglichkeit, uzw. eine solche bei der das schwanken der schreibung fortfällt, bietet die den erhaltenen zeichen noch näher kommende und das unsichere *h* vermeidende lesung *[illegible]*: 'welche der leidbringenden ursachen, welcher harm (Gþr. II 19) kam nun in dies (*á hit*) menschenland?' nach der beschreibung von Schetelig (s. 137) wäre in run. 58 *t* statt *i* zu lesen doch nicht ausgeschlossen, wie auch Burg s. 291 anm. anzunehmen scheint. auf die so gestellte frage würde gleichfalls, wenn auch nicht so genau wie bei *hàrana*, die antwort passen. in ihr erwarten wir nun eine satzreihe, die nicht nur für die eigentliche bedeutung von 'fisk' und 'fogl', sondern auch für den dativ *Ormare* einen sinn gibt und, wie wir oben vermuteten, eine verwünschung enthält. grammatisch richtig folgen zuerst die nominative mit einem zu ergänzenden *kam*. hier möcht ich für O.s *eruagi*, da die präposition bei *suma* nicht gut fehlen kann, der zeichnung möglichst entsprechend *arran* (*i*) vorschlagen = *ar*[illegible] (*i*), 'unerwartet', 'merkwürdig'. der persönliche gebrauch findet sich auch Sig. 52, allerdings hier wol in activem sinne; aber das masc. könnte doch so gut wie das sonst verwendete ntr. *arvaent* den passiven haben. diese ergänzung passt, wie es scheint, noch besser zu den erhaltenen spuren. nicht fern steht ihnen auch ein adv. *orila* = *ordla*, vgl. das fem. *firenlla*. in beiden fällen bliebe für run. 76 die präpos. *i*. —

Die enklise *'s* = *es*, die O. bei seiner deutung *es alin u[illegible]* annimmt, scheint mir nur möglich, wenn *fiskr* ... *galandi* subject des folgenden satzes bleibt. wenn hinter *galandis*, womit zeile A schliefst, noch einige runen abgeblättert sind, was O. für möglich hält, so ist eine ergänzung der lücke, in der das pferd (*[illegible]*?) erwähnt sein könnte, aussichtslos. fehlt aber nichts, so ist rune *s*, da ohne worttrennung geschrieben wird, unbedenklich zu zeile B zu ziehen. *[illegible]* fass ich dann als conj. präs. eines vb. *[illegible]* run. 2—4 sehen, da nur ein hauptstab ganz heruntergeführt wird, wie ein zeichen aus, uzw. wie ein umgekehrt stehndes R. da nun in unserer inschrift aber die R rune stets die ältere, den kopf nach unten wendende form zeigt, so müste man annehmen, der schreiber hätte zunächst den beiden

ersten runen von zeile B, nämlich AR noch die aufrecht stehnde haltung wie in der zeile A gegeben, wozu auch stimmen würde, dass er nicht *βουστροφηδόν* vorgeht, sondern von rechts anfangend nach links sich wendet; er hätte dann nur das letzte, entscheidende wort auf den kopf gestellt. bei dieser annahme ergäbe sich *saR* [illegible]: 'fisch — vogel erschien. mögen wunden (die ihm geschlagen werden oder schon geschlagen sind) dem Ormarr verderben schaffen!' hält man aber an einheitlicher rechtsstellung aller zeichen der zeile B fest, so sind run. 2—4, was auch O. für möglich hält, also zwei runen zu lesen, uzw. kommen m.e. der zeichnung am nächsten *ks*, wobei der hauptstab von *k* wie beim schlusswort nicht ganz nach unten gezogen ist. so erhielten wir das wort *saks* und den sinn: 'fisch — vogel erschien. dem Ormarr schaffe das schwert (das unter dem stein ligt?) verderben!' oder 'dem Ormarr versage sein (eigenes) schwert', eine oft erscheinende verwünschungsformel.

Berlin-Grunewald. **Hermann Patzig.**

DIE LEICHENFEIER FÜR ATTILA vollzieht sich bei Jordanis Getica ed. Mommsen 124, 7—125, 4, der hier deutlich dem verlorenen Priscus folgt, in drei acten, deren wechselnder schauplatz von Müllenhoff De antiquissima Germanorum poesi chorica (Kil. 1847) s. 27 und Kogel (Gesch. d. dtschen litt. I (1894) s. 47 f nicht mit genügender schärfe auseinandergehalten ist:

I *In mediis si quidem campis et intra tentoria sirica cadavere conlocato spectaculum admirandum et sollemniter exhibetur. nam de tota gente Hunnorum lectissimi equites in eo loco, quo erat positus, in modum circensium cursibus ambientes, facta eius cantu funereo tali ordine referebant:* (124, 10—13; es folgt die vielbehandelte totenklage 13—20).

[Inzwischen — oder schon vorher — war (an anderer stelle) der grabhügel aufgeschichtet und auf dessen boden die grabkammer eingebaut, die vorläufig leer und unverschlossen blieb.]

II *postquam talibus lamentis est defletus, s t r a v a m super tumulum eius quam appellant ipsi ingenti comessatione concelebrant, et contraria invicem sibi copulantes luctu funereo mixto gaudio explicabant* (20—22).

III. *noctuque secreto cadaver terra reconditum coperculis primum auro, secundum argento, tertium ferri rigore communiunt* (22. 23: es folgt die deutung dieser und die aufzählung der weitern beigaben).

Es ist ohne weiteres klar, daß Kögel irrt, wenn er schon bei I die equites 'den grabhügel umreiten' lässt, aber auch Müllenhoff greift fehl, wenn er umgekehrt bei II den 'tumulum eius', womit nur der grabhügel gemeint sein kann, mit dem 'locus scil

ille, quo erat positus, elatior' gleichsetzt. zunächst war der leichnam auf freiem felde, in einem zelt aus seidenstoff aufgebahrt; dies mag immerhin auf einer natürlichen oder künstlichen erhöhung gestanden haben, aber *tumulum eius* bezeichnet unbedingt 'seinen grabhügel', und das ist etwas ganz anderes.

Schauplatz von II und III ist dieser grabhügel: auf ihm (und in seiner unmittelbaren umgebung) findet zunächst der leichenschmaus, das totengelage statt (II), darauf in ihm bei nachtzeit die beisetzung (III), worauf die kammer geschlossen wird.

Das einzige was in dieser ganzen schilderung von vornherein, wo nicht als germanisch, so doch als nichthunnisch angesprochen werden muss, ist das wort *strava* für die 'commessatio', denn schon die finnisch-ugrische grundsprache kennt im wortanlaut nur einfache consonanz. da das slavische, wo wort und sache (*strava* = cena funeraticia) belegt sind, noch nicht in betracht kommen kann, entschied sich Müllenhoff (zuletzt im index zu Mommsens Jordanis s. 198) für germanischen ursprung und spätere slavische entlehnung. etymologisch ist das wort freilich nur als '(be)streuung', '(be)deckung' zu fassen, aber ein bedeutungsübergang von 'aufbahrung' oder 'beisetzung' zu 'leichenschmaus' hat nichts anstöfsiges. einen weitern beleg in einem Statius-scholion wollte Müllenhoff zuletzt nur als anleihe aus Jordanis fassen, wobei die stellen 124, 20 und 112, 19 zusammengeworfen wurden.

Lassen wir das wort also unbedenklich als germanisch gelten, so bleibt zunächst die frage, ob es aus Priscus stammt und nicht vielmehr die wendung *stravam quam appellant* erst von Jordanis eingefügt ist. in jedem falle aber beweist der ausdruck allein nichts für den charakter der ganzen leichenceremonie: Priscus konnte ihn aus dem munde gotischer hofbeamten oder officiere des Attila hören, Jordanis mochte ihn aus eigener kenntnis der gotischen sprache, als ein barbarisches wort für eine barbarische sitte, hinzufügen — den leichenschmaus kannten die Hunnen natürlich genau so gut wie die Germanen.

Wenn Kögel, nachdem er den ganzen abschnitt des Jordanis, nur mit einer kürzung am schluss, widergegeben hat, fortfährt: 'hier ist alles germanisch, vom totenritt an . . . bis zum leichenmahl', so ist das zum mindesten eine unvorsichtige übertreibung. als germanisch erwiesen oder doch höchst wahrscheinlich germanisch ist zunächst nur das wort *strava*. die sitte die es hier mit stark abgeleiteter bedeutung bezeichnet, ist bei den verschiedensten völkern, in allen weltteilen nachgewiesen: gerade auch mit ihrem schnellen übergang von der trauer zur freude, der dem berichterstatter so charakteristisch barbarisch schien und allgemein 'barbarisch' ist — bis in das heutige volksleben hinein.

Ein Grieche aus Byzanz hat nun als augenzeuge das 'wundersame schauspiel' der reiterspiele zu ehren des toten Hunnenkonigs geschildert. hundert jahre spater widerholt ein schriftsteller, der sich, obwol vielleicht alanischer herkunft, ausgesprochenermafsen zum Gotenvolke bekennt, das 'admirandum spectaculum'. welchen anlass haben wir da, anzunehmen, es handele sich einfach um eine copie gotischer totenbräuche? wann sollen denn diese eingeführt sein?! mag immerhin Attila, wie er und seine familie sich gotische namen oder beinamen zulegten oder gefallen liefsen, wie er, der einem zeltebewohnenden nomadenvolke Asiens entstammte, sich durch germanische bauleute in der Theissebene ein hoflager mit einer reihe stattlicher holzbauten errichten liefs (Stephani Der alteste deutsche wohnbau I 173 ff.), wie er hier beim besuch seines günstlings, des machtigen ministers *Ὀνηγήσιος*, die huldigung der frauen durch *ᾄσματα σκυθικά* entgegennahm, d. h. durch gotische chorgesange, mag er so immerhin an seinem hofe auch germanische tafelbräuche und trinksitten eingeführt und dem germanischen sänger wie den spassen volksfremder mimen seinen beifall gespendet haben — als er gestorben war, da traten die sitten seines asiatischen reitervolkes, da trat das heidnische totenritual der Hunnen in seine rechte, denn in sacralen dingen wechselt man nicht den brauch von heute auf morgen! dem Ostromer Priscus sogut wie dem Goten Jordanis sind die vorgänge bei Attilas leichenfeier unzweifelhaft als etwas charakteristisch hunnisches erschienen, und der psychologisch wol verständliche hunger nach resten und zeugnissen der germanischen frühzeit darf uns nicht verleiten, ihre verstandliche schilderung umzukehren und den inhalt für uns zu annectieren.

Es waren nicht etwa germanische — gotische oder gepidische — gardereiter, es waren auch nicht, wie im Beowulf (s. u.), die dem konig am nächsten stehnden hauptlinge oder generale, welche das leichenzelt umritten, in das der tote nomadenherscher aus seinem germanischen holzpalast nach dem brauche seiner vater ubergesiedelt war, — vielmehr *de tota gente Hunnorum lectissimi equites*, das ist, auch wenn man den ausdruck nicht buchstäblich zu nehmen braucht, so deutlich wie möglich: **ausgewählte hunnische reitkünstler!** sie umkreisten das zelt nicht in feierlichem schritt oder trab, sondern *in modum circensium:* in galopp und carriere, mit den tollsten kunststücken die sie zu bieten vermochten, um das herz des toten reiterkönigs zu erfreuen. sie schleuderten ihre speere, um sie im laufe wider aufzufangen, sie schossen im reiten ihre pfeile über das hochragende zelt hinweg oder gar nach einem festen ziele, sie sprangen in rasender jagd von den rossen und wider hinauf, und sie sammelten sich zuletzt zu ruhiger gangart, um den vorreiter die improvisierte totenklage anstimmen zu lassen und mit refrainartigem klaggeheul bei deren abschnitten einzufallen.

Das war asiatischer brauch, kein germanischer! die Germanen sind von haus aus kein reitervolk, bei dem derartige sitten allein aufkommen konnten. sie sind zu keiner zeit kunstreiter gewesen, und wo sie heute als solche erscheinen, geschieht es noch immer im nachtrab der Magyaren und Semiten, die aus den weiten ebenen Asiens die übung mitgebracht haben. in den berg- wäldern, heiden und sumpfebenen Deutschlands ist solcher brauch und solche kunst nicht zu hause!

Nun wird man mir selbstverständlich den schluss des Beowulf (v. 3169 ff.) entgegenhalten, der doch nach ausschaltung der leichenfeier Attilas bestehn bleibe: wenn auch freilich als einziges, durch kein weiteres zeugnis gestütztes beispiel aus der germanischen welt. allein zunächst ist der vorgang hier so ganz anders, dass man unmöglich aus dem bericht des Priscus und der darstellung des Beowulf ein gemeinsames germanisches totenritual aufbauen kann: dort werden um das zelt des aufgebahrten königs reiterspiele veranstaltet, denen der leichenschmaus und sodann in nächtlicher stille die beisetzung folgt — hier sind die drei stationen:

I. Der leichenbrand, klage der alten frau (3137—3155), wobei die sitte der 'klageweiber' nicht mehr verstanden scheint;

II. es wird ein grabhügel aufgerichtet, der die reste des leichenbrands und teile des schatzes aufnimmt; die arbeit erfordert zehn tage (3156—3168);

III. zwölf häuptlinge umreiten den grabhügel und singen den preis des toten — doch wol in gemessener gangart, denn der *hlǣw* befindet sich *on hlides nosan* (3157), und wenn er auch *héah ond brád* ist, gestattet seine basis doch unmöglich die ausführung von reiterkunststücken (3169—3182).

Zu dieser verschiedenheit aber kommt ein anderes. wir haben längst gelernt, den Beowulf als eine durchaus romantische dichtung anzusehen, die auch im zuständlichen nichts weniger als das abbild einer bestimmten culturperiode bieten kann und bieten will. der dichter ist sichtlich bemüht, sich von der ihn umgebenden würklichkeit frei zu machen und alles ins archaische und märchenhafte zu steigern. nur wo er dies mit seinen historischen kenntnissen (um das wort einmal zuzulassen) und seiner phantasie nicht vermag, da spiegelt er unabsichtlich seine eigene zeit, das achte jahrhundert wider. von dem leichenbrand wuste er nur durch ferne sage, und woher er die umreitung des grabhügels geschöpft haben mag, bleibt unaufgeklärt: sogar eine reminiscenz aus Jordanis ist nicht ausgeschlossen. sie passt jedenfalls schlecht zu dem schauplatz, der fernhin sichtbaren strandklippe, und nur eines von beidem, das local oder die reiterscene, kann der alten sage angehören.

Aus meinen ausführungen geht hervor, dass ich Müllenhoffs hypothese, der in der totenklage der hunnischen reiter auf Attila

ein chorlied von etwa 12 gotischen langzeilen erblickte, ebenso ablehne, wie den versuch von Kögel, diesem 'wertvollen rest gotischer poesie des 5 jahrhunderts' näher zu kommen, und die neuste aufnahme dieser spielerei durch Kluge PBBeitr. 37, 157 ff, der sich 'seit jahren' mit der sache beschäftigt hat — ohne dass ihm je ein zweifel aufgetaucht wäre. **E. S.**

HARNASCHVAR. Ueber *harnaschrâm* Will. 246, 27 und *harnaschrâmec* Parz. 409, 12 hab ich Anz. XXX 146 gehandelt und sie aus der blauschwarzen schmutzfarbe erklärt, welche der mit graphit eingeriebene harnisch auf haut und kleidern zurückliefs. Wolfram, der diese ausdrücke zuerst gebraucht und sie wahrscheinlich auch geprägt hat, schuf bald nach seinem *harnaschrâmec* auch das aus **harnaschrâmvar* mit auslassung des mittelgliedes gekürzte, psychologisch kaum anders als aus der vorausgegangenen wortbildung verständliche *harnaschvar* in gleicher bedeutung: Parz. 588, 13, das er dann noch fünfmal im Willehalm angewendet hat: 3, 18 (*er wart selbe dicke harnaschvar*); 175, 24 (bartfarbe); 227, 17. 229, 26. 243, 29 (scherzhaft von den rauchgeschwärzten frauen). dies *harnaschvar* nun hat eine kleine geschichte erfahren. die erinnerung an die Parzivalstelle *sîn lînîn gewant, nâch wunden unde harnaschvar* veranlasste den dichter unseres Nibelungenliedes 2088, 2 (B) zu dem schon durch seine umständlichkeit verdächtigen ausdruck *die bluotvarwen helde unde ouch harnaschvar*; das wort in dieser litterarischen entlehnung war aber schon bald darauf dem versbesserer C soweit unverständlich, dass er daraus *und schône harnaschvar* gemacht hat: für die schmutzablagerung setzte er den lichten glanz des harnischs ein! und nur in dieser umdeutung lebt das wort weiter: vgl. Biterolf 12412 und die von Lexer angeführten stellen von Konrads Trojanerkrieg. um 1300 und weiterhin wird Wolframs wendung *harnaschvar werden* verstanden als 'sich rüsten, in den kampf eintreten': Eckenlied ed. Zupitza 100, 5 *und wurd doch niemer hârneschvar* 'und trugest doch nie einen harnisch'), 'Tannhäusers Tageweise' 9, 1 (Mones Anz. 5, 173) *Mîn schöpfer der ward harnaschvar, man sach den herren fechten.*

bluotvar und *harnaschvar* sind im Nibl. (neben *misservar* 1590, 2. 2218, 2) die einzigen bildungen ihrer art: dem *harnaschvar* Parz. 588, 13 geht *bluotvar* 586, 16 voraus; und in Wolframs *balsemvar, bluomvar, küchenvar, rabenvar, snêvar, trachenvar* ordnen sich beide gut ein. hab ich recht mit meiner annahme einer reminiscenz aus dem XII buche des Parzival, dann bedarf die chronologie des Nibelungenliedes einer neuen prüfung.

E. S.

DER GOTISCHE KALENDER

1. DIE SPRACHE.

Unter den ausdrucken des gotischen Kalenders fällt als abweichung von Ulfila, der nur *kaisar* für den römischen kaiser sagt, die verwendung von *þiudans* in diesem sinne (in *Kustanteinus þiudanis*) auf. letzteres wort gebraucht Ulfila nur für 'könig' und übersetzt damit stets *βασιλεύς*, während er das *καῖσαρ* der bibel durch *kaisar* widergibt. nun war aber das *καῖσαρ* der bibel nicht das gewöhnliche griechische wort für den römischen kaiser, der vielmehr in der regel *βασιλεύς* genannt wurde. somit begreift sich das *þiudans* des Kalenders nur, wenn man annimmt, dass dieser aus dem griechischen übersetzt worden ist und dass *þiudans* hier für *βασιλεύς* im sinne von 'römischer kaiser' steht. also gerade weil der übersetzer sich Ulfila zum muster nahm, ist er hier dazu gekommen, von Ulfilas sprachgebrauch abzuweichen.

Dass der gotische Kalender aus dem griechischen übersetzt oder doch von seinem verfasser zunächst griechisch gedacht worden ist, kann auch nicht wunderbar erscheinen. denn gerade diejenigen geistlichen, die neben und nach Ulfila führer der gotischen christen waren, werden wie dieser in kirchlicher beziehung im griechentume gewurzelt und sich in ihren schriften und predigten des griechischen so gut wie des gotischen bedient haben. bestimmt wissen wir dies von Ulfilas schreiber und nachfolger Selenas (Sozomenos 7, 17), über den Sokrates 5, 23 sagt: *ἀνὴρ ἐπίμικτον ἔχων τὸ γένος, Γότθος μὲν ἦν ἐκ πατρός, Φρύξ δὲ κατὰ μητέρα. καὶ διὰ τοῦτο ἀμφοτέραις ταῖς διαλέκτοις κατὰ τὴν ἐκκλησίαν ἐδίδασκε.* sehr richtig bemerkt überhaupt Ehrismann Zs. f. d. ph. 38, 393, dass, wer in der gotischen litteratursprache schrieb, entweder direct aus dem griechischen übersetzt oder doch in seiner gedankenwerkstatt die wörter und sätze zuerst griechisch gebildet hat. nach Dietrich Skeireins LX sollen freilich gegen eine übersetzung des Kalenders aus dem griechischen inhaltlich das specifisch gotische particulare interesse der schrift, formell die stichwortartigen vermerke selbsterlebter ereignisse sprechen. aber das interesse des Kalenders war garnicht gotisch particular, wie die gedenktage für die vierzig alten aus Beroia und für den bischof Dorotheos zeigen,

und seine vermerke sind nach Ehrismann nur übertragungen griechischer formeln.

Aufser *þiudans* weist am meisten auf eine übersetzung aus dem griechischen der zweite satz der notiz zum 29. october: *aikklesjons fullaizos ana Gutþiudai gabrannidai.* die deutung Heynes bei Achelis Zs. f. neutestamentl. wissensch. 1, 308 ff[1] 'sie sind verbrannt worden für das Gotenvolk der katholischen kirche' scheitert vor allem daran, dass got. *ana* nicht 'für' heifsen kann (Mansion Anal. Bolland. 33, 21). um den durch den text gebotenen schwierigkeiten zu entgehn, betrachtet Mansion *gabrannidai* als einen schreibfehler für *gabrannidaizos* und fasst den zweiten satz mit dem ersten zusammen als einen einzigen auf. er übersetzt das ganze *gaminþi marytre þize bi Werekan papan jah Batwin bilaif aikklesjons fullaizos ana Gutþiudai gabrannidaizos* durch 'manet commemoratio martyrum, illorum apud Werekam presbyterum et Batwinum, ecclesiae plenae in Gothia combustae'. aber schwer zu verstehn ist bei dieser auffassung die stellung von *bilaif* zwischen *marytre þize* usw. und dem davon abhängigen *aikklesjons*: aufserdem hat auch gewis eine erklärung, die ohne eine änderung auskommt, mehr anspruch auf wahrscheinlichkeit. erst recht ungotisch im sinne der gotischen volkssprache erscheinen die worte des zweiten satzes allerdings auch bei der deutung Dietrichs aao., der sie als ein in der gotischen litteratursprache gebildetes analogon des griechischen genetivus absolutus *ἐκκλησίας γεμούσης ἐν Γοτθίᾳ κατακεκαυμένοι* auffassen möchte. gleichwol kann nur der in diesen griechischen worten enthaltene sinn auch der würkliche sinn des gotischen satzes sein. freilich entfernt sich die construction des gotischen satzes so weit von der gotischen volkssprache, dass man sie auch schwerlich für das product einer auf grund des griechischen erwachsenen, aber selbständig gewordenen gotischen litteratursprache halten dürfte, selbst wenn nicht schon andere gründe gegen eine solche sprächen. die gotischen worte können vielmehr nur eine sclavische übersetzung aus dem griechischen sein, mag auch erst der übersetzer selbst sich den griechischen satz gebildet haben.

[1] von mir im folgenden als Achelis citiert. Achelis Mart. bedeutet 'Die Martyrologien, ihre geschichte und ihr wert, untersucht von H. Achelis. Abh. d. Kgl. ges. d. wiss. zu Göttingen, phil.-hist. kl. n. f. III, nr 3'.

dabei werden allerdings wol die griechischen worte würklich so gelautet haben, wie sie Dietrich nur als analogon zu dem gotischen satz hinstellt; da dem gotischen ein dem *γεμόω* entsprechendes verbum fehlte, so wurde dessen particip einfach durch das adjectiv *fulls* übersetzt. wenn *κατακεκαυμένοι* für *κατακεκαυμένοι εἰσίν* steht, so beruht das auf dem kurze ausdrücke liebenden notizenstil des Kalenders.

Die worte *ana Gutþiudai* gibt Mansion 22 durch 'parmi le peuple got' wider. der sinn von 'parmi' für got. *ana* scheint ihm aus II Kor. 7, 7 *gaþrafstiþs was ana izwis* für *παρεκλήθη ἐφ' ὑμῖν* hervorzugehn, das er mit 'il fut consolé au milieu de vous' übersetzt. für *ἐπὶ* mit dativ im sinne von 'zwischen' weiſs er aber nur eine einzige stelle aus Sophokles (Trach. 356) beizubringen, in der obenein vielleicht nur eine poetische ausdrucksweise vorligt. was aber Paulus in würklichkeit mit *παρεκλήθη ἐφ' ὑμῖν* gemeint hat, wird klar durch I Thess. 3, 7: *διὰ τοῦτο παρεκλήθημεν . . . ἐφ' ὑμῖν ἐπὶ πάσῃ τῇ θλίψει . . . ὑμῶν*, was Luther durch 'da sind wir . . , getröstet worden an euch in aller unserer trübsal' übersetzt. der sinn kann deshalb hier unmöglich 'zwischen euch' sein, weil sich Paulus sowie Silvanus und Timotheus, in deren namen der brief an die Thessalonicher geschrieben ist, doch damals nicht unter diesen befanden. die worte bedeuten vielmehr 'wir fanden trost an euch'. es kann aber nicht zweifelhaft sein, dass Paulus sein *παρεκλήθη ἐφ' ὑμῖν* II Kor. genau so gemeint hat wie sein *παρεκλήθημεν ἐφ' ὑμῖν* I Thess.: auch sagt Luther in beiden fällen *an euch*, Hieronymus in beiden *in vobis*. wenn Ulfila an der ersten stelle *gaþrafstiþs was ana izwis*, an der zweiten *gaþrafstidai sijum fram izwis* schreibt, so beruht das darauf, dass an der zweiten noch ein *ana allai nauþai* für *ἐπὶ πάσῃ τῇ θλίψει* folgt und Ulfila hier (im gegensatze zu des Hieronymus *in vobis in omni necessitate*) den vom sinne des zweiten *ἐπὶ* abweichenden sinn des ersten deutlich widerzugeben beabsichtigte; er wollte sagen 'wir wurden getröstet durch den trost der von euch ausgieng'.

Mansion würde auch seine deutung von *ana Gutþiudai* überhaupt nicht gegeben haben, wenn er nicht meinte, dass *þiuda* nur 'volk' und nicht auch 'land' heiſsen könnte. Ernst Schulze, der derselben meinung war (s. 384), hat gleichwol s. 23 *ana Gutþiudai* unter die dem deutschen 'in' und zugleich dem grie-

chischen *ἐν τινι* in räumlichem sinne entsprechenden fälle von *ἐν* mit dem dativ gesetzt, wobei es sich sonst stets um ein wort handelt, das eine ortsbezeichnung in sich schliefst. an den meisten dieser stellen bezeichnet *ἐν* und das ihm entsprechende *ana*, dass jemand sich auf einer fläche landes aufhält oder dort etwas vornimmt, so Luk. 17, 31 ὁ *ἐν τῷ ἀγρῷ* = *saei ana haiþjai*. Matth. 27, 60 *μνημείῳ*, ὃ *ἐλατόμησεν ἐν τῷ πέτρῳ* = *hlaiwa þata ushuloda ana staina*. diesen stellen reiht sich auch die unsrige an, wenn man *Gutþiuda* nicht als 'Gotenvolk', sondern als 'Gotenland' nimmt. dann bedeutet *aikklesjons fullaizos ana Gutþiudai gabrannidai* 'in einer vollen kirche wurden sie im Gotenlande verbrannt'.

Die bedeutung 'land' soll freilich nach Mansion für got. *þiuda* nicht nachweisbar sein. dabei macht er aber selbst darauf aufmerksam, dass das entsprechende wort in andern germanischen dialecten wie *þéod* im angelsächsischen (zb. in *on þære þéode*) auch im sinne von 'land' vorkommt. dass aber ein wort für 'volk' in jedem germ. dialect leicht auch die bedeutung 'land' annehmen konnte, ist daraus zu schliefsen, dass die Germanen wie auch schon die Indogermanen den namen eines volkes auch für sein land gebrauchen konnten (W. Schulze KZs. 41, 167 ff). hierauf beruht es auch offenbar, dass idg. **toutā* 'volk' selbst in verschiedenen sprachen 'land' bedeutet (so apreufs. *tauto* 'land' neben lett. *tauta* 'volk', kymr. *tūd* 'land' neben air. *tuath* 'volk'). der bedeutungsübergang lag in jeder einzelsprache nahe; doch könnte er auch schon indogermanisch stattgefunden haben, sodass die Germanen insgesamt die bedeutung 'land' für das wort neben 'volk' bereits ererbt hätten. dass speciell got. *þiuda* oder wenigstens ein compositum von *þiuda* leicht die bedeutung 'land', falls sie nicht schon ererbt war, annehmen konnte, geht daraus hervor, dass die Goten auch für den namen einer stadt den ihrer bewohner setzen konnten, wie besonders *in Aþeinim* für *ἐν Ἀθήναις* I Thess. 3, 1 zeigt. doch hat nicht erst die fähigkeit des gotischen, den namen eines volkes auch für den seines landes oder seiner stadt zu verwenden, den übergang der bedeutung 'Gotenvolk' in 'Gotenland' veranlasst, sondern nur zur erhaltung letzterer beigetragen. das ergibt sich daraus, dass das nordische in aschwed. *Swāþiuþ*, aisl. *Sviþióđ* ein ganz wie *Gutþiuda* gebildetes compositum aus einem völkernamen und dem worte 'volk' in der

bedeutung des von ihm bewohnten landes besitzt: offenbar sind beide namen schon gebildet worden, als die Goten noch in Skandinavien safsen. aber auch die entsprechung von got. *Gutþiuda* selbst findet sich (mit assimilation des *t* an das *þ*) im aisl. *Goðþióð* (Helr. Brynh. 8, Gudrunarkv. 8 u. 16) zur bezeichnung des landes des Jormunrek, des königs der Goten, wider: hier ist freilich der name erst mit der Ermanrichsage zu den Nordgermanen zurückgewandert.

Das dem *aikklesjons fullaizos* vorangehnde *gaminþi marytre þize bi Werekan papan jah Batwin bilaif* hat Heyne durch 'es dauerte das gedächtnis der märtyrer durch den bischof (papst) Wereka und durch Batwins' widergegeben. zustimmen muss ich hier Heyne in der auffassung von *bilaif*, das Dietrich als apposition zu *Batwin* aufgefasst und mit συναθλητήν übersetzt hat, wofür es aber nur *gahlaiban* heifsen könnte. für *bilaif* wird im griechischen texte ἔμεινε gestanden haben, das wir wol hier am besten durch 'blieb lebendig' übersetzen. falsch hat Heyne dagegen *bi* als 'durch' verstanden. die richtige bedeutung unseres *bi* hat bereits Ernst Schulze erkannt, der s. 41 die stelle denjenigen anreiht, in denen *bi* mit dem accusativ für περί τινα steht. zweifelhaft bleibt nur, ob περὶ hier rein local oder im sinne der anhängerschaft aufzufassen ist. im ersteren falle würde der ganze satz in seiner kürze allerdings durch den kalenderstil bedingt sein, aber den klaren sinn ergeben 'es blieb das andenken an die märtyrer, die sich um die priester W. und B. geschart hatten' (dh. in die kirche zu ihnen geflohen waren nach Sozomenos 6, 37). so ist Mansions auffassung, der aao. 28 'apud Werekam presbyterum et Batwinum' übersetzt. gemeint ist dann die stelle so, dass auch Wereka und Batwins selbst mit denen die um sie waren den tod gefunden hatten. doch könnte der satz auch bedeutet haben 'es blieb das andenken an die märtyrer, die priester W. und B. mit ihrer gemeinde' (vgl. zb. Plato Kratylos 440: οἱ περὶ Ἡράκλειτον λέγουσι 'Heraklit und seine anhänger sagen')

Auf das griechische weist auch die wortstellung in *gaminþi marytre þize bi Werekan papan*; nach Dietrich entsprechen die worte einem μνήμη τῶν μαρτύρων τῶν περὶ τὸν W. πάπαν. wie in der notiz zum 29. so ist auch in der zum 23. october die griechische wortfolge festgehalten worden: denn *þize ana Gut-*

þiudai managaize marytre lässt sich nach Dietrich zwanglos in ein τῶν ἐν Γοτθίᾳ πολλῶν μαρτύρων übersetzen.

Abweichend vom griechischen ist allerdings in der notiz zum 29. october die fortlassung des demonstrativums vor *marytre*: hier ist der übersetzer oder verfasser dem brauche des gotischen gefolgt, das ja für den griechischen artikel sein demonstrativum keineswegs regelmäfsig setzt. ähnlich wol auch in *bi Werekan papan*, dem nach dem griechischen sprachgebrauche am ehesten ein περὶ Οὐηρίκαν τὸν παπᾶν entspricht; doch konnte der artikel auch vor Οὐηρίκαν gesetzt sowie vor παπᾶν fortgelassen werden.

Dem *þizo alþjono in Bairanjai .m. samana* kann ein griechisches τῶν γραῶν τῶν ἐν Βεροίᾳ τεσσαράκοντα κοινῇ zu grunde liegen, wobei in der übersetzung das eine mal das demonstrativum ähnlich wie in *gaminþi marytre þize bi Werekan* fortgelassen worden ist, nur hier an zweiter stelle, weil es an erster zur einleitung der ganzen notiz stehn muste.

Hat der übersetzer oder verfasser fast stets die griechische construction und wortstellung beibehalten, so ist er doch vielleicht in der wortwahl vom griechischen weniger abhängig gewesen: ein bestimmtes urteil hierüber lässt der geringe umfang unseres fragments nicht zu. auch zeigt sich ja gerade der griechische einfluss in der übersetzung von βασιλεύς 'kaiser' durch *þiudans*. doch ist, so viel sich sehen lässt, dieser einfluss nicht so weit gegangen, dass da wo ein griechischer ausdruck zu übersetzen war, zu dem das gotische keine genaue entsprechung bot, dieser ausdruck einfach entlehnt worden wäre. so hat der übersetzer oder verfasser die griechischen monatsnamen durch gotische widergegeben, wovon uns leider nur ein einziges beispiel, *fruma jiuleis* 'november' erhalten ist. dass etwa gr. νοέμβριος in den gotischen text aufgenommen und zugleich auch durch *fruma jiuleis* übersetzt worden wäre, widerspricht dem sonstigen brauche des Kalenders; das in der überlieferung vor *fruma jiuleis* stehnde *naubaimbair* zeigt ja auch die lateinische, nicht die griechische lautform und ist offenbar erst in Italien als glosse zu dem bereits veraltenden *fruma jiuleis* getreten.

Es ist nun aber höchst zweifelhaft, ob der *fruma jiuleis* wurklich gerade vom 1. november bis zum 30. november gereicht hat. derjenige germanische monatsname, dessen form die gleiche

bildungsweise wie got. _jiuleis_ aufweist, der neuisländische _ýlir_, bezeichnet vielmehr die zeit vom 21. november bis zum 21. december (Weinhold Die deutschen monatsnamen 22). freilich haben die Isländer ihre ursprüngliche zeitrechnung geändert: der dem _ýlir_ auch noch neuisländisch entsprechende _frermánaðr_ (für den _ýlir_ altisländisch zufällig nicht überliefert ist), reicht altisländisch vielmehr vom 14. november bis zum 14. december, wie denn nordisch überhaupt jeder monat mit dem 14. monatstage unserer zeitrechnung begonnen hat (Weinhold aao.). da das julfest, nach dem _ýlir_ und _fruma jiuleis_ benannt sind, erst in denjenigen monat fällt, der mit der zweiten decemberhälfte beginnt, so kann ursprünglich nur dieser letztere _jiuleis_ geheißen haben, wie denn ja auch _fruma jiuleis_ deutlich darauf hinweist, dass der verfasser oder übersetzer sich für den december eines namens wie *_anþar jiuleis_ bedient hat. auch bei den Isländern muss die zeit vom 14. november bis zum 14. december ursprünglich *_fyrsti ýlir_ genannt worden sein und kann ihr _fyrsti_ erst verloren haben, als man für die zeit vom 14. december bis zum 14. januar den namen *_annarr ýlir_ zu gunsten von _hrútmánaðr_ hatte fallen lassen. dass der name eines monats auch auf einen nachbarmonat übertragen wird und dass beide dann als 'erster' und 'zweiter' unterschieden werden, kommt zwar bei den Germanen öfters vor; doch wird diese übertragung beim julmonat, der durch seinen namen stets an das in ihm stattfindende julfest erinnerte, schwerlich bei Goten und Isländern unabhängig von einander geschehen sein. wahrscheinlich hat sich aber diese noch während des aufenthaltes der Goten in Skandinavien erfolgte übertragung auch noch auf das angelsächsische erstreckt. dass hier der _ǽrra ȝéola_ den december, der _æftera ȝéola_ den januar bezeichnet, ist bei annahme eines zusammenhanges mit dem gotonordischen wol zu verstehn: hatte der erste julmonat ursprünglich die zweite hälfte des november und die erste des december umfasst, so konnte sein name bei einführung der römischen zeitrechnung ebenso leicht auf den ganzen december übertragen werden, wie er unter gleichen verhältnissen von dem gotischen kalenderschreiber auf den ganzen november übertragen worden ist.

Ist der übersetzer oder verfasser des Kalenders in seiner wortwahl nur teilweis vom griechischen abhängig gewesen, so

hat er sich in bezug auf die lautform der schon vor ihm aus dem griechischen entlehnten wörter nur wenig, jedenfalls weniger als Ulfila vom griechischen beeinflussen lassen. in betracht kommen hier freilich nur *Bairauja*, *Jairupula*, *marytr* und *apaustaulus*.

Das dem *Bairauja* entsprechende griechische *Βέροια* war zugleich name einer thrakischen, einer makedonischen und einer syrischen stadt. das *Βέροια* Syriens nennt Appian Syr. 57 unter den städten dieses landes, die erst von Seleukos Nikator nach griechischen und makedonischen städten benannt worden waren. für die thrakische stadt war die gewöhnliche griechische form *Βερόη* (Pauly-Wissowa 3, I 306); so heifst sie vor allem auch bei Hierokles Synekdemos 635, 5 gegenüber dem makedonischen *Βέροια* 638, 6 und dem syrischen *Βεροῖα* 711, 7; doch steht auch für die thrakische stadt *Βεροίη* bei Sozomenos 4, 11, *Βέροια* bei Theodoret Hist. eccl. 2, 13, *Beroea* bei Ammian 27, 4, 12; 31, 9, 1. auch mit *Bairauja*, das nur mit *Βέροια* zusammengehören kann, ist die thrakische stadt gemeint.

Auffallend ist in *Bairauja* das *auj* für gr. *οι* gegenüber *y* in *Fynikiska* (*φοινίκισσα*) Mark. 7, 26 und *Lystrys* (*Λύστροις*) II Tim. 3, 11. Streitberg Got. elemb.3 u. 4 § 19, 10 erklärt den unterschied daraus, dass *οι* in *Βέροια* vor vocal stehe. doch wird nicht nur neugr. *οι* auch vor vocal als *ī* gesprochen, sondern es finden sich auch schon altgriechische belege von *υ* für *οι* in dieser stellung wie *νε[ω]πυῶν* und *πεπύημαι* (Boeckh Corp. inscr. gr. 2826). auch heifst das makedonische *Βέροια* noch jetzt neugr. *Vérria*, türk. *Karaferia* (Pauly-Wissowa III 1, 308). für die thrakische stadt aber schreibt im anfang des 13 jh.s Henri de Valenciennes bei Villehardouin ed.[2] Wally 309 *Berua* (in dem afranz. *u* bereits als *ü* zu sprechen ist), woneben *Veroi* = *Βερόη* bei Villehardouin 266 f. den namen des makedonischen Beroia wie des thrakischen Beroe oder Beroia können die Goten allerdings schon in den ersten jahrzehnten des dritten nachchristlichen jahrhunderts entlehnt haben. ob aber damals das *οι* noch unversehrt im makedonischen und thrakischen griechisch bestanden hat, ist nicht zu sagen, da bis jetzt keine inschriftensammlung aus jenen gegenden existiert. am frühesten, schon gegen ende des 3 jh.s v. Chr., erscheint der wandel böotisch (GMeyer Griech. gr.[3] s. 185); doch zeigen ihn auch schon papyri um 160 v. Chr.

(Blass Ausspr. d. griech.[3] 70). kleinasiatisch war in der volkssprache im 2. jh. n. Chr. οι zu ῡ geworden (Schweizer Gramm. d. pergamenischen inschriften s. 80). attisch findet sich die erste verwechslung von οι und ῡ erst zwischen 238 und 244 n. Chr. (Meisterhans-Schwyzer Gramm. d. att. inschr.[3] 58 f); doch gilt die regel, dass lautwandlungen erst später in der schrift als in der sprache aufzutreten pflegen, beim griechischen am meisten für das attische. es ist daher nicht gerade wahrscheinlich, dass οι makedonisch und thrakisch noch in den ersten jahrzehnten des dritten nachchristlichen jahrhunderts erhalten war.

Dass nun zur erklärung von *Bairauja* die unversehrtheit des οι im makedonischen und thrakischen griechisch dieser zeit auch keineswegs notwendig ist, zeigt lat. *Beroa*, das für den heimatsort eines prätorianers auf einer inschrift der stadt Rom steht (CIL. VI 32 624 b. 26). gemeint ist hiermit das makedonische oder das syrische Beroia, da auf derselben inschrift 86 für den heimatsort eines anderen prätorianers *Beroe* geschrieben ist, womit nur die thrakische stadt bezeichnet sein kann. da der griechische diphthong οι lateinisch ausnahmslos durch *oe* widergegeben wird, so muss *Beroia* entweder als **Beroïa* oder als **Beroja* gelesen werden. es gab also griechisch für Βέροια noch eine zweite form. auch got. *Bairauja* lässt sich wie got. *Marja* aus gr. Μαρία aus einem gr. *Βερόϊα erklären, kann aber auch direct auf einem **Beroja* (wie freilich auch auf Βέροια mit diphthongischem οι) beruhen. ist *Βερόϊα anzusetzen, so ist οϊ wahrscheinlich in den casus mit verändertem accent (*Βεροΐας, *Βεροΐᾳ) contrahiert worden, nach denen dann neben *Βερόϊα auch Βέροια gebildet werden konnte. ligt dagegen **Beroja* zu grunde, so wird dies der ursprüngliche, nichtgriechisch-makedonische name der stadt gewesen sein, der von den kein *j* kennenden Griechen zu Βέροια gemacht wurde. **Beroja* kann sich dann aber noch lange nach der gräcisierung der Makedonier bei den unteren schichten derselben ähnlich wie niederdeutsche formen im norddeutschen hochdeutsch bei den ungebildeten erhalten haben, während die gebildeten gräcisierten Makedonier Βέροια den Griechen nachgesprochen haben werden. hierzu passt es gut, dass der römische militärbeamte, der den namen von den doch nicht gerade den gebildeten ständen angehörigen prätorianern aus Beroia selbst gehört hat, *Beroia* geschrieben, weit früher

aber schon der feingebildete Cicero (in Pisonem 36, 89) sich der form *Beroea* für das makedonische Beroia bedient hat. dass die gebildeten Griechen diphthongisches *οι* in dem namen sprachen, beweist vor allem der vers der Anthologia Graeca ed. Stadtmüller VII 390, 5: *τηλοῦ δ' Αἰγανίης τε καὶ Βεροίης* (mit dem zusatze des scholiasten: *ἔστι πόλις Μακεδονίας*). es ist auch leicht begreiflich, dass bei den gräcisierten Makedoniern die form der gebildetensprache schliefslich durchgedrungen ist (neugr. *Vérria*). als aber die Goten den namen des makedonischen Beroia hörten, kann **Beroja* (oder vielleicht **Βερόϊα*) beim makedonischen volk selbst noch weiter verbreitet als *Βέροια* gewesen und daher von ihnen entlehnt worden sein. dem beispiel der griechisch sprechenden bevölkerung sind aber die Goten auch darin gefolgt, dass sie den namen des makedonischen Beroia auf die thrakische stadt mit ähnlichem namen, Beroe, die aber minder bedeutend als das würkliche Beroia war, übertragen haben.

Wie bei *Bairauja* so hat auch bei *Jairupula* die übertragung des namens einer stadt auf eine ähnlichen namens stattgefunden. darauf dass *Jairupula* nicht gut aus einem *Ἱερᾱ́πολις*, sondern nur aus einem *Ἱεράπολις* entstanden sein kann, hat bereits Luft KZs. 35, 299 mit berufung auf Stephanus Byzantius, der *Ἱερόπολις* für *Ἱεράπολις* anführe, hingewiesen. doch gibt Stephanus *Ἱερόπολις* nur für das syrische, nicht aber auch für das im Kalender gemeinte phrygische Hierapolis mit an, während er als namen der einwohner seiner sämtlichen Hierapolis (in Phrygien, Kreta, Syrien, Karien) nur *Ἱεροπολῖται* kennt. dieser unterschied ist auch wolbegründet: bei der bildung des einwohnernamens, der ein compositum war, muste das *ᾱ* des durch blofse zusammenrückung entstandenen *Ἱεράπολις* (auch *Ἱερὰ πόλις* bei einigen schriftstellern der kaiserzeit: Cichorius Altertümer von Hierapolis 18) durch *ο* ersetzt werden: vgl. bei Stephanus *Ἱερονησίτης* und *Ἱερονήσιος* neben *Ἱερὰ νῆσος* und auf münzen *Νεοπολῖτες*, *Νεοπολιτῶν* für die bewohner von *Νεᾱ́πολις* (Head Historia nummorum 29). von den münzen des phrygischen Hierapolis zeigen aber nur noch die ältesten die form *Ἱεροπολιτῶν*, die jüngeren dagegen schon von Augustus ab *Ἱεραπολιτῶν* (Head 675). auch die inschriften bieten für die einwohner des phrygischen Hierapolis stets die form mit *α* (Boeckh CIGr. 3906 a; 3926; 3910; 3915, 25; 3916, 7; 3916, 15). hatte also

das $\bar{\alpha}$ des stadtnamens das o des einwohnernamens völlig verdrängt, so wird sich doch nicht beim stadtnamen selbst eine form mit o neben die mit $\bar{\alpha}$ gestellt haben. überliefert ist auch für das phrygische Hierapolis in der litteratur so gut wie in officieller schreibung nur die form mit α (Cichorius aao.).

So bleibt nur die annahme übrig, dass die Goten ihr *Jairupula* ursprünglich für eine andere stadt, die würklich Ἱερόπολις hiefs oder wenigstens heifsen konnte, gebildet und dann auf das phrygische Hierapolis übertragen haben. aber das syrische Ἱεράπολις, von dem nur Stephanus die form mit o anführt, und das in der litteratur, wo es oft genannt wird, immer α aufweist (belege bei Pape Griech. eigennamen s.v.), kann das um so weniger gewesen sein, als es dem Gotenlande weit ferner als das phrygische lag. näher gelegen dem lande der Goten als das phrygische Hierapolis am Lykos war das gleichfalls phrygische Hieropolis im heutigen Sandlukital (vgl. Ramsay Bull. de corresp. hellén. 6, 503 f). deutlich unterschieden sind beide städte bei Hierokles als Ἱεράπολις in der Ἐπαρχία Φρυγίας Καπατιανῆς (665, 2) und Ἱερόπολις in der Ἐπαρχία Φρυγίας Σαλουταρίας (676, 9). vor allem aber unterscheiden sich beide selbst durch ihre aufschriften auf den münzen mit dem bilde der stadtgöttin, die bei der stadt am Lykos Ἱεράπολις, bei der im Sandlukital Ἱερόπολις heifst (Head 676 f). und während bei ersterer stadt der einwohnername auf den münzen der kaiserzeit als Ἱεραπολιτῶν, Ἱεραπολειτῶν (Head 675) erscheint, hat er bei letzterer, von der münzen überhaupt nur von Nerva bis auf Elagabal vorkommen, die form Ἱεροπολειτῶν (Head 676) gewahrt. in litterarischen texten wird dagegen auch für die stadt im Sandlukitale die form mit α gebraucht: so schreibt Strabo C 437 τῆς Συνναδικῆς Ἱεραπολιτικῆς (Σύναδα lag nach Hierokles 677, 7 in Phrygia Salutaria) und Ptolemaeus V 2, 18 sogar für den namen ihrer einwohner Ἱεραπολῖται (vgl. Ramsay Cities and bishoprics of Phrygia 665); auch in einer metrischen inschrift, die nur drei meilen südlich von dieser stadt gefunden ist, kommt ihr name als Ἱεράπολ[ι] vor (Ramsay 722 ff). in der litteratur aber wird es sich ähnlich wie bei Βέροια und Βερόη um übertragung des namens der gröfseren stadt auf die kleinere handeln. wenn die Goten bei *Bairauja* wie die Griechen in ihrer litteratur, bei *Jairupula* aber gerade umgekehrt verfahren sind, so lässt

sich das allerdings kaum allein daraus erklären, dass das Sandlukital ihrem lande näher als der Lykos lag; bei der weiten entfernung beider gegenden von ihren sitzen hätte das nicht ausschlaggebend sein können. wol aber wird die übertragung verständlich, wenn die Goten auf ihren raubzügen früher in die nahe des Sandlukitals als in die des Lykos gelangt sind. nach Synkellos Bonn. ausg. 716 haben nun auch die Donaugoten auf ihrem raubzuge durch Kleinasien — es ist der des jahres 264 gemeint — aufser Galatien und Kappadokien auch Phrygien berührt; da sie von norden kamen, so werden sie die gegend des Sandlukitals früher als die des Lykos kennen gelernt haben.

Freilich werden die Goten auf die übertragung des namens von Hieropolis im Sandlukital auf Hierapolis am Lykos nicht ganz selbständig gekommen sein. es ergibt sich das aus Ulfilas übersetzung von Ἱεραπόλει Kol. 4, 13, wo Hierapolis am Lykos gemeint ist, durch *Iairaupaulein*. Ulfila hat hier, wie das anlautende *i*, die beiden *aú* und die aus der griechischen dativendung *-ει* weitergebildete dativendung *-ein* zeigen, anstatt der volkstümlich gotischen form eine dem griechischen angepasste gebraucht, der aber nicht ein Ἱεράπολις, sondern ein Ἱερόπολις zu grunde lag. da nun in seiner vorlage Ἱεράπολις stand, so muss Ἱερόπολις die ihm in seinem griechisch geläufige form auch für Hierapolis am Lykos gewesen sein. es ist nun aber höchst unwahrscheinlich, dass er diese form in dieser bedeutung erst von den Griechen Thrakiens erlernt hat, die vielmehr umgekehrt gerade wie die litterarischen texte der Griechen den namen der gröfseren stadt auf die kleinere übertragen haben werden. daher kann Ulfila die form Ἱερόπολις wol nur von seinen aus Kleinasien selbst stammenden grofseltern ererbt haben. den grofseltern Ulfilas könnte die form Ἱερόπολις auch für Komana in Kappadokien, deren bewohner auf drei inschriften (Bull. d. corresp. Hellén. VII 129 ff.) ihre behörde Ἱεροπολιτῶν (-ειτῶν) βουλή genannt und wahrscheinlich auch für ihre stadt — sei es von jeher, sei es in anlehnung an Ἱεροπολίτης — Ἱερόπολις gesagt haben, bekannt gewesen sein. sicher aber sagten sie Ἱερόπολις für Hieropolis im Sandlukital (das nur diesen griechischen und nicht zugleich auch einen einheimischen kleinasiatischen namen führte): ihre heimat aber, Sadalgolthina bei Parnassos (Philostorgios 2, 5), lag nordöstlich von Hieropolis im Sandlukital, dies

aber widerum nordöstlich von Hierapolis am Lykos. es ist daher sehr begreiflich, wenn man sich bei Parnassos der form *Ἱερόπολις* auch für letztere stadt bediente nordöstlich oder nördlich von Hieropolis im Sandlukital aber werden die Goten den namen *Ἱερόπολις* für beide städte gehört und daraus auch für beide ihr *Jairupula* geformt haben.

Das auftreten der volkstumlichen formen *Bairaujai* und *Jairupulai* im Kalender legt die frage nahe, ob nicht auch *marytre* bereits von anfang an darin gestanden hat. bei der höchst unsorgfältigen überlieferung liefse sich natürlich hier zunächst an einen schreibfehler denken: da aber *marytre* zweimal vorkommt, so könnte das nur ein schreibfehler in dem sinne sein, dass dem schreiber die von ihm selbst gebrauchte form unwillkürlich eingeflossen ist. dann aber war *marytre* volkstumlich gotisch: war es das aber, dann kann es auch schon vom verfasser oder übersetzer selbst herrühren. und gewis ist es auch das wahrscheinlichste, dass dieser, der sich für *Βεροίᾳ* und *Ἱεροπόλει* vom griechischen durchaus verschiedener volkstümlicher formen bedient hat, bei *μαρτύρων* ebenso verfahren ist.

Ein gotisches **marytr* oder **marytrs* für griech. *μάρτυρ* ist auch wol verständlich, da metathesen besonders bei entlehnungen häufig sind, speciell aber eine vorwegnahme des *y* noch dadurch begünstigt war, dass dieser vocal den Goten, wenn sie ihn sprechen wollten, gerade weil er ihnen in ihrem ererbten wortbestande fremd war, besonders deutlich vorschweben muste. offenbar haben die Goten auch ihr *y*, wo es vocalzeichen war, würklich als *ü* gesprochen, etwa wie wir im deutschen in fremdwörtern wie *loge, jalousie* die aussprache des franz. *g* und *j* als eines *ž*, das uns doch selbst fremd ist, mitübernommen haben. das griech. *υ* ist ja auch festgehalten in *Tyra*, das doch in abweichung von *Τύρος* in die klasse der gotischen städte- und ländernamen auf *-a* übergegangen, also als würklich gotisches wort empfunden worden ist. auch in *fynikiska* muss *y* wie *οι* in gr. *φοινίκισσα* als *ü* gesprochen worden sein, wie hier gerade die abweichung von der griechischen schreibweise zeigt.

Im gegensatze zu *marytre* ist *apaustaulus* in den beiden fällen, in denen es im Kalender vorkommt, an gr. *ἀπόστολος* angelehnt. die volkstümlich gotische form war hier *apaustulus* (*apaustulu* Phil. 2, 25; *apaustuluns* Luk. 6, 13). in *apaustulus*

ist unbetontes gr. *o* wie in *Jairupula* zu *u* geworden, betontes *o* aber im gegensatze zu diesem unverändert geblieben, was sich aus seiner späteren entlehnung erklären wird. dass der übersetzer oder verfasser des Kalenders *apaustaulus* geschrieben hat, ligt an dem häufigen vorkommen dieser form in der gotischen Bibel, in deren auf uns gekommenen teilen es im ganzen 29 mal steht. höchst wahrscheinlich rührt das zweimalige *apaustulus* der Bibel überhaupt erst von abschreibern her.

II. DER INHALT.

Der erste gedenktag des Kalenderfragments, der 23. october, ist zugleich 'vielen gotischen märtyrern' und einem gewissen Fritharik gewidmet. während wir nun aus den kirchenhistorikern wissen, dass es zahlreiche gotische märtyrer gegeben hat, ist ein Gote Fritharik, der sich um das christentum verdient gemacht hätte, völlig unbekannt. schon Krafft Kirchengesch. d. germ. völker I 385 hat daher in dem *Friþareikeikeis* des Kalenders einen fehler für **Friþagairneis* (richtiger **Friþagairnis*) vermutet. hierzu bemerkt Achelis 332, dass, wie der beschützer der Goten und Arianer, der kaiser Konstantius, so auch der erste christliche fürst der Goten selbst, Fritigern, eine stelle im gotischen Kalender erhalten haben werde, wozu es gut passe, dass der Kalender zwischen den märtyrern und Fritigern zu unterscheiden scheine (*þize ana Gutþiudai managaize marytre jah Friþareikeikeis*),

Im widerspruch mit dem sonstigen brauche des Kalenders steht es, dass bei Fritharik seine stellung im leben nicht angegeben wird. der brauch ist befolgt bei Konstantius (in der überlieferung Konstantin), der als kaiser, bei Dorotheos, der als bischof, bei Philippus, der als apostel, bei Andreas, der gleichfalls als apostel, und bei Wereka, der als priester bezeichnet wird. wenn bei Batwins der titel 'priester' fehlt (in dem Menologium zum 26. märz, Achelis 318 f, werden *Οὐήρκας* und *Βαθούσης* zugleich *πρεσβύτεροι* genannt), so ist das der kürze wegen geschehen; es war das natürlich möglich, weil man sich bei *bi Werekan papan jah Batwin* das *papan* auch bei *Batwin* ergänzen konnte. auch im Martyrologium Karthaginiense (Achelis Mart. 18 ff) hat jeder einzelne mit namen gefeierte ein beiwort, sei es *sancti* oder *martyris* oder *sancti martyris*, sei es *Episcopi*; wo mehrere personen für denselben tag mit namen genannt werden, steht dabei *sanctorum* oder *sanctorum martyrum*

oder *episcoporum*; nur unter kal. Sept. heifst es *depositio Restituti et Agustini episcopi*, wobei sich *episcopi* aber auch auf *Restituti* bezieht, da auch Restitutus bischof war. im gotischen Kalender erstreckt sich, wie *Kustanteinus þiudanis* zeigt, die angabe der würde auch auf die gefeierten fürsten. es ist daher sehr unwahrscheinlich, dass dies bei dem mit *Friþa-* beginnenden namen unterblieben sein soll.

Wenn nun letzterer name der des Fritigern gewesen ist, dann lasst sich allerdings auch erschliefsen, wie die ihm hinzugefügte bezeichnung gotisch gelautet hat. die Westgoten hatten bekanntlich um die zeit des beginns der volkerwanderung keine könige, sondern standen unter mehreren einzelnen fürsten. Jordanes XXVI 134 sagt von den Goten überhaupt: *primates eorum et duces, qui regum vice illis praeerant, id est Fritigernus, Alatheus et Safrac*. die beiden letzteren kommen hier allerdings als Ostgoten (Ammian 31, 4, 12) nicht in betracht. unter den Westgoten aber stand Fritigern an macht hinter seinem gegner Athanarich zuruck, der aber auch nicht den titel 'könig', sondern 'richter' (got. *staua*) führte (Ammian 31, 3, 4; Themistios Or. X 134 d). es müssen danach dem Athanarich einige merkmale gefehlt haben, die dem Germanen für das Königtum charakteristisch waren; seine stellung scheint die von Tacitus als die des 'princeps civitatis' bezeichnete gewesen zu sein (Kaufmann Zs. 27, 248). führte aber nicht einmal Athanarich den königstitel, so gewis auch nicht sein minder mächtiger gegner Fritigern, den auch Jordanes aao. ausdrücklich *Gothorum regulum* nennt. neben Fritigern werden aus dieser zeit auch noch andere gotische häuptlinge genannt, wie Alaviv (Ammian 31, 4, 1; 8) sowie Fravitta und Eriulf, die Eunapios rg. 60 als *τῶν φυλῶν ἡγεμόνες* dh. stammesfürsten oder gaufürsten, bezeichnet. wenn derjenige der stammesfürsten, der Wereka und Batwins verbrannte, Wingurich, in dem ursprunglichen texte des Menologiums zum 26. marz *βασιλεὺς τῶν Γότϑων* und in der hinzugefugten fortsetzung auch die christin Gaatha *ἡ βασίλισσα τοῦ ἔϑνους τῶν Γότϑων* genannt wird, so ligt hier eine ungenauigkeit des verfassers vor; die dritte recension bezeichnet denn auch den Wingurich als *ἄρχων τῶν Γότϑων*. die überbringerin der reliquien der martyrer, deren namen (Gaatha) er nicht nennt, als *ἡ σύμβιος τοῦ ἑτέρου ἄρχοντος τῶν Γότϑων* und sagt von ihr nicht

wie die zweite, dass sie τὴν βασιλείαν, sondern dass sie τὴν ἐξουσίαν ihrem sohne überlassen habe (Achelis 318 ff). nach Achelis hat hier die dritte recension das richtige getroffen. ihr überarbeiter kannte offenbar die gotischen verhältnisse gut und verbesserte danach den text, der auch zu dem irrtum hätte veranlassung geben können, als ob Gaatha Wingurichs gattin gewesen wäre.

Im Martyrium des Sabas heifsen die gotischen fürsten, die zusammen eine christenverfolgung beginnen, gemeinsam μεγιστᾶνες (Delehaye Anal. Boll. 31, 217). Rothostheos, der vater des speciell den Sabas verfolgenden Atharid, wird dagegen für sich allein als βασιλίσκος (Delehaye 219) bezeichnet. der ausdruck ἄρχων findet sich hier (Delehaye 218) für den nicht mit namen genannten fürsten, der Sabas zuerst vorlädt, in der verbindung ἄρχων τῆς ἀνομίας, wonach doch wol auch der verfasser des martyriums des Sabas den einzelnen gotischen gaufürsten ἄρχων nennen konnte, welchem wort er dann hier nur durch hinzufügung von τῆς ἀνομίας noch einen nebensinn untergelegt hat.

War es nun Fritigern, der neben den gotischen märtyrern in der notiz zum 23. october genannt worden war, so hat er als einzelner gotischer fürst im griechischen höchst wahrscheinlich den titel ἄρχων oder βασιλίσκος erhalten, welchem letzteren ausdrucke seine benennung als *regulus* bei Jordanes entspricht. keinesfalls kann ihm der gotische verfasser, der doch die gotischen verhältnisse besser als die Griechen kennen muste, den titel βασιλεύς wie dem kaiser Konstantius gegeben haben. anderseits war ein φυλῆς ἡγεμών deshalb auf Fritigern nicht anwendbar, weil dieser sich zum nebenbuhler des Athanarich, der 'richter' des gesamten westgotischen volkes sein wollte, emporgeschwungen hatte.

Wenn im griechischen text ἄρχων gestanden hat, so konnte der übersetzer dies nur durch *reiks* widergeben, selbst wenn er hier Ulfilas vorbild, der dem βασιλεύς stets ein *þiudans*, dem ἄρχων aber stets ein *reiks* entsprechen lässt, nicht gehabt hätte. aber auch für ein griechisches βασιλίσκος bot sich dem übersetzer kein anderes gotisches wort als *reiks*, da dem Germanen ein ausdruck wie 'königlein' zur bezeichnung des gaufürstentums fehlte. vor allem aber muste der übersetzer, selbst wenn er ein anderer als der verfasser war, doch als Gote wissen, welchen

titel Fritigern bei den Goten selbst geführt hatte: dieser aber kann, da Fritigern weder könig noch richter noch (für den krieg gewählter) herzog noch statthalter (griech. *ἡγεμών*, got. *kindins*) war, nur *reiks* gewesen sein.

Stand aber im Kalender ursprünglich **Friþigairnis reikis*, so konnte ein schreiber, dem der name **Friþareiks* bekannter als der name **Friþagairns* war, und der von einem *reiks* namens **Friþagairns* überhaupt nichts mehr wuste, daraus auch ein **Friþareikis* oder, wenn er wie der des Kalenders sehr ungeübt war, daraus auch ein *Friþareikeikeis* machen. wenn Jordanes V 43 den Fridigern unter den vor den Balthen und den Amalern besungenen vorfahren nennt, so ist es jedenfalls fraglich, ob der Westgote Fritigern auch vor den ostgotischen Amalern besungen wurde, und, wenn es dennoch geschah, ob der letzte abschreiber des Kalenders, der ein wenig gebildeter kleriker war, davon etwas gewust hat. auch kann es nur zufall sein, dass sich, während sich der name Fridigern bei den italischen Ostgoten noch nachweisen lässt (nach Agathias praef. Bonn. ausg 14 hiefs Tejas vater *Φριδιγέρνος*), der name Friedrich bei ihnen nicht zu belegen ist; die namen auf *-rīk* waren eben bei den Germanen von jeher ungleich häufiger als die auf *-gern*. auch kennen wir einen bestimmten *Fridericus* wenigstens unter den Westgoten (Jordanes XXXVI 190). bekannter aber als der Ostgote Fridigern muss doch wol den Ostgoten selbst der von Ennodius Panegyricus X 55 des treubruchs geziehene Rugierkönig Friedrich, der ursprüngliche verbündete des Theodorich gegen Odoaker, dann aber Theodorichs gegner, gewesen sein. gewis aber wird man dem schreiber, der ja auch aus dem namen des den Ostgoten seiner zeit sicher nur noch wenig bekannten Konstantius den des ebenso sicher allen nur halbwegs gebildeten christen stets bekannt gebliebenen des Konstantin (dh. des grofsen) gemacht hat, auch zutrauen dürfen, dass er für den namen des den meisten Ostgoten seiner zeit wol nicht mehr bekannten Westgotenfürsten Fritigern einen ihnen gut bekannten namen gesetzt hat, wenn er durch den wortlaut seiner vorlage leicht auf einen solchen kommen konnte. dass er hier überhaupt eine veränderung vorgenommen hat, dafür spricht doch wol auch die in *Friþareikeikeis* zu tage tretende verwirrung.

Der Fritigerns andenken geweihte tag war zugleich gedenktag

'vieler martyrer in Gotien'; es erhebt sich daher die frage, wem von beiden er ursprünglich zukam. da die sonstigen altchristlichen kalender martyrologien waren, in denen personen, die sich um das christentum verdient gemacht hatten, ohne für dasselbe gestorben zu sein, höchstens ausnahmsweise aufnahme fanden (die einzigen beispiele sind wol die bischöfe Karthagos nebst Augustinus im Martyrologium Karthaginiense), so kann die entscheidung nur zu gunsten der märtyrer fallen. diese würden wol auch n i c h t v o r dem fürsten Fritigern genannt worden sein, wenn es sich eigentlich um dessen gedenktag gehandelt hatte. endlich kann man dem Fritigern einen gedenktag doch erst nach seinem tode gewidmet haben; da er aber später als die märtyrer gestorben ist, so müste man deren bereits bestehnden gedenktag, dh. den tag ihres martyriums, nachträglich auf den todestag Fritigerns verlegt haben, was kaum denkbar erscheint.

Die verfolgung, bei der die märtyrer des 23. october den tod fanden, kann nicht die erste der gotischen christen, durch welche nach Auxentius Ulfila mit seiner gemeinde über die Donau zu fliehen gezwungen wurde, gewesen sein. dem Fritigern kann man vielmehr nur zusammen mit solchen märtyrern, die um 370, dh. bald nach seinem auftreten als gegner Athanarichs und seinem übertritt zum christentum den tod erlitten hatten, einen gedenktag gewidmet haben.

Von dem wüten Athanarichs gegen die gotischen christen um diese zeit spricht Sokrates 4, 33, Sozomenos 6, 37. letzterer sagt: *Κατ' ἐκεῖνο δὲ καιροῦ, πλῆθος τῶν ὑπὸ τὸν Φριτιγίρνην διὰ Χριστὸν μαρτυροῦντες ἀνῃρέθησαν. Ὁ γὰρ Ἀθανάριχος, καὶ τοὺς ὑπ' αὐτῷ τεταγμένους, Οὐλφίλα πείθοντος, Χριστιανίζειν ἀγανακτῶν, ὡς τῆς πατρῴας θρησκείας καινοτομουμένης, πολλοὺς πολλαῖς τιμωρίαις ὑπέβαλε. Καὶ τοὺς μὲν εἰς εὐθύνας ἀγαγὼν παῤῥησιασαμένους ἀνδρείως ὑπὲρ τοῦ δόγματος· τοὺς δὲ μηδὲ λόγου μεταδοὺς, ἀνεῖλε. Λέγεται γὰρ ὥς τι ξόανον ἐφ' ἁρμαμάξης ἑστὼς, οἵ γε τοῦτο ποιεῖν ὑπὸ Ἀθαναρίχου προσετάχθησαν, καθ' ἑκάστην σκηνὴν περιάγοντες τῶν Χριστιανίζειν καταγγελλομένων, ἐκέλευον τοῦτο προσκυνεῖν, καὶ θύειν. Τῶν δὲ παραιτουμένων, σὺν αὐτοῖς ἀνθρώποις τὰς σκηνὰς ἐνεπίμπρων. Περιπαθέστερον δὲ τότε καὶ ἕτερον συμβῆναι πάθος ἐπυθόμην. Ἀπειρηκότες γὰρ πολλοὶ τῇ βίᾳ τῶν θύειν ἀναγκαζόντων, ἄνδρες τε καὶ γυναῖκες, ὧν αἱ μὲν παιδάρια ἐπήγοντο,*

αἱ δὲ ἀρτίτοκα βρέφη ὑπὸ τοῖς μαζοῖς ἔτρεφον, ἐπὶ τὴν σκηνὴν τῆς ἐνθάδε ἐκκλησίας κατέφυγον. Προσαψάντων δὲ πῦρ τῶν Ἑλληνιστῶν ἅπαντες διεφθάρησαν. wie man längst erkannt hat, sind die zur kirchenhütte geflohenen und dort verbrannten männer und frauen dieselben, die nach dem Kalender am 29 october in ihrer kirche verbrannt wurden, und von denen auch das Menologium zum 26. märz handelt (Achelis 318), in dem die namen der martyrer aufgezählt werden.

Zum berichte des Sozomenos, dass die verbrennung in der kirchenhütte 'τότε' stattgefunden habe, dh. als überhaupt die christlichen Goten in ihren hütten verbrannt wurden, passt es gut, dass die data des Kalenders für die beiden gruppen der gotischen martyrer, der 23 october und der 29. october, einander so nahe liegen auch Mansion Anal. Boll. 33, 23, der von gar keiner beziehung der beiden gruppen zu Fritigern spricht und mit seinem 'Frédéric' vielmehr an dem überlieferten *Friþa-reikeikeis* festhält, vermutet doch einen zusammenhang zwischen den festen des 23. und des 29. october. freilich geht er zu weit, wenn er annehmen möchte, dass der gedenktag für die in der kirche verbrannten Goten in wurklichkeit der 30. october gewesen sei, die beiden gedenktage also genau eine woche auseinandergelegt worden seien: vielmehr werden eben würklich viele Goten an einem 23. october als märtyrer gestorben sein, Wereka und Batwins aber mit ihrer gemeinde am 29. october desselben jahres den tod erlitten haben. dieser letztere tag ist offenbar als der eines an heiliger stätte erfolgten qualvollen todes von priestern und laien, die der Kalender mit einem *gaminþi bilaif* auszeichnet, den Goten selbst als der denkwürdigste des ganzen martyriums erschienen, wie denn auch Sozomenos nur die verbrennung von märtyrern in ihrer kirche näher beschreibt, und wie auch nur dieses einen falles aus der ganzen verfolgung in einem griechischen menologium gedacht wird. der 23 october dagegen wird entweder der anfangstag der ganzen verfolgung oder derjenige tag gewesen sein, an dem die meisten bekenner den tod gefunden hatten. dass die verfolgung mindestens sieben tage gedauert hat, kann nicht wunder nehmen bei der art wie sie vor sich gegangen ist: zogen die verfolger im lande Athanarichs mit ihrem götzenbilde auf dem wagen von hütte zu hütte,

um die anhänger Ulfilas zur anbetung und opferung zu zwingen, so wird das zeit in anspruch genommen haben.

In der fortsetzung, die der zweiten recension des Menologiums angefügt ist (Achelis 319), wird berichtet, dass die überbleibsel der märtyrer von der Gotenkönigin Gaatha mitgeführt worden seien, als diese, ihrem sohne Arimarios die herschaft überlassend, mit ihrer tochter Dulkilla und anderen christen auf römisches gebiet übergesiedelt sei; später aber habe sie sich von ihrem sohne in ihre heimat zurückholen lassen, nachdem sie der stadt Kyzikos, wo sie Dulkilla zurückliefs, einen teil der reliquien geschenkt hätte. wenig abweichend hiervon sagt die dritte recension (Achelis 320), dass die gattin des anderen fürsten der Goten, als sie in die heimat zurückkehrte, ihrer tochter die reliquien überlassen hätte, die, nachdem sie sich nach Kyzikos begeben, einen teil davon der stadt zum geschenk gemacht habe. der fürst der die christen in der kirche verbrannte, heifst in allen recensionen Wingurich. mit recht sieht Delehaye 280 in Wingurich, der in der ersten und zweiten recension *βασιλεὺς τῶν Γότθων* genannt wird, einen dem Athanarich untergeordneten fürsten, den nur die actenschreiber zum könig gemacht hätten. aber die auffassung der actenschreiber war jedenfalls die, dass der eine teil des Gotenvolkes von Wingurich, der andere von Gaatha beherscht wurde: dafür spricht noch mehr als der titel *βασιλεύς* für Wingurich und *βασίλισσα* für Gaatha in der zweiten recension die benennung letzterer als *ἡ σύμβιος τοῦ ἑτέρου ἄρχοντος τοῦ ἔθνους τῶν Γότθων* in der dritten. man wird daher in Gaatha, die ihrem sohne die herschaft überliefs, die nach dem tode Fritigerns zur regierung gelangte gemahlin desselben zu sehen haben. niemand konnte ja auch leichter als der fürst der christlichen Goten in den besitz der überreste der gotischen märtyrer gelangen. auch die verwechslung Wingurichs mit seinem auftraggeber Athanarich erklärt sich am besten daraus, dass man gerade bei Wingurich, der sich durch die verbrennung einer ganzen gemeinde in ihrer kirche als der grimmigste verfolger der christen gezeigt hatte, an den gegensatz zu Fritigern dachte, in dessen land doch sicher alle christen, die sich vor der verfolgung durch Athanarich retten konnten, geflohen sein werden, und an den man um so eher gedacht haben wird, wenn er die reliquien der von Wingurich getöteten hatte sammeln lassen.

Nach dem Menologium hat die überlassung der reliquien an Kyzikos unter Valentinian und Theodosius (383—391) stattgefunden. die Westgoten einigten sich aber erst 395 unter Alarich als könig; zwischen 383 und 391 kann also noch sehr wol ein teil von ihnen zuerst von der wittwe und dann vom sohne Fritigerns beherscht worden sein. doch sind die acten, auf die das Menologium zurückgeht, wahrscheinlich erst einige zeit nach den ereignissen geschrieben worden (das Menologium weifs schon vom tod Dulkillas), nach Achelis 321 etwa um 400 und zwar von einem cleriker aus Kyzikos, welcher der nachwelt die merkwürdige geschichte aufbewahren wollte, wie seine vaterstadt in den besitz gotischer reliquien gekommen sei.

Bezüglich Gaathas fällt es nun aber auf, dass sie in dem Menologium χριστιανὴ οὖσα καὶ ὀρθόδοξος genannt wird. diese bezeichnung ist dann auch der grund dazu gewesen, dass Mansion auch den arianismus der märtyrer, deren reliquien Gaatha besafs, angezweifelt hat. Mansion macht darauf aufmerksam, dass in Kyzikos gegen ende des vierten jahrhunderts nach Philostorgios 9, 13 und Sokrates 4, 4 der semiarianismus oder macedonianismus herschte, und dass dieser sich nach Sozomenos 7, 2 vom katholizismus nur sehr wenig unterschied: Gaatha wäre daher wahrscheinlich Semiarianerin gewesen und deshalb vom actenschreiber als orthodoxe bezeichnet worden. auch wirft Mansion die frage auf, ob es nicht unter den Goten neben der audianischen, arianischen und katholischen gruppe, von denen erst um 395 die arianische die allgemein gotische geworden sei, auch eine semiarianische gegeben habe, der die märtyrer von Kyzikos angehört hätten. allein wir hören von einer solchen gruppe aus früherer zeit nirgends etwas. es wird sich vielmehr bei Gaatha und ihren begleitern erst um bekehrungen unter dem durch seine katholisierenden bestrebungen bekannten Theodosius handeln (Achelis 321); doch werden diese bestrebungen wol nur dahin geführt haben, dass Gaatha mit ihrem anhange zu dem ihrem anfänglichen arianismus minder scharf gegenüberstehnden semiarianismus übertrat, da es sich sonst schwer verstehn liefse, warum sie gerade Kyzikos aufgesucht haben soll; doch mag dem actenschreiber, der sich selbst schon als Semiarianer orthodox genannt haben mag, für Gaatha die bezeichnung 'orthodox' um so passender erschienen sein, als diese wahrscheinlich vor den

Arianern, den feinden der orthodoxie, aus ihrem lande geflohen war. wenn Gaatha ihrem sohn Arimarios die herschaft überliefs, so wird dieser Arianer geblieben sein. wenn Arimarios später seine mutter auf ihren wunsch zurückholte, so mag er wol geglaubt haben, nichts mehr für sie fürchten zu brauchen, hat sich aber hierin vielleicht doch geirrt. wenigstens berichtet das Menologium noch, dass auch ein begleiter Gaathas, der laie Wellas, nach Gotien zurückgekehrt, dort aber gesteinigt worden sei; offenbar ist derselbe dem hasse der Arianer gegen den apostaten zum opfer gefallen. über Gaathas ende selbst erfahren wir nichts, während von der in Kyzikos zurückgebliebenen Dulkilla ausdrücklich noch bemerkt wird, dass sie in frieden gestorben sei.

Von der confession der märtyrer selbst wird im Menologium nichts gesagt. für Gaatha aber werden die reliquien der so ruhmvoll gestorbenen arianischen märtyrer ihres volkes, in deren besitz sie nach dem tode ihres gemahls gelangt war, nichts an wert eingebüfst haben, als sie selbst zum semiarianismus übertrat. auch ligt kein grund zu der annahme vor, dass die Semiarianer von Kyzikos nur märtyrern ihrer eigenen und etwa noch denen der katholischen confession verehrung gezollt hätten. vielmehr konnen dieselben genau so gut wie nach dem zeugnisse der Depositio martyrum in den ersten christlichen jahrhunderten die katholiken der stadt Rom schismatiker und häretiker, die martyrer geworden waren, unter ihre heiligen aufgenommen haben. 'wer die hochste stufe erreicht hat, für den ist alles, was er auf erden erlebt und getan, erreicht und gefehlt hat, gleichgiltig' (Achelis Mart. 9). diese anschauungsweise wird auch noch gegen ende des vierten jahrhunderts in Kyzikos gegolten haben.

Dazu kommt nun, dass die in der kirche verbrannten gotischen märtyrer doch auch im gotischen Kalender stehn. dass dieser ein arianischer war, folgt aber nicht nur aus seiner erhaltung bei den Ostgoten, sondern vor allem auch daraus, dass er auch den todestag eines Arianers, der nicht als märtyrer gestorben und obenein von den katholiken angefeindet worden war, den des bischofs Dorotheos von Konstantinopel (vgl. Delehaye 277), verzeichnet. auch können die in ihrer kirche am 29 october verbrannten gotischen märtyrer nicht wol von denen des 23. october getrennt werden, die deshalb Arianer gewesen sein müssen, weil sie zusammen mit Fritigern genannt werden.

dazu tritt aber noch weiter das vom Kalender unabhängige zeugnis des Sozomenos, der auch die verbrennung der Goten in ihrer kirche nur als einen einzelnen act der verfolgung der zu Fritigern haltenden Goten durch Athanarich schildert. ist auch Sozomenos über die confessionen der gotischen christen, die er seit Ulfilas eintreten für den arianismus alle Arianer sein lässt, nur unvollständig unterrichtet gewesen, es ist doch kaum möglich, dass er als katholik zwar von den glorreichen gotischen märtyrern des 29. october mit verschiedenen einzelheiten gehört, aber dabei doch nicht erfahren haben sollte, dass diese Semiarianer oder katholiken gewesen wären, wenn sie es wurklich gewesen sein würden. wie zuverlässig Sozomenos bericht über die ganze verfolgung ist, zeigt ja besonders seine bemerkung, dass die verfolger ein götterbild auf einem wagen durch das land geführt hatten, was ja, wie schon Krafft Kircheng. I 370 bemerkt hat, ganz den umzügen der Nerthus und des Freyr entspricht.

Wenn das Menologium den gedenktag der gotischen märtyrer auf den 26. märz setzt, so kann das, da die Goten selbst den 29. october als den todestag derselben ansahen, nur der tag der übergabe der reliquien an Kyzikos gewesen sein. dass ähnliches auch sonst vorgekommen ist, zeigt die *Ἀδελφοὶ Ἰννᾶ, Ῥημᾶ, Πιννᾶ* (Delehaye 215 f), nach der man in Haliskos, wohin der bischof Goddas die reliquien hatte schaffen lassen, da man den todestag nicht mehr wuste, den tag ihrer übergabe an die stadt feierte.

Zur ermittlung des jahres, in welchem die verfolgung stattgefunden hat, gewährt zunächst Augustinus De civitate Dei 18, 52, 2 einen anhaltspunct. derselbe sagt: *quando rex Gothorum in ipsa Gothia persecutus est Christianos crudelitate mirabili, cum ibi non essent nisi catholici, quorum plurimi martyrio coronati sunt: sicut a quibusdam fratribus, qui tunc illic pueri fuerant, et se ista vidisse incunctanter recordabantur, audivimus.* diese angabe lässt sich nur so verstehn, dass, als die katholiken im lande Athanarichs verfolgt wurden, die übrigen christen daselbst bereits teils getötet, teils vertrieben worden waren. gerade in bezug auf die Arianer ist das auch sehr wol zu begreifen. nachdem Fritigern, Athanarichs nebenbuhler, zum arianismus, dem glauben seines bundesgenossen Valens, übergetreten war, musten die

Arianer dem Athanarich als politische feinde erscheinen; gegen sie richtete sich also ganz natürlich die erste verfolgung. erst als die Arianer aus Athanarichs lande verschwunden waren, wante sich sein und seiner leute für den väterlichen glauben einmal angefachter eifer auch gegen die ihm politisch unschädlichen christlichen confessionen. dass die katholiken nicht gleichzeitig mit den Arianern verfolgt wurden, darauf deutet auch das martyrium des Goten Sabas (Delehaye Anal. Boll. 31, 216 ff), wo bei allen drei verfolgungen nur davon die rede ist, dass die christen vom opferfleisch essen, nicht aber, dass sie ein götterbild anbeten und selbst ihm opfern sollten; auch wird nichts von dem verbrennen der hütten erwähnt. auch Epiphanios berichtet De haeres. 70, 15 nur von einer verfolgung der Audianer und katholiken in Gotien, obgleich die Arianer die hauptmasse unter den gotischen christen ausmachten. von den Audianern Gotiens sagt er, dass sie sich nach Chalkis bei Antiochia und an den Euphrat geflüchtet hätten: *ἐνταῦθα ἐλθόντες παροικοῦσιν ἀπὸ τοῦ χρόνου τούτου ἐτῶν τεττάρων.* nach Wetzer u. Weltes Kirchenlexikon IV 715 verfasste Epiphanios sein werk 374—377, nach Krafft Kirchengesch. I 369 speciell im jahre 375, nach Herzogs Realencycl.[3] II 217 schrieb er seinen bericht über die Audianer (c. 375). dürfen wir das jahr 375 als das der abfassung dieses berichtes annehmen, dann haben die Audianer bereits 371 die gotische heimat verlassen, während der katholik Sabas erst am 12. april unter dem consulate des Modestos und Arintheos (Delehaye 221), dh. 372 seinen tod fand. keinesfalls kann die vertreibung der Audianer schon vor 370 stattgefunden haben, da Epiphanios sein werk nicht vor 374 begonnen hat. setzt man sie aber erst 371, so hat man die der bereits vorher aus Athanarichs lande verschwundenen Arianer spätestens dem jahre 370, sonst aber spätestens dem jahre 369 zuzuweisen. auf 369 ist nun aber auch (mit Schönfeld bei Pauly-Wissowa Suppl. III 813) die nachricht des Hieronymus (Chron. 2385) über die christenverfolgung unter den Goten zu beziehen, da dieser unter 2383 die ernennung Gratians zum imperator in Amiens verzeichnet, die nach den Consularia Constantinopolitana (Chron. min. I 241) 367 erfolgt ist. Hieronymus sagt dort: *Athanaricus rex Gothorum in Christianos persecutione commota plurimos interficit et de propriis sedibus in Romanum solum expellit.* da der ausdruck

plurimos am besten für die Arianer passt, so wird hier eben auch die verfolgung der Arianer gemeint sein wahrscheinlich hat Athanarich diese unmittelbar nach dem friedensschlusse mit Valens (369), als er seine aufmerksamkeit nicht mehr auf den krieg zu richten brauchte, ins werk gesetzt

Haben die gotischen Arianer den tag, an dem besonders viele ihrer glaubens- und volksgenossen durch Athanarich den tod gefunden hatten, auch zum gedenktag Fritigerns gemacht, so haben sie dagegen Konstantius, der nach Auxentius schon weit früher den verfolgten anhängern Ulfilas land angewiesen hatte, seinen eigenen todestag (3 november) als gedenktag gewidmet (Achelis 333). es mag das geschehen sein, weil Konstantius keine so engen beziehungen zu den verfolgten wie Fritigern hatte; doch mochte wol auch dazu kommen, dass sich die Goten ihm zu ganz besonderem dank verpflichtet fühlten und dass sie für ihn als kaiser eine besondere hochachtung hegten. in dem verlorenen teile des Kalenders ist vermutlich auch der Goten, die zu Konstantius zeiten märtyrer geworden waren, gedacht worden

Von ganzen märtyrergruppen verzeichnet unser Kalenderfragment noch die vierzig alten frauen aus Beroia für den 19. november. dem *þizo alþjono* des Kalenders steht hier in dem Menologium vom 1. september ein *γυναικῶν παρθένων* gegenüber (Achelis 327). naher steht dem *þizo alþjono* die notiz des Martyrologium Hieronymianum zum XIII kal. dec.: *In Heraclea ss. mulierum viduarum numero XL* (Achelis 326). die notiz gibt also nicht nur in bezug auf das datum, sondern auch in bezug darauf, was für frauen den tod erlitten haben, dem gotischen Kalender recht: es werden in würklichkeit ältere frauen, darunter viele wittwen, gewesen sein nur in bezug auf den ort des todes ist es sehr zweifelhaft, ob der Kalender die historische tatsache festgehalten hat; das Menologium lasst in Beroia nur den von den vierzig jungfrauen begleiteten Ammon martern erdulden, die jungfrauen aber selbst nebst Ammon in Herakleia in Thrakien den tod finden. zum Menologium, in dem Achelis mit recht einen auszug aus einem langeren texte vermutet hat, stimmen in dieser beziehung auch die von Delehaye Anal. Boll. 31, 194 ff inzwischen herausgegebenen erzahlungen vom martyrium der vierzig jungfrauen, die freilich überhaupt der quelle des

Menologiums sehr nahe gestanden haben müssen. Achelis 330 hat nun auch darauf hingewiesen, dass in dem Anal. Boll. 14, 405 mitgeteilten Menäon der 1. september als gedenktag *τῶν ἁγίων μ' παρθένων καὶ Ἀμμοῦν*, und der 2. als der des *Ἀειθαλᾶ καὶ Ἀμμοῦν* erscheint; auch die Acta Sanctorum sprechen unter dem 2. september (sept. I 358): 'De SS. Aithala et Ammunte MM. Adrianopoli in Thracia', ohne dabei der vierzig frauen zu gedenken. Achelis schliefst hieraus mit recht, dass erst der actenschreiber die tradition von Ammun und Aeithalas aus Adrianopel mit der von den vierzig frauen aus Beroia-Herakleia verschmolzen hat. auf dieser verschmelzung beruht offenbar auch die angabe des Menologiums sowie der zweiten der von Delehaye mitgeteilten erzählungen (207 ff), dass die vierzig in Adrianopel gewohnt hätten; Delehayes erste erzählung lässt sie vielmehr in Beroia wohnen, und Adrianopel wird hier nur kurz im anfang gestreift. nach Achelis 329 hat der erste actenschreiber, wie es andere solche in ähnlichen fällen machten, die ansprüche von Adrianopel, Beroia und Herakleia dadurch zugleich zu befriedigen gesucht, dass er die jungfrauen von einem ort in den anderen reisen liefs. hierbei bleibt es allerdings sehr zweifelhaft, ob Adrianopel überhaupt den anspruch gestellt hat, als ort des martyriums der vierzig zu gelten. dagegen trifft Achelis annahme für Beroia und Herakleia wahrscheinlich zu. daraus dass der actenschreiber die vierzig jungfrauen in Herakleia sterben lässt, das davon unabhängige Martyrologium Hieronymianum aber in seiner notiz über die vierzig wittwen überhaupt nur Herakleia nennt, wird man auch mit Achelis 329 schliefsen dürfen, dass Herakleia wahrscheinlich die bestbegründeten ansprüche hatte, oder dass dort wenigstens der cult der vierzig am meisten blühte. wenn nun aber der Kalender die vierzig für Beroia verzeichnet, so wird sich das daraus erklären, dass die Goten wahrscheinlich noch in der nähe Beroias, sicher aber nicht mehr in der Herakleias, jedenfalls aber Beroia näher als Herakleia, dem heutigen Heraklitza im äufsersten südosten Thrakiens (Pauly-Wissowa VIII 1, 429), gesessen haben. es folgt das aus Philostorgios, der 12, 2 von dem nach Griechenland aufbrechenden Alarich sagt: *περὶ τὰ τῆς Θρᾴκης ἄνω μέρη δύναμιν ἀθροίσας*. auch in der nähe Adrianopels haben die Goten sicher nicht mehr gewohnt. an der beschränkung der gotischen wohnsitze auf das

obere Thrakien ändert es auch nichts, dass es nach Sozomenos 7, 12 in Konstantinopel eine anzahl von Goten gab: diese werden, weil dort ihr bischof Selenas seinen sitz hatte, und wegen des reizes den die hauptstadt auf sie ausübte, dorthin gegangen sein und daselbst isoliert von ihren landsleuten gewohnt haben.

Aus der verschmelzung der erzählung von den vierzig mit der von Ammun und Aeithalas, die am 2. september den tod erlitten haben, erklärt es sich auch, dass das Menologium über den tod aller dieser (Acheiis 327) unter dem 1. september verzeichnet ist, dass auch die Menaeen als todestag der vierzig den 1. september angeben und dass auch das *Μαρτύριον τῶν σαράκοντα γυναικῶν καὶ τοῦ Ἀμμοῦ* (Delehaye 207) hierzu stimmt. offenbar haben der Kalender und das davon unabhängige Martyrologium Hieronymianum mit dem 19. november das historische datum des todes der vierzig festgehalten.

Mit der übernahme des gedenktages der vierzig haben die gotischen Arianer ihrerseits toleranz gegen katholische märtyrerinnen geübt (dass es sich hier noch nicht um Arianerinnen handeln kann, zeigt die nennung des Licinius als verfolgers), worin sie dem beispiel der griechischen Arianer gefolgt sein werden. wie eng sie mit letzterem zusammenhängen, geht besonders aus der nennung des Dorotheos in ihrem Kalender hervor.

Nach Delehaye Anal. Boll 31, 277 ist mit diesem für den 6 november verzeichneten bischof Dorotheos der arianische bischof von Konstantinopel Dorotheos gemeint, der nach Sokrates 7, 6 am 6 november 407 gestorben ist. dieser Dorotheos (vgl Smith and Wace, Dictionary of Christian biography I 900) wurde nach Sokrates 5, 12 von einem teile der Arianer an die stelle des Marinos, der noch unter Theodosius ein jahr nach dem consulate des Arcadius und Bauto (385 nach Marcellinus; Chron min. II 61) dem Demophilos als bischof von Konstantinopel gefolgt war, kurze zeit nach dessen amtsantritt berufen. nach Sokrates 5, 23 war damals unter den Arianern ein streit darüber ausgebrochen, ob Gott vater schon vater genannt werden konnte, bevor der sohn existiert hatte. Dorotheos vertrat die meinung, dass Gott ohne existenz des sohnes weder vater sei noch heifse, während sich Marinos für die entgegengesetzte ansicht der sogenannten Psathyrianer entschied. den letzteren

trat auch der Gotenbischof Selenas bei, der seine lehre sowol in gotischer wie in griechischer sprache vortrug. nach Sozomenos 7, 17 schlossen sich daher die Goten fast sämtlich dem Marinos an, dessen partei auch deshalb die der Goten genannt wurde. beide richtungen vereinigten sich nach Sokrates aao. erst wider unter Theodosius dem jüngeren unter dem consulate des Plinthas (419 nach Marcellinus, Chron. min. II 74, wie Sokrates sagt, nach fünfundzwanzigjähriger trennung, in würklichkeit aber, wenn seine anderen angaben richtig sind, erst nach dreiunddreifsigjähriger), wobei die Psathyrianer sich als überwunden bekannten, die neu vereinigten Arianer aber die ganze frage nicht wider erörtert wissen wollten. als die widervereinigung eintrat, wird es aber in Konstantinopel auch noch eine gotisch-arianische gemeinde gegeben haben. dass überhaupt bei dem aufbruche Alarichs aus Thrakien (395) noch Goten in Konstantinopel zurückgeblieben waren, folgt aus Theodoret Hist. eccl. 5, 30, wonach dort Chrysostomos unter den dem arianismus ergebenen Skythen, dh. Goten, katholische mission trieb; Chrysostomos war aber erst, als der patriarch Nektarios 397 gestorben war, nach Konstantinopel berufen worden (Sokrates 7, 2). es ist nun kaum möglich, dass die Goten, so lange der zwist unter den Arianern noch währte, ihrem gegner Dorotheos einen gedenktag gewidmet haben, zumal dieser nach Sozomenos 7, 17 die arianischen kirchen für seine eigene gemeinde in besitz behalten hatte, so dass die partei des Marinos gezwungen worden war, sich eigene kirchen zu bauen, in denen mit den griechischen Psathyrianern zusammen auch die Goten ihre gottesdienste abhielten. sehr wol zu verstehn ist es aber, wenn die Goten bei der widervereinigung der arianischen richtungen einen gedenktag für Dorotheos festgesetzt haben, womit sie ja auf das deutlichste nicht nur ihre anerkennung der dogmen ihres früheren gegners documentierten, sondern vor allem auch ihrer versöhnung einen besonders beredten ausdruck verliehen.

Wenn der Kalender auch die tage der apostel Andreas und Philippus verzeichnet, so hat man zu fragen, ob die Goten diese beiden nur als apostel gefeiert oder ob sie bei ihnen beziehungen zu sich selbst angenommen haben. für die frage, ob man den aposteln als solchen in altchristlicher zeit gedenktage gewidmet hat, kommt zunächst der älteste erhaltene christliche Kalender,

die Depositio martyrum, dh. der römische stadtkalender aus dem jahre 354 (Achelis Mart. 6 ff) in betracht, wo von todestagen von aposteln nur der 29. juni für Petrus und Paulus, die ja in Rom selbst märtyrer geworden waren, verzeichnet steht. abweichend von der Depositio martyrum vermerkt der einzige sonst noch erhaltene altchristliche particulare stadtkalender, das Martyrologium Karthaginiense (Achelis Mart 19 ff), auch verschiedene martyrer aus der entstehungszeit des christentums wie Johannes Baptista und Stephanus und so auch von aposteln Petrus, Paulus, Andreas und Jakobus. es sind das, von Andreas abgesehen, gerade die hervorragendsten apostel (von denen nur Johannes fehlt, weil er nicht martyrer geworden war); des Andreas aber hat man offenbar als bruders des Petrus gedacht. aber es ist sehr fraglich, ob die aposteltage überhaupt schon im vierten jahrhundert im Mart Karth gestanden haben, dessen anfänge zwar sehr weit zurückreichen, das aber erst mit 505, dem todesjahre des bischofs Eugenius, abgeschlossen worden ist (Achelis Mart 22). die märtyrertage aus der entstehungszeit des christentums beruhen hier überhaupt nach Achelis Mart. 27 wie auch das fest epiphanien neben weihnachten auf der auch sonst sich zeigenden tendenz der zeit, auf eine starke vermehrung der feste hinzuarbeiten. das Martyrologium Syriacum, die älteste sammlung christlicher gedenktage aus den verschiedensten städten, nennt von aposteln auch nur Paulus und Simon Petrus (*Σιμεὼν Κηφᾶς* genannt, Achelis Mart. 39), für Rom, sowie Jakobus und Johannes für Jerusalem (Achelis Mart. 45). apostel sind also hier nur für solche städte aufgeführt, in denen sie den tod erlitten hatten, wobei nur dem Jakobus sein bruder Johannes beigesellt worden ist. besonders fällt auf, dass für Konstantinopel nur *Μάξιμος* und *Ἡσύχιος καὶ ἕτεροι μάρτυρες* (Achelis Mart 40) genannt sind, aber nicht der apostel Andreas, dessen reliquien im jahre 356 dorthin geschafft worden waren (Eusebius Chron 356 usw.; vgl Achelis 333). das Mart. Syr. hat den Andreas wahrscheinlich deshalb fortgelassen, weil er ja garnicht zu Konstantinopel den tod erlitten hatte und dem verfasser der würkliche ort seines martyriums unbekannt war. die apostel wurden eben in altchristlicher zeit im allgemeinen nicht als solche, sondern nur als martyrer gefeiert. daher fanden ihre feiern auch meist nur da statt, wo sie den tod erlitten hatten. wo

aber sonst eine gemeinde in altchristlicher zeit einen apostel feierte, wird sie wenigstens irgend welche beziehungen zwischen diesem und sich selbst angenommen haben.

Achelis 333 hat nun auch an die nachricht des Eusebius Hist eccl. 3, 1, dass bei der verteilung der länder unter den aposteln Andreas Skythien zugewiesen erhielt, die vermutung geknüpft, dass Andreas, da die Griechen vielfach Goten und Skythen identifizierten, auch als mythischer apostel der Goten gelten mochte dass dieser gedanke richtig war, zeigt sich darin, dass in der später von Delehaye Anal. Boll. 31, 215 f herausgegebenen Ἄϑλησις τῶν μαρτύρων Ἰννᾶ, Ῥημᾶ, Πιννᾶ, παϑόντων ἐν Γοτϑίᾳ die hier genannten Goten μαϑηταὶ Ἀνδρέου τοῦ ἀποστόλου heifsen. wenn es sich hierbei auch, wie die nennung der hafenstadt Ἄλισκος, des heutigen Aleschki an der Dnieprmündung (Tomaschek Die Goten in Taurien 10) zeigt, um Ostgoten handelt, so wurden doch ebenso gut auch die Westgoten mit den Skythen identificiert, so dass auch diese selbst den Andreas für ihren apostel halten konnten. dagegen ist es wenig wahrscheinlich, dass die Westgoten den Andreas auch deshalb weil er nach der legende auch in Thrakien gewürkt hatte, für sich in anspruch genommen haben. denn nach Abdias De historia certaminis apostolorum ed. Lazius, Paris 1560, p. 25 f nahm Andreas hier nur auf seinem wege von Konstantinopel nach Perinth und in Perinth selbst, nicht aber in dem auch von Goten bewohnten Konstantinopel selbst noch im oberen Thrakien bekehrungen vor. gleichwol kommen gerade die Goten Konstantinopels für die verehrung des Andreas bei den Goten überhaupt in erster linie in betracht. denn in Konstantinopel wird Andreas um so mehr verehrung genossen haben, als man sich ja seine reliquien eigens dorthin hatte bringen lassen. auch werden die Arianer Konstantinopels den Andreas ebenso sehr wie die katholiken der stadt für sich in anspruch genommen haben. den griechischen Arianern haben es aber hierin die gotischen sicher nicht nachgetan. wenn letztere sogar dem griechischen arianischen bischof Konstantinopels einen gedenktag gewidmet haben, so werden sie doch erst recht dem hauptheiligen der Griechen daselbst die gleiche ehre haben zu teil werden lassen.

Wenn die Goten auch den Philippus gefeiert haben, so kann das bei diesem apostel, der auch im Mart. Karth. fehlt,

und der nach der ältesten tradition bei Clemens Alexandrinus 4, 9 (vgl RALipsius Apokryphe apostelgeschichten II 2, 12) auch eines natürlichen todes gestorben war, noch weniger als bei Andreas ohne eine specielle veranlassung geschehen sein. der vereinzelt stehnde bericht des Abdias (Lazius 122 ff) von der würksamkeit auch des Philippus in Skythien kann freilich hier nicht in betracht kommen. denn abgesehen davon dass das alter dieses berichts nicht feststeht, deutet die nennung von Hierapolis beim namen des Philippus im Kalender darauf hin, dass dieser auch von den Goten als apostel Kleinasiens verehrt wurde, als welcher er in den übrigen berichten neben Johannes erscheint (Lipsius II 2, 1).

Die tradition, dass der apostel Philippus in Hierapolis in Phrygien gestorben sei, war schon sehr alt und beruht, wie es scheint, auf einer verwechslung mit dem evangelisten Philippus (vgl. Lipsius II 2, 1). ein bestimmtes zeugnis für den cult des apostels Philippus in Hierapolis selbst besitzen wir nach Cichorius Altertümer von Hierapolis 46 f in einer dort gefundenen inschrift, aus der sich das vorhandensein einer kirche des Philippus daselbst ergibt.

Haben nun auch die Goten den apostel Philippus als heiligen von Hierapolis gefeiert, so werden sie dies aus verehrung für die kirche in Phrygien und vielleicht auch aus freundschaft mit den christen Phrygiens oder speciell mit denen von Hierapolis getan haben. dass die Goten in dem brauche, neben den heiligen der eigenen gemeinde auch solche der von ihnen verehrten oder mit ihnen befreundeten städte und länder zu feiern, demjenigen der ältesten christlichen gemeinden gefolgt sind, darf man aus dem beispiele Roms und Karthagos schliefsen (vgl. Achelis Mart. 15).

Von beziehungen der Goten speciell zu Hierapolis erfahren wir nun allerdings nichts, wol aber von solchen zu Phrygien im allgemeinen. aufmerksam gemacht hat auf diese beziehungen schon Kaufmann Zs. 27, 216 bei seiner besprechung der nachricht des Philostorgios von der kappadokischen herkunft Ulfilas, wobei er die von Sokrates 5, 23 berichtete tatsache, dass Selenas von väterlicher seite Gote, von mütterlicher Phryger war, in der weise erklärt, dass die Donaugoten so gut Phryger wie Kappadokier, die einander benachbart waren, geraubt hatten. die

richtigkeit dieser behauptung wird direct durch die von mir schon erwähnte nachricht des Synkellos Bonn. ausg. 716 bestätigt, wonach die Goten auf demselben zuge (a. 264) Phrygien und Galatien ebenso gut wie Kappadokien heimgesucht haben (vgl. auch Zosimos 1, 28). auch nach Sozomenos 2, 6 stammten die von den Donaugoten in die gefangenschaft geschleppten christlichen priester überhaupt aus Asien (dh. Kleinasien). kaum ein anderer umstand aber, als dass die ersten verbreiter des christentums unter den Goten aus Kleinasien gekommen waren, konnte geeigneter sein, freundschaft zwischen der kirche Gotiens und denen Kleinasiens zu stiften. unter den kleinasiatischen kirchen kommt hier allerdings in erster linie die kappadokische in betracht. die katholische kirche in Gotien brachte ihre freundschaft mit der katholischen in Kappadokien dadurch zum ausdruck, dass sie dem statthalter Junius Soranus, der selbst Kappadokier war, gestattete, die reliquien ihres märtyrers Sabas der kirche Kappadokiens zu übersenden, wobei sie dieser zugleich einen bericht über dessen martyrium gab (Delehaye 216 ff).

Als Ulfila den arianismus unter den Goten verbreitete, wird er, der selbst kappadokischer herkunft war, die verehrung für die kappadokische mutterkirche auch in seiner glaubensgemeinschaft weiter gepflegt und vielleicht auch freundschaftliche beziehungen zu den Arianern Kappadokiens angebahnt haben. da er aber auch priester unter sich hatte, die aus anderen teilen Kleinasiens stammten, so wird sich die verehrung und freundschaft seiner gemeinde auch auf diese letzteren erstreckt haben. hieraus wird es sich erklären, dass die arianischen Goten den todestag des Philippus als des apostels Kleinasiens unter ihre eigenen gedenktage aufgenommen haben. dabei wird die verehrung des Philippus am meisten von den aus Phrygien stammenden priestern Ulfilas gepflegt worden sein. höchstwahrscheinlich geht die feier des Philippustages bei den Goten speciell auf Selenas zurück, der seine griechische sprache und zugleich sein christentum von seiner phrygischen mutter ererbt hatte, sei es nun dass er als schreiber Ulfilas diesen dazu angeregt hat, dem Philippus einen gedenktag zu widmen, sei es dass er selbst erst als bischof die abhaltung dieser feier verfügt hat.

Dass phrygische traditionen von der mutter des Selenas gepflegt wurden, wird auch aus seinem namen wahrscheinlich.

Derselbe lautet bei Sokrates 5, 23 Σεληνᾶς, bei Sozomenos 7, 17 Σελίνας, bei Suidas s.v. Ἀρειανοί Σελενᾶς. da eine anlehnung an σελήνη leichter möglich als an σέλινον war, so verdient Σελίνας vor Σελήνας den vorzug; in Σελένας aber kann das zweite ε durch das erste hervorgerufen worden sein. echt gotisch ist der name nicht; denn wenn auch *-na* aus *-nanþs* (in altport. *Fredenandus* usw.; vgl. Meyer-Lübke Die altport. personennamen 72) gekürzt sein könnte, so müste doch der erste bestandteil, wenn man ihn trotz des ε als *sēls* 'gütig' deuten wollte, ein *a* hinter sich haben. schwerlich aber würden Sokrates, Sozomenos und Suidas in dem ε der ersten silbe übereinstimmen, wenn sich Selenas nicht selbst im griechischen so geschrieben hätte. schrieb er sich aber griechisch mit ε, so gotisch mit *ai*; got. *ai* vor *l* kann aber nur in lehnwörtern stehn. doch kann der name auch kein eigentlich griechischer sein, da die Griechen weder von σελήνη noch von σέλινον personennamen gebildet haben. da nun aber die Kleinasiaten, auch nachdem sie längst hellenisiert waren, noch vielfach ihre einheimischen namen geführt haben, so wird Σελίνας phrygischen ursprungs sein. bei der kleinasiatischen urbevölkerung, deren namengebung auch die indogermanischen Phryger angenommen haben, stehn sich nun ortsnamen und personennamen nicht so fern wie meist bei den Indogermanen; ja oft werden dieselben wörter zugleich als ortsnamen und personennamen verwant (Sundwall Namen der Lykier 268). nun erinnert Σελίνας an Σελινδέων δῆμος einer phrygischen inschrift beim heutigen dorfe Selind (Journ. of hellenic studies 18, 115 f), wozu Sundwall 245 die kilikischen ortsnamen Σέλινδας, Σέλινδις und das lydische demotikon Σε[λ]ινδηνός stellt. wenn nun Sundwall Σέλινδα richtig in **zeli(n)-ta* zerlegt hat (über *-ta*, *-da* als suffix vgl. Sundwall 279), so dürfen wir auch ein *zelin-* als namen erwarten, das dem Σελίνας zu grunde liegen kann.

Die herleitung von Σελίνας aus dem phrygischen lässt sich auch noch durch den im Martyrium des Sabas (Delehaye 216 ff) mehrfach begegnenden namen Σανσαλᾶς stützen, wie gerade auch ein gotischer priester heifst. da germanisch weder *sala* als zweites noch *san* überhaupt als namensglied vorkommt und da unter den germanischen männlichen vollnamen nur sehr wenige *n*-stämme begegnen (gotisch nur der ursprüngliche völkername

Ostrogotha und sonst altgerm. nur *Charioralda*, *Catualda*, die wol ursprünglich appellativa gewesen sind), so muss auch Σανδαλᾶς fremder herkunft sein. echt griechisch ist der name aber gleichfalls nicht. nun begegnet in Halikarnass schon in der ersten hälfte des vierten jahrhunderts v. Chr. auf einer griech. inschrift ein gen. Ζονζολο zu einem nom. Ζονζολος, den Sundwall 249 als ein *zĭ za-la auffasst. davon dass Goten bis Karien vorgedrungen wären, hören wir allerdings nichts; doch kann der name, da die gleichen namenselemente in ganz Kleinasien begegnen, auch weiter nördlich vorgekommen sein. auch lässt sich Ζονζολος mit Σανδαλᾶς sehr wol vereinigen, da das karische sehr häufig übergang von *a* in *o* zeigt, und zwar, nach den beispielen bei Sundwall Klio 11, 479 f zu schliefsen, besonders vor *n* und *l*: aufserdem steht auch im nominativ hier öfters *-o* für *-a*.

Wie die nennung des Philippus so weist auch noch eine besondere eigentümlichkeit des gotischen Kalenders nach Kleinasien hinüber, das fehlen von gedenktagen in der adventszeit. in diesem puncte stimmt der Kalender im wesentlichem zum Martyrologium Syriacum: während dies eine lücke zwischen dem 24. november und 25. december aufweist, endigt der Kalender die reihe seiner feste mit dem 30. (in der überlieferung dem 29.) november und lässt dann den ganzen december frei. nach Achelis 315 steht hier für das Mart. Syr. eine befriedigende erklärung noch aus. für den gotischen Kalender dagegen möchte er annehmen, dass man die adventszeit als stille zeit angesehen und deswegen jedes kirchenfest für den december unterdrückt habe; eine quadragesima vor weihnachten aber hätte, so weit sich bis jetzt urteilen liefse, immer die fastenzeit vor ostern als die älteste fastenzeit zur voraussetzung, wie sie in dem alten Mart. Karth. bestehe, das mit dem 19. april beginne und mit dem 16. februar schliefse. beim gotischen Kalender hält es nun Achelis 314 f für möglich, dass dort auch schon ein früherer monat übergangen war, indem auf s. 397 des Ambr. A nur der schluss des Philemonbriefes gestanden und der schreiber den ganz neuen stoff, den Kalender, erst mit der neuen seite 398 begonnen haben könne.

Die übereinstimmung des gotischen Kalenders in bezug auf den mangel an festen vor weihnachten mit dem Mart. Syr. erklärt Achelis 315, 'so auffällig sie ist', doch nur für einen zufall.

das Mart. Syr. kennt allerdings die fastenzeit vor ostern nicht; aber es wäre leicht möglich, dass die gemeinde, für die es ursprünglich geschrieben war, doch einmal an dieser fastenzeit teilgenommen und sie nur später aufgegeben hätte. nun kann dasjenige martyrolog, aus dem das Mart. Syr. erst hergeleitet ist, nach Achelis Mart. 59 ff u. 69 nur nach Nikomedien in Bithynien gehoren, dessen martyrer in der syrischen schrift am ausführlichsten angegeben werden. ein grofser teil der gedenktage dieser märtyrer fällt nun gerade in den märz, also in die zeit vor ostern, so insbesondere die für die pagen (βασιλικοὶ παῖδες) Diokletians, die zu Nikomedien unter den fürchterlichsten, von Eusebius Hist. eccl. 8, 6 geschilderten qualen getötet wurden; von den pagen, die Eusebius mit namen nennt, fand nach dem Mart. Syr. Gorgonios am 11., Petros sowie Dorotheos am 12. märz den tod; für letzteren tag werden auch noch eine ganze reihe anderer namen angeführt (Achelis Mart. 42). es wäre nun aber sehr wol denkbar, dass man in Nikomedien, um die glorreichsten martyrer der eigenen stadt gebührend feiern zu können, die fastenzeit vor ostern aufgegeben hätte. andere gemeinden des ostens, besonders arianische, könnten dann, als dort die feier des weihnachtsfestes üblich wurde, in nachahmung der fastenzeit vor ostern auch eine der feste ermangelnde fastenzeit vor weihnachten eingeführt haben, die dann nicht nur von den Goten, sondern auch von der arianischen gemeinde in Nikomedien übernommen werden konnte. freilich könnte sich der mangel an festen in der adventszeit im Mart. Syr. auch in irgend einer anderen weise erklären; aber auch bei den Goten wissen wir ja nicht, ob der bei ihnen bestehnde gleiche mangel würklich aus einem solchen vor ostern hervorgegangen ist.

An einen zufall wird man aber bei der übereinstimmung beider kalender wol um so weniger denken dürfen, als die länder, in denen beide entstanden sind, Bithynien und Thrakien, nahe bei einander liegen. nach Achelis 334 steht aber die quelle des Mart. Syr. dem gotischen Kalender auch zeitlich sehr nahe; wie er vermutet, ist sie in den 360er jahren entstanden; jedenfalls darf man sie nicht vor 362 setzen, da sie bereits opfer der verfolgung unter Julian kennt (Achelis Mart. 62). vor allem aber sind beide kalender durch die theologische position ihrer aus arianischen gemeinschaften hervorgegangenen verfasser ver-

bunden (Achelis 334). in diesem letzteren puncte aber wird die eigentliche ursache für die übereinstimmung der beiden schriftstucke in dem mangel an gedenktagen in der adventszeit liegen: die Arianer werden, sei es in nachahmung der fastenzeit vor ostern, sei es aus einem anderen grunde, in der adventszeit keine feste gefeiert haben, mögen das vielleicht auch nur die Arianer eines bestimmten ländergebietes gewesen sein.

Wenn der gotische Kalender die zeit ohne feste vor weihnachten mit dem 1. december beginnt, so trifft er hier mit dem anfang der adventszeit in Rom zusammen. da wir aber von einem einflusse Roms auf die arianischen Goten Thrakiens nichts wissen, so ist in diesem fall allerdings wol mit Achelis 316 ein zufall anzunehmen. freilich fallt diese übereinstimmung auch nicht in gleichem mafse auf wie die mit dem Mart. Syr., da für Rom, wo noch am 15. december das fest des Ariston gefeiert wurde (Achelis Mart. 9), die adventszeit keine fastenzeit war. als ursprünglicher beginn der adventszeit aber wird für die Arianer des ostens der 25. november, der erste tag der fastenzeit im Mart. Syr., zu gelten haben, so dass die adventszeit bei ihnen ursprünglich genau einen monat gedauert haben wird. die abweichung bei den Goten aber wird sich hier aus einer solchen bei den Arianern Konstantinopels erklären, die doch schwerlich das fest des Andreas, dessen reliquien sich in ihrer stadt befanden, haben missen wollen.

Das Mart. Karth — nicht auch die Depositio mart. — hat auch die todestage der nicht zu märtyrern gewordenen bischofe der eigenen gemeinde verzeichnet. ob es in den ersten christlichen jahrhunderten auch gemeinden des ostens gegeben hat, die auch ihre eines natürlichen todes gestorbenen bischöfe gefeiert haben, wissen wir nicht. wenn aber die Goten auch dem Dorotheos einen gedenktag gewidmet haben, so werden sie doch auch ihren eigenen um sie so hochverdienten bischof Ulfila nicht vergessen haben. dass Ulfila in dem uns erhaltenen teile des Kalenders fehlt, ist auch erklärlich: da er als teilnehmer des 383 zu Konstantinopel stattfindenden concils gestorben ist, so wird sein tod wahrscheinlich noch im juni, auf welchen monat nach Sokrates 5, 10 Theodosius das concil einberufen hatte, jedenfalls aber nicht erst ende october oder im november erfolgt sein.

Dass Ulfila im Kalender verzeichnet war, hat man auch deswegen um so eher zu erwarten, weil dort auch fürstliche persönlichkeiten, die, ohne martyrer geworden zu sein, auch nicht einmal eine geistliche würde bekleidet hatten, genannt sind. solche personen fehlen im Mart. Karth. ebenso gut wie in der Depos. mart. und werden auch schwerlich in irgend welchen altchristlichen kalendern des ostens aufser dem gotischen gestanden haben. mit dem ursprünglichen charakter des christentums vertrugen sich derartige gedenktage auch wol kaum. auch deutet es vielleicht auf ein nur schüchternes hervorwagen gegen den bei den Griechen bestehnden brauch hin, wenn die Goten dem Fritigern keinen eigenen gedenktag gewidmet, sondern seiner nur an einem erinnerungstage von märtyrern, die auf betreiben seines feindes Athanarich den tod gefunden hatten, gedacht haben. anderseits entsprach es jedoch dem wesen der Goten, dass sie besondere feiern auch für fürstliche persönlichkeiten, die sich um ihr christentum verdient gemacht hatten, festsetzten. dieser zug ist offenbar das charakteristischste merkmal, das uns der Kalender vom christentum der Goten aufbewahrt hat: in ihm kam das germanische treueverhältnis des gefolgmanns zu seinem fürsten auch in der neuen religiösen gemeinschaft zum ausdruck.

Dagegen weicht die art, wie die gedenktage im gotischen Kalender verzeichnet sind, nicht eigentlich von derjenigen der übrigen ältesten christlichen Kalender ab. zu den namen ist in letzteren fast überall aufser benennungen wie 'sancti' oder 'martyris' im Mart. Karth. oder '*μάρτυς*' im Mart. Syr. nur das für die orientierung notwendige hinzugefügt worden. so im Mart. Syr. öfters *ἐκ τῶν ἀρχαίων μαρτύρων*, in der Depositio martyrum zb. *Africae* zu *Cypriani* mit dem weiteren zusatze *Romae celebratur in Callisti*. eine bemerkung über die näheren umstände beim martyrium geben die Depositio und das Mart. Karth. nirgends, das Mart. Syr. aber auch nur ein einziges mal, bei Laodicea in Phrygien, wo zum 27. juni (Achelis Mart. 42) in einem nur verstümmelt erhaltenen satze die rede davon gewesen zu sein scheint, dass sich während einer christenverfolgung ungläubige der kirche angeschlossen hatten (jedenfalls ist von einer einigung mit der kirche die rede), ein ereignis das dem kalenderschreiber so erhebend erschienen sein wird, dass er es unter

seinen sonst nur die märtyrer selbst verzeichnenden notizen mit angegeben hat aus einem ähnlichen grunde hat nun offenbar auch der gotische kalenderschreiber zu seinen bemerkungen über den märtyrertod der gemeinde des Wereka und Batwins noch die worte *aikklesjons fullaizos ana gutþiuda gabrannidai* hinzugefügt: dass es eine heilige statte war, an der eine ganze gemeinde des eigenen volkes den märtyrertod erlitten hatte, machte auf den verfasser einen so tiefen eindruck, dass er dies auch in dem kurzen kalender nicht verschweigen zu dürfen glaubte. daher hier auch *gaminþi bilaif* im gegensatze zu widerholtem blofsem *μνήμη* zb. in *μνήμη Ξύστου ἐπισκόπου Ῥώμης* (Achelis Mart. 39) des Mart. Syr.

III. ENTSTEHUNGSZEIT, VERFASSER UND WEG ZU DEN OSTGOTEN.

Aus der nennung des thrakischen Beroia hat Achelis 332 f den schluss gezogen, dass der kalender in der zeit in welcher die Goten in Thrakien safsen, dh. unter der regierung Theodosius d. Gr. (379—395) abgefasst worden sei. mit dieser annahme steht es allerdings nicht im widerspruch, dass auch noch der erst am 6. november 407 gestorbene bischof Dorotheos von Konstantinopel im Kalender erscheint, da natürlich einzelne personen immer noch nachgetragen worden sein können. wie aber diese nachtragung nur durch die in Konstantinopel wohnenden Goten erfolgt sein kann, so haben diese letzteren vielleicht auch den apostel Andreas erst nachträglich in den Kalender hineingebracht. nachtragungen haben aber auch schon früher durch andere Goten geschehen können, und auch bei den vierzig alten von Beroia ist eine solche nicht ganz ausgeschlossen. einen ungefähren terminus a quo für den grundstock des Kalenders gewinnen wir zunachst nur daraus, dass derselbe wenigstens die existenz der gotischen Bibel bereits voraussetzt. da nun nach Sokrates IV 33 Ulfila die Bibel erst vor dem ausbruch der verfolgung unter Athanarich, also etwa in den 360er jahren übersetzt hat, so wird man den terminus a quo wenigstens nicht vor 370 setzen dürfen. auch wäre es schwer denkbar, dass die märtyrer vom 23. und 29. october 369, obgleich es auch schon ältere gotische märtyrer gegeben hat, nicht schon von anfang an dem Kalender angehört haben sollten.

Gleichwol hat es eine gewisse wahrscheinlichkeit, dass die

christlichen Goten, erst als sie mit den christlichen Griechen näher bekannt wurden, dh. als sie wurklich in Thrakien safsen, auch die religiösen bräuche der letzteren und so auch den brauch, die märtyrer der eigenen gemeinde an ihren todestagen zu feiern, übernommen haben. trifft dies zu, dann kann der Kalender überhaupt nicht vor ende 382 verfasst worden sein, wie sich aus der bemerkung der Consularia Constantinopolitana zum jahre 382 (Chron. Min. I 243) ergibt: *ipso anno universa gens Gothorum cum rege suo in Romaniam se tradiderunt die V. non. oct.*; mit 'Romania' ist hier speciell das obere Thrakien gemeint, das Theodosius d. Gr. den Goten als wohnsitz überliefs (vgl. Philostorgios XII 2). die tatsache, dass die Goten auch die gedenktage thrakischer märtyrer übernommen haben, erklärt sich auch dann am leichtesten, wenn sie überhaupt erst durch die christen Thrakiens angeregt worden sind, die todestage der eigenen märtyrer zu feiern.

Die übernahme des gedenktages der vierzig Thrakerinnen wird allerdings noch vor 395, in welchem jahre die Goten unter Alarichs führung Thrakien wieder verlassen haben, erfolgt sein. nach 395 hätte die einführung dieser feier, wenn überhaupt, so nur durch die in Konstantinopel zurückgebliebenen Goten geschehen können. die Goten Konstantinopels aber würden die vierzig Thrakerinnen höchstwahrscheinlich nicht nach Beroia, sondern nach Herakleia verlegt haben, das nicht nur ihrer eigenen stadt bedeutend näher als Beroia lag, sondern auch in erster linie den anspruch darauf hatte, als ort des martyriums der vierzig zu gelten.

Wenn die Goten noch vor 395 den gedenktag der alten von Beroia bei sich eingeführt und spätestens gleichzeitig auch die todestage ihrer eigenen märtyrer zu feiern begonnen haben, so ist damit noch nicht unbedingt gesagt, dass sie in den jahren, in denen sie dies taten, auch schon ein schriftliches verzeichnis dieser feiern angelegt haben. freilich werden ihnen auch wol bereits in Thrakien kalendarien der griechischen christen bekannt geworden sein und sie zur nachahmung gereizt haben. dazu kam dass bei der weiten ausdehnung des bistums Gotien der mündliche verkehr zwischen dem bischof und seinen priestern erschwert war und daher die anlegung eines verzeichnisses der gedenktage weit notwendiger als bei den griechischen bistümern.

die doch meist nur aus einer stadt und ihrer umgebung bestanden. erschien. daher durfte der gotische Kalender, wenn nicht gleichzeitig mit der übernahme des gedenktages der vierzig Thrakerinnen durch die gotische kirche, so doch nur wenige jahre später verfasst worden sein. wenn sich also Achelis meinung, dass der Kalender während des aufenthaltes der Goten in Thrakien entstanden sei, auch nicht zur gewisheit erheben lässt, so bleibt sie doch sehr wahrscheinlich.

Die einführung bestimmter kirchlicher gedenktage bei den Goten könnte zwar vielleicht zuerst von einzelnen priestern in ihren teilgemeinden geschehen sein, ist aber für die gesamtheit der gotischen kirche natürlich immer nur durch ihren bischof angeordnet worden. die feier der todestage der gotischen märtyrer kann dabei möglicherweise noch auf Ulfila zurückgehn. da indes die Goten wol überhaupt erst in Thrakien mit der feier von gedenktagen begonnen haben, dort aber erst gegen ende 382 eingerückt sind, Ulfila aber bereits im sommer 383 gestorben ist, so ist es doch wahrscheinlicher, dass er selbst keine anordnungen mehr in dieser beziehung getroffen hat. vielmehr dürfte die festsetzung officieller gedenktage für die gotische kirche erst von seinem nachfolger Selenas herrühren. wahrscheinlich hat Selenas bereits diese festsetzung in der weise vorgenommen, dass er den Kalender angelegt und selbst die personen, deren todestage er gefeiert wissen wollte, darin eingetragen hat. das war doch wol eine einfachere sache, als wenn er erst einen ihm unterstellten priester über diese tage informiert und ihm den auftrag zur fertigstellung eines kalenders, in dem diese tage kenntlich gemacht werden sollten, gegeben hätte. die abfassung eines so kleinen büchleins, wie es selbst der ganze Kalender nur gewesen sein kann, konnte ja dem bischof der Goten nur sehr wenig zeit von seinen übrigen amtsgeschäften rauben. auch mochte dem Selenas der Kalender wol als das für seine gemeinde wichtigste buch nächst der bibel erscheinen, und das beispiel seines vorgängers Ulfila, der die ganze bibel aus dem griechischen übersetzt hatte, mochte ihn ansporneu, den für sein volk bestimmten Kalender nach dem muster griechischer martyrologien zunächst gleichfalls in griechischer sprache abzufassen und sodann selbst in das gotische zu übertragen. dazu kam, dass er, der schreiber und dann der nachfolger Ulfilas, höchst-

wahrscheinlich selbst der schreibgewanteste Gote seiner zeit gewesen ist. er wird also auch wol in dem falle, dass der Kalender erst einige jahre nach der ersten festsetzung von gedenktagen geschrieben worden ist, selbst die abfassung übernommen haben. sollte aber der Kalender noch zu Ulfilas zeit entstanden sein, so käme, da dieser selbst ihn wegen der abweichungen von seiner sprache nicht verfasst haben kann, erst recht Selenas als der schreiber Ulfilas für die verfasserschaft in erster linie in betracht.

Beachtung verdient auch noch der umstand dass die abweichungen vom ulfilanischen sprachgebrauch, die sich in unserem kleinen fragment finden, dafür sprechen, dass wir es bei seinem verfasser mit keinem ganz unselbständigen denker zu tun haben. hat sich der kalenderschreiber in *Jairupulai* (und wol auch in *marytre*) im gegensatze zu Ulfilas anlehnung an das griechische einer volkstümlich gotischen form bedient, so hat er doch den griechischen genetivus absolutus als genetiv belassen, da der von Ulfila gebrauchte dativus absolutus in den meisten fällen nicht minder als jener der gotischen umgangssprache fremd gewesen sein wird. wer wie Selenas das griechische neben dem gotischen selbst als muttersprache redete, konnte wol auch eher als jemand, der das griechische erst, um die kirchlichen schriften der Griechen zu verstehn, erlernt hatte, sich stärkere abweichungen von Ulfilas sprache gestatten.

Da wir das todesjahr des Selenas nicht kennen, so wissen wir auch nicht, ob er noch selbst oder erst sein nachfolger den Dorotheos im gotischen Kalender hat nachtragen lassen. dass die nachtragung in Konstantinopel selbst geschehen ist, zeigt sich darin, dass der bischofssitz des Dorotheos nicht angegeben worden ist. da der tod des Dorotheos in einer zeit erfolgte, in der die Goten Konstantinopels von ihren volksgenossen längst isoliert waren, so fragt es sich, auf welchem wege ein exemplar des Kalenders, das bereits diesen namen enthielt, zu den Ostgoten gelangt ist. die Westgoten Alarichs safsen im jahre 407, gegen dessen ende Dorotheos starb, noch in Epirus (Zosimos V 29; Sozomenos VIII 25; IX 4; vgl. LSchmidt Geschichte der deutschen stämme I 208 f., Schönfeld bei Pauly-Wissowa, Suppl. III 826), zogen aber schon im frühjahr 408 nach Noricum und von da weiter nach Italien. die nationalen und religiösen ver-

kehrsbeziehungen, die sie vielleicht noch von Epirus aus mit den Goten Konstantinopels unterhalten haben mögen, werden sie doch wol bei ihrem zuge nach dem fernen Noricum gänzlich abgebrochen haben. es erscheint nun aber sehr fraglich, ob sie noch, selbst wenn man die sehr unwahrscheinliche annahme gelten lassen wollte, dass Dorotheos unmittelbar nach seinem tode (6. nov. 407) im Kalender nachgetragen worden wäre, ein exemplar mit seinem namen vor ihrem abzuge nach Noricum erhalten haben würden. aber selbst wenn dies der fall gewesen sein sollte, hätte ein solches exemplar von ihnen aus kaum zu den Ostgoten gelangen können, mit denen sie niemals wider in nachbarliche berührung gekommen sind.

Häufen sich also die unwahrscheinlichkeiten, wenn man die Westgoten Alarichs und seiner nachfolger als diejenigen ansehen will, die den Kalender den Ostgoten vermittelt haben, so sind solche in keiner weise vorhanden, wenn man an die andere hauptabteilung der Westgoten, an die Gothi minores, denkt. selbst wenn die eintragung des Dorotheos noch ende 407 oder anfang 408 geschehen wäre, hätte ein Kalender mit seinem namen schon wegen der geringeren entfernung leichter zu den Gothi minores als nach Epirus von Konstantinopel aus gelangen konnen. vollends kommen nur die Gothi minores in betracht, wenn, wie es höchst wahrscheinlich ist, die nachtragung des Dorotheos erst 419 stattgefunden hat. zu dieser zeit aber können sehr wol Ostgoten noch in unmittelbarer nachbarschaft der Gothi minores gesessen haben. dass es überhaupt der noch nicht nach Pannonien gezogene, sondern der zunächst noch am Schwarzen meere verbliebene teil der Ostgoten gewesen ist, der zuerst das christentum empfangen hat, darf man wol aus dem Martyrium des Inna, Rema und Pina schliefsen (vgl. oben s. 274). wann die ersten keime des christentums bei den Ostgoten gepflanzt worden sind, wissen wir nicht; es braucht das aber keineswegs schon vor dem abzuge Alarichs von der Balkanhalbinsel geschehen zu sein, indem die Gothi minores sehr wol allein dafür in betracht kommen konnten. ja es steht nichts der annahme im wege, dass diese ganze bekehrung erst um 420 oder noch später begonnen hat, so dass die Gothi minores den Kalender mit der Bibel zusammen ihren ostgotischen brüdern gebracht hätten. die friedlichen Gothi minores waren ja auch für die mission weit geeigneter als die

kriegerischen Goten Alarichs und seiner nachfolger, und die nachricht des Walafrid Strabo von dem vorhandensein gotischer bibelhandschriften bei ihnen noch zu seiner zeit lässt darauf schliefsen, dass sie die religiosen schriften in ihrer eigenen sprache sehr wert gehalten haben.

IV. DIE ÜBERLIEFERUNG.

Nach HSchuchardt Vocalismus des vulgarlatein I 36 ligt in dem *i* des *Dauriþaus* des gotischen Kalenders nicht der ursprungliche griechische, sondern der lateinische compositionsvocal vor. dass hier ein schreiber die überlieferte form nach dem lateinischen, in dem der im griechischen haufige name gewis auch nicht selten vorkam, geandert hat, zeigt sich noch deutlicher in dem *au* der ersten silbe fur ursprungliches *o*, das im italischen ostgotisch im widerstreit mit der lateinischen aussprache des namens nur als *u* hätte gelesen werden können: das *au* sollte hier wie in dem gleichfalls nach dem lateinischen corrigierten zweimaligen *praitauriaun* (neben *praitoria*, *praitoriaun*) des bibeltextes die *o*-qualitat der ersten silbe des namens zum ausdruck bringen (WSchulze BSB. 1905, s. 743 n. 5).

In eigentümlichem contrast zu der mit gutem vorbedacht geschehenen änderung in *Dauriþaus* sowie zu der gleichfalls in verdeutlichender absicht vorgenommenen hinzufügung von *Naubaimbair* (vgl. s. 250) steht nun eine für den kleinen raum erstaunlich grofse menge von flüchtigkeitsfehlern der überlieferung. solche fehler sind aufser der fortlassung des 31. october und der verlegung des Philippustages vom 14. auf den 15. und des Andreastages vom 30. auf den 29 november die schreibungen *Friþareikeikeis* fur *Friþaqairnis reikis*, *þize alþjano ine* für *þizo alþjono in*, *Kustanteinus* fur *Konstantinus* und *Andriins* für *Andrauns*. es ist wol nicht daran zu zweifeln, dass die flüchtigkeitsfehler von einem anderen schreiber herruhren als von demjenigen, der vorsorglich *Dauriþaus* und *Naubaimbair* in den text gebracht hat. sind aber fur die anderungen zwei verschiedene copisten anzunehmen, so wird derjenige der die flüchtigkeitsfehler gemacht hat, als der spatere anzusehen sein, da der andere, wenn er der spatere gewesen ware, doch wol wenigstens nicht so grobe schnitzer wie *Friþareikeikeis* und *þize alþjano* hätte stehn lassen.

Wahrscheinlich sind auf den zweiten copisten auch die

genetive auf *-us* für *-aus* zurückzuführen, bei denen es sich ja auch um unbewuste änderungen handelt. während diejenigen teile der gotischen Bibel, die überhaupt in der *u*-declination die jüngeren formen neben den älteren aufweisen, der Lukas und die briefe und noch mehr der Markus, die ersteren neben den letzteren noch durchaus an häufigkeit zurücktreten lassen, steht im Kalender nur noch ein einziger genetiv auf *-aus* (*Filippaus*) neben vieren auf *-us* (*Kustanteinus*, *Dauriþaius*, *apaustaulus*, *apaustaulus*), woraus man folgern darf, dass der letzte schreiber hier überhaupt nur noch formen auf *-us* gesprochen hat, während den schreibern des Lukas und der briefe und besonders des Markus die älteren formen der *u*-declination noch neben den jüngeren in ihrer eigenen sprache geläufig gewesen waren.

Von dem zweiten copisten wird auch das *a* von *Friþareikeikeis* herrühren, das gleichfalls erst auf einer italisch-ostgotischen neuerung beruht. es handelt sich hierbei um eine analogische ausbreitung des *a* wie in *broþralubon* Röm. 12, 10 für *broþrulubon*, wie noch I Thess. 4, 9. wenn die ausbreitung des *a* bei den *r*-stämmen am frühesten erfolgt ist, so begreift sich das leicht durch den geringen umfang dieser classe und zugleich dadurch dass das *-ru* hier nur durch den dat. pl. des selbständigen wortes (*broþrum*) gestützt wurde, während das *u* der umfänglicheren *u*-classe aufserdem hier auch im nom. und acc. sg. des uncomponierten wortes eine stütze fand und daher stets erhalten blieb (vgl. *faihugairns*, *fotubandi*, *lustusams* usw.). sonst steht im bibeltext *a* für einen anderen vocal in der compositionsfuge nur noch in *andalausaize* I Tim. 1, 4 A, wo B noch *andilausaize* gewahrt hat (über die composita mit *garda-* vgl. Kremer PBBeitr. 8, 432). die ausbreitung dieses *a* wird also zur zeit der niederschrift unserer bibelcodices noch nicht weit fortgeschritten gewesen sein. gleichwol ist sie in dem einzigen falle, in dem im Kalender zur änderung einer form die von ihr betroffen werden konnte, gelegenheit gegeben war, durchgeführt worden. es passt das gut zu der jüngeren sprachstufe, die sich in den genetiven auf *-us* documentiert. auch beruht die einführung des *-a* wie die des *-us* (wie auch die des *e* in *Werekan* für *ei*) auf einem mangel an sorgfalt in bezug auf festhaltung des ursprünglichen textes und wird auch aus diesem grunde gleichfalls dem zweiten der abschreiber, welche die überlieferung

geandert haben, zuzuweisen sein. die ursprungliche form des Kalenders kann nur *Friþigairnis mit i gelautet haben, das hier auch in der griechischen uberlieferung (Φριτιγέρνης Sokrates 4, 33; Sozomenos 4, 37) steht und auf einer fruhen analogischen ausbreitung dieses vocals in der compositionsfuge von namen für *u* beruht (vgl. Kogel Anz XVIII 315). der erste abschreiber, der ein *Dorauþaius* in *Dauriþaius* (woraus das *Dauriþaius* des zweiten abschreibers) bewust nach dem lateinischen geändert hat, würde ein **Friþigairnis*, das durch lat. *Fritigernus* gestutzt wurde, auch wenn er selbst schon **Friþagairnis* sprach, schwerlich in letztere form verwandelt haben.

Wenn der zweite copist fur ursprüngliches **Kostantius* ein *Kustanteinus* gesetzt hat, so hat er hierbei offenbar an Konstantin den Grofsen gedacht. da der name den regelrechten wandel von *ō* zu *ū* zeigt, so muss er schon ziemlich fruh den Ostgoten bekannt geworden sein; von Konstantin, der das christentum zur herschaft gebracht hatte und selbst der erste christliche kaiser gewesen war, werden ja auch bereits die westgotischen missionare den Ostgoten berichtet haben, und letzteren muss auch der name eines solchen kaisers gelaufig geblieben sein. doch fallt es auf, dass der zweite abschreiber den namen des Konstantin für den des Konstantius gesetzt hat, wie auch seine entstellung des namens Fritigern auffällt. man sollte meinen, dass wenn die Ostgoten würklich noch den Fritigern und den Konstantius an bestimmten tagen gefeiert hätten, auch der ungebildetste cleriker davon hatte wissen mussen, so dass er dafur keine anderen namen gesetzt haben konnte; auch aus den alten frauen aus Beroia hatte er, wenn die italischen Ostgoten würklich ihrer noch am 19. november gedacht hätten, doch kaum alte männer machen können. auch der name des Dorotheos wurde doch wol, wenn sein fest würklich von den Ostgoten begangen worden ware, den wandel von *o* in *u* mitgemacht haben, wie der den Goten gelaufige name Konstantins d. Gr. diesen mitgemacht hat. corrigierte aber bereits der erste der beiden in betracht kommenden copisten vorsorglich das *o* in *au*, um es gerade nicht als *ū* lesen zu lassen, und machte er zugleich aus dem *au* (*o*) desselben wortes das hier dafür im lateinischen stehnde *i*, so kann er den namen doch wol uberhaupt kaum noch von Goten, sondern wol nur noch von Romern gehört

haben. und aller wahrscheinlichkeit nach haben ja auch die Ostgoten niemals die heiligen des gotischen kalenders gefeiert, die ja teils Westgoten, teils personen zu denen nur die Westgoten beziehungen gehabt hatten, gewesen waren. um das andenken dieser männer und frauen zu erhalten, wird es den Ostgoten genügt haben, unser denkmal mehrfach abzuschreiben und aufzubewahren. der Kalender war für sie selbst somit wahrscheinlich nichts weiter als ein ehrwürdiges erbstück aus der vergangenheit, in dem sie schwerlich noch neue gedenktage vermerkt haben werden. deshalb lässt er sich auch nicht mit Achelis 316 als ein zeugnis dafür verwerten, dass die Ostgoten in Italien der katholischen kirche keinerlei zugeständnisse gemacht hätten. hatten die Ostgoten einzelne katholische feste Oberitaliens, wie etwa das auf den 11. november fallende des bischofs Martin von Tours, übernommen, so konnten sie ein solches würkliches fest doch nicht gut in ihren Kalender eintragen, wenn dieser für sie nur einen höheren altertumswert besafs.

Berlin. **Richard Loewe.**

DER TANNHÄUSER.

Nachdem Bartsch in seinen Liederdichtern einige gedichte des Tannhäuser kritisch hergestellt hat, nach den dankenswerten vorarbeiten von Oehlke (Zu Tannhäusers leben und dichten, Königsberger diss 1890), Kück (rec. von Oehlke Anz. XVII 207 ff) und Siebert (Tannhäuser, inhalt und form s. gedichte, Berlin 1894) ist wol die zeit gekommen, eine ausgabe aller 16 gedichte dieses ungemein interessanten, von den litterarhistorikern noch immer unterschätzten dichters zu unternehmen. die nachfolgenden textkritischen und erklärenden anmerkungen stellen sich als rechtfertigung der textänderungen meiner ausgabe dar, die gleichzeitig bei Mohr in Tübingen erscheint. ich citiere nach den gedicht- und strophenzahlen der Minnesinger von der Hagens und setze die verszahlen meiner ausgabe in klammer bei.

I 5 (17) *Mit iren richen* ist kaum zulässig und *An* zu setzen: der schreiber hat vielleicht an *richsnen* gedacht. I 6. die sechste strophe vdHagens ist in 3 vierzeiler (21—34) aufzulösen, deren kurze zeilen *geloben kan* etc. gerade die hälfte einer normalen zeile ausmachen, also durch widerholung die

strophe musikalisch den vorhergehnden und nachfolgenden gleichstellten. der vierzeiler ist das vorherschende metrum, aus dem sich die leiche des Tannhäusers zusammensetzen, die vielleicht von dem volkstümlichen vierzeiler ausgehend den übergang zu den ehrenreden des Suchenwirt darstellen. — die beiden ersten dieser vierzeiler sind in klammer zu setzen, da das *si*, mit dem der dritte (29) beginnt, seinen sinn nur durch beziehung auf *smahen hât* (20) erhält, aus dem ein begriff wie feinde zu entnehmen ist. — ebenso ist dann die 9. strophe in zwei regelmäfsige vierzeiler (41—48) aufzulösen, an die sich ein reimpaar (sprechverse ?) anschliefst, wie wir es noch finden werden. die vierzeiler haben bald umarmende reime, bald nur einen reim der zweiten und vierten zeile. — die 10. strophe ist dann wider in drei vierzeiler (51—62) aufzulösen. — in der letzten zeile dieser strophe (62) hat schon Siebert richtig *mort* hinter *roup* ergänzt. — die 11. strophe hat wider zwei vierzeiler (63—70), die in klammern zu setzen sind, da die erklärung des namens *Friderich* aus der vorher geschilderten auf friedensstiftung ausgehnden regierung des herzogs zu gewinnen ist. diese etymologie wird in einem reimpaar gegeben (71—72), und der rest der 12. strophe bildet wider einen vierzeiler (73—76). — ebenso zerfällt die 13. strophe in ein reimpaar (77—78) und einen vierzeiler (79—82). — die 14. ist ein vierzeiler (83—86) mit binnenreimen in der ersten und dritten zeile. aus metrischen gründen muss (84) das *vil* vor *dicke* gestrichen werden. — auch die ersten beiden zeilen von 15 bilden noch einen vierzeiler (87—90). dann aber folgen zwei strophen in einem lebhaften, teilweise daktylischen metrum, deren zweite (95—98, vdH.s 16) in den langen zeilen binnenreime zeigt. in der letzten zeile (98) ist wol zu lesen: *offenbar liget dar sin guot, deist gemeine*, oder, wenn man dieses oberdeutsche *ligen* 'sich legen' mit richtungs-*dar* nicht zugeben will, allenfalls *er lihet dar*. wider folgen drei vierzeiler (99—110). von hier an geht es lebhaft zu. — es folgen zwei fünfzeilige strophen (111—20), deren erste und vierte zeilen jeweilen binnenreim zeigen. die zweiten zeilen sind reimlos, wenn sie nicht unter einander gebunden sind: denn ich vermute (112) *langer* statt *michel*, da man ja einen comparativ erwartet. — strophe 22 ein vierzeiler (121—24), aber von ganz anderer, lebhafterer art als die bisherigen. 23 les ich (125—30) wie vdHagen sechszeilig, 24 aber vierzeilig (131—34), indem ich die *jâ wâ* und *sâ dâ* als je eine zeile mit fermatenreim abtrenne. es folgen zwei regelrechte vierzeiler (135—42). — in der sechszeiligen strophe 27 ist (143) statt des unverständlichen *da wirt mazze* wol *Dâ frô Matze* zu lesen, vgl. IV 29 (142), und in der letzten zeile (148) das *ez* zu streichen.

II. Der ganze leich ist durchweg in vierzeilern abgefasst.

nur als einleitung steht ein reimpaar voran und in der 15. strophe, im hohepuncte der handlung stellt sich wider ein reimpaar ein (59. 60) — in der ersten strophe muss *sumer* (4) das erste veilchen bedeuten, wie anderwärts *sumer unde klê* gleichbedeutend mit *viol und klê* steht. — in seiner dritten strophe (13) löst vdH das *de* der hs. in *den* auf und setzt *touwen* ein gegen die hs., die *douwen* hat. es ist aber vielmehr *dem* aufzulösen, und *douwen* ist der infinitiv des verbums, das etymologisch berechtigtes *d* hat. — in der ersten zeile der 14. strophe (55) ist ausrufungszeichen nach *empfâ* und nach *lône* zu setzen: mein herz empfange und lohne mit dem deinigen! in der nächsten zeile (56) ist natürlich *tugende* für das hsl. *tugenden* einzusetzen. — in der letzten zeile von 17 muss wol *solz* für *sol* (72) gesetzt werden. — in der 21. strophe muss *stunden* (87) als schwaches feminin angesehen werden, da sonst keine überschussigen *n* vorkommen. der schluss (103 f) muss wol gelesen werden: *gewinnen wir den selben sin, sô suln wir mit iu tuon alsô.* — was ich für die verstümmelte zeile 94 gesetzt habe, ist nur ein schlechter notbehelf.

III beginnt mit einem vierzeiler (1—4), dem zwei gleichgebaute fünfzeilige strophen (5—14) folgen, deren schlusszeilen eine abart der für des Tannhäusers sprüche charakteristischen vagantenzeilen sind. zu bemerken ist, dass die hs. in fremdworten häufig *c* und *g* (einmal auch VI. 9 (8) *glage*) im anlaut verwechselt, daher (11) *gamandrê* und (13) *ôstergloien* zu lesen ist. — nun wider ein vierzeiler (15—18), aber nicht mit umarmenden sondern sich folgenden reimen, danach zwei fünfzeiler (19—28), in die vdH.s fünfte strophe aufzulösen ist, bestehend aus dreihebigen versen mit klingendem ausgang. — dann wider ein fünfzeiler (29—33) mit den langen schlusszeilen wie die oben erwähnten gebaut. die letzte zeile (33) hat schon Bartsch gebessert: *süeze von faitiure,* — die 7. strophe, die vdH. siebenzeilig ansetzt, ist achtzeilig zu lesen (34—41) mit einer waise als vorletzte zeile. *siden* in der drittletzten (39) ist plural des schwachen femininums. — in vdH.s 9. strophe sind seine ersten fünf verse als eine siebenzeilige strophe (46—52) zu lesen: die auf *bein* (49) und *gesach* (51) endenden zeilen als waisen. der gegensatz zu *grande* (46) verlangt (47) *smal* für *wol.* die beiden letzten zeilen dieser und der anfang der folgenden bis *der strît der mueze iemer sîn* bilden eine fünfzeilige strophe (53—57), in der *frô : dô. mîn : dîn, mîn : sîn* binnenreime darstellen. — darauf folgt der rest der 10. strophe wider als fünfzeilige strophe (58—62), indem *iemer* bis *gevallen* als eine einzige zeile zu lesen ist. die beiden auf einander folgenden fünfzeiler sind nicht gleich, aber ähnlich gebaut. — es folgt, vdH.s strophen 11 und 12 umfassend, eine reihe von fünf höfischen reimpaaren (63—72).

das *ich* in 12, 3 (69) hat Bartsch mit recht gestrichen — die 13. strophe ist in zwei vierzeiler mit verschiedener reimanordnung (73—80) aufzulösen die vorstellung von der tafelrunde auf der wiese basiert wol auf Parz. 309, 21 das *da* (73) ist aus der folgenden zeile heraufgekommen und ein fragesatz mit *wâ* anzusetzen. — es folgt ein fünfzeiler mit zwei verlängerten schlusszeilen (81—85) und dann ein vierzeiler (86—89) mit einer verlängerten schlusszeile. — 15, 1 (86) wird man wol nach der hs. *amure* schreiben dürfen, vgl. KvWürzburg Lieder II 53 *Amuren* : *turen*. — 16 ist eine siebenzeilige strophe (90—96): *trut* franz. *druz* und *man* als lehensmann sind hier technische ausdrücke aus der sprache des höfischen liebescodex. — strophe 17 ist wider in ein reimpaar (97. 98) und einen vierzeiler (99—102) aufzulösen. die unzureichende zweite zeile des reimpaars (98) ergänzt Bartsch *daz lâz ich iemer âne haz*, es ist aber vielleicht eher nach Parz. 114, 6 *deis war daz lâz ich âne haz* zu ergänzen: Reimar MFr. 159, 16 steht ferner. — 18 ist wider ein vierzeiler (103—6) mit binnenreim in der zweiten zeile. in der ersten (103) hat Bartsch mit recht ein *daz* ergänzt. — in 19 folgen drei reimpaare (106—12), indem mit Bartsch in der ersten zeile das *wol ûf* zu widerholen ist. die vorletzte zeile (111) ist wol zu lesen *dan da niht sprinct diu treit ein kint* und in der letzten (112) *gemeine* für *algemeine* zu schreiben. — das erste reimpaar der 20 strophe (113. 14) ist wol besonders zu stellen, wie wir solche einzelnstehnde reimpaare ja mehrfach getroffen haben. dann ist der rest der strophe (115—18) ein durchgereimter vierzeiler. — ein ebensolches isoliertes reimpaar (119. 20) ist dann der anfang der 21. strophe: natürlich ist mit Bartsch (119) *diu* für *die* zu lesen. der rest gehört zusammen. das *sor ie* des anfangs (121) ist mit Bartsch zu streichen und gegen ende (127) für *enzwei* mit Kück *enzunt* zu lesen.

IV beginnt mit einer strophe aus vier durchgereimten langzeilen: in der zweiten zeile hat Kück mit recht *noch* vor *schœner* ergänzt es folgt ein normaler vierzeiler (5—8), dann wider vier langzeilen (9—12), aber mit umarmenden reimen, dann vier normale vierzeiler (13—28) in dieser ganzen partie ist, wie es scheint, abgesehen von der zuerst genannten *Isalde* (5) nur von personen der Trojasage die rede, in die wol auch die unbekannte *Lunete* (19), die tochter des *Willebrant* hineingehört, da wir ja wegen der frau *Aremant* (18), auf deren rat hin die stadt zerstört wurde, die uns auch Enikel als sagenhaft bezeugt, eine unbekannte französische quelle der Trojasage voraussetzen müssen, vielleicht eine fabelei in der art des Göttweiher gedichtes. zuerst kommen die drei göttinnen, da Oehlke mit recht *Diône*, besser *Tjône*, für *trone* (6) vermutet hat, welcher name hier wie sonst oft, s. PBBeitr. 44, 473, Venus bedeutet.

Medea ist dazwischen geschoben (7), weil die Argonautensage die einleitung zu den darstellungen der Trojasage bildet. es folgt *Pallas*: in dieser zeile (8) ist aus metrischen gründen das *ir* zu streichen. dann *Juno* (9): aber statt *minne* muss *pris* eingesetzt werden. ebenso wie IX 3 (45): das *durch minne* in diesem zusammenhang ist aus VIII 2 (18) eingedrungen, wo es allein berechtigt ist. aus metrischen gründen wird wol *durch den prîs. sus hôr ich jehen* zu lesen sein. die folgende notiz über *Dido* (10) stammt offenbar aus einem lateinischen tractat, in dem der name mit *dido*, ich verteile, zusammengebracht wurde, ebenso wie der folgende *Latricia* mit *latere*, verborgen sein. es ist darum nicht daran zu denken, dafür *Lucretia* einzusetzen, wie Kuck und Siebert wollen. und die lesart *latricia* Kaiserchronik 4356, auf die Siebert hinweist, zeigt nur, dass dieser name, der uns heute ganz fremd ist, mittelalterlichen schreibern bekannt gewesen zu sein scheint. ebensowenig vermag ich über die kinderstehlende *Palatrica* zu sagen; *ballatrix* heifst die tänzerin, und der name mag im romanischen volksglauben irgendwelchen gespenstischen frauengestalten beigelegt worden sein, die die stelle der antiken 'striges' einnahmen. kennen wir den zusammenhang dieser pseudoantiken fabelwesen mit der Trojasage nicht, so ist derselbe umso deutlicher bei *Helena* und *Discordia*; vor dem letzteren namen (14) ist das *ein* in *în* zu ändern. unter den beiden, denen der eintritt der Discordia — freilich nicht bei der Helena, sondern beim feste des Priamus — das leben kostete, versteht der zuhörer Helena und Paris, wenn des letzteren name auch nicht genannt ist. die dritte, die durch den streit der göttinnen den tod erleidet, kann dann nur die nymphe *Oenone* sein, die erste geliebte des Paris, die an dessen leiche stirbt; ich vermute deswegen *amadria* d.i. *hamadryas* für *amarodia* (16). aber auch die *Sibylle* gehört in diesen zusammenhang. vgl. Sackur Sibyllinische texte und forschungen (Halle 1898) s. 177: *Fuit igitur hec Sibilla Priamidis regis filia.* ich vermute daher (26) *Priamidis filia* statt des unverständlichen *bi d' amabilia* der hs. über des Priamus oder seiner söhne feindliche absichten gegen trojanische senatoren (27) s. Dictys I 8, Dares 38. — damit wendet sich der dichter dem Artussagenkreise zu. in der nächsten, aus vier langzeilen mit unarmenden reimen bestehnden strophe, ist *Blanscheflûr* die gattin des *Walheis*, d.i. Parzivals, wie bei Crestien; wie schon Kück gesehen hat, muss *an allen dingen kluoc* (29) gelesen werden. für *Walheis* muss es (30) *der Walheis* heifsen, was durch *umb* für *ümbe* metrisch gut zu lesen ist. zur metrischen ausfüllung der nächsten zeile ergänz ich *der helt* hinter *Gawan* (31). die klage über den aufenthalt des *Ywein* im *fores* (32) bezieht sich auf den aufenthalt des wahnsinnigen im walde. in dem ersten der drei folgenden (33—44) regelrechten vierzeiler ist von *Gahmuret*

und *Sarmena* die rede (33). da vorher (31) dem Gawan der anker zugeschrieben wurde, haben wir es offenbar mit einer absichtlichen verwechslung von Gawan und Gahmuret zu tun, und wir dürfen in *Sarmena* die heldin eines unbekannten Gawanromans vermuten, die dessen verliegen beklagt wie Enite das des Erec. da die hs. *cawan* und *camuret* schreibt, so kann man auch (35) *Gura.* für *curaze* vermuten: so heifst der oheim des helden im Flore 1372. 1432. der oben genannte name der *Blanscheflur* könnte durch gedankenassociation diesen namen hereingebracht haben, wenn man nicht an den aus dem Weinschwelg bekannten mittelalterlichen Leander denken will. bis zur zweiten zeile der 11. strophe (42) reicht die rede der Sarmena — in der zehnten strophe wechselt wider Artussagenkreis und Trojakreis, sodass man in dem zum schluss genannten *Opris* (42) einen helden des trojanischen kreises vermuten möchte, eher als einen *Oprus von Italach* aus dem jüngeren Titurel, auf den Siebert hinweist. für *elyon* der hs. (43) hat schon Kuck richtig *von lyon* eingesetzt für das *piramis* der hs. (44) setzt vdH. *Piramus* ein, ich würde eher *gegen Piramô so stuont ir muot* vorschlagen. die beiden letzten zeilen von 11 sind als besondere strophe (45—48) abzutrennen mit den reimen *Ame : compenie, sô : vro.* ich sehe nicht ein, warum vdH. es ablehnt an die *Amie* des Wolfdietrich zu denken und Siebert eine *Amelie* vorzieht, ich höre vielmehr sogar aus unserer stelle einen anklang heraus an Wolfdietrich D VII 142 *dô in diu schœne Amie ûf der heiden halten sach, diu edele und diu frie* (var. *diu clare wandels frie*), *nu hœrent wie sie sprach.* 147 *waz enbiut mir diu massenie?* — es folgen 12 und die beiden ersten zeilen von 13 als regelrechte vierzeiler (49—56), wobei die notwendigen reime der zweiten freilich erst durch umstellung in der ersten zeile (53) und durch das bessere *wandel hat* (55) für *hete* gewonnen werden. der rest von 13 als vierzeiler mit verkurzter zweiter und vierter zeile, die durch widerholung ihn zu einem regelrechten vierzeiler machen würden (57—60):

> Porhtram diu was von Lunders so
> geboren her
> daz schuof der wigol gegen dem Provenzal ein sper.

der *Provenzal* ist Willehalm, der held von Wolframs gedicht, sodass es sich bei *Porhtram* offenbar um seinen bruder *Berhtram* handelt. man wird also *Berhtram der was* lesen müssen. derjenige der in Wolframs gedicht einen sper mit Willehalm versticht, ist nun allerdings nicht sein bruder Berhtram, sondern sein anderer bruder *Arnalt*; doch kann beabsichtigtes oder unbeabsichtigtes verwechseln der beiden brüder bei unserem dichter nicht wundernehmen. warum er Berhtram aus *Lunders* stammen lasst, ist mir freilich nicht verständlich: bei Wolfram ist er von

Berbester, sein gleichnamiger neffe von *Brubant*, sein bruder Arnalt von *Orlens*. *einen sper gegen einen schaffen* (59) ist mir sonst nicht bekannt, doch kann es hier kaum etwas anderes heifsen als einen speer gegen einen verstechen. der es tut, kann auch nur der genannte Berhtram sein, und *der wigol* dürfte unter dem einfluss des untenstehnden *wigoleis* aus *der wigant* entstellt sein. — nun folgen 14 und 15 als zwei regelrechte vierzeiler (61—68). der gedanke der schlusszeile, dass er von den toten schweigen und sich den lebenden zuwenden will, findet sich bei unserem dichter wider. — es folgt eine partie von 6 reimpaaren (69—80). die beiden darauf folgenden (81—88) vierzeiler 17 und 18 sind durch binnenreime ausgezeichnet. — von 19 sind die ersten beiden zeilen als vierzeiler ungewöhnlicher form (89—92) abzutrennen, das folgende rp. gehört mit den als 20 anschliefsenden 4 rpp. zusammen (93—102). der anfang von 21 bildet einen durchgereimten vierzeiler (103—6), von dem das isolierte rp. (107. 108) abzutrennen ist. die richtige bedeutung von *sal* (106) hat Siebert festgestellt, der zwei belege aus Wolkenstein beibringt und einen aus einem volksliede, wozu noch ein beleg aus der Hätzlerin kommt DWb. VIII 1578. das volkslied weist wol den richtigen weg ins mittelniederländische; vgl. Verdam Mnl. hdwb. 507a unter *sale*: 'het lichaam: *des menschen zale*; de moederschoot van Maria; ock Maria zelve wordt *vercorne sale*, *edele sale* genoemd; *des herten sale*, het hart, het gemoed'. die anwendung auf den mutterschofs der Maria findet sich häufig in den meisterliedern des Hans Folz, *des herzen sal* im Wilhelm von Oesterreich 1873. im ganzen wird es sich um eine entlehnung aus dem vornehmen flämischen wortschatz handeln. — mit dem *reiet* der hs. kann ich dann freilich nichts anfangen: es wird wol *reichet* zu lesen sein. — als 22 und 23 folgen zwei ungewöhnliche vierzeiler (109—16) mit binnenreimen in den 1. und 3. zeilen und daktylen in den 2. zeilen. — 24 ist nur dreizeilig (117—19): die erste zeile gleich der der vorgehnden strophen mit binnenreim, dann eine halbzeile und schliefslich eine vagantenzeile. darauf 9 reimpaare (120—35), die strophen 25 bis 27 umfassend. von dem folgenden vierzeiler mit binnenreimen (136—39) sind die beiden letzten verse von strophe 28 abzutrennen, die wider eine reihe von vier rpp. (140—47) mit 29 eröffnen. über *meinel* s. meine Neidhart-studien s. 6. ebenso trenn ich die beiden letzten zeilen von dem anfang von 30 ab, der selbst zwei vierzeiler (148—55) mit daktylen bildet, und vereinige sie mit den ersten 6 zeilen von 31 zu vier reimpaaren (156—63). der schluss stellt einen vierzeiler dar (164—67) mit einer waise in der dritten zeile.

V. Vier aus langzeilen gebildete vierzeiler (1—16) eröffnen das gedicht. des dichters eigentliche ortskenntnis beginnt erst

bei Jerusalem, deswegen sind alle die vorhergenannten orte solche die er nur vom hörensagen kennt, und muss 1, 4 *nie* statt *wol* gelesen werden. bei *der Sitrian* (8) könnte man an die *Syrtica regio* denken: sonst weifs ich hier nichts beizubringen. — für 4, 1 (13) *cornetin* ist wol *Corradin* zu lesen, da sicher kein anderer als des dichters berühmter zeitgenosse sultan *Kerradin* gemeint ist. dass es sich bei *Thomas* (14) um *Damascus* handelt, hat Siebert gesehen; die schreibung mit *th* ist sicher nur dem schreiber zuzuschieben, der dabei an den apostel dachte. dass es sich bei *cornetal*, l *Gornetal* (18), um das *Ghòrtal* in Palastina handelt, hat Kuck erkannt. aus metrischen grunden werden wir *Jersalem* und *bekomen* zu lesen haben. *Enodie* (16) hat schon vdH. mit *Nicosia* identificiert, doch ist mir der ursprung der entstellung nicht verständlich — in 5 und 6, den beiden 6zeiligen strophen (17—28) die folgen, hat schon vdH. richtig erkannt, dass es sich bei *normanya* (17) um Armenien handeln muss: es ist deswegen wol *Ormanya* einzusetzen 5, 5 hat schon Siebert richtig *sragen* fur (21) *sagen* conjiciert. der *Vattan* (22) ist nach vdH. *Vatazes*, kaiser von Nicaea 1222—25, also zeitgenosse des dichters. 6, 2 hat der dichter (24), wie vdH. gesehen hat, die grafen von Montfort und Montferrat verwechselt aus metrischen gründen wird die form *Constinopel* (25) einzusetzen sein. die form *merfeun* ist auch in der Zimmerschen chronik I 27 zweimal belegt, wie einfaches *faiin* ebda I 28. uber die sage auf die angespielt wird, weifs ich nichts zu bemerken — es folgen wider drei vierzeiler aus langzeilen (29—40). die erste zeile (29) ist in klammer zu setzen, da die *Bulgarei* wie in Heinrichs vNeustadt Apollonius an die *waste Rumanei* stofst. für *kunis* wird *Kunja* zu lesen sein, d i. *Iconium* in *Rum* gleich Kleinasien. *Tanagran* (31) möchte Kück als *Donau-Gran* erklaren; doch, abgesehen von der unwahrscheinlichen lautlichen entwickelung, beklagen sich doch die Ungarn und die Russen gleichmäfsig uber die *Valwen*, d.i. die Kumanen, sodass sie noch vor ihrer ansiedelung in Ungarn im jahre 1239 in der Moldau sitzen mussen, von wo aus sie sowol den Ungarn als den Russen lastig werden konnten. — 9, 1 (37) ist aus metrischen grunden *dabi* zu streichen. 9, 3 (39) ist wol umzusetzen: *durch Artus ze Britanje ist Karidol genant* 9, 4 (40) uber diese herkunft der Wilzen gab es ein lied, das uns der Marner XV 268 bezeugt. — nun wider ein den obigen gleich gebauter sechszeiler (41—46). da Leon hier nicht mehr als selbständiges königreich mitzählt, scheint das gedicht zwischen 1230 und 1239, der aufnahme der Kumanen in Ungarn abgefasst zu sein ganz verlasslich ist ja freilich die geschichtskenntnis des dichters nicht, da doch wol (45) für *diu* zu lesen sein wird *driu richiu tal*, worunter wol nur die täler des Minho, Douro und Mandego verstanden sein konnen, was die alten grenzen der landschaft Portugal vor

der mitte des 12 jh.s voraussetzt. — 10, 3 (43) ist aus metrischen grunden *doch* zu streichen. — wider folgt ein vierzeiler aus langzeilen (47—50). für *gramyzun* hat Siebert *Granazûn* (48) vermutet, worunter kaum etwas anderes als Granada verstanden werden kann, was die situation mindestens vor 1246 voraussetzt, wo Granada sich der oberhoheit von Castilien unterwarf. die redensart der letzten zeilen variiert XII 4 (40): dort nur ähnlicher dem studentischen 'Konstanz ligt am Bodensee', hier mit leisem spott auf das kleinste der fünf königreiche. — es folgen 8 fünfzeilige strophen (51—85), vdH.s 12 bis 17 entsprechend. 12 ist doch offenbar gleich gebaut wie 13 und 14 und auch in 5 zeilen zu zerlegen. 15 zerfällt in zwei fünfzeilige strophen, in deren erster die letzte zeile ausgefallen ist, hingegen die zweite eine zeile zu viel hat: *der was ein helt vermezzen* wird zu streichen sein. 16 und 17 sind ebenso zu behandeln wie wir es bei 12 unternommen haben. dass es sich 13, 1 (56) bei *Oravil* um den bruder des Terramer handelt, hat Siebert gesehen, man wird deshalb besser *Arovil* lesen. das *sich* hinter *schuof* ist zu streichen und 13, 21 (57) *burgern* für *burgen* zu lesen. 13, 3 (58) ist *Waleis* metonymisch für held i.a. gebraucht wie schon I 91 (46). schon Siebert hat 13, 4 (59) richtig *Termis* für *turnis* vermutet. — 15, 2 (69) danach fehlt ein vers: ich vermute einen der den wunsch des spielmanns nach einem kleidergeschenk zum ausdruck bringt, ähnlich dem in dem sprüchlein vom lotterholz, etwa *ob man der guotin hate.* 15, 3 (71) hat Kück richtig das *von* vor *Tenemarke* eingesetzt. — 16, 1 (76) ist aus metrischen gründen wol *der helt ûz Peierlant* zu lesen. — nun zwei sechszeilige strophen: 18 und 19 (86—97). unter *Gunrun* (93) kann nicht etwa *Gurun*, der held des Herzmäre verstanden sein, da man hier einen weiblichen namen erwartet. da gibt es wol keinen andern als den, wie man bei Förstemann und RMüller Zs. 31, 86 sehen kann, sehr seltenen namen *Gundrûn*. wenn es sich hier auch wol um mitglieder der höfischen gesellschaft handelt, so kann doch nicht einerseits *Vivianz* mit einem decknamen genannt werden, den er sich wol beigelegt hat wie die freunde des Lichtensteiners, die dame aber mit ihrem würklichen namen. es muss sich also auch um einen namen aus der sagenwelt handeln. hiemit hätten wir also für die dreifsiger jahre des 13 jh.s eine oberdeutsche Gundrunsage belegt, womit nicht gesagt sein soll, dass diese mit unserer Gudrunsage identisch sei, da für deren heldin ja schon für das 12 jh. für Alemannien die form *Guterun*, für Baiern *Chuterun* etc. belegt ist, welche formen man kaum mit Schönbach Christentum und heldensage 157 auf die *Godrún* der nordischen Nibelungensage wird zurückführen dürfen. *Esclabarie* ist der name einer heidnischen stadt, die im Mort Aymon öfters vorkommt. man wird an irgendeine überlieferung denken müssen, derzufolge Vivians in *Esclabiure*

(94) gefangen war und von den damen gut behandelt, ja verhätschelt wurde, wie Willehalm in seiner gefangenschaft bei Tybalt. — für *parlure* (98), das würklich keinen sinn gibt, will Suolahti *palure* lesen wie in strophe 25 (129), und er wird damit wol das rechte treffen (Memoires de la société néophilologique de Helsingfors VI, 1917, s. 119), kaum aber damit, dass er es hier wie dort für einen weiblichen eigennamen nehmen will, was ich für ganz ausgeschlossen halte; vielmehr werden wir sehen, dass es an der zweiten stelle nichts als das nfr. *paleur* ist, was blasse bedeutet, und das muss wol auch hier gemeint sein. nach dem zusammenhang erwartet man einen satz, der etwas unmögliches bezeichnet: wenn die mühlstein tragen reben oder ähnliches. vielleicht kann man conjicieren *so vart sich mîn palure*: so färbt sich meine blasse. — die 20. strophe zerfällt in zwei verschieden gebaute vierzeiler (98—105). die zweite zeile (99) des regelmafsigen ersten vierzeilers möcht ich lesen *mitten kant der lande ein wunder*, da mir *der lande* durchaus notwendige ergänzung scheint, und die letzte zeile (101) *daz lant ze Palaker under*, da ich mit dem überlieferten *belagunde* gar nichts anfangen kann, und es sich meiner ansicht nach um das land *Palaker* oder *Palakers* handelt, in das nach der fortsetzung des Wartburgkrieges Dietrich von Bern durch Laurin entführt wird. von ihm kann man wol sagen, dass er sich das land durch sein freigebiges verhalten gegen den zwerg unterworfen habe; doch würde ich nicht wagen *Dieterich* für *Ermenrich* einzusetzen, da es sich bei unserem dichter leicht um absichtliche verschiebung handeln kann. — der zweite vierzeiler (102—5) hat verlängerte gerade zeilen mit dem erweiterten reim: *vant alleine : kant vil reine*. die erste zeile muss natürlich ergänzt werden *ez wart nie baz gestalt ein lip* wie 25, 3 (126) — es folgen nun wider zwei fünfzeiler (106—15) gleich den obigen, man muss nur strophe 21 richtig abteilen. ihr gedanke ist der besprochene: lassen wir die toten und wenden wir uns den lebendigen zu, und Rolands begleiter werden als kreuzritter anachronistisch als *die von Trâne* (109) bezeichnet, aber mit denen *von Brâbamane* kann ich gar nichts anfangen — 23 ist ein vierzeiler (116—19) mit daktylischen langzeilen, deren erste jedenfalls eine nachbildung von Walther 110, 21 *die vil reinen, die lieben, die guoten* das eingeschobene *vil* von Bastian bestätigend, und cäsurreimen in den beiden ersten zeilen. für *unsich* (117) muss aus metrischen gründen *uns* gelesen werden — 24 und 25 sind (120—29) fünf reimpaare 25, 2 *stehet* (125) ist wol in *stêhende* zu bessern. in der letzten zeile (129) ist wol *ane* zu ergänzen und die zeile mit enjambement zum folgenden zu ziehen: *ane palure ir munt brûn als ein rubîn*. — in der nächsten strophe (130—34) ist die form *adamaste* für *adamas* kaum glaublich und schon gar nicht einzusehen, was das für eine diamantene kehle sein soll.

ich glaube, dass es heifsen muss (132) *ir herze was adamantîn,* und dass damit ein regelrechter vierzeiler hergestellt ist. — 27 ist wol abgesehen von der abzutrennenden letzten zeile als sechszeilige strophe (134—39) herzustellen: ich möchte (134) *schärpher* erganzen, um einen reim auf *harpher* zu gewinnen, und von scharfen flötenbläsern sprechen wie man von scharfen tönen spricht: *wa nu scharpher flouter härpher, dar zuo tambûrære? gegen der guoten wol gemuoten, diu ist so froudenbære!* die abgetrennte letzte zeile (140) wäre dann mit der nächsten strophe zu vereinigen zu einer fünfzeiligen strophe. das *trumbûnære* verlangt dann *lære* in der letzten zeile (144) als reimwort: für das uberlieferte *gerne* vermut ich dann *gerner*, was wider den sinn ergäbe der abwendung von den toten zu den lebenden: ich hatte die obige liste noch fortsetzen können, doch würde es euch zu viel, wenn ich weiter die beinhäuser leeren wollte. — aus metrischen gründen les ich (149) *hei* für *heia* und streiche (150) das überflüssige *wesen*. das letzte *heia nu hei* (153) möcht ich als alleinstehnden ausruf von der letzten strophe abtrennen.

VI. Das gedicht beginnt mit drei dreizeiligen durchgereimten strophen (1—9). es folgen 32 regelmäfsige vierzeiler (10—137), dann 5 reimpaare (138—47) und zum schluss ein vierzeiler mit langzeilen (148—51). — 6, 3 (20) ist wol *wé* am anfang zu ergänzen. — 7, 3 (24) für *erbes* hat Siebert überzeugend *erben* vorgeschlagen. — 8, 4 (29) muss *êren* für *riche* gesetzt werden, das dem schreiber in die feder kam, weil er an den bewerber um die konigskrone denkt. — 9, 1 (30) ist wol *ir* vor *aller* zu ergänzen: für *schar* hat schon vdH. richtig *schal* gelesen. — 14, 1 (50) muss wol mit Siebert *der tugent* für *des milte* gelesen werden. — 15, 2 (54) hat Oehlke *si was ie* für *sie ist iemer* vorgeschlagen, wegen des vorhergehnden präteritums *wankte*, aber besser ändert man dieses in *wanket* und bleibt sonst bei dem überlieferten: hingegen muss im reim *niuwe* für *triuwe* eingesetzt werden, schon weil der rührende reim unerträglich wäre. — 16, 1 (58) ist *ein* aus metrischen gründen zu streichen. — 17, 4 (65) ist der wunsch, dass der knabe ein guter ritter werde, der typische, daher *riter* für *rihter* zu lesen. — 19 (70—74) ist sicher verderbt, und sowol Oehlke wie Siebert haben den sinn richtig hergestellt, sind dabei aber zu weit von der überlieferung abgewichen: ich lese: *alsô der junge fürste hât, Dietrich uz Duringenlande: Albrecht vil richez lop ûf gât: gebrüeder âne schande.* dabei sind nur die reimworte *wert : gert* in *hât : gât* geändert und der name *Dietrich* für das *d' selbe* der hs. eingesetzt. — 24, 3 (93) hat Oehlke schon die notwendige änderung des *truok* in *empfie* vorgenommen. — 26, 3 (100) ist in klammer zu setzen und *kleine* für *kleinen* zu lesen. — 27, 1 (102) muss mit enjambement an die vorhergehnde strophe angeschlossen und (103)

und für *an* gelesen werden. — 31, 3 (120) wird für *uns fride* eher *unfride* zu lesen sein. — die letzten vier als vierzeilige strophe abzutrennenden zeilen (148—51) stell ich nach Kück her, nur dass ich in der ersten zeile *suez sin wort* für *süeze wort* vorschlage. dann setzt Kück *hie und dort* vor *baz* ein und list *helfe got* statt *hilfet*. das gedicht ist hier wol noch nicht zu ende, da in der hs. nach diesem 8 zeilen frei gelassen sind; doch besteht der witz dieses schlusses eben darin, dass als der einzige fürst, der wert wäre die deutsche königskrone zu tragen, die gesamtheit der damen genannt wird, sodass das fehlende wol nichts wesentlich neues gebracht hätte.

VII Damit die stollen sich entsprechen, muss in der ersten strophe in der siebenten zeile *ungezalt* für *uberal* und in der gleichen zeile der zweiten strophe *not* statt *wi* gelesen werden 1, 9 *al* für *alle*. — 2, 6 (20) *liehtiu* stat *liehte*. — 2, 10 (24) und 3, 2 (30) hat Siebert mit recht *so* vor *wol* und *schone* eingesetzt, vgl. XI, 4 (41). in der letzten zeile (42) der dritten strophe bessert vdH. das überlieferte *ungemeinet* in *ungemeiner*; ich würde eher *ungemeinter* setzen, *ungemeinet* heifst unerwartet. Volksbuch von herzog Ernst Bartsch 232, 21 *ungemainte botschaft*.

VIII 2, 1 (11) vdH. bessert das überlieferte *helfent* in *helfet*, näher ligt adhortatives *helfen*. 2, 5 (15) mit dem überlieferten *d' blanken* und *er roten* kann ich nichts anfangen. allenfalls könnte man lesen: *mehte ich die blanken machen brún, die róten grís*, könnte ich die weifsharigen wider braun machen und die rotharigen zu grauharigen machen. doch kann ich nicht sagen, dass mich das sehr befriedigt. — 3, 3 (27) *ei* ist wol für das überlieferte *e* zu setzen.

IX. Die zeilen 13. 14 gehören nicht hierher: sie sind von dem schreiber dem vorhergehnden gedichte entlehnt, um eine lücke auszufüllen. ebenso hat er 3, 3 (41) aus 2, 7 (29) ergänzt. endlich hat er 3, 8 (45) *durch minne* für *durch prís* aus dem vorhergehnden gedicht VIII 2 (18) entnommen. wir haben dann hier und 2, 3 (25) einen binnenreim, den an den entsprechenden stellen einzusetzen verlocken könnte; (7) wäre leicht *an den Sant* für *ze Nuerenberc* einzusetzen. (29) *dar* für *er*. — 1, 7 *bin von Provenze*, das *von* hat Kück mit recht eingesetzt. im refrain ist wahrscheinlich *jo* für *ja* und *wafeno* für *wafena* einzusetzen, sodass ein reim auf *só : fró* entsteht. 2, 12 (34) *schulde* versteh ich nicht. ich vermute *dulde*, wofür man die bedeutung aufschub wie bei *geduld* ansetzen darf. — 3, 1 (39) die hs. hat *ein boumstam*, wofür vdH. *ein boum stat* einsetzt, aber das nachgesetzte *groz* passt dann auch nicht. hier muss der fehler liegen und in diesem *gros* der hs. ein verbum stecken. wie ich

glaube, handelt es sich um einen der wahrsagenden bäume, die Alexander in Indien findet. es wird also ein verbum erwartet, das sprechen oder schwätzen bedeutet: also *grâzt* oder *gruozt*? aus metrischen gründen muss in der letzten zeile (53) nach *hei* ein *und* und vor *wære* ein *ir* ergänzt werden.

X. 1, 8 hat vdH. richtig das *ich* eingesetzt und 9 das *uf* gestrichen. — 2, 9 (26) hat Bartsch schon richtig *vertæt* für *vertete* eingesetzt. — 3, 3 (33) setzt Bartsch für das *irn* der hs. aus metrischen gründen *iren* ein: ich glaube aber nicht, dass wir dem oberdeutschen dichter schon das flectierte *ir* zutrauen dürfen, möchte also *ir* schreiben und die fehlende silbe durch einschub eines *gihts* hinter *dar zuo* ersetzen. 3, 6 (36) setzt Bartsch aus metrischen gründen *gebringen* für *bringen* ein, was nach dem hilfsverbum ja ganz berechtigt ist.

XI. 1, 1 ist *wihennahten* für *winnahten* zu lesen. 1, 7 hat schon vdH. richtig *wange* für *wengel* eingesetzt. 1, 10 *sich schrecken* mit umlauts-*e* und *schrecken* mit brechungs-*e*, beide schwache verben, bedeuten gleichmäfsig springen, hüpfen. — 2, 1 (13) aus metrischen gründen wird *vil* vor *guotez* zu ergänzen sein. 2, 6 (18) für das *kelli* der alemannischen hs. ist natürlich *kellin* zu schreiben. 2, 9 (21) das *dine* der hs. wird aus metrischen gründen nicht in *dîniu*, sondern in *dîn* zu ändern sein. 2, 11 (23) das *sitrli*, an dem Siebert herumratselt, wird sicher mit Lexer in *sitzlin* zu bessern sein: sie soll so hoch springen, dass es sichtbar wird. — 3, 1 (25) möcht ich in klammer setzen und das *ab'* der hs. in *über* ändern. ich versteh dann: nun lacht über die art meiner liebkosung; wenn ich meiner liebsten entgegentanze, werfe ich sie so in die höhe, dass ihr die schuhe von den füfsen fliegen. dieses in die höhe schleudern der mädchen ist ja noch heute für den bauerntanz bezeichnend. es ist also 3, 2 (26) das komma hinter *so* zu setzen. 3, 8 (32) hat schon vdH. aus metrischen gründen das *en* vor *hat* eingesetzt. 3, 11 (35) auch hier wird wol *sitzlin* zu lesen und der reim als *gedrollen : rollen* anzunehmen sein. 3, 12 (36) ist für das *swo* der hs. wol *swes* zu setzen. — 4, 9 (46) zieh ich aus metrischen gründen *lâzet* dem überlieferten *lat* vor, streiche das komma nach *slichen* und lese *die schœnen* für das überlieferte *d'*. vor *richen* hat (48) Siebert richtig *tiutschen* ergänzt.

XII. 1, 2 ist *hêt* wie öfters für das überlieferte *hat* zu schreiben, da der dichter sicher die form *hâte* für das präteritum nicht kennt. 6 stellt Siebert aus metrischen gründen um: *der ê von rehte mir entweich.* — 2, 3 (13) list Siebert richtig *wold ê* für das *wolde* der hs. 2, 5 (15) ist *beror* für *bi vor* zu lesen. 2, 7 (17) für *erkande* aus metrischen gründen *kande.* — 3, 3

(23) Bartsch setzt *her* vor *Conrat* ein und bessert 3, 5 (25) *der* in *her*. nach 3, 6 (26) fehlen offenbar zwei zeilen. — 4, 2 (32) gemeint könnte Arezzo oder Reggio in Emilia sein, die *Rezze* genannt werden, wofür Matthias Die geographische nomenclatur Italiens im altdeutschen schrifttum, Leipzig 1912 viele belege bringt, aber nirgends findet sich ein fluss, der der *Tuser* entspräche. es kann nun wol auch Reggio in Calabria sein, und wie der dort ins meer fallende bach heifst, hab ich nicht constatieren können. den kreuzfahrern mag aber der name wol bekannt gewesen sein. 4, 3 (33) für *rose* setzt vdH überzeugend *Ise* und erklärt den namen als die *Isere*. 4, 5 (35) aus metrischen gründen wird die ja schon altbelegte form *Heilbrunnen* zu schreiben sein. 4, 6 (36) *der* ergänzt Kuck vor *Sahsen*. 4, 7 (37) *ver* muss, da es sich um ein land handelt, durch *durch* ersetzt werden.

XIII 1, 1 auf dem 'gefilde' wird nicht 'gebeizt', es ist deswegen *erbeizen* zu lesen. 1, 6 les ich *du andern ritent schouwen (der froude ist mir zerunnen) daz hanelen bi den frouwen.* Bartsch list *da hanelet man bi frouwen*, die hs. *de hannet man bi den fr.* 1, 9 für das *beisse* der hss muss *birse* gelesen werden, da man mit windhunden nicht *beizen* kann. 1, 10 hat Bartsch schon richtig *gejagen* für das *gelage* der hs gesetzt. 1, 11 Bartsch setzt *mich ouch niht* um für *ouch mich niht*. 1, 12 die zeile beginnt mit *man*, wofür schon vdH. richtig *mich* conjiciert hat. — 2, 1 (12) der reim lautet *man : anderswan*, aber mit letzterem wort kann ich nichts anfangen, da man unbedingt *anderswâ* erwartet. man muss also *krâ* für *man* einsetzen: das unstäte wesen der krähe ist sprichwörtlich, vgl. *der stil sitzender krâ dorret snabel unde klâ* GA IX 179. natürlich muss dann das folgende relativum *der* in *diu* geändert werden. 2, 10 (17) die hs. hat *gefure*, weshalb die herausgeber *gefuere* schreiben. der sinn verlangt aber *gefuore*, ernähre. 2, 11 (18) setz ich *wirte* für *liuten* und aus metrischen gründen *brûtgewande* für *gewande*, da ich mich mit Bartschs *snödeme* nicht befreunden kann, und es sich doch offenbar um die parabel von dem gaste handelt, der keine 'nuptialis vestis' hat, Matthaeus 22, 11 ff. und der deswegen in die finsternis geschickt wird, wo da ist heulen und zähneklappern. so les ich in der nächsten zeile denn auch *gekunt* für *kunt*, was auch metrisch erforderlich, ebenso wie *wirdet* für *wirt*. — 3, 3 (24) ist *krech* für *kriede* zu setzen, da sonst das wortspiel verwischt wird zwischen dem namen der insel Kreta und dem glauben, dem 'crede', wie es etwa im Seifrid Helbling genannt wird, s. Mhd. Wb. I 878. in der vorletzten zeile der dritten strophe (32) hat schon Siebert richtig *in* für *in* eingesetzt. — 4, 12 (41) ändern die herausgeber das überlieferte *ek* in *smak*, aber die widerholung des gleichen wortes wäre lästig,

und *ak* kommt auch sonst vor: Ammenhausens Schachzabelbuch 3480; Grofser Alexander der Wernigeroder hs. 3594. 3624, und bedeutet einen schlechten geruch vielleicht sollten *smak* und *ak* umgesetzt werden, vielleicht ist aber auch der widerspruch beabsichtigt: den duft der schiffsjauche würde ich gerne eintauschen gegen den gestank der rosen. — 5, 8 (48) *arsiure* für *arsale* hat schon Bartsch erkannt, den *kriec* Siebert richtig mit dem *grego* bei Wolkenstein, dem 'vento greco' der Italiener zusammengebracht, und (52) *der Norden und der Mezzot* verbessert aus *ro norte krmt d' mezzol.* in der letzten zeile (55) list schon vdH. richtig *halt* für *halp*.

XIV. 1. 'Auf die weltlichen fürsten machten weder diese allgemeinen schreiben noch andere eindruck, welche an die einzelnen gerichtet waren, mehr würkten 25 000, oder wie andere wollen, 50 000 mark, welche Innocenz ... über Venedig durch anweisungen oder wechsel nach Deutschland sandte. hiemit bezahlte und gewann der landgraf (Heinrich Raspe) manchen edlen' Raumer Geschichte der Hohenstaufen III 103. nach Pfaffs abdruck hat die hs. 1, 7 *runde*, und so ist jedenfalls für vdH.s *runde* zu lesen, das *den* vor *der* aus metrischen gründen zu streichen. 1, 9 hat vdH. schon richtig *sprich* für *sich* conjiciert: nach *wol* ist aus metrischen gründen *wan daz* einzuschieben, ebenso wie 2, 9 (18) ein versfufs hinter *pfant* zu ergänzen ist, etwa *ové*, was freilich einen binnenreim ohne absicht ergabe. — 2, 2 (11) wol mit unrecht meint Siebert, dass der Tannhäuser hier selbst ein eingestandnis seiner formalen unzulänglichkeit mache. es heifst aber wol nichts anderes als: ich kann jetzt nicht ordentlich singen, weil ich schlechter stimmung bin: wenn ich geld hätte, wär ich gut gelaunt und könnte neue melodien finden. 2, 4 (13) das *verrer vñ baz* der hs. versteh ich nicht, ich würde *wol und verre baz* einsetzen. 2, 8 (17) hier steckt ein witz, der sich vielleicht auf eine scandalgeschichte, die im kreise der zuhorer spielte, bezieht. das komma nach *muoter* ist zu streichen. — 3, 3 (21) *ich daz* ist umzustellen: *daz ich*. 3, 7 (25) den wein denkt er ja nicht zu verpfänden, sondern zu trinken: es ist deshalb *swenden* zu setzen. — 5, 1 (37) *het* als präteritum für *hat* einzusetzen. — 5, 5 (41) vdH. hat richtig *ich* nach *ob* eingesetzt. es wird davor wol aus metrischen gründen noch *niht* einzusetzen sein.

XV. 2, 7 (23) wol *bi der linden* für *bi den l.* 2, 12 (28) bessert Siebert *vil leider nu alsô* und 2, 14 (30) *der wirdet*.

Bern. **S. Singer.**

DULCEFLORIE UND HERZOG FRIEDRICH.

Als ich in der Palästra bd. 119 die mhd. novellen vom minnekauf und -rückkauf untersuchte, übersah ich für die älteste von ihnen, die 'Dulceflorie', dass schon Gervinus Gesch. der d. dichtung ⁵II 53 f auf ihre nahen beziehungen zum schwedischen 'Hertig Fredrik af Normandi' hingewiesen hatte. August Lütjens umsichtige arbeit 'Herzog Friedrich von der Normandie' (München 1912) war damals noch nicht erschienen. ich möchte nun einiges, was die composition des H. Fr. und sein verhältnis zur D. betrifft, schärfer herauszuarbeiten.

Die deutlichen beziehungen zwischen beiden gedichten zeigen sich am wenigsten in wörtlichen anklängen. was vielleicht im deutschen H. Fr. noch im wortlaut an die D. erinnerte, ist bei der übersetzung ins schwedische verloren gegangen. erwähnen könnte man höchstens die ähnlichkeit im gedankengang von H. Fr. 2007—2012 mit D. 920 ff (I) und dass H. Fr. im eingange (v. 30 ff) den fürsten der Normandie ähnlich preist wie D. 14 ff. 194 ff (II)[1].

Die wichtigsten weiteren übereinstimmenden motive beider gedichte sind: ein könig hält seine schöne tochter Florie bezw. Dulciflorie (III) in einem turme verborgen (IV). sie wird nur von frauen bedient, die unter dem befehl einer *meisterinne* stehn (zu D. 129 *Mit zwein betageten wiben* vgl. H. Fr. 2014 *Ok ther til andra fruor twa*) (V); sonst darf sie niemand sehen außer ihm und seiner gemahlin (VI). ein ritter dringt zu ihr (VII) bei einer gelegenheit, die sich dadurch bietet, dass dem mädchen essen gebracht bezw. bereitet wird (VIII). das mädchen wird von seiner meisterin geschlagen. aber dadurch erreicht der verführer nur um so besser sein ziel (IX); die jungfrau fordert ihn sogar noch ausdrücklich auf, zu nehmen, was er wünsche (X). das liebesabenteuer endet mit einer fröhlichen hochzeit (XI), und der vater des mädchens überträgt land und herschaft seinem schwiegersohne (XII). dieser ist im H. Fr. herzog der Normandie, während in der D. der schwiegervater könig der Normandie ist (XIII)[2].

Lütjens fasst nun nur zwei möglichkeiten ins auge: der H. Fr. hat die D. benutzt oder umgekehrt. er entscheidet sich für die erstere und meint: 'complicierterere verhältnisse werden

[1] ein merkwürdiges spiel des zufalls ist, dass das 'Häslein' nach den entsprechenden versen 21—23 eine jagd mit hunden schildert, genau wie der H. F.

[2] die motive VIII und IX fallen in der D. in die lücke v. 327—48 und 461—909, finden sich aber VIII in der Grue und dem Heron, IX in Grue, Heron, Sperber und Häslein. das motiv X findet sich nur im Sperber und Häslein, fehlt aber in der D.; doch deutete ich schon aao. s. 147 anm. 1 an, dass daran vielleicht nur die schlechte überlieferung schuld ist.

kaum vorliegen' ich glaube, er hat das richtige getroffen. man könnte an eine gemeinsame quelle für H. Fr. und die D. denken, wenn man erwägt, dass motiv X in der D. fehlt (siehe anm.!), dass H. Fr. wie die afrz. fabliaux die geburt des mädchens nicht schildert und dass H. Fr. und Häslein nach dem eingange, der den fursten der Normandie preist, von einer jagd mit hunden berichten. alle drei gründe sind durchaus nicht stichhaltig; versuchen wir einmal, die gemeinsame quelle Q genauer zu erfassen:

Wenn in Q die verführung des mädchens anders geschah, als es die Sperbernovellen berichten, so wies Q die motive II, IV, V, VII—X auf, die auch den Sperbererzählungen, etwa der quelle X der drei deutschen novellen (vgl Niewöhner aao. s. 169 f.) zukommen. gerade dieser vielen übereinstimmungen wegen hätte dann die von X abhängige D. auch Q benutzt, um ihm vor allem die motive III, XI—XIII zu entlehnen. der übereinstimmungen zwischen X und Q sind aber zu viele, als dass ich an einen solchen zufall glauben kann.

Viel wahrscheinlicher ist, dass Q schon die Sperbernovelle enthielt. daneben muss Q aber auch die motive III, XI—XIII aufgewiesen haben[1], mit andern worten: Q gleicht der D. aufs haar. die quelle des H. Fr. kann von der geburt des madchens erzahlt haben; der dichter des H. Fr. muste dies motiv beseitigen, da es ihm in die composition seines romans gar nicht hineinpasst. die quelle des H. Fr. braucht nichts von einer jagd berichtet zu haben; dass der dichter des H. Fr. und der des Häsleins beide auf denselben zug verfielen, braucht nicht wunder zu nehmen; für einen artusroman ist es ja fast selbstverständlich, dass ein jagdritt oder ein spaziergang die einleitung all seiner abenteuer bildet. wir sind also vollauf berechtigt, die D. selbst als quelle des H. Fr. zu betrachten.

Ein wort über die verse H. Fr. 3201—03: *Thenne bok ther ij hor hóra Henne lot kesar Otte gøra Ok rænda aff valsko ij thyzt maal.* Lutjens macht wahrscheinlich, dass der deutsche H. Fr. gegen 1250 unter benutzung deutscher quellen gedichtet ist. demnach ist ihm die erwähnung des *valsko* nur fiction und in *kesar Otte* erblickt er Otto das Kind von Braunschweig. seine auffassung ist durchaus moglich. unmöglich ist aber auch nicht, dass die notiz wortlich richtig ist. wenn auch kaiser Otto IV. bei seinem bewegten leben wenig sinn für litterarische bestrebungen gehabt haben mag[2], so kann er bei seinen reichen be-

[1] warum hat der H. Fr. nur die namen *Normandie* und *Florie* ubernommen und nicht auch *Confortin* und *Crisante*? ist es ein zufall, dass in meinem texte neben allen versen, die diese beiden namen enthalten, fragezeichen stehn? v. 194—207 ist sicher manches nicht in ordnung; 111—12: *Sin des landes herre, Mit sînen vründen gerne?* 936—37 zu tilgen und 935:38 *willen : versinnen?*

[2] diese zeilen sind 1914 geschrieben; heute wurde ich sie in

ziehungen zu Frankreich und den ländern am Rhein wol eine (deutsche oder französische) Sperberbearbeitung kennen gelernt und durch ein hingeworfenes wort die D veranlasst haben, deren eingangsverse verloren sind [1]. dass die erwähnung seines namens aus der D. in den H. Fr. übergieng, kann uns nicht wundern, nachdem wir die bedeutung gerade des D. für den H. Fr. kennen.

Wenn Eufemia nach Lütjens annahme durch verwantschaftliche beziehungen darauf kam, gerade den H. Fr. ins schwedische übersetzen zu lassen, so ändert sich daran nicht viel, sobald man statt Ottos des kindes seinen oheim Otto IV. ins auge fasst. Braunschweig könnte deswegen doch die wiege des H. Fr. sein.

Der dichter des H. Fr. baut sein werk zusammen aus den verschiedenartigsten elementen, die er im großen und ganzen gut zu vereinigen weiß. und was sich an unebenem, unmotiviertem, zu locker gefügtem in dem gedichte zeigt, das findet seine erklärung, sobald man die composition des romanes genetisch zu begreifen sucht. der dichter gieng aus von der Dulciflorie: anfang und ende des H. Fr., sowie die eigentliche brautwerbungsgeschichte sind aus ihr entlehnt. die sperbernovelle selbst aber mochte der dichter der unvermeidlichen derbheiten wegen in seinen höfischen roman nicht übernehmen; von ihr blieben also nur einige untergeordnete motive VIII—X stehn. statt dass das mädchen den freier um des sperbers willen einlässt, dringt er kraft des wunderringes zu ihr. dies motiv des ringes gibt den anstoß für die eigene tätigkeit des dichters. Hartmanns Iwein bot ihm, dass Lunetes mannen nach dem unsichtbaren eindringling suchen. vor allem aber drängt es den dichter, vom wunderring mehr zu erzählen. ein guter ring hat mehr als eine tugend und wird auch nicht auf der straße gefunden. so beginnt der dichter motive zusammenzusuchen, vor allem aus Hartmanns Erec, Ulrichs Lanzelet und einer bearbeitung des presbyterbriefes. dadurch wird der rahmen der brautwerbungsgeschichte gesprengt; am schlusse aber nimmt der autor trotz aller abschweifung diese haupthandlung wider auf und berichtet von fröhlicher hochzeit und übertragung der herschaft an den freier.

Die Dulciflorie ist demnach nicht eins der vielen werke aus denen der dichter des Herzog Friedrich schöpfte, sondern dasjenige dem er den plan zu seinem werke verdankt.

Ueber die herkunft der rahmenerzählung der Dulciflorie lehrt uns aber der Herzog Friedrich von der Normandie nichts.

[1] diese verbindung bringen mit E.Schröders recension von Lütjens (GGA 1916 n. 12; vgl. auch seine bemerkung Rittermären[2] s. 12 n 4. [illegible] der dichter der D. hatte die deutsche Sperbernovelle X zu rate gezogen, die sich in der vorrede als aus dem französischen übersetzt bezeichnete (vgl. Niewöhner aao. s. 109)

H. Niewöhner.

STRAFEN. Das aus unserer sprache gar nicht mehr fortzudenkende wort ist ausschliefslich hochdeutsch und taucht erst zögernd, wie es nach dem seltenen vorkommen scheint, um 1200 auf: Hartm. Gottfr. Wolfr., weiter Athis Nibl. Kl. KvHeimesfurt geben die fruhesten belege für das verbum, das daraus gefolgerte subst. ist zufruhest im Alphart bezeugt. *s t r â f e n* aber löst zeitlich *r e f s e n* derart ab, dass dies fast genau da schwindet wo jenes auftritt: in Hartmanns Büchlein 985 und 1093 haben wir noch beide neben einander. weiterhin finden wir für *refsen* (*berefsen*) nur nachzügler bei Otto II vFreising, Freidank, RvEms, HvLangenstein u. im Passional. die hss. zu Kchr. 1280. 2267. 3083. 9165. 13528 zeigen überall den neuen concurrenten, den WGrimm Freid. 80, 21 mit unrecht in die 2 aufl. eindringen liefs.

Den untergang des älteren wortes haben ausschliefslich eufonische gründe herbeigeführt, die auch mehrfach die veranlassung zu sprossformen wurden. *r e s p e n* (*berespen*) zeigt denselben ubergang *fs* > *sp* wie *wefse* > *wespe* (wo man wahrhaftig nicht zum latein zu greifen braucht). — besonders anstöfsig war die lautgruppe *fst* des prät. (s. LWolff Studien über die dreiconsonanz s. 86): schon Otfr. V 16, 12 hat die hs. P *raft* neben V *rafst*, ebenso Rol. 10, 22 *rafte*, Lit. S. 868 *berefte*; ob darum schon für das 12 jh. ein präs. *reffen* anzusetzen ist (s. zu MSDkm. XL 4, 19), scheint mir zweifelhaft: die beispiele Rol. 256, 14 und Lit. S 160 sehen wie verlesungen aus. gesichert ist *r e f f e n* besser als durch den reimbeleg *berefte : krefte* j Tit. 4096 durch ein urk. zeugnis von 1312 bei Lexer s v. *reffen* und Schmeller-Fr. II 66.

Neben *respen* und *reffen* wag ich nun auch *s t r â f e n* als eine dritte sprossform von *r e f s e n* hinzustellen. das schwierige prät. *rafste* konnte als *srafte* 'versprochen' werden, und dies muste sich alsbald in *strafte* umsetzen: aus *strafte* aber liefs sich sowol ein präs. *straffen*[1] wie ein präs. *strâfen* folgern (vgl. *zâfen*, *zâfte* u. *zafte*). nachdem die entwickelung soweit gefestigt war: präs. *strâfen*, prät *strâfte*, stieg das neue wort aus mundartlicher verborgenheit an das licht der litteratur empor, eben als das immer mehr als unbequem empfundene *refsen*, *rafste* ganz zurückgedrängt war und ein neues strafrecht seiner dringend benötigte. es übernahm alle functionen von *refsen* (Graff III 501): in erster linie 'corripere, increpare, objurgare', dann aber auch 'castigare, percutere' (vgl. Exodus 281 *rafst in mit slegen*, Rol. 32, 4 *gerefsen ... mit ... swerten*) und es erweiterte beständig sein gebiet, indem es auch andere wörter ganz (*wîzegen*, *wîze*) oder teilweise (*rechen*, *râche*) beerbte.

E. S.

[1] dass ein solches beim Teichner reichlich bezeugt ist (Weinhold Mhd. gr. [illegible]), darauf leg ich naturlich keinen wert, denn der Teichner hat auch *slaffen*.

WALTHERIANA.

I WEITERE BRUCHSTÜCKE DER WOLFENBÜTTLER HANDSCHRIFT U.

Die im folgenden abgedruckten bruchstücke wurden von dem director der Landesbibliothek zu Wolfenbüttel, herrn dr Otto Lerche, im amtsschreibtisch seines vorgängers Milchsack nebst einer von diesem herrührenden, die leichter lesbaren partieen umfassenden abschrift ohne vermerk über ihre herkunft aufgefunden. er schickte sie an Edward Schröder, der sie mir zur veröffentlichung überliefs, wofür ihm auch hier herzlich gedankt sei. ebenso bin ich dem director der Münchener Staatsbibliothek, herrn dr Leidinger, zu grofsem dank verpflichtet: er hat mir einige zweifelhafte lesungen bestätigt und mich bezüglich der photographischen aufnahme der blättchen an hrn P. Raphael Koegel gewiesen. dieser hat durch aufnahme mit ultravioletten strahlen bilder erzielt, die mehrfach weit deutlicher und fast überall angenehmer lesbar sind als das original. ich kann nur dringend raten, sich zwecks aufnahme schlechterhaltener handschriften an ihn zu wenden: was er leistet, grenzt ans wunderbare. eine copie seiner bilder hab ich der Wolfenbüttler bibliothek überlassen, zugleich als bescheidenes zeichen meines dankes für die lange zeit, die ich die bruchstücke behalten durfte wie für die übersendung der von ihrem früheren oberbibliothekar vHeinemann in dieser Zs. 32, 87f veröffentlichten reste der Waltherhs. w. bei nachprüfung meiner lesungen sind diese photographischen copien unbedingt mit heranzuziehen.

Die vier blättchen (α—δ), aus denen der neue fund besteht, bilden ein zusammenhängendes ganze (1). sie bieten die vorderseite (r) und rückseite (v) einer pergamenths. vom ende des XIII jh.s. nach millimetern gemessen ist blatt α 55 breit, 39 hoch, β oben 42, unten 50 breit und 38 hoch, γ 54 breit, 39 hoch, δ 53 breit, 32 hoch [1]. die gesamthöhe ergibt also 148, doch mag die hs. vor dem zerschneiden leicht 155 hoch gewesen sein. die höhe des schriftfeldes ist etwa 102. seine breite lässt

[1] die zahlen für die breite stimmen nur ungefähr, da der rechte wie der linke rand nicht senkrecht beschnitten ist, sondern unregelmäfsig abgerissen, sodass die breite der einzelnen zeilen etwas schwankt. meine ergänzungen tragen dem überall rechnung.

sich nur ungefähr berechnen: sie mag 76—80 betragen haben. der obere schriftfreie rand ist jetzt 15 hoch, der untere 27. die verse sind fortlaufend geschrieben, aber (meist) durch reimpuncte getrennt. reste der wagrechten liniierung mit tinte sind an einzelnen stellen noch deutlich, die senkrechte ist mit den rändern verloren gegangen. der beginn einer strophe wird durch initialen bezeichnet, der beginn eines neuen tones durch rote initiale sowie durch stellung am zeilenanfang, sodass der schluss des vorhergehnden tones nur einen teil seiner zeile ausfüllt, während der rest der zeile leer bleibt. die stropheninitialen waren wol abwechselnd rot und blau (ev. grün) gemalt: nur die beständigere rote farbe hat sich gehalten. bei dieser annahme erklärt es sich ungezwungen, dass die initialen bald sichtbar sind, bald nicht. so erscheint auf bl. 1ʳ in z. 4 *I* (weggeschnitten), 10 *E* (neuer ton, weggeschnitten), 13 *V* rot, 17 *I* verblasst, also blau, 21 *A* rot; bl. 1ᵛ 4 *I* (neuer ton, weggeschnitten), 9 *I* (weggeschnitten), 15 *V* rot, 21 *W* verblasst, also blau. die initialen zu beginn eines neuen tones reichten wol in die folgende zeile hinab, sonst wäre auf bl. 1ʳ z. 11 *mí* auffallend wenig für den weggeschnittenen raum. auf jeder seite stehn 21 zeilen. die schriftzüge gleichen von allen in Petzet-Glaunings Schrifttafeln widergegebenen am meisten denen der Benedictinerregel auf tafel XXVI A.

Die hs. der das blatt entstammt, ist aus einer *E-quelle geflossen. das ergibt sich schon aus der folgenden tabelle, die eine übersicht über die sonstige überlieferung der hier enthaltenen strophen gewährt und der die zählung in Lachmanns ausgabe beigegeben ist. unsere bruchstücke bezeichne ich darin vorläufig mit hs.

hs.	A	B	C	E	F	Lachm.
1	Niune 40. 41		415	99		117, 36 aufgesang und 118, 5 abgesang
2			416	100		118, 18
3						
4						
5						
6						
7	57		196	101		56, 14
8	5-		197	102		56, 22
9	60		200	103		56, 38
10	61		198	104		57, 7

Die reihenfolge unserer hs. ist also ganz dieselbe wie in E, nur dass die strophen 4—7 aus unbekannter quelle eingeschoben sind. wie in E (und C) ist ferner der aufgesang von 117, 36 mit dem abgesang von 118, 5 zu éiner strophe zusammengezogen. wie in E ist auch der vers 57, 7 gestaltet. dies mag einstweilen genügen, um unsere hs. mit E auf éine quelle zurückzuführen.

Sucht man in der uns bekannten überlieferung nach einer anknüpfung, so bietet sich ungezwungen U dar: auch hier die gleiche strophenfolge wie in E, auch hier in lesarten nahe verwantschaft mit E gegen A und BC, auch hier einschube aus sonst unbekannter quelle, s. Zarncke Sächs. sitzungsberichte phil. hist. cl. 1883, s. 11 ff des sonderabzuges; Braune PBBeitr. 11, 189 ff. ebenso stimmt die aufsere einrichtung überein: liniierung, 21 zeilen auf jeder seite, wechsel von roten und blauen stropheninitialen, gröfsere toninitialen, stets zu beginn einer neuen zeile. auch der schriftspiegel hatte gleichen umfang und das gesamtformat kann gleich gewesen sein. schliefslich stimmt die orthographie und das system der abkürzungen überein. bezuglich der ersteren verweis ich auf einige puncte: a) consonantismus: beide haben im anlaut *u* und *v* promiscue (aber nie *f*), beide schreiben überwiegend *k-* (hs. 3 mal, daneben vor *e* einmal *kheren*), U immer aufser vor *l*, wo schwanken zwischen *kl-* und *cl-* (beispiele vor *e* kommen nicht vor); beide schwanken zwischen ausl. *b* und *p*; zu *lotich* stellt sich in U das ausl. *-ch* in *minnichlichen*, *wunnichlichen*, *ewichl.*, *ungenadech* (daneben *unſaelec*): dem *s'tirbet* der hs. entspricht *s'terbet* in U; *ſcone* und *ſchone* in beiden promiscue; (*n*)*imb'* in beiden stets; b) vocalismus: in beiden *ir* 'vobis'; *ur*; *hebeſte* — U *dir* und *ſpricheſtu*; *wen* 'nur, aufser': *irkant* (U *irlo'ſt*); *ſie* (in U neben *ſi*); unsicherheit gegenüber *ī*: *ſtegen*, vgl. U einerseits *dinen* (= *dienen*), *nine*, *lichte*, anderseits die 3 sg. präs. *helfet* und *ſiht*; *ſwoz* (= *swuere*), vgl. U *blomen*; *ſpengron* — U *hymel*; stets *-e-* (nicht *-i-*) in den endungen *-em*, *-en(t)*, *-er(s)*, *-es(t)*, *-et*, *-ez*; *dan* 'quam'; *-e* für *-iu* in *die* und *ſulche* wie U *die*, *alle*, *diſe*, *mine*, *gute*; dat. sg. *deſen* wie U *den*, *einen*, *minen*; *er iſt* wie in U (hier neben *iſ*); *ze ſulen* in beiden. allerdings heben sich einzelne rheinische (mittelfränkische) eigentumlichkeiten in U von der oberdeutschen grundlage stärker ab: *erschietze*, *wetzen*, *valschet*; *is* ('est'); *deme*, *mineme* udgl.; *dar* (= *dâ*); *unt-*; *a* öfter für *o*: *dromm*, *dusent*; *ſchadet* (= *schadet ez*), *nistet* (=

en ist ez); *en* (= *ein*); *menigen*; *ungerreget* (= *ungerrâget*); *steit* (= *stêt*); *uorgaz*; *en midden*. aber zum gröſseren teil fehlen die entsprechenden wörter in unseren bruchstücken und dann ist zu bedenken, dass U den vierfachen umfang hat und dass die hier überlieferte partie aus dem anfang des Walthercorpus stammt (= E 1—8), während die neuen bruchstücke etwa in seiner mitte gestanden haben (= E 99—104: im ganzen bietet E 212 strophen unter Walthers namen): der schreiber mag also im verlauf seiner tätigkeit gelernt haben, das angestrebte oberdeutsch consequenter durchzuführen.

Nach dem gesagten glaub ich also auch ohne die schriftzüge zu vergleichen behaupten zu dürfen, dass unser blatt derselben handschrift angehört hat wie U [1]. sollte es nicht auch wie U aus einem einband der bibliothek des cistercienserklosters Riddagshusen stammen (s. Milchsack bei Zarncke aao. 3), sodass Milchsack keine veranlassung fühlte, über seine provenienz eine notiz hinzuzufügen? dann wäre verstärkter anlass, die einbände jener bibliothek, 'die später dem herzoglichen predigerseminar in Wolfenbüttel überwiesen worden ist' (aao.), auf weitere reste der wertvollen hs. zu untersuchen. einstweilen empfiehlt es sich jedesfalls, bei der wahl der sigle die möglichkeit weiterer funde in rechnung zu ziehen. ich schlage also vor, die von Zarncke veröffentlichten blätter mit U^X zu bezeichnen, das neugefundene blatt mit U^{XX}: die strophenzählung kann dann bei U die bisherige bleiben, bei U^{XX} würde sie von 1—10 laufen.

Der folgende abdruck schlieſst sich möglichst genau an das original an.

bl. 1ʳ α [be] lit. gar uoƷ allen ſoƷgen vri. m[1][erket ob] **1** (*L.* 117, 36)
[deſ] wínterſ zít. den zweín wol e[2][rteilet]
[ſi.] waz han ich geſprochen. we da ſ[3][olde ich] (*L.* 118, 9)
[han] geſwigen. ſol ich ímbʼ ſo gelig[en. Ich] **2** (*L.* 118, 18)
5 [wil] eíner helfen klagen. dʼ ouch u[roude]
β [zeme w]ol. daz ſi in alſo ualſchen[4] [tagen. ſcho]
[ne tug]ent ue[r]lieſen ſol. híe u[5][oƷ were eín]

[1] [dr Lerche hat dies bestätigt gefunden: schrift, einrichtung, wurmfraſs stimmen genau überein.]

bl. 1ʳ. 1 m *sicher.* 2 e *sicher.* 3 *eher* ſ *als der längsschaft eines* h. 4 *von* n *nur der erste strich sichtbar.* 5 b *ist ausgeschlossen.*

[lant] geurout[6] [umb] ein ſo ſchon[e wib. waz]
[ſol d]er nv[7] ſchoner lib[8]
10 [Ez ſp^u^e]h[9] ein w[ib][10] bi rine. zeinem[11] [uogeline.] 3
[mi]n[12] man d['] heizet yſengrin [du ſolt im]
[ſag]en bote min daz er umb [unſer ere.]
[uon][13] pulle wid' khere. Vnſer[14] [alten[15] uoſ] 4
γ [te. d]a[16] ſuchent uremede geſte wen [daz ich]
15 [vil] liſtich bin. ſie ſtiegen nachteſ zu[17] [zir in]
[vn̄] ſlichen zeiner lucken. díe bei[18][: : : : :]
[: : :]rucken [I]ch[19] han gegen ir man[ge. nicht ſe'] 5
[mes] not gehangen. wen eine [igel][20] richte [ich hin]
[vur]e. d' ſnellet vaſt unz an die t[ure. waz]
20 urumt[21] ich alters[22] eine. er wirfet [ringe]
δ [ſte]ine. An[23] diſen[24] uogeli[n]e ſo ſtet [ez nv] 6

bl. 1^v^ α [yſen]grine[1]. v'tirbet nv daz uogelin. [daz kla]
[get i]emer yſengrin. wen hebeſtv dic[2][h zu]
[pull]e[3] wib[4] die[5] g~n~ben gevulle[6].
[IR ſu]lt ſprechen willekume. d' iv m[7][ere] 7 (*L.* 56, 14)
5 [bring]et[8]. daz bin [ich.][9] allez daz ir hab[t v']

6 *von* g *reste: von* o *ist die linke hälfte durch wurmfraſs zerstört.* 7 nv *übergeschrieben.* 8 *der rest der zeile ist leer.* 9 *der erhaltene rest kann nach seiner krümmung nur der rechte teil eines* h *sein.* 10 i *und besonders* b *durch wurmfraſs fast ganz zerstört.* 11 *von* m *nur der erste strich und der obere teil des zweiten erhalten.* 12 *von* n *reste.* 13 *von* n *ein kleiner rest.* 14 V *rot.* 15 *das zu ergänzende adjectiv begann mit zwei buchstaben, die nicht unter die zeile hinabgiengen, sonst müsste man die untersten reste sehen, also kein* g, h, y *oder* z. 16 a *ganz deutlich.* 17 *von* u *nur der erste strich.* 18 i] *oder der erste strich eines* m, n, u. 19 I *ganz erloschen, also wol blau oder grün.* 20 igel *hat nie dagestanden.* 21 *ganz deutlich ist nur* umt. 22 e *ist verronnen und daher vom schreiber nochmals übergeschrieben.* 23 A *rot.* 24 *sic!*

bl. 1^v^. 1 *von* g *nur die hälfte.* 2 c *nur teilweise vorhanden.* 3 *dass* e *am wortende stand, zeigt der rechts oben angebrachte strich deutlich. was hierauf* h*-ähnliches auf der photographie zu sehen ist, stammt von der durchscheinenden schrift auf der rückseite.* 4 *das* b *sieht auf der photographie wie* n *aus, weil ein strich von der rückseitigen schrift durchschimmert.* 5 *über* die *steht von gleicher hand durchstrichenes* den. 6 *der rest der zeile ist leer.* 7 *von* m *nur die beiden ersten striche.* 8 *von* g *nur reste.* 9 ich. *hat nie dagestanden.*

6 [nomen]. daz ift gar ein wint [nv fraget]
[mich. ic]h wil ab' miete. wirt m[in lon ze]
[ichte gůt.] ich gefach[10] [iv li][11]chte daz [iv fanfte]
[tůt. fet wa]z man mir eren biete[. Ich wil] **8** (*L.* 56, 22)
10 [tivtfchē] vrowen fagen fulche [mere daz]
[fie deft]e baz. alder werlde fulen b[ehagen.]
[ane g]roze miete tůn ich daz. wa[z wolde]
[ich ze] lone. fie fint mir ze her. [fo bī ich]
γ [gev]uge. vn bi:te[12] fie nichtes mer[. wen daz]
15 [fie] mich[13] grůzen fcoene. Von[14] d' [elbe unz] **9** (*L.* 56, 38)
[an d]en rin vn wid' unz an vng' l[ant.]
[::m]ugen[15] wol die beftē fin. die ich in[16][d' w]lde]
[han] irkant kundich rechte fchowe[n gůt]
[gela]z vn̄ lip. fo mir got fo fwoꝛ ic[h wol]
20 [daz] hie die wip fconer fint. dan d[17][oꝛt die]
δ [vro]wen. [We]lifchez[18] volk ift gar [betrogen.] **10** (*L.* 57, 7)

Ich gehe nunmehr dazu über, den neuen fund philologisch zu würdigen.

I. 1. 2 U^{XX} (Lachmann 117, 36—118, 1; 118, 9—11; 118, 18—24). gegenüber A sind näher verwant CEU^{XX}. sie bieten folgende gemeinsame fehler: 1. das fehlen des abgesangs 118, 2—4 und des aufgesangs 118, 5—8. durch diese streichung wird aus den worten Walthers *waz hân ich gesprochen? owê jâ het ich baz geswigen* die nutzanwendung gezogen, sehr zum schaden der würkung, denn diese worte sind nicht recht verständlich, wenn gerade das unverhüllte fehlt. 2. *ich wil daz* A (118, 1) verdient gegenüber *merket ob* CEU^{XX} doch wol den vorzug. allerdings ist *(nu) merke(t)* bei Walther ganz gewöhnlich (5, 30; 43, 33; 65, 16; 66, 9; 103, 24; 124, 24), und 95, 13 dürfte *das merken(t)* CU gegenüber *daz hœret* A in den text gehören, s. Zarncke aao. s. 12; Pauls text; Braune Beitr. 40, 216. aber hier setzt der dichter seine meinung der landläufigen, die dem sommer alle vorzüge zuerkennt, entgegen. daher ist das

10 *sic!* 11 *durch wurmfrafs zerstört.* 12 *nach* i *ist ein buchstabe (wol* t *oder* e*) radiert.* 13 *von* m *fehlt der erste strich.* 14 V *rot.* 15 *von* u *reste des zweiten striches.* 16 *von* n *nur der erste strich.* 17 d *ist ganz sicher,* o *nach dem rest möglich.* 18 *vom ersten* e *deutliche reste.* Valfchez *ist ausgeschlossen, da auch der raum fur die initiale* V *zu grofz. von* W *ist keinerlei rest sichtbar, es war also wol blau oder grün.*

entschiedene *ich wil daz* weit besser als das schwachliche *merket ob,* zumal er in der folgenden strophe seine meinung begründet, was auch besser zu einem apodiktischen urteil passt. obendrein ist *ich wil* die seltenere ausdrucksweise (s. 70, 3; 96, 1; 43, 29 *Wir wellen daz diu stætekeit Der güete an wîbe gar ein krône sî* nach Jellineks lesung Beitr. 43, 2)[1]. 3. *jâ het ich baz geswigen* A scheint gleichfalls besser als *dâ solt ich hân geswigen* CEU^{XX}; denn *solt ich* ergibt einen ublen klang mit dem folgenden *ich sol.* anderseits sind offenkundige fehler in A *sumer* gegenüber *winters* CEU^{XX} 117, 38 und die zuweisung an Niune, die schon durch das selbstcitat im eingang widerlegt wird, s. Lachmann zu 117, 29. offen lassen möcht ich die entscheidung über 118, 9 f, wo A *geredet owe* list, CEU^{XX} dagegen *gesprochen wê*; und ebenso die anordnung der strophen: beides fuhrt in die uberaus schwierige frage hinein, ob die drei strophen mit den beiden bei Lachmann folgenden zu éinem liede zusammenzufassen sind oder nicht, s. Paul Beitr. 8, 208 und in seiner ausgabe zu nr 43: Wilmanns in der einleitung zu 118, 12. — innerhalb der gruppe CEU^{XX} gehoren C und E naher zusammen[2]: sie teilen folgende fehler: *diu alle sorge vri* (AU^{XX} *vor allen sorgen frî*) 117, 37; *gesezzet* (AU^{XX} prägnanter *erteilet*) 118, 1; *hie bevor* (U^{XX} metrisch richtig *hie vor,* wie schon Lachmann gebessert hat) 118, 22. auch hier zeigt sich also, dass C ab 390 aus einer E ähnlichen sammlung geschöpft hat, s. Wilmanns Einl. s. 13; Zs. 13, 246.

II. 3. 4. 5. 6 U^{XX}. ich setze die unbekannten strophen in normaler orthographie, abgesetzt und interpungiert her; erganztes in cursive.

I Ez *sprach*ein w*îp* bî Rîne
zeinem *vogelîne*
'*mîn* man d*er* heizet Isengrîn.
*du solt im sag*en, bote mîn,
5 daz er umb *unser êre*
von Pulie wider kêre.

[1] wie hier *ich* so ist im folgenden vers *winters* beim vortrag stark zu betonen, da dem dichter im sinne ligt 'und nicht die des sommers mit seinen kurzen nachten'. so erklart sich auch, dass er ohne sprung fortfahren kann *sumer unde winter. der zweier êren ist sô vil, Daz ich beide loben wil.*

[2] s. auch Plenio PBBeitr. 42, 454 a. 1.

II Unser *alten reste*
die suochent vremede geste.
wan *daz ich vil* listec bin,
sie stigen nahtes zuo *zir in*
5 *und* slichen zeiner lucken.
die bei .... rucken.

III *Ich* han gegen ir man*gen*
niht schermes vor gehangen
wan einen *igel* riht *ich hin vüre*,
der snellet vaste unz an die *türe*.
5 *waz* vrumte ich alters eine?
er wirfet *ringe ste*ine.'

IV An disem vogelîne
sô stêt*z nu Isen*grîne.
verdirbet nu daz vogelîn,
*daz klaget i*emer Isengrîn.
5 'wan hebestu dic*h ze Pülle*?'
'wîp, den kragen gevülle!'

Im einzelnen bemerk ich folgendes: I 1. der anfang mit *Ez sprach* hat bei Walther keine parallele; sonst find ich bei vdHagen MS.: *Ez sprach ein junger künik, der was ein heiden* Rumelant III 56[a]; *Ez sprechent zwîvelære* Marner II 245[b]; *Ez sprechent wol gezogene liute* Anonymus III 438[a]; vgl. *Ez jehent die sênes blinden* Frauenlob III 143[a]; vgl. auch Grimm Gr. IV 224 f. 274. dem inhalt nach vergleichen sich anfänge wie *Ein wolf ze sinem sune sprach* bei Grimm RFuchs s. 321 und *Ein wolf zuo sîner wülpen sprach* das. s. 333. 2. die ergänzung *vogelîne* ist doch wol das natürlichste, nicht die annahme, dass ein specieller vogelname auf *-în* genannt war wie *künicîn, meiselîn, (s)merl(ik)în, ziselîn, zûnschliffelîn* (Ahd. gll. III 28, 26 f) oder gar ein eigenname aus dem tierepos wie *Diezelîn* für den raben. die dichter vergleichen sich wol auch stets nur im allgemeinen mit vögeln, es sei denn die nachtigall. Walther hat im reim *vogelîn* 40, 16, *vogelînen* 28, 4; 111, 5; als waise 89, 23; im versinnern gebraucht er die flektierten formen ohne apokope: dpl. *vogellînen* 75, 38; gpl. *vogellîne* 92, 14. diese sind sonst

II 2 *die*] *da* U^XX. 4 ſtiegen U^XX.
III 3 igel *hat nie dagestanden.*
IV 6 die g^eben. *über* die *ist* den *geschrieben und wider gestrichen.*

sehr selten. ich finde in MFr. sowie bei vdHagens MS. I. II nur folgende beispiele: npl. *vogelline* Liechtenstein II 48[b] (= Lachm. 437, 1); dsg. *vogelline* Litschouwer II 386[a]; dpl. *vogellinen* Stadegge II 74[b]; Marner II 236[a]. im ganzen MFr. erscheint flektiertes *-line* als reimform nur zweimal bei Morungen: dsg. *vensterline* 138, 37; *kindeline* 145, 1. 6. *Pulle* kenn ich aufser bei Walther 28, 1 beim Wilden Alexander HMS. III 27[a]; bei Leiningen Bartsch LD. 31, 38; Tannhäuser das. 47, 193; Konrad vWurzburg Bartsch 32, 321.

II 1. Die ergänzung des adjectivs vor *veste* bleibt fraglich; man könnte auch an *guoten* denken; oder an *beider*. 2. mit dem *a*, das vor *suochent* deutlich sichtbar ist, weifs ich nichts anzufangen, denn weder *dâ*, *sâ* noch *jâ* noch *nâ(h)* noch ein ausruf *â* oder auf *-â* passen. 4 *sie stigen . . . in*, vgl. Ludw. Kreuzf. 2925 ff *An den enden nu hât Daz volc den graben geslichtet tzû, Daz si âne grôze arbeit nû, Als si wolden, stigen in*. 6 die ergänzung ist zweifelhaft. es bleibt unsicher, ob man zweisilbigen auftact annehmen darf (dann wäre *be-* präfix: *bestalten*, *besatzen*, *bestüenden*?) oder nicht. ebenso ist unsicher, ob *rucken* = inf. 'rücken' ist oder zu inf. *(d)rucken* ev. *(b)rucken* 'zerbröckeln' erganzt werden soll; oder ligt adj. *trucken* 'trocken' oder subst. *krucken* dpl. vor? oder darf man einen reim *ck : gg* annehmen (Lachmann z. Kl. 941), sodass auch an dpl. *ruggen* oder *bruggen* gedacht werden könnte? kaum, auch wenn man an mitteldeutschen ursprung denkt, kann *(?)rucken* die dritte person des indicativ präs. sein, denn der zusammenhang gestattet doch wol nur einen infinitiv oder ein präteritum, falls überhaupt eine verbalform vorligt.

III 2. Gegen die geschosse der wurfmaschinen der belagerer pflegte man faschinen, filzstücke, häute, wollene tücher an den mauern aufzuhängen, s. Schultz Höf. leben[2] II 415; auch blöcke (*diu mûre was behangen Mit grôzen blochen sinwel* Wig. 10750, vgl. 10977) und *seile* (*die ebenhöhe vor behangen Mit grôzen ancherseilen langen, An etslicher stat mit hurden, Daz sie nicht tzuworfen wurden* Ldw. Krzf. 2854). man darf wol an einen zusammenfassenden ausdruck wie *fc'mes* denken; kaum *mantels* (Ldw. Krzf. 2834), da das den raum zu sehr überschreitet; kaum *and's*, wegen des folgenden satzes mit *wen*. 3. *einen* erfordert ein masculinum, das aber in dem folgenden *richte* unmöglich

stecken kann; ebensowenig ist ein bezug auf *mange* wahrscheinlich, wenn auch, worauf mich Jellinek brieflich hinweist, das lateinische wort bei Du Cange mangana, manganum und manganus lautet. es muss also wol eine auslassung angenommen werden (wie der schreiber 56, 15 *ich* übersehen hat). der sinn verlangt ein wort für geschütz, das metrum ein einsilbiges oder ein zweisilbiges mit kurzem stamm; *ebenhô, pfeter(er), swenkel, driboc* sind also ebensowenig brauchbar wie *katze, blîde*; allenfalls gienge *tarant* an, am ehesten passt *igel*. 4. *die türe*: der lucke, mein ich. 6. vgl. *ûz den blîden man starche warf Manigen stein swære. Ouch wurfen die burgære Mit den mangen ûz der stat* Ludw. Krzf. 2921 ff. da die frau allein ihn bedienen muss, schleudert er nur leichte steine.

IV 5. Die directe rede ohne inquit hier und im folgenden vers ist in der spruchdichtung selten, s. Roethe Reinm. s. 270 a. 325; doch führt er im dialog gerade bei Walther ein schlagendes beispiel an (82, 11). 6. die aufforderung, die graben zu füllen (wol mit wasser), hat keinen rechten sinn (auch wenn man II 6 *trucken* list); und es fehlt ihr vor allem an einer pointe. beides gewinnt man, wenn man das übergeschriebene *den*, das wol nur fälschlich statt des ursprünglichen *die* gestrichen wurde, wahlt und *g*ᵘ*ben* in *k*ᵘ*gen* bessert: s. dazu DWb. V 1957 δ 'wo man ihnen den kragen nicht füllt, suchen sie gelegenheit durch spiel und balgen (zank) Fronsp. Kriegsb. 1, 111ᵃ: sie nicht zufrieden stellt, ihnen nicht genug gibt, eig. zu essen. aber schon mhd. so bildlich, *ich gemache in vollen kragen* Walth. 32, 13 will sie schon satt machen, nämlich mit grobheit; vgl. geizkragen, wie noch geizhals, eig. gieriger fresser'.

Unser spruch ist U^{XX} wol aus einer anderen quelle als aus $*CEU^{XX}$ zugeflossen; denn E gewährt in seinen 212 strophen, 'weil das ende der sammlung verloren ist, beinahe nur liebeslieder' (Lachmann p. VIII), die durch unseren spruch unterbrochen würden. zudem finden sich auch in U^{X} zusätze aus einer anderen quelle als EU^{X}, nämlich die strophen 1. 7—11. 15. 16 (Zarncke aao. s. 12 f). wenn U auch keine überschriften hat, die jedes einzelne gedicht Walther zuweisen, so hat der schreiber den spruch doch ohne zweifel für dessen eigentum gehalten. ob mit recht? ich finde nichts, was dagegen spräche. die mehrstrophigkeit fällt bei einem spruch an sich auf; aber unter den vier

beispielen, die Roethe Reinm. s. 120 (vgl. s. 95 f) für vierstrophige sprüche anführt, befindet sich einer Walthers, 78, 24; und für fünfstrophigkeit liefert wider Walther (87, 1) eines der sieben beispiele[1]: kein wunder gerade bei einem dichter, der vom minnelied aus den weg zum spruch nahm. bei Walther hat der sonst nicht häufige gebrauch des flectierten wortes *vogeline* seine parallelen, bei Walther kehrt der name *Pülle*, der anderwärts nicht häufig begegnet, wider, und waltherisch ist, wenn meine emendation zutrifft, die pointe am schluss, im einfall nicht nur, sondern selbst im ausdruck.

Die strophe entspricht genau der altertümlichen strophe *Übermuot diu alte* MSD.[3] II 312 f (vgl. Zs. 38, 136 f) und dem zweiten Spervogelton (MFr. 26, 13. 20; 27, 6), nur dass diese wider die letzte reihe verlängern. immerhin findet sich auch bei Walther vergleichbares; so haben die sprüche 8, 4 ff gleichfalls paarweisen reim, gleichfalls regelmäfsigen wechsel von je zwei viertactern mit schwerklingendem und mit stumpfem ausgang, nur liegen 25 reihen anstatt wie hier nur 6 vor, und die vorletzte ist eine waise. ähnlich einfach ist das (gleichfalls mehrstrophige!) palindrom 87, 1 gebaut: je ein reimpaar zu je vier tacten, schwer klingend und stumpf abwechselnd, und in umgekehrter reihenfolge widerholt. von den liedern kommen an einfachheit am nächsten 49, 25 und 118, 12. die freiheit in der behandlung des auftacts geht bei unseren strophen aus dem was unmittelbar erhalten ist zur genüge hervor: auftact hat IV 1, aber nicht II 1 und III 1; IV 2, aber nicht I 2; IV 6, aber nicht III 6; darnach war analoge freiheit auch für die ergänzungen gegeben. für Walthers gebrauch sei auf die darlegungen von Wilmanns in der einleitung seiner ausgabe[2] s. 49 ff verwiesen.

Die sprache ist von altertümlicher knappheit, der reimvorrat kärglich, die darstellung ungemein gedrungen und wurksam; die pointe kommt in der letzten zeile ganz überraschend heraus. der Isengrin ist sicherlich kein anderer als der aus dem tierepos bekannte. aber eine grofse freiheit in der benutzung des stoffes muss man dem dichter wol zuschreiben: ich habe nichts gefunden was an die im spruch geschilderte situation erinnerte, weder beim Glichezære noch im Roman de Renart noch in Grimms

[1] vgl. auch Plenio PBBeitr. 42, 469.

Reinh. fuchs noch bei Foulet Le Roman de Renart noch in den lateinischen tierdichtungen. allerdings wird in der Ecbasis eine belagerung des wolfes erzählt: als die abwesenheit des kalbes bekannt geworden, naht ein spürhund des Vosagus mit der meldung, in einer räuberhöhle des gebirges, wo er lärm vernommen, sei zu suchen. sogleich machen sich haufen, an ihrer spitze der brullende stier, dahin auf und belagern die burg. schlaftrunken sammelt der wolf seine streiter zur verteidigung. beide dienstmannen versichern ihn unerschütterlicher treue, wünschen aber den urspiung seiner feindschaft mit dem fuchs zu vernehmen usw., s. Goedeke Dichtung im ma. s. 588ᵇ. wie man sieht, weicht alles ab aufser der tatsache dass eine belagerung stattfindet, die sich hier aber in anwesenheit des wolfes abspielt. fern ligt auch Grimms 18 branche (= Martin 8), wonach fuchs, widder und esel im hause des wolfes einkehren, der eben mit Hersent auf nahrung ausgezogen ist und heimkehrend in einen kampf mit den gästen verwickelt wird (Reinh. fuchs p. CXXVIII f); noch weiter entfernt sich Grimms 25 branche (= Martin 11), in der Reinhart sich als könig gebärdet und dem löwen in dessen eigener burg widerstand leistet, bis er schliefslich gefangen wird (aao. p. CXXXVI). auch für den zug dass der wolf in Apulien weilt, find ich keine anknüpfung als höchstens die ganz lose, dass Isengrin als erfahrener arzt früher über die Alpen zog, um gewürze einzukaufen (aao. p. LXXX). man könnte nun daran denken, dass kein bezug auf das epos vorliege, sondern dass der dichter irgend eine fabel im sinne hatte [1]. aber dem widerspricht dass, wie schon Grimm (p. CCVIII f) hervorhob, in den fabeln (beim Stricker, bei Boner, im Renner und sonst) die eigennamen nicht gebraucht werden, sondern die appellativa, aufser wo fremder einfluss vorligt, wie bei Thomasin vZirklaria oder in der fabel vom wolf in der schule. der von Grimm nicht angeführte spruch des Marners HMS. II 249ᵇ, in dem Reinhart und Isengrin auftreten, beruht auf dem epos.

Auch der historische gehalt des spruches bleibt dunkel. an den könig oder kaiser darf man sicherlich nicht denken, denn sonst wäre der löwe, nicht der wolf als repräsentant genommen. letzterer wird nur in einer fabel bei Marie de France zum könig

[1] über die tierfabel im spruch s. Roethe Reinmar s. 241 f.

der tiere erwählt und im Isengr. 299. 685 erhält er den spöttisch gemeinten antrag, anführer und könig einer wallfahrt zu sein (Grimm aao. p. LIII). so stimm ich durchaus Jellinek bei, der mir schreibt: 'der Isengrin wird ein adeliger sein. entweder hiefs er wurklich so oder er hatte einen namen mit wolf als bestandteil, oder er hatte eigenschaften die ihm den spitznamen Isengrin eintragen konnten; vgl. die geschichte von Galdricus, bischof von Laon, der sich vor den burgern, die unter der anführung eines Theudegaldus stehn, in den keller flüchtet. solebat autem episcopus eum (Teudegaldum) Isengrinum irridendo vocare, propter lupinam scilicet speciem; sic enim aliqui solent appellare lupos. ait ergo scelestus ad praesulem: "hiccine est dominus Isengrimus repositus?" (Guibert de Nogent De vita sua).' auch daran sei erinnert, dass die partei der Mathilde, verwittweten gräfin von Flandern, sich Isangrini nannte, die andere, ihr entgegenstehende Blavotini (blaufüfser), s. Grimm aao. p. CCVI. sonstige, besonders litterarische, zeugnisse über die nachwürkung des tierepos bei Foulet.

Jedesfalls gehört aber der spruch zu den ältesten die wir kennen, mag er nun von Walther sein oder nicht, denn er ist ganz auf das sachliche gestellt, ohne versuch einer ausschmückung weder in malerischem noch in gedanklichem sinne. ich würde ihm unbedenklich die stelle nach Spervogel und vor Walthers sprüchen vom jahre 1198 anweisen.

III. 7. 8. 9. 10 U^{XX} (Lachmann 56, 14—21; 22—29; 38—57, 6; 57, 7). U^{XX} erweist sich als engverwant mit E gegenüber allen anderen hss. abgesehen davon dass sie mit E die falsche strophenfolge teilt (s. o. s. 310), hat sie wie E das unmetrische *ze ihte* st. *iht* ACL (56, 19), beide hss. bieten 56, 20 mit L gemeinsam *in lihte* st. *in vil lihte* (A *vil l.*, C *l.*) sowie 57, 3 das präteritum *kundich* (E *kente ich*) st. des präsens *kan ich* AC; beide lesen 57, 6 *schœner* gegen *bezzer* AC und *dan dort die* st. *danne ander* A (*d. anderswa die* C); schliefslich haben beide die umformung von 57, 7 *Welschez*[1] (*Falsches* E) *volk ist gar* (*betrogen* E, fehlt bereits in U^{XX}). aber der text in U^{XX} ist unvergleichlich besser als der in E[2]; denn U^{XX} bringt nur zwei

[1] wodurch Haupts conjectur gegenüber dem zweifel Wallners PBBeitr 35, 203 bestätigt wird. [2] wie ja auch U^{x} die überlieferung in E weitaus übertrifft. Zarncke aao. s. 13.

individualfehler (56, 15 die auslassung des *ich*; 20 *gesach* st. *sage*), während E nicht weniger als 14 solche enthält (56, 14 *alle* zugesetzt; 17 *allez* st. *gar*; 21 stark abweichender vers; 22 *aller* st. *al der* und *behage* st. *behagen*; 28 *en-* zugesetzt; 39 *engeliant* st. *Ungerl.*; 57, 3 *rehter frauwen* st. *rehte schouwen*; 4 *guete* st. *guot*: alle diese fehler gegen die einhellige übereinstimmung aller übrigen hss.; dazu noch einige fälle, wo andere hss. in anderer weise fehlen: 56, 15 *nüwe* zugesetzt; 26 *wirt mir*; 27 *sit sie mir sint*; 39 *biz*; 57, 1 *sü*)[1]. in éinem falle bietet U^XX sogar allein das richtige (56, 39 *unz an* gegen *uns an der* A, *unz in* C, *biz an* E), was bei E nie der fall ist[2]. — C beruht auf überlieferung aus der quelle *BC, s. Wilmanns Zs. 13, 218, und ist von E unabhängig, das. 238 (damit auch von U^XX). sie ist gleichfalls viel unzuverlässiger als U^XX, wie folgende 12 individualfehler beweisen (gegen alle anderen hss.: 56, 18 fehlt *aber*; 19 ist *und* zugesetzt; 57, 2 *bekant* st. *erkant*; 3 *rehte* fehlt; 4 *gelesse und den* st. *gelâz und*; 5 *da* st. *hie*; andere hss. fehlen daneben in anderer weise: bezüglich der strophenfolge; 56, 15 *iu* ausgelassen; 20 *lihte*; 26 *Ze richeme lone*; 27 *sint si mir*; 39 *in*)[3]. einmal bietet sie allerdings bei allgemeinem dissens das echte (57, 1 *sô* C gegen : : U^XX, *sü* E, *da* A). — A endlich, gleichfalls aus besonderer quelle fliefsend, hat mehrfache individualfehler (56, 39 *der* zugesetzt; 57, 2 *daz* st. *die*; 5 *so mir got* CU, *somer got* E fehlt; bei abweichungen anderer hss. in anderer art: 56, 20 *vil lihte* A, *iu l.* EUL, *l.* C; 39 *uns* A, *unz* CU richtig, *biz* E; 57, 1 *da* A, *so* C richtig, : : U, *sü* E); endlich schreibt sie 56, 17 mit C übereinstimmend, was aber gewis zufällig ist, *dest* (*dast* C) gegen *daz ist* EUL. — L hat 56, 17 fälschlich *ir* st. *nu* aller übrigen; dagegen wird der vers 21,

[1] 'zersungen wie ein volkslied' (Wallner PBBeitr. 35, 199) möcht ich von dem so entstellten text E aber keineswegs sagen.

[2] zweimal hat U^xx allein mit A das echte (56, 26 *waz wold ich ze lône*: 27 *si sint mir*): einmal tritt noch L zu ihnen beiden (56, 15 *der iu mære bringet*).

[3] gegen Wallners versuch aao., die abweichungen von C für das original in anspruch zu nehmen, s. meinen Reimar III 12a. 4. Singer PBBeitr. 44, 457 meint mit Plenio, dass beide fassungen von Walther stammten: C biete die ältere, die übrigen hss. eine wesentlich jüngere. U^xx kann, da mit E aus éiner quelle fliefsend, nichts dagegen beweisen, aber es tritt auch nirgends auf die seite von C.

als im munde des *knechtes* unpassend, absichtlich fortgelassen worden sein ob das zusammentreffen von L mit EU in der auslassung des *vil* (56, 20) auf verwantschaft beruht, konnte vielleicht durch eine systematische untersuchung aller bei Ulrich vorkommenden anlehnungen an Walther entschieden werden. — die ubrige uberlieferung stellt also drei von einander unabhängige zweige dar: A — C — EU^{xx} zweifel uber die textherstellung bleiben nur bei 56, 39 wo CU^{xx} *und wider* bieten, A *her wider*, E *wider her*: das *und* von CU^{xx} kann auf keinen fall entbehrt werden, aber fraglich bleibt, ob man *und her* (so Lachmann) oder *unde* schreiben soll. sonst bleibt Lachmanns text durchweg aufrecht: der wert von U^{xx} beruht hier darin, dass sie uns erhöhte sicherheit gibt hatten wir U fur weniger reich und gut uberlieferte stucke wie etwa E 178—181 (Lachm s. 184 f) oder fur die strophen aus der sammlung *CE (ab E 9), so wäre der ertrag so bedeutend wie sie ihn für E 1—5. 6—8 tatsächlich in U^{x} abwirft

II DIE BRUCHSTÜCKE DER WOLFENBÜTTLER HS. w.

Da mir auch diese beiden pergamentblättchen durch die grofse güte Lerches vorliegen, so geb ich einen erneuten abdruck, zumal vHeinemann bei ihrer bekanntmachung Zs. 32, 87 f diplomatische treue nicht angestrebt und die reihenfolge verkannt hat. erhalten ist von zwei unmittelbar aneinanderschliefsenden blättern (die wol das innerste doppelblatt einer lage gebildet haben) die obere halfte des ersten blattes und die etwas kleinere untere hälfte des zweiten.

Sie gewahren folgenden text:

bl. 1 *obere halfte*[1] varwe vinſter ſam der tot. ſwen **1** (*L.* 124, 38)
ſiv nu habe verleitet. der ſ[e]howe[1]
ſinen troſt. er wirt mi[t] [ſ]wa[e]her
buze grozer ſunde erloſt. dar [a]n
5 gedenket ritter daz iſt u[w]e[r]
dine ir tragt die lichten he[l]me
vn̄ menigen herten rinc. dar zu
die veſten ſchilde. vn̄ die gewieten
ſwert. wolde got wen wer ich

[1] *was durch wurmfrafs zerstort ist, steht hier wie im folgenden in klammern.*

10 der ſegenunge wert. ſo wold (!)
ich notec man verdienen richen
[ſolt.] ia ne[1]

* * *

*bl. 1 obere hälfte*ʳ ere vñ minnichlichen grůz nů 2 (*L.* 66, 23)
voll[ic]h[l]icher biten an. des hat
ir nů [vo]n ſchulden grozer recht
d[a]n e. welt irz vernemen ich
5 ſag[2] v. weſ. wol vierzech iar han
ich geſungen oder me. von min
nen vnd alſ ieman ſol. dv̊ waſ
ichſ mit den andren geil. nů ne
wirts mir nicht iz wirt v̊ gar.
10 min minnen ſanc der dien dar.
vnt uwer hulde ſi min teil. La. 3 (*L.* 66, 33)
ſtaue[3] gan vñ

* * *

*bl. 2 untere hälfte*ʳ [g]egert[4].[d]iv ne ſi nic[ht] v[iſ]ch vnz 4 (*L.* 67,30)
[an] den grat. Ich hette ein ſchone 5 (*L.* 67,32)
bild[e] erkhorn. owe daz ichz ie ge-
ſach. vnt ie ſo vil mit im ge-
5 ſprach. daz hat nů ſchoen vnde
rede verlorn. da wont ein wůnd'
inne[.] daz vůr ine weiz wa. zů
ha[n]t vntſweich daz bilde ie ſa.
ſ[in] roſe rot ſin lylie wiz wart

* * *

*bl. 2 untere hälfte*ᵛ zur[n][5] ich [da]z ſo lacheſt [d]ů.
nů l[ach] 6 (*L.* 67, 15)
vnſer eine wile ienoch. din ia[mer]
tac wil ſchier vnſ khomen. vñ
nimet dir datz vnſ haſt benů
5 men vñ brennet[6] dich dar vm
me noch

[1] *der rest der zeile bereits abgeschnitten.*
[2] *nicht* ſage!
[3] *das vorhergehnde weggeschnitten.*
[4] *nach* [g]e *ein kleineres spatium als sonst zwischen zwei wörtern.*
[5] *die zeile beginnt mit* zur *und endet mit* l[ach].
[6] *das* e *der stammsilbe sieht wie* i *aus.*

URou [1] werlt ir ſult dem wir 7 (*L.* 100, 24)
te ſagen daz ich im gar ver
golten habe min groze ge [2] : : : :

[1] *links am rande ist v für den rubricator vorgeschrieben.*
[2] *hierauf etwa 4 buchstaben weggefressen.*

Zur beschreibung trag ich nach, dass die hs. einspaltig beschrieben war, dass senkrechte und wagrechte liniierung mit tinte vorhanden ist, der schreiber jedoch über die rechte randlinie öfter um ein oder zwei buchstaben hinausgeht. die toninitiale *U* gegen schluss ist grofser als die stropheninitialen und reicht in die nächste zeile hinab. die vorhergehnde zeile ist nach den schlussworten *me noch* ganz leer. die schrift würde ich eher ins 13 jh. setzen als, wie vHeinemann tut, ins 14.

Plenio PBBeitr. 42, 257 a. 3; 455 a. 1 hat bereits erkannt, dass die bruchstücke w derselben hs. entstammen wie die Heiligenstädter fragmente Zs. 53, 337 ff. ein vergleich der schriftzüge in w mit den photographieen, die an letzterer stelle beigegeben sind, lässt darüber keinen zweifel. die breite des schriftspiegels beträgt 67 und 68^{mm} (bei den Heiligenstädter fragmenten nach Degering 66^{mm}), auch die höhe, die Degering mit 113^{mm} angibt, stimmt, wenn man die Wolfenbüttler blättchen zu einer seite zusammenlegt und annimmt, dass dazwischen éine zeile durch beschneiden vollständig verloren gegangen ist. das ist in der tat wahrscheinlich, wie sich aus folgender berechnung ergibt. auf den ersten 11 zeilen von 1 oben^r stehn 279 buchstaben, auf 12 zeilen von 1 oben^v 280, auf 9 zeilen von 2 unten^r 207, auf 9 zeilen von 2 unten^v 207, zu denen ca. 19 buchstaben für die fast leere zeile 6 sowie für den von der toninitiale verbrauchten raum kommen, also insgesamt 226. somit stehn im ganzen 992 buchstaben auf 41 zeilen, die zeile enthält also durchschnittlich 24 buchstaben (wider wie in Degerings fragmenten). nun lässt sich die zeilenzahl der weggeschnittenen stücke ungefähr berechnen. bl. 1 unten^r enthält, wenn wir von *folt* 125, 6—10 und von 66 die verse 1 und 2 rechnen, in Lachmanns text 239 buchstaben, das ergibt, die zeile zu 24 buchstaben genommen, 10 zeilen. nimmt man für den raum, den der beginn des neuen tones 66 beanspruchte, wider ca. 19 buchstaben hinzu, so kommt man auf 11 zeilen, die ganze seite

1r hatte also 11 + 11 = 22 zeilen. wenden wir uns zur ermittelung der zeilenzahl auf seite 2 obenv: dieses fragment begann mit *io* 68, 2 und reichte bis 68, 7, worauf 67, 8—14 (*spil*) folgte. das ergibt etwa 314 buchstaben, also 13 zeilen zu je 24 buchstaben. somit gelangt man auch für seite 2v im ganzen auf 13 + 9 = 22 zeilen. nunmehr bleibt noch die doppelte lücke 1 untenv + 2 obenr zu bestimmen. hier hatte gestanden die textpartie 66, 34 (ab *werben*) - 67, 7 sowie 67, 20—30 (incl. *hafl*). somit nach Lachmanns text 561 buchstaben, also 23 zeilen; nimmt man an, dass auf bl. 1 untenv 10 zeilen gestanden haben, so ergibt das für die rückseite des ganzen blattes 1 wider 22 zeilen. nunmehr verbleiben noch 13 zeilen für bl. 2 obenr, die mit den erhaltenen 9 zeilen der unteren hälfte widerum 22 zeilen ergeben. die seiten unseres fragmentes hatten also auch dieselbe zeilenzahl wie die Degerings.

Die frage, welches der beiden fragmente in der hs. einst vorangieng, lässt sich wol durch folgende erwägung entscheiden. die sog. elegie 124, 1, von der die Wolfenbüttler reste einen teil der schlussstrophe überliefern, ist uns sonst bekanntlich nur aus C (vollständig) und aus E 212 (nur einen teil der ersten strophe enthaltend) bekannt. in C steht sie als str. 439. 440. 441, di. fast ganz am schluss der von jüngerer hand nachgetragenen schicht 390—447, die aus einer E-ähnlichen sammlung *CE stammt (Wilmanns einl. 13 f). es ist also sehr wahrscheinlich, dass auch die Wolfenbüttler hs. aus dieser E nahestehnden quelle schöpfte. da nun E in dem uns erhaltenen teil 1—212 keine politischen sprüche enthält, mit jenem anfang der elegie abbricht und hierauf eine lücke von sieben folioblättern hat, so waren die sprüche wol auf dem uns verlorenen teil dieser hs. untergebracht. dasselbe princip der anordnung wird daher auch in der hs. unserer fragmente geherscht haben. dann giengen die Wolfenbüttler bruchstücke w voran, und die Heiligenstädter folgten später. Plenio hat für letztere die sigle W vorgeschlagen, obwol er ihre zugehörigkeit zu den Wolfenbüttler fragmenten w erkannte (PBBeitr. 42, 455 a. 1; 257 a. 3). mir scheint es zweckmäßig, ihre zusammengehörigkeit auch in der sigle zum ausdruck zu bringen. daher schlag ich für beide die sigle w vor und unterscheide sie mit rücksicht auf eventuelle spätere funde durch die exponenten X bzw. XVII und XX: wX meint also die oben

s. 323 ff abgedruckten, von vHeinemann Zs. 32, 86 f bekannt gemachten bruchstucke, w^{XVII} und w^{XX} dagegen die von Degering Zs. 53, 337 ff edierten. was wir von w besitzen, ist also folgendes: 1 w^{X} = 124, 35. — 2 w^{X} = 66, 21; 3 w^{X} = 66, 33; 4 w^{X} = 67, 20; 5 w^{X} = 67, 32; 6 w^{X} = 67, 8 — 7 w^{X} = 100, 24. hierauf folgte nach lücke das verlorengegangene blatt, von dem nur die kümmerlichen abklatschreste erhalten sind, es mag dies mit w^{XVI} bezeichnet werden. endlich besitzen wir 1 w^{XX} = schluss einer sonst unbekannten strophe im Reimarton 82, 11—84, 13 — 2 w^{XX} = 28, 1; 3 w^{XX} = 26, 23, 4 w^{XX} = 36, 3. die reihenfolge der beiden letztgenannten blatter hat Degering aao s. 343 ff ermittelt.

Sonst sind seit der siebenten ausgabe von Lachmanns Walther noch bekannt geworden die Munsterer bruchstücke, die Jostes Zs 53, 348 ff und nach ihm in engerem anschluss an das original Plenio PBBeitr. 42, 491 ff abgedruckt hat. für sie mag die von Plenio das. s. 455 a. 1 vorgeschlagene und im verlauf seiner wertvollen untersuchungen bereits verwendete sigle Z gebraucht werden. endlich stehn die eingangsverse 87, 1—4 in der hs. nr 40 (92) der Luxemburger stadtbibliothek, worauf Borchling Mnd. hss. IV reisebericht s. 143 aufmerksam gemacht hat. ich möchte dafür die sigle *α* vorschlagen.

München. Carl von Kraus.

ZUM FRAUENTURNIER (oben s. 160) schreibt mir CvKraus, der die gleiche beobachtung uber die unechtheit des schlusses gemacht hat, dass die tätigkeit des bearbeiters bereits fruher einsetze; seine zutat sind unzweifelhaft schon die verse 396—399:

Er gab sie einem richen man,
mit dem sie ofte began
395 turneis des man ze êren pflit.
[und behielt den pris zaller zit.
ir spil was manger leie
mit dem turneie
des man zuo den êren pflit]
400 diu frouwe zuo der selben zit *etc.*

weiterhin erscheinen mir nunmehr die verse 405. 6 verdächtig, und man wird der hand dieses zudichters auch im übrigen gedicht nachspüren mussen. E. S.

ZU KATHARINEN MARTER. Die mitteldeutsche Katharina ist das einzige von den 10 gedichten der kostbaren Wiener sammelhs. 2696, das seit seiner erstedition (durch Lambel, Germ. 8, 129—186) völlig unbeachtet geblieben ist. das ligt nicht nur an seinem geringen poetischen wert und an der ungünstigen überlieferung — neben kleinen lücken ist ein blattverlust zwischen v. 2398 und 99 zu beklagen —, sondern auch an der hartnäckigen unterschätzung seines alters. erst wollte Wackernagel es ins 14 jh. setzen, dann trat Lambel für die 2 hälfte des 13ten ein, und heute möcht ich dafür plädieren, dass das werk noch der zeit um oder vor 1250 angehört. dafür führ ich einmal den wortschatz an: das nebeneinander von *werre* 666 (vgl. 1192) und *urliuge* 669 (vgl. 1434), 2 mal. *vîanden* im reim 2780. 2797, das erste mal gebunden mit *anden*, *nôtgestalle* 2726, *balt* 1642. 1495, *erbalden* 64. 3223, *beriezen* 3227 sprechen wenigstens in ihrer gesamtheit gegen eine späte abfassung; auch scheint das fehlen aller bequemen reimflickwörter unser gedicht einer frühern zeit zuzuweisen: das adv. *gar* zb. erscheint nur 6 ×, dh. 1 : 271 reimpaare, während das verhältnis schon im Wigalois 1 : 55, im Guten Gerhard 1 : 66, im Silvester 1 : 82 ist.

Den text hat Lambel in das damals übliche Pfeiffersche normalmitteldeutsch umgeschrieben, aber in dieser seiner erstlingsarbeit naturgemäfs noch manches zu tun übrig gelassen.

An zwei stellen ist deutlich ein interpolator tätig gewesen, der sich das erste mal durch einen unmöglichen reim und obendrein eine reinbairische wortform verrät: zu streichen sind also 127 f [*unt die heiligen bischolfe, die sul wir haben holde*] und 899 f [*und zu sîner mûter der êwigen maget, lá dirz furwâr sîn gesaget*].

Weiter ist zu lesen: 288 *für den glouben iesán* hs. — 703 *gahten* (vgl. 781), denn da stets *áht* > *aht* gekürzt wird (782. 843. 1036. 1651. 2172. 2708), ist ein reim *gâhten* (das für den dichter *gáten* hiefs) : *brâhten* doppelt unmöglich — 990 *getát* — 999 *herren* — 1067 *erquicket* — v. 1192 *si macht uns grózen* (hs.) *werren* — 1459. 60 *jân : sân* — 1646 *kristenheit gemérte* — v. 1674 *gedenke ⟨wol⟩ an dîne jugent* — 1697 *vrólichen* (druckf.) — v. 1883 f (*er hiez die maget hére*) ⟨*mit stricken*⟩ *binden unde hán* ⟨*und*⟩ *mit geislen vaste slán* — 1910 *inner* — 2115. 16 *tugende : jugende* — 2150 *ir* (druckf.) — v. 2205 *dem welle wir underténic sîn*, wie 2384 — 2362 *swaz* ⟨*só*⟩ — v. 2419 *daz ir* ⟨*hie*⟩ *durch dich geschiht* — v. 2472 *daz in alsó sneller vrist* — 2561 *enphán : nán* — 2633 *ezzen* — v. 2825 f mit der hs.: *er gap ir mit der stangen ort daz man dá walhisch heizet mort* — 2858 streiche *er* — v. 2857 *züge von dem lîbe gar* — 3035 *sêlen* — 3047 *trîp* (oder *trîp du*).

E. S.

ZUM MITTELLATEINISCHEN 'PHILO'.

I

In seinem 'Registrum multorum auctorum' (ed. Huemer, WSB. 116) v. 768 ff nennt Hugo von Trimberg nach dem 'Querulus' und 'Merulus' als schullecture einen 'Philo':

> 'Philo' delectabilis predictos comitetur,
> nam pueris est habilis, hinc locus sibi detur:
> *Grecia, summorum fecunda parens studiorum,*
> *Clara viris doctis, argento dives et auro* etc.

dies gedicht fand Pol. Leyser in der Helmstädter miscellanhs. 622 (OvHeinemann Die hss. der Herzogl. bibliothek zu Wolfenbüttel I 2, 83 f. nr 671: mit dem hässlichen druckfehler *Precia* des initium) und druckte aus ihr in seiner Historia poetarum et poematum medii aevi (Halae 1721) neben andern textproben auch die ersten 113 verse des 'Philo' ab (p. 1181—1185, verdruckt als 2081—2085). als ich das vor jahren constatierte, bat ich Conrad Borchling, der gerade in Wolfenbüttel weilte, um eine abschrift, die er mit der gewohnten gefälligkeit herstellte, indem er unter dem copieren neben der beseitigung selbstverständlicher schreibfehler auch einige conjecturen an den rand schrieb; sie sind unten als sein eigentum widergegeben.

Ich fand die neugier welche mir Hugo von Trimberg erweckt, und das weitere interesse welches mir die textprobe bei Leyser erregt hatte, vollberechtigt, und habe mir, da die späte überlieferung vielfach entstellt ist, für meinen gebrauch einen 'kritischen text' hergerichtet, den ich dann WMeyer vorlegte, aber von ihm ohne eigene zutat zurückerhielt — der im übrigen stets hilfsbereite freund interessierte sich leider nur wenig für litteraturwerke die er nicht selbst ausgegraben hatte. jetzt wollt ich mein manuscript dem neuen collegen AHilka darbieten, mit dem vorschlag, es einer kleinen sammlung mittellateinischer versnovellen (zunächst der metrischen) einzuverleiben — da überrascht er mich mit der mitteilung, dass er selbst die Wolfenbüttler hs. abgeschrieben und den text während des krieges zum druck gebracht habe, im rahmen einer neuen stoffgeschichtlichen untersuchung: 'Die wanderung der erzählung von der Inclusa aus dem volksbuch der Sieben weisen meister' (Mitteilungen d. Schles. ges. f. volkskunde 19 [Breslau 1917] s. 29—72, text s. 58—69). Hilka hat, bei umfassender durchsuchung der handschriften-kataloge, sowenig als ich eine zweite hs. gefunden, und so hat er sich auf einen abdruck der Helmstädter überlieferung beschränkt, wobei er nur vereinzelt textkritische eingriffe für nötig hielt: ihn interessierte zunächst die neue stoffquelle.

Nachdem es mir jetzt möglich gewesen ist, die hs. von Wolfenbüttel, dessen neuer bibliotheksdirector dr Lerche sich vom ersten tage seiner amtsführung ab als liberalen, eifrigen und

uneigennützigen förderer der wissenschaft erwiesen hat, hierher zu entleihen und mich von der fast unbedingten zuverlässigkeit der Borchlingschen abschrift zu überzeugen, biet ich zunächst was mir die handschrift selbst und widerholte aufmerksame lectüre des gedichtes zur kritik von Hilkas textabdruck ergeben haben.

Der papiercodex setzt sich aus verschiedenen teilen zusammen, die wol sämtlich, wie sicher der dem 'Philo' vorausgehnde 'Occultus' (Nicolaus von Bibera), nach der mitte des 15 jh.s in Erfurt geschrieben sind. die schrift ist an sich klar und deutlich, aber die zahlreichen abkürzungen und das fehlen der i-puncte legen verlesungen immerhin nahe. 16 streiche *sunt*! — 17 *deydanira* scheint (fremde?) correctur aus *deydamia* — 19 hs. *forma* — 22 st. *Iustis* ist *Intextis* (s. v. 27), st. *corona* (hs. *coronan*) *coronant* zu lesen u. der punct zu streichen — 24 l. *Sardius* — hs. *onex* — 25 ist wol die in mal. hss. häufige form (*hic*) *iaccintus* einzustellen — 28 hs. *Digna* — v. 32 l. *Tactibus humanis ne indignaretur imago*? (s. Ducange s. v.), *dĭgnaĉt* hs., *degeneraret* H. — 35 hs. *nūdā* — l. sic hs., *sicut* H. ohne la. — 41 f *ex auro vasa domusque Inclita cortinis*, kaum in ordnung — 45 l. *Musica dulcedo* hs., *Musice* H. — v. 75 *Philo, mee patrie nomen Syria, Tyrus urbis, tirius tirus* hs., *Tyrus, Tyri* H. 76 l. *me* od. *mihi, mee* hs. H. — 84 l. *Consedent* — 88 hs. *recordar* — v. 89 l. *Delectat me risa loqui dum risa retrudo, mea* ... *retrudit* hs. H. — 92 l. *riderit* Borchling, *ridit* hs., *riderat* H. — 93 hs. *artans* — 96 *natum* hs. braucht nicht durch *notum* ersetzt zu werden: 'das glück liefs ihn für mich geboren werden' ist ein gewählterer ausdruck als 'das glück verschaffte mir seine bekanntschaft' — 102 l. *vidi*, *audi* hs. H. — 104 *simulatur* hs. — 107 l. *solitum*, *solens* hs., *solans* H. — 118 l. *scrinia* hs., vgl. 414, *strenua* H. — 119 l. *Aulea, ciatos, Auleas ciatos* hs., *Aureas* (!) *ciatos* H. — v. 123 l. *Cetera custodes* ⟨*iussit*⟩ *servare fideles*? *Cetera custodes sua* ⟨*iussit*⟩ *servare fideles* H. — v. 126 l. *Ornant et firmant pendentia scuta carinis, stura* (?) *carinas* hs. (? H.) — 131 *portant genus omne melodis* hs. H., doch wol *melodum*? — 133 *lira* passt nicht in den vers und kehrt überdies in der nächsten zeile wider; also ein anderes musikinstrument: *harpaque*? — *resultant*? — 134 l. *Organa cum cithara* (= 43), *Organicum, cithara* hs. H. — 140 die interpunction ist zu beseitigen — 141 l. *amici*, — 143 l. *inmergitur anchora ponto* hs.! *iniungitur* H. — 151 l. *Pro* hs., *Pre* H. — v. 152 l. *Non modus est ibi leticie communis utrique, communiter*? hs., *conveniunt* H. ohne la. — absatz 159, nicht 160 — 171 hs. *sonāt* — v. 178 l. *Dum ludunt domini, disponunt prandea servi* hs.! *Dum ludunt, dum disponunt* ⟨*hec*⟩ *prandea servi* H. ohne la. — 180 hs. *angnus* — 181 hs. *cignus* — 188 l. *ulli* hs., *illi* H. — 192 l. *quam* hs., *quia* H. — 193 hs. *riscere* — 195 *illata* hs. durch *allata* H. zu er-

setzen ist unnötig — ebensowenig 200 *Afferet* hs. durch *Afferat* H. — 213 hs. *domnem reddit* — 218 l. *Jaccinto*, s.o. 25 — 241 hs. *tendant'* — v. 246 l. *Palonis subitura casam laturaque munus, subitatur c. latatur que* hs., *subitare c. portareque* H. — 247 l. *Vir simplex* Borchling — 259 *humoque* hs. nicht anzutasten — ebenso 264 *condaris — illis* hs. — ein fehler steckt in v. 271 *Exurgens 'illa' condare precante puella* hs. H., zumal *illa* eben 270 dagewesen ist — 272 *Ecce diu separatus adest* hs. H. ist metrisch anstofsig, vielleicht *diu expectatus?* — von 275 ab springt H.s zählung (mit 280) um 5 verse voraus, ich fahre mit den richtigen zahlen fort, setze die irrigen in klammern — v. 277 (282) l. *Illa viri speciem miratur et illius ipse*, *q2* hs., *quia* H. — 281 (286) l. *pelres* hs. = 354 (359) — 285 (290) *Decet quod erat* hs., *Decens quod erat* H. sind gleichmäfsig unmöglich, ein part. präs. wird allerdings erwartet: *Deducens?* — 287 (292) hs. *rescere* — 289 (294) l. *pelres* hs. wie 281 — 292 (297) hs. *suppelex* — 300 (305) l. *solet* ⟨*et*⟩ *repetit sua tecta? castra* scheint aus dem nächsten versschluss vorausgenommen — 306 (311) hs. *Internus* — 308 (313) l. *candelabra* (hs. ?) — 311 (316) hs. *plenes* — 312 (317) hs. *Adque* — ich trenne und verteile die rede: *Atque stupens admirabar*. *'Super his?' ait illa* hs., *At illa:* H. ohne la. — 313 (318) l. *Tu scis quanta mea*, *mea quanta* hs. H. — 318 (323) l. *Sed miror, quia miraris*, *miraris quia miraris* hs. H. — 321 absatz! — v. 321 (326) l. *Nox abiit, aurora subit, surgit quoque Zeno*, *surgit, surgit* hs. H. — 327 (332) l. *alterni fedus amoris* hs., *alternum* H. ohne la. — 342 (347) hs. *parea* in *paria* corrigiert — 347 (352) hs. *grediendo* — 349 (354) hs. *redditum* — 358 (363) l. *Ignotique*, *Ignotumque* hs. H., aber den namen kennt sie ja seit v. 94! — absatz bei v. 359 (364), oder aber: es fehlt nach 359 (364) ein vers! — 361 (366) hs. *rebus*, von H. richtig, aber ohne la., in *tribus* geändert — v. 364 (369) ist überladen, aber ob *domi* oder *sua* zu streichen sei, ist schwer zu entscheiden: also entweder: *Tali cultura domi quali stabat imago* oder: *Tali cultura quali sua stab. im.* — 369 (374) hs. *culti* — 380 (385) l. *Nam dubium redit an sit*, *reddit* hs. H. (vgl. 213. 349) — 389 (394) *mirandaque 'dicta'* hs. H. muss bestimmt in *m. risa* geändert werden — 390 (395) l. *festinanter*, *festinans* hs. H. — 391 (396) l. *Illa novum gradiens per iter*, *pariter* hs. H. — v. 399 (404) l. *Non species sed te cultus precellit honore*, *vultus* hs. H. — 402 (407) l. *sua*, *tua* hs. H. — 409 (414) l. *Erit* hs., *Erat* H. ohne la. — 417 (422) l. *obstructum* hs., *obscurum* H. ohne la. — 417 (422) hs. *celari* — 418 (423) l. *supervenit* hs., *superveniens* H. ohne la., der satz *iam velle* bis *Audierat* steht in parenthese — v. 434 (439) l. mit der hs.: *Mandat et inferri navi manibus famulorum*, H. verlas *nam* und ändert dies in *illam* — 439 (444) ist doch wol *ducat* für *ducet* hs. H. einzusetzen — v. 445 (450) an der hsl. überlieferung

Conqueritur cunctis Tyriis et rebus in (so!) *artis* braucht nur das *et* in *ut* geändert zu werden; H., der *et rebus et artis* als la. angibt, änderte metrisch unmöglich *de rebus sic artis* — 446 (451) absatz — 448 (453) hs. *laudat* — 449 (454) absatz — 451 (456) l. *properant* hs., *properat* H. ohne la. — 458 (463) l. *Cuius* hs., *Eius* H. ohne la. — 462 (467) hs. *laudis* — 463 (468) l. *Exin*, *Exinde* hs. H. — 464 (469) hs. *custodiam* — 466 (471) hs. *mirantur*.

Wichtiger fast als diese beiträge zur textkritik will mir die feststellung erscheinen, dass H. ebenso wie der alte Polykarp Leyser den frauennamen des gedichtes durchweg als *Filonia* verlesen hat: mag die handschrift, die i-puncte nur ganz vereinzelt setzt (so vielleicht auch 415 *filonia*?), diese lesung immerhin zulassen, durch das metrum wird sie ausgeschlossen, und weitere erwägungen treten hinzu: die dame heifst *Philoma!*

Der name kommt im ganzen 31 mal vor: nom. voc. 11 ×, gen. dat. 13 ×, acc. 4 ×, abl. 3 ×. der nom. (voc.) der viersilbigen form wäre immer als *Philōnĭă* zu lesen (55. 83. 112. 175. 205. 275. 284. 394. 401. 410. 415), beim gen. u. dat. überwöge die scandierung *Philōnĭē* (159. 197. 207. 210. 249. 262. 310. 389. 429. 432. 465), aber 349. 438 müsten wir das wort mit kurzer stammsilbe lesen: *Phĭlōnĭē*; der ablativ müste *Philōniā* gemessen werden (244. 304. 305), und beim acc. hätten wir sowol *Philōniam* (64. 326) wie *Phĭlŏnĭam* (463) — also die erste und die dritte silbe würden mit der quantität wechseln.

Setzen wir aber *Phīlōmă, Phīlōmē, Phīlōmam, Phīlōmā* ein, so ist alles in schönster ordnung!

Die namen *Philo* und *Philoma* sind doch von dem urheber der quellenfassung sicher mit beziehung auf einander gewählt: dem *Philo* ist *Philoma*, die gattin des Zeno, von vorn herein bestimmt. *Phīlŏ, Philōnis* hat seine constanten quantitäten, und zumal beide namen widerholt nebeneinander im vers erscheinen (205. 207. 326. 362. 463), wäre die differenz zu der uns *Philonia* zwingt, mit ihrem beständigen wechsel doppelt unerträglich.

Die sache hat aber noch ihre besondere bedeutung: der name *Philonia* würde sich leichthin auch als eine lateinische ableitung von *Philo* erklären, die namensform *Philoma* dagegen weist direct auf griechische herkunft. zwar ist sie, wie es scheint, bisher unbezeugt, aber der beste kenner des griechischen namenmaterials, FBechtel, nimmt daran keinen anstofs: er schreibt mir, dass er unbedenklich neben Φίλημα (Φιλημάτιον) eine ablautform Φίλωμα ansetzen würde, wie etwa neben Φιλήτας ein Φιλώτας existiert; belege für die erstere bietet Bechtel Attische frauennamen 137 und Die historischen personennamen des griechischen 617. dass *Philema* gerade auf süditalischem boden bezeugt ist und dass

der kosende hetärenname *Philematium* auch in des Plautus (auf Philemon fufsender) Mostellaria begegnet, dass ferner im Miles gloriosus die der Philoma entsprechende person *Philocomasium* heifst, hat alles für das mlat. gedicht direct keine bedeutung; denn ich bin der überzeugung, dass nicht nur die in ihm behandelte novelle, sondern geradezu die vorlage oder mündliche quelle unmittelbar griechischen ursprungs war.

Zu dem resultat dass unser novellenstoff griechischer herkunft sei, waren bereits E. Rohde und Ed. Zarncke (Rhein. mus. n. f. 39, 1 ff) gelangt, und Hilka hat im 'Philo' eine kräftige stütze für diese these gefunden. eine dichtung mit den schauplätzen Griechenland [Athen] und Tyrus, mit den echten griechischen personennamen *Zeno* (*Ζήνων* Bechtel Hist. personennamen 186), *Philo* (*Φίλων* ebda 452), *Philoma* (s.o.), *Dina*[1], dazu mit einer fülle von leicht travestiertem antiken detail, dürfte in der litteratur des 12/13 jh.s, der das werkchen unzweifelhaft angehört, einzig dastehn. ich werde die empfindung nicht los, dass die erzählung, wie sie der mittellateinische dichter aufnahm, wenn sie nicht gar bereits durch die attische komödie hindurchgegangen war, doch bei ihr gewisse anleihen gemacht hat. dahin rechne ich zb. die motivierung der mehrfachen abwesenheit des Zeno: 288 (293) *Cernere quippe suos in rus descenderat agros* (dies ein wenigstens für die römische komödie charakteristisches motiv der ortsabwesenheit), 322 (327) ff betreibt er die jagd, 360 (365) ff und 409 (414) ff besorgt er seine geschäfte, das erste mal offenbar über land. keine der übrigen fassungen hält eine solche begründung für nötig: auf der bühne erschien der gastfreund jedenfalls 330 (335) entsprechend im jagdanzug, in den andern fällen erklärte oder entschuldigte er sein längeres ausbleiben. doch diese mit vorbehalt geäufserte vermutung werden die kenner der antiken komödie prüfen, denen ich unsern mittelalterlichen 'Philo' hiermit ans herz legen möchte.

Unter den zuletzt von Hilka aao. zusammengestellten fassungen der aus dem Miles gloriosus am besten bekannten geschichte von der eingesperrten und mit hilfe eines unterirdischen ganges (oder eines wanddurchbruchs) und mehr oder weniger raffinierter täuschungsmittel entführten frau, steht keine dem 'Philo' so nahe wie die im afz. Dolopathos des Herbert (ed. Brunet u. Montaiglon s. 353—379, Hilka s. 70 f): hier allein treffen wir die statue mit ihrer verblüffenden ähnlichkeit, hier auch eine ähnliche folge in der wahl der täuschungsobjecte, bis zuletzt die leibhaftige frau als statue dem gatten vorgeführt wird und so den betrug zu groteskem erfolge steigert. der schauplatz

[1] denn auch diesen vierten namen, den der dienerin, wird man als griechisch ansprechen dürfen: eher als zu *Εὐδήνη* (Bechtel Hist. personennamen 130) wird er zu dem masc. *Δῖνος* gehören, das Bechtel (aao. 611) als charakteristischen sklavennamen ('der behende') deutet.

wechselt zwischen Rom und Griechenland; personennamen fehlen.

Merkwürdigerweise begegnen wir in einer weitabgelegenen version, bei Straparola IV 2 (ed. Rua 1206 ff; Hilka s. 40 [1]) dem gleichen namen, mit leichter variante, für die gleiche person: die eingesperrte frau heifst hier *Filenia Centurione*, was wie aus *Filema* entstellt scheint — und nun dürfen wir uns erinnern, dass gerade die namensform *Philema* in Süditalien bezeugt ist. das zusammentreffen der namen *Philoma* — *Filenia-Philema* als zufall zu deuten fällt mir schwer: so hätten wir denn bei dem Venetianer Straparola, der die geschichte in Athen spielen lasst, ein weiteres, spätes zeugnis für die griechische novelle, das schauplatz und namen aus derselben quelle abzuleiten gestattet, welcher der dichter des 'Philo' folgt.

Ueber heimat und entstehungszeit dieser muntern dichtung genaueres zu ermitteln, hat auch mir nicht gelingen wollen. das gedicht enthält weder im wortschatz noch in den reimen (die sonst nicht selten zum verräter eines Franzosen werden) etwas was auf romanische herkunft hinwiese, in ersterer beziehung aber vielleicht doch einiges was mehr für einen deutschen als für einen französischen dichter spricht: so wenn in der aufzählung der tiere die zur küche des Zeno geliefert werden, 180 *silvester aper,* 181 *anser* erscheinen, wo ein Franzose doch wol eher *aper silvaticus* und *auca* geschrieben haben würde.

Das gedicht ist keinesfalls älter als 1150 und schwerlich jünger als 1250 — in diesem ziemlich weiten zeitraum es genauer zu fixieren dürfte kaum möglich sein. die form des hexameters scheint der autor mit leichtigkeit zu handhaben, aber freilich lässig und mit ganz ungleicher verteilung des reimschmucks. am häufigsten (ca. 65 mal) kommt der sog. einsilbige leoninus vor; echte, zweisilbige leonini bringen freilich die ersten zehn verse gleich 5 mal, aber über den rest sind sie nur spärlich verteilt: wenn ich die 'unreinen' (*intextis : vestis* 27, *devenit : ademit* 54, *domum : donum* 248) hinzurechne, zähl ich noch 22. umgekehrt bringt der dichter die vorher nur zweimal (189 f. 225 f) vorkommenden 'caudati' gegen schluss in unschöner häufung: 447 f. 452 f. 457—59. — 'trinini' der verschiedenen art hab ich 20 gezahlt (typen: *Tam pulchram, quoque tam mundam, sic et redimitam* 35, *Velorum sinuosorum pictura refulget* 129, *Occurrunt et suscipiunt famuli venientem* 82), darunter auch einen fall mit gleichzeitiger verwendung des endreims, 225 f

Que mando, tibi commendo [1] *secreta tegenda.*
Crudelis non esse velis hec ad peragenda.

[1] *commando?*

Eine genauere datierung ist damit nicht gewonnen. **E. S.**

[Nachdem das vorstehnde längst gesetzt und corrigiert war, ward der fund bekannt von dem alsbald berichtet werden soll: ich habe an meiner corrigierten fahne nichts mehr geändert, da sich coll. Hilka selbst die herstellung eines kritischen textes vorbehält.]

II

Unerwartet tauchte in Danzig eine neue copie des Philogedichts auf, deren kenntnis ich der freundlichkeit Paul Lehmanns verdanke. unser text mit der überschrift *Opus filonis et filonie* und dem kolophon *Explicit opus filonis et filonie scriptum bononie* steht auch in der dortigen sammelhandschrift Ms. Mar. F 248, fol. 14ʳᵃ—16ʳᵃ (papier, 15 jh.), vgl. OGünther Die handschriften der kirchenbibliothek von St. Marien in Danzig (1921) s. 277 ff. die von meiner edition nach der Wolfenbütteler hs. abweichenden lesarten seien hier mitgeteilt, auch die auf schreibfehlern beruhenden:

13 *desectam vario* — 14 *colli* — 16 *sunt* fehlt — 19 *formam* — 22 *Insertis* — *coronam* — 23 *ac tapazion* — 24 *S. cristallus* — 25 *Hic fulgent hic iacintus s. a. barillus* — 28 *D. sub occulto sp.* — 32 *ne dequaret* — 33 *Hic qu. d. s.* — 35 *m. sic et r.* — 43 *timphana* — 44 *H stusceptor* — 45 *Musica* — 46 *plaudent* — 51 *reddit in se* — 53 *Ach* — 55 *philoma* — 57 *cras* — 60 *nitet* — 75 *n. tyrius tyrus urbis* — 76 *D. me n.* — 88 *Ey* — 89 *D. me c. l. d. r. recurrunt* — 92 *viderit* — 93 *artans* — 101 *Gressia* — 102 *que m. que l.* — 105 *r. et te* — 114 *voce m.* — 115 *iactaret* — 118 *scrinia* — 123 *c. sua serravere f.* — 126 *p. scuta c.* — 130 *Curus* — 132 *n. quin et b. m.* — 135 *Dant d.* — 143 *immergitur a. p.* — 152 9i9 *(coniunctus?) uterque* — 178 *disp. pr. s.* — 188 *r. ulli c.* — 190 *C. et hic solus* — 192 *digna* — 195 *illata* — *placarunt* — 202 *Dyna* — 204 *modestus* — 208 *Dyne* — 212 *Dyne* — 216 *Dyna* — 218 *Dyne* — 221 *Dynam* — 233 *d. me* — 244 *a filōaque* (also hier deutlich = *a filomaque* vgl. 280. 289. 309. 310. 367. 415, während sonst unklar, ob *filonia* oder *filoma* zu lesen) — 246 *subitura c. laturaque m.* — 247 *Vir simplex* — 264 *conclavis y. illis* — 273/4 fehlt — 280 *filōa* (= *filoma*) — 282 *m. et illius i.* — 283 *Mutuo* — 286 *pelres* — 289 *filōa* (= *filoma*) — 290 *De cedro* — 291 *trapetis* — 294 *pelres* — 295 *Et quis ei A* — 303 *Nec m.* — *similari* — 305 *s. ac r.* — 309 *Nec filōa* (= *filoma*) *risus r.* — 310 *a filoaque* (= *a filomaque*) — 313 *candelabra* — 317 *s. h. ait illa* — 318 *Tu scis me* — 319 *a. n. d. huc nisi n* — 323 *Sed miror* — 326 *abit* — 332 *et renovat alterna f. a.* — 338 *I. mea r. c. b. s. hec* — 339 *Sin autem tum duo n mea distant ab i.* — 347 *B. sit paria* — 352 *In terra* — 358 *e. ipse* — 360 *similari* — 365 *Exit ducturus* — 366 *Pertransitque* — 367 *filoa*ꝫ (= *filomam*) — 385 *redit* — 387 *Ars ait* — 392 *n. iste* — 394 *m. facta* — 395 *m. et f.* — 396 *gr. per iter pr. i.* — 407 *Si sua* — 408 *Ut s.* — 409 *sed modo* — 410 *non imutca* — 414 *Exit* — 415 *filōa* (= *filoma*) — 420 *priore* — 422 *obstructum celari* — 423 *supervenit* — 430 *tibi solvam* — 437 *valebat* — 439 *i. navi m. f.* — 441 *Flentes constringunt* — 445 *illa sedit* (corr. aus *dedit*) — 448

s. c. *reversus* — 450 *c. tirus et rebus īartis* — 451 *f. multis p.* — 456 *properant attingere f.* — 464 *Ut nobiles Greci* — 472 *Artificesque m.*

Meine eigene nachcollation der Wolfenbütteler hs. ergab fur den text vorläufig nichts, was nicht bereits in dem voranstehnden artikel Schröders enthalten wäre. zu einigen seiner emendationen werde ich hoffentlich bald stellung nehmen können, denn auf der neuen grundlage der beiden copieen gedenke ich in absehbarer zeit einen gereinigten text in meiner Sammlung mittellat. texte zu bieten und auch in litterarischer hinsicht manches, was zum motiv der Inclusa seit 1917 von mir und anderen gesammelt wurde, hinzuzufügen. **A. Hilka.**

KÜNIC PRINZE. In der berühmten predigtstelle des Berthold vRegensburg (Pfeiffer I 91 f), welche von Jac. Grimm in seiner inhaltreichen besprechung des werkes von Kling (Kl. schr. IV 304) historisch ausgedeutet, von Schönbach Studien z. geschichte d. altdtschen predigt VI 92 ff mit höchster willkür umgebogen worden ist, wird in der aufzählung kriegerischer zeitereignisse zuletzt genannt: *der künic Primze mit tiutschen liuten* — so steht bei Pfeiffer 92, 2, aber das geht auf eine voreilige deutung JGrimms aao. zurück, der in dem *Pri[n]ze* der einzigen hs. den Přemysliden Ottokar II erblickte und die stelle auf dessen Preufsenfahrt 1254/55 bezog. Schönbach folgt dem Pfeifferschen text unbedenklich und weicht von JGrimm nur soweit ab, dass er hier eine anspielung auf Ottokars niederlage und tod bei Dürnkrut 1278 sieht — blofs um die ganze stelle nach dem tode Bertholds datieren und damit die überlieferung als unecht erweisen zu können.

Nun ist es zunächst auffallend, dass derselbe könig wenige zeilen vorher (91, 36) schon einmal, als *der von Bêheim*, genannt sein würde, dann aber fehlt für die (nicht überlieferte!) form '*Primze* jeder anderweitige anhalt. dagegen haben wir in Bertholds lebenszeit eine persönlichkeit des namens *Prinze* (eigentlich des titels *prinze*, der aber zum namen wurde), deren schicksal Deutschland mit dem lebhaftesten anteil erfüllt haben muss: den Staufersohn könig Manfred von Sicilien, der am 26. febr. 1266 durch verrat der italienischen barone mit seinem deutschen heer bei Benevent geschlagen wurde und den tod fand den er suchte. er wird bei Ottokar v. 236 f eingeführt: *kunic Mehtfrid der selbe hiez, Prinze was sín ander nam* und des weitern meist kurz *der (edel) Prinze* (267. 799. 813 usw.), daneben auch *kunic Mehtfrid der Prinze* (3629) oder geradezu *der kunic Prinze* (305) genannt: also genau so wie es bei Berthold überliefert ist. dass JGrimm auch später gar nicht an ihn gedacht zu haben scheint, ist deshalb merkwürdig, weil er in einem hsl. zusatz gerade den 'Ottoc. von Horneck' citiert: für Ottokar II Přemysl, der hier sicher auszuscheiden hat. **E. S.**

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND **GUSTAV ROETHE**

EINUNDVIERZIGSTER BAND

BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1922

INHALT.

Seite

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XLI. 1. 2. december 1921

Die germanische urgeschichte in Tacitus Germania von **Eduard Norden.** Leipzig Teubner 1920. X und 505 ss. m 60, geb. m 76.

Für diesen bedeutungsvollen titel bietet die Germania einen geringen anhalt. aufser der wichtigen stammesgenealogie, deren sachlicher gehalt hier nicht berührt wird, bleibt eigentlich nur der satz über das aufkommen des Germanennamens, der den anstoß zu dem buche gegeben hat (s. 7). das übrige sind römische verbrämungen antiquarischer oder schulmäfsiger art, die für das deutsche altertum kaum in betracht kommen. dem vf. schwebte aber wol noch sein besonderes ziel vor, das er im ersten teil seines buches verfolgt, der versuchte nachweis, dass die Germania mehr auf älteren quellen beruhe als Tacitus erkennen lasse, und er glaubt demselben einen programmatischen ausdruck geben zu sollen. dass die Germania eine tradition, eine litterarische wie eine schulmäfsige hat, ist öfters, besonders von Müllenhoff angemerkt, und Riese hat einen wichtigsten punct, die idealisierung der naturvölker des nordens, deren letztes glied die Germanen sind, von Homer bis Tacitus verfolgt[1]. wenn Norden nun aber nicht nur die 'urgeschichtliche' einleitung, sondern auch in dem ganz auf die gegenwart eingestellten hauptteil gewisse schilderungen bis Posidonius und in das griechische altertum zurückdatiert, so ist dies ein stärkerer einbruch in die taciteische überlieferung, und es wird eine genauere nachprüfung von fall zu fall nötig, damit nicht neue irrtümer und unklarheiten platz greifen, was hier nur summarisch geschehen kann.

Das erste capitel (s. 8—41) trägt die verlockende überschrift 'Die Germania im rahmen der ethnographischen litteratur des altertums', geht aber sehr rasch von Homer und Aristeas zu einem blofsen hinweis auf die sich ausbreitende kenntnis des ostens und westens und deren hauptsächlichste vertreter über. es macht den eindruck, als sei eine eingehendere darstellung gleich wider abgebrochen, wol weil das thema zu grofs erschien. was der vf. sagen wollte, wird dann einzeln in den nächsten abschnitten vorgeführt.

[1] Die idealisierung der naturvölker des nordens in der griechischen und römischen litteratur (Frankfurter progr.). Heidelberg 1875. 46 ss.

Der zweite, ausführlichere ('Quellenkritisches zur ethnographie europäischer völker' s. 42—170) bringt zunächst lateinisch und deutsch cap. 2—4 der Germania, die übersetzung zt. merkwürdig ungenau: *hospitiis* ist nicht 'gastverkehr', sondern bezeichnet technisch eine dauernde gastaufnahme, *navibus* ist nicht 'mit einem schiffe', sondern 'zu schiffe', *cultu* nicht 'cultur', die keinen gegensatz zu *aspectu* bildet, sondern 'anbau', *eaque vera et antiqua nomina* (der Marsen, Sueben etc.) nimmer 'das allein seien die echten alten namen', *augurantur* meint nicht 'wahrzeichen', sondern 'vorzeichen'. *Tristo* s. 48 als 'zwillich' (vgl. drillich) mutet wenig an.

Gleich der anfang soll erweisen, dass T. eine alte schablone benutzte, die Skythenschilderung des Herodot, durch Posidonius und andere vermittelt. aber die sache ist wol einfacher. auch wir pflegen, wenn wir über ein volk, Griechen, Römer oder Germanen schreiben, mit dem anfang zu beginnen. die frage ob autochthon oder eingewandert beschäftigt heute die forschung wie in alter zeit. speciell die Griechen hatten lange vor Herodot immer wider veranlassung darüber nachzudenken, und bei ihren colonialen gründungen waren immer wider Hercules und andere heroen zur stelle. solche gedankengänge wurden schulläufig und kehren öfters wider. Timagenes bringt für die Kelten gleich eine anzahl solcher hypothesen. T. war für autochthonie, auch bei den Brittanniern, wie schon Diodor. die westgermanische genealogie aber war eine selbständige positive nachricht, die nur hier eingefügt werden konnte. die drei Mannussöhne können schon nicht den drei Targitaossöhnen entsprechen, und die ganze nachricht kann nach allem was wir wissen überhaupt nicht dem Posidonius bekannt geworden sein. es müste also ein späterer, etwa Timagenes, auf Herodot zurückgreifend, dies nachgeholt haben. aber eine so specielle kunde wird erst während der römischen zeit gewonnen und von Plinius oder T. auch ohne Herodot verwertet sein. so fehlt schon ein wichtigstes vergleichsmoment. eine andere anordnung wäre für T. unnatürlich und unsachlich gewesen. es genügen die allgemeinen antiken traditionen auch der zeit des T. völlig.

Alt und besonders für die nordvölker vielfach ventiliert sind die vorstellungen von dem einfluss des klimas auf die menschliche veranlagung. sie erben bis ins mittelalter fort. dem T. waren sie natürlich nicht unbekannt, aber er verwertet sie nicht, obwol einige eigenschaften welche unter diesem gesichtspunct angeführt zu werden pflegen, in cap. 4 widerkehren. er hat, vielleicht auch aus künstlerischen gründen, den andern gesichtspunct, der mit dem gewahrwerden der einzelnen nationalitäten immer mehr in den vordergrund trat, zum beherschenden gemacht. jedes volk war zugleich eine individualität, was sich für die Germanen besonders würksam ausgestalten liefs, und von

den anderen verschieden. dies muste sprachlich irgendwie ausgedrückt werden und kommt ganz natürlich heraus in der schon von Schwyzer[1] s. 11 (1912) und ausführlich von N. herangezogenen stelle des Hippokrates (oder eines Hippokrateers) über die Skythen: *πολὺ ἀπήλλακται τῶν λοιπῶν ἀνθρώπων τὸ Σκυθικὸν γένος καὶ ἔοικεν αὐτὸ ἑωυτῷ ὥσπερ τὸ Αἰγύπτιον* oder *αὐτοὶ αὑτοῖσιν ἴκελοι καὶ οὐδαμῶς ἄλλοις*. eine solche wendung konnte wol wie ein erratischer block forterben bis zur *propriam et . . tantum sui similem gentem* des T., aber ganz ungebräuchlich war sie auch sonst nicht, vgl. in den wörterbüchern *simillimus sui, par sibi* etc. nennt doch Mela 3, 2, 24 sogar den Rhein, ehe er sich verbreitert, *sui similis*, und Juvenal 13, 26 bezeichnet mit seinem *haec natura est omnibus una* (von den Germanen im gegensatz zu anderen völkern) dasselbe nur etwas anders. auch wir könnten die besondere, sich gleichbleibende eigenart der Franzosen oder Engländer wol ähnlich ausdrücken, ohne von dem Hippokrateer beeinflusst zu sein. die hauptsache bleibt, dass der gesichtspunct selber gewonnen war. wie leicht eine solche wendung sich einstellen konnte, zeigt auch der *ῥυθμὸς καὶ ψόφος οὐχ ἑτέροις ὅμοιος*, das eigenartige lärmen der Ambronen vor der schlacht, in dem Bruckner den barditus suchte, das von jedem südländischen ohrenzeugen so bezeichnet werden konnte, von N. aber wider als eine gewähr für die vermittlerrolle des Posidonius zwischen dem Hippokrateer und T. angerufen wird. dass Posidonius für die Germanen jene zusammenfassende wendung schon gebraucht habe, ist bei seiner sonstigen unkenntnis nicht anzunehmen. aber N. sieht hier alles in posidonischer beleuchtung. die *ἀμιξία*, die angebliche verkehrslosigkeit der Kimbern, mit der Posidonius seine unkenntnis entschuldigt, soll wider modell für die *minime adventibus . . mixti Germanos* des T. gewesen sein, obwol dieser etwas ganz anderes damit meint. dass der gesamte inhalt von c. 4 der gedankenwelt des Posidonius entstamme ist quellenmäfsig nicht zu rechtfertigen, jedenfalls zu allgemein. überhaupt wird Posidonius sehr sonderbar, wenn er einerseits nicht herausbringen konnte, wes volkes oder welcher herkunft die Kimbern seien, die er Keltoskythen oder, wie N. vorzieht, Kimmerier nannte, anderseits aber über die lebensweise der rheinischen stämme, die ihm als 'Germanen' bekannt gewesen sein sollen, sich schon unterrichtet zeigt. auf diese rheinischen Germanen bezieht N. die angabe des Posidonius, dass sie den wein ungemischt tranken, wozu wider des Tacitus *proximi ripae et vinum mercantur* stimmen soll, während die Kimbern daheim keine 'rebencultur' trieben. aber die kimbrische trinkart wird im süden, wo der wein reichlich zuströmte, den Römern wol eher aufgefallen sein, als diejenige der fernen rheinischen Germanen. damit wäre Müllenhoff noch nicht 'zu fall' gebracht.

Die 'wichtigen folgerungen', die N. weiter daran knüpft, sind höchst bedenklich. so 'muss' auch die schilderung des barditus c. 3 für die das römische heer zur zeit des T. die nächstliegende quelle war, vielmehr auf Posid. zurückgehn, wegen der 'mantischen' deutung (s. 121). aber diese 'mantik' ist eine so natürliche und auch ohne besondere ethnologische zeugnisse glaubliche, dass dafür nicht erst Posidonius nötig wird. auch die gefolgschaftsschilderung des T. soll im grunde posidonisch sein: wegen ihrer ähnlichkeit mit der keltischen bei Polybios, für die wider ein vermittler zu suchen sei. wie echt germanisch das gefolgswesen war, ist bekannt, und T. konnte zu seiner kenntnis jedenfalls leichter als Posidonius gelangen. trotzdem nennt N. seine annahme ein 'quellenkritisches ergebnis' (s. 126). das beraten beim trunke mit nüchternem nachprüfen am andern tage, wie Herodot es für die Perser, T. für die Germanen beschreibt, soll gleichfalls einer griechischen darstellung entstammen. ich kann einen modernen fall hinzufügen. als Christiane sich in fröhlicher gesellschaft einer extratour nach Erfurt anschliefsen will, sagt der alte Goethe: 'hm, hm! recht artig! aber wir haben jetzt alle ein glas wein getrunken, und das sprichwort sagt, dass feurige entschlüsse mit nüchternem mute müssen erwogen werden' (17. 2. 1804). die gastlichkeit der nordischen barbaren steht in der griechischen litteratur seit Aeschylos fest (*δῆμον . . ἁπάντων φιλοξενώτατον*). ein guter teil der eddischen Havamál handelt vom gastwesen und dessen formen (gastlich sein, sich mit geschenken, gabe und gegengabe erfreuen — wie Germ. 21 — aber nicht zu lange an demselben herde bleiben ua.). die schilderung des T. hebt zwar wider nur die ideale seite hervor, besteht im übrigen aber vollauf zu rechte. das weitergeben der gäste bestätigt Adam vBremen 4, 21 für die Schweden. die walisischen triaden fordern zur weiterreise für den gast speise und trank, geleite auf den sichern weg und höflichen abschiedsgruſs (Walter Das alte Wales s. 320). wenn nun auch die Abioi nach einem homerischen scholion dem wanderer nahrung geben und von einem zum andern weiterschicken (N macht aus *διαπέμπειν* wol dem T. zu liebe ein 'geleiten'), so berechtigt dies noch nicht, für T. gleich nach einer alten griechischen schablone auszuschauen. mögen seine sätze, in denen N. mehr eine 'hellenische' als eine römische 'stiltönung' wittert, sich noch so schön ins griechische übersetzen lassen. die damalige römische cultur enthielt griechischer bildungselemente genug. über alle solche ähnlichkeiten bemerkte Müllenhoff: 'in den rhetorenschulen waren darstellungen der einfachen naturzustände . . barbarischer nordvölker beliebt. von den Griechen haben sie sich auf die Römer vererbt und finden sich oft sehr ähnlich wider, was sich aber zum grofsen teil nicht aus entlehnung, sondern aus der natur der sache erklärt' (DA. IV 21). — so schweben diese folge-

rungen, die mit grofser gelehrsamkeit, s. 170 auch kartographisch aus einer filiation aller disponiblen autoren hergeleitet werden, einstweilen noch in der luft und sind, soweit sie gegenständlich werden, im höchsten grade unwahrscheinlich, sowol innerhalb der antiken überlieferung wie aus sich selbst heraus betrachtet. es war wol die erste entdeckerfreude im anschluss an den Hippokrateer, welche N. über die schwächen seiner argumentation hinwegsehen liefs. für einen würklichen nachweis hatte es einer ganz andern, weniger aphoristischen methode mit reiflichem abwägen des für und wider und berücksichtigung der kritischen gesamtlage bedurft.

Hercules und Ulixes (drittes cap. s. 171—207) waren für das griechische colonistentum ein schier unentbehrliches requisit. N. lässt sie mit dem römischen heere schritt haltend nach norden gelangen. aber die geschichten machen schon einen recht prähistorischen eindruck und können leicht den ältesten seeverbindungen der Griechen angehören. bei dem germanischen Hercules, dem die lieder der zum kampfe ausziehenden galten, glaubt N. 'tastend würklich einmal den schleier eines geheimnisses gelüpft zu haben', natürlich 'vorsichtig'. der deutsche Hercules war Siegfried, denn dieser war ein 'exemplarischer held' wie Hercules. ein solcher musterheld war Siegfried nicht: er hatte vaterrache zu üben und den drachen zu töten, im übrigen aber eine andere, viel tiefere bedeutung. dagegen konnte Donar wol ein 'vir fortis' heifsen, nennt ihn doch auch die Sn. Edda (I 87) den stärksten *allra guđanna ok manna*. Ulixes hatte sein altes anrecht auf den nördlichen ocean, wo der eingang zur unterwelt war, und konnte sich leicht weiter festsetzen. die altarinschriften, deren eine ihn am Niederrhein ('olim reperta'), die andere in Kaledonien ('graecis litteris') beglaubigten, sehen mehr nach griechischen altertümlern als nach dem römischen heere aus. dass die erstere dem stromgotte hätte gewidmet sein müssen, glaubt N. erweisen zu können (und in Kaledonien?). schwerlich aber hat T. seinen lesern den glauben zugemutet, Ulixes habe einen ort mit einem als deutsch leicht durchschaubaren namen Asciburgium[1] zubenannt. hier muss eine verderbnis vorligen, über die auch N.s rhythmischer satzschluss nicht hinweghilft.

Das vierte cap. (s. 207—312: 'Auf den spuren der Bella Germanica des Plinius') führt wie ein langer excurs uns zunächst mit den Kimbern und Teutonen zu den Helvetiern, die im 3/2 jahrhundert ihre neue heimat bezogen haben sollen, eine umsiedelung, der gegenüber Müllenhoff DA. II 269 sich überhaupt

[1] Die herleitung von *ask-* 'schiff' ist zwar nicht die einzig mögliche, aber auch örtlich, der Ruhrmündung gegenüber, für eine überfahrtsstelle wol glaublich. diejenige von einem personennamen *Asko*, gen. *Askin* (Siebs s. 400 f.) möchte ich ebenso wenig unterschreiben, wie die drei emendationen im Hildebrandsliede.

skeptisch verhielt. durch gräberfunde ist sie schwer festzulegen, da diese, wenn nicht besondere begleitumstande hinzutreten, betreffs der stammeszugehörigkeit meist stumm verbleiben. einen längeren ruhepunct (s 241—263) bietet das kleine castell Tenedo—Zurzach, das durch N. nunmehr 'in historische beleuchtung' tritt: hier haben die Kimbern von osten kommend den Rhein überschritten, hier in längerem aufenthalte Tenedo gegenüber ihre grofsen lagerplätze, die *castra ac spatia*, die *veteris famae lata vestigia* des T. angelegt, für die ich 1912 auf unsere populären benennungen wie 'Heiden-' oder 'Schwedenschanzen' verwies. hier ritt der in der nahe garnisonierende Plinius über die Rheinbrücke zu den Donauquellen, in gedanken ermessend, wie grofs die menge der kimbrischen lagerleute gewesen. für den Rheinubergang könnte die Romerstrafse sprechen, von wällen und lagern aber ist dort bisher keine spur entdeckt. römische leser haben bei *utraque ripa* gewiss nicht an das kleine Tenedo gedacht, ebensowenig wie T. selber. N. kann dies auch nur halten bei der annahme, dass die Kimbern auf dem hinmarsch auf der nordseite, auf dem späteren rückmarsch auf der südseite campierten, ohne ihre alten werke zu benutzen. Plinius als gewährsmann des T. besonders für die historischen schriften ist uns vertraut und durch neuere untersuchungen noch deutlicher geworden, aber man kann ihm leicht auch zuviel zumuten. sollte zb. für die ausführliche Chattenbeschreibung (s 265 ff) nicht auch der Chattenkrieg Domitians i. j. 83 neuen stoff geliefert haben? selbst die beobachtung Barthels, dass die schon vor 98 weit nach norden vorgeschobene Donaugrenze zu den Ermunduren in Augsburg wenig passe, möchte ich gegen den von T. als ausnahme geschilderten freundlichen und ohne chicanen durchgeführten grenzverkehr nicht zu sehr bewerten. die Römer mögen immerhin etwas aufhebens von ihrer grofsmut gemacht haben. die *Germania omnis* ist ein älteres erbstück und geht noch über Plinius zurück, braucht aber keine nachahmung der *Gallia omnis* zu sein, da nach der Divisio auch der betreffende abschnitt in der chorographie des Augustus mit *Germania omnis* begann. dass es mit den bekannten Pliniusstellen über die Nordseeküste nicht kurz abgehn werde, war anzunehmen.

Mit dem f ü n f t e n cap. ('Die entstehungsgeschichte des Germanennamens s. 312—351) kehrt der vf. zu seinem thema und der Germaniastelle zurück, welche den anlass zu seinem buche gab. aufser der tatsächlichen angabe, dass die Germanen am Niederrhein die vorgänger der Tungern gewesen, enthält sie nur eine subjective zurechtlegung des T., der hier wie auch sonst wol aus der not eine stilistische tugend machend, mehr auf den rhetorischen aufbau des satzes als auf klaren gedankenausdruck bedacht war. die symmetrie dieses rhetorischen aufbaues, dass *omnes*

primum *a* *victore* *ob metum,*
mox etiam *a* *se ipsis* *invento nomine*
Germani vocarentur zerstört N. aber wider, nachdem er anfangs selber auf sie hingewiesen. er glaubt die 'deutung' durch zuhilfenahme des griechischen sprachgebrauches erbracht zu haben, indem er das erste *a* wie schon andere dem ἀπό 'nach jemand', das zweite dem ὑπό 'von jemand' benannt gleichsetzt. beide satzglieder haben dasselbe subject und dasselbe prädicat, so dass man einen parallelismus auch der übrigen teile erwartet. bei der übersetzung 'so habe der junge name seine spätere ausdehnung gewonnen, dass alle zuerst nach dem sieger, bald auch von sich selbst aus mit dem angenommenen namen Germanen hiefsen', geht der parallelismus, auf den *etiam* noch ausdrücklich hinweist, verloren. auch ein adversatives 'aber' wie in den s. 347 f angeführten stellen konnte die 'verschrobenheit' nicht mildern. so begnügt sich der vf. jeden teil einzeln umständlich zu rechtfertigen, ohne auf das ganze zu sehen, wo keine von seinen stellen einen entsprechend gebauten satz bringt.

Das letzte capitel (s. 351—428: 'Ethnologische, onomatologische und geschichtliche folgerungen etc.') will wider einmal die nationalität der niederrheinischen stämme, ob sie Kelten oder Germanen, festlegen, ohne neue untersuchungsquellen zu erschliefsen. er spricht dabei öfter von seiner 'beweisführung', wo man vergeblich nach einer solchen sucht. es bleibt zumeist ein lavieren zwischen schon geäufserten ansichten. die Nervier, Trevirer waren danach zwar keine Germanen, sondern Kelten, aber 'ein körnchen wahrheit' liege doch in ihrer vorgeblichen germanischen abkunft. dies 'körnchen wahrheit', wenn es vorhanden ist, muste doch vorzuweisen sein. auch die ursprünglich germanischen Eburonen, Condrusen etc. sind 'fast völlig' entnationalisiert und keltisch geworden. die beliebte mischungshypothese, bei der es auf quantitäten nicht ankommt, eröffnet auch ihm einen solchen ausweg. Cäsars satz, dass die meisten Belgen von den Germanen abstammten, sei zwar falsch, aber ein anderer (Timagenes-Livius stehn zur verfügung) habe ihn in den 'richtigen' satz des Tacitus verändert, dass die 'Germani cisrhenani' von jenseit des Rheines gekommen. im übrigen berührt sich in diesem abschnitt manches mit dem Zs 54, 215 ff entwickelten. dass 'die meisten' dieser linksrheinischen Germanen 'keine spur vom germanischen' mehr aufweisen, wird zwar wider zugegeben, aber für einen stamm, denjenigen der Texuandern, glaubt der vf. nunmehr einen sichern anhalt zu besitzen und damit die sache entscheiden zu können, zwar nicht aus eigener kenntnis, sondern weil er sich auf andere verlässt. 'der name der *Texuandri* ist anerkanntermafsen germanisch ... dass der linksrheinischen Germanengruppe ein grofser stamm mit echt germanischen namen angehörte, ist von grofser bedeutung' (s. 383 f).

dies 'anerkanntermafsen' beruht auf Schönfelds Wb. der altgerm. personennamen. der s. 224 Kerns herleitung aus *Tehs-wa-an-dra* 'rechts'- dh 'südleute' für 'richtig' erklärt, wie denn auch nach Much PBBeitr. 17, 156 'eine andre möglichkeit kaum übrig bleibt'. die starke anhaufung der suffixe, der stammablaut *Texu-Tra-* wie die ganze situation sprechen dagegen. eine zusammenhängende untersuchung, die hier doch möglich ist, aber auf ganz andere wege führt (vgl. Zs. 59, 145 ff), hat niemand angestellt, Zeuss, Müllenhoff ua. haben sich nie darüber geäufsert, aber sicherlich an keltische herkunft gedacht. so erhält denn N. bei seiner vertrauensvollen annahme, indem er noch eine handvoll anderer stämme hinzunimmt, 9—10 ursprünglich rechtsrheinische Germanenstämme, welche die linksrheinischen Gallier zwar vertrieben, aber sich selber so keltisierten, dass an ihnen nichts germanisches mehr übrig blieb. ob er wol bedacht hat was das bedeutet? diese deutschen Germanen hiefsen nach ihm schon rechtsrheinisch Germanen und ein teil der übersiedelten wurde etwa im 6/5 jh. v. Chr. — als sie doch wol noch deutsch waren — in die grofse Keltenbewegung nach süden gerissen und strandete bei den Oretanen in Spanien. dabei soll T. noch etwas von der deutschen vorzeit jener rheinischen Urgermanen gewust haben. dazu hätte noch etwas mehr als druidenweisheit gehört. trotz der verheifsenden überschrift entlässt uns das capitel wider mit leeren händen.

Einige nachtragliche bemerkungen über militärische und kaufmännische quellen und 8 anhänge beschliefsen den band; er ist mit dem Münchener bildnis von Kaspar Zeuss geschmückt, das man ohne einen besonderen hinweis hier schwerlich suchen wird ...

Ich glaube trotz gebotener kürze alle hauptpuncte berührt zu haben. das buch hält, wenn man auf die resultate sieht, nicht was es zu versprechen scheint, und was man wol auch erwarten durfte. wol das wertvollste das im arbeitsbereiche des vf.s lag, eine darstellung der ethnographischen voraussetzungen der Germania in vergangenheit und gegenwart, ist nicht angestrebt und nur in denjenigen fällen geboten, wo N. glaubte gleich zu entdeckungen schreiten zu können. vielleicht würde er bei zusammenhängenden erwagungen manches ebenso cassiert haben wie die in der tat unmögliche ansicht über den zweck der Germania. dabei weifs er wie ein schlichtender richter den ihm begegnenden leistungen anderer das urteil zu sprechen: wir hören aus seinem munde, was erreicht und was nicht erreicht, was richtig und was falsch ist, wer recht und wer unrecht hat, auch wol wer 'angesehen' oder vielleicht dies weniger ist. über die grofse breite, welche ein so dickes und kostbares buch entstehn liefs, brauche ich nichts hinzuzufügen, da der vf. selber, allerdings nur der valuta halber, seinen lesern ein 'folget mir nicht nach' zuruft.

R. Henning.

Das strafrecht des deutschen mittelalters von **Rudolf His.** 1. teil: Die verbrechen und ihre folgen im allgemeinen. Leipzig, Th. Weicher 1920. XVI u. 671 ss. 8°.

Der juristische inhalt dieses werkes, das für lange zeit die grundlage der weiteren forschung bilden wird, soll an dieser stelle außer betracht bleiben. das buch ist aber nach inhalt und methode für philologen, altertumsforscher und volkskundler von großer bedeutung.

Wer nachträge zu Grimms RA sucht, wird sich auf die sorgfältigen zusammenstellungen aus der mehrzahl aller zugänglichen quellen verlassen können. einzeluntersuchungen, wie etwa über galgen, henkersmahl, verhüllen des armen sünders, pranger usw. werden ja wol auf breiterer grundlage arbeiten. besonders wird da auch zweckmäßig die neuzeitliche überlieferung herangezogen werden. zu 'Diele' (His s. 494 f.) vgl. zb. Österr weistümer XI 11 (630 633); Leutenberg (Thür) StR. s. 425; Herrand vWildonie Von dem bloßen kaiser v 397. *tiller* heißt in der gaunersprache der scharfrichter (Mitt. Hohenzollern 37, 98); vgl. ferner vAmira Neubauersche chronik, MSB 1918, 9 abh. s. 47 f. schon jetzt darf betreffs aller todesstrafen auf eine einschlägige veröffentlichung hingewiesen werden, die wir von vAmira erwarten dürfen (ebda s. 46). — H. hält sich mit guten gründen ziemlich streng an die grenzen des ma.s, ausnahmsweise erwähnt er anschauliche beispiele für spätes hereinragen alter rechtsinstitute in die neuzeit: zb. asyl bis ins 19 jh., wüstung im 18 jh., sich aufs maul schlagen noch 1724, pranger 1850, totschlagsühne im 18 jh., wergeld bis ins 17 jh.; ja dieses wurde noch 1830 von Weiske als eine geltende rechtseinrichtung angesehen. manche frage wird erst dann abschließend gelöst werden, wenn auch die volkskundlichen quellen[1] verwertet werden, so zb. wassertauche, unter der türschwelle durchziehen u.a.m. doch geht H. auch an diesen beziehungen nicht achtlos vorüber, vgl. s. 520 'Schlitzohr' oder s. 101.

Dem vf. lag von jeher die aufhellung der rechtssprache am herzen; er bedient sich mit vorliebe auch philologischer mittel zur erreichung rechtsgeschichtlicher ziele. wenn er s. XVI unter den wörterbüchern so reiche fundgruben wie das Schweizerische idiotikon, das Siebenbürgische wörterbuch ua. nicht nennt, so besagt dies nur, dass er sie nicht systematisch heranzog. das Rechtswörterbuch, dessen erschienenen anfang man hier vermisst, wollte H. (vorwort s. VII f.) direct aus den sammlungen benützen.

Zu beginn der einzelnen capitel und sonst geeigneten ortes ist ein 'philologischer apparat' gebracht, der die juristischen ausdrücke nach vorkommen, abstammung und entwicklung unter-

[1] vgl. Schué Das gnadebitten in recht, sage, dichtung u. kunst. Zs. d. Aach. geschv. 40 (1918), 143 ff.

sucht. dabei ergeben sich bisweilen überraschende feststellungen, zb. dass heute sehr geläufige wörter wie 'Strafe', 'Verbrechen', 'Absicht', 'Vorsatz' usw. verhaltnismäfsig jungen datums sind. eine stattliche reihe von nachträgen und verbesserungen zu den bisherigen wörterbuchern liefse sich aufzählen, bedarf doch grade die rechtssprache noch viel aufklärender arbeit. wortgeographische beobachtungen (zb. bei 'Scharfrichter') werden gemacht, auf unbefriedigende deutungen hingewiesen (zb. 'Schreiat').

Findet das buch auch sprachlich die verdiente beachtung, so ist manche unsicherheit endgültig erledigt; wurde doch zb. die formel *bare gegen bare* (s. 373), die Birlinger einst mit 'mann gegen mann' übersetzen wollte, noch kürzlich im register zum Leutkircher stadtrecht mit 'gleich gegen gleich' erklärt und in einem strafrechtlichen werke von 1918 mit dem bahrrecht in verbindung gebracht!

Vereinzelte fragezeichen blieben stehn, manche können noch gesetzt werden, das ist selbstverständlich. die ableitung *kak* 'pranger' von mnd. *kake* 'kinnbacken' ist zu bezweifeln; vgl. Fick-Torp Idg. wb. III[4] 33 f, Falk-Torp Etym. wb. I 483. zu den von H. verzeichneten rheinischen nebenformen gesellt sich *katz* m. (Buch Weinsberg III 17). — der *gackschupfen* m. (H. s. 575) hat mit der 'schupfe' nichts zu tun. — 'Harfe' staupsäule kommt nicht nur in Strafsburg vor; vgl. Königer Sendquellen s. 183. ahd. gl. III 134. 509. III 209. 285, insbes. aber Sperber in Wörter u. sachen 3 (1912), 74 f. — der ('überhochdeutsche'?) *mezeman* des Sächs. Weichb., *mitteman* des Glogauer rechtsb. (s. 595) ist der 'mercennarius, *mêtman*' Ahd. gll. II 325. — *spanmesser* (s. 169) ist kein streitmesser, sondern ein messer in einer scheide: vgl. *were das dekein burger ein span truge, da ein spanmesser ingehort* Zürich. stadtb. (anf. 14 jh.) I 76; es ist also auch nicht an ein messer für lichtspäne zu denken, wie im Schweiz. idiotikon IV 464. — das mehrdeutige wort *vogelfrei* ist noch nicht völlig geklärt. verschiedene vorstellungen kommen in betracht: jedermann erlaubt wie ein vogel, den vögeln zum mahl preisgegeben (vgl. 'rabenstein', *οἰωνοῖς δαῖτα*). nicht beachtet ist bisher ein vergleich aus der schützenfest-sprache: 'zum allgemeinen ziel gesetzt, wie der vogel auf der stange beim vogelschiefsen, der allg. verfolgung preisgegeben'. vgl. das adj. *vogelpreis* Schwäb. wb. II 1607 und Lüneburger niedergerichtsordnung (16 jh.) s. 396: *sein leib und leben vogelpreifs gemacht.* — zu *gemote* (s. 610 anm.) vgl. Braune PBBeitr. 43 (1918), 356 ff.

Bei dem reichen inhalt wird besonders der philologische benutzer für den zweiten band ein ausführliches register über die deutschen, französischen und lateinischen rechtswörter erhoffen.

Heidelberg. **vKünssberg.**

Etymologisches wörterbuch der gotischen sprache mit einschluss des sog. krimgotischen und sonstiger gotischer sprachreste von **Sigmund Feist.** 2. neubearbeitete auflage, 1. und 2 lieferung (A—Hl). Halle, Niemeyer 1920/21. 192 ss. gr. 8°. — die lieferung 10 m.

Da Uhlenbecks 1900 in zweiter auflage ausgegebenes buch gleicher art leider nicht weiter erschien, weil der vf. sich ganz andern studiengebieten zugewant hatte, war das vorliegende werk kein überflüssiges unternehmen. Feist hatte seinem 1888 erschienenen Grundriss der got. etymologie im j. 1909 ein weit vollständigeres Etymolog. wb. folgen lassen. die kritik hat dies buch zt. recht scharf angefasst[1] und eine menge fehler, ungenauigkeiten und lücken darin festgestellt. ich selbst hatte s.z. auf wunsch der redaction eine anzeige begonnen, dann aber liegen lassen. als ich endlich an den abschluss gehn wollte, erschien gerade das 1. heft einer neubearbeitung (1920), die buchstaben A—D umfassend, und vor kurzem das 2. heft E—Hl. nach dem vorwort soll die neue auflage in 4—5 lieferungen zu je 6 bogen in regelmäfsiger folge erscheinen. der vf. hat jetzt den gotischen wörtern die griechische entsprechung beigefügt, die litteraturnachweise vermehrt, die einschlägigen recensionen verwertet und überhaupt seine arbeit auf die höhe der zeit zu bringen gesucht, selbst das tocharische schon berücksichtigt. um raum zu sparen, sind weniger wichtige angaben und abgelehnte deutungen klein gedruckt. die grundlage bildete Streitbergs gotische Bibel, FHartmann hat eine correctur mitgelesen und Thurneysen das keltische material controlliert.

Eine vergleichung mit der 1. auflage ergibt allerdings, dass der vf. sich bemüht hat, die vorhandenen mängel und lücken zu beseitigen, doch ist noch mancher fehler stehn geblieben, manche flüchtigkeit unverbessert. man hat öfters das gefühl, dass F. zu schnell und ohne gründliche philologische kenntnis der verschiedenen germanischen sprachen gearbeitet habe und dass man auf schwankendem boden geht. was ich bei der durchsicht der beiden auflagen mir angemerkt habe, stell ich im folgenden kurz zusammen.

af-hlaþan : ae. *hlōd*, anfrk. *hlotha* 'beute' gehört schwerlich hierher, denn ais. *hlenni* 'räuber' und ahd. *landeri* beweisen eine grundform mit *-nþ-*, vgl. PBBeitr. 19, 560. — *af-hrisjan* : l. ae. *hrissan* st. *hrysian* und as. *hrissian* st. *hrisian*. — *af-slaupjan* : ae. *slūpan* gehört doch nicht direct hierher, und für *slypan* wäre besser die deutlichere aws. form *sliepan* gesetzt; ferner bedeutet as. *slōpian* nicht 'entschlüpfen', sondern 'schlüpfen machen, loswinden'. — *afta* : l. ae. *eft* st. *æft*, das auch nicht 'hinter, später', sondern 'wider' bedeutet. — *aggwiþa* : l. aisl. *ongd* st. *yngd*. —

[1] vgl. besonders Walde Litbl. 33, 3 und Wood Mod. lang. notes 25, 72 ff.

ahs : es fehlt das adj. as. *ahirin*. — *ahva* : l. aschw. *Skåney*; dän.-schwed. *aborre* wird übrigens von Falk-Torp zu mhd. *ag*, lit. *ešerys* gestellt. das ib. besprochene as. *-apa*, ahd. *-affa* braucht nicht keltisch zu sein, da es gut zu lat. *amnis* < **abnis* passt. — *aigan* : vgl. ae. *ǣgen*. — *aihts* : vgl. ae. *ǣht* (nicht *āht*). — *ainakls* : vgl. nd. schwed. *enkel* 'einfach, einzeln'. — zu *airk-niþa* gehört vielleicht der ae. mythologische name *Erce*. — *airus* : wie kann ais. *eyrindi* eine idg. basis *eiru-* voraussetzen? auch mit as. *aru* 'fertig' wird aisl. *erendi* nichts zu tun haben; nach Falk-Torp beruht letzteres mit der nebenform *ørendi* auf volksetymologie: es bedeutet 'atemlosigkeit'. Bugges vergleichung von aisl. ae. *ār* 'ruder' mit *ἐρέτης* ist schon darum falsch, weil finn. *airo*, lett. *airis*, lit. *vaĩras* altes *ai* beweisen; daher ist auch der vergleich mit ae. *rowan* etc. hinfällig. der ganze artikel *airus* bedarf nochmals einer gründlichen umarbeitung! — *aiþþau* : *oþþe* ist ae., nicht as. — *alds* : warum steht spätws. *ylde* vor aws. *ielde*? — *alla-waurstwa*: l. ais. *alvara*. — *alls* : ahd. *imbi* 'bienenstock' hat mit lat. *omnis*, air. *imbed* nichts zu tun. — *alþeis* : vgl. noch gr. *ἄν-αλτος*. — *ana-praggan* : vgl. noch nd. *prengel* 'stock, knüttel'. — *ana-qal* : es heifst as. *quala*, wie die metrik lehrt. — unter *ana-qiss* fehlt ae. *and-cwiss*. — *ana-siuns* : ae. *gesiene* ist = angl. *gesene*, also ligt *ea* < germ. *au* zu grunde. es fehlt as. *gisiuni*. — *ana-stodeins* : l. aisl. *stǿða*, *stǿðr*. — *anda-þahts* kann wegen ae. *þeaht*, *þeahtian*, *geþeahta* kurzen vocal haben. — *and-augi* : ae. *and-eages* existiert nicht, sondern ist nur eine conjectur zu *andǣges* Beow. 1935. — zu *andiz-uh* vgl. ae. *end*, aisl. *endr*. — warum soll aisl. *haukstaldr* aus dem ae. oder ahd. entlehnt sein? es wird eine volksetymologische entstellung von **hogstaldr* sein. — *ans* : *A[n]sugisalas* heifst doch 'gottesgeisel', nicht '-geifsel'! — *ark-aggilus* : ein ae. *arcengel* kenn ich nicht. — zu *arwjo* vgl. ae. *earwunga*. — *atisk* : vgl. auch mnd. *esch* < **etisk*. — *augjan* : l. ae. *ǣt-ȳwan* neben *-iewan*, *-eowian*, *-eawan* und vgl. me. *aunen*. — *augo* : *ǣbere* ist ae. — *auþs* : ae. *éaðe* ist doch das adverb, das adj. ist *íeðe*! — *awō* : ahd. *oheim* etc. beruht auf **au-haimaz*, nicht **awn-*. — in *baira-bagms* konnte auch ae. *bār*, as. ahd. *bēr* 'bär, eber' (ne. *boar*) stecken, vgl. *eberesche*, *-wurz*. — in *balsan* beruht das *-n* wol auf dissimilation gegen den anlaut. — zu *banja* vgl. noch as. *banedi* 'totschlag'. — *baur* 'sohn' : dazu ahd. *einboro*, ae. *wǣgbora*. — *bauþs* : l. ae. *byden*. — zu *bi-mampjan* vgl. nl. *mompen*, ne. *mump* 'murmeln'. — zu *bi-sauljan* gehört noch mhd. *suhle*. — *bi-waibjan* : ae. *wāfian* bedeutet 'starren, staunen, sich wundern'. gehört nicht auch germ. *wīf* 'weib' hierher? — *bōka* : s. 75 b unten l. aisl. *bǿke* zu slav. *boz* vgl. Berneker s. 111. ein aisl. *bøgke* gibt es nicht. — *breen* : l. mnl. *braeyen*. — *brōþrahans* : l. aisl. *mǿþgor*. — *brūþs* : l. ae. *blǣf-dige* und am ende schwed. *syale* st. *sjaler*, dessen heranziehung ich nicht verstehe. — zu

daddjan vgl. westf. *daiern* 'mit milch aufziehen'. — *dails* : es fehlt ae. *dal* (ne. *dole*). — *dals* : l. ai. *dōl*. — *dauns* : ne. dial. *den* beweist ein ae. **dēan*. — *digan* : l. *digan*. es fehlt ae. *hlaf-dige* (ne. *lady*). — *dis-hniupan* : vgl. noch nfries. *nep* 'floh', eigtl. 'kneiter' und nl. *nepen* 'anstacheln'. — *dis-skreitan* : l. ahd. *[illegible]*. — zu *dis-tairan* vgl. *ga-tarnjan*. — *dius* : l. as. *dior*. — *driugan* : l. as. *gidrog*, obwol C 2925 *gidruogi* ist: ae. *dream* bedeutet 'jubel'. — *driusan* : dazu auch ae. *dryre* 'fall'. — aisl. *drore* kenn ich nicht. — *drunjus* : l. ae. *dran*, trotz ne. *drone* (vgl. dial. *lone* = *lane* 'gasse'). as. *dran* kann kurzen vocal haben, es fehlt as. *dreno*. — *drus* : vgl. ae. *dryre*, as. *drori*. — *dulþs* : zu θάλλω gehört auch ae. *deall*, aisl. *Heim-dallr*. — *dwals* : ne. *dull* setzt ein ae. **dylle* voraus, vgl. auch ndd. *dulst* 'qualm'. — *fadar* : l. ahd. *fater*. — *fagrs* : ae. *fæger* kommt auch mit länge vor, zu ahd. *gefag* gehört ae. *gefeg*. — *faihu* : l. ae. *feoh*, denn *feo* ist die form der cas. obl. — s. 101 a, z. 3 l. *fles*. — *faran* : *ferd* ist anglisch. ws. ist *fierd*. — *fauho* : ae. *foge* kenn ich nicht. — *fetjan* : l. ae. *fǣted*. — *fidur-* erklärt Horn Engl. stud. 54, 72 aus **firlugri*. — *finþan* : l. as. *fīðan*. — zu *flahta* vgl. westf. *flachte* 'seitenbrett am wagen'. — s. 118 a z. 1 l. *fōt-bord*. — *fragan* : as. ahd. *fragon* hat *ō*, vgl. westf. *frǭʒən*. — *fra-itan* und seine entsprechungen fehlen; präfix auch in ae. *fraod*, älter *fraend*. — *framaþeis* : vgl. westf. *frymt* < *frumidi*. — *fra-slindan* : vgl. westf. *slinnern* 'gleiten'. — *frauja* : vgl. ae. *frega*, *friga*. — *freidjan* : ich kenne nur ae. *frid-hengest* und *seo fride mæg* Räts. X 9. — *gaar* : l. ae. *gear*. — *ga-baurjaba* : l. ae. *gebyrian* und as. *burian* *rad* st. *rad*. — *gabei* : erg. ae. *gifig* = got. *gabigs*. — *gabruka* : vgl. auch ae. *gebroc* 'bruchstück'. — *gabundi* : auch ae. *byndelle* 'bindung' hätte erwähnung verdient. — *gadaubjan* : es fehlt ae. *ādiefan* 'betäuben'. — *ga-hlaiba* : l. lat. *pānis* st. *panis*. — *ga-krotōn* : ich vergleiche lat. *Mars gradivus*. — zu *galukan* vgl. noch aisl. *lokarr*, ae. *locer* 'hobel'. — *ganiþnan* : vgl. noch westf. *nepen* 'neumond' (Woeste). — *ga-qiss* f. : weder hier noch unter *ana-qiss* nennt F. das ae. *and-cwiss* 'antwort'. — *garūni* : l. ae. *gerȳne*. — *gaþlaihan* : l. as. *flehan* 'bereiten, schmücken', wie mnd. *vlien*, *vliggen* beweist. sollte das nd. verb nicht eher zu lit. *plèikti* 'breit hinlegen' gehören? — *gaumjan* : l. ae. *ofergīemian*; *forgȳman* ist dagegen nur die spätws. form von *-gieman*! — zu *gawigan* gehört noch ae. *wicg* 'pferd' und *wiga* 'insekt' (ne. *earwig*). — *gards* : l. as. *gard* f. — *gilstr* : l. ahd. *gelstar* st. *ghelstar*. — *giutan* : die einfache wurzel *gheu-* ligt noch vor in mhd. *gūl* 'gaul'. — *gōljan* : l. aisl. *góla*. — *gramjan* : das ae. verb lautet *grymettan* (*grimetan* ist eine junge form) und entspricht norw. schwed. *grymta*; vgl. noch dän. *grym*, *grum*, schwed. *grym* 'grausam' und nd. *grummelen* 'brummen, donnern', ne. *grumble*. — *gras* : l. aisl. *grónn*. — *grēdus* lebt noch im berlinischen *jrat*. — *grids* : mhd. *grittela* ist eine wunderbare form. — *haitan* : vgl. noch ae. *ōretta* 'kämpfer', auch ae. *beot*

= g. *[illegible]* und *oret* = ahd. *urheiz* hätten erwähnung verdient. — *hēþjō* : das einmalige afr. *hath* wird ein schreibfehler sein, wie *hera* für *hēra* 'hören'. — *hiufan* : streiche ae. *héofian*. — *hiwi* : l. ae. *hāwen*. — *hlahjan* : zu gr. κλώζω etc. gehört ae. *hlacerung* 'lärm'.

Kiel. **F. Holthausen.**

Germanische syntax III. Der altisländische artikel von **B. Delbrück** [= Abh. der phil.-hist. kl. der kgl. sächs. Ges. der wiss. 37 nr 1]. Leipzig, Teubner 1916. 84 ss. gr. 8°. — 4 m.

Delbrück setzt seine sehr dankenswerten specialuntersuchungen auf dem gebiet der nordgermanischen syntax fort, nachdem solche über die stellung des verbums 1911 und über negative sätze 1910 vorangegangen waren. diesen arbeiten kommt der sprachwissenschaftlich vergleichende hintergrund sehr zu statten, den ein mann wie D. geben kann, und der sich dennoch in so strengen grenzen hält, dass der auf unserem gebiet noch so nötige charakter der specialuntersuchung niemals verloren geht. denn so dankenswert Nygaards altnordische syntax als ein erster moderner versuch der zusammenfassung ist, so bleibt doch noch so gut wie alles zu tun, sobald es sich um den verlauf im einzelnen und die feinere verzweigung einer syntaktischen erscheinung in ihrer entwicklung handelt. wie wesentlich hier erst noch das herbeischaffen von bausteinen ist, beweist, dass ein mann von D.s bedeutung sich selbst dieser arbeit unterzieht.

Gegen die auswahl der von D. benutzten quellen ist nicht viel einzuwenden. auf altdänischem gebiet scheint mir die heranziehung der Folkeviser bedenklich, da diese ihrem ursprunge nach frühestens dem 14 jh., ihrer aufzeichnung nach wesentlich dem 16 jh. angehören, einer zeit also, in der mit sprachmischung im grösten umfange zu rechnen ist. und zumal der von D. benutzte erste band von Danmarks gamle Folkeviser enthält grösstenteils lieder westnordischer herkunft. ich hätte mich auch im altdänischen auf die ältesten rechtsquellen beschränkt.

Im anfang seiner sachlichen erörterungen behandelt D. die formale seite des demonstrativ-pronomens als des ausgangspunctes für die entwicklung des artikels und ebenso des schwachen adjectivums als der mit dem artikel verbundenen adjectivform. für letzteres begründet D. hier eine von seiner früher vorgetragenen ansicht (Idg. forsch. 26, 187 ff) nur wenig abweichende ansicht über ihre entstehungsweise. bei dem demonstrativ-pronomen behandelt er insbesondere ausführlich das *hinn*, das er als demonstrativum mit hinweis auf etwas folgendes, meist im gegensatz zu etwas dagewesenem definiert. diese definition kann man anerkennen, wenn man zugleich den hinweis auf etwas entfernteres im gegensatz zu etwas näherem als mit zu dem ursprünglichen bedeutungsgehalt von *hinn* gehörig ansieht. gerne hätte man

daneben aufser dem demonstrativum *sa* auch *hann, hon* als demonstrativum behandelt gesehen. die demonstrative bewendung dieses pronomens ist zb. in den altertümlichen gesetztexten (ältere Vestgötalagh, Dalalagh, Gutalagh) noch klar aber schon in den Upplandslagh tritt sie gegenüber der verwendung als personalpronomen fast ganz zurück. bei der nahen etymologischen verwantschaft von *hinn* und *hann* läge es garnicht fern, in ihnen die ursprünglich correspondierenden demonstrativa für fernere und nahe beziehung — dem nhd. jener und dieser, und zugleich für den hinweis auf gewesenes und auf kommendes zu sehen. was schliefslich das verhältnis von dem pronomen *hinn* zu den artikelformen *hinn* und *inn* betrifft, so trennt D berechtigterweise *inn* etymologisch von *hinn*. den artikel *hinn*, der in seiner function ganz mit *inn* übereinstimmt, fasst er nicht als eine abgewandelte anwendungsform des pronomens *hinn*, sondern als eine mechanische vermischung von *inn* und *hinn*, die nicht auf bedeutungsentwicklung beruht.

Bei der behandlung der syntaktischen verhältnisse des artikels scheidet D. vier typen, nämlich *maðr inn gamli; inn gamli maðr; inn gamli; maðrinn*. von diesen ist der erste der älteste, aus ihm hat sich successive der zweite und dritte sowie anderseits der vierte entwickelt. die kernfrage ist, wie man sieht, die nach der entstehung des schlussartikels. die von D. vertretene ansicht ist die alte Grimmsche. demgegenüber haben Pollak (Idg. forsch. 20, 238 ff) und Nygaard in seiner Syntax die andere auffassung vertreten, dass sich der schlussartikel aus der verschwächung eines nachgestellten demonstrativums ohne den umweg über adjectivische, appositionelle formen erkläre. D.s beweisführung gegen diese anschauung stützt sich auf die beobachtung, dass der schlussartikel stets hinter dem substantivum, aber vor dem adjectivum erscheint, dass also die typen *maðr inn gamli*, *inn gamli maðr*, *maðrinn*, aber nicht *inn maðr* vorkomme. von dieser beobachtung D.s ist zunächst die über die stellung des artikels vor dem adjectivum nicht verwunderlich. denn mit geringen und stets auffälligen ausnahmen ordnen die germanischen sprachen pronominale bestimmungen eines substantivums vor nominale, gleichgültig ob diese bestimmungen dem substantivum vorangehn oder folgen. bei einem substantivum das vor dem pronomen *inn* und einem adjectivum *gamall* bestimmt ist, sind nur die beiden von D. festgelegten typen überhaupt möglich. auf der andern seite steht die tatsache, dass der artikel *inn* nur hinter dem substantivum erscheint. auch hier ist bei freier stellung des substantivums von vorne herein das demonstrativpronomen *inn* ebenso gut vor wie hinter seinem substantivum zu erwarten, wofür in der tat D. s. 15 beispiele aus der Gutalagh erwähnt. anders ligt die sache aber bei der entwicklung zum artikel. das bedürfnis nach einem würklichen

artikel entspringt aus dem wunsche nach einer genaueren präcision der beziehungen des substantivs, die durch die casusendungen allein nicht mehr gegeben werden. dies verhältnis verlangt enge anlehnung des artikels an sein substantivum und daher genaue regelung der gegenseitigen stellung. die entscheidung für die Grimmsche und gegen die Nygaardsche ansicht hat m.e. D. noch nicht gebracht. die von ihm dargestellte entwicklung nimmt den artikel von vorne herein als eine abgeschliffene erscheinung, deren entstehung erst in verbindungen möglich war, in denen die würklich pronominale kraft des *inn* schon erloschen war. die verfechter der Nygaardschen theorie wären also darauf verwiesen, zu zeigen, dass der schlussartikel noch spuren würklich demonstrativer kraft besitzt, und sie würden den beweis mit hilfe einer von D. (s. 77) selbst besprochenen erscheinung erbringen können, nämlich mit der verwendung des schlussartikels als demonstratives correlat eines relativsatzes.

Im letzten abschnitt des heftes wird das verhältnis von *sa*, *sja* und *inn*, sowie die verbindung dieser pronomina untereinander bei éinem substantivum besprochen. überzeugend durchgeführt wird die weitere geltung von *inn* als allgemeiner bekanntheitsbezeichnung gegenüber der engeren bedeutung von *sa* als bezeichnung von etwas vorher erwähntem. *sja* hat einerseits mehr gewicht als *sa*, und wird anderseits abweichend von *sa* angewendet, wenn es auf einen gegenstand hinweist, der 'in den sinnenbereich der personen einer gegebenen situation fällt'. diese scheidung zwischen den drei pronomina, die zugleich eine intensitätsscala bedeutet, ist sehr glücklich. weniger leuchtet es mir ein, dass D. die scheidung von *sa* und *inn* auch als demonstratives correlat eines relativsatzes aufrechterhalten will. die von ihm aufgestellte scheidung von *sa -er* = 'derjenige welcher' und *inn er* = 'der bekannte, welcher', legt feinheiten in einen ausdruck hinein, von denen wir nicht wissen, ob sie würklich darin liegen sollen. die von D. gesonderten gruppen verfliefsen allzuleicht in einander und allzuviele seiner beispiele lassen doppelte auffassung zu. ich glaube, dass das demonstrative correlat sehr oft nur von geringem eigenwert ist und seine bedeutung nur von dem hinweis auf den kommenden relativsatz hat — so in den vielen fällen, wo es mit der relativpartikel zu einer einheit zu verschmelzen scheint —, und dass man daher hier über eine intensitätsabstufung von *sa* und *inn* nicht hinauskommen kann.

Es bleibt auch nach D.s schrift noch genug zweifelhaftes und bestreitbares, das weitere arbeit erfordert. auf einem so wenig behandelten gebiet ist es auch schwer, sofort abschliefsendes zu geben. was ich für das wesentlichste an D.s arbeiten halte, ist der versuch einer organischen gliederung der syntaktischen typen aus den bedingungen der einzelsprache heraus, jedoch mit sprachhistorischem hintergrund. **H. de Boor.**

Svarabhakti und erleichterungsvocal im altdeutschen bis ca. 1250 akad. abhandlung von **Hans Reutercrona**, Uppsala. Heidelberg, Winter 1920. XXXIII u. 199 ss 8°.

Der vf. gibt in der einleitung eine übersicht über die verschiedenen benennungen der zu behandelnden vocalischen erscheinung: svarabhakti, euphonischer hilfsvocal, secundärvocal usw, durchmustert die bisherige forschung und umgrenzt die aufgabe seiner arbeit. das studium der svar. im deutschen datiert nach vf. (s. XXVII) erst seit den sechziger jahren des 19 jh.s. JGrimm nannte die formen ohne svar 'synkopiert'. aber schon Schmeller in Bayerns mundarten (1821) hat die wahre natur der in den bair. mdaa vorhandenen svar. erkannt die ahd. svar. ist zuerst von Weinhold in seinen alem. und bair. grammatiken behandelt worden (1863, 1867). den festen grund für die kritische behandlung des problems hat aber erst Braune in der 1 aufl. seiner ahd. grammatik (1886) gelegt. später haben Franck, Gallée und bes. Schatz in ihren gramm. reiches material zusammengetragen. principielle erörterungen sind dagegen selten. vf. steckt sich nun zum ziel, eine bis jetzt fehlende allgemeine darstellung der sprossvocale im altdeutschen zu geben, und legt dabei ausdrücklich das hauptgewicht auf das material, während die erörterung verschiedener mit der svar. zusammenhängender fragen mit gedrängter knappheit im zweiten teil des buches untergebracht ist. vf. erstrebt 'eine weitmöglichst vollständige belegsammlung aller svar. des altdeutschen bis ca 1250' und hat zu dem zwecke die ihm zugänglichen texte, glossen und urkunden mit einem fleifs und einer gewissenhaftigkeit excerpiert, die nur lob verdienen. die stattliche materialsammlung leidet indessen an einer gewissen unübersichtlichkeit, der durch andere anordnung des drucks hätte abgeholfen werden können. ferner ist zu bedauern, dass vf. darauf verzichtet, die belegstellen anzugeben es wäre m.e. besser gewesen, die zeitliche ausdehnung der untersuchung um ein jahrhundert enger zu stecken — grenze also ca 1150. dies hätte das mitnehmen der stellennachweise erlaubt und eine noch eingehndere kritik an den quellen gefordert. ein register der behandelten worter würde die brauchbarkeit des buches wesentlich erhöht haben. die belege sind, soweit ich es habe nachprüfen konnen, vollstandig angeführt. unter gröfseren litterarischen denkmälern der älteren zeit, die svar. haben, fehlt nur das Speculum ecclesiae (hrgsg von Kelle, 1858), das einige 40 svar bietet (vgl die diss. von WSchaper s. 29). von fehlenden belegen etc., die mir aufgefallen sind, führ ich hier an: s. 12 unten Wien Gen. 2 *meheres* (nicht 1); s 15 z. 13 v.u. Argentor. 157 *salewer* (Ahd gll. III 694, 37); s. 34 *beschatewen* (Fundgr. I, 141, 7); s. 44 oben *Sarap* (Socin Namenbuch s. 513 z. 14 v u.): s. 46 *zewa* (Wackern. pred nr VIII 44); s. 47 unt., 52 ob. einige österr. ortsn. unsicher (slavisch?); s. 55 f Niederbronn. Elsass.

774 *Walaham* Behaghel Gesch. d. dtsch. spr.[1] s. 8); s. 58 f Württemberg 793 *Walahsteti* (aao. s. 13); s. 66 Wien. Gen. (Dollmayr s. 13): 7 *benaleh*, 1 *benoleches*; ebda Kaiserchronik (Vorau) *benalch* (352, 2); s. 73 'im zweiten compos.-glied' etc. vgl. hierzu Kossinna s. 23—24; s. 75 *berehtero* (Steinm. Kl. denkm. s. 402, gebetbruchstück); ebda letzte z. hs. *godforotha*; s. 79, z. 13 v.u. vgl. zu *Boroctra* s. 85 z. 2 v.o. und Förstemann (II 1, 589—590, zu *brok* 'bruch'); s. 101 *wekeweric* (Freckenh. hebereg.); s. 102 zu den nicht behandelten ahd. as. *barug* (*barch*) und ahd. *harug* (*harg*) vgl. malb. gl. d. Lex. sal. *barach*, Noreen Abriss d. urg. lautl. s. 87 und Schatz Altbair. gr. s. 66; s. 112 *Stenberech* (Füneb. urkb. V 4, 1244); ebda *Dannenberech* (aao. s. 5, 1245); s. 114 *unpidarapaz* (Graff V 218); s. 115 Hel. C. nicht 10 *arabedi* und 7 *arbedi* (einschl. zus.-setz.) sondern 9 : 9; s. 117 *sceref* (Ottonianum); s. 111 *Wolderesthorep* (Lüneb. urkb. V 3, 1244); s. 131 *Horenburch* 1185 (Socin Namenbuch s. 256); ebda. *korenmergite* 1240 (aao. s. 382); ebda. *garenwinder* 13 jh. (aao. s. 512); s. 138 *Welepe* 1250 (Hoyer urkb. I 9); ebda *hallerin* (zu halb) (Heinzel Ndfr. gesch.-spr., s. 355); s. 139 zu *abalaga* s. auch clm. 14 395 *gapalaget* 2 m., *gapalagatun* (Ahd gll. II 422, 53. 424, 43. 432, 59); s. 152 zu d. svar. bei *fr-* obd. *ver-*, *vur* vgl. Weinh. Mhd. gr.[2] s. 81 md. *vorebil*, wo d. präfix ebenf. *vor-*; s. 160 *kenehte* (Vorau Kaiserchr., Diemer 144, 4); s. 188 z. 7 v.o. Remscheid nicht bei Soest. — Für das obd. sind die belege sichtlich erschöpfend gegeben. das nd. und bes. das ältere ndfr. — das jüngere ndfr., in dem die svar. sogar in die schriftsprache eingedrungen ist, wird in die untersuchung nicht mit einbezogen — hätte sich dagegen wol etwas reicher belegen lassen. zu rühmen ist bei der kritik der belege die vorsichtige prüfung gewisser etymologisch zweifelhafter wörter.

Im 2. teil, cap. 1 A, fasst vf. seine ergebnisse über die verbreitung der svar. zusammen. eine allgemeine altd. (bei den inlautenden *w*-verbindungen und bei *lh, rh*), eine obd.-nd. nicht scharf begrenzte (übr. *l*- und *r*-verb.) und endlich eine nur obd. (*n j* (*i*), *r* und fast immer anlautverb.) schicht sind zu unterscheiden. das md. ist im allgem. 'als ein neutrales gebiet zwischen obd. und nd. anzusehen'. vf. betont die schwierigkeit, über die verbreitung der svar. sicheres zu sagen, da ja das material der älteren zeit nicht gleichmäfsig verteilt sei. die äufserung des vf.s (s. 170), dass die heimatorte der grofsen denkmäler und urkundensammlungen auch centra der svar. zu sein scheinen, besagt also recht wenig. vf. stellt fest, dass die svar. im bair.-österr., im 8—9 jh. wenig vertreten, mit dem 10 jh. stark zunimmt, im 12 jh. wider abflaut, um mit der wende des 12 und 13 jh.s neu einzusetzen. Freising und Salzburg treten hervor. im alem. zeigen widerum die ältesten denkmäler (B, Rb etc.) die meisten svar. ein erneutes zunehmen der svar. im 13 jh.,

wie es im bair. auftritt, fehlt im alem. im md., wo svar. nur in gewissen verbindungen geläufig ist, nimmt sie, wie im alem., allmählich ab. für das nd. erweist R. zahlreiche svar. für die älteren denkmäler (Hel., Gen.). schliefslich wird die möglichkeit eines allgemeinen gesetzes für das erscheinen der svar. erwogen. R. verhält sich hier zurückhaltend und polemisiert gegen Seiler und Baesecke. es wäre in diesem abschnitt eine schärfer umrissene stellungnahme zu den aufstellungen Braunes über die verbreitung der svar. im ahd. (Gr.[3] § 69) wol motiviert gewesen.

Eine interessante, obwol m.e. nicht überall ganz einwandfreie abteilung ist B. 'Qualität' (s. 173—179). R. führt hier für gewisse svar. die in der lautgeschichte öfter verwendete, aber nicht immer glückliche bezeichnung 'spontan' ein. es wird vorerst festgestellt, dass 'die inlautverbindungen im hd. in der älteren zeit, bis ins 10 jh. hinein, überwiegend *a* als svar. zeigen'. dies beruht zum grofsen teil auf assimilation. da assimilation jedoch nicht für alle fälle gelten kann, bezeichnet R. gewisse bes. im obd. vorkommende *a*, 'die von den umgebenden lauten nicht beeinflusst werden können', als 'spontane' svar. R. meint, diese *a* zeigen wol, 'dass die indifferenzlage *a* am nächsten war (denn wir haben es bei der svar. doch wol nicht mit einem vollen *a*-laut zu tun, sondern mit einem *a*-ähnlichen schwa-laut . . .)'. beispiele dieser spontanen svar. sind *sinawel*, *itawiz*, *beraht*. bei wörtern wie *beraht* gibt R. die möglichkeit eines einflusses von seiten des gutturals zu, 'entweder dass er positiv das *a* bewürkt hat, oder dass er bei der spontanen zeugung des *a* ganz neutral, also weder fördernd noch hemmend, gewürkt hat'. es scheint zweifelhaft, ob an die wahrung einer derartigen stricten neutralität des gutturals gedacht werden darf. für *a* in *sinawel*, *itawiz* etc. könnte man wol analogiewürkung annehmen, ein ultimum refugium, das R. bei seiner auffassung der 'spontanen' svar. nicht aufkommen lässt. im 11 jh. ligt die 'spontane' svar. als *e* oder *i* vor. dieses *e* stellt vf. nicht auf dieselbe stufe wie das aus *a* geschwächte *e* der endvocale. eine schwächung der svar. *a* > *e* sei wenig wahrscheinlich, 'da die svar. ja sowieso der schwächste denkbare vocallaut ist'. R. nimmt deshalb verschiebung der 'indifferenzlage'[1] an. dass der übergang *a* > *e* der 'spontanen' svar., im gegensatz zu den übrigen schwachtonigen *a*, *e*, eine sondererklärung durch veränderung der articulationsbasis erhalten müsse, will mir nicht einleuchten. könnte die svar. denn nicht in einer allgemeinen verschiebung der articulationsbasis mit eingeschlossen sein? man vermisst hier eine tiefere begründung der ansicht des vf.s.

[1] im vorbeigehn möcht ich die verwendung des ausdrucks indifferenzlage (ruhelage) für articulationsbasis, wozu allerdings Sievers (Grundzüge der phonetik[5] s. 21) anlass gibt, als irreführend bezeichnen. articulationsbasis (-gewohnheit) und indifferenzlage sind doch nicht identisch.

Cap. 2 enthalt eine ziemlich umfangreiche behandlung der späteren entwicklung der svar. im mhd. und nhd., wobei jedoch R. vollständigkeit weder erstreben kann noch will. cap. 3 und 4 tragen die überschriften 'Geschriebene und gesprochene svar.', bezw. 'Svar. und metrik'. zum letzteren bemerk ich nur, dass der forscher, der einst den gesetzen der svar. in der poetischen litteratur nachgehn will, wozu satzphonetische untersuchungen notwendig sind, das fehlen der belegstellen schmerzlich fühlen wird. im vorletzten cap. überblickt R. die bisherigen erklärungen über die entstehung der svar., sondert einige aus, wie zb. die von Baesecke, und schliefst sich im ganzen Sievers in seinen Grundzügen der phonetik an. es bleiben als treibende factoren die umstellungsbewegung der sprachwerkzeuge, und daneben in hohem grade die sonorität der liquidae und der accent bestehn. damit ist zweifelsohne die entstehungs w e i s e der svar. klargemacht. es fehlt aber eine angabe, w a r u m sie hier eintritt, dort aber nicht. es hätte m.e. näher ausgeführt werden sollen, welche rolle das langsame oder schnelle, das affectvolle[1] oder affectlose sprechen für die erzeugung und die qualität des svar. spielen konnte. dass der nachdrückliche, langsame vortrag der alten zeit für das eintreten der svar. besonders günstig gewesen ist, wird wol nicht zu bezweifeln sein. man vermisst hier auch einen hinweis auf die bedeutung der svar. für die satzphonetik (vgl. Wechssler Giebt es lautgesetze? s. 154). im ganzen aber liefert das gediegene, sachlich vorschreitende buch einen wertvollen beitrag zur altdeutschen lautlehre.

[1] zur svar. im anlaut hätte die möglichkeit erwogen werden können, belege wie *daz cheleine gelas* (R. s. 156—57) in der Vorauer hs. des 12 jh.s (Waag PBBeitr. 11, 147) mit dem vom vf. in anderem zusammenhang (s. 183) aus Wilmanns Gramm. angeführten *dieses kaleine galäselein* zu vergleichen, einem affectierten ausspruch eines dieser 'lächerlichen sprachkünstler' Grimmelshausens, die 'alle wort einem jeden buchstaben nach aussprechen wollen'.

Uppsala. **Erik Rooth.**

Deutsche Dialektgeographie. berichte und studien über G. Wenkers Sprachatlas des Deutschen reichs, her. von F. Wrede. heft VI: Studien zur dialektgeographie der südlichen Oberlausitz und Nordböhmens von **F. Wenzel**; Ostpreufsisches niederdeutsch nördlich vom Ermland von **W. Mitzka**: Die schwäbische kolonie in Westpreufsen von **Rolf Ehrhardt**. mit drei karten. Marburg, Elwert 1920. VII, 294 und *94 ss. 22 m.

Die drei in diesem bande vereinigten arbeiten behandeln bezirke aus dem ostdeutschen siedelungsgebiet. eine md., nd. und obd. mda. bilden den gegenstand der untersuchung. die mdaforschung durfte diesem bande mit einiger erwartung entgegensehen, da hier zum ersten mal die dialektgeographische methode auf die ausgesprochenen mischbezirke des östlichen Deutschland angewant wird.

Es zeigt sich, was man bei dem bisherigen verfahren in der dialektgeographischen forschung hätte vorweg annehmen dürfen, dass mit ausnahme der letzten untersuchung, bei der die verhältnisse anders liegen, weder die frage nach der herkunft der siedler gestellt noch deren zulässigkeit bejaht wird. die gesteckten ziele halten sich jedesmal innerhalb der grenzen des zur durchforschung herausgegriffenen bezirks. in diesem rahmen aber wird die restlose ausschöpfung aller geschichtlichen quellen erstrebt, um mit ihnen über die sprachverhältnisse ein möglichst helles licht zu verbreiten. gelingt diese aufgabe, so ist damit der sprachgeschichte gut vorgearbeitet.

Im ganzen liegen die verhältnisse für W e n z e l s oberlausitzische untersuchung günstiger als für die beiden andern mundartgebiete. 'als die besiedlung begann, wurde das gewirr von dialekten, die die besiedler mitbrachten, in den alten herschaften aufgefangen. innerhalb der alten herschaftsgrenzen bildeten sich bald vereinheitlichungen, die zum teil noch heute ihre charakteristischen merkmale erkennen lassen' (§ 274). für W.s zweck genügt die voraussetzung, dass die masse der siedler in der Oberlausitz und Nordböhmen Mitteldeutsche waren; auf den procentsatz der beimischungen aus ober- und niederdeutschen ländern kommt es für ihn nicht anders an, als dass sich daraus möglicherweise in einzelnen herschaften sonderbildungen erklären. im laufe der untersuchung bietet sich die gelegenheit, geschichtliche beziehungen zwischen kleineren und größeren strichen anzunehmen, sogar über die herkunft der siedler werden gelegentlich vermutungen aufgestellt (vgl. §§ 242. 251. 257), aber der vf. ist sich bewust, dass ihn seine hilfsmittel und die daraus erwachsende arbeitsweise zu vorsicht in dieser hinsicht nötigen.

M. e. aber setzt sich der forscher auf siedelungsland mit diesem verfahren grenzen, wo wege weiter führen. kommt man eingestandenermaßen nicht aus, ohne sich ein bild von der zusammensetzung der mundartsprecher zu machen und das gepräge der siedelungsmundart aus dem vorwiegen eines einheitlich sprechenden hauptteils der siedler zu deuten, so muss es berechtigt sein, aus den thüringisch-fränkischen sprachzügen in der südlichen mark und dem westfälischen einschlage in den mdaa. Hinterpommerns den schluss zu ziehen, dass es Franken und Thüringer und Westfalen sind, welche diese laute, formen, bildungen und worte aus ihrer heimat mitgebracht haben. es gibt einzelne sprachliche vorkommen, welche völlig eindeutig auf einen zusammenhang zwischen heutiger mundart und ehemaliger heimat bezogen werden dürfen. auch Wrede bedient sich Anz. XXI 294 dieses verfahrens, wenn er das hinterpommersche gerundium auf *et* (zb. *to drinket* 'zu trinken') auf einen schwäbischen anteil der siedler zurückführt, ein fall übrigens, der recht zeigt, wie groß die bewegungsfreiheit auch in den sprachgeschichtlichen schluss-

folgerungen der dialektgeographie bleibt. W. selbst muss denn auch einigemal ein zugeständnis machen: zb. kann er nicht umhin, bei dem fehlen eines geschichtlichen anhaltes für den heutigen starken unterschied in der sprache der herschaften Friedland und Reichenberg eben letzten endes die verschiedenheiten des dialektes in der ersten deutschen besiedlung als dessen ursache anzusetzen (§ 254).

Wir sind hier zu dem wichtigen zugeständnis gezwungen, dass in siedelungsmundarten bezirke mit dialektischen besonderheiten vorkommen, deren entstehung über die territorialgeschichte zurück verlegt werden muss. grenzen finden sich m.a.ww. in der mda., deren sprachliche ausprägung ohne erkennbaren, gleich würksamen politischen grund vor sich gegangen ist. zu weiterem entgegenkommen fehlt jedoch der anlass: neben dem md. kern nd. und obd. siedler für sprachzüge nd. und obd. gepräges in der oberlausitzischen und nordböhmischen oder der schlesischen mda. überhaupt verantwortlich zu machen, wie es Behaghel im Grundriss [2] III 944 noch tut, lehnt W. mit gutem bedacht ab.

Die unterschiede der herschaftsdialekte sind heute unter einer schicht gemeinschlesischer erscheinungen verdeckt; noch fehlt die geschichtliche erklärung dieses sprachlichen zustandes. eine einzeluntersuchung wie die W.sche kann sich mit dieser feststellung begnügen. späterer zusammenfassender betrachtung wird die aufgabe zufallen, die sprachliche einheit beider gebiete zu erklären. phonetische neigungen mögen die einheitlichkeit im vocalismus befördert haben: im besonderen wird es zutreffen, dass eine gemeinsame regel für die tactfüllung — unter diesen gesichtspunct stell ich die dehnung — gegolten hat. als einheitsmafs tritt das zweisilbige wort auf; darum werden einsilbige wörter mit kurzem vocal gedehnt, zb. mhd. *nim* > *nīm* 'nimm', *kōt* 'gott'. dass aber in dem grade der bequemlichkeit, mit welcher sich die vocale aussprechen lassen, ein allgemeiner gültiges gesetz für die herausbildung der siedelungsmundarten gefunden ist, wie W. § 277 annimmt, darf wol bezweifelt werden. unsere kenntnis von den kräften, welche den ausgleich unter sprachträgern verschiedener mdaa. besorgen, reicht zu solcher auffassung noch nicht aus. zuerst haben wir uns an die vorgänge zu halten, deren bewegung von geschichtlichen beziehungen gelenkt wird. auch darf der einfluss, welchen die fremdsprachige unterschicht ausübt, nicht vernachlässigt werden.

W.s zurückhaltung in dieser frage aber soll rühmend anerkannt werden. vorerst muss vor weitgehnden sprachgeschichtlichen zusammenfassungen halt gemacht werden.

Von der würkung der reichsgrenze als sprachscheide war nach den bisherigen erfahrungen wenig zu erwarten; geringe lautliche unterschiede wie *ę̄* drüben und *iə* hüben (gedehntes *e*, vgl. § 150) stehn gegeneinander, an den herschaftsgrenzen sind

sie durchgängig mehr ausgeprägt. die ungleiche wirtschaftliche entwicklung auf beiden seiten hat lediglich im wortschatz abweichungen geschaffen. widerholt stofsen wir auf stadtdialekte, die sich lautlich stark von der mda der ländlichen umgebung abheben. diese beobachtung bietet nichts neues; es könnte aber mehr als es bisher geschehen ist aus diesen stadtmundarten, da in ihnen typische mischdialekte gegeben sind, nutzen für die methode gezogen werden. in jedem falle wären allerdings sorgfältige unterlagen über die richtung und den umfang des zuzuges vom lande zu schaffen.

Im § 19 wird der kurzdiphthong in *hoazə* 'hase', *khətə* 'kette', *ələ* 'öl' sehr richtig aus der länge abgleitet. hiermit liefert die W.sche untersuchung einen beitrag zur frage, ob im nd. 'dehnung' oder 'zerdehnung' gewurkt hat; ich bin nämlich der ansicht, dass die süd- und mittelbrandenburgischen langdiphthonge *ōa* und *ęa* in *mōakŋ*, *ęatn* 'machen', 'essen' das ergebnis eines ausgleiches zwischen nördlicher länge und südlichem md. kurzdiphthong darstellen. der zusammenhang von *ęa* und *ə* wird durch eine bemerkung des § 12 gegeben, nach der nicht nur *oa*, sondern auch *ə* als unechter diphthong angesehen werden muss. wenn es ebenda heifst, dass das längenverhältnis der beiden diphthongteile unter rhythmischem einflusse schwanke, so ist damit die angabe des § 278 zu verbinden, aus der weiter vorn die regelung der tactfüllung abgeleitet wurde.

W. hat seine arbeit völlig auf die sprache der gegenwart beschränkt; frühere sprachproben sind, falls solche überhaupt vorliegen, nicht verwertet worden. darin ligt kein fehler, und das heutige sprachmaterial genügt, wie als erwiesen gelten darf, vollkommen als grundlage späterer sprachgeschichtlicher folgerungen. als eine brauchbare und wol auch ausreichende vorarbeit dazu darf die arbeit W.s, an der der fleifs, mit welchem die geschichtlichen verhältnisse behandelt worden sind, nicht das geringste lob verdient, bezeichnet werden.

Das weite gebiet des nd. im Samland und Natangen hat Mitzka durchforscht. drei hauptbündel von linien treten auf: an der ostgrenze, südlich vom Pregel als scheide zwischen dem Samland und Natangen, und ein drittes, welches das Samland in einen westlichen und östlichen teil zerlegt. wenige linien zerschneiden im übrigen die sprachlandschaft; mehr als wir es gewohnt sind, macht sie einen gleichförmigen eindruck. zudem bleiben die mundartlichen unterschiede unscharf; streifen treten oft an den platz von linien; als ganz unsicher werden s. 171 einige gütergegenden und die ortschaften südlich von Königsberg bezeichnet.

Im dialektgeographischen teil bringt die untersuchung, deren sorgfalt und grofse anlage hier besonders klar wird, eine aufzählung der lautlichen unterschiede zwischen den drei dialekt-

gebieten. ich nenne daraus ua. 1) für das westliche Samland *ü < ū* (*jünə* 'eure'), *ü < u* (*jəbüŋə* 'gebunden'; teilt sich mit *u* in den platz), *ik šlǭn, dǭn, štǭn, γǭn, zen, ten* 'ich schlage ... ziehe' (in Ostsamld. und Nat. ohne *n*), kürze in formen wie *snit* 'schneit', *bədit* 'bedeutet', *tijə* 'zehn'. in Natangen fallen die diphthonge *ei ou* für *e o*, die sonst im ganzen gebiet herschen, auf; ein velares, stark vocalisches *r* gegenüber dem zungenspitzen-*r* des ostens gehört zu den lauten welche eine deutliche lautgrenze hergeben. östlich von Natangen begegnen seltsame wortformen wie *fǫrkəl* 'ferkel', *jǭršt* 'gerste', *hǫrfst* 'herbst', die sich aus der senkung des *a* zu *ǫ*, zb. in *zǫx* 'sah', *mǫnkə* 'mann' vorkommend, erklären. ein kennzeichen des östlichen dialektes ist die überoffene aussprache des *e*-lautes, eine erscheinung welche man als eigentümlich ostpreufsisch zu empfinden pflegt. weitere merkmale des östlichen dialektes sind *ēi* oder *e·i*, für westliches *ai* (zb. *jeit* 'geht'), *ou* in *höuə* 'hauen', *öustə* 'ernten' anstelle von *au* in Natangen, die wichtige consonantengruppe *ks* aus altem *hs*, wofür im ganzen übrigen gebiet *s* auftritt, *om* 'um' (im westen *im*), *hītə* 'heute' (dagegen *hīdə* im westen), *nein* 'neun' (dafür sonst das rein nd. *nejə*). scharf fällt zuletzt der wechsel des tons ins ohr, wenn man von westen nach osten vordringt. die einfachen längen *ē ę̄ ǭ* und die diphthonge *ai au* nehmen circumflectierende betonung an und werden mit ausgeprägt fallendem ton gesprochen, so dass die langdiphthonge *e·ə, ę̄·ə, ǭ·ə* und *e·i* entstehn (*o·u* scheint ausgenommen zu sein).

Wie man sieht, kann die arbeit mit zulänglichem material aufwarten, und da die sprachgrenzen so gut wie ausschliefslich nur äufsere scheiden der mundartbezirke darstellen, so scheint die geschichtliche deutung der mundartlichen sprachlinien eine verhaltnismäfsig einfache aufgabe. doch dem ist nicht so: vielmehr gelingt es nur, für die grenze zwischen Samland und Natangen geschichtliche entstehung im grofsen nachzuweisen; im einzelnen versagt das geschichtliche material. für die sprachgrenze im Samlande können nur allgemeine annahmen vorgebracht werden: nur teilweise fallen hier einzellinien mit kirchspielgrenzen zusammen. im ganzen untersuchten gebiet treten verwaltungs- und kirchliche grenzen zurück hinter der bedeutung, welche mooren und wäldern für die herausbildung von volks- und sprachscheiden zukommt.

In Preufsen erhalt der geschichtlich früheste vorgang, nämlich die besiedlung des landes, eine deutliche rolle als sprachgeschichtliche kraft, deren nachwürkung die heutige sprachgliederung in vielen fallen und zwar den entscheidenden zu danken ist. Westsamland besitzt seine sprachliche sonderstellung, weil wahrscheinlich eine starkere deutsche beimischung erfolgt ist. im übrigen kann Samland als fremdsprachiges land gelten, das erst im 16 jh. eingedeutscht worden ist. deutsche siedler

wohnen geschlossen im grunde nur in Natangen; dem ganzen osten haben die zielbewusten bestrebungen der Hohenzollern erst die deutsche sprache vermittelt, ohne dass ihr ansiedlungswerk die verdrangung der einheimischen Litauer und Masuren erstrebt hatte. die heutige mda. ertönt demnach im munde ehemaliger Balten und Slaven; diesen sind merkwurdigerweise die einfachen langen *e* [illegible] *ǫ o* eigen, wahrend die zugezogenen Deutschen in Natangen die auffälligen diphthonge *ei ẹi ou* besitzen. der östliche circumflex kommt auf rechnung des litauischen. *a* in *sage* 'sagen' (§ 136), fast **ein helles *a*, das kennzeichen des ostpreufsischen dialekts** kann aus dem masurischen stammen, und die umlautung des *u* in *ü* mag von der dichteren slavischen bevolkerung in Westsamland herruhren. sollten nicht auch die natangischen diphthonge der deutschen ansiedler auf die betonungsweise der unterjochten vorbevolkerung, der alten Preufsen, zuruckgefuhrt werden durfen? woher erklären sich dann aber **die monophthonge Samlands?**

Manche fragen bleiben, wie sich zeigt, unbeantwortet. M. war in ungunstigerer lage als Wenzel. die starke fremdsprachige beimischung, in weiten strichen eine reine bevölkerung von fremder nationalitat, deren eindeutschung erst im lichte der gegenwart vor sich geht oder doch erst durch die reformation zum siege gelangt, sind ungünstige bedingungen für die entstehung von einzelmundarten. anderseits ergaben die geschichtlichen quellen keinen rechten anhalt. M. hat sich bemuht, wo es allzusehr an zeugnissen gebrach, durch eigene nachforschungen umstandlicher art diesem mangel abzuhelfen. so ist mit gutem erfolg die rolle der östlichen accentgrenze und der sprachlinien *a/ẹ* (*farkel fẹrkel*) und *ẹ a* an den deutschen und litauischen namen in den kirchenbüchern festgestellt worden, und eine ausfuhrliche behandlung wird den sprachdenkmälern zuteil. aber die grammatische ausbeute bringt kaum neues, in litterarischer hinsicht verdient dagegen dieser abschnitt beachtung. aus einem vergleich der hochzeitsgedichte mit Simon Dachs lied Anke von Tharaw bestätigt sich die einreihung dieser perle der preufsischen dichtung in die gruppe der gelegenheitsgedichte.

Dieser zuwachs an material und die litterargeschichtliche umschau helfen uns aber über manche lucke und unbefriedigende annahmen nicht hinweg. so will mir die vorstellung wandernder sprachlinien, deren antrieb im dunkeln bleibt, oder das spontan entstehende *ü* [illegible] *u* gar nicht zusagen.

M. aber hat die arbeit nicht aufgegeben: als assistent am Preufsischen wb. findet er gelegenheit, sich weiter mit den mundartverhaltnissen Ostpreufsens zu beschäftigen, einige neue versuche, zu sprachgeschichtlichen ergebnissen zu gelangen, hat er bereits unternommen: so braucht uns die hoffnung nicht zu

schwinden, dass einst auch das ostpreufsische nd. siedlungsgebiet eine befriedigende sprachgeschichte besitzen wird.

Durch Ehrhardts arbeit werden wir in die lage versetzt, aus zeitlicher nähe die entstehung einer mischmundart zu beobachten. sprachinseln, in denen das zahlenverhältnis der dialekte bei den ansiedlern und die gründungszeit bekannt sind, bieten sich als fast ideale untersuchungsobjecte zu diesem zwecke dar. damit aber wird im grunde nichts weniger als ein abbild vom entstehn aller mundarten geboten. darum liegen bereits eine reihe untersuchungen von sprachinseln aus der zweiten hälfte des 18 jh.s, pfälzische und schwäbische in Ungarn, eine pfälzische in der nördlichen Rheinprovinz ua. vor. die letztgenannte arbeit hat EBöhmer im 3 heft der DDG. als 'Sprach- und gründungsgeschichte der pfälzischen colonie am Niederrhein' mit dem wichtigen ergebnis veröffentlicht, dass die neue mda durch die mischung einen von der heimischen mda. der auswanderer beträchtlich abweichenden charakter gewinnt.

Die hoffnung, diese erfahrung auf breiterer grundlage — dreizehn dörfer gegen drei bei Böhmer umfasst die schwäbische sprachinsel zwischen Culm und Culmsee — von neuem bestätigt zu finden, hat nicht getrogen. wider weicht die mda. der siedelung, die nach Ehrhardt völlig einheitlich erscheint, von der hauptmasse der mdaa. die in dieser aufgegangen sind, ab. die sprache von nur 101 aus Durlach zugewanderten hat den sieg über die scharf ausgeprägte und wesentlich verschiedene mda. von nicht minder als 1265 Württembergern davongetragen! der fall ligt crass, ja unmöglich. darauf waren wir durch Böhmer nicht vorbereitet. leider kennen wir nicht die namen der ortschaften, aus denen die ansiedler ausgewandert sind; schwache erinnerungen bei den colonisten weisen auf die gegend um Stuttgart, Pforzheim, Hausach und Wolfach. selbst zugegeben dass die mehrzahl der Württemberger aus dem norden des landes stammt und somit eine der durlachischen ähnlichere mda. gesprochen hat, die tatsache dass formen wie *hau* '(ich) habe' und *sdǭd* 'steht' nur noch im kinderliede ihr dasein fristen, aber durch die aufnahmen des sprachatlas in den achtziger jahren des vorigen jh.s gesichert werden, der umstand ferner, dass in erster linie die hochdeutsche schriftsprache, die im östlichen siedelungsgebiet einen wichtigen einfluss ausübt — vgl. die heutige sprache der baltischen provinzen und das vorwiegen hochdeutscher laute und wortformen im jüngst eingedeutschten ostbezirk von Ostpreufsen — und daneben die nd. umgebung an dem ererbten sprachstande der schwäbischen colonie eine starke änderung vorgenommen haben, beweisen, dass dem untersuchungsobject der unverfälschte, auf sich allein beruhende entwicklung-gang nicht zuteil geworden ist. daraus aber folgt die ungeeignetheit für den hier gewünschten zweck. es will mir

daneben scheinen, als ob der sprachstoff bei sorgfältiger musterung noch einige vergleichungsfälle geliefert hätte. wenigstens fällt auf, dass der vf die wortformen unbeachtet gelassen hat; darunter bezeugt allerdings die endung -ə des gerundiums, welche in den Wenkerschen sätzen einige dörfer der colonie und, wie mir WSeelmann mitteilt, das ganze schwäbische heimatgebiet aufweisen, nichts was nicht schon sonst bekannt wäre.

Der Ehrhardtschen untersuchung ist das glück, unser wissen von der entstehung einer typischen siedelungsmundart zu fördern, versagt geblieben, ein verdienst aber besitzt sie doch: die bedeutsame rolle, welche die hochdeutsche schriftsprache im fernen osten auch in der mda. spielt, ist an einem neuen beispiel deutlich ins licht gerückt worden.

Rostock i. M. **H. Teuchert.**

Forschungen zur altenglischen poesie von **Rudolf Imelmann.** mit zwei tafeln. Berlin, Weidmann in comm. 1920. 504 ss. 8°. 30 m.; geb. 40 m.

Vor vierzehn jahren hatte Imelmann viel scharfsinn daran gewant, eine 'Odoakersage' in der altenglischen stabreimdichtung nachzuweisen. es handelte sich nicht um den bekannten Otacher, den gegner Dietrichs vBern, sondern um einen Sachsenführer Odovacrius, dem bei Gregor vTours (II c. 18 f) unter dem Franken Childerich, vom jahr 463 ab, eine flüchtige rolle ohne menschlich eigenartige züge zufällt. diese vermutung fester zu begründen und mit den gegnern der drei Odoakerhefte (aus den jahren 1907/8) abzurechnen, ist das ziel der ersten zwei drittel des vorliegenden buches.

Gegen jene früheren hefte bezeichnet der neue band einen grofsen fortschritt. er behandelt die texte weit schonender und bemüht sich viel sorgsamer um ihren wortsinn und ihre künstlerische art. die von Schücking im Anzeiger XXXI mit grund gerügten fehler sind verschwunden. ein fortschritt ist es im besondern, dass zwei der frühern zeugen für Odoaker nunmehr entlassen sind: der rätselhafte dritte absatz von des Sängers Trost und die noch ungedeutete rechte seite des Clermonter runenschreins. bleiben somit als denkmale der sogen. Odoakersage die fünf elegieen: des Mädchens Klage 1 (vulgo 'Klage der Frau'), der Seefahrer, des Mädchens Klage 2 (vulgo 'Klage an Wulf oder Eadwacer'), der Wanderer, die Botschaft. in der hier genannten reihenfolge sollen sie den ablauf der Odoakerfabel spiegeln. verbindende prosastücke — man hatte den begriff der chante-fable heraufbeschworen — hält Im. jetzt für entbehrlich (228 ff). er ist geneigt, tragischen ausgang der geschichte anzunehmen (157. 481).

Das merkwürdige ist nun, dass der Sachse Odovacrius, der held und gleichsam urheber des Im.schen entwurfs, im laufe der

untersuchung mehr und mehr zum fünften rad am wagen wird. es gienge auch ohne ihn, ja es gienge viel besser; so beredt ist der vf. für ganz andre hintergründe dieser elegieenkette eingetreten (s. u.). er selbst wird ein paarmal fast irre an dem alten Sachsenherzog (202. 237. 308), und ich dächte, die leser werden ganz irre an ihm werden. der eigenname allein (Odovacrius-Eadvacer in Klage 2, falls dies mannesname ist) ist eine zu schwache klammer, umso mehr als er kein waisenwort ist (drei aengl. vertreter s. 180, vgl. 237); andere klammern aber versagt der karge bericht des gallischen chronisten (trotz der blendenden neunzahl 184 f). dann entfällt auch die rechtfertigung der atemraubenden scharfsinnsspiele, die den namen Eadwacer aus so und so vielen verstecken hervorzaubern wollen (37. 94. 103. 114. 163 ff. 170 ff. 221).

Sehen wir also von namen und begriff der Odoakerdichtung ab, dann besteht nach wie vor die frage, ob die genannten fünf elegieen von éinem verfasser als glieder éiner fabel gedichtet sind — soweit man bei diesem verschwimmenden, umrissarmen schicksal von 'fabel' sprechen kann. ein erstes bedenken ist ja, dass die glieder auffallend wenig ineinander haken, die handlung nicht vorwarts schieben; namentlich das zweite und vierte würken wie ein stillstand. im besondern drängen sich diese drei einwände auf:

1) den verweilenden aus- und rückblicken des Seefahrers und des Wandrers fehlt gänzlich die zweite hauptperson, das weib. dies allein würde genügen. auch von landesvertreibung verlautet nichts (wie in 5, wol auch 3, vielleicht 1). die sprecher sind nicht als fürsten gedacht (im gegensatz zu Botschaft 30. 46). es sind augenscheinlich zwei verschiedene schicksale, verschiedene menschentypen, die in Seefahrer und Wandrer vorschweben: der unstäte, geplagte seemann und der stellenlos gewordene gefolgskrieger.

2) die kürzere Frauenklage steht — auch abgesehen von ihren vier unpaarigen versen — stilistisch abseits: nur die drei zeilen 13—15 uberschreiten den freien zeilenstil (s. Zs. 57, 6); z. 1—12 haben in geschlossener folge den strengen zeilenstil; was aufserhalb der merk- und spruchgattung (und der psalmen) westgermanisch kaum wider vorkommen dürfte. darin bekundet sich ein andres formgefühl als in den vier übrigen gedichten. der andre gegenstand oder die andre stimmung erklären dies nicht. hier redet ein andrer dichter. beachte auch, dass nur hier eigennamen (Wulf, Eadwacer) vorkommen.

3) sachlicher zusammenhang zwischen der längern Klage und der Botschaft wäre erwägenswert, und auch die bindungsverhältnisse liegen nicht zu weit auseinander; dass aber das zweite gedicht eine notlage des weibes mit keinem worte an-

deutet, während das erste hierin ein hauptmotiv hat, bildet ein lautes gegenzeugnis.

So wird man an die epische zusammengehörigkeit von zwei oder mehr dieser stücke nicht glauben können, und damit zerfällt was von der Odoakerlehre nach streichung Odoakers noch übrig bleibt. die unverkennbare ähnlichkeit der gedichte, auch die anklänge im einzelnen, verlangen litterargeschichtlichen zusammenhang, nachahmung unter einander, ohne einheit des verfassers zu beweisen.

Dabei behalten Im.s ausführungen ihren hohen wert. sie fördern die einsicht in diese elegieen im grofsen wie im einzelnen. sie werden manchen, der nach Ehrismann und Schücking an die einheit des Seefahrers und des Wandrers geglaubt hat, überzeugen, dass doch beidemal zwei hände, die eines lyrischen dichters und die eines gnomischen predigers, im spiele sind. nicht mit den schlagworten 'echt und unecht', 'gedicht und einschiebsel' ist die lage zu zeichnen, sondern mit dem begriff 'text und predigt darüber'. der vf. führt dies scharfsinnig aus (40 f. 119 ff. 127 f), zeigt auch, wie der homiletische bearbeiter an dem sinne seines 'textes' vorbeireden kann, wie er sich selbst und des Sängers Trost ausschreibt, und wie der 'Wandrer' diesen seinen namen nur der zudichtung des predigers verdankt (142). auf den lyrischen kern des Seefahrers fällt neues licht (59 ff): seinen drang nach dem unwirtlichen meere werden wir nicht mehr als romantisch selbstquälerische sehnsucht deuten dürfen: derbere gründe, sei es erwerb sei es suche nach herrendienst, treiben alljährlich in die mühsal hinaus. unsicherer wird die beurteilung beider gedichte, weil wir nicht wissen, wieviel der homilet weggelassen, vielleicht auch geändert hat. bei beiden kann man kaum an einen epischen hintergrund denken, nicht einmal an eine aus der wurklichkeit gesponnene fabel: die lage der beiden männer hat etwas gattungshaftes, der dichter verzichtet auf einmalige züge. daher möchte man hier klagelieder erster hand vermuten, in denen der vf. im eignen namen spricht; man erinnere sich an könig Gelimers trauergesang.

Das ist in den drei elegieen mit dem weibe anders. diese erlebnisse sind aufsergewöhnlich, man fühlt sich im reiche der dichtung. Im.s ansicht, das weib sei nicht gattin, sondern geliebte und aufsereheliche mutter, hat mehreres für sich. zum wurklichen leben vornehmer kreise würde aber der traute verkehr Botsch z. 17 ff, auch das verhalten des weibes Klage 1 z. 9, schwerlich stimmen, wenn verlobung oder liebschaft gemeint ist. leider bleiben die frauenschicksale der beiden Klagen immer noch halbklar; einige stellen trotzen auch der deutungskunst des vf.s. allzu oft trübt sich das bild von den vorgängen dadurch dass Im. den 'friedlosen' überanstrengt. diesen ausdruck, mit seinem durchsichtigen wortsinne, sollte man nur gebrauchen für

den vogelfreien, den outlaw, aus der gesellschaft verstofsenen, den niemand hegen, jeder bufslos erschlagen darf. dieser wahre friedlose kommt aber im ganzen bereich der von Im. behandelten gedichte, wenn überhaupt, nur an einer stelle in frage, in der Wulfklage. sobald ein *wræcca, freondlēas, edle bedǣled*, auftaucht, hat Im. den friedlosen zur hand, obwol jene worte doch viel weitern sinn haben, noch nicht einmal den verbannten zu meinen brauchen und nach dem zusammenhang fast nirgends mit friedlosigkeit zu vereinigen sind. der stehnde 'recke' der germanischen dichtung und der friedlose sind sehr zweierlei. weder Dietrich noch Wieland sind friedlos. — Im übrigen zieht der vf. den sprachgebrauch und die begriffe des rechtslebens eifrig heran; ich glaube sogar, dass er aus dem juristischen gehalt unsrer lieder, der juristischen neigung ihrer vff. zu viel macht (s. 10. 103. 112. 133 f. 218. 287. 313).

Mit der halbklarheit der zwei frauenklagen aber könnte es seine besondre bewantnis haben. Im. wagt den kühnen und feinen gedanken (206): 'der poet wuste es am ende selber nicht genau!' das will sagen: er hieng von (geschriebenen) quellen ab, die sein blick nicht übersah. damit kommen wir zu Im.s hauptthese.

Das gewichtigste an dem ganzen bande sind die beiden grofsen capitel VI und VII (s. 180—314), wo der vf. weit ausschauend und auf grund reicher belesenheit die geistigen voraussetzungen der englischen elegieen zu ergründen unternimmt. er richtet hier das auge entschlossen auf ausländische gegenstücke, und zwar, da ihm keltischer einfluss nicht einleuchtet (69), auf das lateinische schrifttum, das classische und das frühmittelalterliche. er bringt eine menge lehrreicher und erwägenswerter stellen bei aus Virgils Aeneis und Eclogen, aus Ovids Heroiden, aus Alcuin, aus männlichen und weiblichen briefen des 8 jh.s. sein ergebnis ist (237): enger anschluss des elegieendichters an Ovids 18 und 19 Heroide (Leander und Hero) für das stoffliche und auch formale, sowie für den leidenschaftlichen stil; starker einfluss Virgils auf die stoffliche ausgestaltung, auf die elegische sprache und stimmung, auch auf einiges formale (kehrreim und strophenähnliche gruppen in ecloga VIII).

Lehnen wir die oben geprüften voraussetzungen ab (epische zusammengehörigkeit der fünf elegieen und einheit ihres vf.s), so können wir viele der Im.schen schlüsse nicht mitmachen. ganz allgemein: die s t o f f l i c h e n, e p i s c h e n berührungen sind kaum irgendwo schlagend. Aeneas gleicht den männern der elegieen so wenig wie Dido den frauen. die Herofabel ligt doch wol in ihren samtlichen hauptzügen zu weit ab, und der versuch, die ballade nr 76 bei Child in diesen zusammenhang einzufügen, weckt kopfschütteln. bestand die würkung der classischen poesieen nur in einem allgemeinen künstlerischen beschwingen

und einer geheimen auflockerung der seele? hierin, wie in der schwermütigen vergiftung der lebenslust, hatte das christentum vorgearbeitet. den eigentlichen schlussel zu dem elegieengeheimnis, so scheint es, hat auch der spürsinn unsres buches noch nicht gefunden. aber es gibt der forschung eine neue wendung, indem es das fur den Beowulf seit jahren anerkannte vorbild Roms auch für die elegieen geltend macht, diese werke nicht unter dem gesichtswinkel der 'altweltlichen germanischen gattungen' zeigt, sondern als seelische einfuhr, als ausdruck unenglischer gefühle (219), mit einer humanität die der antiken, vergilisch-ovidischen entstammt (272) und die auf einen weltlichen, nicht klosterlichen bildungskreis deutet (309. 312 f).

Mag an der schroffheit dieser sätze später gemildert, mag der heimische einschlag höher angesetzt werden, Im. darf von sich sagen, dass er das formale, das stilproblem dieser dichtung zum erstenmal tief gefasst hat, und dabei wird es schon bleiben was wir s. 259 lesen: 'die fragestellung ist nicht, wann war die englische poesie in ihrer entwicklung soweit, an die stelle der heroischen die sentimentale, innerliche weise der stoffe und gestalten zu setzen? sondern: wann lässt sich nahe bekanntschaft altenglischer dichter mit Vergil und Ovid, die zur nachahmung führte, erweisen oder wahrscheinlich machen?'

Als geeigneten zeitraum denkt sich Im. die jahrzehnte um 800 herum (obere grenze: 781, Alcuins berufung an Karls hof). um 900 dürfte man dieses empfängliche verhaltnis zum classischen geiste nicht erwarten. auch für den Beowulf wendet sich der vf. mit guten gründen gegen Schuckings datierung, die zu wenig nach dem stande der kirchlich-höfischen gesittung des 8 jh.s gefragt hatte. die sprachlichen gründe fur sudliche, sachsische heimat wird der anglist prüfen: fur trugerisch, dh. unbeabsichtigt, halt ich die endreime, die s. 290 ff verschwenderisch mit raum bedacht sind. uberhaupt ist die beobachtung der verskunst keine starke seite des buches; die note 'sehr mangelhafte metrik' (313) verdienen diese elegieen nicht.

Der zweite, kurzere hauptteil (s. 315—485) bringt sieben loser zusammenhangende untersuchungen.

Zu der rechten seite des runenkastchens bemerkt Im. mit fug, dass das sitzende fabelwesen mit eselskopf, vogelleib und -klauen, behosten schenkeln und behuften fufsen jedenfalls kein 'pferd' ist, also die lesung *hors* (fur *hos*) ein abweg war. freilich ist *hos* 'schar' keine mogliche bezeichnung fur das mischwesen. die vermutung: *swā hiri ertae gisgraf* 'wie ihr das vorzeitlos verhängte' gabe guten sinn, aber einen rhythmisch sehr ungewohnlichen abvers. hinter dem uberlieferten *ertae* wird doch wol die zauberin — die böse stiefmutter? — stecken, die die Hos in die traurige trollengestalt bannte. nebenbei: die stilistische

reihenfolge der fünf bilder denk ich mir so (ua. im hinblick auf das verschwinden der vorderansichten): Titus — Wieland — Aegil Hos — Romulus.

Den langen abschnitt über Hengest und Finn möchte man wegwünschen. er gerät in die irre. dass Im. selbst den epischen hergang 'sinnlos' nennen muss (365. 371. 378), ist gegenbeweis genug. der würkliche hergang ist zum glück sinnvoll, nur ist er weder eine entführungs- noch eine 'siedelungssage', die leute Hnæfs sind weder friedlose (!) noch eroberer: Hengest, der *þēodnes þegn*, war nicht in der lage, die schwester seines herrn dem Finn zu schenken. aufser dem namen Hengest besteht kein brauchbarer anklang an die geschichte von Hengist und Vortigern, und dieser name kann leicht nach dem kentischen führer gewählt sein, gleichviel ob Hnæfs rächer eine geschichtliche oder eine erdichtete gestalt ist. denn zeitgenossen brauchen die beiden Hengiste keineswegs zu sein; der des liedes wird nirgends in die tage des alten Healfdene gesetzt (367), er kann 1—2 menschenalter jünger sein. (das zeitliche verhältnis der sage zum Grendelkampf usw. wird niemand aus dem epos des 8 jh.s herauslesen wollen!) der rächer Hnæfs ist kein führer der Jüten: die Eotenas sind an allen vier stellen klärlich die leute Finns, so an der stelle 1086 ff, deren sprachliche misdeutung den vf. und andere misleitet hat:

þæt hie him ōþer flet *eal gerȳmdon* (kein komma)
healle (gen.) *ond hēahsetl,* *þæt hie healfre* (sc. *healle*) *geweald*
wiþ Eotena bearn *āgan moston*:

di. 'dass sie ihnen (die Friesen den Dänen) die ganze eine bankbühne der halle nebst dem (zugehörigen) hochsitz einräumen sollten, so dass es ihnen (den Dänen) vergönnt war, der halben (halle) zu walten gegenüber den kindern der Eoten' (= dass sie sich mit den Eoten in die halle teilen durften). nordisch zu sprechen: den fremden wird der *úœdri bekkr* mit dem *annat ǫndvegi* zugewiesen. vgl. VGudmundsson Privatboligen 184 f. in der Ynglinga saga c. 37 teilt sich könig Granmar mit seinem gaste könig Hjorvard so in die halle wie Finn mit Hengest.

Im.s übersetzung: 'dass sie ihnen einen andern wohnsitz (?) ganz einräumen wollten, halle und hochsitz, so dass sie selber (?) nur (?) die halbe herschaft (?!) gegenüber den kindern der Euten behalten (?) durften (? *moston*)' — diese übersetzung verkennt die rolle der einheitlichen gabenhalle (die im gleich folgenden so klar hervortritt) und führt zu dem wunderlichen irrtum von der 'occupation friesischen gebietes', einer hauptähnlichkeit mit dem kentischen Hengist! man muss die Finngeschichte in Gottes namen als heldendichtung nehmen und nicht so unheroische gedanken wie siedelung und occupation hineinzwingen. die angeblich 'virgilisierende' darstellung unsrer Hengestdichtung steht und

fällt mit Im.s erschliefsung der fabel. wir brauchen vorläufig nicht zu glauben, dass auch die *scopas* virgilisierten.

Abschnitt X, der sich ermüdend mit Schückings 'Untersuchungen zur bedeutungslehre' herumstreitet, versöhnt den leser gegen ende durch einen prächtigen fund, eine schätzbare ergänzung der Klaeberschen Virgilparallelen (419):

Beow. 1409 *stige nearwe,*
enge anpaþas, uncuþ gelad

ist eine ziemlich wortgetreue widergabe von Aeneis XI 524:

tenuis quo semita ducit
angustaeque ferunt fauces aditusque maligni.

Capitel XI gibt eine neue eindringende behandlung des schwierigen 'Reimliedes', das der vf. von der 'sogenannten lyrik der Angelsachsen' weit abrückt (423). für die form verweist er auf Aldhelm und Augustin die 13 schlusszeilen erkennt er als fremdartig. gern sähe man das fehlen der vocalischen halbreime (und darin die engere berührung mit der skaldentechnik) betont und die frage nach dreigipfligen versen aufgeworfen (versuch leoninischer hexameter?).

In der Thrythostelle des Beowulf (1931 f) verteidigt Im. mit recht den überlieferten text: *mod þrȳþo wæg* (ev. *þrȳþ o* = *a* 'immer') gegen Schückings änderung: *mod þrȳþe ne wæg.* für mein gefühl wäre der hauptgrund der, dass die folgende periode, 1933 ff, die vorherige nennung der fürstin als subject verlangt. die worte *fremu folces cwen* sind, als variation zu *þrȳþ o*, 'stilistisch nur zu erwarten, sachlich unanstöfsig, ja sehr angebracht' (460). am besten list man (mit Suchier PBBeitr. 4, 501): *firen-ondrysne*, denn *firen* ist kein gutes gespiel zu *mod*, *ondrysne* 'timendus, reverendus' kein gutes beiwort zu *firen*, und *mod* bedeutet doch i allg. 'sinn, mut' (auch Beow. 549), nicht 'stolz, wildheit'. also: 'eine gesinnung hegte Thr., die berühmte volkskönigin, eine übers mafs (unerhört) furchtgebietende'.

Die zeilen über das götzenopfer der Dänen (Beow. 175 ff) gewinnen ein zweites einleuchtendes vorbild aus Virgil:

Aen. VIII 102 ... *sollemnem ... rex honorem ... ferebat ... in luco* ... 185 ... *non haec sollemnia nobis, Has ex more dapes, hanc tanti numinis aram Vana superstitio veterumque ignara deorum Imposuit: saevis ... periclis servati facimus ... honores* ... 200 *Attulit ... optantibus aetas Auxilium* ...

obwol die lateinischen sätze getrennt und in andrer folge stehn, ist die übereinstimmung mit dem Engländer wol die genaueste die bisher beigebracht ist. von misverstehn oder unlogik dürfen wir aber den Beowulfdichter freisprechen: als christ sieht er in dem falschen gotte einen teufel (*gastbona*) — der darum für die heidnischen Dänen noch lange nicht eins ist mit dem teufel Grendel! (vgl. EAKock Jubilee jaunts 7 f).

Endlich nimmt sich Im. der schlimmen Deorverse 14—17 an. er verabschiedet das trügliche *mǣþ* 'stuprum', das in dem nordischen *meiða* 'verstümmeln' keinerlei stütze hat. man sieht, wie eine verallgemeinernde sinnesangabe, hier 'violatio', verwirren kann! das was Saxo das 'stupri illecebris ante sponsalium sacra temerare' nennt, und was Im. als 'jungen sagenzug' erkennt (misverstandnis des dänischen mönches), das konnte niemals eine *rædsla* heifsen! — Der vf. tritt also für den namen Mæþhilde ein — doch wol mit zu ergänzendem *hi*, denn an 'monge' nimmt er keinen anstofs. die deutungen Stefanovičs, Tuppers, Schückings kommen leicht zu fall. weniger glücklich scheinen mir die übrigen gedanken dieses abschnitts: dass in z. 15 f gar nicht mehr von Mathilde selbst die rede sein soll[1]; dass die liebschaft Frey-Gerd hereingezogen wird; dass von einer 'engen verbindung' zwischen Frey und Odin (Gautr, Gēat) gefabelt wird (483): endlich dass privatnamen wie *Hildegaus*, *Mathildis filia Gozwini* das 'berühmte liebespaar' auch für Deutschland bezeugen sollen. hätte doch der vf. die vier letzten seiten im tintenfass behalten!

Von dem gedankenreichtum des werkes kann diese anzeige nur einen mangelhaften begriff geben; einlässlichere urteile von berufenen richtern werden dem bande nicht fehlen. in viele fragen der altenglischen dichtungsgeschichte greift er mit festem griffe ein: die nähern fachgenossen werden noch oft daran anknüpfen: möge ein reger und sachlich-vornehmer austausch gedeihen! aber auch der germanist im allgemeinen kann an dem buche nicht vorübergehn; dies werden die obigen blätter gezeigt haben. ein leichter lesestoff ist es nicht. zu der strengen methode deren sich der vf. freut — es ist ziemlich viel von methode die rede — scheint eine eigenschaft zu gehören die dem leser weniger woltut als dem schreiber: das laute denken.

[1] Leider streift den vf. hier noch, vor torschluss, die Sieverssche ansteckung, indem er, wenn auch zögernd, die änderung *hi* zu *him* auf 'versmelodie und tonart' stützen will (473). ich wette zehn gegen eins, dass Im., so wie wir andre, die beiden formen mit gleicher melodie und tonart (dh. stimmbändertätigkeit) spricht. verschieden ist nur die klangfarbe. wer aber behaupten will: 'hier heischt mein ohr die klangfarbe *im*, nicht *i*', der müste uns erst beweisen, dass sein ohr die selben bedürfnisse hat wie das des ae. dichters. wir wollen uns doch nicht einreden, wir hätten von der klangfarbe der ae aussprache mehr als eine unbestimmte ahnung! — dagegen wird man sagen dürfen, dass wir satzrhythmus und -melodie besser zur geltung bringen können, wenn wir der figur der variation ihr recht geben. AEKock ist einer der wenigen die dafür ein ohr haben. die interpunction in Chambers' Beowulf ist noch viel zu virgilisch, dh. kommaarm. ein beispiel aus Imelmann: Klage 1 z. 33 lis: *frynd sind on eorþan, leofe, lifgende* = 'freunde sind (mir) auf erden, liebe, am leben', nicht *leofe lifgende* 'liebe menschen' (s. 487. 29).

Im. setzt nicht nur das was er glaubt in druckerschwärze um, sondern auch die gedankengänge die er als wertlos erkennt (ein gewagtes beispiel auf s 318). auch sehr viel polemische rechthaberei und haarspalterei gehören zu dieser methode. dagegen vermisst man eine tugend die gutes stiften kann: den reinlichen — nicht verschwommenen, nicht übertragenen — gebrauch der litterarischen kunstausdrücke. die begriffe strophe, kehrreim (Im. sagt refrain) und nun gar ballade — dieses mädchen für alles! — müssen unverantwortlich herhalten. selten wol grenzt sich eine dichterische gattung so blank und rund ab gegen alles vorhergehnde wie der ritterliche heldenreigen des spätmittelalters. und dennoch ...! s 217 und 230 stehn schwarz auf weifs die worte: '... die weise der *stratton-ballad*, die es in altenglischer zeit natürlich auch schon gegeben hat' (cf. Gummere!): '... das wesen der ballade, wie es dem dichter einer selbst ganz frühen altenglischen zeit schon bekannt gewesen sein kann'. es ist kein leerer wortstreit. das capitel über Child nr 76 zeigt die schädlichen folgen. den ausdruck 'strophe' sollte man m. e. viel sparsamer gebrauchen; er wäre einzuschränken auf die fälle, wo die einschnitte nicht nur durch stoffliches bedürfnis, sondern durch formale, und zwar akustisch wirksame rücksichten regiert werden. die gruppen von 12—15 langzeilen, worein Im. die 1 Klage zerlegt (ich würde anders teilen), haben überhaupt nichts strophenähnliches. aber sogar in des Sängers Trost ist augenscheinlich jede gruppe so lang wie es nach dem inhalt grade passt; das formale, symmetrische bedürfnis modelt nicht die zeilenzahl. kehrreime machen noch keine strophen — so wenig wie die epischen widerholungen im märchen.

Imelmanns sprache schreitet auf einem akademischen kothurn und erstrebt keine freiluftige frische. sie verfügt aber über allerhand schriftstellerische gaben, so über eine geistreiche, mit galligem spott gewürzte zuspitzung. belesenheit und gutes gedächtnis führen da und dort zu überraschenden citaten und reizvollen seitenblicken. es ist ein in vorzügen und schwächen persönlich geprägtes werk.

Arlesheim **Andreas Heusler.**

Geschichte der deutschen literatur bis zur mitte des elften jahrhunderts von **Wolf von Unwerth** † und **Theodor Siebs** [= Grundriss der deutschen literaturgeschichte 1]. Berlin u. Leipzig, Vereinigg wiss. verleger, W. de Gruyter & co., 1920. IX und 261 ss. 8° — 22 m. geb. 28,50 m.

Der fortschritt der wissenschaft und oft geaufserte wünsche der gelehrten welt hätten, so behauptet die verlagshandlung, zu dem entschluss geführt, aus der vierten auflage des Paulschen Grundrisses die litterarhistorischen abschnitte herauszunehmen und gesondert zu veröffentlichen. ich vermute, dass eher der wunsch, auch die neueren und neuesten zeiten in die darstellung

einzubeziehen, für diese trennung bestimmend gewesen ist. demgemäfs soll vorliegender erster band Kögels übersicht der ahd. und and. litteratur ersetzen: weil er gleich ihr die tiersage nicht einbegreift, schweigt er von der Ecbasis, und weil er nur bis zum jahr 1050 hinabgeht, verzichtet er mit recht auf Otlohs nennung. das manuscript scheint vUnwerth in ganz unfertigem zustande hinterlassen zu haben. da sein schwiegervater Siebs, der es durchgesehen, ergänzt und zum druck befördert hat, jede klare scheidung des beiderseitigen eigentums ablehnt, aber seinen subjectiven in der Zs. f. d. phil. 28 und 29 entwickelten ansichten mehrfach (zb. s. 7—9. 39. 140) starken einfluss verstattet, so muss er schon für die schweren dem buch anhaftenden mängel die verantwortung tragen.

Wem eigentlich dieser Grundriss dienen will, ist von vorne herein nicht klar. der gelehrte findet in ihm kaum etwas neues: denn was vielleicht dafür gelten könnte, hat teils vUnwerth in aufsätzen der Beiträge längst vorgebracht (zb. einfluss der ags. dichtung auf Heliand und Muspilli), teils entbehrt es des beweises (zb. dass des Geraldus prolog sich an Erkanbald von Mainz wende, der uns erhaltene Waltharius aber die redaction Eckehards IV darstelle, s. 84), teils ist es so wenig überzeugend, dass sein abdruck besser unterlassen wäre (zb. der einfall s. 56, dass im Strafsburger blutsegen *petritto* 'bettfieber' bedeute). anderes bleibt in seiner notizenhaften kürze dunkel, so zusammengehalten mit Sievers Murbacher hymnen s. 18 der satz s. 208: 'wenigstens finden sich in dem texte der hymnenübersetzung spuren einer auch sonst in Murbach nachzuweisenden orthographie (zb. *ch* vor hellen vocalen; besonders *ouh*!)'. für den lernenden aber erübrigt sich die mehrzahl der litteraturnachweise: denn in den ausgaben, deren studium er sich nicht entziehen darf, trifft er sie vollständiger und geordneter an. während für alle § 56. 57. 59 behandelten prosadenkmäler sowie für die § 58 besprochene Benedictinerregel und die bruchstücke der altalemannischen psalmenversion jegliches citat fehlt, herscht anderwärts ein kritikloser citatenüberfluss. wer wird wol heute noch um eines ahd. schriftstückes willen Hagens Grundriss nachschlagen? und welchen zweck hat es, Schwarzers aufsatz in der Zs. f. d. phil. 13, 354 anzuführen, der auf Martènes abdruck der Altbayerischen beichte zuerst aufmerksam machte? selbst Hattemers Denkmahle kommen jetzt ernstlich nicht mehr in betracht. auch besteht die sonderbare gepflogenheit, über aufsätze mit stillschweigen hinwegzugehn, an welche weiterführend oder befehdend arbeiten anderer anknüpften, und nur dieser letzteren zu gedenken (so bleibt Sievers artikel über Psalm 138 in den Beitr. 34 oder derjenige Baeseckes über die Samariterin im Anz. 31 fort, genannt wird dagegen Leitzmanns erörterung Beitr. 39 und die dissertation von Pongs). und verwirren muss es den benutzer,

wenn er s. 76 dem kahlen namen Seemuller begegnet, dessen hier gemeinter beitrag zur Festgabe für Heinzel erst auf s. 111 verzeichnet wird. im zeichen der papiernot und da ganz kurzlich Ehrismanns Litteraturgeschichte mit ihren ebenso sorgfältigen als reichhaltigen litteraturangaben erschienen ist, hätte wahrlich es genugt, wenn an der spitze der einzelnen paragraphen der jeweilen mafsgebende textabdruck angezeigt, in der darstellung selbst aber nur derjenigen arbeiten gedacht wäre, denen sie bei divergenz der aufgestellten ansichten sich anschliefst. gleichzeitig wurde sich empfohlen haben, ein alphabetisch geordnetes verzeichnis der regelmafsig benutzten hilfsmittel voranzuschicken.

An fluchtigkeitsversehen mangelt es nicht. abteilung A und erste halfte der abteilung B von Wilhelms Denkmälern deutscher prosa werden s 3 angefuhrt, die 1918 erschienene zweite halfte bleibt ungenannt. s 74 ff handeln uber die karolingische renaissance, welche durch errichtung neuer klöster sich ausgebreitet hat: unter diesen klösterlichen niederlassungen figurieren nicht nur das 1055 gegründete Weingarten, das erst 1089 den benedictinern übergebene Melk und das 1163 gestiftete Vorau, sondern auch nicht wenige, deren ursprung in merowingische zeiten zuruckreicht s 86 heifst es, dass Walther und Hiltegunt 'bei tage wandernd, bei nacht sich verbergend' bis zum Rhein gelangen: im Waltharius 347. 419 verbirgt sich das paar verständiger weise bei tage, wandert bei nacht. das citat 'Liutb. 12' s. 172 passt auf keine der drei grofsen Otfridausgaben. das Augsburger gebet wird s. 181 mit dem Reimspruch (Sprachdenkmaler s 400) verwechselt und deshalb fur ubersetzung eines kurzen ausspruches Gregors des Grofsen erklärt. dass der titel 'Exhortatio' nicht von Eckhart (s. 205), sondern von DvStade herruhre, gab ich bereits MSD. II³ 474 an unter den hss. von Notkers Musik fehlen s. 243 Clm. 27300 und der Wolfenbuttler Gudianus 72. ein starkes stück ist es, wenn s 245 f immer noch behauptet wird, der abdruck des Notkerschen psalters in Schilters Thesaurus gehe zuruck auf eine schwesterhs. des Sangallensis 21: also scheint meine widerlegung dieses Kelleschen ammenmärchens PBBeitr. 33, 61—91 auch nach vierzehn jahren noch nicht eingang in die collegheft deutscher professoren gefunden zu haben.

Obwol ich s. V unter denen genannt bin, die sich um das ahd. studium einiges verdienst erworben haben, werden zwar meine Sprachdenkmaler in den litteraturangaben häufig citiert, anfangs meist mit arabischen, später mit römischen ziffern, benutzt aber sind sie, so viel ich sehe, nur bei verschiedenen zaubersprüchen und beim Muspilli in folge dessen vertritt der Grundriss des öfteren anschauungen, die zur zeit als antiquiert zu gelten haben. uber die Benedictinerregel trug ich Sprachdenkm. 285 ff eine neue theorie vor: also sollte s. 207 nicht

mehr gesagt werden 'es ist daher fraglich, ob man orthographische unterschiede zwischen bestimmten teilen des werkes tatsächlich mit Steinmeyer und Seiler auf verschiedene verfasser zurückführen darf'. nicht das doppelbl. der Lex Salica (s. 211) trägt die signatur 1072 4°, sondern angeblich trug sie 1850 der incunabeldruck, von dessen deckeln das bruchstück abgelöst wurde, s. Sprachdenkm. s. 57. die quelle der sogenannten interlinearversion auf bl. 53ᵃ der berühmten Merseburger hs. (s. 231) ist Sprachdenkm. nr LXXXIV ermittelt. eine dritte, Zürcher hs. von Notkers Computus (s. 243) wies ich Sprachdenkm. s. 390 nach. — Aber auch dann, wenn ich gegen bestimmte, bisher giltige meinungen einspruch erhoben hatte, war zustimmend oder verwerfend meiner stellungnahme zu gedenken, damit der leser den augenblicklichen stand der forschung kennen lernte. über die Samariterin (s. 178) durfte jetzt wol einigung erzielt sein, s. Sprachdenkm. s. 91. dass Psalm 138 aus dem gedächtnis aufgezeichnet sei (s. 179), macht ein von mir Sprachdenkm. s. 107 beigebrachtes argument unwahrscheinlich. dem von Kögel behaupteten alter der hs. A des Freisinger Paternosters (s. 202) widersprach ich Sprachdenkm. s. 47. die schlussstrophe des Carmen ad deum (s. 209) bezog ich nicht mehr auf die jungfrau Maria, sondern Blume folgend auf die dreieinigkeit (Sprachdenkm. s. 292). dass das erste Basler recept dem fieber gelte (s. 210), bestritt ich Sprachdenkm. s. 40f.

Wie hier sind auch sonst mitunter ältere meinungen unbedenklich widerholt oder citatziffern ohne nachprüfung übernommen. der büchertitel s. 81 'sagen des Bodensees s. 72' stammt aus vWinterfelds Lat. dichtern des mittelalters s. 487, ich muss aber bezweifeln, ob er nachgeschlagen wurde, denn ich finde nur JAMarquier Die sagen am Bodensee, Konstanz 1889, in Pauls Grundriss ²II 1232 erwähnt. — Für des Bayern Erbo wisentjagd wird s. 97 auf Eckehard von Aura MG. SS. VI 65 verwiesen. die gleiche seitenzahl geben Kögel Ltg. I 2, 240, Grundriss² 132 und Ehrismann s. 93 an die nachricht steht aber nicht in der partie des Frutolf von Michelsberg, sondern in Eckehards eigenem werk, MG. SS. VI 225, 4. 6. — Uebereinstimmend mit Kögel Ltg. I 2, 86, der Schilters Epinikion s. 7. 8 misverstanden hatte, heifst es s. 183, die hs. des Ludwigsliedes sei schon vor 1693 aus SAmand verschwunden; indessen konnte Zacher Zs. f. d. phil. 3, 308 auf grund von Mangearts Catalogue berichten, dass der codex erst 1791 von SAmand nach Valenciennes verbracht sei. — Hench s. XXIV wird s. 214 nachgesprochen, der schreiber der Fragmenta theotisca habe sich einer doppelten vorlage bedient, für Isidor einer bajuvarisierten, für Matthaeus und die homilien einer rheinfränkischen: vgl. dagegen meine bemerkungen DLZ. 1891, 497f. auch Henchs s. 213 widerholte behauptung, Isidor habe den schluss der

Fragmenta gebildet, lehnten bereits MSD. II³ 346 ab. — Die signatur der einen hs. des Priestereides s. 233 ist Kelles Ltg. I 132 entnommen, der aus der zweiten auflage von MSD geschöpft hatte. — Auffallen muss auch, dass die s. 235 den fehler *Notker Teutonicus Domino fratri amico* statt *a m i c u s* mit Ehrismann s. 408 teilt. — Ueber den bereich der landläufigen germanistischen hilfsmittel erheben sich die litteraturnachweise des buches kaum je: sonst hätte beim modus Liebinc s. 95. 98 erwähnt werden müssen, dass sein text noch in einer dritten hs., dem römischen Pal. 1710 erhalten sei (WMeyer Carmina Burana 175), und wäre wegen des ursprünglichen inhalts dieses modus auf Uhlirz ausführungen in den Jahrbüchern Ottos II s. 271 zu verweisen gewesen. statt der bisherigen, aber s. 227 verdruckten signatur der Tepler hs. des SEmmeramer gebets hätte die jetzige bezeichnung (b 9) mitgeteilt werden können: s. Beiträge zur geschichte des stifts Tepl (1917) 2. teil s. 83.

Unter den sehr zahlreichen druckfehlern befinden sich manche sinnlose: s. 61 'jahrzehnt' statt 'jahrhundert', s. 99 'behauptung' statt 'behandlung', s. 161 'im 8. bande' von Tritheims Catalogus statt 'auf dem 8. blatte', s. 219 'vgl. Haupt Zfdph 1, 563 ff' statt 'Mafsmann Ztda. 1, 563 ff'; spafshaft wirkt s. 108 'wie man es anzufangen hat, um aus dem horn des luchses edelsteine zu gewinnen', vgl. Ruodlieb V 101. aus allen diesen proben nachlässiger redaction ergibt sich wol, dass das buch nur mit äufserster vorsicht und niemals ohne genaueste nachprüfung benutzt werden darf.

Erlangen, januar 1921. **E. von Steinmeyer.**

D i e B a m b e r g e r A p o k a l y p s e, eine Reichenauer bilderhandschrift vom jahre 1000 von **Heinrich Wölfflin.** zweite vermehrte auflage mit 62 lichtdrucken und 2 farbigen tafeln. Kurt Wolff, München 1921. — geb. 160 m.

Die von Heinrich II dem Bamberger collegiatstift zu SStephan geschenkte Apokalypse ist von Heinrich Wölfflin 1918 zum erstenmal veröffentlicht worden. wenn das damals 'auf kosten der bayr. Akad. d. wissensch. gedruckte' werk heute in etwas erweiterter form im verlage Kurt Wolff neu erscheint, so wird damit vor allem dem wunsche genüge getan, diese einzigartige mittelalterliche bilderhandschrift — sie bildet ein sehr wichtiges glied in der von Reichenau ausgehnden sogenannten Liuthargruppe — einer gröfseren allgemeinheit zugänglich zu machen. damals zeichnete W. nur als herausgeber. es darf als symptomatischer unterschied angesehen werden, dass sein name jetzt an erster stelle als autor des — rein äufserlich schon durch gröfsere type und sehr schönes satzbild hervorgehobenen — textes erscheint. dieser, mit dessen grundsätzlicher bedeutung für die

neuere kunstgeschichtsschreibung ich mich gelegentlich der ersten auflage an andrer stelle ausführlich befasst habe (Kunstchronik nf. 30 [1918], 208 ff), erscheint zur hauptsache unverändert. er gibt nach kurzer darlegung der äufseren geschichtlichen situation eine prachtvoll klare und eindringlich überzeugende einführung in den künstlerischen stil dieser bilder, der ja in mancher beziehung sich mit dem kunstwollen der gegenwart berührt, um sich dann einer rein optisch eingestellten formalanalyse der einzelnen abbildungen zuzuwenden. bis hierher wäre über die neue auflage nichts wesentlich neues zu berichten, es sei denn dass der berichterstatter die erheblich bessere qualität der abbildungen, namentlich der farbigen, dankbar festzustellen die pflicht hätte.

Das neue und eigentlich bedeutsame bringen aber die letzten seiten des textes.

Aus der ersten auflage hatte der autor alle im engeren sinne fachwissenschaftlichen fragen ferngehalten, um sie, gesondert von der populären ausgabe, in der lediglich die künstlerische anschauung das wort behalten sollte, in den schriften der akademie zu behandeln. gerade durch solche concentration auf die bildform war der vorteil gewonnen worden, das reine stilphänomen, losgelöst von allen philologischen und paläographischen einzelerwägungen, so herauszuschälen, dass es sich mit voller deutlichkeit als teil eines gröfseren entwicklungsablaufs zeigte, dessen weitere, vor- wie rückwärts gelegene puncte noch näher zu bezeichnen waren, um sodann zur chronologischen festlegung der einzelnen etappen gelangen zu können. W. hat diese consequenzen seinerzeit mehr angedeutet als ausgeführt. indem er heute zu präciserer argumentation übergeht, leistet er nicht nur der kunstgeschichtlichen erkenntnis einen sehr bedeutenden dienst, denn die woltätigen folgen werden sich zweifellos bald auch auf den andern forschungsgebieten, die sich mit den in rede stehnden handschriften zu beschäftigen haben, zeigen.

Um es kurz zu sagen: das wesentlichste verdienst des neuen textes besteht in dem stilkritischen nachweis für die richtigkeit der schon in erster auflage als resultat mitgeteilten datierung der Bamberger Apokalypse; einer datierung die genauer ist als man sie bisher zu geben vermochte, und die obendrein durch die eigentümliche kraft ihrer rein kunsthistorischen methode überzeugt.

W. zieht das (zuletzt von Leidinger veröffentlichte) Bamberger Perikopenbuch Heinrichs II, das bekanntlich vor 1014 entstanden sein muss, heran, bezeichnet es als werk unseres Apokalypsenmeisters und weist mit zwingenden gründen nach, dass sich von der Apokalypse zu den Perikopen eine entwicklung zur vereinfachung und klärung der optischen bildelemente vollzogen hat, etwa so wie bei den werken des römischen Raffael gegenüber denen des peruginischen. (W. wendet diese analogie zwar nicht an, sie macht aber den von ihm nach-

gewiesenen sachverhalt deutlich.) da die Apokalypse nun nach 1007 entstanden sein muss, wird sie durch ihr stilverhältnis zu dem noch vor 1014 vollendeten Perikopenbuch in die letzten jahre des ersten jahrzehnts zu setzen sein.

Schade dass W. seine vergleichung, die er durch bildparallelen aus dem Perikopenbuch stützt, nicht auch nach rückwärts auf das in chronologischer hinsicht noch immer für problematisch gehaltene sogenannte Evangeliar Ottos III (München cim. 58) ausgedehnt hat, das derselben schule, wenn auch einer andern hand, angehört. denn hier liegen die voraussetzungen für die Apokalypse im gleichen maſse, wie in dieser die voraussetzungen für das Perikopenbuch liegen. aber auch ohne ausdrücklichen hinweis wird es sich aus W.s darlegungen mit voller klarheit folgern lassen, dass das genannte Evangeliar vor 1002 entstanden ist, also nicht (wie eine kleine zahl von forschern meint) mit Heinrich II, sondern nur (wie das die grofsere anzahl schon eingesehen hat) mit Otto III in verbindung gebracht werden kann.

Göttingen. **Oskar Hagen.**

Deutscher und antiker vers. Der falsche spondeus und angrenzende fragen. von **Andreas Heusler.** [Quellen und forschungen 123 heft.] Strafsburg, JTrübner 1917. 185 ss. 6,50 m.

Der gedankengang dieses trefflichen buches ist von Jellinek in der DLZ. 1919, sp. 123 ff in ausgezeichneter weise dargelegt worden, sodass ich den leser nur kurz darauf zu verweisen brauche und damit raum gewinne, auf einige grundlegende fragen näher einzugehn.

Zweck des buches ist nicht die darlegung des unterschiedes zwischen deutschem und antikem versbau, wie der leser des haupttitels leicht glauben könnte, sondern den angelpunct bildet die frage: wie können wir in deutscher sprache antike versmaſse nachbilden? diese frage hat nach H. seit dem 16 jh. drei verschiedene antworten erfahren. 1. man setzte deutsche lange und kurze silben (ohne rücksicht auf die betonung) an stelle der antiken langen und kurzen, wobei man die dauer der silben nach den lateinischen regeln bestimmte; 2. man liefs den deutschen vers wie den antiken auf dem wechsel von langen und kurzen silben beruhen, als lang aber galten die betonten, als kurz die unbetonten silben; dies ist die vorherschende ansicht im 17 und 18 jh.; 3. an stelle der antiken länge setzen wir eine betonte silbe, an stelle der kürze eine unbetonte. seit Opitz bekannt, ist diese anschauung erst im 19 jh. herschend geworden. die 4. antwort gibt H. selbst: 'antike verse bilden wir dadurch nach, dass wir für ihre hebungssilben, gleichviel ob lang oder kurz, gehobene, also hebungsfähige silben setzen und für ihre senkungs-

silben, gleichviel ob kurz oder lang, gesenkte, also senkungsfähige silben'.

Es ist die gedankenklare bekämpfung der landläufigen ansichten, dass 'der deutschen hebung silbenlänge, der senkung silbenkürze zukäme und dass der antiken länge die deutsche tonstarke silbe entspräche', worin das grofse verdienst der ersten abschnitte des buches ligt. eingehnder hätte ich die frage der silbendauer dargelegt gewünscht, weil dem in den überkommenen anschauungen befangenen leser die einsicht darüber nicht leicht fallt. H. verweist gelegentlich (s. 8) auf Christ, der 1746 lehrte: das deutsche habe fast nur längen und könne darum antike versfüfse nur sehr beschränkt nachbilden; und stellt dazu in gegensatz Kobilinski, der 1912 erklärt: das deutsche habe im grunde nur kürzen und könne deshalb den wechsel von — und ◡ nicht widergeben. die zeitspanne brauchte nicht so grofs gewählt zu werden, auch im 19 jh. vertreten metriker (zb. Heinrich Schmidt Leitfaden der rhythmik und metrik s. 5) die ansicht, 'dass fast alle deutschen silben als lang zu betrachten' seien. aber auch so wird man zustimmen, dass vor 150 jahren die dinge nicht anders lagen als heute. doch die lösung des widerspruches die H. gibt: 'dass man alle nhd. silben als 'kürzen' sprechen' kann, dass aber 'die mehrzahl der deutschen silben ... der dehnung zugänglich sind', namentlich die betonten, scheint mir nicht ganz das richtige zu treffen. dass die deutschen silben unter dem ton gedehnt werden können — was übrigens auch fur die gemeinhin unbetonten silben gilt, wenn sie unter besonderen verhältnissen den ton erhalten —, ist zweifellos richtig. aber wenn H. seine ansicht zu dem satze formt: 'die betonten silben des deutschen fordern nicht mehr dauer als die unbetonten, so in der prosa, so auch im vers', scheint es mir, dass er sich mit den tatsachen in widerspruch setzt. wol gilt Rudolf Westphals satz (Theorie der nhd. metrik s. 11), dass im deutschen die schwächer betonten silben eines zweisilbigen verstactes gleich lang wie die stärker betonten sind, aber eben nur in der gebundenen rede. in der natürlichen sprechweise jedoch können die betonten und die unbetonten silben von sehr verschiedener dauer sein.

Zunächst, wie ist der satz zu verstehn, dass in der prosa die betonten silben nicht mehr dauer erfordern als die unbetonten? heifst das, dass alle silben des deutschen gleich lang sind, also in *kleine klei-* nicht mehr zeit erfordert als *-ne*, in *besprachst be-* nicht weniger als *-sprachst*? dann ist er sicher unrichtig. oder heifst dies nur, dass dieselben silben, wenn betont, nicht langer sind, als wenn unbetont, dass also die dauer nicht vom ton abhangt, *sprachst* allein ebenso viel zeit erfordert als die unbetonte silbe in *ansprachst*, was annähernd stimmt? aber dem zusammenhange nach ist wol gemeint, dass jede beliebige betonte silbe nicht mehr zeit erfordert als irgendeine unbetonte.

Demgegenüber muss doch festgestellt werden, dass die nhd. sprache lange und kurze silben hat: *sprachst*, *Strumpf* sind zweifellos lang, die endsilbe *-e* im dativ *knie* sicher kurz. zwischen beiden extremen gibt es zahlreiche zwischenstufen, und ob man das etwa in der mitte stehnde *ach* dann als lang oder kurz oder halblang bezeichnet, ist sache der übereinkunft; denn es ist natürlich willkür, bis zu wieviel tausendstel secunden man die silbe als lang, von wo an als kurz bezeichnet. wenn im latein *mutatus* drei lange silben vorstellt, so glaub ich nicht, dass wir grund zur annahme haben, dass nhd. *See* tatsächlich merkbar weniger zeit zur aussprache in anspruch nimmt als *mū-* im munde des Römers. da aber, seit mhd. *vogel* > nhd. *Vogel*, *hamer* > *Hammer* geworden ist, tonsilben wie lat. *no-rus* in unserer schriftsprache nicht mehr vorhanden sind, kann der satz nicht als unsinnig bezeichnet werden, dass im deutschen die betonten silben durchweg lang sind (woraus nicht folgt, dass die unbetonten alle kurz sind). da wir zur aussprache der silbe *klei-* mehr zeit benötigen als für *-ne*, kann mit recht *klei-* lang, *-ne* kurz genannt werden. es könnte natürlich jemand auch silben von der zeitdauer von *sprachst* noch kurz nennen (und umsomehr alle kürzeren) und nur emphatisch überdehnte silbe als lang bezeichnen. aber in hinblick auf den festgelegten brauch für antike sprachen empfiehlt sich das eben nicht.

In der natürlichen rede, der prosa, sind also die silben von sehr ungleicher zeitdauer, und die tonlosen erfordern in der regel weniger dauer als die betonten. anders in der 'gebundenen' rede: die germanischen sprachen haben die fähigkeit, allen silben gleiche zeitdauer zuweisen zu können[1]. auch im griechischen und lateinischen war die zeitdauer der silben gewis nicht weniger mannigfaltig als im deutschen. aber im verse zerfielen sie nur in zwei gruppen, lange und kurze, wobei diesen eine, jenen zwei zeiteinheiten zukamen. die silben werden in den rahmen des tactes eingefügt: dabei werden sie zu zweimorigen und einmorigen stilisiert. eine derartige scheidung der silben ist dem deutschen fremd. in unserem verse spielt die dauer keine grundlegende rolle: sein rhythmus baut sich nicht auf dauerverschiedenen, sondern auf nachdruckverschiedenen elementen auf. daher werden die silben zu zeitlich (annähernd) gleichen elementen stilisiert. der berüchtigte daktylus *Holzklotzpflock* ist ebenso ein tact oder versfuls wie etwa *edele*. darum ist aber m.e. die 'quantität' keineswegs belanglos für den deutschen vers. der gesamteindruck der zeile ist sehr verschieden, ob die senkungen mit schweren silben (lang und nebentonig) oder leichten (kurzen unbetonten) gefüllt sind: zb.

[1] wenn die unbetonte silbe zu schwach ist, eine solche ausdehnung auf das vom tacte erforderte zeitmals zu ertragen, tritt m.e. dahinter eine kleine pause ein

Des Meerstroms Wut kam; fühllos flohn

oder

Prinz Eugen der edle Ritter,

obgleich beide zeilen, vom auftact abgesehen, gleiche versfüfse haben der vers hat ferner die fähigkeit, betonte silben zu dehnen und unbetonte zu kürzen, sodass eine silbe die zeitdauer von zwei (auch drei) tactteilen erhalt, anderseits zwei (auch mehr) silben auf einen tactteil fallen; dies ist der fall in *án die dreimalhunderttáusend Männ,* jenes in *káum einen Háuch.* auch ist die stilisierung nicht immer gleichförmig. die tonsilbe kann das doppelte mafs der unbetonten erhalten (H. s. 10). der deutsche daktylus bewegt sich zwischen ♪♪♪ und ♪.♬♪, wie H. s. 36 sehr richtig ausführt. die künstlicheren versmafse, die den antiken odenstrophen vergleichbar sind, können von der verschiedenen dauer, die sie den silben geben, einen sehr würksamen gebrauch machen. u.dgl.m.

Ich kann auch der verdammung des × als zeichen der normalsilbe bei Kobilinski wie bei H. nicht zustimmen; *kaum einen Hauch* ist treffend mit ‚ ×́ × ‚́ 𝄾 widergegeben. die notenschrift gibt nur zeit-, nicht nachdruckverhältnisse an; zb. monopodischer und dipodischer gang ist in ihr nicht zum ausdruck zu bringen. wir brauchten zeichen, die silbenstärke anzugeben, mindestens in drei abstufungen: sie sind noch zu schaffen.

Adelung hat seinerzeit die lehre von der silbendauer — damals zum wohle der sache — aus der grammatik hinausgewiesen; Kobilinski müste sie folgerichtig aus der metrik streichen. aber sie sowol wie die lehre vom accent und von der tonhöhe gehören meiner überzeugung nach in die grammatik und in die metrik.

Wenden wir uns nun zur formulierung der vierten antwort. H. bekämpft die auffassung, dass man der länge eine betonte silbe, der kürze eine unbetonte gegenüberstellte, weil so verschiedene akustische gröfsen wie schalldauer und schallstärke unmöglich gegenwerte sind. im hexameter trug die länge den versictus, und darum müssen wir, meint H., der länge eine ictussilbe gegenüberstellen: 'nachdruck = nachdruck' mir scheint dabei ein wichtiger umstand übersehen. der nachdruck der antiken länge (ictus) ist dem nachdruck der deutschen tonsilbe nicht minder unvergleichbar. der rhythmus baut sich auf der länge, der stärke, der höhe des schalles auf. sowol ♪♪♪♪♪♪ als auch ♪♪♪♪♪♪ und nicht minder ♪♪♪♪♪♪ stellen rhythmus dar.[1] der antike vers beruht auf dem wechsel von langen und

[1] H. sagt s. 177: 'jedes messen innerhalb der bewegungskünste

kurzen silben; der nachdruck der ictussilbe spielt dabei nur eine consecutive rolle, ebenso die tonhöhe. im deutschen beruht der rhythmus auf stark—schwach, tondauer und tonhöhe haben hier die consecutive stellung. der gute tactteil ist aber nicht nur durch den ictus ausgezeichnet, sondern in viel wesentlicherem mafse durch die überlegenheit der silbe, nämlich der länge über der kürze, der tonstarken über der schwachen silbe. die überlegene silbe hat den ictus, sonst wird der rhythmus zerstört. wir setzen an stelle der überlegenen silbe des hexameters, der länge, die überlegene silbe des deutschen verses, die tonstarke silbe. darum hat es durchaus guten sinn zu sagen: wir ersetzen die länge durch tonstärke. (über den scheinbar widersprechenden spondeus später.)

Wenn wir im deutschen versmafse nachahmen, die in ihrer ursprungssprache nicht accentuierend sind, so kann es sich nicht um 'nachbildung' im engeren sinne handeln, wie wir etwa eine antike marmorstatue in bronce nachbilden, wo zwar der stoff verschieden ist, aber sonst völlige gleichheit erstrebt wird, sondern es handelt sich nur um einen ersatz. dieser ersatz kann dem vorbild näher oder ferner stehn, kann besser oder schlechter sein, nie ihm im wesen gleichkommen. wenn einer — man gestatte mir das banale beispiel — kaffee nachahmt, so schafft er einen ersatz; und da kann es geschehen, dass der bessere (wolschmeckendere, nahrhaftere usw.) dem kaffeegeschmack weniger nahekommt wie der schlechtere. so setzen wir tonstärke nicht gleich tondauer, was ein unsinn ist, sondern ersetzen die dauer durch die intensität, wie wir die fremde kaffeebohne durch das heimische korn ersetzen. der antike trochäus ist zeitlich 2 : 1; der deutsche dynamisch (annähernd) 2 : 1; an die stelle der langen **silbe tritt die tonstarke**[1]. **der wortlaut der H.schen** formel: 'wir setzen für die hebungssilben der antiken verse deutsche hebungsfähige silben', bleibt unangefochten bestehn.

Gegen den grundsatz, dass an stelle der länge die tonstarke silbe, an stelle der kürze die tonschwache silbe zu setzen sei, werden auch der spondeus (– –), der tribrachys (∪́ ∪ ∪), der proceleusmaticus (∪ ∪ ∪́ ∪) udgl. ins feld geführt. wer sie nachbildet, müsse im trybrachis an stelle der 1. kürze eine betonte silbe setzen und im spondeus an stelle der 2 länge eine un-

zeit nach der zeit; bloss nach dem ton gibt es kein mafs und keinen rhythmus'. gewis, jede bewegung geschieht in der zeit, aber der rhythmus beruht auf dem wechsel verschiedenartiger elemente und entsteht nach dem ton, wenn die elemente von verschiedener stärke, aber gleicher zeitdauer sind.

[1] H. meint s. 26, dass, wenn es irgendwo ictenlose metren gäbe, die Germanen sie nicht widerzugeben vermögen, und dass es sich kaum begründen liefse, just unsere tonsilben für die fremden längen zu setzen. doch! die silbenüberlegenheit nötigt uns, die starktonige silbe für die länge und die schwache für die kürze einzusetzen.

betonte. dieser einwand scheint mir nicht grundsätzlicher art. tribrachys, proceleusmaticus entstehn durch auflösung der länge in zwei kurzen, dh. durch ersatz der zweimorigen silbe durch zwei einmorige. im deutschen aber ist die ersetzung einer starktonigen silbe durch zwei schwachtonige undenkbar und daher eine nachbildung ganz ausgeschlossen. nach H.s regel fallen im deutschen tribrachys und daktylus, anderseits amphibrachys, spondeus und trochäus zusammen; der unterschied ist höchstens dadurch gekennzeichnet, dass der tribrachys ein dreiteiliger tact in einer trochäischen reihe, der spondeus ein zweisilbiger in einem verse von dreiteiligem tacte ist. im antiken verse aber sind die füfse an sich sehr verschieden; die rhythmische figur, die den tribrachys ♪♪♪ im trochäischen verse ♩♪ bildet, wird keineswegs erreicht, wenn man im zweiteiligen tacte ♪♪ eine triole ♩♩♩ eintreten lässt; vor allem aber ist das wesen dieser nur aus gleichmorigen silben bestehnden füfse keineswegs getroffen.

Spondeus und tribrachys spielen im antiken verse eine ganz andere rolle. solange der hexameter singvers war, kannte er keine spondeen. denn der spondeus (und entsprechend der tribrachys) ist a u f h e b u n g d e s r h y t h m u s. erst im sprechvers wurde er geduldet, weil die aufeinanderfolge zweier langen silben eben in der sprache war und vom dichter auf die dauer nur mühselig hatte gemieden werden können; die überzahl der daktylen hielt den rhythmus aufrecht. es ist umstritten, ob der antike vers icten kannte. ich leugne sie nicht, aber kein zweifel kann bestehn, dass sie nicht genügten, dem griechischen ohr rhythmus zu erzeugen. kein antikes gedicht besteht nur aus spondeen oder tribrachen; der vers hörte dann eben auf, vers zu sein. ein alleinstehnder hexameter aus 6 spondeen wäre dem Griechen wie 12 uhr-schlagen gewesen: eine reihenfolge langer töne, aber ohne rhythmus. im 5. fufs ist der spondeus nicht am platze, weil gegen ende der vers besonders empfindlich ist. diese allgemeine tatsache wird nicht geändert, wenn die dichter aus stümperei oder aus künstlerischen gründen versus spondiacos bauen oder gelegentlich 5, ja 6 [1] spondeen zu einem verse vereinen, wie etwa Wolfram 4 beschwerte hebungen einander folgen lässt. wie im verse die mehrzahl der daktylen den rhythmus aufrecht erhält, so bestimmen im gedichte die vorangehnden und folgenden verse den rhythmischen gang der nicht rhythmisch gegliederten zwischenzeile. wenn wir das wesen des spondeus widergeben wollen und nicht blofs seine nebeneigenschaften, dass er einen versictus hat und aus zwei silben besteht, wenn wir seine constitutiven und nicht blofs seine consecutiven eigenschaften

[1] die Ilias zählt bekanntlich ganze drei solcher verse.

zu erfassen wünschen, dann müssen wir, wie die Griechen silben von gleicher dauer, so silben von gleicher stärke zusammenstellen, welche den rhythmus des verses unterbrechen. damit nähern wir uns den ansichten die Baesecke und Kauffmann (bei H. s. 27) ausgesprochen haben. kein hindernis bestände, aus deutschen tribrachen oder spondeen, die nach der vierten antwort gebildet sind, ganze gedichte zu verfassen; das zeigt, dass sie nicht dem antiken vorbild entsprechen.

Die nachahmung antiker verse beschränkt sich nach H.s formel darauf, dass der nachgebildete antike und der nachbildende deutsche vers die stellung der icten und die zahl der silben gemeinsam haben. wir erhalten dadurch einen praktisch durchaus brauchbaren ersatz. aber es fragt sich, ob wir dem griechischen vorbilde nicht doch näher kommen können. zunächst ist es auch möglich, antike dauerverhältnisse nachzuahmen (und manchmal notwendig), was in der vierten antwort nicht zum ausdruck kommt. von bedeutung ist dies allerdings nur für die odenverse; denn wenn auch dem dreiteiligen tact des deutschen hexameters, wie H. hervorhebt, durch ein grösseres mass von stilisierung das zeitverhältnis 2 : 1 : 1 gegeben werden kann (wodurch das antike — ◡◡ erreicht wird), für den würklichen vortrag kommt das kaum in betracht. mir scheint auch der übliche deutsche tact ♪ ♪ ♪ den völlig entsprechenden ersatz für den antiken zu bieten, indem die überlegenheit der ersten silbe, die durch die dauer im antiken vers gegeben ist, bei uns durch die stärke erreicht wird. wenn sich die dichter gegen die sog. schweren daktylen (mit nebentonigen silben in der senkung) sträubten, so waren ihre quantitätsbedenken wol nicht begründet; darin stimme ich H. vollkommen zu. aber sie folgten in ihrer abneigung einem richtigen empfinden, weil ein stärkerer stilisierungszwang nötig ist, um die überlegenheit der hebung zum ausdruck zu bringen.

Wie gibt man nun den spondeus im deutschen hexameter wider, wenn man dem antiken vorbilde am nächsten kommen will? diese sorge hat die dichter von Klopstock bis Hamerling am meisten geplagt; die untersuchungen des vf.s, wie sich der Messiasdichter, wie sich Voss, Goethe, Platen uaa. zu dieser frage stellten, bilden einen hauptteil des buches, der ebenso wertvoll in seinen ergebnissen wie musterhaft und glänzend in der darstellung ist.

H. lehrt, der spondeus wird im deutschen hexameter dadurch zum ausdruck gebracht, dass der zweiteilige tact hier nicht 1 : 1, sondern 2 : 1, also tatsächlich 'lang—kurz' gemessen wird. während eine alternierende folge (wie der griech. trochäus) durch ♪ ♪ (also tatsächlich durch einen spondeus oder pyrrhichius, was bei H. auf dasselbe hinausläuft) im deutschen

widergegeben wird, ist der zweisilbige tact (der griech. spondeus) im deutschen hexameter dreitactig: ♩ ♪ (also tatsächlich ein trochaus)[1]. es fällt sodann jeder grund weg, in die senkung eine sprachlich irgendwie gewichtige silbe zu setzen. die bemühungen der deutschen dichter, auf solchem wege den spondeus nachzubilden, waren daher teils unnötig, teils geradezu falsch.

Wenn die dichter dem spondeus dadurch näher zu kommen trachteten, dass sie in der senkung nur eine 'lange' silbe zuliefsen, so änderten sie dadurch metrisch nichts. aber man muss ihnen gegen H. doch zugestehn, dass sie damit äufserlich eine gewisse annäherung an das vorbild erzielten, indem sie eine silbe verwendeten, die von haus aus (und nicht erst durch metrische stilisierung) der tonsilbe an zeit (annähernd) gleich war, wie dies dem alten spondeus zukam. aber dieser äufserliche gewinn steht gewis in gar keinem verhältnis zu den opfern die er dem dichter auferlegt, zu der ungebührlichen beschränkung in der wortwahl und den sprachschäden (unnatürliche wortstellung, zerdehnung usw.) die er leicht im gefolge hat. welche weitere annäherungsmöglichkeit an den spondeus darin gelegen ist, darüber später.

Man bemühte sich aber auch, das antike vorbild des zweisilbigen tactes zu erreichen, indem man zwei starktonige silben zusammenspannte. H. nennt dies den falschen spondeus und verwirft sowol den gleichgewogenen (zwei silben von gleichem tongewicht) als auch den umgedrehten oder (nach Voss) geschleiften (die zweite silbe tonstärker). hier darf man m.e. doch nicht verkennen, dass ein richtiger gedanke zugrunde lag.

Wenn im quantitierenden verse der rhythmus auf dem wechsel von langen und kurzen silben beruht, im accentuierenden auf dem von stark- und schwachtonigen, so müssen bei der umsetzung des verses, wo dort zwei längen einen fufs bilden, hier zwei tonstarke silben eintreten, damit das silbenverhältnis 2 : 2 (dort zeitlich, hier dynamisch) gewahrt bleibt. die beiden hälften des antiken spondeus sind gleichwertig vom standpunct des antiken rhythmischen princips, so muss auch sein ersatz gleichwertige hälften nach dem deutschen rhythmischen princip haben. man wird aber H. unbedingt zustimmen, dass jeder sprachwidrige ersatz unzulässig ist. ein umgedrehter spondeus wie *dén Stúrmwind* ist gewis zu verwerfen; ein gleichgewogener

[1] Ich habe nicht die empfindung, dass wir im hexameter die erste silbe eines zweisilbigen tactes tatsächlich immer oder auch nur in der regel doppelt so lang wie die zweite sprechen. das ist sicher der fall, wenn der satzton die silbe dehnt:
Hab ich den Markt und die Strafsen doch n i e so einsam gesehen.
sonst scheint mir an der verlängerung auch die unbetonte silbe teilzuhaben oder eine pause einzutreten. (ein beispiel für letzteren fall: *Warst du, mein Auge, dunkel geblieben! Aber sie wird stets . . .)*

am versschluss (... *so ward vollendet des Zeus Rat*) ist unerträglich, weil er den rhythmus am versschluss aufhebt, wo wir besonders empfindlich sind[1]. aber sonst kommt alles auf den vortrag an, um den spondeus zu retten. die zeile

Hab' ich den Markt und die Strafsen doch nie so einsam gesehen

kann im 4. fufs (*nie so*) sehr wol als echter trochäus ♪♪ gelesen werden (was nach H. die richtige widergabe des spondeus im deutschen ist). man könnte aber auch *nie* und *so* mit gleicher tonstärke versehen. dann entsteht die gefahr, dass man die silben überdehnt (♩. ♩). jede silbe nimmt dann die länge eines tactes ein und der vers wird zerrissen. solche 'gleichgewogenen' spondeen sind unzulässig. man kann aber auch noch eine dritte art des vortrages wählen, nämlich beide silben im selben zeitausmafse wie den dreiteiligen tact ♪♪♪ sowol mit gleicher dauer als auch mit gleicher tonstärke sprechen: *nie so* = ♪♪. auch fälle wie: *brausender stürzt Meerflut im Orkan* ♪♪♪ ♪♪ ♪♪♪♪ sind so zu lesen. das ist nichts anderes als schwebende betonung und bedeutet eine aufhebung des rhythmus im betreffenden versfufs. diese lesung lässt sich aber bei allen 'spondeen' durchführen, wo eine lange (nebentonige) silbe in der senkung steht: nicht *Schönheit* oder *leben*, wol aber *Schönheit*, *leblos* können so gelesen werden. was den dichtern eine gewisse berechtigung gibt, die senkung des **zweisilbigen hexametertactes 'lang' zu füllen.** die unterbrechung der rhythmischen bewegung haben wir oben auch für den antiken spondeus als ein wesentliches merkmal festgestellt; daraus ergibt sich, dass solche fülse nicht im 5. fulse und nicht zu häufig gebraucht werden dürfen, aufser der dichter **verfolgt bestimmte künstlerische absichten.**

Diese art der behandlung des fufses scheint mir dem antiken vorbilde am nächsten zu kommen. ob das ergebnis immer schön ist, das ist eine andere frage. schwebende betonung ist im deutschen verse, aufser gegen schluss, zweifellos zulässig. aber sie darf nicht zu häufig angewendet werden. ich führte oben aus, dass der dem vorbilde am nächsten kommende ersatz nicht immer der beste ist. im deutschen wirken 6 dreiteilige tacte (daktylen) klappernd, und wir tun gut daran, sie mit zweiteiligen des öfteren zu mischen. wie im antiken verse die sprache den tribrachys und den spondeus erforderte, so nötigt auch uns die

[1] es ist auch metrisch unrichtig, den katalektischen ausgang mit langer silbe einem spondeus gleichzusetzen. die syllaba anceps ist im accentuierenden versmafs nicht nachbildbar.

sprache, wenn wir ihr nicht zwang antun wollen, in der langen reihe den zweisilbigen tact (trochäus) zuzulassen. praktisch und gut für den deutschen hexameter ist allein: 6 füfse mit zweisilbiger, manchmal einsilbiger senkung, ohne sehnsucht nach 'sponda'. darin stimm ich H. vollständig zu. aber wir müssen uns klar sein, dass dies ein unvollkommener ersatz ist. das streben der dichter nach genauerem ersatz des spondeus war nicht grundsätzlich falsch; eine gröfsere annäherung an das antike vorbild ist möglich, wenn auch nicht empfehlenswert.

Was die schätzung des hexameters betrifft, sagt H. darüber sehr beherzigenswerte worte. er lässt ihn als guten deutschen vers gelten (wenn die falschen spondeen, die bröckligen schlüsse, die schwächlichen hebungen daraus verschwinden). in solcher wertschätzung kann ich ihm allerdings nicht zustimmen. der deutsche hexameter bleibt ein künstliches gebilde, das unserer sprache eine zwangsstilisierung auferlegt. Platen hat gegen die natürliche betonung gesündigt, zweifellos weil durch die gewohnheit sein sprachgefühl in dieser hinsicht abgestumpft war. gewöhnung aber macht in sprachlichen dingen aufserordentlich viel. ich fürchte, nur die anpassung des ohres seit der schulzeit im humanistischen gymnasium und die beschäftigung mit unserer classischen dichtung hindern uns, die wesensfremdheit des hexameters (trotz aller anpassung) immer voll zu empfinden. für übersetzungen bleibe er in geltung; sonst aber scheint er mir mit recht dem aussterben nahe.

Dass die behandlung des hexameters und der damit zusammenhängenden grundfragen den gröfseren teil des buches ausfüllen, ist begreiflich. die schlussabschnitte beschäftigen sich mit den odenversen, wo als ziel der nachbildung die abstracten rhythmen, die rhythmischen figuren hingestellt werden und der nachweis zu erbringen gesucht wird, dass sie im grunde kein anderes formgefühl voraussetzen als unsere ungelehrten mafse: sie verstofsen nicht gegen den deutschen versbau, wenn die irrtümer der classicisten fernbleiben.

H.s buch ist für die neuhochdeutsche verslehre von bleibender bedeutung. die ausgezeichnete führung der untersuchung, die schärfe der aufdeckung eingewurzelter irrtümer, die glänzende sprachliche behandlung des spröden stoffes sind für eine metrische arbeit vorbildlich. über die absolute richtigkeit dieser oder jener folgerung werden die meinungen geteilt bleiben. bei dem heutigen stand der metrik ist es schwierig, einer metrischen auffassung immer gerecht zu werden; es lässt sich hier mit worten trefflich streiten. so wollen meine obigen ausführungen auch nicht als glatte widerlegung der ansichten des vf.s gelten, sondern als ausdruck der widersprüche, die sich in mir beim lesen seines buches, dem ich wichtige anregungen verdanke, erhoben haben.

es ist ohne zweifel ein ausgezeichnetes buch, das eine wertvolle bereicherung unseres metrischen wissens bedeutet.

Reichenberg (Deutschböhmen), nov. 1920. **Erich Gierach.**

Das Marienleben des Schweizers Wernher aus der Heidelberger handschrift herausgegeben von **Max Päpke**, zu ende geführt von **Arthur Hübner**. mit einer tafel in lichtdruck (Deutsche texte des mittelalters herausgegeben von der Preußsischen academie der wissenschaften. bd. XXVII). Berlin, Weidmann 1920. XVIII u. 286 ss. 8°.

Max Päpke, dessen durch verwundung und anstrengungen im kriege herbeigeführter tod (16. febr. 1918) berechtigten hoffnungen vorzeitig ein ziel setzte, hatte schon 1913 als heft 81 der Palaestra über das bisher wenig beachtete Marienleben des Schweizers Wernher eine gründliche untersuchung vorgelegt, in der er dieses nur in einer Heidelberger hs. vom j. 1382 erhaltene reimwerk in seinem verhältnis zur vorlage sowie nach seite der sprache und metrik sorgfältig und aufschlussreich behandelte. dabei sah er sich genötigt, zunächst unsere kenntnisse über die quelle, die abgesehen von den bekannten selbständigen bearbeitungen auch in beziehung zu Konrads vFußesbrunnen Kindheit Jesu, dem Grazer Marienleben und Heinrichs vNeustadt Von Gottes zuokunft steht, zu ergänzen und zu vervollständigen. denn es zeigte sich, dass Rückerts excerpte in bruder Philipps Marienleben [1] und Vögtlins ausgabe der Vita beate virginis Marie et salvatoris rhythmica auf unzureichendem material beruhen, die lesarten der benutzten hss. oft ungenau und unzuverlässig widergegeben haben. ein wesentlich reicheres material, das P. heranzieht, lässt verschiedene recensionen der Vita rhythmica erkennen: der gruppe Z*, die namentlich durch den clm. 14538 vertreten wird, schließsen sich Wernher und Walther vRheinau, wahrscheinlich auch br. Philipp an. daneben aber schöpften Wernher und br. Philipp (jedoch nicht Walther vRheinau) auch aus den zahlreichen der Vita beigegebenen glossen; dass P. solche s. 121 ff seiner abhandlung aus drei hss. mitteilt, ist besonders dankenswert. eine vergleichung der verschiedenen deutschen bearbeitungen wird durch diese nachträge zu Vögtlins ausgabe auf eine gegenüber früher wesentlich sicherere grundlage gestellt. in anziehender weise sucht P. der eigenartigen behandlung der vorlage durch Walther vRheinau, br. Philipp und Wernher gerecht zu werden. und jetzt, wo Wernhers text gedruckt vorligt, werden sich kaum einwendungen von bedeutung gegen P.s litterarhistorische einschätzung des Schweizers Wernher machen lassen. dieser will religiös erbauen, verlangt anspannung für

[1] beiläufig: man darf br. Philipps ML. auch nicht zu spät ansetzen (vgl. Beitr. 41, 184); ein fragment, dazu noch in md. sprache, stammt aus dem j. 1324 (Nd. jahrb. 31, 56).

das hoechste'. während Walther vRheinau mehr höfischer unterhaltungsschriftsteller ist, br. Philipp an realistischer ausmalung gefallen findet, denn auch er verfolgt keine wissenschaftlichen nebenzwecke.

Es ist Päpke nicht vergönnt gewesen, den druck in den Deutschen texten des mittelalters zum abschluss zu bringen. AHübner hat sich dieser mühwaltung unterzogen und zwar so, dass seine leistung anspruch hat, als eine eigene, selbständige angesehen zu werden. 'als Päpke starb, waren die ersten acht bogen fertig gedruckt, einiges weitere stand in fahnen, der rest lag im manuscript vor.' vom 9. bogen an trägt Hübner allein die verantwortung. auch die schon ausgedruckten bogen sind von ihm nochmals verglichen worden (s. die berichtigungen s. 286). in der einleitung hat H. seine besondere aufmerksamkeit der interpunctionspraxis des schreibers zugewendet, die oft wertvolle hinweise auf die satzrhythmik zu geben vermag. P war in seinen vorstudien hierauf nicht eingegangen. auch sonst hat H. mancherlei über das verfahren des schreibers verzeichnet. dieser hat im ganzen sorgfältig abgeschrieben, auf eine abschrift weisen einige wenige lücken hin: nach v. 303. 7432. 11811?; an selbstcorrecturen hat er es nicht fehlen lassen, aufserdem aber sehen wir den rubricator am werke, der sich nicht nur auf auszeichnung der initialen von abschnitten und versen beschränkte: er hat zugleich, wenn auch recht obenhin, eine correctur gelesen'.

Trotz seinem umfang bietet das reimwerk kaum anhaltspuncte, die uns über den vf., über ort und zeit seines würkens auskunft geben könnten. er nennt sich Wernher (v. 10), war wol ein weltgeistlicher, der in Rom (10878 ff), vielleicht auch in Aachen (2751 ff) gewesen ist. seine sprache weist ihn nach Alemannien. der schreiber, der einer frau zuliebe, nicht gegen entgelt die hs. geschrieben hat, war ein Schwabe, nicht aber der dichter. dagegen sprechen formen im reim wie *kun*, *genum*. immerhin dürfte seine heimat dem schwäbischen sprachgebiet nicht fern gelegen haben. P. möchte sie in der nordöstlichen Schweiz (Glarus, Zürich — südwestlich Schwaben?) suchen. die bezeichnung 'Schweizer Wernher' ist zur unterscheidung von andern dichtern gleichen namens zunächst wol gerechtfertigt.

In seiner charakteristik der dichtung Wernhers hebt P. abh. s. 49 hervor, dass trotz engem anschluss an die Vita in der composition Wernher sich doch in seiner ganzen sonstigen technik von ihr unabhängig zeigt. Wernher hat seinen reimen eine vorrede in prosa beigegeben, und P. meint, nach dieser probe sei es kaum zu bezweifeln, dass das werk, in prosa geschrieben, sich um vieles besser ausnehmen würde. im gegensatz zu dem stil der höfischen reimpaarerzählung der mhd. blütezeit stehe Wernher bereits mit beiden füfsen auf dem boden einer neuen sprach- und stilentwicklung, der neuen, von bürgern und geist-

lichen gepflegten deutschen prosa. nur sei bei Wernher die tradition noch zu stark gewesen um sich von der versform frei zu machen. vielleicht bestimmte schon vdHagen der gleiche eindruck das Marienleben Wernhers als nicht viel älter als die aus dem j. 1382 stammende hs. anzusetzen, eine annahme der P s. 118 beipflichtete, s. 56 f auch damit stützen möchte, dass er die scharfen ausdrücke der abneigung und entrüstung gegen Christi feinde (vgl. noch *des tiuvels volk* 8942) mit den seit der grossen pest um die mitte des 14 jhs besonders heftigen judenverfolgungen in beziehung bringt. man darf gewis nicht die eigenartige stilmischung bei Wernher übersehen. immerhin macht sich die tradition älterer technik doch noch so häufig geltend, dass die erste hälfte des 14 jhs wol für Wernhers wirkenszeit in anspruch genommen werden darf. auf eine erschöpfende stilanalyse muste P in seiner abhandlung (s. s. 111) verzichten. er hat aber doch einiges über wortbildung und wortwahl gebracht; letztere gemahnt in manchem an die ältere dichtung. Wolframscher einfluss wird vorübergehend (s. 112) erwähnt, auch an die Gotfrid-Konradsche richtung ist gedacht worden. ich glaube, Hartmanns Gregor ist dem dichter bekannt gewesen, wobei es dahingestellt bleiben mag, ob Wernher bei verwendung der parallelen sich der quelle bewust war. Petrus und ein trevler werden 11221. 13877 als *gnaden ellende* bezeichnet, vgl. Greg 21. 5578 f *alsam ein guot gesunde gen sinem lieben herren tuot*, vgl. Greg 229 f. 10637 f *ein manne des hellehundes list, der uns so gar gevære ist*, vgl. Greg. 333 f; 10863 ff *er weinen wart so vil, so gros, das er der ougen regen flos vil mittelichen uf die wat*, vgl. Greg. 241 ff. ähnlich wie Greg. 672 f heifst es *von dem die mære hie sint* 3276. 3554, 4760. 5634; wie Gregorius (3418. 3466. 3722) heifsen auch Josef (1772. 2384. 2484. 14691) und Jesus (4771) *der gotes trut*. dabei möge erwähnung finden die mannigfaltigkeit der epitheta, mit denen Wernher seine sympathie gerade für Josef bekundet: *getriuwer gottes man* 1885. *gottes knecht* 1992. 2451. *der gottes holde* 3154. *der (gottes) werde man* 2449. 3875. 4755. 5141. 14701. *der guote man* 4435. 4502. *der [illegible] man* 2619. 5216. — zu 1926 *das wazzer von ir ougen ran* vgl. Kindheit Jesu 382, hg. von C. — auch in der schilderung der schönheit der Maria (923 ff), der anlagen des zwölfjährigen Jesuskindes, seiner körperlichen schönheit (5567 ff) erkennt man letzten endes die ältere dichtung als vorbild. ich stelle im folgenden noch einige weitere formelhafte, auf tradition beruhende wendungen zusammen: *als es ob im* 12914. *als [illegible] gesin* 3309. *des wart ob lenger niht gespart* 7043. (2591); *[illegible] hie sagen niht vermitten* 1061 vgl. 1668. 5502; *an trinkent und an essen wart niutes da vergessen* 3833 f vgl. 6957; *die besten die man möhte han* 3452, vgl. 8040. 12697; *als ob es lept und in lebende were* 7031. *als es solde sin* 1182. *als [illegible]*

rechte solte 3498. — *und hielt mit flisse sin gebot* 1692; *des wurden su von herezen fro* 3327. 3416, vgl. 3513. 3677; *sú trankent wol und ǎssent. irs laides sú vergǎssent* 3759f; *scheltens wart da vil gehórt* 8896; *mit fróden truren swachen* 4988, vgl. 1432. — *mit kampfes aventúre* 6839; *der junge degen* 2305 (Johannes der Täufer vor seiner geburt); *gehiure; gemeit; ze walde und uf gevilde* 5319, vgl. Greg. 3230. Erec 7604. Kindheit Jesu 1004. 2458. Der maget crone 24, 22; *har und dar* beliebter versschluss: *ir fróden hochgezit* 10261; *lobesam* (abh. s. 111): *die nachen und die verren* 6965. 12417; *spil: schimphes* 6989, *kamphes* 6823, *fróden* 7089, *des tiuvels* 7902; *trurig und unfro* 8538; *alles wandels fri* 115. 773. 891. 2285. 2415. 2526; *mit warheit jechen* 598. 8612; *wirs(er) denne we* 8717. 9928, vgl. 10019f; *zuht und ere* s. wortverz. — eine besondere vorliebe zeigt Wernher für asyndetische häufung gleicher satzglieder: *nahe, verre, lang und wit* 2837, *si stûnd, si viel, si lag, si sas* 10904, vgl. 3251. 3615f. 3731. 4023. 4311. 4450. 5065. 5234. 5651 usw. — gelegentlich macht sich Wernher die reimbindung recht leicht (zb. 1102. 3154. 8863), verfügt anderseits aber auch über die kunst des doppelreims: *hie und da : wie und wa* 3605; *owe owe : ie me ie me* 10063; *we zu we* (auch 9866. 10084. 10728): *me zu me* 10377. — s. 51 seiner abh. sagt P.: 'hören und merken' sollen Wernhers zuhörer, denen er nicht erzählt, sondern predigt. abwechslungsreich weiſs er die aufmerksamkeit seines publicums wach zu halten: *nu merket (das)* 1076. 1793: *nu m. wol was ich hie sage* 1559, *was ich sprechen wil* 6744; *nu hórent was ich spr. wil* 2145: *hórent wie!* 4432. 13160. 13434. 14090: *nu h. was man da von sage* 3643, *me was da beschach!* 9300, *wie es do ergieng!* 10309, *nu h. aber wunder hie!* 4857. 5245, *och h. wunderliches spil!* 4808, *och h. frömder mære me* 3095: die aufmunterung geschieht auch in der 1. plur.: *nu sprechent och von Jesus me* 9012, *des spr. fúrbas aber me* 9177, *nu spr. wie es ist gevarn!* 8748: übergang zu etwas neuem: *nu vachent wir ain anders an* 6819; versicherung: *gelobent mirs!* 8534: streben nach kürze (abh. s. 47): *die rede ich hie kúrczen wil* 4500, vgl. auch 4593f. 5324: eigenartig *man wil* 'es ist die meinung' 8816. 8937.

Zum text.

V. 452 lis *rainen?* 496. 2336 **best : hest** (2 sg. präs.) ist abhandlung s. 99 nachzutragen. 695. 821 bietet die hs. epithetisches *t* in *ábertraft*. 1635. 7745 *geswest(e)ra* im reim auf *Ysmaria*, *Maria* und ähnliche bindungen mit *a* kommen für die Schweizer heimat des dichters in frage, s. Anz. VI 206. 1658 doch wol *Der sunde flecken nie gewan* oder *Den sunde flecken nie began* 1764 lis *hymelmel* 'himmeltau'? das überlieferte *hel* scheint jedenfalls verdächtig, Wernher verwendet es sonst nur für die stimme. 1938 *wank* (: *dank*) entspricht nicht dem sinne, *ganc* scheint passender, vgl. 7504 *ir endes gang*, aber frei-

lich Wernher bindet sonst nicht auslautendes *k* mit ausl. *g*. abh s. 88 2751 ff spricht Wernher unabhängig von seiner vorlage, von den in Aachen als reliquie gezeigten, aus Josefs hosen gefertigten windeln des Jesuskindes wie aus eigener anschauung (abh. s. 6); dass die deutung auf sprachlichem misverständnis beruht, hab ich Marg. Ebner und Heinr. vNördlingen s. 404 erwähnt, dort auch sowie zu MEbner 100, 7 f weitere belege gegeben. ein Berner Marienleben in prosa weifs auch (bl. 146a) von Josefs hosen (Germ. 22, 356), s. noch cgm. 778 f. 143 (Schmeller[2] 2, 947); Bartsch Kolm. meisterlieder nr 160 v. 106 ff (s. 546); Egenolf Sprichworter 1555 bl. 180b; Frey Gartengesellschaft ed. Bolte 133, 30; Fischart Bienenkorb 1581 bl. 61a; Heylig Brotkorb der H. Römischen Reliquien — Joh. Calvini Notwendige Vermanung 1584 bl. 38b; Aegidius Albertinus, Jb. f. Münchner gesch 2, 41; BHölscher Niederd. geistl. lieder und sprüche aus dem Münsterlande 1854 s. 21 str. 10 3005 über Germanus historiographus s. P. abh. s 121 und Münchener museum 3, 55. 3205 *höm* vielleicht zu streichen. 3317 f lis *schribent*, *das* ⟨*Das*⟩ *er*? 3348 auch die dreisilbige form *Jersalem* mit dem ton auf der ersten und dritten oder auf der zweiten silbe dürfte dem dichter geläufig gewesen sein, s. Schade zur Tochter Syon v. 1; besonders beliebt ist der verseingang *ze Jerusalem*, s. das namenverz. s 248b. 3695 *als hunde mit er herren sint* vgl. 5360. 3818 *und allen rât in wol besach*? 4467 *luchent*. 4817 *jungen*. 4864 das sprichwort *bi hochen bergen tiefû tal*, vgl. abh. s. 57. 5589 ff ob Wernher mit der schachspiel-kunst näher vertraut war? 5811 f *varwe : grawe* wird nicht zu beanstanden sein, *alze* gehört auch zu *grawe* 'nicht zu dunkel noch zu hell', nicht reines schwarz (5801), sondern *etwas in bruner varwe*. 5861 f *da* (in der nase) *was inne unsubers nüt, als gemainlich hant alle lüt*. 6822 ff die terminologie des kampfes im ernst und 'in schimpfe' ist dem dichter nicht fremd. 7945 ff. 8492 ff. 8502 ff die reflexionen sind zutat des dichters. 8575 die anm. befriedigt nicht, lis *riwent dan! — gant an!*? vgl. VR 4456 f. 8997 lis *Des*. 9818 anm. *unvernu(me)n* empfiehlt sich wol nicht wegen der zusammenstellung mit *vil kume : vernu(me)n* 'befangen, betrübt, benommen'. 9919 *stan* 10146 *hie] ie?* 10149 *iedem*. 10324 *alles* zu streichen? 10425 *Daz er?* 12200 *taten(t) : haten(t)*, abh. s. 73. 12222 *na] sa?* abh. s. 113. 12235 *Von denen] Der?* 12647 *die* zu streichen. 13313 *tüt*.

Zum wortverzeichnis, das stud. phil. Ulr. Pretzel ausgearbeitet hat: s. 255b *degen : der junge d*. 2305 meint nicht Christus, sondern Johannes den Täufer. 257b *ervarn* 12007 subst. inf. 259a *gnaden ellende* auch 11221. 263a *iener : ina* auch 8410 263c mag *gende* (plur.) 12004 als nebenform zu *jener* nachgetragen werden, desgl. 281b *fliezen* 'schwimmen' 791.

Halle. **Philipp Strauch.**

Die meistersingerbühne des sechzehnten jahrhunderts. ein versuch des wiederaufbaus von **Albert Köster.** Halle, Niemeyer 1921. 111 ss. 8°. 20 m.

Als im jahre 1914 Max Herrmanns Forschungen zur deutschen theatergeschichte des mittelalters und der renaissance erschienen, war die wissenschaftliche kritik allgemein eingestellt auf eine bewundernde anerkennung des riesenhaften gelehrtenfleißes und der überlegenen methodischen sicherheit, mit der einer der besten kenner des 16 jh.s das neuland theatergeschichtlicher forschung betrat und einer jungen wissenschaft die wege wies. vereinzelte kritische stimmen wie Friedrich vdLeyens bemerkungen in der Festschrift für Muncker 1916 und AvWeilens bedenken in der DLZ. 1914 gegen die von Herrmann gewählte methode, an der hand eines 'leitdramas' die ergebnisse der forschung lebendig werden zu lassen, konnten an dem gesamtbilde nichts ändern. auch der schreiber dieser zeilen hat das buch in den GGA. 1919 rückhaltlos zustimmend besprochen. im gegensatz zu all diesen zustimmungen ist nun nach mehrjähriger beschäftigung mit dem problem und der von Herrmann gebotenen lösung ein meister der litterar- und theatergeschichtlichen forschung, Albert Köster, aufgestanden mit dem bekenntnis, aus einem anfänglichen bewunderer ein entschiedener gegner Herrmanns geworden zu sein, und das vorliegende buch enthält die rechtfertigung dieses bekenntnisses: stück für stück wird der Herrmannsche bau der meistersingerbühne niedergerissen und ein neuer dafür aufgerichtet. wir aber sehen uns dadurch vor die notwendigkeit gestellt, auch unserseits das problem nochmals durchzudenken und uns aufs gewissen zu fragen, ob wir nicht ebenfalls, wie K. es getan hat, unsere ursprüngliche zustimmung berichtigen oder doch zum mindesten erheblich werden einschränken müssen.

Mit hoher achtung spricht K. von dem buche des gelehrten freundes, gegen das aufzutreten ihm seine wissenschaftliche überzeugung nötigt, und das mit recht! Herrmanns werk ist und bleibt eine gewaltige wissenschaftliche leistung. der angriff richtet sich ja auch nicht gegen das ganze buch, sondern nur gegen die reconstruction des bühnenbaues der meistersinger in der Nürnberger Marthakirche, also genau genommen nur gegen die ersten 56 von 526 seiten, allerdings gegen den teil, der als der ergebnisreichste vorzugsweise in die augen springt. was darüber hinaus einschränkend vorgebracht wird, sind einzelheiten, die gegenüber diesem hauptpuncte der auseinandersetzung nur eine untergeordnete rolle spielen.

Als ich Herrmanns buch aao. besprach, sagte ich s. 383: Wenn er [Herrmann] daher vom theater der meistersänger spricht, so ist das genau genommen nicht ganz zutreffend. in wirklichkeit lässt er nur die bühne vor uns erstehn, die Hans-

Sachs vom jahre 1550 an in der Marthakirche zur verfügung hatte.' es ist mir jetzt klar geworden, dass ich damit, mir selbst unbewust, an den schwachen punct der Herrmannschen beweisführung gerührt habe, und ich geh vielleicht nicht fehl in der annahme, dass es zuerst dieser punct gewesen ist, an dem Kösters kritik eingesetzt hat. was Herrmann aufbaut, ist eben doch nur die hypothetische bühne in der Nürnberger Marthakirche, nicht aber die bühne der meistersinger überhaupt. K. weist nun aus den von Hampe veröffentlichten archivalien überzeugend nach, dass Hans Sachs selbst in der Marthakirche nie gespielt hat, dass vielmehr diese kirche für gewöhnlich das spiellocal der messererzunft war, während die truppe, die unmittelbar unter Hans Sachsens spielleitung stand, im remter des Predigerklosters spielte, den Herrmann nur ganz nebenher erwähnt. damit wird aber eine frage angeschnitten, die für die kenntnis der meistersingerlichen dramatik von groser bedeutung ist. bisher waren wir gewohnt, immer nur von dem drama der meistersinger oder von ihrer bühne zu sprechen, als ob es sich um eine einzigartige, in sich ganz unterschiedslose erscheinung handelte. wir haben dasselbe früher bei den englischen komödianten erlebt. lange zeit hat man von ihnen gesprochen, als ob es unter den einzelnen truppen, die kreuz und quer durch Deutschland zogen, gar keine unterschiede gegeben hätte, bis man schliefslich darauf kam, sich diese truppen näher anzusehen und bei aller einheitlichkeit des grundtypus doch beträchtliche verschiedenheiten festzustellen. nicht anders ist es bei den meistersingern gewesen. auch hier haben allein schon in Nürnberg mehrere truppen bestanden, von denen jede im rahmen des allgemeinen typus ihre besondere überlieferung hatte. die überragende bedeutung des Hans Sachs und die masse seiner dramen hat diese tatsache verdunkelt, und gewis sind diese unterschiede in Nürnberg selbst nicht sehr erheblich gewesen, zumal die messerer, wie aus den archivalien hervorgeht, meist Hans Sachssche stücke spielten und auch in den spielleitungsfragen von ihm beraten wurden. aber es haben doch neben und nach Hans Sachs auch noch andere leute meistersingerdramen verfasst und zur aufführung gebracht, ganz abgesehen davon dass auch in andern städten solche aufführungen veranstaltet wurden. die Görlitzer spiele unter Adam Puschmann geben ja später K. einen wichtigen einwand gegen Herrmanns Marthakirchenbühne in die hand. K. eröffnet hier der forschung ein neues feld, nämlich die verschiedenen meistersingertruppen und ihre eigentümlichkeiten festzustellen, ihr repertoire, ihre bühne, ihre spielweise und ihre mehr oder minder grofse anlehnung an das schuldrama zu untersuchen, ihre abhängigkeitsverhältnisse aufzudecken und von Hans Sachs über Sebastian Wild bis zu Jakob Ayrer die entwicklungslinie des deutschen bürgerspiels zu verfolgen, bis sie in dem letztgenannten

mit der neuen kunstübung der englischen komödianten zusammengeflossen, so bringt K. in das starre bild leben und entwicklung, und das scheint mir das fruchtbarste ergebnis des ganzen buches zu sein.

Nach dieser wertvollen untersuchung geht K. dazu über, die Herrmannsche bühne der Marthakirche, die allerdings nunmehr viel von ihrer bedeutung verloren hat, stück für stück abzutragen. hierbei muss man ohne weiteres zugeben, dass er in vielen puncten recht hat. am schlagendsten ist der nachweis, dass eines der glänzendsten Herrmannschen beweisstücke, die ehemals vorhandene, jetzt vermauerte sakristeitür, bei näherer nachprüfung nicht standhält. die scharfsinnigen erörterungen K.s gipfeln schliefslich in der behauptung, dass die bühne überhaupt nicht im chorraum, sondern im schiff aufgeschlagen gewesen sei, und an stelle der Hermannschen tritt nun eine Köstersche meistersingerbühne, in die sich Hans Sachsens dramatische production ebenso lückenlos einordnet, wie Herrmann es von der seinigen nachgewiesen zu haben glaubte.

Selten ist ein gelehrtes gebäude mit soviel scharfsinn aufgerichtet und wider abgebrochen worden. der fernerstehnde aber ist vor die gewissensfrage gestellt, wem er mehr glauben schenken soll — und fernerstehend ist hier jeder, der sich nicht wie die beiden contrahenten in jahrelanger arbeit in den gewaltigen stoff vertieft hat! was Herrmann als beweise aus den texten anführt, sind alles nur beispiele; was K. dem entgegensetzt, ebenfalls. wer wagt es zu beurteilen, ob die beispiele des einen gegenüber der masse auf die sich der andere stützt, würklich beweiskräftig sind? gewichtiger sind die beweisstellen, die K. aus dem bau und der verwendungsart der Marthakirche entnimmt, und da geb ich freimütig zu, dass es schwer halten dürfte, das Herrmannsche bühnengebäude zu retten.

Es gehört eine gewisse überwindung dazu, sich mit der annahme eines bühnengerüstes im kirchenschiff zu befreunden. unser ungelehrtes empfinden, das sich kein kirchenschiff ohne bänke vorstellt, spricht ebenso dagegen wie unsere gelehrte kenntnis von den anfängen des liturgischen dramas, das doch vor dem altar sich abspielte, und das doch sicherlich nicht ohne einfluss auf die inscenierung weltlicher stücke in kirchlichen räumen war. und wir haben in der tat nachrichten genug, dass der chorraum zu theatervorstellungen benutzt worden ist. trotzdem baut K. seine Marthakirchenbühne im schiff auf. in der notiz von Adam Puschmanns Görlitzer spielen in der Mönchskirche, bei denen die bühne 'über den weiberbänken' errichtet war, findet er allerdings für seine behauptung eine starke stütze. aber hat nicht auch diese reconstruction eine lücke? Puschmann war, wie K. hervorhebt, ein getreuer schüler seines meisters Hans Sachs. aber Hans Sachs spielte ja, wie K. widerum nach-

gewiesen hat, gar nicht in der Marthakirche, sondern im remter des Predigerklosters! diese echte Hans Sachs-bühne muss doch also Puschmann für seine Görlitzer aufführungen vor augen gehabt haben, nicht aber die Marthakirchenbühne der Nürnberger messerschmiedezunft. ganz abgesehen davon wäre erst festzustellen, wie die Görlitzer Mönchskirche aussah, ob es nach den räumlichen verhaltnissen überhaupt möglich gewesen wäre, dort im chorraum theater zu spielen. und vielleicht ist dies überhaupt der punct, wo die beiden gelehrten wider zusammenkommen können. zugegeben dass in der Marthakirche die bühne nicht im chor, sondern im schiff aufgeschlagen war, dass nicht das Herrmannsche sondern das Köstersche modell das richtige ist: sehen wir uns die beiden bühnen an, so werden wir finden, dass der unterschied im grunde gar nicht so grofs ist. der bühnentypus ist schliefslich derselbe, mag das gerüst nun im chorraum oder in der mitte der kirche oder unter der orgel gestanden haben. die hauptsache bleibt doch die festlegung eben dieses allgemeinen buhnentypus, die frage der decorationen, requisiten und costume, die mimik und gestik, die verwendung der musik, die art des vortrags, die darstellung der affecte, das zusammenspiel, mit einem wort die gesamte schauspielkunst. in allen diesen fragen gibt es zwischen Herrmann und Köster keine unüberbrückbaren gegensätze. und wenn die meinungsverschiedenheiten manchmal etwas scharf herauskommen, so ligt das eben an dem charakter des Kösterschen buches, das ganz auf der heraushebung des gegensätzlichen aufgebaut ist. die bühne der Marthakirche hat Köster niedergerissen und neu aufgerichtet. im Predigerkloster, wo Hans Sachs selber spielte, in der SClarenkirche und an vielen andern orten, wo ebenfalls meistersingeraufführungen stattfanden, fanden die spielleiter ganz andere bedingungen vor, denen sie sich mit ihrer bühne, dem grundtypus folgend, anpassen musten. es lässt sich sehr wol denken, dass in der einen kirche im chor gespielt wurde und die zuschauer in den kirchenbänken safsen, während in der andern die bühne im schiff aufgeschlagen war und die zuschauer davor oder im halbkreis herumstanden. beidemale handelt es sich um eine artgerechte bühne der meistersinger.

So wollen wir uns denn auch der beiden bücher freuen und die auseinandersetzung der beiden hervorragenden männer als nichts anderes auffassen als was sie in würklichkeit ist, nämlich als einen schritt weiter auf dem wege zur erkenntnis der wahrheit.

Berlin-Friedenau. **C. Kaulfuss-Diesch.**

Bürgers gedichte in zwei teilen. kritisch durchgesehene und erläuterte ausgabe. hrsg. von **Ernst Consentius.** mit 2 bildnissen Burgers in gravure u. kunstdruck, zwei handschriftenproben und 18 notenbeilagen. Berlin usw., Bong & co., (1915). I. teil:

Gedichte 1789 hrsg u. m. e. lebensbilde versehen CLX u. 248 ss. II teil Nachlese. hrsg u. m. anmerkungen versehen. 462 ss. 8°

Schon zum zweiten male erscheint die Bürger-ausgabe von Consentius in der Goldenen klassikerbibliothek. und sie dürfte in ihrer verbesserten gestalt nun wol die gegebene grundlage für wissenschaftliche untersuchungen der zukunft bleiben. hatte sich der herausgeber schon bei seinem ersten gange alle errungenschaften früherer editoren wie Sauer uaa. für Bürger zu nutze gemacht, so ist er hier auf seinem wege noch weiter gekommen. für den ersten teil war freilich nicht viel mehr zu tun, als die ausgabe von 1789, also die endgiltige gestalt die der nur von seinem poetischen genius beratene Bürger seinen gedichten gegeben hatte, wider abzudrucken. niemand wird verlangen, dass die 'verbesserungen', die er unter einfluss von Schillers recension für seine 'prachtausgabe' beabsichtigte, jene von den Deutschen seiner zeit rasch aufgenommene und unter uns lebendige gestalt der werke verdrängen sollte; niemand aber wird auch von einer solchen ausgabe erwarten, dass sie auf die urfassung zurückgreife und die gedichte nach der vermutlichen zeitfolge der entstehung ordne, wie das Ebstein in einer für besondere zwecke veranstalteten auswahl mit recht getan hat (G. A. Bürgers Liebeslieder. Insel-bücherei nr 86). vielmehr hat sich C. an Bürgers eigne anordnung gehalten und auch die in der ausgabe von 1789 noch nicht stehnden gedichte der 'Nachlese' nach den (freilich recht lockeren) grundsätzen des dichters geordnet. (damit ist im wesentlichen auch wider eine chronologische anordnung gegeben.) natürlich geht es dabei ohne willkürliche entscheidungen nicht ab, wie denn auch die von C. zuerst gebrachten nachträge (etwas über zwei dutzend) hier und da zu kritischen bedenken anlass geben. schon früher hat Schaafs (Modern Language Review V) gegen die zuweisung einer langatmigen ode an Bürger einsprache erhoben. sie heifst 'Flammen der Jubelweihe aufgelodert am frohen Genesungsfeste Seiner Majestät unsers allergnädigsten königs Georg des Dritten bei Grofsenschneen, im königlichen Amte Friedland den 26ten Mai 1789'. die strophenform ist diejenige von Bürgers 'Hohem liede' auf Molly, die von AWvSchlegel als individuell empfunden wurde. schon darum ist es kaum glaublich, dass Schlegel der dichter sein sollte, wie Schaafs annimmt. auch mit den andern kriterien von Schaafs setzt sich C. geschickt auseinander, doch scheint mir in der ganzen frage das letzte wort noch nicht gesprochen zu sein. ob eine schallanalyse, von kundiger seite vollzogen, nicht die entscheidung fördern könnte?

Was die widergabe des textes angeht, so schlägt C. den uns einzig richtigen weg ein, und man muss dem verlag um so dankbarer dafür sein, dass er hierzu seine zustimmung gab, als andre classikerausgaben bei allen 'wissenschaftlichen' ansprüchen

ihren mitarbeitern ein ganz andres verhalten zur peinlichen pflicht machen. C. hält sich an den jeweils letzten druck für die 'Nachlese', an denjenigen von 1789 für seinen ersten band. da aber Bürger in seinem druck von seinen klopstockisierenden neigungen (in der ausgabe von 1778) zurückgekehrt ist und eine schreibung anwendete wie die 'meisten übrigen ehrlichen leute', so durfte sich C. seinerseits an die heut geltende rechtschreibung halten, soweit sie auf den klang des wortes keinen einfluss gewinnt. er behält alle beabsichtigten doppelungen Bürgers bei wie *knurrschen* und *Sonnett*, hebt nebenbetonte worte durch grofse anfangsbuchstaben hervor und gleicht den ursprünglichen wechsel in der widergabe zusammengesetzter wörter nicht aus: ganz sicher soll hier zb. die trennung bezw. die verknüpfung durch einen bindestrich jedem der beiden bestandteile einen eignen ton sichern. ebenso schonend verfährt er mit Bürgers interpunction, die uns nicht blofs die logische gliederung der sätze, sondern auch die notwendigen pausen beim lesen andeutet. 'Bürger dachte an den lebendigen vortrag seiner gedichte und mafs den ton oder die länge der silben. seiner interpunction nachhelfen, heifst seine gedichte verändern.' das ist derselbe verständige grundsatz, den Sauer bei seiner grofsen Grillparzerausgabe befolgt: auch bei Schiller möcht ich wünschen, dass seinen oft (aber nie ohne grund) gehäuften gedankenstrichen und ausrufungszeichen, den sperrungen in seinen prosaschriften und dergl. mehr aufmerksamkeit geschenkt wurde, als in den bisherigen ausgaben (mit ausnahme derjenigen von Goedeke) geschehen ist: hier steckt ein gut teil interpretationsmaterial, das der ausschöpfung wert ist.

Die anmerkungen, worin C. seine textbehandlung rechtfertigt (II 361 ff.), bringen eine überreiche fülle an kritischer, geschichtlicher, sprachlicher und sachlicher belehrung. sie geben, in ermangelung vollständiger lesarten[1], einen genauen nachweis über handschriften und drucke, auch über wichtigere nachdrucke, wie die liederheftchen in denen die 'Lenore' zu finden ist; sie führen die litteratur auf und geben aus den briefen alles nötige zur entstehungsgeschichte und interpretation; sie verzeichnen, unter mitteilung reichlicher proben, alle dem herausgeber zugänglichen recensionen, die natürlich ein specialforscher noch vermehren könnte, gehn auch den übersetzungen und compositionen, den nachahmungen und parodieen nach; sie ziehen für die sprache das wörterbuch von Adelung und die alten idiotica heran und berücksichtigen auch sonst vorzugsweise zeitgenössische quellen, nicht zum wenigsten auch Bürgers 'lehrbücher'. der ganze reichtum wird durch ein verzeichnis der erklärten wörter und der besprochenen namen (leider nicht auch durch ein sachregister)

[1] zusätze und strophen mit stärkeren abweichungen sind vollständig abgedruckt.

bequem zugänglich gemacht. ganz besonders erwünscht ist die genaue widergabe der compositionen zu Bürgers gedichten aus den musenalmanachen, zumal am schluss auch eine übertragung in den modernen violinschlüssel beigefügt ist.

So hat der vf. alles und fast mehr gegeben, als man von einer volkstümlichen ausgabe billig verlangen kann. er hat einer kritischen ausgabe musterhaft vorgearbeitet und auch die litterarhistorische forschung kräftig gefördert. das voraufgeschickte lebensbild betont freilich das biographische stärker als zb. die einleitung August Sauers — die menschliche persönlichkeit ist mit aufserordentlicher wärme und doch mit kritischer feder gezeichnet: nur gegen Schiller schlagt der vf. wegen seiner gewis ungerechten recension einen fast gehässigen ton an, der den tatsachen kaum gerecht wird. hier stiefsen zwei richtungen der deutschen litteraturentwicklung auf einander, für die es schlechterdings keinen ausgleich gab, am wenigsten bei dem der sich eben von der einen zur andern durchrang. billigerweise hätte auch erwahnt werden sollen, inwieweit Schiller sein urteil später Humboldt gegenüber eingeschränkt hat (am 27 juni 1798) und dass 'der herr hofrat Schiller in Jena einen taler und 12 gute groschen zu einem monument' beisteuerte, das dr Althof dem dichter in Göttingen errichten liefs, braucht ihm doch nicht mit hohn vorgeruckt zu werden. weit mehr verständnis zeigt C. für die haltung Goethes, durch die ja Bürger sich auch verletzt fuhlte und den umstanden nach fühlen muste. im übrigen fügt sich das lebensbild der trefflichen arbeit würdig ein.

Hamburg. **Robert Petsch.**

Zacharias Werner, ein beitrag zur darstellung des problems der persönlichkeit in der romantik von **Paul Hankamer.** Bonn, F. Cohen 1920. 346 ss. 8°. — 20 m.

Nach der wenig geglückten schrift des Franzosen EVierling war es noch entschiedeneres bedürfnis geworden, dass endlich von deutscher seite eine zusammenfassende arbeit über Zacharias Werner geboten werde. wie wenig Vierling seiner aufgabe gerecht wird, suchte ich seinerzeit (DLZ. 29, 2981 ff) anzudeuten. Hankamer leistet unleugbar vieles was dem Franzosen vorenthalten blieb. eine abschliefsende darstellung erstrebt er indes nicht. ihm ist es vor allem um die entwicklung von Werners persönlichkeit zu tun. in diesem rahmen kommen auch Werners dichtungen zu worte. allein auf deren erschöpfende zergliederung oder gar auf erfassung von Werners künstlerischem werden geht H. nicht unmittelbar aus. er selbst bemerkt (s. 339) bei gelegenheit des 'Vierundzwanzigsten Februars', dass seine dissertation von 1919, die diesem drama gewidmet ist, die einzelheiten biete. ich kenne diese dissertation nicht. sie mag ähnlich wie JFränkels Arbeit über die 'Weihe der Kraft' oder RPalgens

studie über die 'Söhne des Tals' manches enthalten was in H.s buch unberücksichtigt bleibt, was nach des verfassers absicht unberücksichtigt bleiben muste.

H. bezieht sich in seinem vorwort auf Simmels begriff der persönlichkeit hier sei, obwol die frage nach recht und unrecht von Simmels synthetischer darstellung der persönlichkeit im augenblick an der tagesordnung ist, nicht näher erwogen, wieweit H.s buch die wege Simmels geht. ohne zweifel schenkt es viel aufmerksamkeit den menschen und den werken, die auf Werner zu wirken in der lage waren. bei solcher untersuchung verhält sich H. nicht anders, als es dichtungsgeschichtliche forschung zu machen pflegte, ehe mit berufung auf das wort 'synthese' die ergründung geistiger zusammenhänge zwischen dichtern und denkern zu entwerten versucht worden ist. überhaupt gefällt sich — zu meiner grofsen befriedigung — H. nicht in dem mehr und mehr zur mode gewordenen vornehm absprechenden ton, der den anschein erwecken soll, als sei alle ältere forschung anderer wertlos und nun erst werde von einem höhern und allein berechtigten standpunct wahre weisheit gespendet. H. nimmt durchaus nicht alles was über Werner von forschern gesagt worden ist, ohne einspruch hin. er meidet indes sorgfältig und in woltätiger weise, grundsätzlich jedem ja, das er vorfindet, ein nein entgegenzustellen oder gar ein zerrbild der ältern forschung zu entwerfen und mit der miene des unerbittlichen richters offene türen einzurennen. wie die dinge liegen, muss man ihm für solche enthaltsamkeit herzlich danken.

Zuweilen freilich hörte ich sogar ganz gern etwas mehr von den gegensätzen, die zwischen H. und dessen vorgängern nach seiner eigenen ansicht bestehn. nicht oder kaum im text, fast nur in den anmerkungen setzt H. sich mit der forschung auseinander. diese anmerkungen wollen sich ausdrücklich 'beschränken auf einige notwendige ausführungen, tatsachencorrecturen, die durch Floecks Briefe Werners nötig wurden (da die reindruckbogen der ersten capitel schon vorlagen), und auf hinweise, die den gedanken in einer andern richtung fortführen als die darstellung es ermöglichte' (s. 331). die verhältnisse deutschen buchverlags sind durch den weltkrieg derart zerrüttet, dass spätere zeit kaum begreifen wird, wie H.s arbeit, die mit der jahreszahl 1920 hervortritt, Oswald Floecks briefsammlung von 1914 nur auf den letzten seiten berücksichtigen konnte. um so notwendiger ist, diese tatsache besonders hervorzuheben. sie verrät zugleich, dass H. das wertvolle und bequeme mittel, das für alle beschäftigung mit Werner in Floecks zwei umfänglichen bänden jetzt zu gebote steht, nicht von anfang an hat für seine ziele nutzen können.

In den anmerkungen (s. 338) bekämpft H. einmal eine zeitbestimmung Floecks. Floeck veröffentlicht als erster (2, 377 ff)

einen essai Werners über das menschliche leben. er weist ihn mit einem fragezeichen dem jahre 1814 zu. H. erklärt, diese annahme stempele Werner zum lügner und gebe der behauptung Vierlings recht, dass der übertritt zum katholizismus Werner nicht eigentlich wandle. H. setzt den essai in die zeit von 1806 bis 1810. denn die liebelehre Werners äufsere sich in ihm fast wörtlich wie in 'Wanda' (1807/8). ende 1813 aber habe Werners 'Weihe der Unkraft' diese liebelehre abgeschworen und als unsittlich bezeichnet. H. dürfte recht behalten. wichtig ist der unterschied, der sich zwischen H. und Vierling hier fühlbarer auftut als an einer andern stelle des buchs. hier verspürt man, dass H. vor allem gegen Vierling den gegensatz erweisen wollte, der nach seiner ansicht zwischen dem bekehrten und dem noch unbekehrten Werner bestand. vielleicht ist es ein mangel an plastischer darstellungsgabe, dass sonst in H.s buch diese grundabsicht sich minder kennzeichnet. ob es richtig ist, Vierlings meinung so scharf zu formen wie H. es tut, ob also der unterschied zwischen H. und Vierling würklich so grofs ist wie er hier von H. gefasst wird, sei nicht weiter erwogen; nur bedauert sei, dass H. bei der kennzeichnung dieses unterschieds und mithin bei der bestimmung des entscheidenden gesichtspuncts seiner arbeit nicht länger verweilt.

Mit ungemeiner vorsicht gesteht am ende seiner arbeit (s. 323) H. zu, dass Werners eigenwillige, seltsam verlaufende entwicklung nur mühsam zu verfolgen sei: die würksamen einflüsse ändern sich so stark, dass ihre quelle oft kaum zu ahnen sei. einmal erscheine er so unabhängig vom ganzen, dass er nur im höhern sinn als glied einer geschichtlich gedachten gesellschaft zu fassen sei. dann wider frage man, ob noch etwas eigenes übrigbleibe. H. möchte das aus Werners 'activo-passiver' natur erklären. darum scheut H. auch nicht emsige arbeit, wenn es gilt zu bestimmen, was Werner von andern empfangen hat. er geht gar nicht darauf aus, das problem der persönlichkeit in der romantik rasch zu lösen durch die annahme, jeder der romantiker sei eine welt für sich und schreite unberührt und unberührbar seine eigenen wege. das gemeinsame das den romantiker Werner mit der deutschen romantik verknüpft, gelangt in H.s hand zu eindringlicher erhellung. H. lässt sich nicht beirren durch den warnenden ruf, die persönlichkeit gehe verloren durch solche einordnung. und ich kann ihm nur recht geben. das ist es ja, was ich unter synthetischer betrachtung versteh. ich suche nach dem gemeinsamen, das die persönlichkeit mit ihrer geistigen umwelt verbindet. auch H. tut das. er verzichtet dabei — mit gutem recht und mit geschick — durchaus nicht auf den nachweis des eigenen und ganzpersönlichen, das neben dem überpersönlichen in einem menschen von Werners art besteht. er gilt dem kaiser was des kaisers, und Gott was Gottes ist.

Nur an einer einzigen stelle bin ich vorsichtiger geworden als H. er begnügt sich nicht, das gemeinsame zu ergründen, das mit andern, das mit der deutschen romantik Werner verbindet. er sucht den einfluss zu bestimmen, den von fall zu fall dieser oder jener auf Werner genommen hat. er wagt sich hinaus auf das gefährliche gebiet des zusammenhangs von ursache und wirkung. was zwei menschen gleichmäfsig eignet, lässt sich wissenschaftlich feststellen. wieweit der eine es dem andern gegeben hat, wieweit es unmittelbar von einem auf den andern übertragen worden ist, ist nur ganz selten zu erweisen. denn es verlangt eine kenntnis von dem wesen, wissen, ahnen des vorgeblichen empfängers, die weit hinausgeht über die grenzen der forschungsmöglichkeiten. noch wenn einer ausdrücklich sich als dankbarer empfänger von anregungen bekennt, besteht die möglichkeit, dass ein guter teil dessen was er empfangen zu haben meint, schon vorher in ihm bestanden habe.

Ich indes möchte einem forscher von H.s feinfühligkeit nicht vorwerfen, dass er den begriff des einflusses im strengsten sinn des worts nimmt, wenn er aufzudecken sucht, was aus irgendeiner gedankenwelt in Werners geist übergegangen ist. tatsächlich versäumt er nicht, wo er von der würkung spricht, die von Schleiermacher und Wackenroder auf Werner geübt worden ist, eine äufserung Werners abzudrucken, die ebenso willige empfänglichkeit für gedanken anderer wie das bewustsein bekundet, darum noch nicht der 'nachbeterei' zu verfallen.

Werners verknüpfung mit der deutschen romantik darzutun, geht H. mit recht und nicht als erster von Schleiermacher und Wackenroder aus. Jakob Böhme wird eindringlich berücksichtigt. von Novalis macht H. seinen helden unabhängiger als etwa Poppenberg. dafür erhält Rousseau eine wichtigere rolle. Schelling kommt zur geltung. all das ist zunächst nur vertiefung der ergebnisse von H.s vorgängern. desto neuer ist was er über Werners verhältnis zu Fichte sagt. er geht (s. 140) aus von dem eindruck, den von angesicht zu angesicht Fichte auf Werner ausübte, und holt briefstellen heran, die diesen eindruck spiegeln. nicht soll hier kleinlich jedes fragezeichen gebucht werden, das sich einzelnen sätzen der darlegung von Fichtes und Werners gedankengemeinschaft anfügen liefse. H. mag recht haben mit der annahme, dass Fichtes schriften von 1806 die 'Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters', die schrift 'Ueber das Wesen des Gelehrten' und die 'Anweisung zum seligen Leben' den punct von Fichtes bahn bezeichnen, 'wo er der bizarren lebenscurve Werners am nächsten kam' (s. 142). der begriff Fichtes, der nach H.s ansicht die gröste bedeutung für Werner gewinnen sollte, ist das leben in der idee.

Noch in den anmerkungen (s. 335) spendet H. (mit einem hinweis auf JGoldfriedrichs Historische ideenlehre in Deutsch-

land von 1902 gemeint ist besonders s. 82 ff des werks) diesem begriff Fichtes ein paar klärende worte. er lässt hier erkennen, welche bedeutung auch für die spätere zeit dem begriff eignet. ich gebe gern zu, dass Werners weltanschauung und Werners gestalten innere beziehungen zu dem leben in der idee haben. nur die eine stelle in Werners schrifttum, die von H. ganz besonders in den dienst seines nachweises gestellt wird, scheint mir etwas bedenklich. im 'Historischen Vorbericht' zum 'Kreuz an der Ostsee' spricht Werner von den 'missionarien', die den heiden an der Ostsee das evangelium predigten. wunderlich genug hätten sie leben und irdische glückseligkeit der erreichung dessen aufgeopfert, was ihnen heiligste wahrheit schien. *Durch hartnäckige Verfolgung dieser Idee (die jetzt selten jemanden einen Mittagsschlaf raubt) zeichnete sich vorzüglich ein wackerer Mann, der Böhme Adalbert, aus.* ist hier würklich, wie H. annimmt, das wort 'Idee' im strengen sinn Fichtes gemeint? in den 'Grundzügen' wehrt Fichte ab, jedweden gedanken zur beliebigen abwechslung auch 'Idee' zu nennen. könnte in Werners wortfolge das wort 'Idee' nicht mühelos ersetzt werden durch 'Gedanke', ja durch 'Ziel' oder gar durch 'Wahn'? wenn für Fichte leben in der idee das unmittelbare gefühl ursprünglicher, rein und schlechthin aus sich selbst hervorgehnder tätigkeit ist, so hätte Werner sich kaum misverständlicher äufsern können, falls es ihm würklich darum zu tun war, hier mit Fichtes begriff zu arbeiten. er entkleidet das wort 'Idee' an der angerufenen stelle fast aller kennzeichen, die es in der wendung 'Leben in der Idee' an sich hat. man lese nur die belegstellen nach, die aus Fichtes schriften von 1806 H. (s. 144 f) zusammenträgt.

Neben Fichte und neben Goethe nimmt in H.s darlegung noch einen ganz grofsen raum als bestimmender anreger Werners ein: Klemens Maria Hoffbauer, der Wiener gewissensrat der deutschen romantiker. so bedeutsam und zugleich in so geschlossener und ausschöpfender darstellung wie hier (s. 273 ff) ist Hoffbauer innerhalb der forschung auf dem gebiet der romantik noch nicht vergegenwärtigt worden.

Noch sei auf einzelnes hingewiesen: s. 4 möchte H. ein, vielleicht das mittelpunctserlebnis der romantik suchen in 'der persönlichkeit-frage, die im problem der kunst- und leben-einheit erscheint'. s. 51 will H. das urerlebnis Schillers anders bestimmen als Gundolf. über den unterschied von Werners und Schillers schicksalsbegriff spricht H. s. 109 f. Werners würkung auf die 'Wahlverwandtschaften' und den zweiten teil des 'Faust' beachtet er s. 176. etwas zu kurz kommt in diesem versuch, das werden der persönlichkeit Werners zu verfolgen, dessen geschlechtliche veranlagung. ohne sonst geschworener anhänger eines psychoanalytischen erforschens dichterischer persönlichkeiten und dichterischer gestaltungen zu sein, hätte ich in diesem fall

gern etwas mehr prüfung im sinn der psychoanalyse hingenommen. H. streift dies gebiet gelegentlich. er gedenkt des geschlechtlichen dranges des phtisikers (s. 17), oder er kennzeichnet nach Werner den gegensatz von eros und sinnlichem gefühl (s. 42), oder er erwähnt, welche bedeutung für die gleichstellung von liebe und religion das sichverlieren des ichs im geschlechtsgenuss hat (s. 92), oder er stellt als entscheidende voraussetzungen des übertritts auch unbestimmte geschlechtliche reize hin (s. 241). gern sähe ich diese verstreuten einzelheiten zu einem aufschlussreichen ganzen verknüpft.

H.s arbeit erhebt sich zu einem kraftvollen abschluss. als geschlossene persönlichkeit steht am ende seines lebens Werner vor H.s augen. sie spiegelt sich in Werners letzten predigten. 'selten steigt je ein ton auf, der uns ahnen lässt, welche sturmmotive einmal hier klangen, bald fällt er zurück in das kaum gewellte ebene meer, auf dem eine bleich goldene sonne ligt' (s. 326).

Schade dass der druck nicht sauberer gebessert ist. sogar der tag von Werners übertritt ist (s. 243), störend genug für den zusammenhang, dem jahr 1810 statt 1811 zugewiesen.

Dresden. **Oskar Walzel.**

Immermann der mann und sein werk im rahmen der zeit- und literaturgeschichte von **Harry Maync.** München, Beck 1921. VIII u. 627 ss. 8°. — 60 m.

Die biographieensammlung des verlages Beck, die durch keinen prätentiösen titel verstimmt und noch heute durch gediegene ausstattung hervorragt, hat eine sehr erfreuliche bereicherung erfahren: Mayncs Immermannbiographie erscheint mir als das beste buch der reihe; vom wissenschaftlichen standpunct aus ist sie dies unbedingt.

Wir kennen Maync bereits als gediegenen und geschmackvollen biographen eines dichters aus der ersten hälfte des 19 jh.s und als eindringenden Immermannforscher; man möchte erwarten, dass er sich in seinem neuen werke von keiner neuen seite zeigen würde. aber hier ist mehr geboten als in dem tüchtigen buch über Mörike und in der verdienstlichen ausgabe des bibliographischen instituts. das problem Immermann ist nicht nur subjectiv für Maync gelöst; die schon längst geforderte erschöpfende biographie des bedeutenden mannes und so ungleichen, nicht immer leicht geniefsbaren poeten ligt jetzt vor, eine beträchtliche lücke (die litteraturgeschichte des 19 jh.s besteht fast nur aus solchen) ist für lange zeit ausgefüllt.

Vor allem sei es Maync gedankt, dass er würklich eine echte biographie geliefert hat; denn eigentlich ist das doch etwas recht unmodernes. der 'neuere' litterarhistoriker von heute hat an dem aus äufserem und innerem erleben zusammengesetzten

geordneten und in seiner notwendigen continuität aufzuzeichnenden lebensdaten seines helden in der regel wenig interesse. man leuchtet jetzt lieber in die seele des dichters hinein, dh. man construiert sich aus subjectiven ästhetischen eindrücken und psychologischen grübeleien heraus ein unter umständen ganz unreales bild der inneren künstlerischen persönlichkeit und geht so gleich auf künstlers vergötterung, dh. entmaterialisierung aus, das erdenwallen als minder wesentliche äufserlichkeit übergehend oder willkürlich nach seinem erlebniswert ausdeutend. ich sehe in dieser vermeintlich vertiefenden methode eine verflachung, ein unerträgliches eindringen des subjectivismus auf ein gebiet, wo vor allem objectiver historischer sinn am platze ist. ich kann mich mit einer methode nicht befreunden, die charakterentwicklung, seelenleben und künstlerisches schaffen eines menschen für processe hält, die auf grund doch relativ immer dürftiger materialien auf ein paar befriedigende und alles erklärende formeln gebracht werden können. und ich freue mich, in Maync einen bundesgenossen zu finden, der das zeug dazu besitzt, die in miscredit gekommene historisch-kritische methode der dichterbiographie voll zu ehren zu bringen. aus seinem letzten abschnitt 'Der Mann und sein Werk' — hätte ein anderer das ganze buch gemacht. hier, wie auch sonst auf schritt und tritt, beweist M. aber, dass er das fördernde der — sagen wir — psychologischen methode sich durchaus zunutze gemacht hat, die möglichkeit nämlich, mit ihrer hilfe würklich objective erkenntniswerte zur ergründung des mannes und seines wesens und nicht nur vag subjective 'erlebniswerte' herauszumitteln. Immermann ist ihm in erster linie erlebender mensch und schaffender künstler. die oft recht versteckt liegenden wurzeln seiner lebensanschauung werden blofsgelegt, ohne dass der im grunde doch nüchtern und real empfindende mann zum denker umgeprägt würde. was er bestimmten philosophen verdankt, ist einsichtsvoll und ohne überschätzung dargelegt. (ob nicht die auffassung des Slaventums, die der s. 279 citierte brief Immermanns an Tieck entwickelt, von Hegel dictiert worden ist?)

'Es wird freilich bei jeder dichterischen lebensgeschichte partieen geben, in denen die werke nur in sehr äufserlicher beziehung zum erleben stehn, mit keiner art von notwendigkeit aus ihrer tatsächlichen umgebung herauswachsen. das ist zb. der fall bei den meisten Immermannschen jugenddramen. in der tat muss sich der biograph etwas mühsam durch dieses gestrüpp hindurchwinden und ist schon ein wenig ermüdet, wenn er zum Cardenio kommt, dessen biographischer gehalt besser unmittelbar aus der gestaltung des Elisaerlebnisses hervorwüchse. aber welche vorteile bietet die eingliederung in eine causal notwendige erlebnisreihe bei Alexis und Merlin und gar bei den Epigonen und dem Münchhausen! gerade bei Immermann, der in zähester

weise um das gerungen hat, was dem litterarischen epigonengeschlecht am schwersten fällt, um eigenen stil, ist es nötig, das ganz langsame heranrücken zu diesem hohen ziele schritt für schritt zu verfolgen und dem leser vorzuführen: zumal dabei die läuterung des menschen mit der des künstlers hand in hand geht. es ligt wol in der natur der sache und kommt dem buch ausnehmend zugute, dass es mit seinen höheren zwecken wächst. mag die darstellung der jugendwerke bisweilen etwas gedehnt erscheinen (auch infolge der gewissenhaften inhaltsangaben) und das interesse ein wenig erlahmen lassen: mit dem künstler Immermann reift auch der biograph mehr und mehr heran, und die gipfel seines wie des Immermannschen darstellungsvermögens sind die Epigonen und der Münchhausen.

Diese streng historisch gegliederte entwickelung lässt allein die einzelnen werke die richtige stilgeschichtliche beleuchtung gewinnen. der Tristan gehört nicht nur zufällig in die nähe des Münchhausen, er ist ein werk des realisten, nicht des romantikers. für diesen consequenten aufstieg vom ererbten zum eigenen hat uns erst M. die augen geöffnet.

Jeder äufsere und innere umstand, der auf diese entwickelung einfluss gewinnen konnte, wird sorgfältig abgewogen. wie muste es, so fragt zb. der vf., auf Immermann würken, dass er in Düsseldorf in einen geistig angeregten kreis trat, dass die bildenden künstler, speciell die maler, ihm nahetraten, dass der katholizismus dort die weltanschauung und die lebensformen bestimmte? diese fragestellung muss stellenweise sehr in die breite und tiefe gehn, die biographie sich zum zeitbild weiten: aber zum zeitbild nicht im sinn einer äufserlichen culturhistorischen curiositätensammlung. legt M. doch dar, dass jenes von ihm mit recht so stark herausgearbeitete 'urerlebnis' des widerspruchs (*Widerspruch, du Herr des Liedes, Widerspruch, du Herr der Welt* ist nicht nur für Tulifäntchen der gegebene wahlspruch) nicht subjectiv, sondern durch die ganzen zeitverhältnisse bedingt war. das nötigt, weithin fäden zu spinnen und zusammenhänge darzulegen, die nicht ergrübelt, sondern erarbeitet sein wollen.

Die äufsere darstellung sucht sich diesem ziele anzupassen. sie verzichtet auf billiges gedanken- und witzspiel und zeigt eine zweckvoll fortschreitende gliederung, eine ruhige klarheit im einzelnen, die dem leser woltuend aus den sorgfältig gebauten, nirgends überlasteten sätzen entgegentritt. M. zeigt den allseits gebildeten litteraturkenner nicht auf die etwas anstrengende art seines lehrers ESchmidt, der mit knappen, an die leser hohe ansprüche stellenden anspielungen aller art den text zu würzen pflegte; allerdings insofern doch auch nicht immer auf ganz vorteilhafte weise, als das streben nach erläuterung durch verwante stoffbehandlungen bei M. manchmal ein wenig ausartet. man wird dies dort nicht parallelsucht nennen, wo zeitlich benachbarte

autoren vor ähnliche probleme gestellt erscheinen, oder wo ein anderer dichter mit genau demselben vorwurf ringend gezeigt wird. aber wo diese vergleiche nicht mit einem 'wie' sondern mit einem 'anders als' eingeleitet werden, da liegen sie doch oft recht weit ab. anderseits erscheinen die naheliegenden parallelen nicht einmal immer berücksichtigt, so s. 294, wo bei dem Immermannschen plan eines Achilles doch an den Uhlands hätte erinnert werden dürfen.

Im einzelnen wird unserer erkenntnis mannigfacher gewinn zuteil. sorgfältige neue ermittelungen über details des lebens und wurzeln des dichterischen schaffens treten zu einleuchtenden neuen einwertungen Immermannscher leistungen. die Papierfenster und überhaupt die jugendprosa werden einer fördernden neuen quellenuntersuchung unterworfen. der Münchhauseninterpret gibt sparsame, aber gehaltreiche proben seiner spürkraft. mit grofser wärme hebt M. die theatralische sendung Immermanns hervor. seine musterbühne war eben doch weit mehr als ein 'merkwürdiges experiment', wie sie ESchmidt in 'befremdender ungerechtigkeit' genannt hat. ich kann mich meines misbehagens entsinnen, als unser lieber gemeinsamer lehrer in meiner dissertation seinerzeit den ausdruck 'musterbühne' in 'experimentierbühne' umänderte; ich hielt damals, rein gefühlsmäfsig, bereits mehr von Immermanns wollen und können auf diesem gebiet, und freue mich nunmehr der bestätigung durch berufenstes forscherurteil.

Ein besonderes verdienst M.s seh ich darin, dass er die geschichtlichen entwicklungslinien der von Immermann bereicherten gattungen weit über dessen zeit hinaus im auge behält. Epigonen und Münchhausen können ja in der tat nur dann recht gewürdigt werden, wenn man die geschichte des romans nach Immermann berücksichtigt. namentlich die beziehungen zu Spielhagen sind mehrfach (bes. s. 400) triftig dargelegt. man könnte darin noch mehr ins einzelne gehn und, zb. auf Spielhagens (übrigens ja miserabeln) roman 'Was will das werden?' verweisen, wo der held als natürliches herzogskind einen deutlichen sprössing des Epigonen-Hermann darstellt, und aufserdem in der kindischen gestalt des Schlagadodro eine sehr deutliche huldigung an Immermann ergeht.

Diesen Schlagadodro im Tulifäntchen behandelt mir M. etwas zu knapp. die satire auf den deutschen vergangenheitscult, die in der gestalt ligt, bleibt unberücksichtigt, womit doch eine recht bezeichnende nuance übergangen ist. das bringt mich auch auf ein anderes, wesentlicheres und fast etwas ärgerliches versäumnis: auch hier, wo doch sonst überall sorgfältig nach den letzten quellen geschürft wird, unterbleibt die untersuchung über Immermanns stofflich interessante balladen. die biographie mochte dafür nicht der geeignete ort sein, aber falsche angaben darüber sind auf alle fälle verstimmend. es handelt sich um

die drei balladen 'Weland', 'Dietleib', 'Virgilius'. nach einer angabe bei Putlitz I 316 erklärt Boxberger bd. 11, s. 162 anm. 'Grimms Deutsche Heldensagen' als quelle für alle drei. Klövekorns wenig fördernde diss. Münster 1907 hat diese angabe s 8 ungeprüft (unter beibehaltung des falschen plurals!) übernommen. Mayne s 258 und wider 290 entscheidet sich für die Deutschen Sagen. die ja in der tat in anderen fällen eingewürkt haben. aber wo ist in ihnen von Weland, wo von Dietleib und dem zauberer Virgilius die rede? die Heldensage befriedigt auch nicht als quelle, höchstens die Wielandballade könnte von ihr oberflächlich angeregt sein. das dort über Dietleib gebotene genügt auf keinen fall und der zauberer Virgilius fehlt ganz. — minder schwer wiegt ein kleines versehen auf s. 91, das ich noch angemerkt habe: der kuppler in der Danteschen Francescageschichte heifst nicht Lanzelot, sondern Galeotto.

Möchte der schlussstein von M.s Immermannforschung in gestalt des Münchhausencommentars nicht mehr lange auf sich warten lassen und seine hier trefflich bewährte nachspürende und nachschaffende fähigkeit dann auch anderen perioden und dichtern zugute kommen.

Berlin. **Hermann Schneider.**

Wie unterrichtet man deutsch? ein wegweiser von **Alfred Biese.** Leipzig, Quelle & Meyer 1920. 168 ss. 8°.

Das vielfach angeregte und anregende buch trägt doch diesen titel nicht ganz mit recht. denn obgleich wendungen wie 'man mache sich klar, man stelle in den vordergrund, man wähne nicht' unfreundlich oft begegnen, wird doch an praktischen ratschlägen wenig gegeben. durch das was der vf. zb. über 'kunstgefühl' sagt (s. 122 ff), wie er die gotik als ausdruck 'bewegter deutscher innerlichkeit' beschreibt, könnten die gedanken eines schülers leicht ebenso verwirrt werden wie sein blick durch die fülle der formen und linien. in dieser sich zurechtzufinden, auch hier sehen zu lernen ist doch die eigentliche aufgabe: auf die hilfe, die dafür Goethe bietet, hätte wenigstens hingewiesen werden sollen. etwas stiefmütterlich ist die tragödie behandelt, freigebiger die lyrik. und da findet sich, offenbar aus eignem erleben heraus, manche feine bemerkung, mancher wink zur deutung, die auch für den unterricht nutzbar werden können.

In einem puncte möchte ich gern Biese zum bundesgenossen gewinnen. *Wind und Lüftchen kamen in eine große Stadt. da sagte der Wind zum Lüftchen.* oder: *Die Sonne schickte ihre Strahlen aus, um die Schläfer im ganzen Lande zu wecken* — dergleichen kommt in kindlichen erzählungen und gedichten wol vor. dazu bemerkt B. (s. 22 f): 'schon der kleine junge weifs, dass die erde sich um die sonne dreht, dass es eigentlich nicht

richtig ist zu sagen 'die sonne geht auf', . . . 'der wind erwacht'. der knabe wird also inne, dass wir uns nicht immer streng verstandesmäfsig ausdrücken, sondern dass in uns eine fähigkeit der seele sich regt, die nach einem gewissen schein gefühlsmäfsig urteilt oder vielmehr die dinge umgestaltet, usw.' — o du arme kindheit! dass man dir so deine natürliche art, zu sehen und vorzustellen, ausreden und die phantasie aus einem frischen, fröhlichen lebenselemente zu einem object kühler beobachtung machen will! und warum? 'als wichtige vorstufe für spätere erkenntnisse'. — auch von dieser seite ein schwerer irrtum. was 'weifs' denn der kleine junge von dem verhältnis der erde zur sonne? man hat ihn gelehrt es nachzusprechen. damit ein heranwachsender die grundstürzende und grundlegende bedeutung würdigen lerne, die der kopernikanischen theorie in der geschichte des menschlichen geistes zukommt, gibt es nur éine richtige vorstufe: dafür sorgen, dass er eine reihe von jahren ohne diese theorie lebe und stattdessen mit dem augenschein vertraut werde. dies war längst gefordert; neuerdings ist es, wenn auch erst an einzelnen stellen, als ein erreichbares ziel des geographischen unterrichts in angriff genommen worden. nichts besseres könnte geschehen, als dass dieser mit dem poetischen element in deutscher sprache und litteratur ein bündnis schlösse. aber es scheint, dass dem vf. die ernste aufgabe, die hier hereinreicht, gar nicht bewust geworden ist: in einer zeit überreifer cultur das innenleben des kindes von vorzeitigem wissenskitzel frei zu halten.

Danach können wir uns nicht wundern, dass er auch auf dem gebiete zu keiner entschiedenen stellungnahme gelangt ist, auf dem der misgriff, zu früh zur reflexion zu reizen, am leichtesten sich einstellt: in der sprachlichen erziehung. zwar hat sich B. den stärksten übertreibungen, die da seit einigen jahren im namen der deutschheit gefordert werden, nicht angeschlossen. aber auch er setzt doch voraus (s. 20), dass 'ein sichbewustwerden der eigenen sprache' schon im deutschen elementarunterricht geweckt und 'hernach beim erlernen einer fremden sprache' durch das mittel der vergleichung nur noch vertieft werde. umgekehrt! der natürliche, zum glück noch nicht verschlossene weg zur erwerbung der grammatischen grundbegriffe führt durch den fremdsprachlichen unterricht, wobei die muttersprache das mittel der verständigung ist. ihren besitz wollen wir so lange wie möglich als einen unbewusten pflegen. später erst, auf einer stufe gereifteren denkens, darf sie selbst auch zum gegenstande der betrachtung gemacht werden.

Solcher ansicht ist an dieser stelle im vergangenen jahre G. Rosenhagen entgegen getreten in einer anzeige der 2. auflage meines buches 'Von deutscher spracherziehung' (Anz. XL [1920], s. 70—72). von seinem verfahren dabei muss ich doch eine probe geben: '*Das wird so sein; du wirst recht haben; es*

wird inzwischen bekannt geworden sein; er wird sich gewundert haben': da hat die temporale form modalen sinn. wie sich dieser aus jenem entwickelt hat, ja immer neu entwickelt, lässt sich an den übergangsstufen deutlich machen; und das wird erleichtert, wenn die schüler den begriff des futurum exactum vom lateinischen her fertig mitbringen. auf diese zu tage liegenden beziehungen hatte ich hingewiesen. Rosenhagen widerspricht. 'denn' so vernehmen wir, 'die temporale anwendung dieser form ist außerhalb ungewandter übersetzerprosa und der bösen lateinischen, auch frz. übungsbücher nicht nachzuweisen'. sie 'muss als ein dem geist der deutschen sprache fremder latinismus bezeichnet werden'. HPaul D. gramm. IV § 372. die potentiale bedeutung aber gehört gerade der umgangssprache, den mundarten an, hat also mit der andern gar nichts zu tun. wie sie geschichtlich zu erklären ist, das steht wo anders und bedarf der klärung'. zu dieser klärung etwas beizutragen hat sich der recensent nicht berufen gefühlt. schlagen wir nach seiner angabe den jüngst erschienenen band von Paul auf, so finden wir, dass in § 372 von einer ganz speciellen erscheinung die rede ist, der üblen neigung des schuljargons, die zeitstufen des satztypus *ut sementem feceris ita metes* im deutschen nachzubilden. nicht der temporale gebrauch des fut. ex. an sich, sondern 'die anwendung des fut. in solchen nebensätzen' ist bei Paul subject zu der aussage 'muss als ein ... latinismus bezeichnet werden'. auf den modalen gebrauch des fut. ex. kommt er in § 373 zu sprechen und leitet ihn natürlich ganz ebenso ab, wie von mir geschehen war. — man wird so etwas nicht für möglich halten. ich bitte nachzusehen und dann auch das übrige material an citaten — überwiegend misverständnissen — zu prüfen, auf das Rosenhagen sein urteil über meine arbeit gründet.

Biese, zu dem wir zurückkehren, weiß den wert der alten gehaltvollen und scharf geprägten grammatischen termini wol zu schätzen und hält sie auch im anfangsunterricht für brauchbarer als die 'verrenkten übertragungen in die muttersprache' (s. 18), die tatsächlich ein unreifes denken, indem sie ihm etwas wie erklärung zu bieten scheinen, meist nur irreleiten. auch in einer anderen großen frage wahrt der vf. seine selbständigkeit gegenüber schlagworten des tages: den stoff zu den aufsätzen der oberstufe wünscht er nicht nur aus deutscher litteratur und sprache genommen, sondern aus allen gebieten des wissens (s. 91. 96/8). besonders zu rühmen ist, dass er zu diesen auch die politik rechnet, wie er denn überhaupt einer der nicht sehr zahlreichen schulmänner älterer richtung ist, die erkannt haben, dass politischer unterricht fortan zu den dringendsten aufgaben deutscher erziehung gehört (s. 72 f). allerdings konnte ich solchen unterricht nur im sinne freiester discussion — nach dem muster sokratischer dialoge — mir vorstellen, während Biese 'die furcht-

baren lehren dieses entsetzlichen weltkrieges den jungen seelen einprägen' will (s. 129). sind denn diese lehren irgendwo so formuliert und festgelegt, dass man sie hernehmen könnte, um sie der jugend einzuprägen? — vielleicht war das nur ein etwas ungeschickter ausdruck? ich fürchte, nein. in des vf.s didaktischem denken steckt würklich ein autoritatives element, das im verkehr mit erwachsenen schülern heute weniger als je zum guten würken kann. im grunde galt das doch schon vor dem kriege: wie zu den grofsen gestalten, die unsere dichter geschaffen haben, so zu den problemen, mit denen wir sie ringen sehen, muss jeder werdende Deutsche selber sich die stellung schaffen.

Die gräfin Terzky in der grofsen überredungsscene spricht ernste worte tiefer lebensklugheit. trotzdem halten manche sie für eine bösartige intrigantin — und temperamentvolle schauspielerinnen stellen sie gern so dar —, durch die der im grunde nicht schlechte Wallenstein zum verbrechen verführt werde. auch B. ist dieser ansicht. gut: dann mag er sie vertreten, in seinem buche wie im unterricht, aber eben als ansicht, nicht als wäre das nun einfach so und es gäbe weiter nichts. dagegen protestieren wir. wenn nun jemand behauptet, gräfin Terzky sei ein staatsmännischer kopf, der einzige mann in Wallensteins umgebung? B. selbst, indem er die 'satanische dialektik' beschreiben will, mit der sie den helden besiege (s. 93; vgl. 153), gelangt zu einem schluss, der seiner — ich bitte nicht böse zu sein — doch ein wenig philiströsen darlegung widerspricht: 'am ende ist Wallenstein überwunden durch die zwingende folgerichtigkeit, mit der aus einem kernpunct heraus das leidenschaftliche weib ideen entwickelt'. kann es etwas besseres, etwas rettenderes geben? das ist es, was die jahre her uns Deutschen gefehlt hat und vollends heute fehlt. und wenn darin die männer zur zeit versagen, so liefse sich doch vielleicht noch auf eine zukunft hoffen, wenn uns recht viele frauen beschert wären, die es besäfsen und einem kommenden geschlecht ins leben mitgeben könnten: die fähigkeit, aus gegebenem kernpuncte mit zwingender folgerichtigkeit ideen zu entwickeln, und die stetigkeit des wollens, ideen in eine widerstrebende würklichkeit hineinzuarbeiten.

Paul Cauer.

LITTERATURNOTIZEN.

Die deutschen pergament-handschriften nr 1 bis 200 der staatsbibliothek in München. beschrieben von **Erich Petzet** [= Catalogus codicum manu scriptorum bibliothecae Monacensis tomi V pars I codices germanicos complectens. editio altera]. München, Palm in comm. 1920. XX u. 381 ss. gr. 8°. 25 m. — Die Münchner hof- und staatsbibliothek veröffentlichte 1866 in zwei bänden das von Schmeller hergestellte

kürzere verzeichnis ihrer deutschen hss. es hat wesentlich dazu beigetragen, diesen einzigartigen schatz allgemein bekannt und benutzbar zu machen. aber in seiner knappheit gab es nur den hauptinhalt jedes codex an und muste von seiner herkunft, seinen graphischen eigenheiten, seiner bisherigen verwertung schweigen. eine genauere beschreibung erschien daher geboten. ihr dienten mit einigen modificationen zur grundlage die von der Deutschen commission bei der Preufsischen akademie für das inventarisierungsgeschäft der deutschen hss. des deutschen sprachgebiets empfohlenen vorschriften. eine reihe der wichtigsten ahd. und mhd membranen, ua. den Freisinger Otfrid und Bamberger Heliand, drei Willirammss., die Nibelungenhss. AD, den einzigen codex des Frauendienstes, hss. des Parzival, Tristan, der Christherrechronik, des Schwabenspiegels erhalten wir hier zum ersten mal erschöpfend beschrieben: ich bemerkte nur ein einziges falsches citat: s. 95 z. 3f muss es heifsen 'AfdA. bd. XVI (1890) s. 292 ff'. leider beschränkt sich diese vorzügliche neubearbeitung auf die nrn 1—200, von denen überdies drei (nr 15. 152. 154), weil an das reichsarchiv abgetreten, ausscheiden. unter den derzeitigen politischen und wirtschaftlichen verhältnissen erscheint es sehr zweifelhaft, ob auch die noch ausstehnden ungefähr 5800 deutschen hss., meist papiercodices, in der gleichen eingehnden weise verzeichnet werden können, und ob es sich vorläufig nicht mehr empfiehlt, ein kurzes register der seit 1866 erworbenen deutschen mss. drucken zu lassen und den lateinischen handschriftencatalog über die nr 27268 hinaus zu vervollständigen. **E. von Steinmeyer.**

Halldór Hermannsson, Modern Icelandic. An essay. Islandica. An annual relating to Iceland and the Fiske Icelandic Collection in Cornell University Library. Vol. XII.] Issued by Cornell university library Ithaca, New York. Copenhagen: Andr. Ferd. Höst & sön. Reykjavík: bókaverzlun Sigfúsar Eymundssonar. 1919. 1 doll. — Der vf. gibt nicht, wie man wol erwarten sollte, eine nisl. gramm., sondern den versuch einer geschichte der beschäftigung der Isländer mit ihrer muttersprache seit der mitte des 16 jh.s, ihrer bemühungen, sie in übersetzungen zu bilden, grammatisch zu fassen und ihr reinheit zu geben, als sie mit fremdem sprachgut überschwemmt war. leider gebricht es dem aufsatz an fülle des sprachlichen stoffes. die eingestreuten beispiele sind gar dürftig; und der verhältnismäfsig kleine stoff hätte doch zur darstellung der geschichte der wortwahl für beschränkte gebiete, zb. bibelsprache, herausfordern sollen. zuweilen stören unhistorische urteile über die fähigkeit der vff. so muss die leistung der ersten isl. gramm., der des Rúnólfur Jónsson (1651), an der gleichzeitigen gramm. behandlung des lat., griech., hebr. gemessen werden. — trotzdem liest man das buch mit freude an dem beharrlichen, zuweilen wol etwas halsbrecherischen streben des

tapferen völkchens, sich sein köstliches isl. zu erhalten. H. H. will eine entschiedene gefahr für die reinheit der sprache nur in einer schnellen industrialisierung der insel sehen, und er glaubt sie fern. mir scheint sie nahe; der Engländer oder Amerikaner wird mit seinem kapital auch der sprache gefahr bringen. möge sie überwunden werden.

Marburg i. H. **Walther Heinrich Vogt.**

M. Nygaard, Bemerkninger, rettelser og supplementer til min norrøn syntax (Kristiania 1905) [Vidensk. selsk. skrift. II. hist. filos. kl. 1916 No 5]. Kristiania, Dybvad 1917. 54 ss. 8°. — Das vorliegende heft hat nach Nygaards tode Magnus Olsen zusammengestellt und herausgegeben. außer einigen einleitenden bemerkungen und kurzen zusammenhängenden notizen über eigentümlichen conjunctionalen gebrauch von *ok* enthält es wesentlich vervollständigende materialsammlungen zu N.s Norrøn syntax, wie sie sich in seinem handexemplar zerstreut vorfanden. neue gesichtspuncte darf man nicht erwarten: der herausgeber wollte nur das gesammelte material retten. die einleitenden bemerkungen beschäftigen sich mit Neckels recension Zs. f. d. phil. 40, 473 ff.: N. verwahrt sich gegen das harte gesamturteil einer im grunde verfehlten, weil unhistorischen behandlung nach den geläufigen kategorieen der lateinischen grammatik. auch N. macht für sich anspruch darauf, 'die gesichtspuncte für die syntax aus der sprache selbst genommen zu haben'. Neckels urteil über Nygaards Syntax ist im kerne richtig. große, leitende historische gesichtspuncte gibt sie nicht, ist vielmehr eine umfassende materialsammlung und einordnung in möglichst übersichtliche gruppen. aber bei dem stande der syntaktischen forschung auf nordischem gebiet fragt es sich, ob ein zusammenfassendes werk mit einiger zuverlässigkeit schon mehr hätte geben können. die berechtigung zu einer systematisch classificierenden darstellung, einer lediglich aus schriftlichen denkmälern bekannten sprache wird niemand leugnen, und die anwendung der gewohnten kategorieen hat, wie auch Neckel anerkennt, ihre guten seiten.

Seiner natur nach kann das supplement an den gesteckten grenzen des N.schen werkes nichts ändern. die schwierigkeit ligt indessen darin, daß die von ihm behandelte sprache trotz ihrer schriftlichen fixierung sich in einem recht flüssigen zustande befindet und ausdrucksmöglichkeiten von einer beweglichkeit, mannigfaltigkeit und ursprünglichkeit hat, die von der abgeschliffenheit moderner sprachen weit abliegen und eine historische betrachtungsweise in der tat herausfordern. das wird einem von neuem klar bei durchsicht des einzigen zusammenhängenden abschnittes über: 'eigenartige verwendungen der partikel *ok* in norrønen prosa'. die zusammenstellungen umfassen sehr heterogene erscheinungen in der gleichen, ein wenig schematischen

aufzählungsweise. darunter werden eine reihe von fällen einbezogen, in denen die verknüpfung zweier sätze durch *ok* oder *en* sich einer hypotaktischen anordnung merklich nähert. sie als fehler, unachtsamkeit, anakoluth abzutun, geht um so weniger an, als auch altschwedische texte verwante beispiele zeigen. (*Nu sighær lænsman maþ aþrum witnum swarit hawa, ok annur han sen hat* Uppl. *Nu hawar præstær tyund fangit ok skal han ællighær hawa*. Uppl kirk. VIII.) vielmehr sind wir hier trotz wesentlich durchgeführter scheidung von haupt- und nebensatz auf spuren eines verschwimmens der grenzen gestoßen, die eine bestimmte kategorisierung verbieten. denn an der auffassung, dass haupt- und nebensatz ihrer formalen scheidung nach erst eine secundäre, wenn auch frühzeitige erscheinung sind, muss unbedingt festgehalten werden. einer späteren, historisch greifbaren entwicklung vom haupt- zum nebensatz kann man bei den vordersätzen ohne conjunction nachgehn, wie es für das aschw. mit freilich ungenügender präcision von Larson-Högsby (Temporal satsfogning i fornsvenskan. Lund 1913) versucht worden ist. um so sorgfältiger gilt es auch andersartige andeutungen von verschwimmenden grenzen zu beachten.

Neue gesichtspuncte bringt das zusatzheft also nicht, am wenigsten eine umstellung der auffassung nach Neckels anforderungen. Nygaards würksamkeit ist nur vorarbeit, als solche aber auch in diesem supplement von bleibendem wert.

H. de Boor.

Minnesskrift utgiven af Filologiska Samfundet i Göteborg på tjugoårsdagen av dess stiftande den 22 oktober 1920 (Göteborgs Högskolas Årsskrift 1920 II). Göteborg, Wettergren & Kerber, 1920. XIV u. 167 ss. 8°. 12 kr. — Zum zweitenmal geben die rührigen Gotenburger philologen eine festschrift heraus. von den siebzehn aufsätzen des vorliegenden sammelbandes seien für die leser des Anzeigers diese hervorgehoben.

Für die schriftformen des Hildebrandliedes stellt Wadstein eine neue erklärung auf: sie seien überwiegend niederfränkisch, im einklang mit den anfrk. Psalmen (die aber ihrerseits aus dem hd. umgeschrieben sind). den hd. urtext des liedes leugnet er nicht, doch soll er sich nur in ganz wenigen sichern spuren verraten. — Seine arbeiten zur færöischen ballade ergänzt de Boor durch eine besprechung der göttermythischen züge. sein ergebnis ist, dass diese züge aus der isl. vers- und prosadichtung stammen und über die uns bekannten denkmäler nicht zurückführen. — Die angabe der Guta saga, dass der Norwegerkönig Olaf d. heil. an der bekehrung der insel Gotland beteiligt war, bringt Beckman damit zusammen, dass das gutnische recht eingangsformeln und satzungen kennt, die in norwegischen, nicht in schwedischen gesetzen widerkehren. — Lindquist teilt aus des älteren Jón Olafsson handschriftlicher 'Ru-

nologia einen abschnitt mit. der auf einer verlorenen aisl. membran ruht und verschiedene der auf dem Rökstein gebrauchten geheimrunen beleuchtet. — Hesselman tritt dafür ein, dass neben der namensform *Ólaf-* nicht *Áleif-*, nur *Ǫleif-* anzusetzen sei, und zwar nur in dem dreisilbigen dativ *Ǫleifi* (vgl. *þorkatli* neben *þorkeli*). hauptton auf der zweiten silbe wird entbehrlich; mit wechselnder nebentonstärke in sonst gleichen formen rechnet H. nicht. — Bei einer untersuchung nordischer ortsnamen mit dem stamme **þeura-* kommt Lindroth auch auf die *Τευριοχαῖμαι* und den Thüringernamen zu sprechen. — Lidéns 'Wortgeschichtliche beiträge' betreffen aufser schwedischen auch deutsche vocabeln. — In der mittelenglischen dichtung von Gawein und dem grünen ritter stellt Sundén weitere nordische lehnwörter fest, und Vising sammelt neue zeugnisse zur gesellschaftlichen stellung des anglonormannischen, diesmal im blick auf die breiteren volksschichten. **Andreas Heusler.**

Das iranische nationalepos von **Theodor Nöldeke.** 2. auflage des im Grundriss der iranischen philologie erschienenen beitrages. Berlin und Leipzig 1920. Vereinigung wissenschaftlicher verleger. IX u. 108 ss. gr. 8⁰. 30 m. — Nöldekes darstellung des Schahname, die in bewundernswerter weise zugleich den bedürfnissen des fachgenossen und des fernerstehnden litteraturforschers entgegenkam und die seit ihrem erscheinungsjahr 1896 wol vielen von uns laien der eigentliche leitfaden auf diesem gebiete gewesen ist, hat trotz erschwerenden umständen — 'Strafsburg 1918 und 1919!' — eine neubearbeitung von der hand des meisters erlebt, und die Heidelberger akademie hat die drucklegung ermöglicht. die schrift ist von 82 auf 107 seiten angewachsen. mehr als verdoppelt und gründlich geändert ist der abschnitt über versmafs und reim, der jetzt ans ende gerückt ist (16 seiten). im übrigen gelten die zutaten und berichtigungen begreiflicherweise mehr philologischen einzelfragen als der umfassenden schilderung des dichtwerks und den grofsen linien seiner vorgeschichte. diese letzte hat durch neuverwertete, zt. arabische quellen einige umzeichnungen erfahren (s. 6. 11 f. 22. 48 und besonders 41—44). kleinere nachträge, über Firdausis rationalistische neigung, seine zeitverstöfse, seine übertreibungen, auf s. 40. 51. 62. anordnung und beleuchtung, in den meisten paragraphen auch der wortlaut, sind unverändert. die sorgfalt der durchsicht verrät sich da und dort auch in leiser abtönung des ausdrucks: 'nur ziemlich dürftige kenntnisse' . 'blofs ganz wenige' . . . § 48 (für: 'nur dürftige' . . . 'fast gar keine'). — Die vielen schätzbaren seitenblicke auf aufserpersische epik sind beim alten geblieben: erwähnt seien die aus einem aufsatz N.s herübergeholten satze s. 54 [1], die gegen Rückert bestreiten, dass Firdausi 'etwas weniger leib und viel mehr seele' habe als Homer. gern hätte man diese ausblicke auf das indische

epos erstreckt geschehn, und die dem Schahnameleser sich aufdrängende frage, ob wol die Perser auf die russische Wladimirdichtung und durch sie auf die deutschen heldenepen eingewurkt haben, bleibt dem dankbaren benutzer des buches überlassen. **Andreas Heusler.**

Schwäbisches Wörterbuch. 5. bd. (50.—61. lfg.), bearbeitet von **Herm. Fischer,** unter mitwürkung von Wilh. Pfleiderer. enthaltend O, R, S. Tübingen, Laupp 1920. IV u. 1976 ss. — Es war Fischer nicht vergönnt, sein Wörterbuch zu vollenden. überraschend schnell waren die letzten lieferungen einander gefolgt, und so hatten wir hoffen dürfen, der 69 jährige werde uns auch noch den 6., den letzten band seines grofsen werkes schenken. doch nur die erste lieferung hat seine fleifsige hand fertigstellen können. bei der durchsicht des 5. bandes bemerken wir wider die wertvollen vorzüge der Fischerschen arbeitsweise. das wort, mit einer wolüberlegten auswahl alter und neuer belege dargeboten, zerlegt sich ungezwungen in seine einzelbedeutungen: bemerkungen über verbreitung, flexion, laut und bildung umrahmen den artikel, worauf noch auf das vorkommen in namen eingegangen wird. dieses verfahren ist so erschöpfend und vorbildlich, dass Fischers werk den kommenden wörterbüchern zum muster dienen wird. wider auch beobachten wir eine vorsichtige zurückhaltung, wie sie in der etymologie und in der wortgeographie zwar zweckmäfsig ist, aber doch oft nur ungern geübt wird. aus vielen stellen list man mit befriedigung eine resignation heraus, die bei dem verfasser des Schwäbischen Sprachatlas wolbegründet erscheint. gegen lautgesetzliche annahmen verhält sich sein lautgeographisches material ja so oft völlig widerspenstig. darum mag F. auch eine moderne form nicht gern dem mittelalter zuweisen, wenn die litterarische überlieferung dagegen spricht, vgl. *rösch* (403). für *ran* 'schlank' wird jedoch schon das mhd. wort mit kurzem vocal angesetzt. das nebeneinander des mhd. *sege/sage* 'säge' erweist sich auch im schwäbischen als ablaut-verhältnis. zu rotwelschem *scheften* 'gehn' dürfte sich das in Brandenburg und Ostpreufsen bezeugte *schechten* 'eilig gehn' stellen lassen und darum wol an *schaft schacht* 'stiefelschacht' gedacht werden können. irrig meint F., das wort *Schranne* 'bank' sei nur in Schwaben verbreitet: es ist im gegenteil dem niederdeutschen *Scharren*, wofür das Mnd. wb. auch die nebenform *schrange* kennt, gleichzusetzen. methodisch beachtenswert ist die oft widerkehrende feststellung, dass lautliche und wortgeographische unterschiede confessionell bedingt sind. es bleibt noch der würklich tadellose druck, das noch recht haltbare papier und das wie mir scheint gänzliche fehlen von druckfehlern hervorzuheben. so schreitet das werk, gehegt und gehalten wie bei seinem beginn, dem abschluss entgegen. wir irren wol nicht in der annahme, dass es in Pfleiderers obhut übergehn wird.

dessen unterstützung ja der verstorbene im vorwort zum 5. bande wider dankbare worte widmet. **H. Teuchert.**

Lautlehre der Reichenberger mundart von **R. Kämpf.** Reichenberg i B. 1920. Verein f. heimatk. d. Jeschken-Isergaues. 37 ss. 8°. 5 kr. — Diese als Prager dissertation in den jahren 1913/14 entstandene arbeit besitzt die vorzüge, die bei einer anleitung durch PrLessiak selbstverständlich sind: sorgfältige grammatische ansätze, bezugnahme auf dialektgeographische zusammenhänge und einstellung auf die sprachgeschichte. wie allen localgrammatiken jedoch fehlt auch ihr die verknüpfung mit der mda. der umgebenden landschaft: die folge daraus bleibt unsicherheit über die geschichte einzelner lautlicher erscheinungen. wie es bei einer stadtmda. nicht anders zu erwarten ist, sind viele züge ihr und dem gemeinschlesischen gemeinsam. aber noch besitzt die mda. einen engen zusammenhang mit der ursprünglichen sprachgestalt, und sie wird daher zu der gruppe der nichtdiphthongierenden stammmdaa. gestellt. für die genauen angaben über diese beziehung sowie für die sprachgeschichtlichen betrachtungen die der vf. anstellt, darf der benutzer des heftes dankbar sein. durch die scharfe phonetische beobachtung, die überall zu tage tritt, ist dem in der arbeit angehäuften lautmaterial leichtere verwendbarkeit für spätere zusammenfassende untersuchungen gesichert. **H. Teuchert.**

Studier i modern sprakvetenskap utgivna af Nyfilologiska sällskapet i Stockholm. VIII. Uppsala. Almqvist & Wiksells boktryckeri-a.-b. 1921. 163 ss. 8°. 6.50 kr. — Der zum 25 jahrestag der gründung der Neuphilolog. gesellschaft (9. V. 1921) erschienene band enthält aufser einem überblick über die bisherige würksamkeit des vereins (s. 1—14) 10 aufsätze, von denen die hälfte auf die romanische philologie entfällt. von den übrigen bietet REkblom eine mir wol einleuchtende studie über den russischen flussnamen *Lovat'* (15—21); EWellander benutzt die moderne schwedische zeitungs- und geschäftssprache, um dem bei den grammatikern etwas in miscredit geratenen begriff der 'ellipse' bestimmtere geltung zu verschaffen (s. 25—56); ANordfeld spricht sich mit neuen gründen für die spätere datierung der Eufemia-visor (1340 bis 1350) aus, ohne doch das rätsel der in den schlussversen enthaltenen angaben zu lösen (s. 71—82); REZachrisson teilt aus seinen reichen sammlungen zur englischen toponomastik zahlreiche belege für die übergänge *ts > ch, ds > dg* ein (s. 121—135); JReinius liefert auf grund einer guten, wenn auch etwas zufälligen belesenheit allerlei zt. ganz amüsante belege für die unsicherheit syntaktischen gebrauchs bei deutschen schriftstellern der gegenwart (s. 143—163). alles in allem ein neues und durchaus rühmliches zeugnis für das vielseitige streben das in der gesellschaft lebt. E. S.

Studien über die französischen worte im deutschen im 12 und 13 jh. von **Emil Öhmann**. Helsinski 1918. 155 ss. 8⁰. — Die schrift ist eine dissertation, welche bei prof. Suolahti an der universität Helsingfors gearbeitet wurde. sie umfasst nicht die gesamtfrage der franz. wörter im mhd., sondern 'verfolgt einen rein linguistischen zweck'. ähnliche arbeiten liegen ja bereits vor, so in den dissertationen von Kassewitz (Strafsbg. 1890), Maxeiner (Marbg. 1897), Piquet (Paris 1898), ohne dass die frage würklich geklärt wäre. so war eine neubearbeitung nur zu wünschen. das wortmaterial dazu ist von Suolahti selbst gesammelt worden; für das 12 jh. ist es von ihm bereits veröffentlicht, vom 13 jh. soll es in den Annalen der finnischen akademie erscheinen. Öhmanns arbeit zerfällt in zwei teile: der erste behandelt 'die dialektale herkunft der französischen worte', der zweite 'die mittelniederländische vermittlung'. jedesmal werden die einzelnen laute oder lautgruppen durchgegangen, welche geeignet sind, die franz. mundart welcher das wort entstammt, bezw. die niederländ. färbung des franz. lehngutes zu erweisen. daran reiht sich eine betrachtung über den 'litterarischen oder nicht litterarischen charakter und die geographische verbreitung der frz. worte im deutschen'. die 'zusammenfassung' gipfelt in den sätzen: 'die frz. worte im deutschen stammen entweder direct aus dem ostfranzösischen oder beruhen auf mittelniederländischer vermittlung' und 'die mehrzahl der schriftsteller gebrauchen in der regel frz. worte, die offenbar nicht nur in der litteratur, sondern auch in der höfischen umgangssprache ... gang und gäbe waren', wobei litterarischer einfluss nebenher geht.

Das gesamtergebnis bringt nicht viel neues. die geographische verbreitung der frz. wörter, ihre verteilung auf die dichter und dichtschulen wird mehr angedeutet als ausgeführt. auch die einzelergebnisse kommen selten über das bekannte hinaus, wobei zugegeben werden muss, dass eben viele fragen rein linguistisch nicht zu lösen sind. die untersuchung haftet an der oberfläche. die gründe der entlehnung sind sicher schärfer zu erfassen. wenn Salverda de Grave meint, dass für die entlehnung frz. wörter ins ndl. die anwesenheit von Franzosen in den Niederlanden 'nicht hoch genug angeschlagen werden kann', so wird niemand glauben, dass in Deutschland anwesende Franzosen für die aufnahme frz. wörter ausschlaggebend gewesen seien. anderseits wird die hauptursache der entlehnung, dass viele Deutsche der höheren kreise französisch kannten und damals wie im 18 jh. die fremdwörter verschuldeten, kaum mehr als angedeutet. ebenso ist die hauptquelle der mehrformigkeit, nämlich mehrfache entlehnung ein und desselben wortes, in der einleitung wol erwähnt, aber bei der untersuchung selbst nicht verwertet worden. auch in der frage nach der frz. mda., welcher

die fremdwörter entstammen. liefse sich bei gründlicherer untersuchung schon weiter kommen. bei den belegen wünschte man vollständigkeit und genaue stellenangabe, um nachprüfen und selbst urteilen zu können. im allgem. wird zu viel gedanklichen erwägungen raum gegeben, möglichkeiten nachgehangen, wo eine schärfere beobachtung und umfassendere untersuchung gröfsere und bessere aufschlüsse gegeben hätte. so aber werden nur immer die verschiedenen möglichkeiten entwickelt, ohne den tatsächlichen bestand herauszuarbeiten und eine entscheidung zu fällen. wenn es afrz. *chastelain*, mhd. *kastelân* heifst, so genügt uns nicht zu wissen, dass *c* für *ch* dem pik.-norm., *a* für *ai* dem ostfrz. eigen ist, dass aber auch einfluss des latein. oder des mndl. vorliegen kann, sondern wir wollen endlich untersucht und festgestellt wissen, wie die deutsche form zu erklären ist.

Völlig zu trennen war auch die untersuchung der frz. floskeln von den ins deutsche aufgenommenen wörtern, und hier war zu scheiden zwischen würklichen lehnwörtern und den modeausdrücken der höfischen dichter. vor allem ist auch die zeitliche abstufung der entlehnung viel zu wenig berücksichtigt. wir sind dem vf. sehr dankbar für die ausführliche behandlung des ndl. einflusses, leider bleibt aber trotzdem der umfang desselben ziemlich verschwommen.

Auf einzelheiten kann ich hier nicht eingehn. dass Wolfram die ndl. sprache beherscht habe (s. 78), wird wenig gläubige finden. *schâch* (frz. *échec*!) darf man nicht als frz. lehnwort behandeln, es kommt uns mit *roch* und manchem anderen aus dem süden (cat.-prov. *escac*). usw.

Öhmanns vorzüge bestehn im sorgfältigen buchen aller erscheinungen und in richtiger erwägung der verschiedenen möglichkeiten, denen sie ihre lautliche gestalt verdanken können. wer sich über den stand der frage rasch unterrichten will, kann dies trefflich nach seinem buche tun. doch es ist der mangel der untersuchung, dass über die probleme mehr herumgeredet wird, als dass sie der lösung zugeführt werden. es steht keineswegs so hoffnungslos, dass man auf genauere ergebnisse verzichten müste. **E. Gierach.**

Der Wiener Oswald. herausgegeben von **Gertrud Fuchs.** [Germanistische abhandlungen. hrsg. von Fr. Vogt. 52. heft.] Breslau, M. u. H. Marcus 1920. XXXIII u. 64 ss. 10 m. — Durch die auffindung der Dessauer Oswaldhs. ist Baeseckes ausgabe des 'Wiener Oswald' (Heidelberg 1912; vgl. Anz. XXXVI 240 ff) in einzelheiten überholt, die bei einer neuen auflage leicht hätten eingearbeitet werden können. für eine neue ausgabe ligt bei den geringen funden welche die neue hs. bietet, keine notwendigkeit vor. F. muss sich im wesentlichen damit begnügen, einige athetesen B.s zurückzuweisen und ein paar textänderungen anzubringen, die in den anmerkungen begründet

werden. die hs. D ist, so weist F. überzeugend nach, zwischen 1420 und 1442 nach schlesischer vorlage auf veranlassung der herzogin Offka von Sachsen, einer geborenen fürstin von Oels, geschrieben. das verhaltnis der hss. D, O und W, das Helm PBBeitr. 40, 1 ff unter offenbarer verkennung des verses 644 verdunkelt hat, stellt F. in einfacher und überzeugender weise klar. ihre gegenüberstellungen von *WO_1 und *WO_2 greifen ganz auf B.s ergebnisse zurück. die verderbten verse 570 f les ich: *und schicke darzu alsân : lobelich hantwercman.* *alsân* entspricht den dringlichkeitsausdrucken von 792 f; schon *WO hat das wort *alsan* nicht mehr verstanden und deshalb die verse verderbt. *DO gab die dann getreulich weiter. W setzte zwei zusammenhanglose verse ein: O liefs die stelle ganz weg, D begnugte sich damit, durch zwei ruhrende reime aufserlich ordnung zu schaffen, ohne das ursprüngliche erkennen zu konnen.

Düsseldorf. **H. W. Keim.**

Studien zur Kurmainzer kanzleisprache (ca 1400—1550) von **Karl Demeter.** Archiv für hessische geschichte und altertumskunde. n f. XII, s. 427—558. Darmstadt 1919. (s. 427—528 auch als Berliner dissertation [1916]). — Die vorliegende bearbeitung einer besonders wichtigen kanzlei lässt in der behandlung der probleme überall den anfänger erkennen. bei tiefer schauender beobachtung, tiefer gründender forschung, die auch andere kanzleien vergleichsweise zu überblicken vermag, müste eine kurmainzische kanzleigeschichte schon durch die historische stellung von Kurmainz manche fragen von principieller wichtigkeit aufrollen, die hier teils nur flüchtig angeschlagen, teils ganz übersehen sind.

Den hauptteil bildet eine zusammenstellung der dem vf. wichtig erscheinenden schreiberformen: es sind falle teils dialektischer teils orthographischer art. leider reichen die frühneuhochdeutschen kenntnisse des vf. nicht zu selbstandigem urteil aus. man wird sich den hier vertretenen sprachgeschichtlichen auffassungen, den spracherklarungen nicht überall anschliefsen können, nicht immer auch in der auswahl der charakteristischen formen mit D. übereinstimmen. zb. vermiss ich genauere beobachtungen über die ersetzung von *of*, das in stadtmainzischen texten noch länger bezeichnend lebt, durch *uf*, *bit* durch *mit* usw. wenig zur geltung kommt bei der aufzahlung, wie sie der schreiberzufall schafft, der kurmainzische typ, dessen vorhandensein der vf. doch mehrfach anerkennt, zumal die materialsammlung hier durchaus unkritisch vorgeht. so sind die den Reichstagsakten entnommenen Mainzer beispiele bis 1440 grösstenteils stadtmainzisch (von gröberen fallen, zb. Reichstagsakten I 172, seh ich ab), da D. ohne nähere untersuchung s. 432 stadt- und kurmainzisch einfach identificiert. dagegen werden kurfürstliche urkunden aus Aschaffenburg und anderen orten übergangen. obwol

gerade sie zur beobachtung der entwicklung des kurmainz. typs wertvoll gewesen wären. soweit das gedruckte material eine nachprüfung gestattet (von den 15 bänden Reichstagsakten hab ich 5 mit D.s angaben verglichen), kann ich die auswahl wenig billigen. D. hält wol (s. 431) die zeit bis 1440 für weniger wichtig. aber die aufgabe localer eigenheiten (*p* : *ph*, *pf*; *of* : *uf*; *e* : *i* [*schreben*]; vordringen des *t* neben *d* usw.) setzte doch früh ein. uberaus lehrreich wäre es gewesen, namentlich auch für die spätere zeit, wenn D. die länger und stärker local gefärbten stadtmainz. texte als hintergrund benutzt hätte, von dem sich die entwicklung der erzbischöflichen kanzlei abhob. wer sie heranzieht, sieht zb. leicht, wieviel stärker die kurkanzlei die dialektische entrundung des *eu* unterdrückt. der städtische 'Rotulus testium' von 1332 (Städtechroniken 17, 360) mit stark volkstümlichen formen scheint (freilich damals in M. noch alleinstehend, doch im einklang mit vereinzelten gleichzeitigen westmitteldeutschen spuren) sogar auch die heimischen neuen diphthonge durchschimmern zu lassen. diese diphthonge, die man gewöhnlich als d a s kriterium des anschlusses an die gemeinsprache anführt, obwol sie nur ein sehr wichtiges glied in der reihe sind, zeigt Kurmainz seit 1480 (erzbischof Diether), stärker seit 1482 (Albrecht), erst allmählich durchdringend, also zu einer zeit, die sich in die allgemeine md. entwicklung einreiht. der directe anlass zu ihrer aufnahme wird sich m.e. nur bei genauer beobachtung der kanzleigebräuche finden lassen. gelangt die kanzlei auf dem traditionellen wege der angleichung fortschreitend dazu? bedarf sie eines äufseren anstofses? mit D. bin ich überzeugt, dass Georg Pfeffer ihn nicht gab. aber seine vermutung, dass die sächsischen räte, die 1482/84 mit dem administrator Albrecht in M. sind, diesen einfluss geübt hätten, ist nicht genügend gesichert. das benutzte material reicht nicht aus, und vor allem fehlt, wie erwähnt, die beobachtung der kanzleiübung, die eine unumgängliche forderung für jede kanzleistudie ist, schon um das material richtig abgrenzen, die überlieferung einschätzen zu können. D. berücksichtigt in § 6 ('Organisation der kanzlei') erst das 16 jh., aus dem kanzleiordnungen vorhanden sind. das für die frage des anschlusses an die gemeinsprache wichtige 15 jh. muss, soweit nicht andere zeugnisse sprechen, freilich erst aus den kanzleiproducten erschlossen werden. hat beispielsweise 1440, einem von D. s. 503 als sprachlich wichtig bezeichneten zeitpunct, der neu eintretende kanzler an diesem einschnitt seinen anteil? oder erklärt sich überhaupt der bruch bei D. nur aus dem wechsel seines materials, da er von den vorher gekennzeichneten drucken zu handschriften übergeht? ist der wechsel der kurfürsten zu spüren? ich möchte doch hier darauf hinweisen, dass der kurmainzische sekretär Wigand Konecke der 1471/4, als Kurmainz das erzkanzleramt

ausübt, in der reichskanzlei arbeitet, im taxbuch der reichskanzlei (Mitt. d. inst. f. österr. geschichtsf 8, 50) starker local rheinfränkisch schreibt, als die kurmainz. officiellen kanzleiäufserungen gefärbt sind. damit ist auch schon die frage berührt, ob aus dieser vorübergehnden verbindung mit der reichskanzlei gegenseitige einwürkung zu beobachten ist, als mindestens drei hochgestellte Mainzer kanzleibeamte für das reich tätig waren (aufser Konecke der kanzler Georg Pfeffer — nur für diesen wirft D die frage auf, ob er von der reichskanzlei beeinflusst sein könne — und der sekretär Joh. Cronenberger).

So knüpfen sich eine reihe wichtiger und interessanter fragen an Kurmainz, deren beantwortung freilich über den rahmen der üblichen dissertation hinausgehn würde. — einleitungs- und schlusscapitel bestätigen, dass der vf. zur entstehungsgeschichte der nhd. schriftsprache ein eigenes verhältnis noch nicht gewonnen hat. **Agathe Lasch.**

Aufsätze zur sprach- und literaturgeschichte, Wilhelm Braune zum 20. febr. 1920 dargebracht von freunden und schülern. Dortmund, Fr. W. Ruhfus 1920. VII u. 402 ss. 8°. 55 m. — In dem reichtum dieses stattlichen bandes bekunden sich gleicherweise die verehrung deren sich der jubilar erfreut, wie die vielseitigen anregungen die von ihm ausgegangen sind. zwei alte freunde repräsentieren würdig das althochdeutsche gebiet: Steinmeyers aufsatz 'Aus dem nachleben des clm. 18140' (199—206) gilt eben der glossenhs., deren entstehungsgeschichte der verf. vor 20 jahren vorbildlich aufgehellt hat; Sievers, 'Steigton und fallton im ahd. m bes. berücksichtigung von Otfrids Evangelienbuch' (148—198) eröffnet für eine ganze reihe von erscheinungen, die wir mehr oder weniger als orthographische launen und willkürlichkeiten angesehen haben, die aussicht auf eine erklärung, die, über die bisherige lehre von den satzdoubletten hinausgreifend, die satzmelodischen verhältnisse einleuchtend verwertet. — Der hübsche essai von Petsch, 'Die tragische grundstimmung des altgerm. heldenliedes' (36—46) steht vor dem eingang einer trias von anziehenden beiträgen zur Nibelungensage. Heusler erschliefst 'Die quelle der Brunhildsage in Thidrekssaga und Nibelungenlied' (47—84); Neckel spannt in seiner behandlung der 'Nibelungenballaden' (85—137) den rahmen weiter als jüngst de Vries und de Boor, und der gelehrte der sonst die heldensage aus dem märchen ableitet, Panzer, 'Siegfriedmärchen' (138—147), macht uns diesmal mit einem märchen bekannt, das deutlich ein sprössling der litterarischen heldensage ist. — Das niederdeutsche ist durch zwei recht verschiedenwertige beiträge vertreten: während Agathe Lasch aufschlussreich und mit trefflicher methode 'Die mundart in den nordniedersächs. zwischenspielen des 17 jahrhunderts' (299—351) analysiert, vermag ich

in dem aufsatz von Sütterlin, 'Die zeitwortpartikeln im mittelniederdeutschen' (267—298) schon wegen der ungenügenden grundlagen keine zuverlässige förderung zu erblicken. — Für das mittelhochdeutsche ligt ein gehaltvoller aufsatz von Ehrismann, 'Hugo von Trimbergs Renner und das mittelalterliche wissenschaftssystem' (211—236) vor; was Goetze, 'Zu Meier Helmbrecht' (207—210), Helm, 'Die Oberrheinische chronik' (237—254), Leitzmann, 'Ein cento aus Freidank bei Oswald von Wolkenstein' (255—259) beisteuern, sind nur mehr 'späne aus der werkstatt'. — Zur neuhochdeutschen litteratur leitet über Spanier: 'Die chronologie von Murners Narrenbeschwörung und Schelmenzunft' (260—267), wie sie der verf. PBBeitr. 18, 1—71 bestimmt hatte, wird hier gegen neuere einwendungen verteidigt, mit dem erfolg dass die NB. in ihren grundbestandteilen allerdings vor der SZ. entstanden sein dürfte. Collin, 'Zur mummenschanzscene in Goethes Faust' (360—400) vereinigt bekannte tatsachen mit den ergebnissen eigener forschung zu einem sorgfältig ausgeführten gesamtbilde. — Schliefslich noch ein buntes allerlei: aus den 'Miscellanea Celtica' Kuno Meyers heb ich den protest gegen englische fälschung der irischen geschichte hervor, der uns noch aus dem grabe des wackeren kämpfers entgegentönt; Jellinek, 'Zur aussprache des lateinischen im mittelalter' (11—26) zeigt an hübschen proben die fruchtbarkeit dieses wenig bebauten gebietes; Hoops, 'Die Heiden' (27—35) möchte Braunes zuweisung des christianisierten volksnamens (ursprgl. 'heidebewohner', dann 'barbaren') an die Angelsachsen stützen und bestätigt dessen annahme, dass *hinnici* im Keron glossar 126, 28 eine andeutschung von *ethnici* -ei, durch den nachweis von *ennici* in latein. glossaren; Behaghel, 'Ruhe und richtung im neuhochdeutschen' (356—359) wendet die von Sievers ausgegangenen beobachtungen über ruheverben und richtungsverben auf die lebende sprache an; EKuhn, 'Murmel' (352—355) liefert einen kleinen beitrag zur wortgeographie; zu dem versuch von Baesecke, 'Cupa' (401 f), die lautverschiebung ins 7 jahrhundert hinabzurücken, muss ich drei fragezeichen machen.

Dankbar sei noch des verlegers Ruhfus gedacht, der, selbst ein schüler Braunes, seine anhänglichkeit an den Heidelberger lehrer und die altdeutschen studien durch erneute opferfreudigkeit bewiesen hat. **E. S.**

Kultur der urzeit von prof. dr **Moritz Hoernes**. I. Steinzeit neu bearbeitet von prof. dr **Friedrich Behn**, mit 50 abbildungen. [Sammlung Goeschen 564.] Berlin u. Leipzig, Vereinigg wiss. verleger 1921. 138 ss. kl. 8°. 4,20 m. — Diese neubearbeitung kann als auf der höhe des tages stehend warm empfohlen werden: die grabungen wie die forschungsergebnisse der letzten jahre sind dabei berücksichtigt, wie ua. die höchst

instructive abb. 50 'neolithische hausbauten, hausurnen u. grundrisse' zeigt. einen weiten hintergrund für das verständnis der europäischen vorzeit bietet der abschnitt III 'Steinzeitculturen in anderen erdteilen'. **E. S.**

Deutsche ortsnamenkunde von dr **Ferdinand Mentz** (Deutschkundliche Bücherei). Leipzig, Quelle & Meyer 1921. 114 ss. 4 m. — Das büchlein führt die ortsnamen nicht in historischer schichtung vor und macht keinen versuch, sie für das verständnis der stammes- oder siedlungsgeschichte fruchtbar zu machen, sondern rubriciert nur das namenmaterial: in einem hauptcapitel I 'Ortsnamen mit grundwörtern' mit vielen unterabteilungen (s. 10—91) und einem kurzen cap. II 'Ortsnamen ohne grundwörter' (s. 92—95: 'Elliptische onn.', 'Massensiedlungen'); dabei sind die pluralnamen auf *-inga, -ingun* und die singularnamen auf *-inga, -anga* (die der vf. in gewohnter weise zusammenwirft) an den schluss des zweiten gestellt, die collectiva auf *-ahi* mitten im ersten (s. 76) untergebracht. was dann noch zu sagen übrig blieb, wird anhangsweise in den capp. III—VI (s. 96—114) behandelt, die nur gröfsere anmerkungen darstellen. ob es sich um moderne oder alte namen handelt (vgl. etwa s. 86 *Idlershof* und *Spessart*), erfährt der leser günstigenfalls durch eingeschaltete bemerkungen, nicht aus der anordnung selbst. da der verf. archivar ist, erscheint diese gleichgiltigkeit gegen das historische moment doppelt unbegreiflich: sie geht soweit dass zb. auf s. 72 'Flecken' zwischen 'Dorf' und 'Stadt' gestellt wird mit der einführung: 'eine höhere stufe stellt *Flecken* dar' — als ob onn. wie *Wiesfleck* irgend etwas mit der jungen bedeutungsentwickelung von *Flecken*, die im 15 jh. einsetzt, zu tun hätten! — mit der neuern, zt. recht wertvollen litteratur über die onn. ist M. offenbar nicht vertraut. **E. S.**

Neuere geschichte Böhmens von **Bertold Bretholz**. I bd. Gotha, F. A. Perthes a.-g. 1920. X u. 391 ss. 8°. 26 m. — Dieser neue band der alten 'Staatengeschichte' von Heeren und Ukert, die gegenwärtig von HOncken geleitet wird, schliefst unmittelbar an ABachmanns ebenda erschienene zweibandige 'Geschichte Böhmens' an, während Bretholz eigene Geschichte Böhmens und Mährens bis zum aussterben der Přemysliden (München u. Leipzig 1912) beim jahre 1306 halt macht, und führt uns den politischen und religiösen kampf zwischen ständen und königtum unter Ferdinand I (1526—1564) und Maximilian II (1564—1576) vor. B. betont die unzulänglichkeit des bisher öffentlich zugänglichen quellenmaterials — dem leser seiner geschlossenen und mit reichstem culturgeschichtlichen stoff getränkten darstellung wird das kaum zum bewustsein kommen, wenn er nicht mitforscher ist. die germanisten dürfte besonders der ganze abschnitt V 2 interessieren (s. 243—285): hier wird die einführung der jesuiten in Prag, die mit dem tiefstand der uni-

versität bedeutsam zusammenfällt, eindrucksvoll geschildert und von dem tschechischen und deutschen schrifttum in Böhmen etwa vom tode des Bohuslaus Hassenstein von Lobkowitz († 1512), bis zu dem des Joh. Mathesius († 1565) eine knappe darstellung gegeben, die auch neben dem bekannten werke von Wolkan ihren wert besitzt. insbesondere sei auf die wertvollen ermittlungen über die rolle der deutschen sprache in dem Böhmen des 16 jahrhunderts (s. 46 ff. 260 ff. 273 ff) hingewiesen. **E. S.**

Universität und stadt Freiburg in ihren wechselseitigen beziehungen. rede bei der feier des stadtjubiläums im auftrage des senates gehalten von prof. dr **H. Finke**. Freiburg i. B., Jul. Boltze 1920. 32 ss. kl. 8⁰. 5,20 m. — Der Freiburger historiker, mit den quellen der universitätsgeschichte intim vertraut, schildert die engen bande, welche die alte zähringische stadt mit ihrer vorderösterreichischen hochschule von den tagen der gründung ab, wo die stadt, ohne stifterin zu sein, doch finanziell das beste leistete, bis auf heute verknüpft haben: bande die trotz allen reibungsflächen sich als dauerhaft und wertvoll erwiesen, besonders auch in der zeit von 1782 bis 1872, wo die existenz der Albertina mehr als einmal gefährdet war. mit dem münster und den stadtpfarreien, mit dem rat und mit der bürgerschaft, mit städtischem hausbesitz und mit korn, wein und holz draufsen vor den toren war und blieb die universität lange verwachsen. unter den rectoren der ersten drei jahrhunderte zählt F. nicht weniger als 84mal geborene Freiburger! dass dieses festwurzeln und festhaften am orte zeitweilig auch seine bedenkliche kehrseite für die leistungen und den ruf der alten universität gehabt hat, durfte der redner mit stillschweigen an dem festlichen tage übergehn, der den alten bund verheifsungsvoll bestätigte. — auf s. 8 z. 7 v.u. ist das subst. *beswerd* ('gravamen') verkannt. **E. S.**

Die kunstdenkmäler von Unterfranken und Aschaffenburg heft XVIII: bezirksamt Miltenberg bearbeitet von **Felix Mader** und **Hans Karlinger** usw. mit 45 tafeln, 294 abbildungen im text und einer karte. München, Oldenbourg in comm. 1917. 358 ss. gr. 8⁰. — Vor bald 24 jahren hab ich im Anz. XXIV 317 f auf die eindrucksvollen reste der spätromanischen dynastenburg (Wildenberg oder) Wildenburg im östlichen Odenwald hingewiesen und dies W. als den ort bezeichnet, wo Wolfram vEschenbach wahrscheinlich das V buch des Parzival (vgl. 230, 13) verfasst oder doch zum vorlesen gebracht habe. unabhängig von dr ASchreiber in Amorbach, dem ich (im j. 1894) diese anregung verdankte, kam JRDieterich in Darmstadt auf die gleiche vermutung, und er hoffte sie zur gewisheit zu erheben, hat aber später diese absicht, für die ich ihm gern die Zs. f. d. alt. zur verfügung stellte, aufgegeben zu gunsten seines Amorbacher concurrenten: von

diesem dürfen wir eindringende untersuchungen und zum wenigsten höchst anregende hypothesen über Wolframs lebensgang, seine persönlichen beziehungen und die entstehungsgeschichte seiner werke erwarten. inzwischen weis ich die Wolframfreunde gern auf den neuen band der 'Kunstdenkmäler des königreichs Bayern' hin, in welchem neben den auf breitem raum behandelten altertümern von Amorbach und Miltenberg die ausführliche beschreibung der burgruine Wildenburg (s 326—343, mit 3 tafeln und 15 abbildungen) unser besonderes interesse beansprucht. bleibt es auch immerhin zweifelhaft, ob der dichter diese vornehmen bauten so geschaut hat, wie wir sie jetzt sehen resp. reconstruieren können, denn sie gehören wol erst der zeit um 1210 an, sind jedenfalls jünger (wenn auch nur wenig jünger) als die ihnen nächstverwante kaiserpfalz von Gelnhausen, so ist doch die stätte die sein fufs betrat für uns geweiht, ähnlich wie die doppelcapelle auf der Naumburg bei Freiburg a. d. Unstrut, in der Heinrich vVeldeke in andacht geweilt hat. und darum interessieren uns auch ein paar epigraphische zeugnisse: soviel ich sehe bei weitem die ältesten bauinschriften in deutscher sprache. wenn die herausgeber (woran ich nicht zweifle) ihre echtheit und gleichzeitigkeit (gegen OPiper) mit recht verteidigen. auf zwei in die künstliche ruine von Eulbach im Odenwald verschleppten 'stirnblöcken von dem aufgehnden gewölbe der portalleibung' lesen wir: *DISE BURHC MAHTE . HER . BVRKERT . VON . DVRN .* und *DISE BVRHG MAHTE HER RVHBREHT VON DVRN* (s. 327). und 'im erdgeschoss an der linken leibung des hier angebrachten rundbogenfensters': *O WE MVTER* (!) und *BERTOLT MVRTE MICH. VLRICH HIWE MICH* (s. 338. 342). 'ob die steine noch an ihrem ursprünglichen platz stehn, ist unsicher' — von mir aus würde ich auf diesen verdacht nicht gekommen sein, denn die beiden mir gegenwärtigen spätromanischen steinmetzinschriften: von der Marburger Kilianskapelle (*GODESCALC9*) und von der Johanniterkirche in Niederweisel (*WOLFRAM9*) sind ähnlich angebracht. E. S.

Elbinger Jahrbuch. zeitschrift der Elbinger Altertumsgesellschaft und der städtischen sammlungen. heft 1. 1919/1920. Königsberg i. Pr., Thomas & Oppermann (Ferd. Beyers buchhdlg) in comm. 1920. 244 ss gr. 8° u. 8 tafeln. 12 m. — Das äufserlich vornehme und innerlich gehaltvolle doppelheft der neuen zeitschrift bezeugt, wie ernst man es in Elbing nimmt mit den erhöhten aufgaben, die der stadt nach der losreifsung von Thorn und Graudenz und der abtrennung von Danzig als geistigem mittelpunct des kleinern Westpreufsens zufallen. dass die Elbinger Altertumsgesellschaft für eine solche führung das rüstzeug mitbringt, bekundet schon der inhaltreiche und besonders für die bodenarchäologie wertvolle bericht prof. Ehrlichs über ihre tätigkeit in den jahren 1915—1919 (mit einem beitrag von

TMüller (s. 151—234): Ehrlich hat auch den warmherzigen nachruf auf den 1919 hochbetagt verstorbenen prof. Rob. Dorr beigesteuert, der durch mehr als ein menschenalter in heimatskunde, vor- und frühgeschichte des Elbinger gebietes das meiste auf diesem gebiete geleistet hat (s. 127—143). von umfangreichen abhandlungen bringt der band 'Beiträge zur geschichte der Elbinger H[illegible] in der Ordens- und Polenzeit' von EGKerstan (s. 1—42), 'Die zünfte der stadt Elbing bis zum einzug der Schweden 1626' von AMatz (s. 43—94), 'Die mistel im stadt- u. landkreis Elbing' von TMüller (s. 101—126). die tafeln I—III erfreuen uns mit der widergabe von vier reizvollen miniaturen aus dem Elbinger 'Wiesenbuche' von 1421: sie werden von BSchmidt (s. 95—100) als das werk eines böhmischen künstlers erwiesen und stellen bisher das früheste beispiel für weltliche malerei im Deutschordenslande dar. E. S.

Wiens kirchen und kapellen in kunst- und kulturgeschichtlicher darstellung von **Alfred Schnerich**, mit 66 abbildungen. [Amalthea-bücherei 24/25 bd.] Zürich, Leipzig, Wien, Amalthea-verlag 1921. 234 ss. — Der verfasser, in der geschichte der bildenden künste und in der musikgeschichte gleich bewandert, hat schon 1912 zu einer bildlichen darstellung der älteren Wiener kirchen (bis ca. 1683) von Reiffenstein einen kurzen text geliefert. was er hier bietet ist nicht eigentlich das was wir nach dem titel erwarten, sondern ein vollständiger 'catalogue raisonné' der kirchlichen bauten der kaiserstadt bis zur unmittelbaren gegenwart herab, geordnet nicht nach erbauungszeit und stilformen (die wenigstens durch beigabe einer geschichtlichen übersicht hätten zur geltung kommen sollen), sondern nach den stadtbezirken, wobei das historische nur nebenher im fortschreiten vom centrum zur peripherie zur geltung kommt, indem der dom zu SStephan von selbst den ausgangspunct bildet. die wenigsten nicht-Wiener werden eine ahnung haben von dem reichtum den Wien auch in dieser beziehung umschliefst, da sich die mehrzahl der fremden auf den besuch von SStephan und der Hofkapelle einerseits, die bauten des 19 jh.s., die meisterwerke der modernen kirchenbauer FrSchmidt, HvFerstel uaa., anderseits beschränkt haben dürften. sehr viel mehr als das mittelalter, das in den alten aufsenorten fast eine gröfsere rolle spielt als in der innenstadt, bringen natürlich die hochrenaissance und das barock, die ja auch sonst in dem stadtbilde von Altwien so stark hervortreten, und mancher äufserlich unscheinbare bau birgt köstliche stücke der inneren ausstattung, wovon die bildlichen beigaben des buches eine lebendige vorstellung geben: die photographischen aufnahmen rühren zum gröfseren teil von Reiffenstein her, manches hat die Staatliche lichtbildstelle, einiges auch der verfasser selbst beigesteuert. vielen besuchern Wiens werden die genauen nachweise über zeit, art und repertoire der

musikalischen darbietungen von wert sein, durch welche sich die Wiener kirchen von jeher ausgezeichnet haben und so auch heute noch ohne gleichen in Deutschland dastehn. E. S.

Das deutsche sprichwort von **Friedrich Seiler** [Grundriss der deutschen volkskunde hrsg. v. John Meier bd. II. Trübners Bibliothek 10]. Strafsburg, Trübner 1918. VIII u. 77 ss. 8°. 5 m. — FSeiler, der uns seit langem als gründlicher kenner der quellen des deutschen sprichworts und der geschichte des deutschen lehnworts bekannt ist, hat eine umfangreiche 'Deutsche sprichwörterkunde' für das 'Handbuch des deutschen unterrichts' im manuscript fertig, und was er über den inhalt dieses werkes hier und da verrät, lässt uns dringend wünschen, dass es zum druck gelangen möchte. das dünne bändchen das er zunächst vorlegt, soll kein auszug, sondern ein vorläufer sein. in acht capiteln handelt es über wort, begriff und wesen des sprichworts, seine entstehung und entwicklung in Deutschland, über quellenkunde, lehnsprichwörter, form des sprichwortes, moral der sprichwörter, sprichwort und volkscharakter, sprichwörtliche redensarten: wie man sieht, ein umfassendes programm, das sachkundig und mit ruhigem, nüchternem urteil durchgeführt ist — 'so weit dies auf so engem raume möglich war'! denn mehr noch wie auf andern gebieten der volkskunde, ist hier die beschränkung auf wenige beispiele ein hemmnis, für den autor wie für seine leser. wir wollen nicht nur glauben dass der autor aus dem vollen schöpft, sondern dies muss vor unsern augen geschehen. darum rufen wir dem verfasser des gröfsern werkes ein aufrichtiges glückauf! zu. E. S.

Arbeonis episcopi Frisingensis Vitae sanctorum Haimhrammi et Corbiniani. recognovit **Bruno Krusch** [Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum ex Mon. Germ. hist. separatim editi]. Hannoverae, imp. bibl. Hahniani 1920. VIII u. 244 ss. 8°. 20 m. — Arbeo von Freising (764—783) ist von der litteraturgeschichte recht stiefmütterlich behandelt worden: ich finde seinen namen zwar in Gröbers Grundriss (II 1, 108), vermiss ihn aber bei Ebert wie bei Manitius von den germanisten ganz zu schweigen. und doch hätten auch wir guten grund ihn uns einzuprägen. denn da wir doch den Ulfila sowenig als den Beda zu den unsern zählen dürfen, ist Arbeo tatsächlich als was ihn uns jetzt sein herausgeber vorstellt: der älteste schriftsteller deutscher nation! seine lebensbeschreibungen des hl. Haimhram (diese namensform ist jetzt unbedingt gesichert) von Regensburg und des hl. Corbinian von Freising (er hiefs anfangs als posthumus nach seinem vater Waltkis, später nannte er sich mit keltischem namen nach der mutter) lagen bereits in den Script. rer. Meroving. t. IV u. VI, von Krusch kritisch bearbeitet vor, und die Vita Corbiniani (vgl. Anz. XXXVI 186) wird hier nur widerholt, während für

die Vita Haimhrammi neues material verwertet wird. das ist besonders wichtig, weil es mit hilfe einer Pariser hs. der recension A möglich war, diesem texte seine zwar groteske, aber zweifellos echte barbaries widerzugeben, die ihm frühe politur (s. bes. die recension B des paralleldrucks) genommen und der eifer neuerer herausgeber dauernd ferngehalten hatte: ein sprachgewand von einer buntheit, auf die wir doch auch durch die überlieferung der Vita Corbiniani nicht ganz vorbereitet waren. die einleitungen Kruschs erörtern eingehend überlieferung, litterarischen charakter und quellenwert der beiden heiligenviten, die anmerkungen gehn keiner sprachlichen und sachlichen schwierigkeit aus dem wege. es bleiben deren freilich noch immer übrig, besonders topographische: dahin gehört zb. die *gens Porahtanorum* (so les ich 85, 10 mit A 3, vgl A 3a u. B) und die *solitudo, quae mutata vulgarica locutione Feronifaidus appellatur* (84, 27: die schreibung steht durch beide recensionen fest): im 11 jh. gibt Arnold v. SEmmeram (De miraculis b. Emmerami) den namen als *Verroniwaida* wider und übersetzt ihn mit 'Longinqua pascua', neuere sehen darin Langweid bei Abensberg (Förstemann I[3] 873). die merkwürdige form *traduedia* (202, 15) die Kr. einleuchtend aus italienischer aussprache von *tragedia* erklärt, hab ich unter den zahlreichen entstellungen des wortes (bei Cloetta Beiträge zu littgesch. I, s. index) sonst nicht gefunden. **E. S.**

Vita Meinwerci episcopi Patherbrunnensis recognovit **F. Tenckhoff.** [Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum ex Mon Germ. hist. separatim editi.] Hannover, Hahn 1921. XVIII u. 180 ss. 8[0]. 24 m. — Das leben Meinwerks, etwa 120 jahre nach dem tode des Paderborner bischofs zwischen 1155 und 1165 im kloster Abdinghof zusammengestellt, ist weder eine litterarische leistung noch ein wertvolles quellenwerk der deutschen geschichte, aber es ist reich an culturhistorischen daten, anziehend durch anekdotische züge, und durch das umfangreiche urkundenmaterial, das insbesondere die capp. 30—130 füllt, aber auch weiterhin überall hineingearbeitet ist, überaus ergiebig für die wirtschaftsgeschichte und die historische topographie Westfalens. dazu ligt es in einer fast idealen überlieferung vor: in der originalhs. des verfassers (auf der Casseler landesbibliothek) und zwei alten abschriften (Trier, daraus Brüssel), welche die ergänzung alter lücken ermöglichen. die eigentliche editionsarbeit, mit der Tenckhoff einen bequem zugänglichen ersatz für die Pertzische ausgabe (MGSS XI, 1854) bieten wollte, war also nicht schwer: T. hat die capiteleinteilung von Pertz beibehalten und nur einmal eine umstellung vorgenommen; den charakter der reimprosa lässt seine ausgabe deutlich hervortreten, wobei man freilich hier und da anderer meinung sein dürfte. die hauptleistung des herausgebers ligt in den anmer-

kungen und dem sie ergänzenden namenregister, durch welche besonders die urkundlichen quellen nach möglichkeit aufgewiesen und die massenhaften ortsnamen gedeutet werden, die hier grofsenteils zum ersten mal und, soweit es sich um früh wüst gewordene siedlungen handelt, ausschliefslich bezeugt sind.

Die zahl der alten verschreibungen und verlesungen in den orts- und personennamen ist gewis gröfser, als der sorgsame herausgeber, dem offenbar die altsächsische sprache wenig vertraut ist, erkannt hat. das unmögliche *Windilinroderod* 120, 26 hab ich schon Anz. XXXVI 100 in *Windilmuoderod* gebessert; *Siwardeshuhus* 25, 22 ist natürlich verschrieben für *Siwardeshusun*; auch personennamen wie *Gepta* 8, 24, *Weldilmod* 43, 2 sind offensichtliche entgleisungen. im namenregister hätten vermutungen wie *Lanwardeshusun* = 'Landolfshausen' unterbleiben sollen; unter *Calriki* muss es 'Kelze', unter *Hammonstidi* 'Hammenstedt' heifsen. bei dem buchstaben *F* war auf *V* zu verweisen und umgekehrt: denn ebensogut wie *Folc-* und *Volc-* gehören auch *Frdh-*, *Freth-* und *Verthe-*, *Vertha-* zusammen. im wort- und sachregister werden mehrfach lateinische ausdrücke umschrieben, die keiner erläuterung bedürfen (*casula*, *cathedra SPetri* usw.), während seltene wörter wie *minutiae* (tiereingeweide) unerklärt bleiben, einzelne derart wie *tribulare* 78, 11 ganz fortgelassen sind. von den deutschen wörtern hat Gallée nur *malman* in seine Vorstudien zu einem altniederdeutschen wörterbuch aufgenommen; auf die belege für *frisking*, *sundera* (privatbesitz), *vorewerk*, *wanburtich* ('spurius') sei hingewiesen; auch das aus *exercitus* zu erschliefsende **heri* für die volksstämme der Engern und Ostfalen (40, 14. 43, 23. 48, 3) verdient erwähnung. E. S.

Der Heliand in Simrocks übertragung und die bruchstücke der altsächs. Genesis eingeleitet von **Andreas Heusler.** Leipzig, Insel-verlag 1921. 204 ss. 8⁰. pbd. 18 m. — Die bekanntschaft der Simrockschen Heliand-übertragung hab ich erst weihnachten 1915 gemacht, wo sie uns als 'liebesgabe deutscher hochschüler' (mit 'bildwerk und buchschmuck' von Ida Stroever) ins feld gesandt wurde, und ich gesteh, dass ich überrascht war, sie geniefsbarer und auch für unsere tage litterarisch wertvoller zu finden als Simrocks Nibelungenlied und seinen Walther von der Vogelweide, die ihre aufgabe erfüllt haben und heute schwerlich noch eine werbekraft üben können. wieweit eine solche seinem Heliand beschieden sein mag, muss der erfolg dieser anmutig schlichten ausgabe lehren. Andreas Heusler, wortstark und wählig, dazu warmfühlend, wie wir ihn kennen und wie ihn das einführende vorwort von neuem erweist, ist doch in der von ihm hinzugefügten übertragung der Genesisbruchstücke nach meinem gefühl nur eben im rhythmischen über Simrock hinausgekommen, und ich gesteh, dass ich wol im einzelnen mäkeln könnte, aber nicht glaube, dass wir uns viel weiter vom original entfernen dürfen. E. S.

Deutsche handschriften in ungarischen bibliotheken von **Robert Gragger** [= Ungarische Bibliothek, für d. Ungarische Institut an der univ. Berlin hrsg. von R. G. I reihe 2]. Berlin u. Leipzig, Ver. wiss. verl. W. de Gruyter & co. 1921. 56 ss. 8 m. — Prof. Gragger, der sich durch ermittlung und beschreibung altdeutscher manuscripte in Ungarn um das handschriftenarchiv der Deutschen kommission der Preufs. akademie verdient gemacht hat, gibt hier nach einer lehrreichen übersicht über die wichtigsten in betracht kommenden bibliotheken (von denen Erlau, Karlsburg und Kalocsa dem germanisten einen bekannten klang haben) eine reihe von eigenen funden bekannt. das wichtigste sind umfangreiche Kalocsaer bruchstücke der Kindheit Jesu des Konrad von Fufsesbrunnen (s. 9—21: *340 vv.), welche den B-text Kochendörffers im allgemeinen stützen, im einzelnen nicht selten berichtigen. es folgen bruchstücke aus Philipps Marienleben (s. 22—29), ein von G. nach alter und wert überschätztes strophisches gedicht auf die sieben Tagezeiten (s. 30—33), kleine stücke einer hs. des Wigalois (s. 34—36), ein blatt aus Strickers Karl (s. 37 bis 39), alle in vollständigem abdruck; schliefslich die collation eines pg-doppelblattes des Väterbuches (s. 40f) und die der Karlsburger hs. von Hadamars von Laber Jagd, die zwar bekannt, aber von Stejskal ungenügend ausgebeutet war. **E. S.**

Mittelhochdeutsche übungsstücke zusammengestellt von **Heinrich Meyer-Benfey.** 2 aufl. Halle, Niemeyer 1920. VII u. 183 ss. 8°. 12 m. — Ich habe diese sammlung, nachdem das Pfeiffersche übungsbuch — übrigens recht spät — vergriffen war, mit nutzen für textkritische übungen verwendet, und auch nach dem erscheinen des Mittelhochdeutschen übungsbuchs von CvKraus, dessen inhalt litterarisch wertvoller und dessen grundlagen und ausrüstung gediegener sind, dürfte die hier getroffene auswahl von teilweise leichtern texten manchem akademischen lehrer zusagen. fortgelassen ist gegenüber der ersten auflage der 'Mönch Felix', weil hierfür die neue ausgabe von EMai vorligt. beim Hamburger 'Jüngsten Gericht' (nr 2) und vor allem beim 'Busant' (nr 14) ist M.-B. jetzt auf die handschriften zurückgegangen, der text von 'Tirol und Fridebrant' (nr 16) stützt sich auf Maynes facsimile-beigaben. den druck hab ich überall sauber und, wo ich die hss. resp. eigene collationen heranziehen konnte, recht zuverlässig gefunden. (bei nr 2 bl. 1^b, 16 hab ich mir notiert *dem* st. *deme*.) die beschreibung der hss. könnte hier und da präciser, das urteil über sie zurückhaltender sein: zwar ist jetzt beim 'Segremors' (nr 20) die voreilige vermutung über die zugehörigkeit der fragmente zu einer hs. gestrichen, aber beim 'Busant' heifst es wider, die hs. sei 'in der Schweiz geschrieben'. während doch nur feststeht, dass sie sich im 15 jh. in Baseler besitz befunden hat (Meyer u. Mooyer s. VII); die

orthographie ist niederalemannisch. der schreiber kann also allenfalls in der stadt Basel gesucht werden, aber auch im Oberelsass. während mir Kraus fast zuviel litteratur aufführt, ist M.-B darin merkwürdig sparsam und obendrein noch inconsequent. aus welchem grunde bleibt zb. beim 'Segremors' (nr 20) die dem herausgeber doch offenbar bekannte Marburger dissertation von PGBeyer (1909) unerwähnt? meine ausführliche beschreibung der Gothaer hs. Ch. A. nr 216 (Gedichte des Königs vom Odenwalde s. 9—11) war bei nr 13 anzuführen. **E. S.**

Das grofse Aemterbuch des Deutschen Ordens mit unterstützung des Vereins für die herstellung und ausschmückung der Marienburg herausgegeben von **Walther Ziesemer.** Danzig, Kafemann 1921. XXIV u. 991 ss. gr. 8°. 165 m. — Mit diesem umfangreichen und vornehm ausgestatteten band haben die quellenpublicationen ihren abschluss erreicht, denen prof. Ziesemer in hingebender arbeit mehr als ein jahrzehnt seines lebens gewidmet hat, und es drängt mich, an dieser stelle meiner aufrichtigen hochachtung ausdruck zu geben und mich zum sprecher des dankes zu machen, den auch die deutsche sprach- und altertumswissenschaft dem herausgeber für diese einzigartige arbeitsleistung eines germanisten schuldet. vorausgegangen sind: Das Zinsbuch des hauses Marienburg (Marienburg 1910); Das Ausgabebuch des Marienburger hauskomturs für die jahre 1410—1420 (Königsberg 1911); Das Marienburger Konventsbuch der jahre 1399—1412 (Danzig 1913); Das Marienburger Aemterbuch (Danzig 1916) — alles in allem 132 druckbogen mit texten, deren lesung, abschrift, correctur, interpretation und lexikalische ausbeutung eine bewundernswerte, von pflichttreue und heiliger vaterlandsliebe getragene arbeitskraft bekunden. zusammen mit den publicationen von Sattler, Handelsrechnungen des DO.s (Leipzig 1887) und Joachim, Das Marienburger Tresslerbuch der jahre 1399—1409 (Königsberg 1896) stellen diese bände ein quellenmaterial von wirtschaftsgeschichtlichem und gleichzeitig von sprachlichem reichtum dar, wie es nur wenige deutsche landschaften besitzen oder gar der benutzung zugänglich gemacht haben, und insbesondere für das Preufsische wörterbuch, das sich Ziesemer als lebensaufgabe gestellt hat, ist damit eine geschichtliche grundlage geboten, die um so zuverlässiger verwertung finden wird, als der lexikograph als editor zugleich der intimste kenner eben dieser quellen ist, die zu ihm naturgemäfs eine besonders deutliche und ausdrucksvolle sprache reden.

Gegenüber der lexikalischen ergiebigkeit dieser rechnungsbücher, die alle seiten des wirtschaftlichen lebens umfassen und auch für die geistige cultur weit mehr bieten als man erwarten durfte, erscheint die schöne litteratur des Deutschordens erstaunlich wortarm und vor allem sprachlich sehr wenig bodenwüchsig. Z. hat den doppelten wert seiner texte für cultur- und sprach

geschichte in ausführlichen 'wort- und sachregistern' schon bei den früheren bänden erschlossen; diesmal hat er ihn geradezu ausgeschöpft (s. 821—991), indem er für alle irgendwie bemerkenswerten wörter die belege vollständig aufführt. ja es scheint mir da des guten zuviel geschehen und anderseits doch manches unterlassen zu sein, was der wissbegierige leser gern aus dem glossar selbst erfahren und nicht erst mühsam sich zusammenklauben möchte; auch dem fachmann hätte Z. getrost etwas mehr entgegenkommen können. unter '*sweyken* pl. arbeits-, dienstpferde' werden über 300 stellen angeführt; es fehlt aber: 1. die angabe der singularform, 2. die altpreufs. herkunft des wortes (s. XXIII). 3. der hinweis auf die composita: *ackirsweyke, briefsw., karrensw., strandsw., waynsw.*; 4. obendrein ist bei den beiden letzten jede bedeutungsangabe unterlassen! nach welchem princip deren beigabe erfolgt, ist mir überhaupt unklar geblieben: zb. bei *tafelbir* (im text steht durchweg *-bier*!) kann ich doch nicht wissen, ob es sich um 'tafelbier' oder um 'tafelbirnen' handelt. umgekehrt ist bei *borte* die erklärung 'borte' nichtssagend, wenn nicht falsch, denn *borte* ist hier überall 'gürtel'! ganz falsch ist sie bei *brotwurst* mit 'bratwurst' gegeben, es handelt sich um die eigentliche 'fleischwurst' ('mettwurst') zum unterschied von 'blutwurst', 'hirnwurst', 'leberwurst'. die oben bei *sweyke* gerügte vernachlässigung des singulars findet sich recht oft: besonders anstofsig '*schilde* münze' [genauer 'goldmünze']. wo doch der erste der beiden belege (2, 19) den sing. *schilt* gleich neben dem plural bietet; und um gleich bei diesem worte zu bleiben: '*berschilde* usw. schild (!) von ebern, vgl. Grimm IX 124' — man muss also das DWb. aufschlagen (übrigens sp. 123!), und auch da findet man keinen befriedigenden aufschluss: es scheint sich um vorderschinken ('schultern') zu handeln. so lässt uns das 'wort- und sachregister' öfter im stich, als nach seinem äufseren umfang zu erwarten wäre.

Dem gegenüber sei um so dankbarer hervorgehoben was Z. zur ausschöpfung des sachlichen inhalts geleistet hat: das verzeichnis der stellen an denen bücher erwähnt werden, und die gattungen und titel dieser bücher füllen s. 845—848 über sechs spalten! neben zahlreichen lateinischen werken der eigentlichen deutschordenslitteratur und deren lateinischen quellen seien hier besonders hervorgehoben der 'Ruland' (des Strickers?), der 'Barlaam' (Rudolfs), der Wälsche gast; das 'Buch von unsres herren kintheit (jogunt)' kann das gedicht Konrads von Fufsesbrunnen sein, das der Passionaldichter benützt hat; dagegen dürfte bei dem 'Speculum humane salvationis' (deutsch) eher als an Heinrich Laufenberg an eine der andern bearbeitungen in vers oder prosa zu denken sein. von einer verbreitung der werke Laufenbergs über die (verbrannte) Strafsburger originalhs. hinaus ist mir nichts bekannt. — 'liedsprecher' und 'spielleute' (vgl. das Tresslerbuch) fallen in diesen inventaren aus.

E. S.

Kritische studien zu Hans Sachs. Breslauer dissertation von **Paul Kaufmann.** Breslau, A. Favorkes buchdruckerei 1915. VIII u. 87 ss. 8°. — Die beiden letzten bände (IV und V) der ersten gesamtausgabe von Hans Sachsens werken (in folio) erschien nach dem ableben des dichters 1578 und 79. man hat aus dieser tatsache voreilig darauf geschlossen, dass jene bände von fremder hand zusammengestellt und redigiert worden seien. und auch Götze hat in der ausgabe des Litterarischen Vereins ihren inhalt nach den hss. gegeben und die lesarten der folio in die anmerkungen gebracht. K. untersucht die überlieferung mit gründlicher sachkenntnis und reifem urteil und weist überzeugend nach, dass die bände noch von dem dichter selbst druckfertig gemacht worden sind. dadurch fällt reiches licht auf die schon erlahmende dichterische und bisweilen willkürliche redactionelle tätigkeit seiner letzten jahre, insbesondere auf seine umdichtung der poetischen bücher der Bibel und auf seine verwertung des inhaltes der alten spruchgedichtbücher. dabei hat H. S. etwa die tages- und monatsdaten der dichtungen beibehalten, aber die neue jahreszahl hinzugefügt; gewöhnlich fertigte er fast gleichzeitig eine reinschrift für den druck, eine andre für die spruchgedichtbücher an; reiche ausbeute lieferten ihm jugendarbeiten, wie die oft ganz kurzen erklärungen von holzschnitten; pausen der dichterischen tätigkeit wechselten mit zeiten stärkerer production ab, und die wachsende fülle nötigte endlich zur teilung des anfänglich allein ins auge gefassten IV bandes. — der zweite teil der arbeit sucht auf grund der hsl überlieferung aufs neue die ansicht zu stützen, dass die spruchgedichte (ebenso wie die meisterlieder) alternierend gebaut sind, wenngleich der dichter beim lesen dem sinngemäfsen vortrag manche zugeständnisse gemacht haben dürfte.

Hamburg. **Robert Petsch.**

Die prosadialoge des Hans Sachs von **Siegfried Wernicke.** Berlin, S. Calvary & co. 1913. 134 ss. 8°. — Die gediegene erstlingsschrift des inzwischen auf dem felde der ehre gefallenen vf.s untersucht Hans Sachsens dialoge (seine einzigen prosaschriften) nach form, stoff und gehalt; die darstellung geht am kleinsten nicht vorüber, erörtert ua. eingehend technische fragen, verliert aber nie die grofsen linien aus dem auge. im vordergrund stehn die vier auf die religiösen und socialen fragen und nöte der Nürnberger übergangszeit bezüglichen dialoge von 1524. die geschichtlichen grundlagen im weitesten sinne, die litterarischen voraussetzungen und die äufsere und innere form der gespräche werden gründlich erörtert und, gegenüber der herkömmlichen verkoppelung der neuen form mit dem fastnachtsspiel, ihre unmittelbare ableitung aus dem 'epischen' dialog sowie ihre enge beziehung zu dem prosaschwank der humanisten erwiesen. zeigt der dialog dieser zeit, gleich den tischreden der

renaissance, eine gewisse neigung zur objectiven darstellung, zur freude an der erörterung als solcher, so hat auch hierin Hans Sachs die gattung zu verhältnismäfsiger vollendung und jedenfalls über Hutten hinausgeführt. der schluss der arbeit behandelt zwei dialoge des dichters aus späterer zeit (noch ein weiterer ist verloren gegangen), die bereits ein sinken seiner kunst verraten: der eine (von 1546) bezieht sich auf Nürnbergs stellung zum Schmalkaldischen kriege, der andere (von 1554) auf die zerstörung der Plassenburg in den kämpfen der stadt mit Albrecht Achilles von Brandenburg. auch hier gibt der vf. eine erklärung aus dem vollen; die ableitung von Sachsens technik aus den kunstgedanken der renaissance (Dürers Hieronymus udgl., s. 108 ff) würkt freilich construiert, im übrigen aber hat er sich wol überall sein ruhiges, nüchternes urteil bewahrt.

Hamburg. **Robert Petsch.**

The soliloquy in german drama von **Erwin W. Roessler.** New York, University press 1915. 121 ss. 8⁰. — Um die unentbehrlichkeit des monologes zu erweisen (wozu die betrachtung der dichtung eines einzelnen volkes kaum genügen dürfte), mustert der verfasser die entwicklung des deutschen dramas vom mittelalter bis zum naturalismus des 19 jh.s. er geht also stofflich über Düsels untersuchung (Theatergeschichtl. forschgen XIV, Hambg u. Leipz. 1897) weit hinaus, ohne in den wesentlichen puncten die arbeit seines vorgängers zu ergänzen oder zu vertiefen. mit recht nimmt er rücksicht auf die jeweiligen bühnenverhältnisse, übersieht aber die einflüsse der fremden litteraturen und der nachbarkünste, der philosophischen und praktischen seelenkunde auf die gestaltung des dramatischen selbstgespräches. seine einleitung ersetzt auch diesen mangel an geschichtlicher aufhellung nicht durch ästhetische vertiefung in den gegenstand, denn seine grundsätzlichen auseinandersetzungen sind unselbständig und oberflächlich: im wesentlichen begnügt er sich doch mit der anführung fremder urteile über den monolog seit den tagen Augustins. auch in der eigentlichen arbeit überwiegen die beispiele. so gelangt R. zu hübschen einzelergebnissen, zb. über den philosophischen gehalt oder über die bedeutung der pantomime in Schillers monolog, bleibt aber im allgemeinen bei einer oft gewaltsamen einzwängung des materials in ein äufserliches schema stehn. seine einteilung ist diese: I. Expositional soliloquy (1. introductory exposition, 2. identification, 3. self-characterization, 4. narration, 5. description, 6. intention); II. Introspective or thought soliloquy (1. reflective, 2. moralizing, 3. deliberative). es ligt auf der hand dass die grenzen verfliefsen, was auch R. nicht entgeht. hier hätte nur die genaue ästhetisch-psychologische analyse einzelner kunstwerke gefordert, aber dazu bietet die arbeit bei allem fleifse des vf.s nicht viel mehr als ansätze.

Hamburg. **Robert Petsch.**

Christian Weises biblische dramen. von **Hans Schauer.** Görlitz, verl.-anst. Görlitzer Nachrichten u. Anzeiger 1921. X u. 125 ss. 8⁰. 12 m — Christian Weise bildet den würdigen abschluss des fast 200 jahre bluhenden, mannigfachen wandlungen unterworfenen schuldramas. man wird ihm nicht gerecht, wenn man ihn nur nach seinen romanen und seiner lyrik als eine reactionserscheinung gegen den Lohensteinschen schwulst würdigt und über seine dramen mit einer blofsen erwähnung hinweggeht. Weise war in erster linie schulmann, und sein Zittauer schultheater ist eine hochbedeutsame erscheinung in der geschichte der pädagogik. es ist erfreulich wenn diese seite seines würkens immer mehr in den vordergrund tritt. von diesem gesichtspunct aus ist die vorliegende arbeit sehr zu begrüfsen. sie geht aus von den voraussetzungen der dramatischen tätigkeit Weises, von dem bildungsideal der zeit, das in der heranbildung des galanten und politischen. dh. in der sprache des 17 jh s lebensgewandten menschen den gipfel der erziehung sieht, und von Weises streben, dieses neuartige ziel mit den alten mitteln verflossener erziehungsmethoden zu erreichen, ohne doch bei seinem pädagogischen schuldrama der neuen errungenschaften auf dem gebiete des theaters entraten zu können oder auch nur zu wollen. freilich war Weise dichter genug, um gelegentlich den oft betonten padagogischen zweck seiner dramen selber zu vergessen. seine historischen und gegenwartsstücke geben oft zeugnis davon, sowol was die dramatische technik als auch was die stoffliche verwertung der quellen anbetrifft. bei den biblischen dramen war der dichter jedoch durch die ehrfurcht vor dem stoffe aufs engste gebunden, und eben die heiligen geschehnisse hielten ihn auch viel besser bei der stange seines pädagogischen zweckes. so kann man seine biblischen dramen als seine eigentlichen schuldramen bezeichnen und ihnen eine sonderstellung innerhalb seines schaffens zuweisen.

Leider hat der vf. diese bedeutung der biblischen dramen nicht mit der nötigen scharfe hervorgehoben, und darunter leidet die darstellung in den beiden hauptcapiteln, die der technik und dem pädagogischen ertrag gewidmet sind. die darstellung geht mehr in die breite als in die tiefe. eine fülle von beobachtungen, die Sch. an den zahlreichen dramen gemacht hat, wird aneinander gereiht. nur mit anstrengung kann man sich durch die zahe masse hindurcharbeiten. dabei erfahren wir jedoch nur wenig von den besonderheiten der biblischen dramen, von dem was den dichter gegenüber seinen vorgängern auszeichnet, von dem einfluss der englischen komödianten und des hochdeutschen bandenstückes, des gelehrten dramas und der oper, wir vermissen vor allem einen vergleichenden ausblick auf die übergänge zwischen bandenstück und schuldrama, wie sie sich beispielsweise bei einer so interessanten gestalt wie Hallmann

zeigen. vor allem fehlt die analyse eines besonders charakteristischen stückes, die geeignet wäre, uns von der art eines Weisischen schuldramas ein bild zu geben. lesbar wird die darstellung erst auf den letzten vier seiten, auf denen Weises dramatisches schaffen treffend charakterisiert wird.

Diese ausstellungen sollen den wert des würklich gebotenen nicht herabsetzen. manche feine und kluge bemerkung findet sich darin, die davon zeugt dass der vf., der wie so viele von den kriegsverhältnissen schwer beeinträchtigt wurde, sich mit liebe in seinen stoff vertieft hat. seine arbeit ist ein baustein mehr zu der noch immer fehlenden gesamtdarstellung des lebens und würkens Christian Weises. **C. Kaulfuss-Diesch.**

Rousseau and Romanticism by **Irving Babbitt.** Boston and New-York, Houghton Mifflin company 1919. XXIII u. 426 ss. 1 doll. — Babbitt, professor der französischen litteratur an der Harvardhochschule, ist schon mit mehreren werken hervorgetreten. seine schrift 'Literature and the American College' nennt sich 'Essays in Defence of the Humanities'. verteidiger, aber auch angreifer ist er in dem buch über Rousseau. im vorwort rät er allen, die es für etwas auszeichnendes halten, in einen abgrund von verzweiflung und überdruss zu stürzen, sein buch nicht zu lesen. er denkt an ein wort Paul Bourgets, das in solchem seelischen verhalten die notwendige folge eines romantischen glaubensbekenntnisses erblickt. B. möchte dass die welt widergenese von den folgen romantischer erziehung. und den eigentlichen schöpfer romantischen lebensgefühls erkennt er in Rousseau. der standpunct B.s ist nicht neu. Ernest Seillière gieng mit verwanten ansichten als bekenner und zugleich als zielbewuster erzieher seiner umwelt an die erforschung der romantik heran. B. betont allerdings eher den gegensatz der zwischen Seillière und ihm selbst besteht (s. 194 anm. 1). aber beiden gemein ist die überzeugung, dass nur halbe arbeit leistet, wer geistesgeschichte blofs vorurteilslos zu begreifen, nicht auch den wert oder den unwert zu bestimmen sucht, den die ansichten von trägern der geistesgeschichte für die gegenwart haben. mit Seillière hab ich mich auseinandergesetzt in einem meiner aufsätze 'Vom geistesleben des 18 u. 19 jahrhunderts' (s. 378 ff.). gegen Babbitts anschauung hätte ich heute weniger einzuwenden, da ich mir inzwischen bewust geworden bin der bedenklichen folgen, die das einst von mir rückhaltloser vertretene romantische glaubensbekenntnis für die welt haben kann. auch ist dem Amerikaner zuzubilligen, dass er aus vertieferer kenntnis der grofsen geistigen zusammenhänge seine wertung vornimmt. freilich erwarte der erforscher der romantik nicht von ihm tatsächliche förderung. er beschränkt sich nicht auf deutsche romantik, er scheint in nichtdeutscher romantik besser zuhause zu sein als in deutscher. eine reihe von namen

deutscher romantiker, die man anzutreffen hofft wenn von Rousseau die rede ist, fehlt. und da er romantik im weitesten sinn des worts nimmt, befremdet es, dass weder Hamann noch FHJacobi genannt ist. die ziemlich ausführliche bibliographie verschweigt gleichfalls wichtiges, erwähnt aber manches was dem buch nutzen hätte bringen können. Babbitt allerdings hebt hervor, dass er durchaus nicht alle angeführten arbeiten gelesen habe. doch selbst was er im text ausdrücklich anführt, ist für seine zwecke von ihm nicht ausgeschöpft worden. was deutsche romantiker tatsächlich über Rousseau gesagt haben, ist bei B. nicht zu finden. die ergebnisse von RFesters wertvoller arbeit 'Rousseau u. die deutsche geschichtsphilosophie' von 1890 kennt er nicht. so gehn nicht nur schärfere umrisse verloren, die schon von andern erbracht worden waren. der gegensatz der zwischen Rousseau und deutscher romantik besteht, kommt nicht zur geltung. allein B. hält sich mit willen nur an die ganz großen linien. für ihn ist Rousseau zwar nicht der erste, aber der wichtigste vertreter einer weltanschauung, die dem classischen und seiner menschlichen wie künstlerischen strenge feindlich ist und die daher zerstört statt aufzubauen. die geistigen ahnen Rousseaus, zunächst Plotin und Shaftesbury, beide sicherlich auch geistige ahnen der deutschen wie aller romantik, verfallen der anklage ebenso wie alle romantiker, aber auch wie ein guter teil von Goethes schaffen. Fausts glaubensbekenntnis in der katechisationsscene enthüllt sich B. (s. 287 f, vgl. s. 171) als zeugnis romantischer zerstörungslust. (es wäre übrigens unschwer noch enger mit Rousseau zu verknüpfen gewesen.) die gegenüberstellung der beiden richtungen, des classischen und romantischen, gipfelt bei B. in der scheidung zweier möglichkeiten der phantasie. mit Aristoteles erblicke der classicismus in der künstlerischen leistung eine wahrheit die höher ist als die wahrheit des vom leben gegebenen. ist phantasie in solcher auffassung der pflichten des künstlers etwas strenggebundenes, so werde sie auf der andern seite, werde sie von den romantikern aller fesseln entledigt. diese romantische phantasie zielt nach B. nicht mehr auf eine höhere wirklichkeit. B. ist überzeugt, nur saubere scheidung der 'concentric or ethical imagination' von der 'eccentric imagination' gestatte rechte erfassung des unterschieds von classicismus und romantik. ich begnüge mich, B.s scheidung weiterzugeben. sie nachprüfen hieße manches nachholen was von B. nicht geleistet worden ist. zugleich wäre der nähere oder auch fernere zusammenhang anzudeuten, der zwischen B.s formel und den vielen neuern versuchen besteht, das zu erkennen, was von Oswald Spengler der gegensatz zwischen apollinischer und faustischer seele genannt wird.

Dresden, 12. 10. 20. **Oskar Walzel.**

Das individualitätsproblem bei Friedrich Hebbel von **Georg Hallmann.** [Beiträge zur ästhetik begründet von Th. Lipps und Rich. Maria Werner XVI]. Leipzig, L. Voss 1920. 74 ss. 8⁰. 9 m. — Hallmanns erstling, angeregt von Rudolf Unger, beschreitet mit selbständigkeit die vielbegangenen wege der Hebbelforschung. von einem neuen gesichtspunct prüft H. gestalten und äufserungen Hebbels. er sucht dabei in fühlung zu bleiben mit der vorhandenen forschung, mag er auch nicht immer das bezeichnende und wichtige aus dieser oder jener arbeit herausheben die er nennt. H. möchte ebenso die individualität Hebbels erfassen wie die stellung, die in Hebbels weltbetrachtung, in dessen lehre vom drama und in dessen dichtungen dem einzelnen zugewiesen wird. in drei abschnitte zerfällt die arbeit. ein mittlerer teil über das theoretische problem der individualiät in Hebbels weltauffassung und dramatischer lehre scheidet die persönlichkeiten der ersten dramen (von 'Judith' bis 'Maria Magdalene') von den gestalten der spätern werke. im dritten teil wird auch noch Hebbels verhältnis zur geschichte untersucht. die 'Schlussbetrachtung' lässt durch ihre knappheit das neue das von H. geboten wird nicht recht erkennen: 'das problem der individualität erschien bei ihm zuerst ausschliefslich unter der form der frage und des dranges der befreiung des eigenen ich. je langer und tiefer er in die welt sah, umso stetiger wandelte sich ihm das problem ins objective, und zuletzt will er nichts anderes sein, als 'dolmetsch eines höheren', erstrebt er in den formen seiner kunst ein historisches bild des ungeheuren Slawenreiches'. wie es auf einem feld das schon aufserordentlich oft wissenschaftlich untersucht worden ist, kaum anders sich machen lässt, bietet H. sein bestes in der verfeinten und verschärften erfassung einzelner züge. so wird die bekannte beobachtung, dass Hebbel nie wider so ausgeprägte persönlichkeiten geschaffen hat wie Judith und Golo, mit erfolg im einzelnen dargelegt. doch möcht ich ein fragezeichen setzen neben die behauptung, Golo hänge am bande von Hebbels theoretischem denken, er lebe nicht, seine bewegungen hätten etwas mechanisiertes (s. 7).

Dresden. **Oskar Walzel.**

Otto Ludwigs trauerspielplan Der Sandwirt von Passeier und sein verhältnis zu den Shakespearestudien von dr **Bernhard Fischer** (Greifswalder dissertation). Anklam 1916. VI u. 69 ss. 8⁰. — Die verwirrende fülle der dramenansätze OLudwigs wird noch lange die domäne der dissertationen bleiben; und keine ungeeignete insofern als von dramatischen fragmenten methodisch immer viel zu lernen ist. bei diesem Andreas Hoferplan gilt es keinen besonderen scharfsinn, um verwirrte und abgerissene fäden der handlung zu entknoten oder neu anzuknüpfen, sondern das material ligt im wesentlichen klar vor unseren augen. vielleicht

wäre eine noch schärfere scheidung nach einzelnen arbeitsschichten möglich gewesen, bei F. verschwimmen sie doch gelegentlich ein wenig ineinander. gerade die erfassung des entstehungs- und entwickelungsprocesses bis in die kleinsten einzelheiten ist ja immer das künstlerisch aufschlussreichste und persönlich reizvollste derartiger untersuchungen. im ganzen macht F.s arbeit den eindruck der zuverlässigkeit und besonnenen eindringens in die stoffmassen. ein mafsgebendes urteil liefse sich nur nach einsicht der nachlasspapiere gewinnen. möge solche vorarbeit, die ja nicht vereinzelt ist, nun würklich den anstofs zu baldiger fortsetzung der Merkerschen ausgabe, speciell der fragmentenpublication, geben.

Berlin. **Hermann Schneider.**

Martin Greifs jugenddramen von **Ludwig West** [= Deutsche Quellen und Studien hsg. von Wilhelm Kosch heft 5]. München, J. Lindauer 1916. VIII u. 127 ss. 8°. — Martin Greif hat als junger schüler, offizier und schliefslich litterat vier dramen abgefasst: 'Herrmann', 'Ludwig und Bertha', 'Hans Sachs', 'Bayard'. ich kann nicht finden, dass es nötig war ausführlich über sie zu handeln. wenn es schon geschah, dann must es anders gemacht werden. interesse können sie höchstens vom entwickelungsgeschichtlichen standpunct beanspruchen, denn auch ein blick in die werkstatt eines mittleren talentes kann lehrreich sein. davon ist hier aber nicht die rede, trotz dem 5. capitel 'Die bedeutung der jugenddramen G.s für seine weiterentwickelung', das ganze vier seiten umfasst. die reiz- und ergebnislose widergabe des rein stofflichen und der oberflächliche vergleich mit den (meist ohne jede mühe greifbaren) quellen kann keinerlei interesse erwecken, zumal wenn die ansätze zu selbständigen verknüpfungen und urteilen so kindlich bleiben. nach s. 2 hat Gr. 'in seinem Herrmann alle bisherigen Arminiusdramen von Elias Schlegel bis Grabbe hinter sich gelassen'! nach s. 43 soll Gr.s Hans Sachs aus derselben quelle geschöpft haben, wie Deinhardsteins drama. dieses erschien 1827, Gr.s vorlage war das Pfennigmagazin von 1839! ernsthaft vorgetragene litterarhistorische entdeckungen sind, dass das verschwörerdrama Herrmann von Schillers Tell, das liebesdrama Ludwig und Bertha von Romeo und Julia beeinflusst sein muss oder kann; dass der satz *Gehorsam ist des Weibes erste Pflicht* auf den vers aus dem Kampf mit dem Drachen zurückgeht: *Gehorsam ist die erste Pflicht* etc. auch in stilistischer hinsicht ist das buch durch gleiche harmlosigkeit ausgezeichnet. — ausgestattet ist es beneidenswert gut — wahrhaftig, es gab eine zeit, in der das papier sehr geduldig und das drucken sehr billig war. (vgl. namentlich den abdruck aller recensionen des Hans Sachs im anhang!) es hat doch auch seine vorzüge, dass nicht alle anfängerarbeiten mehr veröffentlicht werden können

und müssen: zumal nach der hier vorliegenden probe der druck eine seiner hauptaufgaben doch nicht zu erfüllen imstande war: das gewissen derer zu schärfen, die einen guten teil der wissenschaftlichen verantwortung für die erstlingswerke ihrer schüler zu tragen haben.

Berlin. **Hermann Schneider.**

Die quellen zu Gottfr. Kellers Legenden, nebst einem kritischen text der 'Sieben Legenden' und einem anhang herausg. von **Albert Leitzmann.** [Quellenschriften zur neueren deutschen lit. nr 8.] Halle, Niemeyer 1919. XIV u. 174 ss. 8°. 4,40 m. — L. gibt einen kritischen text der Sieben Legenden: zu grunde gelegt hat er die 1 auflage v. j. 1872, von der die späteren im einzelnen vielfach abweichen. es ist wol anzunehmen, dass er auch das manuscript eingesehen und verglichen hat, das von Keller 1871 für den Göschenschen druck hergestellt wurde (s. Ermatinger I 441), wiewol er davon nichts erwähnt. ein weiteres zurückgehn war ja in diesem falle unmöglich: das ursprüngl. Legenden-mscr. aus der Berliner zeit, das uns für die entstehungsgeschichte des werkes von unschätzbarem werte wäre, ist bis heute noch nicht widergefunden worden. Keller hat es s. z., wie Baechtold III 28 mitteilt, der Wiener schriftstellervereinigung Concordia zum geschenk gemacht.

Von Kosegartens Legenden druckt L. die zuschrift an die 'Kaiserlich Apostolischen Majestäten', die Vorrede und die für Keller als quelle in frage kommenden stücke ab. für den 'Schlimmheiligen Vitalis' wäre noch die legende von der buhlerin Thais und dem heiligen Paphnutius (Koseg. I 212—216) heranzuziehen gewesen, aus der Keller — wenn sie auch als hauptquelle abzuweisen ist — doch einzelnes in seine erzählung herübergenommen hat. in der einleitung beschäftigt sich L. eingehend mit Kosegarten: sein verhältnis zu den Weimarer classikern wird dargetan und das urteil von Gervinus, der ihn als den typischen anempfinder charakterisiert, widerholt. über die quellen Kosegartens bemerkt L. mit recht, dass es unmöglich sein wird, in jedem einzelnen falle bis zur unmittelbaren vorlage vorzudringen: K.s eigene angaben (Vorrede s. 6) sind reichlich unbestimmt, und ein katalog seiner hinterlassenen bibliothek ist nicht gedruckt worden. aber L. hätte mit gröfserem nachdruck betonen sollen, dass Kosegarten neben der Legenda aurea des Jacobus a Voragine (L. schreibt durchgehend Voragine) besonders gern die deutschen prosa-passionale zu rate gezogen hat, die seit der erfindung der buchdruckerkunst in zahlreichen exemplaren auf den markt gekommen waren und von denen K. das im j. 1517 in Strafsburg gedruckte Leben der Heiligen von Sebastian Brant ausdrücklich erwähnt. die geschichte Walthers von Birbeg, die Musa-legende, wahrscheinlich auch die erzählung von Beatrix der küsterin hat Kosegarten, wie mir scheint, aus diesen

passionalen geschöpft. für die Beatrix-legende führt L. immer noch K.s Caesarius v Heisterbach an (einl. XXXIV) aber schon Watenphul (Die geschichte der Marienlegende v. Beatrix der küsterin. Göttinger diss. 1904) hatte infolge bedeutender verschiedenheiten Caesarius als quelle abgelehnt. gegen ihn spricht vor allem die tatsache, dass der Dialogus miraculorum zu K.s zeit so gut wie unbekannt war und die schriften des gelehrten Cisterciensers erst seit etwa 1850 weitere kreise zu interessieren begannen. wenn L. s. XXXVI erklärt, K.s unmittelbare quelle für die 'Eugenia' habe er nicht ermittelt, so hat er augenscheinlich die erzählung in der Legenda aurea (cap. CXXXVI, Graesse s. 602—5, allerdings unter der überschrift: 'De Protho et Jacincto') übersehen, von deren lateinischem text K. eine fast wortgetreue übersetzung liefert.

Mit interesse lesen wir was L. seiner einleitung als nachtrag folgen lässt: auf das vernichtende gutachten der beiden theologischen censoren Bohm und Dannemeier lehnte kaiser Franz II die widmung der Kosegartenschen Legenden ab und führte für seine länder das censurverbot herbei. in einem verteidigungsbrief an den hofsecretär und büchercensor Retzer vom 26 oct. 1804 spricht sich Kosegarten mit erneuter ausführlichkeit über seine quellen aus, und wir erfahren, dass er für die späteren legenden eine spanische sammlung, die Vidas de los santos des P. Ribadeneyra (3 foliobde, Barcelona 1790) benutzt hat.

Für die litterarhistorische würdigung und analyse der Kellerschen Legenden bringt L., soviel ich sehe, wenig neues. dankenswert ist der hinweis auf die kleine groteske von dem gnom und der dryade, die sich in der ersten fassung des 'Apothekers von Chamounix' (s. Euphorion 1. ergänz.-heft s. 143 f.) findet und uns zeigt, mit welcher vorliebe Keller in jenen Berliner jahren legendenmotive aufgreift. die vermutung, dass der im späteren Grünen Heinrich (Ges. werke II 232) schwankartig referierte 'Marienkongress' jene achte legende gewesen sei, die Keller seinem cyclus ursprünglich hinzufügen wollte (Ermatinger III 158), ist nicht unbedingt von der hand zu weisen. warum sollen wir aber nicht bei Baechtolds ansicht bleiben, der dafür die mönchsodyssee vom heil. Brandanus namhaft gemacht hatte (III 122 anm. 1) und der zu dieser behauptung durch Kellers eigene mündliche mitteilungen gelangt sein kann?   Carl Beck.

Friedrich Wilhelm Riemer Mitteilungen über Goethe. auf grund der ausgabe von 1841 und des handschriftlichen nachlasses herausgegeben von **Arthur Pollmer**. mit 23 abbildungen. Leipzig, Insel-verlag 1921. 429 ss. 8°. pbd. 34 m. hlbldr. 60 m. — Riemers vor 80 jahren erschienene 'Mitteilungen' (2 bde mit mehr als 1200 seiten) haben in den jahrgangen 1886 u. 1887 der Deutschen Revue durch RKeil eine ergänzung aus des verfassers tagebüchern erfahren. ohne

dass damit der nachlass ausgeschöpft war. was jetzt P. auf etwa einem drittel des raumes bietet, ist weder eine widerholung noch eine auswahl, sondern ein zusammenschluss alles dessen was in den gedruckten zwei bänden Riemers, in Keils nachträgen und den von ihm nicht ausgenutzten nachlasspapieren noch heute eigenen quellenwert hat, also nicht von R. aus Goethes tagebüchern und briefen geschöpft war und durch deren druck jetzt unmittelbar und allgemein zugänglich ist. 'die zeugnisse von Goethes mundlichem verkehr mit Riemer treten so vereint, in stattlichem zusammenhang hervor'. im übrigen war die herausschalung des quellenmafsig wertvollen keineswegs so einfach wie es nach dem ausgesprochenen grundsatz zunächst scheinen möchte: besonders dem streitbaren ersten teile der 'Mitteilungen' gegenüber, wo es sich nicht vermeiden liefs, dass 'als rahmen auch teile von Riemers räsonnement stehn blieben'. alles in allem scheint mir diese bearbeitung mit grofsem geschick und sicherem tact hergestellt und der wissenschaft ebenso ihr recht geworden zu sein wie dem braven Riemer, der hier nicht als schriftsteller, sondern als treuer gewährsmann gewertet sein will, und dessen bericht jetzt viele mit reicher belehrung und aufrichtigem danke lesen werden, die früher von bd I der 'Mitteilungen' abgeschreckt, vielleicht gar nicht zum zweiten bande vorgedrungen sind. das personen- und sachregister, bei einem derartigen werke unentbehrlich, kommt allen fragen bereitwillig entgegen. der verleger aber hat das buch mit abbildungen, insbesondere porträts aus Goethes alter und aus seiner umgebung, reich ausgestattet: neben vielen lieben bekannten, die man hier ungern vermissen würde, erfreuen auch einige neuheiten, wie das bild des 60jährigen Goethe zu pferde, getuschter schattenriss aus der sammlung Kippenberg. **E. S.**

Bettina von Arnims Sämtliche Werke herausgegeben mit benutzung ungedruckten materials von **Waldemar Oehlke.** bd I—VI. Berlin, Propyläen-verlag 1920/21. LXXI u. 389. 693. 557. 306. 564. 505 ss. 8°. — Diese gesamtausgabe erzwingt sich geradezu einen freundlichen willkommsgrufs durch die anmut der äufseren erscheinung und die reiche ausstattung mit guten, zt. höchst reizvollen lichtdrucken, woran neben dem verlag und dem herausgeber insbesondere die herren dr F Leppmann und dr P Neuburger anteil haben. ich wünsche ihr aufrichtig eine gute aufnahme, obwol ich über die eigentliche 'arbeit' Oehlkes unmöglich günstig urteilen kann und die art wie er sich darüber äufsert direct als irreführend bezeichnen muss.

Bettinens bücher sind in den jahren 1835—1852 erschienen: bei beständig wechselndem verleger — zuletzt hiefs es 'Arnim's verlag'. nur von Goethes Briefwechsel mit einem Kinde hat sie selbst eine zweite auflage erlebt: 1837: der absatz aller übrigen

war so schwach, dass sie ihm mehrfach durch titelauflagen nachzuhelfen versuchte. zuletzt raffte sie, wie es scheint, den geringen restbestand der drei 'briefromane' mit gleichvielen exemplaren von Ilius Pamphilius, dem Königsbuch und den Gesprächen mit Dämonen zusammen und numerierte die elf bände auf abermals erneuten titelblättern als I—XI ihrer 'Sämmtlichen Schriften', 'zweite ausgabe. Berlin, Arnim's verlag 1853'. einen nennenswerten absatz scheint diese gesamtausgabe nicht gefunden zu haben: Oehlke hat nur ein vollständiges exemplar aufgetrieben. einzelbände finden sich häufiger. in den 1890er jahren, als Herman Grimm mit den in Wiepersdorf lagernden bücherbeständen aufräumte, und jedem der sich darum meldete freigebig schenkte was es noch gab, waren dort keine (oder nur ganz wenige) exemplare der briefromane und ebensowenig solche der 'Sämmtlichen Schriften' vorhanden, wol aber reichlich die originalausgaben resp. titelauflagen der drei anderen werke; danach scheint von der 'gesamtausgabe' überhaupt nur eine kleine zahl hergestellt worden zu sein.

Nun behandelt aber Oe. (bei dem wir jede bezugnahme auf die gute bibliographie im neuen Goedeke VI 78 ff vermissen) diese ausgabe der 'Sämmtlichen Schriften Bettinas', die nichts anderes als eine rohe titelauflage ist, wie eine neue textform, ja geradezu wie eine ausgabe letzter hand, bd I s. LXVIII: 'Auch für den text ... habe ich ihre letztwillige ausgabe der 'Sämmtlichen Schriften' zu grunde gelegt, die vollständig nur noch in der universitätsbibliothek zu Bonn vorhanden ist und von dort zu diesem zweck entliehen werden musste' — das war gänzlich überflüssig, denn diese ausgabe enthält ja nur die älteren drucke! täuscht der herausgeber nun sich selbst oder versucht er den leser zu täuschen, wenn er fortfährt: 'natürlich habe ich zu kritischem vergleich nach möglichkeit [?] auch die ersten ausgaben herangezogen, die ebenfalls schon recht selten und zum teil nur mit grofsen schwierigkeiten [?] zu beschaffen waren'? den gipfel erreicht diese unverantwortliche wichtigtuerei mit dem schlusssatz: 'rechnet man die probleme hinzu, die Bettinas genius bei der herausgabe ihrer bücher von vorn herein ins leben gerufen hat, so wird man die mühe der herstellung dieser gesamtausgabe ahnen'. jene probleme haben mit der arbeit des herausgebers gar nichts zu tun, und von sonstiger 'mühe' hab ich vorläufig nur wenig erbauliche spuren entdecken können.

Oe. hat den text 'in rechtschreibung und zeichensetzung modernisiert', versichert aber dabei 'mit äufserster vorsicht vorgegangen' zu sein. ich schlage die erste seite der 'Günderode' auf (II 17) und finde da ein wahres gewimmel von apostrophen: die zahlreichen etwas affectiert frankfurterischen, aber echt bettinischen apokopen (frei und in der elision) hat der herausgeber sämtlich mit einem häkchen versehen: *Sonn'*, *Kerz'*, *Nas'*, *Haupt-*

wach', *ward'*, *steck'*, *wollt'*, *heut'* usw. — 18 mal in 24 zeilen! hat der germanist Oehlke keine ahnung davon, wie die romantiker und insonderheit auch JGrimm über solche papierne schulmeisterei dachten? — ein gutes hat die sache doch schliefslich: die echten briefe der Günderode, die von solchen apokopen fast frei sind, heben sich bei Oe. gelegentlich scharf von den zusätzen der Bettine ab: gleich der erste brief Karolinens (s. 19 f) hat in 29 zeilen keinen apostroph, der 'unechte' anhang (s. 20) in 7 zeilen deren sieben!

Oehlke hat über die briefromane der Bettine ein gutes buch geschrieben (Palästra 41) und sich wie damals auch jetzt wider mit dem hsl. nachlass Varnhagens beschäftigt: aus jenem buche und diesen studien stammt das wertvollste was die einleitung bietet und einiges ungedruckte was die ausgabe noch zu bringen verspricht. leider ist die einleitung hastig und gerade auch in der verwertung Varnhagenscher äufserungen mit wenig auswahl geschrieben und weist flüchtigkeiten auf wie die hartnäckige bezeichnung des Brentanoschen hauses als 'Gold. Knopf' st. 'Gold. Kopf'.

Bd I—IV enthalten die briefromane (von denen seit 1881 mehrfach neudrucke erschienen sind die Oe. nicht erwähnt) in der anordnung der Sämmtl. Schr., der schluss des IV bandes bringt Bettinens compositionen in der gewis verdienstlichen bearbeitung Max Friedländers, mit einer wertvollen beisteuer von Joh. Joachim: bd V. VI führen die Sämmtl. Schr. bis bd X. ein VII band (Gespräche mit Dämonen — und?) steht noch aus. E. S.

Das deutsche haus in dorf und stadt. ein ausschnitt deutscher altertumskunde von **Otto Lauffer.** [Wissenschaft und Bildung h. 152] Leipzig, Quelle & Meyer 1919. 126 ss. 8°. — Es sind jetzt nahezu 40 jahre her, dass etwa gleichzeitig AMeitzen und RHenning das interesse für die volkstümlichen formen des deutschen hauses neu erweckten und die fragen nach seiner geschichte und entwicklung in fluss brachten. naturgemäfs stand das deutsche bauernhaus im vordergrund, und über dies erhielten wir eine umfangreiche und zt. höchst wertvolle litteratur. das bürgerhaus wurde in den rahmen dieser studien zum ersten male durch die schöne jugendarbeit von KBrandi über Osnabrück (1891) hineingezogen. während man die frage nach dem vorgeschichtlichen und frühgeschichtlichen haus zunächst auf umwegen zu lösen versuchte: durch reconstruction aus den jüngern einzeltypen, durch auswertung der hausurnen und der römischen bildwerke, durch etymologie des für das germanische haus und seine teile überlieferten sprachmaterials — alles mit wechselndem und oft bestrittenem erfolg und ohne auch nur in den hauptpuncten einigkeit zu erzielen, brachte uns die vervollkommnete methode und technik der ausgrabungen mit dem anfang dieses

jahrhunderts eine reihe von gesicherten tatsachen, deren historische deutung freilich noch keineswegs abgeschlossen ist. Lauffers büchlein behandelt nun unter vorlegung des wichtigsten materials in historischer abfolge alle gebiete: von der vorgeschichte bis zum 19. jahrhundert, teilweise kritisch referierend, immer mit selbständiger durchdringung der probleme und im fortschreiten mit wachsender beisteuer eigener forschungsergebnisse. für das vor- und frühgeschichtliche haus steht dem verfasser zu gebote was die bodenforscher und die sprachgelehrten erarbeitet haben die kritik ist hier am schwächsten gegenüber den etymologieen: die directe herleitung der 'stube' aus der wohngrube und die enge beziehung von *stoup* und *stuba* will mir gar nicht einleuchten. aber die charakteristik, scharfe scheidung und geschichtliche erfassung der bäuerlichen haustypen in den drei ersten abschnitten ist vortrefflich gelungen. in den drei abschnitten des zweiten teiles, welche den städtischen wohnbau aus dem landschaftlich entsprechenden bäuerlichen ableiten und seine fortentwicklung bis zur schwelle der gegenwart verfolgen, bietet der verfasser fast durchweg eigenes. besonders hervorzuheben ist die durchgehnde klarheit und scharfe betonung des methodischen und grundsätzlichen: der eingeschränkte wert des grundrisses, die bedeutung des constructiven elementes und der baustoffe, die wirtschaftlichen bedingungen und ihr wandel. das alles ist auf grund umfassender autopsie und mit reichster litteraturkenntnis entwickelt. die sammlung dürfte nur wenige hefte enthalten, die dem vorliegenden an wissenschaftlichem eigenwert und durchsichtiger darstellung zu vergleichen sind. E. S.

Bayerische landeskunde von Joseph Reindl. mit 4 abbildungen im text 8 tafeln u. einer karte [Sammlung Göschen]. Berlin u. Leipzig, Vereinigg wiss. verleger 1920. 128 ss. kl. 8°. Das bändchen bietet in knapper form zahlreiche daten auf grund der neuesten litteratur und forschung und dürfte besonders durch die gute übersicht über die siedelungen (s. 68—91) auch dem germanisten willkommen sein. leider ist es durch nicht wenige druckfehler und ähnliche entgleisungen verunziert: dass der Frankenthaler kanal zum Main gehe (s. 65), dass München von Heinrich dem Löwen 1257/58 gegründet worden sei (s. 73), die 'Nassauer' (st. Nassacherhöhe in den Hassbergen s. 50, wiederholt im register s. 127) usw. auch 'William' von Ebersberg (s. 9) ist nicht schön, und wenn in einer etwas sonderbar getroffenen auswahl von 'Bayerns söhnen' neben Lenbach Kaulbach genannt wird (s. 124), so dürfte hier doch wol das kleine Waldeck seinen anspruch geltend machen. E. S.

MISCELLEN.

ZUR FRIESISCHEN RECHTSSPRACHE. Im Brokmerbrief kommt zweimal das wort *efsirne* vor, und zwar in folgendem zusammenhang: *benfrotha anda thama and anda nosebene, sexe skillingar; ister en efsirne* (v. l. *efsirene*) *thre skillingar* (Brokmerbrief § 198, Richthofen s. 178 zeile 21). *benfrotha a ermem . . . fiuwer skillingar; ister en efsirne* (v. l. *efsirene*) *achta skillingar* (ebda z. 32). vRichthofen hat im Wörterbuch (s. 1019) das wort unerklärt gelassen, nachdem er zwei möglichkeiten erwogen: *siune* (sichtbarkeit, was sichtbar bleibt?) und *sia* (nähen, verwunden). Bremer vermutet (PBBeitr. 17, 309 f), dass *efsirne* eine 'besonders schlimme verletzung der knochen sein müsse, man sollte meinen ein knochenbruch oder knochenspaltung oder eine blofslegung des knochens'. zur worterklärung knüpft er an an ags. *efesian* 'scheren, schneiden, die haare schneiden' und versteht *efsirene* als ein compositum = **ef(e)si-bêni* (germ. = *abis ja-gabainia*) 'glattrasierter knochen'. in einer fufsnote zu Bremers worten deutet Sievers (ebda s. 310) das dunkle wort als 'abtriefung' im sinne des 'humor decurrens' der Lex Frisionum tit. 22 § 35 ff, indem er ags. *siwen-ieȝe* heranzieht. van Helten übernimmt (PBBeitr. 25, 359, widerholt Zur lexicologie des altostfriesischen [Amst. 1907] s. 90) die Sieverssche übersetzung 'abtriefung', stellt aber *efsirne* zu ahd. *sib*, ags. *sife* 'sieb'.

Das jütische Lowbuch enthält eine bisher unbeachtete stelle, die das problem wol fördert: *blyfft dar och affsüne, alse eine schere mundt, oge effte nese, de affsüne werden na framer lüde erkentenisse warderet,* ***unde also betert men ock dar vör*** (1597 Jüt. Low III 29 § 2). an 'glattrasierte knochen' ist bei schiefem mund, auge, nase keinesfalls zu denken; an 'abtriefung' eher. und doch möcht ich van Heltens deutung ablehnen und in *efsirne, affsüne* eine 'unansehnlichkeit', 'entstellende narbe' sehen, sozusagen das gegenteil von fries. *onsiune*, mhd. *ansiune* 'ansehen', 'angesicht'.

Heidelberg. **vKünssberg.**

EIN ND. SPRUCH. Als ich vor fast fünfzig jahren nach sieben der geschichte und classischen philologie gewidmeten semestern mich germanistischen studien zuwante und namentlich zu zwecken des friesischen zahlreiche ältere historische schriften, schlesw.-holst. provinzialberichte udgl. durchsah, hab ich irgendwo den folgenden nd. spruch gefunden, der an seiner stelle vielleicht als inschrift in einer kirche mitgeteilt worden war und der mir seitdem im gedächtnis haftet:

Ô wo vrôlik it wêſen mach, dâr dûſent jâr is als en dach:
o wo mach it werden ſo ſwâr, dâr ên dach is als dûſent jâr.

ich habe zahlreiche kenner des nd. gefragt, ob ihnen dieser spruch bekannt sei, habe aber noch keinen getroffen, der ihn gekannt hätte.

ZUM MEMENTO MORI. Als ich vor ca. 35 jahren nach der 2. aufl. (1881) von Braunes Ahd. lesebuch zum ersten male ahd. übungen über das Memento mori abhielt, nahm ich für den langvers 105 f:

in dunchit dâ bezzir ein tac, tenne hier tûsint, teist wâr

um des eben angeführten nd. spruches willen, der mir im gedächtnis lebte, gleich bei der ersten lesung sofort an, dass es geheiſsen haben müsse:

in dunchit dâ ein tac, teist wâr, bezzir tenne hier tûsint jâr.

vorher hatte bereits Bartsch (Litbl. 1, 13) angenommen, dass zu schreiben sei *in dunchit bezzir ein tac dâ* (: *wâr*), wogegen Scherer (Zs. 24, 442), der den reim *tac : wâr* fürs elfte jh. nicht für unmöglich hielt, erklärte, dass er, wenn derselbe unmöglich wäre, sich lieber mit einer viel leichteren änderung abfinden würde, indem er *jâr* statt *tac* setzte, wobei er richtig bemerkt, dass 'zwar tausend jahre ein geläufiger begriff sei, aber nicht gerade tausend tage'. später hat ALeitzmann PBBeitr. 16, 536 (1892) bemerkt, am einfachsten werde die verderbnis geheilt, wenn man *teist wâr* als flickwort streiche, sodass, mit Scherers *jâr*, zu lesen sein würde *in dunchit bezzir ein tac dâr, tenne hier tûsinc jâr.* ich finde meine änderung besser als alle angeführten. für dieselbe könnte äuſserlich der punct in der hs. vor *bezzir* sprechen: als aus der vorlage herübergenommene andeutung des beginns eines neuen halbverses.

Mit dem langvers des Memento mori haben die nd. vier halbzeilen natürlich nur das gemein, dass die gegenüberstellung 'ein tag : tausend jahre' denselben bibelstellen entstammt: Psalm 90 (Vulg. 89), 4 und der auf dieser stelle beruhenden neutestamentlichen II Petri 3, 8. im übrigen besteht der unterschied, dass im langvers des Memento mori éin tag im paradiese für besser erklärt wird als tausend jahre selbst des freudvollsten lebens auf erden, wenn der mensch sie haben könnte, während in den zwei letzten nd. halbzeilen éin tag in der hölle tausendjährigem leiden gleichgesetzt wird.

Hermann Möller.

ENTGEGNUNG.

Auf die Besprechung meiner 'Besiedelung des thüringischen Eichsfeldes auf grund der ortsnamen und der mundart' Anz. XL 146 durch **Edward Schröder** erwidere ich:

Die arbeit 1) ist ein beitrag zur siedelungskunde und nicht zur ortsnamenforschung; die ortsnamen sind in ihr ausgangs-, nicht zielpunct; — 2) stellt eine methodologische untersuchung dar, die das material (ortsnamen und mundart) systematisch auch mit hilfe von arbeitshypothese, semifiction, behandelt; — 3) zeigt § 3 anm. 4 generell und dann öfters im einzelnen unzweideutig meine stellung zum hypothetischen, semifictiven, construierten; — 4) enthält keinen ansatz '*Swēbada*'; für mich wäre der ansatz *Swebada*, da meine mundart *Schwäbde* sagt, nicht *Schwabde* (*e* > *ä*, *e* > *a*); das dann statt *a* vorauszusetzende *e* wäre eine sogenannte 'ausnahme' vom sogenannten 'lautgesetz', die in sprachsociologischen oder anderen gründen bedingt wäre. dass mit der starren einordnung in die schrifteklektische lautwandelsreihe in vielen fällen die ortsnamenforschung nicht vorwärts gebracht wird, scheint mir sicher; — 5) 'reiht' Hessel, Hasenwinkel, Hottenrode, Heuterode nicht 'ein', sondern gibt sprachlich denkbare entwickelungen für den fall, dass jene mit 'Hessen' zusammenhängen; sie stehn auf einer semifiction, über deren wert für die wissenschaft kein wort zu verlieren ist, deren anwendung der ortsnamenforschung manchen nutzen bringen kann und die alles andere, nur keine spielerei ist; — 6) behauptet nicht, dass von den heutigen mundarten allein fragen der vor- und frühgeschichte zu lösen sind; dass sich über weite zeiträume hinweg eigentümlichkeiten der lautgebung auf grund bestimmter articulatorischer gesamteinstellung einer sprachgemeinschaft erhalten, beweist die geschichte verschiedenster sprachen und sprachtypen. — Wenn recensent über meine wissenschaftliche orientierung urteilen wollte, so hätte er die mühe nicht scheuen dürfen, sich über sie zu unterrichten. dass meine 'Besiedelung', zum allerwenigsten methodologisch, einen fortschritt bedeutet, diese überzeugung kann mir der recensent nicht nehmen.

Hamburg. **Konrad Hentrich.**

Nachdem ich hrn dr Hentrich ermöglicht habe sich hier selbst vorzustellen, bleib ich erst recht bei meinem urteil über seine schrift. dass sein specialgebiet die experimentelle phonetik sei (wie er mir schreibt), war mir wol bekannt — eben darin vermag ich am wenigsten einen ersatz für den mangel historischer und sprachgeschichtlicher bildung zu erblicken, der ihn zur zeit unfähig macht, über ortsnamen und gar über siedlungskunde zu schreiben. den methodologischen wert seiner 'semifictionen' überlass ich dem urteil der fachgenossen. **E. S.**

PERSONALNOTIZEN.

Am 2. juni 1921 starb zu Leipzig der ao. professor dr GEORG HOLZ im 58. lebensjahre; in Graz ist 72 jährig der herausgeber des Väterbuchs dr KARL REISSENBERGER verschieden.

Im nov. ist der altmeister der germanischen archäologie OSCAR MONTELIUS 78 jährig in Stockholm gestorben.

Die germanistische rechtswissenschaft beklagt wider den verlust zweier senioren, die sich beide ihre geisteskraft und schaffensfreude bis in ein hohes alter bewahren durften: am 10. oct. 1921 starb in Berlin 80 jährig OTTO VON GIERKE, am 2 nov. in Basel 87 jährig ANDREAS HEUSLER D. Ä.

Die mit erreichung der altersgrenze zurücktretenden ord. professoren FVOGT in Marburg und PHSTRAUCH in Halle wurden jener durch prof. KARL HELM von Frankfurt, dieser durch prof. GEORG BAESECKE von Königsberg ersetzt.

Zum ord. professor d. ält. dtschen sprache u. litteratur an der deutschen universitat Prag wurde prof. dr ERICH GIERACH von Reichenberg i. B. ernannt. in der gleichen eigenschaft wurde der privatdocent prof. dr FRIEDRICH RANKE von Göttingen nach Königsberg berufen. nachfolger Helms in Frankfurt wurde der ao. professor dr. HANS NAUMANN von Jena.

Als nachfolger des zurücktretenden prof. BLITZMANN wurde prof. OSKAR F. WALZEL von Dresden nach Bonn berufen. prof. RUDOLF UNGER von Zürich folgte einem rufe als ordinarius der neuern deutschen litteraturgeschichte nach Königsberg; prof. FRANZ SCHULTZ siedelt als ebensolcher von Köln nach Frankfurt über.

Nach Kiel, wo prof. HGERING zurückgetreten ist, wurde der privatdoc. dr WALTHER HEINRICH VOGT von Marburg als ord. professor der nordischen u. deutschen philologie berufen.

An der universität Königsberg wurde prof. dr PAUL ZIESEMER zum ord. honorar-professor ernannt.

Der im juni in Göttingen habilitierte privatdocent dr FRIEDRICH NEUMANN wurde als ao. professor d. dtschen sprache und litteratur nach Leipzig berufen.

An der universität Tübingen hat sich dr GUSTAV BEBERMEYER für deutsche philologie habilitiert.

Auf den lehrstuhl der englischen philologie zu Erlangen wurde nach HVARNHAGENS rücktritt prof. RUDOLF BROTANEK von Dresden berufen.

Der ord. prof. d. vergleich. idg. sprachwissenschaft GUSTAV HERBIG in Rostock ist einem rufe nach Breslau gefolgt; sein nachfolger wird prof. dr HERMANN GÜNTERT von Heidelberg. in Greifswald wurde, nachdem prof. ALBERT DEBRUNNER den ruf nach Bern angenommen hatte, die ord. prof. d. vgl. idg. sprachwissenschaft dem ao. professor dr LUDWIG HELLER übertragen.

EINGEGANGENE LITTERATUR.

Wir verzeichnen an dieser stelle möglichst mit preisangabe alle der redaction (resp der Weidmannschen buchhandlung für uns) zugesandten schriften, mit ausnahme derjenigen welche verlegern oder autoren inzwischen zurückgegeben worden sind. eine besprechung zu liefern oder andernfalls das buch zurückzusenden verpflichten wir uns nur in dem falle wo wir das recensionsexemplar angefordert haben.

L. Anzengrubers Werke. gesamtausgabe nach den handschriften in 20 teilen. mit lebensabriss, einleitungen und anmerkungen hrsg. von **Ed. Castle.** 7 bde. Leipzig, Hesse & Becker o. j. — gebd. 140 m.

Luise Berthold, Beiträge zur hochdeutschen geistlichen kontrafaktur vor 1500. auszug aus der Marburger dissertation [1920]. 33 ss. 8°.

Leuvensche Bijdragen. tijdschrift voor moderne philologie. XIII jaarg. 1. 2 afl. Leuven, Vlaamsche boekenhalle u. 's Gravenhage, Nijhoff 1921. 147 ss. 8°.

H. Bischoff, Nik. Lenaus lyrik, ihre geschichte, chronologie u. textkritik: II bd Chronologie u. textkritik. Berlin, Weidmann 1921. 221 ss. 8°. — 30 m.

K. Borinski, Geschichte d. deutschen literatur von den anfängen bis zur gegenwart. 2 bde. Stuttgart, Union 1921. 643 u. 673 ss. 8°. — gebd. 98 m.

K. Bornhausen, Schiller, Goethe u. d. deutsche menschheitsideal [Aus Weimars vermächtnis I]. Leipzig, Teubner 1920. VI u. 135 ss. 8°. — 5 m. + tz.

Kath. Büschgens, Hans vBühel. neue untersuchungen üb. überlieferung, reimgebrauch, persönlichkeit (im auszuge veröffentlicht). Bonner diss. 1920. 15 ss. 8°.

M. Cahen, Le mot 'Dieu' en vieux-scandinave. Paris, Champion 1921. 81 ss. 8°.

Ders., Etudes sur le vocabulaire religieux du vieux scandinave. La libation [Bibliothèque linguistique IX]. ebda 1921. 325 ss. gr. 8°.

W. Classen, Die Germanen und das christentum [Das werden des deutschen volkes h. 4]. Hamburg, Hanseat. verlagsanstalt o. j. 184 ss. 8°. — 16 m.

Ders., Die deutschen volkskönige als kaiser [Dasselbe h. 5]. ebda 1921. 90 ss. 8°. — 8 m.

B. Croce, Dantes dichtung. übertragen von Julius Schlosser. Wien, Amalthea-verlag 1921. 312 ss. 8°. — 40 m.

H. Cysarz, Erfahrung und idee. probleme u. lebensformen in d. deutschen literatur von Hamann bis Hegel. Wien u. Leipzig, Braumüller 1921. XII u. 320 ss. 8°.

Deutsche dialektgeographie. hrsg. v. F. Wrede. Marburg, Elwert.

h. IX **H. Wix**, Studien zur westfälischen dialektgeographie im süden des Teutoburgerwaldes. 1921. VIII u. 182 ss. 8° m. 1 karte. — 25 m. — h. XVI **Th. Frings** u. **J. Vandenheuvel**, Die südniederländischen mundarten. texte, untersuchungen, karten. teil I: texte. 1921. XXVII u. 149 ss. 8°. — 35 m.

E. Ermatinger, Die deutsche lyrik. 2 bde: I Von Herder bis zum ausgang d. romantik, II Vom ausgang d. romantik bis zur gegenwart. Leipzig, Teubner 1921. 433 u. 310 ss. 8°. — 16 m. u. 12 m. + tz.

Festschrift für Berthold Litzmann zum 60. geburtstag 18. 4. 1917 im auftrage der Litterarhistorischen gesellschaft Bonn herausgegeben von Carl Enders. Berlin, Grote 1921. V u. 517 ss. 8°.

Funde und Forschungen. eine festgabe für Julius Wahle zum 15. febr. 1921. Leipzig, Insel-verlag 1921. V u. 226 ss. 8°. — 18 m., geb. 24 m.

K. Gasser, Sibylle Schwarz, eine pommersche dichterin 1621–1638. Greifswald, Abel 1921. 108 ss. 8°.

H. Güntert, Von der sprache der götter und geister. Halle, Niemeyer 1921. 183 ss. 8°. — 26 m.

G. Hase, Der Minneleich meister Alexanders u. s. stellung in d. ma.lichen musik. Halle, Niemeyer 1921. 96 ss. gr. 8°.

Heinrich Heines briefwechsel hrsg. v. **F. Hirth.** bd II u. III. Berlin, Propylaen-verlag 1917 1920. 570 u. 619 ss. 8°.

K. Jäger, Zur geschichte und symbolik des hakenkreuzes. Leipzig, Ritter vom hakenkreuz 1921. 23 ss. 8°.

W. Jost, Von Ludwig Tieck zu E. T. A. Hoffmann. Frankfurt a. M., Diesterweg. X u. 138 ss. 8°. — 24 m.

Elsbet Kaiser, Frauendienst in mhd. volksepen [Germanist. abhandlungen h. 54] Breslau, M. u. H. Marcus 1921. 100 ss. 8°.

C. Karstien, Die reduplizierten perfekta im nord- u. westgermanischen. Gießen, v. Munchow 1921. XII u. 169 ss. 8°. — 30 m.

Gottfried Kellers Werke. krit. durchgesehene u. erläuterte ausgabe von **Harry Mayne.** 3 bd Der grüne Heinrich 815 ss. 4 bd Die Leute von Seldwyla 496 ss. Berlin, Propyläen-verlag 1921.

J. A. Kelly, England and the Englishmen in german literature of the 18th century. New York, Columbia univ.-press 1921. XVII u. 156 ss. 8°.

A. Kock, Svensk ljudhistoria IV delen, 2. hälften. Leipzig, Harrassowitz 1921. 8°.

G. Kossinna, Die deutsche vorgeschichte eine hervorragend nationale wissenschaft. 3. aufl. [Mannus-bibliothek nr 9]. Leipzig, Kabitzsch 1921. VIII u 255 ss. gr. 8°. — 50 m.

Ders., Die Indogermanen. ein abriss. I teil: Das indogermanische urvolk [Mannus-bibliothek nr 26]. Ebda 1921. VI u. 79 ss. — 22 m.

J. Lechler, Vom hakenkreuz. die geschichte eines symbols [Vorzeit bd I]. Leipzig, Kabitzsch 1921. 27 ss. u. 36 tafeln. gr. 8°. — 14 m.

M. M. Lienau, Vor- u. frühgeschichte der stadt Frankfurt a/O. von den ältesten anfängen bis zum j. 1253 [Mannus-bibliothek nr 25]. Leipzig, Kabitzsch 1921. 32 ss. gr. 8°. — 11 m.

R. Meissner, Die kenningar der skalden, ein beitrag zur skaldischen poesie [Rhein. beiträge u. hülfsbücher z. german. philologie 1. bd]. Bonn u. Leipzig, Kurt Schröder 1921. XII u. 437 ss. 8°. — 80 m.

Neuphilologische Mitteilungen (Helsingfors) 1921 nr 1—5.

E. Mogk, Über runen u. hakenkreuze. Leipzig, Ritter vom hakenkreuz 1921. 12 ss. 8°.

J. Nadler, Die Berliner romantik 1800—1814. ein beitrag z. gemeinvölk. frage: renaissance, romantik, restauration. Berlin, E. Reiß 1921. XIX u. 233 ss. 8°. — 38 m.

Namn och Bygd. tidskrift för nordisk ortnamnsforskning utg. av **Jöran Sahlgren.** Uppsala, a. b. Akademiska bokhandeln i distr. gr. 8°. årg. 4 (1916) 196 ss., årg. 5 (1917) 200 ss., årg. 6 (1918) 200 ss., årg. 7 (1920) 202 ss., årg. 8 (1921) 194 ss.

H. Naumann, Primitive gemeinschaftskultur. beiträge zur volkskunde und mythologie. Jena, Diederichs 1921. 195 ss. 8°. — 25 m.

Neophilologus VI jaarg. 4 afl. Groningen, Wolters 1921.

A. Noreen, Vårt Språk bd IV h. 3. Lund, Gleerup 1921.

Ordbog over det Danske sprog, grundlagt af **V. Dahlerup** 3. bind. København, Gyldendal 1921. 1263 spp. lex. 8°.

W. R. R. Pinger, Lawrence Sterne and Goethe. Berkeley, Univ. of California press. 1920. 65 ss. 8⁰.

L. M. Price, English-german literary influences. bibliography and survey. 2 voll. Berkeley, Univ. of California press 1920. 111 ss. 616 ss. 8⁰. — doll. 1,25 u. A.

Revue Germanique 1921. Paris-Lille, Tallandier. 480 ss.

H. Schneider, Uhlands gedichte u. d. deutsche mittelalter [Palästra h. 134]. Berlin, Mayer & Müller 1920. VI u. 130 ss. 8⁰. — 16 m.

F. R. Schröder. Nibelungenstudien [Rhein. beitr. z. germ. philologie u. volkskunde VI]. Bonn, K. Schröder 1921. 58 ss. — 16 m.

H. Schurig, Lebensfragen in uns. klass. dichtung [Aus Weimars vermächtnis II]. Leipzig, Teubner 1920. IV u. 251 ss. 8⁰. — 7,50 m. + tz.

J. Schwietering, Die demutsformel mittelhochdeutscher dichter [Abhandlungen d. k. Ges. d. wiss. zu Göttingen, phil.-hist. kl. n. f. XVII 3]. Berlin, Weidmann 1921. 89 ss. gr. 8⁰.

E. W. Selmer, Sylterfriesische studien. Christiania, Dybwad 1921. 159 ss. gr. 8⁰.

Språk och Stil bd XX h. 3—5. Uppsala, Akadem. bokh. 1921.

W. Stammler, Mittelniederdeutsches lesebuch. Hamburg, Hartung 1921. 148 ss. 8⁰.

Stimmen der zeit 1921 juli. 10. (jubiläums)heft. Freiburg i. B., Herder & co. 1921. s. 241—332.

Nysvenska Studier. Uppsala, Akadem. bokh. 1921.

Vatnsdæla saga hrsg. v. **W. H. Vogt** [Altnordische Saga-bibliothek h. 16]. Halle, Niemeyer 1921. LXXVIII u. 174 ss. 8⁰. — 40 m.

K. Viëtor. Die lyrik Hölderlins. eine analytische untersuchung. Frankfurt a. M., Diesterweg 1921. XVI u. 240 ss. 8⁰. — 35 m.

Ders., Die briefe der Diotima, veröffentlicht von Frida Arnold. Leipzig, Insel-verlag 1921. 77 ss. gr. 8⁰. — 16 m.

Von deutscher sprache und art. sprachwiss. vorträge u. abhandlungen. Leipzig, Ritter vom hakenkreuz 1921. 18 ss. 8⁰.

R. Weber, Zur entwicklung u. bedeutung d. dtschen meistergesangs im 15. u. 16. jahrhundert. m. e. anhang über den meistergesang in d. dtschen dichtung d. 19. jh.s. Berliner dissertation 1921. 88 ss. 8⁰.

Ph. Witkop, Die deutschen lyriker I bd. Von Luther bis Hölderlin. 2 verm. aufl. Leipzig, Teubner 1921. 171 ss. 8⁰. — 14 m. + tz.

F. Wolters u. **C. Petersen**, Die heldensagen der germanischen frühzeit. Breslau, Hirt 1921. 315 ss. 8⁰. — 34 m.

Ferner die im vorliegenden heft bereits besprochenen schriften: **Gragger** (oben s. 94), **Heusler** (s. 93), **Hoernes-Behn** (s. 86), **Kämpf** (s. 80), **Oehlke** (s. 110), **Pallmer** (s. 109), **Reindl** (s. 112), **Schnerich** (s. 90), Studier i modern språkvetenskap (s. 80), **Tenckhoff** (s. 92), **Wölfflin** (s. 39).

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XLI, 3. 4. juni 1922

Die technik des altertums von dr **Albert Neuburger.** XVIII u. 569 ss. mit 676 abbildungen. gr. 8°. Leipzig, R. Voigtländer. 1919. — 30 m.

Wer griffe nicht gerne nach einem endlich zusammenfassenden buche dieses inhalts, besonders wenn der verfasser im vorwort bekennt selbst techniker zu sein, sich fast zwei jahrzehnte lang mit der technik des altertums befasst zu haben, und wenn der verleger trotz der teuren zeit an guter ausstattung nichts hat fehlen lassen! aber wie enttäuscht legt man N.s arbeit wider bei seite, wenn man schliefslich zur überzeugung kommt, dass sie in grofsen strecken einfach neu gemacht werden müste, um, wie es als ziel im vorwort angegeben wird, würklich eine grundlage zu weiteren arbeiten für gelehrte wie techniker zu werden! vielleicht geht es über éines menschen kraft hinaus, die bearbeitung dieses enormen wissensgebiets auch nur referierend würklich zu umspannen. auch bibliographisch mögen manche lücken unterlaufen, in keinem falle aber sollte ein solcher abstand zwischen der gebotenen darstellung und der laut vorwort ausdrücklich als quellen benutzten litteratur bestehn, wie er hier für wichtigste gebiete dem leser zugemutet wird. vielfach ist es so, als hätte N. seinen text schon vor einem menschenalter geschrieben, mit abbildungen von damals bedacht und die neuere einschlägige litteratur nur am schlusse des betreffenden abschnittes in der liste der veröffentlichungen nachgetragen, ohne sie aber auch zu verwerten oder einzuarbeiten. wie wäre es sonst zu erklären, dass Babylon, Assyrien, Troja, Pompeji nach den veralteten werken von Delitzsch, Layard, Schliemann und Overbeck behandelt und illustriert werden statt nach den ausdrücklich als benutzte quellen angeführten grundlegenden neuen arbeiten von Koldewey, Andrae, Dörpfeld und Mau? oder ist es zu verantworten, wenn für die architektur das s.z. gewis verdienstliche buch von FvReber zu grunde gelegt wird — mit widergabe von heute so gänzlich veralteten und kümmerlichen abbildungen wie derjenigen des noch halb verschüttet zu sehenden Löwentors von Mykenä (s. 296)! — statt der neueren besseren darstellungen von Borrmann, Durm und Noack?! wenn weiter N. sich schon RHennigs neuesten untersuchungen über die leuchtfeuer anschliefsen wollte, die ich in ihrer negation für das

Griechentum nach wie vor für verfehlt halte, so hätte er doch kaum für das bauwerk des alexandrinischen leuchtturms als solches wider die erledigte reconstruction Adlers auftischen dürfen und doch gleichzeitig meinen 'Pharos' im litteraturverzeichnis nennen.

Die gruppenanordnung des grofsen stoffes ist nicht gerade übersichtlich, aber doch im ganzen logisch aufgebaut: erst gewinnung der rohstoffe (bergbau, hüttenwesen), dann ihre bearbeitung (handwerk), ihre anwendung zu geräten, techniken und maschinen, die daraus resultierenden producte und ergebnisse. zu diesen wird nicht nur ingenieurwesen und schiffsbau, sondern auch der hausbau gerechnet. dieser in einer — allerdings sehr verdünnten — ausdehnung, wie es in einem buch über technik überhaupt nicht nötig ist. hier könnte manches was mehr zur kunstgeschichte hinüberneigt, wie die abschnitte über tempel, theater, basiliken ganz fortfallen. dagegen wünschte man hier technisch bedeutsame einzelheiten ganz anders behandelt zu finden, als dies zb. über die akustik und die maschinerie des theaters nur aufs allerdürftigste geschehen ist. empfindliche lücken kommen nicht nur in der wichtigsten litteratur vor, so scheinen N. ganz unbekannt geblieben zu sein die gründliche behandlung des antiken strafsenbaues durch Ferd. Löwe-München, die verschiedenen arbeiten von Pernice, Rubensohn und Winter über die technik antiken kunstgewerbes (Hildesheimer silberschatz, stuckmodelle im Pelizaeusmuseum), die neue behandlung der fayumporträts durch Edgar. auch die wichtigen, gerade auf das technische stark eingehnden arbeiten CSchuchhardts auf prähistorischem gebiet scheinen für N. bisher vergeblich geschrieben zu sein.

In der materie selbst vermisst man gleichfalls wichtige abschnitte: die hochentwickelte etruskische gold-filigrankunst fehlt völlig, ebenso die ganze technik der antiken bildhauerei (für den erzguss fehlt es wider an der einschlägigen litteratur, wie für die griechische keramik und vasenmalerei die grundlegenden partieen in Furtwängler-Reichholds vasenwerk völlig ignoriert sind). das endcapitel über häfen ist überaus dürftig.

Wie schwer sich der sichtlich nicht humanistisch vorgebildete verfasser bei seinem unternehmen getan haben mag, verraten verschiedene verstöfse, die sonst rein unverständlich wären. so wenn die rede ist von 'könig Milos' von Kreta (s. 199), dem Dädaliden 'Thalos' (s. 145), von den tierornamenten des tores 'von Istar' (s. 138) oder vom pergamenischen gymnasion der 'epheten' (277). so nehmen auch archäologische misverständnisse, ungeheuerlichkeiten und irrtümer nicht wunder wie: das vermeintliche fehlen griechischer lampen in Aegypten (s. 239), die angebliche vorbildlichkeit der griechischen vasengemälde für friese

und wandbilder der grofsen malerei (144), das verkennen der dachform testudo (355), die irreführenden unterschriften der abbildungen 221 (diatret- statt schlangenfadengläser), 405 und 412 'strafsen' in Pompeji, die völlig misverstanden entworfene grundrissskizze in abb. 475, auf s. 35 die naive vorstellung, Wilkinson hätte etwas von Maspero übernehmen können (statt umgekehrt!), auf s. 382 die ebenso naive erklärung der entstehung des blockbaues oder s. 397 die zumutung an Eupalinos, er hätte sich bei seiner durchtunnelung auf Samos des erst jahrhunderte später erfundenen diopters Herons bedienen sollen. über die ägyptischen pyramiden wird solange von geheimnisvollen astronomischen beziehungen gehandelt, dass zum schluss (s. 348) ihr tatsächlicher zweck, als grab zu dienen, richtig zweifelhaft geworden ist. in einem auf das knappste minimum zusammengedrängten capitel über das griechische haus sollte ein so abnormer grundriss wie der palast des Hyrkan (s. 320) nicht erscheinen. dagegen durfte das musterhaus von Priene und ein delisches peristylhaus als grundrisstypus nicht fehlen und ein typischer mustergrundriss wie das haus des Pansa in Pompeji nicht bis zum unkenntlichen lückenbüfser verkleinert vorkommen (s. 328). andre abbildungen wie 433 oder 531 sind so gering und nichtssagend, dass sie besser gar nicht da wären. auch Piranesis malerische ansichten von Rom gehören nicht in ein buch über technik, es sei denn in eines über kupferstiche.

Einige abbildungen geben dem buch einen gewissen wert dadurch, dass sie aus unsren museen allerlei sonst nicht veröffentlichte, technisch interessante stücke widergeben, denen der vf. mit fleifs nachgegangen ist. auch die litteraturverzeichnisse haben einen gewissen wert durch hinweis auf zerstreute wichtige aufsätze in naturwissenschaftlichen zeitschriften, von denen der archäologe nicht leicht kunde erhält. so wird dieser gewis erfreut sein zu finden, wo er über die bedeutsame, endlich gelungene neuherstellung des schwarzen attischen vasenfirnisses und der technik der römischen terra sigillata näheres erfahren kann. auch die einleitung enthält über die wissenschaftlich vertiefte art der antiken technik — ganz im sinne moderner technischer genies wie Werner vSiemens — wie über die gesellschaftlich angesehene stellung des technikers im altertum gute sätze. aber als ganzes bedarf das buch einer ganz gründlichen umarbeitung. von einer 'vorbildlichen lösung', wie sie in einem prospect der veröffentlichung kühn verkündet wird, kann einstweilen keine rede sein. bei einer eventuellen neuauflage müste auch principiell die originale litteratur stärker berücksichtigt, die abgeleitete mehr gesichtet werden.

Göttingen. **H. Thiersch.**

Altisländisches elementarbuch von **Andreas Heusler.** 2 aufl. Heidelberg, Winter 1921. XII u. 247 ss. 8°. — 21 m.

Eine vergleichung mit der 1 auflage zeigt, dass der vf. sein buch sehr sorgfältig durchgeprüft hat. vor allem hat der syntaktische teil, dem die liebe des vf.s zugewendet ist, vielfache erweiterung und umarbeitung erfahren. die stärkere heranziehung von beispielen aus der rechtssprache erscheint mir besonders dankenswert.

Dieses 'Elementarbuch' will natürlich vom standpunct des anfängers gewertet sein, es ist aber seine eigenart, dass es für alle grade der lernenden — und wer dürfte sich wol rühmen, im altisländischen ausgelernt zu haben? — gleich anziehend ist. von einem elementarbuch ist zu verlangen, dass es sicher, bestimmt, vertrauenerweckend sei. der anfänger soll nicht durch skrupel und zweifel geplagt werden. dieser forderung kommt AHeuslers drang zur klarheit und zu einer gewissermafsen künstlerischen anordnung der tatsachen entgegen. doch wird das problematische keineswegs unterdrückt, und die selbständigkeit der verbindung, prüfung und deutung sprachlicher erscheinungen belebt die darstellung in allen teilen des buches.

Im einzelnen hab ich folgende bemerkungen zu geben. grösten teils sind sie durch erfahrungen veranlasst, die ich in übungen bei der benutzung des buches gemacht habe.

3. 4. — Die überschriften 'die vorliterarische sprache', 'die schrift' stehn sich nicht recht logisch gegenüber, da auch die vorlitterarische sprache zt. aus schriftdenkmälern erkannt wird. Larssons wörterbuch gehört in § 13. — 16. *nordarôni* ist die normale ahd. form, nicht *-uoni*. — 18. dass die isländ. schreibezeit mit dem winter 1117/18 beginnt, ist für den anfänger gar zu prägnant ausgedrückt. — 34. *offra*, es wäre zu bemerken, dass *f* in der verdopplung harter reibelaut ist. — 36. 159. *p* vor *t* und *s* soll nicht übergang zur tenuis, sondern bewahrung der alten bilabialen aussprache bedeuten. für diese ansicht spricht die regellos daneben auftretende schreibung *ft, fs,* dagegen einige skaldenreime. — 41. für den anfänger ligt in diesem § eine unklarheit, insofern in der definition von starktonsilben die rede ist, unter den beispielen aber auch nebentonige mittelsilben angeführt werden. — 48, 2. die verweisung auf § 152, wo es sich um unbetonte vocale vor *n* handelt, wäre durch eine kleine nachhilfe dem lernenden deutlicher. — 49. in urnord. *worahtō* ist der umlaut nicht durch den svarabhaktivocal, sondern durch das *ō* > *a* der endung bewürkt. einer der wenigen druckfehler des buches *(liúfr* klieb) ist in diesem § zu verbessern. — 57. anm. 1 *mær* und *ær* sind beispiele des *iR*-umlautes (§ 62, vgl. § 59, 2). — 61. der *j*-umlaut wird in § 84 durch das 'erlebte nach' unklar bestimmt, vgl. was im § 86, anm. 1 über *aihtjō* > *œtta* bemerkt ist. — 82, 2 anm. dass in *þuríþr* die

senkung des *u* unterblieb, wird durch das folgende *i* erklärt, wahrscheinlicher ist die begründung durch tonverschiebung auf den zweiten bestandteil. — 92, 2. dem schüler werden die beispiele *eindome*, **eingi* und **eitgi* nicht klar sein. — 95. der begriff 'unfest' in endsilben wird im § 110, nicht 106 erklärt. — 97. der ausdruck 'verschmolzen' passt schlecht für die unter 2 angeführten beispiele (*sea* > *siá*); vgl. § 98, urn. *e* nr 8. — 110. wenig glücklich scheint mir die fassung der unter a und b gegebenen regel, insofern als 'er' nicht auf das subject des vordersatzes bezogen werden darf, sondern im sinne von 'unbetonter, kurzer vocal' genommen werden muss. — 125. die erklärung von *golf* als *ga-holf*, gewölbe unterligt starken sachlichen bedenken. — in der formenlehre sind, um raum für die vergleichung mit dem got. zu gewinnen, zu den paradigmen keine beispielswörter angeführt (vorwort VI). so dankenswert diese vergleichung ist, der lernende vermisst es doch nach meinen erfahrungen sehr, dass er sich über die zugehörigkeit zweifelhafter wörter nicht in der grammatik rat holen kann, wenn das wortverzeichnis versagt. vielleicht liefse sich durch kürzung des ersten capitels (hilfsmittel), bes. des abschnittes V etwas raum gewinnen, wenn in der bibliographie einzeluntersuchungen ausgeschlossen würden. durch das fehlen der beispiele entstehn für den anfänger unter umständen falsche bilder, er weifs zb. nicht, dass *niþr* (202) mit seiner flexion fast allein steht, während der typus *hirþer* durch zahlreiche wörter vertreten ist. die anführung von doppelformen erfolgt nicht gleichmäfsig, sie werden zb. erwähnt bei den *ō*-stämmen (§ 212, 3), fehlen aber bei den *a*-stämmen (§ 201) für den plural. — 217 a, 219, 1. die endung *-ar* in *nauþar* und *staþar* (beachtenswert der run. beleg *þular*) entspricht dem got. *-ais* in *nauþais*. das würde allerdings den übertritt der *i*-feminina in die *ō*-klasse besser erklären (nicht umlautsfähige *i*-stämme stimmten im acc. s. mit den *ō*-stämmen überein), aber reste wie *vetterges*, *Alfer* — in ortsnamen — machen schwierigkeiten. — 225, 2. der acc. plur. der *u*-stämme auf *i* ist schon inschriftlich bezeugt: *suni* (Högby). — 248. bei *ér* ligt vor allem anlehnung an die entsprechende form der 1. pers. vor. — 311, 3. die flexion *óx uxom* wird in origineller weise durch anlehnung an *fló flugom* erklärt (vgl. 315, 2 und Noreen Gr. § 164, anm. 2). weniger wahrscheinlich ist mir, dass *megu, megom* anlehnung an *vegom* sein soll (331). — 317. bei *lýia* wäre das part. prät. *lúenn* zu erwähnen. — 318. **hlewidō* neben **kniwiðō* bleibt unerklärt. — 330. statt sing. prät. lis sing. präs. — 341, 2, anm. 345. auffallend ist die gleiche behandlung des ursprünglichen auslauts in *heyr* und *tel*.

Der dritte hauptteil ist im gegensatz zum 1. und 2. nicht satzlehre, sondern 'Zur satzlehre' überschrieben. der vf. erstrebt nicht vollständige beschreibung, sondern eine charakteristik der

eigenart der altisländischen prosa, und in dieser beschränkung ist die darstellung, über das syntaktische vielfach hinausgreifend und die mit bewustsein vom sagaerzähler verwanten stilmittel bezeichnend, schlechthin meisterhaft, bewunderungswürdig nicht zum wenigsten auch darin, dass es dem vf. gelungen ist, den anfänger schritt für schritt in diese einzigartige prosa einzuführen und ihn durch ein wolerwogenes gleichmafs von beispielen und erläuterungen zu fesseln. bei dem auswählenden verfahren des vf.s wird im einzelnen der eine dies, der andere jenes vermissen, die folgenden bemerkungen können daher im allgemeinen nur den charakter unmafsgeblicher glossen haben. — 365. zum acc. beim verb. wäre vielleicht noch zu erwähnen gewesen *sitja bœ, húsit* uä. *standa grunn*, 'reichen bis zum grunde'. *hvat stendr þik*, was kommt über dich? — 366 b. acc. der folge des verbalinhaltes: *keyrđi hann nidr fall mikit*. — 367. freie anwendung des acc. in schilderungen (wäre vielleicht auch unter 526 b zu erwähnen): *gekk fram ímót hónum í silkiskyrtu ok hjálm á hofdi, skjǫld fyrir sér, en sverđ í hendi*. — 368. zu *huat manna siá være* vgl. die kühnere construction: *hann er svá manna, at: svá þinna mála*. hinzuweisen wäre hier auf den ersatz des genitivs in verbindungen wie *nokkurer þíner félagar, þeir marger* § 387; vgl. den gleichen gebrauch bei *sumr* und *flestr*. — 369. vgl. den gen. des mafses *þess betr* § 391. — 377 ff. feinsinnig ist der versuch, beim gebrauch des dativs die nachwürkung des instrumentals, ablativs und locativs nachzuweisen. besser schienen mir die §§ 379 bis 381 am schlusse des abschnittes zu stehn. — 382, 5. vgl. die passivconstruction *áss er stolinn hamri*. — 387. die charakteristische vorliebe für prädicative verwendung des adj. wäre vielleicht noch schärfer hervorzuheben; vgl. constructionen, wie sie im § 448 angeführt sind: *ero eigi slíker hluter fólsleger at mæla* uä. — 393. beim gebrauch des superlativs wäre auf § 425 zu verweisen (charakteristischer superlativ bei wunschimperativen). — 398. (possessivum der 3 person), gehört eigentlich nicht unter die überschrift 'personalpronomen'. — 401, 1. zurückweisendes demonstrativpronomen im relativsatz neben dem relativum: *ok skyldu þeir gera nýmæli þau ǫll er þeim þætti þau betri en en fornu lǫg* (Kristnis. cap. 16). — 422. conjunctiv nach comparativ mit nachfolgendem *en*: *ganga er betra en gista sé* (Sigdr. 26, 4). — 423. bei dem wechsel von ind. zu conj. in conjunctionalsätzen ist es von bedeutung, ob die vorstellungen, die durch indicativ resp. conj. ausgedrückt werden, gleichwertig sind oder nicht. es kann da unter umständen eine sehr deutliche nuancierung beabsichtigt sein. zu dem satze: *ef þú þorer at beriask enda sé nokkor dóþ í þér* sind die beiden glieder einander ziemlich gleichwertig, dagegen in dem beispiel aus dem Auđunar-þáttr (*þars it þurfoþ vister miklar, en fé sé farit*) bezeichnet der indicativ etwas unter allen umständen gil-

tiges, der conjunctiv die vorstellung eines möglicher weise eintretenden falles. ein beispiel des wechsels von indic. zu conj. bietet die bekannte stelle aus den Hávámál: *nema þeiri einni. er mik armi verr eda min syster sé.* — 424. es wäre auf 532 (imperativ im nebensatz) zu verweisen. — 430. für den gelehrten stil ist auch besonders charakteristisch die umschreibung des verbum finitum durch *vera* und part. präs. über absolute participia präs. s. Kölbing zur Tristramss. 11, 17. — 458. ausgezeichnet ist das capitel über die subjectlosen sätze. *syfiar mik* gehört wol eher unter 2 (naturvorgänge) neben *kell mik.* zu *rignir* vgl. das jüngere *hann rignir* mit persönlichem subject. zum anfang wäre noch zu erwähnen, dass es auch scheinbar subjectlose sätze gibt. in *þó má vera at þat dugi* ist der satz mit *at* das subject. *gott er at ráda Rúnar malmi.* doppelter accusativ: *draum dreymdi mik i nótt.* zu 5 (461) *ok lýkr þar þessi sǫgu,* wobei wol kaum mehr an den erzähler gedacht wird. in *lýkr* ist subject und prädicat enthalten: das schliefsen beschliefst die saga. — 501. der satz: 'im allgemeinen jedoch usw.' bezieht sich doch wol auf die ersten beiden beispiele des vorhergehnden absatzes. hier gehn den conjunctiven ohne *at* infinitivconstructionen vorher. beispiele, in denen auf verba dicendi unmittelbar reine aussagesätze in conjunctionen ohne *at* folgen, werden sich in der sagaprosa wol kaum finden lassen. — das 37. capitel über die wortstellung ist besonders wertvoll. die sichere kenntnis der sagasprache und sein feines stilgefühl befähigen den vf. eine darstellung zu geben, die in unsrer grammatischen litteratur wol einzig dasteht. die grenze zwischen syntax und stilistik kann hier nicht überall mit sicherheit gezogen werden. neben 'ehernen gesetzen' gibt es auch normen von relativer gültigkeit. es gibt möglichkeiten, unter denen das feinere oder gröbere sprachgefühl des sagaerzählers zu wählen hat. auch die rhythmik und die verteilung des gewichts ist von grofser bedeutung, denn diese prosa formte sich klingend, nicht unter dem auge des schreibenden. von diesem capitel gilt in besonderem mafse, was über den ganzen syntaktischen teil des Elementarbuchs gesagt werden kann: es gibt keine bessere, keine werbendere einführung in die prosa der saga.

Ich vermisse eine bemerkung über die vorliebe für parataxe (ein schönes beispiel im 4 cap. der Band.s.: *nú gora þeir svá: Vali rídr heim. Ekki var manna úti. Opnar vóru dyrr. Gengr Vali inn. Myrkt var i húsum*), ferner über die freiheit im wechsel zwischen sing. und plur. in der anrede. — Ein wunsch, der allerdings für bessere zeiten aufgespart werden muss, sei zum schluss ausgesprochen: eine vermehrung der lesestücke würde sehr willkommen sein, etwa um ein geeignetes stück aus der rechtssprosa.

Bonn. **R. Meifsner.**

1. Den norsk-islandske Skjaldedigtning udg. af Kommissionen for det Arnamagnæanske legat ved **Finnur Jónsson.** AB bd. 1. 2 København & Kristiania, Gyldendalske boghandel, nordisk forlag 19(08)12—15 4° (8°) — A 1 text efter håndskrifterne 19(08)—12 (690 ss.) B 1 rettet text med tolkning 19(08)—12. (690 ss.) — A 2 text efter håndskrifterne 1914—1915. (541 ss.) B 2 rettet text 1915 1914—1915. (610 ss.)
2. Lexicon poeticum antiquae linguae septentrionalis. Ordbog over det norsk-islandske skjaldesprog. forfattet af **Sveinbjörn Egilsson.** forøget og på ny udg. for det Kongelige Nordiske Oldskriftselskab ved **Finnur Jónsson.** København. SAMøllers Bogtrykkeri 1913—16. XVI u. 668 ss. lex. 8°.

Die beiden Anz. XXXVII 109 ff gemeinsam besprochenen werke FJónssons liegen nunmehr vollständig vor. damals wurden als vorzüge der beiden arbeiten hingestellt: die vortreffliche praktische orientierung über den gesamten bis dahin unübersichtlich zerstreuten skaldenstoff. die in des verfassers besonnener conservativer kritik gegebene anregung zu in gleichem sinne fortzuführender wissenschaftlicher weiterarbeit. endlich die durch jene beiden vorzüge geschaffene feste und solide grundlage für alle bestrebungen, die darauf ausgehn, die, besonders in Deutschland, noch immer stiefmütterlich gewertete skaldendichtung dem verständnis und dem genuss weiterer kreise näher zu bringen. der inzwischen erschienene zweite teil der Skjaldedigtning und die gleichfalls inzwischen herausgekommenen beiden letzten hefte der neubearbeitung des Egilssonschen wörterbuches bestätigen die vollberechtigung dieses urteils.

Gewissermafsen die probe auf das exempel kann man in dem inzwischen erschienenen werke Rudolf Meifsners über die kenningar der skalden (Bonn und Leipzig 1921) sehen. dieses buch, das für die erkenntnis des innersten wesens der skaldischen technik einen so erfreulichen fortschritt bedeutet, lehnt sich in seiner äufseren gestaltung auf schritt und tritt an die beiden Jónssonschen werke an. allerdings in ganz anderer weise als seinerzeit Benedict Gröndals Clavis poëtica an das ältere Egilssonsche Lexicon. denn Meifsners werk geht durch die zahlreichen kritischen und künstlerischen fingerzeige, die es dem für die skaldendichtung interessierten und empfänglichen gibt, weit über den rahmen einer systematik, die es zunächst darstellen will, hinaus. die innere verwantschaft des Meifsnerschen buches mit FJónsson kommt auch in dessen widmung an diesen zum ausdruck. Meifsners generelle behandlung der kenningar wie deren einzelkritische betrachtung muste natürlich zu gelegentlichen auseinandersetzungen mit Jónssons gestaltung des textes B führen. immerhin sind, im verhältnis zu der fülle des behandelten stoffes, Meifsners abweichungen von Jónssons text gering zu nennen. widerholt sind seine unterschiedlichen erklärungs- und emendationsvorschläge auch aus anregungen, die FJónsson gelegentlich an anderen stellen seiner beiden werke

gab, erwachsen. bei einem grofsen teil dieser meinungsverschiedenheiten ist eine schlüssige stellungnahme aus reinkritischen gesichtspuncten kaum möglich. angesichts der eigenartigen rätselhaftigkeit und der nicht selten von den dichtern direct beabsichtigten zweideutigkeit der skaldischen sprache gibt für das endurteil meist das künstlerische empfinden des urteilenden den ausschlag. dies gilt namentlich bei der wertung solcher kenningargruppen, die formell gleichlautend gleichwol inhaltlich verschiedene erklärungsmöglichkeiten zulassen. das unerschöpflich freie spiel der skaldischen synonymik und der nebenhergehnden ungewöhnlich freien wortstellung bringen es mit sich, dass heterogene dinge oder begriffe wie arm und schild, gold und schwert, wind und feuer, meer und schlange in der dichterischen umschreibung sich eng berühren oder auch völlig decken können. noch schwerer ist aber häufig eine sichere scheidung von kenningarn ein und derselben vorstellungsgruppe. hierfür bieten die aus der sehr umfangreichen sphäre des kriegshandwerks gewonnenen bezeichnungen besonders sinnfällige beispiele. die umschreibungen, namentlich der angriffswaffen, streitaxt, schwert, speer und pfeil, und der vögel des schlachtfeldes, rabe und adler, gehn oft unmerklich in einander über. Meifsner hat in seiner darstellung der skaldischen technik diesen difficilen grenzgebieten besondere aufmerksamkeit gewidmet und auf grund seiner ergebnisse hie und da die bedeutungsansetzungen Jónssons wol auch würklich ergänzt oder berichtigt.

Ein besonders reizvolles spiel entfaltet Einar Skúlason im Øxarflokkr (Skjalded. I 449 ff) mit der gehäuften anwendung von waffenkenningar, die an sich auch auf eine andere waffe, besonders ein schwert, gehn könnten, im zusammenhang aber notwendig die von ihm besungene als geschenk erhaltene axt darstellen müssen. die gefährlichkeit und kostbarkeit der streitaxt in immer neuen bildern zu preisen war wol, soweit wir das gedicht aus den fragmenten noch überschauen, das leitende motiv des liedes. ihre kostbarkeit war durch die prachtvollen in den Freyja- und Frodimythen wurzelnden goldkenningar prächtig veranschaulicht, der hervorhebung ihrer gefährlichkeit dienen aber jene waffenkenningar, die sie gewissermafsen als die waffe aller waffen darstellen. ich sehe keinen grund, mit Meifsner dem gedicht, wie es Jónsson aus den fragmenten zusammengestellt hat, die einheitlichkeit abzusprechen. auch Jónssons strophenordnung scheint mir vortrefflich. v. 11 ist ganz so angelegt, als ob sie einmal bis zum schluss vier parallele axtkenningar enthalten hätte, Skjalded. I 451, 12, 1 ff aber bildete (vgl. Sn.E. III 365) doch wol wegen des prägnanten *hnossvin* (mit bezug auf v. 3) einmal den anfang des gedichtes.

Von erklärungen Meifsners, die durch die hs.liche überlieferung gut gegründet sind und vor Jónssons auffassung meiner

ansicht nach den vorzug verdienen, heb ich folgende hervor: Skjalded. I 106, 4. 5 f: *hjaldrviđir* [dazu als apposition *skjaldar haldendr*] (M. s. 49). I 528, 14, 7 *herruđr* = *folkruđr* 97, 7, 2 (M. s. 274). I 425, 3, 3: *helfýsir* verbunden mit dem leicht emendierten *hungrs* (M. s. 292 f). II 432, 12, 1 ff *bæna láđs vildarrinnu* und *víns kastala erkiþundr* als kenning für erzbischof (M. s. 388). I 253, 28, 6 *ógnbannadr* (M. s. 320) wegen der einleuchtenden analogie in *hertryggdar hnekkir* (M. s. 296). II 199, 6, 5 *Heđins gáttar herdendr* (M. s. 338), endlich I 37, 22, 6 *ragna runni*, was mir bei der von M. gegebenen erklärung durch den hinweis auf 14, 37, 5 f besser gestützt erscheint, als Jónssons *ragna rúni* durch den hinweis auf Grimnismal 49 (M. s. 328).

Zweifelhaft bleibt die entscheidung zwischen Jónssons und Meifsners ansichten dagegen in den launigen strophen Eyvind Skaldasþillirs (I 65, 13, 8) und Thjodolf Arnorssons (I 350, 15, 3). in dem ersten falle bleibt die humoristische würkung — und sie ist ja für das endurteil an beiden stellen das entscheidende — die gleiche, ob man *unnsvín* mit Jónsson als schiff oder mit Meifsner als walfisch fasst, wofür sich nach beiden seiten gute gründe anführen lassen. im zweiten falle handelt es sich um die wahl zwischen den handschriftlichen lesarten *skafdreki* und *skapdreki*. der persifflierte war doch wol gerber und schuster damals in einer person. je nachdem man mehr an den ersten oder den letzten denkt, wird man mehr die von Meifsner gewählte lesart *skafdreki* oder die von Jónsson zu grunde gelegte *skapdreki* bevorzugen. die humoristische würkung läuft auch hier auf eins hinaus.

Die grenze der aus der situation heraus gebildeten gelegenheitskenningar, mit oder ohne humoristischen einschlag, möcht ich weiter ziehen, als dies Jónsson, namentlich aber Meifsner tun. es wird mir schwer in den von letzterem s. 247 f behandelten ehrenden, mit einem herabsetzenden epitheton versehenen mannkenningar keine bewust ironisierende bezeichnung zu sehen. wenn etwa Sigvat in den Austrfararvisur die drei ruppigen kerle, die ihn abweisen, mit den pomphaften bezeichnungen *heinflets þollar* und *hafskíđs hlœdir* versieht, so ligt schon ohne herabsetzendes epitheton darin für die rüpelhaften bauern der gleiche hohn, als wenn er den sogenannten besten unter ihnen direct mit der verächtlichen umschreibung *grefs gætir* bedenkt (Skjalded. I, 221, 6 und 222, 7, 5). einen eclatanten fall sarkastischer würkung in einem sonst ernsten gedicht durch eine im übrigen correcte und conventionelle kenning seh ich (vgl. Zs. 45, 120) in dem *hlátra ham* von Egils Höfuđlausn 21, 5. diese grundsätzliche frage überhaupt einmal in weiterem zusammenhange zu erörtern, dazu bieten Jónssons wie Meifsners arbeiten ebenfalls reiche und dankenswerte anregung.

Stargard i. Pommern. **Felix Niedner.**

Die kenningar der skalden. ein beitrag zur skaldischen poetik von **Rudolf Meifsner.** gedruckt mit unterstützung der Rheinischen gesellschaft für wissenschaftliche forschung. [Rheinische beiträge und hülfsbücher zur germanischen philologie und volkskunde hg. von Theodor Frings, Rudolf Meifsner und Josef Müller, Band I.] Bonn und Leipzig, Kurt Schroeder 1921. XII u. 437 ss. 8°.

Wenn die schwereren skaldenstrophen bis auf Sveinbjörn Egilsson ungefähr so dunkle urkunden waren, wie es manche altirische verse oder gewisse nordische runeninschriften noch heute sind, so lag das an ihrem umschreibungsstil. den eigentlichen schlüssel zu der skaldischen umschreibung, der kenning, hat neben und nach dem genannten forscher Konrad Gíslason gefunden. ihnen reiht sich unter den lebenden Finnur Jónsson an. auf der arbeit dieser drei Isländer ruht Meifsners buch. es übernimmt die grundlagen der textgestaltung und der deutung aus FJónssons grofsem skaldenwerke (Skjaldedigtning und Lexicon poeticum). aber es schreitet an zahlreichen einzelstellen darüber hinaus. es ist eine schätzbare weiterführung und ergänzung der von FJónsson geleisteten arbeit. wir glauben keinem der skandinavischen, holländischen und deutschen gelehrten zu nahe zu treten, wenn wir sagen, dass hier zum erstenmal ein nicht-Isländer einen weitspannenden und gewichtigen beitrag zum verständnis der skaldensprache gibt. den fortschritt trägt die feinhörigkeit, womit M. den ausdrücken ihren sinn und stimmungswert abfragt. die unsichtbare vorbedingung hierfür war langjähriges einfühlen in die skaldenkunst, die sichtbare — eine mit unendlicher sorgfalt durchgeführte gliederung der kenningmasse, die über das häufige, seltene, gemiedene objectiv belehrt.

Dieser hauptteil des bandes, s. 87—437, das 'system der kenningar', ist viel mehr als ein glossar. er kann in der tat BGröndals 'Clavis poetica' ersetzen, stellt sich aber zu dem neuen Lexicon poeticum nicht als blofses register, wie dies die Clavis zu dem alten tat. M. erörtert schwierige stellen, er conjiciert. da und dort setzt es einen feinen beitrag zur wortgeschichte, zur wortbildungslehre (zb. 272. 318 ff). ein kleines zierstück ist die einführung der männerkenninge 243 ff: hätte sich der spröde vf. doch öfter zu solchen ausblicken herbeigelassen, die neben dem 'system' das lebendige, geschichtliche verständnis zur geltung bringen! in der aufstellung der fächer und unterfächer betätigt M. eine emsige mikrologie, die an Heinzel oder auch an Behaghels Heliandsyntax erinnert. aber sein eigentum ist die durchgehnde eleganz der sprachlichen gestaltung. als textkritiker und -deuter ist er vorsichtig, nicht novarum rerum cupidus, nicht darauf erpicht, bei Snorri und seinem neffen Olaf irrtümer aufzustechen. unverstandenes gibt er schlichterweise zu ('Heimdalls schwert' 126; 'wind der riesin' 139). statt eines schroffen entweder-oder erwägt er umsichtig

das sowol-als auch: die kenningar 'feuer der gewässer' für gold, 'lager der schlange' für gold, 'band des landes' für schlange haben neben der mythischen grundlage eine naturgeschaute: 225. 237. 114. für einzelheiten ist hier kein raum.

Dieser kenningsprachschatz wird zumeist als nachschlagewerk dienste tun. beim lesen der skaldenstücke wird man ihn neben F. Jónssons lexicon dankbar zu rate ziehen und seine immer erwägenswerten, oft einleuchtenden vorschläge berücksichtigen. die geschichte der altnordischen dichtung aber hat hier eine prächtige unterlage für stilbeschreibung, auch für chronologische und echtheitsfragen. die Eddagedichte sind, wolgemerkt, mit ausgeschöpft. auch der forscher auf dem englischen und deutschen nachbarsgebiet wird sich hier belehrung holen, und selbst die allgemeine poetik, der ja begriff und name der kenning wolbekannt sind, fände künftig hier die bestausgestattete vorratskammer. nur dass den fernerstehnden die benützung schwer gemacht ist. der vf. denkt wol nur an die kleine gemeinde, die in die skalden eingelesen ist, und das buch hätte auch entweder stoffärmer oder noch viel dicker werden müssen, wenn es weniger esoterisch sein wollte. das kann man, alles erwogen, nicht wünschen. nur in der grofsen einleitung hätte man es gerne gesehen, wenn M. aus seiner vornehmen zurückhaltung ein bischen herausgienge und bedächte, dass diese fragen doch auch die jüngeren semester und die nicht mit Odins met getränkten dichtungsfreunde fesseln könnten.

Damit hängen ein paar weitere puncte zusammen. der vf. betont: 'mein buch ist eine systematische, nicht eine historisch-kritische darstellung der kenningar'. der grundriss des halblexicalischen hauptteils lässt sich sicher rechtfertigen; ich weifs nicht, ob eine andre anlage — zb. zweiteilung nach eigentlichen und uneigentlichen kenningar — mehr vorteile als nachteile gehabt hätte. übrigens enthält sich dieser teil keineswegs der historischen kritik: er scheidet oft zwischen altem und jungem, erst- und zweithändigem gebrauch; höchstens dass man diese scheidung gern noch öfter, gradezu planmäfsig, vorgenommen sähe und überhaupt für chronologische angaben dankbar wäre; auch ein wenig statistik über die häufigkeit der einzelnen arten würde dem system nicht schaden und das bild beleben. den 86 seiten einleitung jedoch wär es, wie dem ref. scheinen will, gut bekommen, wenn sich M. den gegensatz von 'systematisch' und 'historisch-kritisch' aus dem sinn geschlagen und einfach das ziel gesteckt hätte, das wesen der kenning möglichst rund und nacherlebt herauszubringen. dazu hätte mehr geschichtliche, genetische beleuchtung gehört und — davon nicht zu trennen — mehr ausblicke übers altnordische hinaus.

Gleich auf s. 3 kommt ein gegenstück aus Eichendorff; aber leider hat es dabei sein bewenden. weder das klassische ken-

ningbeispiel aus Aristoteles noch die fälle aus unsrer heutigen dichter- und umgangssprache hat der vf. für nötig befunden heranzuziehen. sogar dies schien ihm entbehrlich, die ae. stabreimdichtung zu vergleichen und zu fragen, an welchem puncte ihre kenningar halt machen; wie viel den Norwegern des 9 jh.s wol schon vorgearbeitet war; ob das preislied schon südgermanisch vhm. kenningreich war (Neckel). den streitpunct, ob die Iren zum anschwellen der kenningsprache beitrugen, lässt er liegen. auch die entstehungsfragen: ob die kenninge aus zusammengedrängten gleichnissen erwuchsen (F. Jónsson); ob sie aus der tabusprache stammen (Olrik, Portengen) oder aus der orakelsprache (Emil Smith), auch daran rührt keine zeile.

Dieses mafs von enthaltsamkeit in einem schweren bande über die kenning befremdet. denkt sich der vf., dass ein zweiter band — in unsrer papier- und geldarmen zeit — das fehlende nachholen soll? keiner war so wie er berufen, dem bau die krönung aufzusetzen. nach der mühevollen ordnung der vielen tausend zettel muste es ihm doch freude machen, über die naturgeschichte dieser kunstform aus seiner vollen kennerschaft heraus sein letztes wort zu sprechen. den rahmen einer so grofs angelegten einleitung hätte es nicht gesprengt, und die reinheit des 'systematischen' bildes hätte es nicht getrübt.

Anschliefst die frage nach der begrenzung des begriffs kenning und nach der inneren sonderung ihrer arten. was gehört zur 'kenning'? M. folgt zwar nicht der definition, aber dem tatsächlichen vorgehn Snorris: die zweiheit der substantive unterscheidet die (einfache) kenning von dem *ókent heiti*, dem 'heiti' schlechthin. kenninge sind 'Odins weib, Wanengott, feind der riesen, lebensschaden (krankheit)', ebenso wol wie 'Freyja des schildes (walküre), Ase der felsen (riese), schlange der sehne (pfeil), schnee des tiegels (silber)'. nun ist Snorris scheidung von heiti und kenning ungefähr ebenso äufserlich wie seine behandlung der versrhythmen: hier macht ers mit der zählung der silben, dort mit der zählung der hauptwörter. M. kann nicht umhin, den bereich der kenning durch schranken einzuengen, von denen Snorri nichts weifs (3 f. 13 ff). aber an dem hauptgrundsatz hält er fest: der 'durch zwei substantiva gebildete ersatz eines substantivums der gewöhnlichen rede' genügt für eine kenning.

Wir lesen auf s. 19: 'vor allem geht es nicht an, die vorstellung eines bildes, eines vergleichs, einer übertragung als für die kenning wesentlich anzusetzen, denn damit würden grofse gruppen ausgeschieden, die im gebrauch der skalden und auch bei Snorri den eigentlichen kenningar, wenn man sie so nennen will, gleichgestellt werden.' und dann wird weiter von 'eigentlicher' kenning in anführungszeichen gesprochen, aber der zu

überredende leser erfährt erst acht seiten später, was M. darunter versteht!

Nun, mag die berufung auf den 'gebrauch der skalden' und auf Snorri anzufechten sein: daran hat M. wol recht getan, in seinen grofsen katalog all das zwei- und mehrgliedrige volk aufzunehmen. einer lehrbuchmäfsigen stoffsammlung schadet es nicht, wenn man sie auf äufserliche, handgreifliche merkmale begründet. der grenzwall gegen das heiti wird ohne frage dann am schmalsten, wenn man ihn auf das zahlenverhältnis 2 : 1 abstellt. für die einleitung aber gab es keinen zwang, sich dieser äufserlichen teilung gefangen zu geben und die tatsache zu verdunkeln, dass die von M. übernommene definition weltenweit verschiedenes zusammenfasst; dass 'Odins weib' der schlichten prosadenkform ganz nahe ligt, ein 'schnee des tiegels' sehr fern.

Alle grenzen fliefsen: das schärft M. immer wider ein. aber bei culturgeschichtlichen einteilungen erwarten wir ja gar keine gräben, sondern übergänge, keine zackenlinien, sondern curven, und gerade die übergänge, das fliefsende, das vom sprachgefühl bedingte hat seinen reiz. wir verzichten auch gern, mit dem vf., auf eine 'inhaltlich bestimmte definition' (19) und meinen mit ihm, dass die wahl der benennung 'schliefslich sache der übereinkunft' ist (14) und ein wortstreit vom übel wäre. worauf es ankommt ist doch, die stilfiguren seelisch zu erfassen, also das seelisch ungleichwertige zu unterscheiden. die unterscheidungen sollen fruchtbar werden, dh. sich bewähren in der litterargeschichtlichen betrachtung, in der kennzeichnung ungleicher stile. fruchtbar in diesem sinne ist die unterscheidung der ein- und zweigliedrigen nominalumschreibung kaum; denn die nämlichen gedichte, im norden und sonst in der welt, die das eingliedrige heiti brauchen, zähre für träne, stahl für schwert, kiel für schiff, flut für menge, werden sich auch das zweigliedrige erlauben, landesherr für könig, eisengewand für panzer, rebensaft für wein, feind der riesen für einen gott, der riesen bekämpft. sehr viel enger ist der kreis d e r gedichte, im norden und anderswo, die der 'eigentlichen' kenning huldigen, der metapher mit ablenkung, wie man sie nennen kann, — nach dem recept: A = B : C, dh. A (der auszudrückende begriff) ist zwar kein B (grundwort), aber im hinblick auf C (die bestimmung) hat es B-eigenschaften, es vertritt bei C das B. der riese spielt auf dem felsengebirg die rolle des Asen; das silber ist d e r schnee, mit dem der schmelztiegel zu schaffen hat; der pfeil ist das schlangenähnliche, an das man bei der bogensehne denkt. (gegenprobe: C, die sehne, hat zu keinem B, schlange, beziehungen, dafür zu A, dem pfeil). hier spielt ein ganz andrer denkvorgang als bei jenen heiti, den ein- oder zweigliedrigen.

Nach der äufserlichen unterscheidung hätte man festzustellen, dass alle Eddalieder, dass die engl. stabreimdichtung, dass der

Heliand reich an kenningar sind. erst wenn man die 'metapher mit ablenkung' in ihrer besonderheit würdigt, treten die unterschiede, die doch jeder empfindet, klar hervor, und es zeigt sich zb., dass die massenhaften 'kenninge', die man in der ae. dichtung bucht, fast lauter 'uneigentliche' sind, zweigliedrige heiti.

Man kann nicht einmal sagen, diese engere fassung des begriffes widerspreche dem authentischen namen kenning. denn *kenning* meint ja das 'kenna eitthvat til einshvers', das kennzeichnen (characterisieren) des B im hinblick auf das C (vgl. M. 2). darin haben wir eben das was wir vorhin die ablenkung nannten. beim zweigliedrigen heiti gibt es keine ablenkung, weil das B eine tatsächliche seite, eine function des A ausdrückt. man beachte auch, dass Snorri wie Olaf, wo sie von der kenning zu reden anfangen, sogleich mit beispielen für die metaphorischen wortpaare anrücken. Olaf bringt ja auch die 'kenning' unter dem stichwort der metaphora, was er im gedanken an 'Odins weib', 'feind der riesen' nie hätte tun können.

Grenzt man so ab, dann muss man auch einer adjectivischen bestimmung die 'ablenkende' kraft zugestehn; auch subst. + attribut kann den denkvorgang der kenning enthalten: *blakkr bjórr* 'schwarzes bier' für blut; das blut ist bier nur, wenn man dieses ins schwarze umdenkt. (gegenprobe: schwärze ist keine eigenschaft des bieres, aber dafür des blutes.) so auch *bláfold* 'blauland' für meer, *miđfjǫrnir* 'mittelhelm' für schild, *ámgerdr* 'schwärzliche Gerd' für trollin (die strahlendweifse Gerd ins schwarze umgedacht), *fagrahvél* 'das glänzende rad' für sonne. nicht aber *hverfanda hvél* 'drehendes rad' für mond, denn auch das gewöhnliche *hvél* hat die eigenschaft *at hverfa*; auch nicht *grýtt lád* 'steiniges land' für erde, denn die erde ist *lád*. vgl. die reihe bei M. 3f.

Weil M. der 'ablenkenden' würkung des bestimmungswortes nicht gerecht wird, übergeht er auch die auffällige tatsache, dass eine grofse gruppe von männer- und frauenkenningen zwar deutlich metaphorisch ist, aber logisch ganz für sich steht, dh. grundwort und bestimmung in ein ganz ungewöhnliches verhältnis setzt. es ist die gruppe *hildar áss, audar Nirdir*; *aud-Frigg, men-Gefn* (s. 33. 39. 245. 259 ff. 401 ff, auch Zs. 54, 25 ff). die bestimmung 'reichtum' unterscheidet nicht den mann vom gotte Njörd, die frau von der göttin Frigg, denn auch Njörd und Frigg haben reichtum. sie wandeln sich nicht durch das 'kenna til audar' zum manne, zum weib. ganz anders, nach der gewöhnlichen kenninglogik, ist gedacht die gruppe: *randar Freyja* 'Freyja des schildes' für walküre; *flugstalla god* 'gott der schroffen' für riese; auch *rómu Vǫlundr* 'Wieland des kampfes' für krieger, *geira garđs Hlóridi* 'Thor des geerzauns, der schlachtreihe' für krieger (denn der würkliche Thor tut seine taten nicht in der schlachtreihe); usw. hier haben wir im bestimmungswort die normale

ablenkung. desgleichen in den massenhaften *sverds þollr* 'föhre des schwertes' für krieger, *bekkjar lind* 'linde der bankreihe' für weib: kein baum, aber im hinblick auf das schwert, die bankbühne baumähnlich; ein tragender stamm des schwertes (ersthändig wol: des helmes oder schildes), eine die zechbank überwipfelnde erscheinung.

Jene gruppe *audar Nirdir* ragt in die skaldische übung als fremde bildungsweise herein, als eine schlichtere, allgemeinermenschliche art der metapher, die auf das umdenken B : C, das '*kenna* des B *til* C' verzichtet: 'ein wahrer Njörd an reichtum', 'wie die Freyja in ihrem halsschmuck'.

Während hier eine triebkräftige gruppe ihren eigenen weg geht, tauchen sonst vereinzelte bildungen auf, die über die skaldische messschnur schlagen und darum 'fehlerhafte' kenningar heifsen: dichterisch schlechter, ungeschauter müssen sie darum nicht sein. hierher die aus der Edda bekannten: *almr ítrborinn* 'edelgeborene ulme' für held (einfache metapher A = B, statt der abgelenkten A = B : C); *ormbeds eldr* 'feuer des wurmbettes' (15), soviel wie 'feuerglänzendes wurmbett (gold)' (beidemal möchte das Lex. poet. emendieren). ferner, nach der sannkenning hinüberliegend: *lagar húnhreinn* 'des meeres wimpelrenntier' für schiff, *geds gollorheimr* 'der seele (das beseelte) herzensheim' für brust, und ähnliche s. 42 (vgl. s. 43 das richtig erklärte *bauga bedhlín*). andrer art: *Gondlar skúra gnýr* 'lärm der schauer der walküre', nicht = schlacht, sondern = 'orrostu gnýr' 'schlachtlärm'; *heimsalar tjald* 'zelt des weltsaals', nicht = himmel, sondern = 'himins tjald' 'himmelszelt'; *sólborgar salr* = 'himins salr' 'himmelssaal' und ähnliche s. 48. wogegen *Yggs gnýhregg* 'Odins lärmsturm' und genossen zwei auffassungen erlauben: = lärmender sturm Odins (sannkenning) oder = 'orrostu stormr' 'schlachtsturm'. auch das von M. in schutz genommene *Ódrœris hafs alda* 'woge des dichtermetes' v e r b i n d e t mit der kenning ein compositum und ähnlich *sunnu hvéls fjornir* 'helm des sonnenrades' für himmel, und gen. eine 'schlechte kenning' nennt der vf. 430 das *mjodrann* 'methaus' der Atlakvida; besser sagt er s. 28, dass es überhaupt keine kenning ist.

Die beiwörter, die das ablenkende der bestimmung verneinend verstärken, erwähnt M. 55f: *hœfis hjorr skidlauss* für stierhorn: was beim stiere das schwert ersetzt, aber ohne scheide. so lenkt auch *bodserkja birki barklaust* 'borkenlose birken der kampfhemden' die vorstellung von den würklichen birken auf die figürlichen ab (die krieger) und meint nicht 'krieger, denen die brünne nichts hilft' (55). schon Aristoteles bringt die 'weinlose trinkschale' für schild (wobei er die bestimmung 'des Ares' entbehrlich findet).

In solchen gebilden ähnelt die kenning besonders handgreiflich dem r ä t s e l, dessen innere verwantschaft mit der

kenning man ja öfter bemerkt hat (Petsch Das deutsche volksrätsel 1917 s. 6; M. s. 80). die beiwörter: 'scheidenlos, borkenlos' entsprechen ganz dem sogen. hemmenden element des rätsels. das altnordische mistkäferrätsel: 'einen schwarzen eber sah ich im miste stapfen, und keine borste ragte ihm auf dem rücken' ergäbe die käferkenning 'borstenloser eber des misthaufens'; und umgekehrt die zuletzt angeführte kriegerkenning wäre umzukleiden in das rätsel: 'was sind das für birken? sind borkenlos, es bekleidet sie des kampfes hemd'.

Das rätsel wie die vollblutkenning gehn darauf aus, den gemeinten gegenstand zu vergleichen mit etwas ungleichem, fernliegendem, das eine gewisse äufserliche ähnlichkeit hat. die kenning bringt diese ähnlichkeit, die vergleichbarkeit, heraus durch die überraschende koppelung mit einem zweiten ding, der ablenkenden bestimmung. wie bei Aristoteles: trinkschale und schild sind recht ungleiche dinge, aber die auf Ares bezogene trinkschale erinnert an den schild, der auf Dionysos bezogene schild an die trinkschale. wie Eyvind die bogenhäringe (pfeile) neben die seepfeile (häringe) stellt.

Die ähnlichkeit des ungleichen zu erkennen, dies ist die definition des witzes. die kenning, noch mehr als das rätsel, hat in der tat viel vom witze. manche der verblüffenden neuen kenningprägungen werden auf die hörer gewürkt haben nicht als dichterische vision, wie ein Goethischer tropus, sondern wie ein guter witz.

Doch ich bin hier etwas von unserm buche abgekommen und will nur zum schluss noch betonen, dass auch die einleitung innerhalb ihrer schranken meisterhaft ist und es verdient, mehrmals gelesen, richtig studiert zu werden. aus dem vielen vortrefflichen heb ich heraus die erörterung über die 'sannkenning' 50 f und namentlich die über die 'halbkenning' 74 ff. scharfblickender und feinfühliger kann man sich diese fragen nicht behandelt denken.

Durch das ganze buch hin ziehen sich einzelne äufserungen, die den künstlerischen wert der kenningar abschätzen. von einem kenner wie Meifsner vernimmt man solche wolabgewogenen urteile besonders gerne. dass sie frei sind von tadelsucht, von andershabenwollen, versteht sich bei M. von selbst. zuweilen haben sie einen rechtfertigenden zug. der vf. darf von seinem buche sagen, dass es 'auch zur ehre der noch immer verkannten skaldendichtung geschrieben' ist.

Der band eröffnet vielversprechend eine reihe 'Rheinischer beiträge und hülfsbücher zur germanischen philologie und volkskunde', die Meifsner mit den zwei Bonner fachgenossen Theodor Frings und Josef Müller leitet. es gibt nicht wenige der ersehnten anzeichen, dass Deutschland auch jetzt wider durch geistige kräfte ersetzen will, was es an leiblichen verloren hat. dass

auch das Rheinland, unter dem druck des hassverblendeten feindes, den willen zum schaffen und den glauben an die eigene kraft bekundet, dies erfüllt Deutsche und freunde der deutschen sache mit belebender hoffnung.

Arlesheim. **Andreas Heusler.**

Die reduplizierten perfekta des nord- und westgermanischen von dr **C. Karstien** [Gieſsener Beiträge zur deutschen philologie herausgegeben von O. Behaghel I]. Gieſsen, v. Münchow'sche universitäts-druckerei (Otto Kindt wwe.) 1921. XII u. 169 ss. 8°.

Der leitende gedanke dieser arbeit ist: functionslos gewordene laute können schwinden, functionslos wurde aber die reduplicationssilbe, sobald sich in der wurzelsilbe ein neuer ablautvocal entwickelt hatte.

Dies gieng in den einzelnen klassen so zu. das _ai_ von _*héhaìta_ wurde unter dem nebenton zu $\bar{e}_2$. ebenso das $\bar{e}_1$ von _*séslè̄₁pa_; für das nord- und westgermanische ist auch von _*léle̍̄₁ta_ auszugehn, der ablaut (got. _lailot_) war bis auf wenige reste beseitigt worden. analog wurde — und das ist eine ganz originelle hypothese — das _au_ und das _ō_ der typen _*héhlaùpa_ und _*hehwopa_ zu einem $\bar{o}_2$. somit waren jetzt in vier klassen präsens und präteritum im vocal unterschieden: _ai_, $\bar{e}_2$; $\bar{e}_1$, $\bar{e}_2$; _au_, $\bar{o}_2$; $\bar{o}_1$, $\bar{o}_2$. die nunmehr zwecklose reduplicationssilbe wurde dann fallen gelassen; wahrscheinlich, nachdem zuerst der hauptton auf die wurzelsilbe gerückt war (_lelḗ₁t_), möglicherweise ohne dieses zwischenstadium. $\bar{o}_2$ wurde in allen dialecten zu _eu_. die verba des typus _haldan_ haben ihr präteritales $\bar{e}_2$ durch analogie bekommen. die anglischen formen _hēht_, _leolc_, _reord_, _ondreord_, _leort_ verdanken ihre existenz der tatsache, dass im anglischen $\bar{e}_1$ und $\bar{e}_2$ zusammenfielen, der secundäre ablaut daher bei den verben mit stammhaftem _ē_ wider aufgehoben war. von den eine zeitlang nebeneinander bestehnden formen _*rérēd_ und _*rēd_ wurde deshalb die zweite, ungenügend charakterisierte aufgegeben; in _*rérēd_ empfand man _rer_ als stammhaft, _ēd_ als bloſses bildungselement. daher starke accententziehung und schlieſslich ausfall des _e_. _hātan_ und _lācan_ haben sich dann angeschlossen. _slēpan_ wurde schwach, da ein _*séslp_ 'ein lautphysiologisches unding' gewesen wäre. in aisl. _rera_ aus _*rérō_ und _sera_ aus _*séRō_ (urgerm. _*sezṓ_) wurde _-era_ schon früh als ableitungselement empfunden; dies führte zu übertragungen auf andere verba: _grera_, _snera_, _gnera_ zu _gróa_, _snúa_, _gnúa_. so wird die entwicklung der haupttypen dargestellt; auf die behandlung der zahlreichen einzelprobleme kann im rahmen einer anzeige nicht eingegangen werden.

Ich stimme dem vf. zu, wenn er alle theorieen ablehnt, welche die nord- und westgerm. formen, indem sie sie für ursprünglich reduplicationslos erklären, von den gotischen trennen.

ich glaube auch, dass für den verlust der reduplication ihre functionslosigkeit von bedeutung war. nur kann ich ihr keine so dominierende rolle zuweisen. dass neben ihr andere ursachen im spiel sein konnten, gibt der vf. selbst zu, ich möchte diesen punct etwas stärker betonen. formen wie **lelek* konnten vom sprachgefühl als zusammensetzungen mit einem präfix empfunden werden; da nun in solchen zusammensetzungen das präfix unbetont war, trat eine tonversetzung ein: **lelék*. wie ein vortoniges *e* behandelt wurde, können wir nicht mit sicherheit sagen: die wahren präfixe haben alle andere vocale. es ist denkbar, dass eine neigung bestand, es schwinden zu lassen. und diese neigung konnte durch composita wie *bilaikan, andletan* gefördert werden. denn im germ. folgten nie zwei vortonige unbetonte silben aufeinander: ein **bilelék* widersprach jeder analogie.

Sehr plausibel scheint mir die erklärung des e_2-typus in den klassen *haitan* und *letan*; K. hat hier übrigens vorgänger in Hoffory und Janko. aber die entstehung des e_2 in der klasse *haldan* ist nicht befriedigend gedeutet, und gegen K.s $\bar{o}_2$ hab ich die schwersten bedenken.

Zwar die möglichkeit der diphthongierung zu *eu* ist ohne weiteres zuzugeben. K. verweist darauf, dass in vielen englischen dialecten *o* zu *iu* oder *iə* und in einem deutschen zu *æu* werde[1]. die parallelen lassen sich vermehren.

In den verschiedensten deutschen mundarten hat sich aus einem *o* ein diphthong mit palatalem ersten und velarem zweiten bestandteil entwickelt; vgl. PBBeitr. 12, 131. 137; 19, 292; vUnwerth Die schles. mundart § 29 II; Schmeller Die mundarten Bayerns § 338 und die wörter *Ohren, grofs, hoch, Brot* in den Wenkerschen sätzen 11, 16, 29, 30 bei Seemüller Deutsche mundarten nr VIII, XVI. aber, dass das $\bar{o}_2$ mehr ist als eine construction zum behufe der erklärung der *eo*-präterita, muss ich leugnen. K. glaubt es auch in gewissen formen des demonstrativ-pronomens nachweisen zu können. er setzt ahd. *deo, dio* gleich got. *þos* und ahd. *diu* gleich got. *þo*. *þos*, *þo* seien in unbetonter stellung zu **þō₂s* **þō₂* geworden. wenn diese formen wider unter dem ton gebraucht wurden, hätten sich **þeus*, **þeu* ergeben. **þeus* wurde zu **þeos*, sei es im satzzusammenhang vor einer silbe mit *a, e, o,* sei es einfach durch den einfluss des *s*. nun hat ja K. die kritik schwer gemacht. das aus seinem $\bar{o}_2$ hervorgegangene *eu* ist ein schlüpfriger gesell: bald ist es ein doppelgänger des alten *eu*, bald eine individualität für sich. aber ich glaube doch, diesen Proteus fassen zu können. s. 90 anm. 1 heifst es, dass der wandel **þeu* zu *diu* die regelrechte pausaentwicklung des diphthongs *eu* zeige: ahd. *iu* aus *eu*. aber, wie ebenda bemerkt wird, ist im Isidor die form des personalpro-

[1] K. zieht hieher auch den übergang von lat. *ǫ* über *ou* zu *eu* im französischen. ob mit recht, wag ich nicht zu entscheiden.

nomens *eu*. trotzdem lautet das demonstrativum *dhiu*. auch im Mon. des Heliand steht bis v. 1143 *eu*; von einem **theu* ist nichts bekannt. da müste man also annehmen, dass *eu* durch ausgleichung neu entstanden ist, vgl. Holthausen Alts. elementarbuch § 327, 3. der n. a. pl. des fem. wird in M überwiegend *thea*, in C *thia* geschrieben, vereinzelt sind in M *thie*, *thia*, in C *tha*, *thea*, *thiu*; für den alten diphthong erscheint dagegen *ea* in M nur 2 mal, *ia* in C nur 1 mal, im präteritum der reduplicierten verba kommt *ea* niemals vor, *ia* nur einmal in *griat* 4071 M (*griot* C); vgl. Schlüter Zur geschichte der alts. sprache s. 201 ff und bei Dieter Laut- und flexionslehre der altgerm. dialecte s. 104. 466[1]. man müste daher annehmen, dass die lautgesetzliche form des n. a. pl. fem. des pronomens durch die form des masc. verdrängt worden ist. ebenso im ags. aber für aisl. *þǽr* versagt auch dieses auskunftsmittel. wer über die entwicklung von *-os* in einsilblern ins reine kommen will, muss sich mit den entsprechungen von *twos* auseinandersetzen. wir haben im hd. eine menge formen: *zwâ*, *zwô*, *zwuo*, nur just kein **zwio*. ags. heifst es *twá*, ohne dass hier das masc. eingewürkt haben könnte, aisl. *tvǽr*. auch das verhältnis von got. *so* zu aisl. *sú*, alts. *hwo*, ahd. *wuo*, mnl. *hoe* zu ags. fries. *hú* müste erwogen werden.

K. hat sich offenbar an dem parallelismus erfreut: $\bar{e}_1$ wird unter dem nebenton zu $\bar{e}_2$, $\bar{o}_1$ zu o_2. später sind ihm freilich bedenken gekommen, ob dieser parallelismus ein vollkommener sei. er ist in wahrheit nur ein parallelismus der indices. der genosse des $\bar{e}_2$ ist vielmehr K.s $\bar{o}_1$. beide laute werden ahd. in gleicher weise diphthongiert, so dass der zweite bestandteil des diphthongs ein vocal niedrerer zungenstellung ist: $\bar{e}_2$ zu *ea*, $\bar{o}_1$ zu *oa*. beide laute werden also phonetisch verwant gewesen sein. K. erklärt dagegen $\bar{e}_2$ und $\bar{o}_2$ für verwant: beide seien geschlossen gewesen. da muss wieder einmal mit nachdruck betont werden, dass 'offen' und 'geschlossen' nur relationen bezeichnen. wenn man germ. $\bar{o}$ (K.s $\bar{o}_1$) für offen — K. sagt s. 84 stark offen — erklärt, so tut man das deshalb, weil in alten entlehnungen aus dem lateinischen lat. geschlossenes $\bar{o}$ durch *u* ersetzt wurde, dh. germ. $\bar{o}$ war nicht so geschlossen wie lat. *o*. doch wer A sagt, muss auch B sagen. ebenso wird in einer reihe von lehnwörtern lat. geschlossenes $\bar{e}$ durch $\bar{\imath}$ ersetzt. also war germ. $\bar{e}_2$ nicht so geschlossen wie lat. $\bar{e}$. mehr können wir nicht sagen. wenn man für die geschlossene qualität des $\bar{e}_2$ seine entstehung aus $\bar{e}_1 i$ ins feld führt, so ist zu bemerken, dass wir nur berechtigt sind zu folgern, dass $\bar{e}_2$ nicht so offen war

[1] es ist merkwürdig, dass im präteritum die verteilung von *eo* und *io* anders ist als sonst. während *eo* im allgemeinen in M häufiger ist als in C, ist es im präteritum umgekehrt. hier überwiegt *eo* in C sogar absolut: ich zähle 12 *eo* (alle im prät. von *hropan*) gegen 3 *io*, 6 *ie*, 1 *e*. in M 3 *eo*, 11 *io*, 1 *ia*.

wie e_1, das ja später nordisch und wgerm. zu *a* wurde. und wenn e_2 von *ê* aus *ai* getrennt gehalten wird, so folgt wider nur, dass vor der diphthongierung von $\bar{e}_2$ das aus *ai* entstandene *ê* offener war. über den absoluten lautwert können wir nichts sagen. ebenso steht es mit *ë*. wenn wir es offen nennen, so tun wir es deshalb, weil im hd. umlaut-*e* geschlossener war. aber das verhältnis der qualität von *ë* zu der qualität von e_2 festzustellen, haben wir kein mittel. K. weiſs aber s. 49, dass das sicher offene *ë* 'dem mit starker zungenhebung artikulierten e_2' recht fern ligt![1]

K.s o_2 scheint mir nicht erwiesen und somit der *eo*-typus der reduplicierenden präterita nicht gedeutet. aber über die arbeit als erstlingsleistung kann ich ein günstiges gesamturteil fällen. K. hat sich durch eine umfängliche litteratur durchgearbeitet[2] und, was mir besonders gefällt, er geht den problemen tapfer zu leibe und schreckt vor keiner schwierigkeit zurück. dass er durch die simplificierende function unserer begriffe getäuscht sich die sprachlichen tatsachen zu einfach vorstellt, ist ein typischer anfängerirrtum, den die zukunft berichtigen kann. gröſsere erfahrung wird ihn auch lehren, dass es der phonetischen möglichkeiten mehr gibt, als er jetzt glaubt[3]. ich möchte ihm nur eine bessere pflege des ausdrucks ans herz legen. wenn er s. 76 von einer these van Heltens sagt, sie sei wol von diesem selbst nicht ernst gemeint gewesen, so mag er sich nichts böses dabei gedacht haben. unangemessen ist die bemerkung trotzdem; jeder gelehrte hat anspruch darauf, dass man an den ernst seiner hypothesen glaube. (welch bizarre vermutung auch, dass sich

[1] davon sei hier ganz abgesehen, dass nach der meinung einiger *ë* ursprünglich 'geschlossen' war. vgl. Kluge Urgermanisch s. 126; Bremer IF 26, 161. 171; Brüch Der einfluss der germ. sprachen auf das vulgärlatein s. 124.

[2] zu ahd. *furleiz* usw. (s. 71) war auch auf Sievers Braunefestschrift s. 158, anm. 2 zu verweisen, ebenso zu ahd. *hwê* (s. 53) auf Sievers aao. s. 159.

[3] Das, wie schon erwähnt, von K. (s. 149) als lautphysiologisches unding bezeichnete *seslp* ist nicht undingsamer als nhd. *amseln, handelst* nach der gewöhnlichen aussprache. — s. 60 findet K. in der ableitung *le₂k* aus **lelék* über **llek* schwierigkeiten, weil anlautende doppelte consonanten in der idg. lautentwicklung etwas völlig alleinstehndes wären. versteht er unter doppelten consonanten doppelte articulation des consonanten, so verweis ich auf die beschreibung des portugiesischen *rr* in Gröbers Grundriss I 921, anm. 2 und 964, anm. 1. meint er lange consonanz, so bietet ital. *z* eine parallele. vgl. Gröbers Grundriss I 639. ferner sind die schweizerischen fortes, die auch im anlaut stehn können, im vergleich zu den lenes lang. emphatisch verstärkte fortes im anlaut erwähnt ua. Vetsch Die laute der Appenzeller mundart s. 19 zb. *nnā! nnā!, rrōt! wwā?* vgl. auch das von Heusler Der alem. consonantismus in der mundart von Baselstadt s. 9 verzeichnete *ssọffï*; hier ist die anlautende fortis aus dem *s* des neutralen artikels und dem anlaut des namens (Sophie) zusammengeschmolzen.

jemand als materie seines scherzes gerade alts. *griot* aussucht!) wendungen wie 'das wird mit Loewe seinen grund darin haben' (s. 103) und 'ein ganz unleidliches gebiet bilden die *r*-präterita des ahd.' (s. 153) sind recht unglücklich. und die construction 'man tut nichts anderes als projiciert die ... wortgebilde ... zurück' (s. 155) beleidigt mein sprachgefühl.

Wien. **M. H. Jellinek.**

Deutsche dialektgeographie her. v. F. Wrede. Marburg, Elwert. h. IX: **H. Wix**, Studien zur westfälischen dialektgeographie im süden des Teutoburgerwaldes. 1921. VIII u. 182 ss. u. 1 karte. — 25 m.
h. XVI: **Th. Frings** u. **J. Vandenheuvel.** Die südniederländischen mundarten. texte, untersuchungen. karten. teil I: texte. 1921. XXVII u. 149 ss. — 35 m.

Einen seiner besten schüler in H. Wix durch den weltkrieg verloren zu haben, beklagt der herausgeber des heftes IX, FWrede, mit recht. durch diese untersuchung, deren breite anlage und peinliche genauigkeit im einzelnen hohes lob verdienen, ist unsere kenntnis der westfälischen mdaa. wesentlich verbessert worden. nach der unzulänglichen arbeit von Brand, die ebenfalls dialektgeographisch angelegt ist, wird uns hier zum ersten mal ein überblick über die mundartliche lagerung eines gröſseren westfälischen gebietes vermittelt. durch sie erst wird klar, welche förderung durch die inzwischen angekündigte dialektgeographische durchforschung des osnabrückisch-tecklenburgischen bezirkes, welche ThBaader ausführen will, eintreten wird.

Wenn auch nicht in einem der sprachgeschichtlich bedeutsamen grenzstriche gelegen, hat doch das von W. behandelte mundartengebiet, zumal der bereits mit grenzerscheinungen durchtränkte Bielefelder bezirk teilweise in die untersuchung einbezogen wird, für die frage der westf. diphthonge einen groſsen wert. lange und kurze diphthonge, lange und kurze vocale in der kurzen stammsilbe lagern hier nebeneinander, und dazu treten eigenartige ausgleichsformen wie güterslohisch *hęməl* anstelle eines sonstigen *hiəməl* 'himmel'. ich habe Zs. f. d. maa. 1921, 97 ff gerade mit hilfe des W.schen materials meine anschauung von der geschichte der westf. diphthonge in der kurzen stammsilbe abrunden können.

Die 'auseinandersetzung' mit Ag. Lasch hat W. geplant; der vorliegende text zeigt noch völlige übernahme der zerdehnungstheorie. das scheint aber nach dem eben mitgeteilten ausdruck, welcher sich in dem letzten briefe des vf.s findet, kein dauerzustand haben werden zu sollen. bedauerlich bleibt auch, dass der abschnitt über den glottisverschluss nicht mehr geschrieben worden ist.

Neben der dialektgeographischen übersicht, an der das reiche lautmaterial für die diphthongierung die klare einsicht in dessen wert für die gesamte ndd. sprachgeschichte bezeugt, tritt die lautlehre der mda. von Gutersloh etwas zurück, nicht als ob auch sie nicht durch eigene vorzüge ausgezeichnet wäre — namentlich die mitteilung alten wortstoffes und verständige etymologieen seien rühmend hervorgehoben —, jedoch fehlt es hier an rechter gliederung nach geschichtlichen gesichtspuncten (so in den §§ 38. 40. 50. 56. 57; dagegen ist der versuch, *ē* in seinen ausstrahlungen geschichtlich zu fassen, zu loben [§ 101—105]). einzelne ansatze lassen eine andere auffassung berechtigter erscheinen. auch vermiss ich die beachtung des höchst auffälligen *-t-* in *sīt* 'seite' uä. fällen: sprachgeschichtliche neuordnung des stoffes hätte sich hier ganz aufserordentlich gelohnt.

Doch es widerstrebt mir, an einem denkmal von so grofser und schöner form einzelne schönheitsfehler nachzuweisen: dank dem klugen und gewissenhaften arbeiter, dem herausgeber und den verständnisvollen freunden der heimischen sprache, deren unterstützung den druck ermöglicht hat! —

In 56 ortsmdaa. des südndld. sprachgebietes einschl. Französisch Flandern sind nunmehr durch das vorliegende buch von Frings und Vandenheuvel die Wenkerschen sätze übertragen. wie für südtirolische aufsenbezirke und deutschrussische sprachinseln hat uns auch hier der krieg auf sonst kaum zugänglichen boden einlass verschafft.

Aufser den unzureichenden, aber zuverlässigen angaben von Jellinghaus besafsen wir bisher keine sprachgeographischen hilfsmittel für Belgien. durch diesen umstand wird der wert des neuen unternehmens genügend gekennzeichnet; dass darüber hinaus für methodische und principielle fragen noch material in diesen sprachproben enthalten ist, lehren die einführenden bemerkungen des herausgebers F. — denn V. raubt politische verfolgung den genuss seiner mitarbeit. überdies liefern 23 freie erzählungen stoff für wortgebrauch, satzbau und stil.

Seine sprachgeschichtlichen untersuchungen, die im 2. heft 1919 der Zs. f. d mdaa. bereits bis an die brabantische grenze reichen, kann F. nun über das ganze belgisch- und französischgermanische sprachgebiet ausdehnen. dass deren zeitliche grenze bis zum werk Veldekes zurückgesteckt werden soll, eröffnet der sprachgeschichte willkommene aussichten. aufserdem warten grammatische fragen von hervorragender bedeutung — ich nenne die diphthongierung von *ī ū* in Brabant, die ausstrahlung des ingwäonischen phänomens, die nordfranzösisch-nfrk. *ü*-färbung des *u* — der klärung. auf karten soll der ertrag daraus zur anschauung vorgelegt werden. wünschen und hoffen wir, dass die mittel dazu, wie diesmal von der Preufsischen akademie, bereitgestellt werden!

Was die bisherige veröffentlichung bereits jetzt hergibt, kann im rahmen dieses knappen referats nicht annähernd gewürdigt werden. einige kurze bemerkungen müssen genügen.

Die lautliche und lexikalische abweichung von der ndl. schriftsprache tritt stark zu tage: 'pferd' weist nur *e* auf; 'als' (*om* und *quam*) = *als*; 'damit' = *om dat* (ndl. mit der bedeutung 'weil'), 'sich' nur *hem*, 'ofen' *stove* (nld. *kachel* f.). zusammenhang mit der nfrk. mda. der Rheinlande südl. bis zur Eifellinie tritt deutlich zu tage: 'um — zu' ist noch in der hälfte der fälle als *vür* — *te* erhalten, 'nichts' besitzt bis zur ostgrenze der provinz Ost-Flandern die rheinische form *niks*. 'so' wird oft mit 'all' zusammengesetzt. im flämischen liefern die texte belege für die erscheinungen, welche bei De Bo, Jacobs, Vercouillie und in den älteren zusammenstellungen von mundartproben angeführt werden: gut lassen sich die eigenartigen schwachen präterita auf *əyə(n)*, die widerholung des personalpronomens (*əkìətək ęk abę·ei* 'ich [dreimal ausgedrückt!] heifse Abeille' (Iseghem s. 112, z. 27), die erhaltung der negation *ne* (*en*) neben 'nicht' 'kein' (*kən vrstų̄ ęldər nįt* 'ich versteh euch nicht') beobachten. es zeigt sich auch, wie das frz. dazu beigetragen hat, dass sich dieses *ęm* im gebrauch erhielt, da im frz. Flandern auch 'nur', 'erst' mit *ən* auftritt (*kãnnə mǫ*, di. *ik had en maar* 'ich hatte nur' (Hondschoote s. 115, z. 19). ein einfluss, der auch Iseghem bereits erreicht hat: *maˡnęs mār*, di. *maar het en is maar*). nur geringen oder gar keinen reflex haben dagegen andere kennzeichnende erscheinungen hinterlassen: *soe* 'sie' [sg. f.] ist ein einziges mal vertreten (*zū* Noordpeene in Frz.-Fl., nr 54, satz 9: der vocal als altes *ō* erwiesen), es fehlen aber belege für *gers* 'gras', *och* 'weg', *esleghen* 'geschlagen', *deg* 'tag'; *littel* 'klein' zeigt sich merkwürdigerweise nur noch innerhalb der frz. grenze. überhaupt erweist sich der gänzliche abschluss vom sprachleben in der schrift erhaltend für den wortschatz: *blide* 'freudig' kommt fast nur in Frz.-Flandern vor, *beiden* 'warten' sogar ausschliefslich. der sächsische einschlag verleugnet sich auch heute in diesem gebiet noch nicht. eine geringe umgestaltung der Wenkerschen sätze wäre wol zu empfehlen gewesen; denn das ausbleiben der älteren zeugnisse wird kaum dem heutigen zustande der mda. zur last gelegt werden dürfen. wenigstens sind jene formen *gers, och, esleghen* nicht darin vertreten. prächtig würken die geographischen reihen der personalpronomina; die merkwürdigen *n*-formen (*jūndər* 'eure', Brügge s. 71 satz 17) möcht ich mit *min* 'mir' 'mich', einem alten genitiv, zusammenbringen; das *-der* stammt natürlich von *leder* 'leute'; hübsch hat sich auch *op* 'auf' gehalten. ebenso *stik* 'stück'; die entrundung beginnt, was auffallt, bereits im westl. Brabant; auch sonst geben entrundungscentren, wie die limb. orte Niel und Bree, zu raten auf.

Doch für all diese fragen werden die karten und unter-

suchungen antworten oder wenigstens deutungsmöglichkeiten liefern. diese müssen wir abwarten, wenn wir den reichen inhalt des vorliegenden buches ermessen wollen. F bemerkt, dass ihm die anschauung der mnl. sprachgeschichte an seinen karten manche aufschlüsse geliefert habe.

Neben dem inhalt gebührt der form und methode in dem buche unsere aufmerksamkeit. die schärfe der photographischen platte ist namentlich in den niederschriften von Frings erstrebt: dauer, hohe, tempo, druck sind festgehalten und verwirren das lautgesetzliche sprachbild. tact, vocalischer einsatz und consonantischer anschluss an den vocal der drucksilbe (vgl. *ə tlant* = *het land*) offenbaren romanische sprachgewohnheit. stärke und stimme der consonanten liefsen sich mit den mitteln der schrift nicht gut ausdrücken. hier mussen die messgeräte weiterhelfen: wie verhält sich endungsschwund zur schwachung der consonanten? wann treten stimmhafte, wann stimmlose lenes auf?

F. will satz-, keine pausaformen geben. er verlegt in der einleitung zu diesem buch den ursprung der sprachmischung bereits in das individuum. das widerspiel der mannigfachen sprachkratte sucht er an der quelle auf und will danach sein verfahren neugestalten. wir fragen uns, ob die psychologischen schwierigkeiten der subjectiven aufnahme dabei nicht unterschätzt werden.

Leichte lesbarkeit der lautschrift, gänzliches fehlen von druckfehlern (selbst *ōk ẹk* 'als ich' s. 106, XVI, z. 1 wird wol nicht für *ōː ẹk* verdruckt sein) sind hoch anzurechnende vorzüge des buches. erst jetzt haben wir eine klare vorstellung von den lauten der südniederländischen mundarten. hingewiesen sei schliefslich noch auf die prächtigen stücke 40 und 47 unter den freien texten.

Rostock. **H. Teuchert.**

Nibelungensage und Nibelungenlied. die stoffgeschichte des deutschen heldenepos dargestellt von **Andreas Heusler.** Dortmund, Ruhfus 1921. 236 ss. 8°. — 24 m.

Die Nibelungenforschung hat in den letzen zwanzig jahren eine völlige umgestaltung erfahren, die epenfrage ist auf andere grundsätze gestellt, indem die bedeutung des individuums für die entwicklung des geistigen lebens höher eingeschätzt und über das niveau der massengemeinschaft stärker erhoben wird [1]. nicht

[1] vgl. Roethe Anz. XXIV 239 ff; Panzer Märchen, sage u. dichtung, bes. s. 30 ff. 37. 44; John Meier Werden und leben des volksepos s. 3 ff. — in germanischer zeit wurde die stammesgeschichte mit der furstengenealogie auch mundlich weiter uberliefert wie das recht und in verbindung mit den rechtsformulierungen, und zwar durch die altesten der volksversammlung (*per antiquos homines* Edictus Hrotharit im eingang, vgl. Hildebrandsl. 16 *alte anti frōte, dea ērhina wārun*; s. auch Paulus Diaconus Hist. Lang. IV cap. 42). auf solche volksgeschichtliche tradition und gewis nicht nur auf epische lieder geht auch die Origo gentis Lango-

'das volk' dichtet, sondern die schöpferische begabung eines einzelnen; das neue ergebnis ist nicht dem unbewusten entsprungen, sondern ein bewust künstlerischer act, nicht blofses naturerzeugnis, sondern eine geistige tat. es ergibt sich aber aus dieser dynamischen wertung der künstlerpersönlichkeit das urteil über die entwicklung der 'heldendichtung'. denn 'was man herkömmlicherweise 'heldensage' nennt, ist heldendichtung, von dichtern geschaffen und weitergegeben und ausgebildet' (Heusler s. 226). 'die absichten der erfindenden dichter nachzuerleben', darauf kommt alles an (s. 230). also die sage für sich ist kein object der epenforschung, fassen können wir sie nur in ihrer form, im gewande der dichtung.

Noch eine andere klärung ist von nöten. die bezeichnung 'volksepos'[1] ist irreführend, da volk ein doppeltes bedeutet, einmal die ganze nation, dann aber nur einen bestimmten unteren teil desselben, 'die breite masse'. das Nibelungenlied und die verwanten epischen gedichte sind aber für die adels- und fürstenkreise verfasst, darum ist statt 'volksepos' besser 'heldenepos' zu sagen (s. 228 f).

Von der classischen philologie lernte die junge germanistik die wissenschaftliche methode, aber verhängnisvoll war es, dass ihr strengster lehrmeister, Lachmann, die zu seiner zeit geltende homerische liedertheorie auch auf das Nl. anwante. die vorstufen für dieses sind greifbar: sie führen nicht zur 'sammellehre oder teilliederlehre' (s. 230), sondern der weg 'vom lied zum epos' ist ein 'umdichten und ausdichten, kein zusammendichten' (s. 133), eine anschwellung und vermehrfachung des ursprünglichen liedumfangs, wobei 'die grenzen der fabel', 'der grundriss' die alten bleiben (s. 132. 133).

In berücksichtigung dieser auf inductivem wege gewonnenen allgemeinen bedingungen der heldenepenforschung gibt H. ein zusammenfassendes bild von der geschichte der Nibelungensage und des Nibelungenliedes nach dem gegenwärtigen stande der forschung. das buch ist für einen weiteren leserkreis bestimmt, setzt keine fachkenntnisse voraus und vermeidet wissenschaftliche erörterungen (s. 225 f). aber der neueren forschung hat H. selbst die bahn gewiesen und die meisten und besten einzelergebnisse in eigenen untersuchungen begründet und gesichert, und darum gibt diese arbeit nicht lediglich eine bequeme, allgemeinverständliche orientierung über unsere heutigen anschauungen, sie ist vielmehr eine wissenschaftliche tat, die einen markstein in der

bardorum zurück. diese kurzen mündlichen, gedächtnismäfsigen registrierungen bilden natürlich keine sagen, aber sie erhielten die erinnerung an die früheren könige und an ihre taten, wol auch mit sagenhaftem einschlag, aufrecht. diesem historisch-genealogischen interesse verdanken auch Gibica und seine nachfahren ihre nennung in der Lex Burgundionum.

[1] Panzer Das ad. volksepos, bes. s. 8 ff. 22 ff.

Nibelungenlitteratur bildet, die durchmessenen strecken beleuchtend bis zum letzt erreichbaren festen punct, und zugleich an kreuzwege führend, die auf neue oder andere ziele münden.

Der inhalt ist in zwei abschnitte gegliedert, von denen der erste 'Die vorgeschichte des Nibelungenlieds', die in den älteren litterarischen stufen niedergelegte sage (s. 5—79), der zweite, 'Das Nibelungenlied' die unmittelbare entstehungsgeschichte der letzten stufe, unseres liedes von der Nibelunge not, enthält (s. 80—232).

Die geschichte der Nibelungensage offenbart sich uns in den quellen, das sind die Eddalieder, die Thiđrekssaga (þs) und unser epos. aus der richtigen bewertung des jeweils ursprünglichen in den einzelnen quellen unter ausscheidung des zugewachsenen ergibt sich der 'stammbaum des Nibelungenlieds' (s. 79), in welchem die beiden hälften, teil I bis zur werbung Etzels um Kriemhild, teil II der Burgundenuntergang, ihre besondere stufenfolge haben. teil I ist die Brünhildsage, nach der heldin des ursprünglichen sagenkerns 'wie Sigfrid seinem schwager Gunther trugerisch Brunhilden gewinnt und auf ihre klage ermordet wird' (s. 7), teil II ist die Burgundensage.

Die litterarische geschichte der in dem mhd. epos enthaltenen Nibelungensage entwickelt sich also in folgenden fest umrissenen epischen einheiten bezw. umgrenzten liedstoffen:

A. Brünhildsage. 1. stufe, älteste gestalt (inhalt s. 9—12): fränkisches Brünhildenlied des 5/6 jh.s (Merovingerzeit), ein stabreimendes lied, vom höfischen skop vorgetragen, spätestens anf. des 9 jh.s nach Skandinavien gekommen (s. 21), in der Edda (bezw. Vǫlss.) erhalten. im 9/10 jh. erfolgte die umbildung in reimverse (zwei gereimte langzeilen); durch den neuen sängerstand, die spielleute, die fahrenden gaukler vorgetragen (s. 24—26). — 2. stufe: jüngeres Brünhildenlied, vom ende des 12 jh.s, wahrscheinlich bei den Franken entstanden, aus der Thiđrekssaga zu erschliefsen, mit tiefgreifenden änderungen (ebenfalls in gepaarten langzeilen, zweizeilige strophen, s. 34 f); immer noch mündliche, nicht schriftliche fortüberlieferung. — 3. stufe: enthalten in unserm Nibelungenlied ('Kriemhildens erste ehe'), vom dichter desselben aus dem lied der 2. stufe zum I teil des epos erweitert.

B. Burgundensage. 1. stufe, älteste gestalt (inhalt s. 37—39), fränkisches Burgundenlied des 5/6 jh.s, stabreimendes skoplied, in der Edda (bes. im ält. Atlilied) erhalten: Kriemhild tötet Attila aus rache für ihre brüder (bruderrache). — 2. stufe, baiwarisches Burgundenlied des 8 jh.s, stabreimend. bair.-österreichische sänger dichteten die spitze der sage um, da ihnen Etzel aus der Dietrichsage eine sympathische gestalt war; der verräterische racheact wurde auf Kriemhild übertragen, sie tötet ihre brüder aus rache für Sigfrid (gattenrache). neu hinzugekommene personen: Dietrich und Blödel. — 3. stufe, österreich. Burgundenepos (das altere epos, 1160er jahre), aus der

Thidrekssaga zu erschliefsen: erweiterung des gesungenen liedes zum gelesenen buchepos. in der Kürenbergstrophe, mit vielen neuen auftritten und neuen personen (bes. Rüedeger, Volker, Hildebrand, Iring). — 4. stufe, der II teil unseres Nl.s.

Die einzelnen sagenstufen sind auswürkungen geschichtlicher entwicklung, naturgemäfse ausdrucksformen culturgeschichtlicher wandlungen: auf den 'hofdichter im germanischen fürstengefolge mit der standesgemäfsen empfindlichkeit' kommt der niedere spielmann 'mit seiner lässlicheren anschauung', den endpunct bildet die 'hochmittelalterliche' ritterwelt. dieser letzten fassung, unserm Nl., ist der zweite abschnitt des buches zugeteilt. das ziel des 'letzten epikers' war 'die ritterliche verklärung der alten reckenwelt'. die absicht, 'die ältere Nibelungennot auf die höhe der gegenwärtigen kunst zu heben', der seine gönnerkreise huldigten, die höfe von Passau und Wien, bestimmte ihn bei der umarbeitung des älteren, rückständig gewordenen epos (3. stufe). auf diesem kulturästhetischen bewustsein beruhen die neuerungen des letzten dichters. sie bestehn hauptsächlich in der vereinigung der beiden sagenformen, des liedes von Brünhild mit dem epos vom Burgundenuntergang, zu einem einheitlichen dichtwerke mit gleicher versform (Kürenbergstrophe); in der höfischen verfeinerung des inneren gehaltes und des äufseren gewandes (sprache und vers); endlich in der starken vermehrung, in breiterer und reicherer darstellung (s. 84).

Diese dürre inhaltsangabe versuchte wenigstens hervorzuheben, wie überall die fülle der einzelbeobachtungen von H. unter grofse, leitende gesichtspuncte gestellt ist. das poetische gedankengebäude des Nl.s ist die arbeit von jahrhunderten, und in seiner künstlerischen eigenart gewürdigt kann es nur werden aus seiner geschichte heraus, wenn man die einzelnen historischen schichten auslöst. dieser analyse ist das letzte capitel gewidmet. an vier partieen unseres liedes gibt H. proben, wie sich die im stammbaum bestimmten stufen ausscheiden und auf die einzelnen strophen verteilen lassen, und zeigt, was der letzte dichter übernommen ('überlebsel'), was er geändert und was er hinzugetan hat ('neuerungen' s. 182). vergleicht man diese methode und ihre ergebnisse mit der alten liedertheorie, dann erkennt man die hohe bedeutung von H.s epenforschung, denn die neuen errungenschaften sind doch zumeist sein werk. letzten endes beruhen sie auf der vervollkommnung des stilgefühls.

In der tat haben die von H. angesetzten entwicklungsstufen einen hohen grad litteratur- und volksgeschichtlicher wahrscheinlichkeit, da sie auf historische gegebenheiten und auf die tatsächlichen quellen (Edda [Vǫlsungasaga], Thidrekssaga, Nibelungenlied) sich gründen. aber es galt eben das überlieferte richtig zu bewerten und in folgerechte beziehungen zu bringen. vor allem aber auch, das uns nicht überlieferte, die lücken, ent-

sprechend zu ergänzen, und nur scharfsichtiges historisches und feinfühliges künstlerisches verstehen konnte die verworrene vorgeschichte des Nl.s so sinnvoll und glaubwürdig ordnen. gewis bleibt im einzelnen ein weiter spielraum, uncontrollierbare zwischenglieder, liedvarianten, die ganze vielgestaltige, fliefsende überlieferungsweise der heldendichtung lassen in der siebenhundertjährigen geschichte der sage einen mannigfaltigen formenreichtum voraussetzen. aber die grundlinien, die H.s schema zieht, dürften unverrückbar bleiben.

Es wird denjenigen lesern des buches, die mit H.s bisherigen forschungen nicht vertraut sind, auffallen, dass er den inhalt des ersten der beiden gedichte, aus denen unser Nl. zusammengesetzt ist (teil I), nicht nach dem allgefeierten helden, etwa 'Sigfridsage' benennt, sondern 'Brünhildsage', und damit das rächende weib als hauptfigur in den mittelpunct stellt. aber die berechtigung dazu wird klar werden, wenn man mit ihm den historischen weg geht und aus unserm Nl. die ältest erhaltene stufe vermittelst der nordischen überlieferung (Edda und Vǫlss.) auslöst. denn eben die eddischen Sigurdlieder haben zum ausgangspunct die trügerische gewinnung der Brünhild, und tatsächlich sind auch die notwendigen, planbauenden partieen des I teils des Nl.s, wenn man die offenbaren oder wahrscheinlichsten neuerungen, änderungen, erweiterungen abzieht, grösteuteils solche, die mit den betreffenden Eddaliedern (bezw. der Vǫlss.) übereinstimmen oder sich aus ihnen erschliefsen lassen. es entscheidet also zur herstellung der urstufe des I teils im grunde die textkritische methode. mit historisch-kritischen mitteln gewinnt H. aus den nordischen quellen und unter aufnahme augenfällig ursprünglicher bestandteile des Nl.s den inhalt des alten Brünhildenliedes und erzählt ihn, durch einzelstriche in ein sagenbild der Merovingerzeit stilisierend, wie es 'ungefähr verlief' (s. 9—13).

In der jüngeren nordischen auffassung sind die äufseren vorgange von einem mächtig erregten innenleben herausgetrieben, eine in seelische urgründe eindringende menschenkunde hat diese dichtungen geschaffen (gegensatz zum alten Sig.l.: Heusler Lieder d. lücke s. 78 f; der seelische gehalt im kurzen Sig.l. ebenda s. 87 f, im grofsen Sig.l. s. 91—94). zum germanischen stil gehörte es nicht, das wogen der leidenschaften in so mannigfaltigen formen zu differenzieren. in dem deutschen Hildebrandslied des 8 jh.s ligt die tragik[1] ebenfalls in den erschütternden menschlichen seelenkämpfen, aber die inneren bewegungen sind in éinem einzigen punct erfasst: ich muss mit meinem kind den todeskampf austragen, so will es das schicksal; ich muss meinen sohn erschlagen, wenn es das schicksal will: so verlangt es das

[1] Petsch Die tragische grundstimmung des altgerm. heldenliedes, Festgabe für Braune (1920) s. 36—46.

schicksalsgebotene recht, das sittliche gesetz. dieses zusammengeballte grundgefühl ist bei Brünhild: ich muss Sigfrids leben verlangen. so fordert es das schicksal, das ist das recht, das sittliche gesetz. das recht ist verletzt, Brünhild sollte nur dem stärksten helden gehören, so war es durch eide beschworen, und sie selbst ist unwissentlich in den eidbruch verwickelt worden. das verletzte recht fordert sühne, diese pflicht trägt den namen 'rache'.

So geht die rachetat Brünhilds aus der tiefe der weltanschauung hervor. die alles geschehen beherscht, das ist der germanische schicksalsglaube. dieser fatalismus klingt noch als grundstimmung im Nl. durch, *wie liebe mit leide ze jungest lônen kan*, wenn auch in weicherer gemütslage (H. s. 98). in seiner ganzen tragischen wucht spricht er sich noch im Nl. aus in Hagens todestrotz: *und ist ouch rehte ergangen als ich mir hête gedâht*. der seelenkampf, den der zwiespalt zwischen schicksalsforderung und lebensgefühl, zwischen allwillen und einzelwillen, zwischen dem rechtswillen und dem glückswillen hervorruft, diese innere qual beruht hier in der entdeckung des betrugs, in dem jähen sturz ins weh. es ist das zerstörte leben (H. s. 14).

Es wäre also Brünhilds gemütsverfassung in einem einzigen leidens- und willensact zusammengedrängt. gewis müssen in einer menschenseele, auf die ein so plötzlicher glückswechsel einstürmt, verschiedenartige leidenschaften (H. s. 13f) aufgepeitscht worden sein, doch der skop der Merovingerzeit besafs schwerlich schon den seelenkundigen sinn, tiefer in das innenleben einzudringen, noch weniger die kunst, für solche feiner abgetönten regungen das dichterische wort zu finden.

Aber recht und sitte verlangen auch den tod der überlebenden gattin[1], und Brünhild ist in wahrheit die echte, durch das schicksal dem Sigfrid bestimmte frau, nur durch menschentrug und seine eigene schuld ihm entzogen, und darum muss sie dem von ihr ermordeten im tode folgen, gleichwie Gudrun dem verhassten Atli, wie Signy dem Siggeir.

S.s besuch im zwergenland, Nl. av. VIII, hält H. für eine erfindung des letzten epikers, des dichters unseres Nl.s, um 'zu einigen heiter-spielmännischen würkungen zu gelangen' (s. 111, dazu s. 78; s. auch Droege Zs. 51, 186f). es scheint indes doch in diesen kämpfen, die S. beim eintritt in sein Nibelungenreich zu bestehn hat, eine ältere überlieferung zu stecken. S. kommt an das verschlossene tor seiner burg, besiegt den riesischen wächter, den *portenære* (str. 488. 90. 91. 92), der ihm den eintritt verweigert, seinen schatzhüter, Albrich, den *kamerære* (str. 496. vgl. str. 98) fängt er beim bart und züchtigt ihn. das gleiche schema, in anlehnung an das Nl., aus dem es den zwerg Eugel = Albrich entnimmt, hat hS. (Hürnen Seyfrid) str. 59—114: S. besiegt den hüter des drachensteins, Kuperan, der

[1] Neckel Die überlieferungen vom gotte Balder s. 31.

den schlüssel zur tür des felsens hat, Eugel den zwerg nimmt er beim haar und schlägt ihn an die steinwand.

Aber die erzählung vom eindringen S.s durch das tor einer verschlossenen felsenburg nach besiegung des hütenden riesen findet sich auch in þs. (schon WGrimm Heldensage s. 83 f; Panzer Sigfrid s. 36 f. 46 ff. 195 ff): nach der erschlagung des wurmes und des schmiedes kommt S. zur burg Brünhilds (cap. 168). sie ist mit einer eisernen tür verschlossen, er sprengt sie auf (1), besiegt und erschlägt die sieben wachtmänner (2), kämpft mit sieben rittern (3). þs. hat gegenüber Nl. u. hS. die ältere, einfachere form ohne anknupfung an die zwergenhortsage bewahrt. möglicherweise ligt in dem kampf mit Albrich, dem *kamerære*, eine parallele zu den sieben rittern der þs. vor (der *portenære* in Nl. entspricht den sieben wachthaltenden knechten der þs., Albrich der ritter den sieben rittern von þs.). dann wären auch im Nl. die drei stufen noch durchsichtig: das verschlossene tor, kampf mit dem wächter, kampf mit den rittern, wie in þs.

Eine gemeinsame quelle für den kampf mit dem riesen in þs. hS. Nl. ist demnach wol nicht in abrede zu stellen. der wächterkampf steht in þs. hS. an dem punct der erzählung, wo in der alten sage die erlösung stattfindet (vgl. Baesecke Anz. XXXVII 135 f), denn er folgt auf die tötung des drachen, er ersetzt also das hindernis zum eintritt bei der walküre bezw. ihrer jüngeren vertauschung, der Br., den schildzaun. das Nl. aber hat überhaupt keine beziehungen zur erlösung mehr, der wächterkampf ligt nicht in der begebnisreihe zum eintritt bei der jungfrau und ist demnach auch nicht ersatz für den zaun. nun hat aber das Nl. noch ein anderes kampfmotiv: das aufgebot von Br.s heer (av. VII), gegen das S. seine Nibelungenmannen holt (heereskampf). hierin steckt alte sage (vgl. Neckel Braunefestschrift s. 133 f; anders Boer Untersuch. 2, 22 ff). kämpfe bei der werbung finden in nordischen quellen, noch zu der werbungstat S.s (flammenritt), statt in Oddr. str. 16. 17, kurz: Sig.l. str. 35—38, Vǫlss. cap. 29 (vgl. bes. Golther Germ. 34, 277 ff. Studien s. 29. 54—58, Zs. f. vgl. lg. n.f. 12, 198 ff; Sijmons Zs. f. d. phil. 24, 26—28; Heusler Lieder d. lücke s. 18—21. 54—57; Neckel Zs. f. d. phil. 39, 319 f; Boer Untersuch. 3, 129; Panzer Sigfrid s. 222 ff. 226 f; Heusler bei Genzmer s. 109 anm. 131 anm.). der heereskampf gehört zur werbung in der nord. überlieferung und im Nl.; der wächterkampf zur erlösung in þs. hS., in Nl. fehlt diese beziehung, weil die erinnerung an die erlösung ausgelöscht ist; der kampf mit dem torhüter ist aber beibehalten, jedoch, mit Albrichs knebelung vereinigt, in die werbung eingeflochten, weil er eine wolgefallende staffage bildete (s. Heusler s. 111). aber da er in þs. hS. an die erlösung geknüpft ist, so muss diese, der erstmalige besuch, auch in einer

vorstufe des Nl.s vorhanden gewesen sein. — wie sich der wächterkampf beim eintritt zu Br. zu den kämpfen bei der werbung um Br. ursprünglich verhielt, ist noch nicht geklärt. sind beide ein ding gewesen, erwerbungskampf, der dann auf die erste begegnung übertragen und dabei zu einem kampf mit torhütern geworden ist? (über kampf und werbungssage vgl. bes. Sijmons aao.; Heusler Lieder d. lücke bes. s. 20; de Boor Fär. lieder s. 57—157, bes. s. 124—157); dass in Þs. nicht nur ein burghüter den eingang verteidigt, sondern eine mehrzahl von kriegern, sieben wächter und sieben ritter, könnte auf einen ursprungl. heereskampf deuten (freilich ebensogut können die sieben + sieben auch eine jüngere spielmännische hyperbel sein). oder ist der kampf gegen die torwache eine neue erfindung des verfassers der quelle von Þs. hS. Nl.? eine rationalistische umstellung eines phantasiegebildes in ein landläufiges ritterstück? in der ursprüngl. erlösungssage schritt S. durch den schildzaun der walküre (vgl. Heusler Lieder d. lücke s. 17 f). das blofse hineinschreiten (oder -reiten) in die burg (wie im Dornröschenmärchen) mochte dem vergröbernden spielmann des 12 jh.s nicht genügt haben, er machte daraus ein abenteuer, wozu er das bekannte motiv vom kampf mit einem burghüter verwendete. damit wäre der märchenkern, die erlösung der jungfrau aus der verzauberung, verschwunden, es blieb dann nur eine krafttat des helden. — selbständige liedinhalte waren heereskampf oder wächterkampf nie, sondern nur einzelformeln innerhalb von variationen des Brünhildliedes.

An der Nibelungendichtung hat H. die schwierige und sehr im dunkel liegende geschichte der deutschen heldenepik beleuchtet, deren folgenreichste wendepuncte der übergang vom stabreim zum endreim und vom lied zum epos waren. für die zweite dieser umgestaltungen hat er die gesetze in seinen bekannten arbeiten (Lied und epos u.ff.) niedergelegt. die andere wandlung, die des formsinnes vom germanischen zum christlich-romanischen reimprincip, ist noch schwerer ergründbar. die sprachlichen merkmale oder analogischen beziehungen geben wenige sichere anhaltspuncte. aber mit feinem akustischem und stilistischem vermögen hat er altes versgut aus der jüngsten überlieferung herausgefühlt; (über die entwicklung der metrik nach den verschiedenen stufen des Brünhilden- und Burgundenliedes s. s. 24 f. 34 f. 85 f. 98—101. 128—130. 197).

Was Heusler schreibt, hat stil, dh. es ist der ausdruck einer persönlichkeit. die gestalten die er hier vor uns auftreten lässt, sind keine marionetten, sondern germanische recken mit starkwilligen seelen oder höfische ritter in einem aufs zarte eingestimmten culturleben.

Greifswald. **Gustav Ehrismann.**

Sibylle Schwarz. eine pommersche dichterin. ein beitrag zur dichtungsgeschichte des 17. jahrhunderts von **Kurt Gassen.** Greifswald, Abel 1921. 108 ss. 8°.

Von 1621—1638 hat in Greifswald Sibylle Schwarz gelebt, die tochter eines beguterten kaufmanns, der dann ratsherr und bürgermeister wurde. das mädchen, das offenbar in jener zeit, als die menschen sehr viele schicksalsschläge zu ertragen hatten, die kriegsereignisse mit offenen augen und mitfühlendem herzen durchlebt und sich ein frühes urteil über welt und menschen erworben hatte, ist schon mit 17 jahren gestorben. aber sie hinterliefs eine masse gedichte, die ihr ehemaliger hauslehrer Gerlach lange nach ihrem tode, 1650, ohne sorgfalt herausgab, die aber weiter keinen eindruck machten. sie blieb vergessen, auch als 1818 Franz Horn sie wiederentdeckt hatte. und nun erhält sie ihre monographie von dr Gassen, eine rettung, eine verklärung, beinah eine vergottung, wie man heute zu sagen hat.

Es ist immer ein gewinnender anblick, wenn ein jugendlicher held so eine prinzessin aus dreihundertjährigem schlafe befreit. aber bei diesem abenteuer hat irgend eine fee dem ritter eine brille mitgegeben, durch die er alles zwanzigmal so schön gefarbt sieht wie es würklich ist. das wenige was wir von dem leben der pommerschen Sibylle wissen, hat G. besonnen zusammengetragen, und nur hie und da über die grenzen hinausphantasiert, die der wissenschaftlichen forschung gesteckt sind. bei den porträts wird es schon bedenklicher. wenn der vf. selbst zugibt, dass den beiden bildstichen die wir von der Schwarzin haben, wenig vertrauen entgegenzubringen sei, wie konnte er dann aus der hohen stirn, den gewölbten brauen, den versonnen blickenden augen des einen irgend welche schlüsse ziehen?

Ganz toll wird die sache nun aber, wenn G. an Sibyllens werke gelangt. ein unbebrillter leser der 'Poetischen gedichte' kann natürlich leicht erkennen, dass das mädchen, das seine verse zum teil schon als dreizehn-, vierzehnjähriges kind geschrieben hat, ungewöhnlich begabt war, und dass ihm bisweilen ein überraschend einfacher, lieber und warmer ausdruck gelungen ist; aber ihre naturschilderungen, ihre verherrlichung des väterlichen landsitzes sind ebenso herkömmlich wie ihr lob der poesie; ihre bescheidene weisheit, dass das ewige leben wertvoller sei als die eitlen güter dieser welt, ist grade so landläufig wie die klage über den 'neid', die jeder renaissancepoet anstimmt. da wo sie mutmafslich ihre strophen einer melodie untergelegt hat, gelingt ihr das beste. sonst ist sie ganz von Opitz (den G. ebenfalls zu hoch bewertet) abhängig, von den hunderten von 'gratulations- und condolations (dieses unwort stammt von G.!) -gedichten', die in einzeldrucken das land überschwemmten, vom kirchenlied, von den texten die man zur laute sang, von den Niederländern, nicht nur von Cats; ihre gesinnungen, die G. für

ihr eigen hält, stammen vielfach aus den verbreiteten andachtsbüchern und den predigten des gewöhnlichen gottesdienstes; und aus alt- und neulateinischer lyrik konnte die wissbegierige jungfer viel erfahren von ihrem bruder und ihrem hauslehrer.

G. jedoch schwärmt diese leistungen in himmelhöchste höhen hinauf. erklärt die verse dieser 'genialen' dichterin für 'ebenbürtig, neben die höchsten leistungen der zeit' zu treten; eine 'ganz wunderbare künstlerische selbstsicherheit' entdeckt er an dieser 'wunderblume', er rühmt ihren 'enthusiasmus der freundschaft' (den es im 17 jahrhundert nie gegeben hat), meint, ihre trauergedichte stiegen 'in alle tiefen seelischen erlebens hinab' und antworteten 'in wacher kämpfender seele' auf 'tiefste fragen von leben und welt'. 'die ewigkeit öffnet sich ihr mit lockendem zugang; es ligt etwas überschwenglich entschlossenes in diesen letzten todnahen, todfühlenden worten des aufbruchs'. G. entdeckt 'ewig-gültige lebenswahrheit', die 'stimmung des weisen', eine 'dämonie der musik, ein anheimfallen an rhythmen und schwünge und phantastische tonströme', einen 'höhepunct in der feier der liebe', eine 'spontan hervorbrechende asketische dialektik'. er ruft, nachdem er aus einem würdigen, aber ganz predigtmäfsigen casualgedicht einige strophen citiert hat, erschüttert aus: 'Ist je ein mächtigeres memento mori gesungen worden?' und wenn er gar nicht mehr weiter kann, so stellt er Sibyllens verse unmittelbar nicht nur neben Heines gedichte, sondern neben scenen aus Goethes Gretchen-tragödie.

Das ist karikatur. aber sie steht in unsrer zeit nicht vereinzelt da, sondern ist anzeichen einer allgemeinen zeitkrankheit. ein paar bücher, denen wir an sich grofsen dank schulden, voran Diltheys 'erlebnis'-aufsätze und die schriften von Simmel, haben verheerend auf unsre studentenschaft und andre junge menschen gewürkt, weil jeder Hans und jede Grete durch die spielerei mit ein paar problemen und begriffen ein kleiner Dilthey und durch die verhunzung unsrer muttersprache schon ein kleiner Simmel zu sein glaubt. so wird uns denn auch in dem büchlein von G. keine modephrase und keine stilistische fehlbildung erspart. vor allem aber: mafsstäbe und problemstellungen, wie sie für Lessing, Goethe, Novalis und Hölderlin taugten, werden auf die jungfer Schwarzin angewant; durch messvorrichtungen, die auf die riesenverhältnisse des Montblanc passen, soll die höhe eines ameisenhaufens bestimmt werden. uns erwächst heute viel schaden durch die geringe fähigkeit, zwischen dem angemessenen und der anmafsung zu unterscheiden; auf dem gebiet der wissenschaft macht, so viel ich sehe, das ausland diese fehler nicht.

Albert Köster.

English > German literary influences by **Lawrence Marsden Price.** Part I: Bibliography, p. 1—111; Part II: Survey, p. 113—616. University of California publications, vol.

9, nr 1 (January 22, 1919) and vol. 9, nr 2 (may 29, 1920). Berkeley, University of California press. doll. 1,25 + 4,00.

Aus Hohlfelds anregung ist dieses tüchtige, in erster linie für amerikanische gelehrte, aber auch für uns sehr brauchbare buch hervorgegangen, das sich mit den einflüssen englischer litteratur (im weitesten sinne) auf die deutsche, nicht mit den würkungen in umgekehrter richtung beschäftigt. die Amerikaner haben von jeher eine liebe für gute bibliographieen und kritische übersichten gehabt: und wir können nach dieser seite von ihnen lernen. ein princip der zeit- und kräfte-ersparnis macht sich hier woltuend geltend, allerdings nur unter der voraussetzung, dass der bibliograph und kritiker, der kommenden generationen ein für allemal die vorarbeiten ersparen will, seinerseits eine musterleistung vorlegt.

Price hat sein buch geschickt und übersichtlich angelegt und es mit guten registern ausgestattet; man findet sich leicht in seiner anordnung des stoffes zurecht. er mustert zuerst die lange reihe der einzeleinwürkungen während des 17 und 18 jh.s; dann wird abgesondert der einfluss Shakespeares von 1600—1920 verfolgt und dann die betrachtung des ersten drittels durch das 19 jh. und den beginn des 20 fortgesetzt; den deutschen werken von Böhtlingk und Gundolf über Shakespeares bedeutung für Deutschland werden eigne capitel gewidmet.

Man darf keine willkürlichen ansprüche an Pr.s buch stellen. es hat nicht den ehrgeiz, eine geschichte des englischen einflusses auf die deutsche litteratur zu geben, sondern, wie schon die sondertitel der beiden teile verraten, eine bibliographie und einen kritischen bericht über die wichtigsten nummern dieses bücherverzeichnisses und die in ihnen behandelten probleme. was die bibliographie anlangt, so handelt der vf. nach dem grundsatz, dass er nicht eine vollständige anhäufung aller erreichbaren titel, sondern eine auswahl des würklich wichtigen und bleibenden zu bringen wünscht. leider hat sich dabei der weltkrieg spürbar gemacht. das verzeichnis vermag im wesentlichen nur die litteratur bis zum ende des jahres 1913 zu berücksichtigen, aus der zeit von 1914 bis 1918 nur das was aus englischen und amerikanischen zeitschriften zu gewinnen war. doch soll ein ergänzungsheft folgen. dankbar nennt Pr. seinen vorläufer Louis P. Betz, von dessen essai bibliographique 'La littérature comparée' die 2. auflage im druck war, als der verfasser starb; Pr. sucht durch gröfsere zuverlässigkeit und strengere sichtung des materials über dies französische buch hinauszugelangen. in dem 2. teil aber, der kritischen inhaltsangabe, schlagt er ein verfahren ein, wie es bei uns die jahresberichte für neuere deutsche litteraturgeschichte geübt haben (so muss man ja leider sagen, nicht mehr 'üben'!): dh. er fragt bei jedem buch oder aufsatz, die er ins auge fasst, worin sie die wissenschaft gefördert haben, und verzeichnet den gewinn.

Befremdend würkt auf uns Deutsche ein zug des buches: weil der vf. die exacten einzelnachweise lieber betrachtet, als die schwerer fassbaren grofsen geistigen zusammenhänge, so hält er sich auch an vielen stellen mehr an die kleinuntersuchungen, als an die weitschauenden darstellungen. daher kommt es, dass zb. bei FrLSchröder eine 20 seiten umfassende einleitung von Hauflen in Spemanns 'Deutscher Nationallitteratur' eingehend gewürdigt und in der bibliographie mit einem + versehen wird, während der 2 bände von Litzmanns buch kaum erwähnung geschieht; oder bei Lessing, den Pr. gewaltig unterschätzt, wird das buch von Kettner über die dramen und ein aufsatz von JCaro stark hervorgehoben, das werk von Erich Schmidt kurz abgetan, Albrechts zusammenstellung von parallelen, die zwar schrullig, aber doch für den vorliegenden zweck eine reiche fundgrube ist, gar nicht ausgebeutet. bei solchem verfahren rücken natürlich viele di minorum gentium, die wir kaum kennen oder längst zum alten eisen geworfen haben, bei Pr. zu 'authorities' auf. — Eine grofse hochachtung hat der vf. für alles was sich tabellarisch festlegen lässt. so erscheint s. 136 nach Herz (dessen unsauberes buch sehr überschätzt wird und gegen das CNiessen Dramatische darstellungen in Köln (1917) inzwischen berechtigte zweifel geäufsert hat) eine reisetafel aller truppen englischer komödianten; s. 205 ein (anfechtbares) verzeichnis der besten komischen epen; s. 217 (nach Stewart) ein diagramm, das den einfluss Thomsons auf Deutschland übersichtlich macht; s. 322 f, fufsend auf der abhandlung von Thayer über Sterne, ein verzeichnis deutscher nachahmungen der 'Empfindsamen Reise', das besonders in seinem zweiten teil manche bedenken erregt; s. 351 eine tabelle der schicksalstragödien seit 1782, und so noch vieles mehr. stark betont wird der anteil, den amerikanische gelehrte an der erforschung und beurteilung der deutschen litteratur haben. verschiebt diese betrachtung auch etwas die tatsächlichen verhältnisse, so ist sie uns doch interessant; und über manches werturteil, manche kritische bemerkung lohnt es sich nachzudenken.

Solch ein catalogue raisonné ist natürlich keine geschichte der englisch-deutschen litterarischen beziehungen. die grofse aufgabe, die zugleich litterarhistorischen und völkerpsychologischen charakters ist, bleibt zu lösen, die antwort auf die frage: was vermochte die englische litteratur dem deutschen volke zu geben? und wann war Deutschland besonders empfänglich für englische einflüsse? wozu sich denn der weitere fragencomplex gesellt: sind diese einwürkungen stets förderungen oder auch manchmal schädigungen oder hemmnisse gewesen? Pr. würde nun freilich solche fragstellung gar nicht gut heifsen und es ablehnen, an die klärung derartiger probleme irgend welche mühe zu wenden. denn er erkennt grundsätzliche charakterverschiedenheiten zwischen

den völkern nicht an; dass die ganze russische, die ganze französische litteratur aller zeiten züge an sich trägt, die dem Deutschen gewis sehr interessant, aber ewig wesensfremd sind, gibt er nicht zu. er betrachtet immer nur einzelne menschen und findet, dass Luther und Goethe von einander grade so weit abweichen, wie Shakespeare von jedem von beiden. wenn er nun einflüsse von den schriftstellern eines landes auf die eines andern zeigen will, so betont er mit nachdruck, dass ein grofser unterschied sei zwischen nachahmung ohne tiefere beeinflussung (wie etwa bei Freiligrath) und beeinflussung ohne jede äufsere nachahmung (wie bei Goethe). diese 'beeinflussung' bewertet er sehr hoch, so hoch, dass er zb. sagt, die Franzosen und Engländer mit ihrer früher erreichten reife seien gradezu wegebereiter für Goethe gewesen, der ohne sie gewis ganz ansehnlich geschriftstellert, aber nie die höhe erreicht hätte, die er diesen vorläufern mit verdanke. wo Pr. verschiedenheiten zwischen den dichtern oder den zuhörerschaften verschiedener völker findet, da sind es für ihn also stets verschiedenheiten der reife, nicht des volkscharakters oder der rasse. bei solcher gesamtauffassung, über die hier aus gründen des raummangels keine auseinandersetzung möglich ist, streift Pr.s kritik und historisches ergebnis bedenklich nahe an die vorstellung, dass die deutsche litteratur, wenn sie eine anerkennenswerte vollkommenheit erreicht, und die deutschen dichter, wenn sie eine stattliche höhe erklommen haben, dies mindestens ebenso sehr der erziehung durch das ausland, besonders England, wie der eignen volks- und individualbegabung danken müssen. in den ausführungen über Shakespeare klingt eine überzeugung von dieser art und einseitigkeit vernehmlich durch. da trägt Pr. aus monographieen eine menge beweise dafür zusammen, dass die verkündigung von Shakespeares ruhm in Deutschland gar nicht von Deutschen, vor allem nicht von Lessing, sondern — was doch übrigens nicht mehr als billig ist — von Engländern, Dryden, Young ua. ausgegangen sei, und dass man sich in Deutschland diese urteile nur angeeignet habe. das ist ganz richtig. aber nun fehlt als gegengewicht die darlegung, was die Deutschen aus diesen anregungen gemacht und dass sie Shakespeare eine stätte bereitet haben, wie kein andres volk der welt, selbst seine eignen landsleute nicht. die fabel vom hühnchen und dem diamanten hat doch noch immer ihre nutzanwendung.

Bei einer etwaigen zweiten auflage wird der vf. eine menge kleiner ungenauigkeiten, in nr 101, 148, 154[a], 308, 344 und vielen andern, verbessern müssen. auch ist ihm zu raten, seine betrachtung nicht auf das vorkommen von ereignissen der englischen geschichte in der deutschen litteratur auszudehnen; denn wenn ein kenner sich alle die dichtungen vor augen stellt, in denen Elfriede, könig Alfred, Anna Boleyn, Jane Gray, Maria Stuart, Elisabeth, Maria die Katholische, Warbeck, Essex, Crom-

well, Karl I, Marlborough, Nelson ua. ihre rolle spielen, dann nehmen sich die nrr 10 und 11 in Pr.s bibliographie doch gar zu dürftig aus.

Leipzig. **Albert Köster.**

England and the Englishman in German literature of the eighteenth century by **John Alexander Kelly.** New York, Columbia university press 1921. XVIII und 156 ss. 8°.

Ueber das thema das der titel dieses werkes aufstellt lassen sich zwei von einander ganz verschiedene bücher schreiben, eins, das auf die frage antwortet 'Wie haben im 18 jahrhundert Deutsche, die England würklich kannten, über dieses land und seine bewohner berichtet?' und ein anderes, das das problem behandelt 'Wie lautete im 18 jahrhundert in Deutschland das allgemeine urteil — oder auch vorurteil — über England und die Engländer, und wie sprach es sich in der deutschen litteratur aus?' die besten quellen für das eine werk werden geographische oder staatswissenschaftliche abhandlungen, zeitungsberichte, reisebeschreibungen, lebenserinnerungen und ernste authentische briefe sein, während man das material für das andre aus der ganzen welt der dichtung, aus romanen, dramen, satiren, karikaturen und selbst dem brief- und gesprächsklatsch holen kann. dass ein volk über das andre die reinste wahrheit erfahre, ist gewis ein ziel, aufs innigste zu wünschen; dass aber hundertfach mächtiger die communis opinio, das nach oben oder nach unten entstellende vorurteil, die vergötterung so gut wie die verhetzung, die eifrig herumgetragene wahre oder erlogene anekdote ist, das lehrt jedes zeitalter, lehrt wol besonders die jüngste vergangenheit und die gegenwart. ob daher das eine oder das andre der beiden skizzierten bücher das wichtigere und lehrreichere ist, dürfte schwer zu entscheiden sein. am besten wäre es wol, sie würden alle beide geschrieben, aber in strenger sonderung von einander.

Kelly geht den ersten der bezeichneten wege. in vorderster linie stehn für ihn als gewährsleute Archenholz, Wendeborn und Goede, in zweiter männer wie Albrecht von Haller, Zimmermann, Justus Möser, Lichtenberg, Karl Philipp Moritz und Georg Forster, in dritter geringere gröfsen wie Büschel, Achenwall, Volkmann. dazu gesellen sich aufsätze aus der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, dem Teutschen Merkur usw. und nur ganz selten citiert er ein paar dichter, Lessing, Klinger, Lenz, Schiller, Kotzebue, Jean Paul, die sich nun etwas fremd und verloren ausnehmen und lieber in einem buch der andern art hätten zu worte kommen sollen; denn es ist doch mehr als fraglich, ob etwa Lessing in der Sara Sampson den sir William würklich so ausgesprochen und sachkundig hat als Engländer kennzeichnen wollen.

Eine grofse litteratur hat der vf. bewältigt und ein fesselndes buch geschrieben. die vielen hunderte von gut ausgewählten und gut übersetzten belegstellen hat er sauber rubriciert. gelegentlich kommt ja freilich bei den zusammenstellungen nicht viel heraus. wenn zb. s. 36 bei behandlung englischer architektur Forster sämtliche häuser als sünden gegen jede regel der baukunst bezeichnet, Moritz dagegen ganz entzückt von der bauart ist, Büschel der gesamten backsteinarchitektur nicht den geringsten geschmack abgewinnen kann und der Baron Bielfeld meint, die backsteinwände könnten ganz hübsch sein, wenn sie nur nicht so von rufs geschwärzt wären, dann besagt solcher chorus nichts weiter, als dass sich über den geschmack nicht streiten lässt.

Alles in allem aber ergibt sich doch ein einheitliches bild, und das ist: ob der deutsche reisende im 18 jahrhundert die ausgezeichneten englischen strafsen, die vorzüglichen wagen und pferde, die saubern wirtshäuser kennen lernt, ob er sich mit der staats- und parlamentsverfassung, mit der rechtspflege, mit handel und gewerbe beschäftigt, ob er das erziehungswesen studiert, ob er einblick in englisches familienleben gewinnt, ob er die Engländer in ihrer äufseren erscheinung, ihrer kleidung, ihrem benehmen betrachtet, ob er achtung gewinnt vor ihrer 'freiheit' oder ihrem 'nationalstolz', ob er von dem wagemut junger englischer seeleute oder der schönheit englischer frauen berichtet, — immer ist er von höchster bewunderung erfüllt vor diesem volk, das er sich überlegen fühlt. nur wenn der Deutsche die musikalische barbarei jenes landes empfindet oder von einigen verrücktheiten, der melancholie und den selbstmord-epidemieen der inselbewohner zu erzählen hat, dann wagt sich einmal ein widerspruch hervor.

K.s buch, für das wir dankbar sein wollen, macht uns nur um so begieriger nach dem andern buch, dessen inhalt ich angedeutet habe, und das wol nur ein Deutscher schreiben kann. man berechne: Deutschland hat am ende des 18 jahrhunderts vielleicht 30 millionen einwohner gehabt. nehmen wir an, dass von diesen sich etwa 20 millionen nicht die geringsten gedanken über England und die Engländer gemacht haben. nehmen wir weiter an, dass die bücher, auf die sich K. stützt, von einer halben million menschen gelesen worden sind und dass der inhalt auf noch eine halbe million herabgesickert ist, so bleiben noch neun millionen übrig. das aber sind die leute, die die öffentliche meinung machten, die 'gebildeten', die damals in Deutschland über die Engländer gefühlsmäfsig mit grade so wenig sachkenntnis sprachen und sogar urteilten, wie heutzutage viele millionen von Amerikanern und Deutschen über die Inder oder die Russen, oder wie Amerikaner und Deutsche wechselseitig über einander. von diesen neun millionen Deutschen muss das nächste buch handeln.

[Den stoff der ersten hälfte des zweiten capitels von K.s buch hat sehr viel weiter ausgreifend FMuncker behandelt: Anschauungen vom englischen staat und volk in der deutschen literatur der letzten 4 jahrhunderte. 1. tl. Von Erasmus bis Goethe. SB. der Bayr. akad. d. wiss., phil.-hist. cl., 1918, 3. abh.]

Leipzig. **Albert Köster.**

Friedrich Nicolai und der sturm und drang. ein beitrag zur geschichte der deutschen aufklärung von dr phil. **Martin Sommerfeld.** mit einem anhang: briefe aus Nicolais nachlass. Halle a. S., Niemeyer 1921. XV u. 400 ss. 8°. — 45 m.

S. will Nicolais widerstand gegen den sturm und drang als das selbstverständliche verhalten der aufklärung gegen eine ihr wesen bedrohende neue richtung darstellen, hebt jedoch bereits in der vorrede hervor, dass Nicolai häufig den fragen, die an ihn herantraten, nicht gewachsen war und sich deshalb nicht deutlich über sie äufserte: 'ich hoffe nur, dass man mich nicht für solche lücken büfsen lassen wird'. das ist ein etwas ängstliches abrücken. die gewissenhafte durcharbeitung der hundert bände der 'Allgemeinen Deutschen Bibliothek' und der fünfzehntausend briefe des Nicolaischen nachlasses hat S. eine grofse menge von aufschlüssen im einzelnen gegeben, ihm aber auch, wies scheint, den helden etwas verleidet. hatte aus diesem Karl Aners biographie (1912) beinahe einen vollmenschen gemacht, so wird er in der neuen darstellung mehr ein betriebsamer und vielseitiger berufsschriftsteller und verleger. seit dem ende der siebziger jahre läuft die jugend aus 'gegenpoligem lebensgefühl' gegen ihn sturm. S. fühlt mit der jugend, nicht mit Nicolai, und meint sogar, dass er bei weiterer fortsetzung seiner arbeit notwendig dahin gelangt wäre, nicht in diesem, sondern in Mendelssohn, Lessing, Garve und Lichtenberg die berufenen wortführer der aufklärung zu sehen. das scheint mir nicht völlig richtig zu sein. dem haupte der europäischen aufklärungsbewegung, Voltaire, steht Nicolai sehr häufig näher als Lessing. als Voltairianer tritt er der religiösen mystik Klopstocks gegenüber; seine ablehnung der erneuerung einer ihm barbarisch scheinenden mythologie in der bardendichtung lässt an Voltaires äufserung über Pindar, 'den dichter der griechischen kutscher', denken. völlig im geiste Voltaires behauptet Nicolai, die grösten tendenzen des zeitalters seien nicht Fichtes 'Wissenschaftslehre' und Goethes 'Wilhelm Meister', sondern die errichtung der nordamerikanischen republik und die einführung der kartoffeln in Europa. S. erwähnt zwar den einfluss des 'Candide' auf den 'Sebaldus Nothanker', zieht aber weitere werke nicht heran. wäre er von Voltaire ausgegangen, statt Nicolais äufserungen mit den augen Herders, Goethes und Lavaters zu lesen, dann würden sie ihm weniger sonderbar vorkommen. aber S. gehört

eben selbst zu einem geschlecht, das nach gemütstiefe und mystik verlangt.

Im mittelpuncte der arbeit steht, Richard Schwingers ausgezeichnete untersuchung über den 'Sebaldus Nothanker' recht glücklich weiterführend, die würkung, welche die entschiedene ablehnung des romans durch die jugend auf Nicolai übte. bei dieser gelegenheit wurde ihm gewaltsam klar gemacht, dass seine zeit vorbei war. der aufklarer hatte in den genies erziehungsbedürftige jünglinge von guter veranlagung gesehen und sich bemüht, seine überlegenheit nicht zu betonen, sondern sie durch vorsichtiges verhalten zu gewinnen und zu leiten. sie schüttelten ihn ab und erklärten, dass ihn die grenzen seiner begabung nicht zum verständnis ihrer schöpfungen gelangen liefsen. die formeln auf die S. den gegensatz im einzelnen bringt, sind grösstenteils recht glückliche. Hamann fühlte sich als seher, während Nicolai in ihm einen zurückgebliebenen 'provinzialschriftsteller' sah. Stilling verdammte das schwanken zwischen christentum und deismus; Nicolai bedauerte, dass solche schwärmer den gedanken der aufklärung nicht zugänglich waren. wie Hamann stiefs ihn auch Herder durch seine unklare ausdrucksweise ab. Nicolai suchte sie ihm abzugewöhnen, hatte aber kein glück damit. er schrieb nach dem erscheinen der blätter 'Von deutscher Art und Kunst' über seinen 'Sebaldus Nothanker' an Herder: 'er ist deutsch, obgleich nicht nach deutscher art und kunst'. die antwort war Herders offenbarung seiner religionsauffassung in der 'Aeltesten Urkunde'. Nicolai fand sie vollkommen unverständlich: in einem briefe, auf den Herder wider mit gröster gereiztheit antwortete. an der ablehnenden kritik der 'Aeltesten Urkunde' sind dann, wie S. nachweist, drei mitarbeiter tätig gewesen: Eberhard, Resewitz und Nicolai selbst, von dem gerade die schärfsten stellen herrühren. ganz ähnlich entwickelte sich das verhältnis zu Lavater. sein 'Geheimes Tagebuch' behandelten Pistorius und Nicolai in der 'Allgemeinen Deutschen Bibliothek' als schätzbare stoffquelle für psychologen, verbanden damit aber schon eine warnung vor der überschätzung des gefühls. die 'Vermischten Gedanken' Lavaters hat dann wahrscheinlich Nicolai selbst sehr scharf als verworren und selbstgefällig abgelehnt. die 'Physiognomischen Fragmente' führten zum bruche, weil Nicolai auf demselben gebiete sammelte, aber nach einer wissenschaftlichen grundlage suchte und die verbindung mit religiösen gesichtspuncten ablehnte. ebenso sammelte er seine volkslieder nur als material für culturhistoriker, nicht als vorbilder für lebende dichter, wie Herder und Bürger.

Damit ist das gesamtbild hergestellt, in das sich der Wertherstreit einordnet. S. will auch hier ganz gerecht sein. er hebt hervor, dass Nicolai nicht nur die satirischen dramen des jungen Goethe mit behagen las, sondern sogar für die

ästhetischen vorzüge des 'Werther' eine gewisse empfänglichkeit zeigte. das problem des romans war aber für den aufklärer kein tragisches, sondern ein praktisches. er begriff, wie S. mit dem modewort unserer zeit sagt, 'das schicksalhafte' in Werthers untergang nicht. Nicolai hielt es für die aufgabe des dichters, den menschen zu zeigen, wie sie solche irrwege vermeiden könnten. die dichtung war ihm nicht selbstzweck, nicht gipfel der cultur, sondern nur culturwerkzeug, nur mittel zur förderung der allgemeinen wohlfahrt. S. meint, Nicolai habe sofort begriffen, dass Goethe — kein Werther war. er habe weniger ihn angegriffen als die begeisterten Wertherleser, die den unglücklichen helden für ein vorbild hielten. damit kommen wir auch für das verhältnis Nicolai—Goethe auf die formel des misglückten erziehungsversuches. er muste gerade in diesem falle scheitern, weil Goethe sich damals noch leidenschaftlich dagegen wehrte, von Werther getrennt zu werden, und sich von jedem anderen eher erziehen lassen wollte, als von dem typischen vertreter der vorhergehnden generation.

Man muss sagen, dass S. Nicolai so weit gerecht geworden ist, als ihm das bei seiner tiefgehnden abneigung gegen alle vernünftler überhaupt möglich war. er hat ein ungeheures material sehr umsichtig verarbeitet und nirgends die zeitraubende kleinarbeit gescheut. wer sich je mit der 'Allgemeinen Deutschen Bibliothek' befasst hat, weifs, wie schwierig die richtige deutung der mitarbeiterzeichen ist. der im anhang abgedruckte briefwechsel Nicolais mit Boie, Eberhard, Höpfner, Lavater, Schlözer und Uz bringt neben vielem anderen eine sehr aufschlussreiche auseinandersetzung Schlözers und Nicolais über die frage, ob der deismus als staatsreligion ausreicht. Schlözer glaubt nicht, dass der pöbel ohne höllenfurcht im zaume gehalten werden kann. Nicolai erklärt es für widersinnig, 'dass der pöbel durch den glauben an ein buch regiert werden muss, an das seine gesetzgeber selbst nicht glauben'.

Leipzig. **Robert Riemann.**

Goethes 'Werther' von **Hans Gose.** [Bausteine zur geschichte der deutschen litteratur hrsg. v. F. Saran nr 18.] Halle a. S., Niemeyer 1921. III u. 105 ss. 8°. — 12 m.

G. glaubt, dass die genaue bekanntschaft mit dem stofflichbiographischen das verständnis des 'Werther' mehr gehemmt als gefördert hat. er will den roman von innen heraus verstehn und dabei das hauptgewicht auf das gedankliche legen. ich komme gegenüber solchen erklärungen schwer über den gedanken weg, dass sie eine stimmung widergeben, die sich bei jungen forschern sehr leicht einstellt, wenn sie sich der flut der vorarbeiten gegenüber sehen. die forderung, das kunstwerk selbst sprechen zu lassen, stammt aus dem lager der ästhetik, nicht

aus dem der litteraturgeschichte. sie hat ihre berechtigung und ihre gefahren. jedenfalls kann der ästhetiker nicht verlangen, dass der historiker zunächst einmal seine sämtlichen kenntnisse vergessen muss, wenn er fähig werden will, ein kunstwerk 'rein' zu genießsen, zu betrachten und zu zergliedern. vielmehr versetzen uns diese kenntnisse gerade in die lage, das kunstwerk beinahe so zu sehen, wie es die zeitgenossen sahen, für die es der dichter schrieb. im anderen falle sieht man sehr leicht alles mögliche hinein was nicht darin ist, und das ist erst recht keine 'reine' betrachtung.

So erklärt sich G. den cultus den Werther mit Lottes schattenriss treibt, daraus, 'dass gerade das schattenbild durch seinen blofs andeutenden und darum phantasiereizenden charakter einem gefühlssubjectivisten wie Werther mehr zu sagen weifs, als die eindeutige bestimmtheit einer ausgeführten bildniszeichnung'. so richtig das klingt, so verkehrt scheint es mir, Werthers verhalten so zu beurteilen, als ob uns heute ein mensch begegnete, der denselben geschmack hätte. wir haben zwei zwischenglieder einzuschieben. erstens war die silhouettenspielerei zeitmode; zweitens wissen wir, dass ihr Goethe gerade damals gehuldigt und den schattenriss Charlotte Buffs genau so angebetet hat, wie er es Werther tun lässt. zur erklärung der zeitmode dient das was G. über den phantasiereizenden charakter des schattenrisses sagt, zweifellos. — die frage, ob Goethe selbst lieber ungenau als scharf sah, ist schon viel schwerer zu beantworten und meines erachtens selbst für die Wertherzeit nur sehr mit einschränkung zu bejahen. jedenfalls würde ich hier die stelle aus Kestners tagebuche heranziehen, in der er am 8. sept. 1772 das porträt Lottes bespricht, die nase und die weifse gesichtsfarbe tadelt und meint: 'Dr. Goethe möchte das porträt nicht einmal haben'. es war ihm also nicht lebenswahr genug. meiner meinung nach war Goethe (und demnach Werther) notgedrungen mit einem schattenrisse zufrieden, weil er kein besseres bild hatte, aber eines von 'eindeutiger bestimmtheit', die G. stört, wäre dem dichter lieber gewesen. ist es würklich ein unglück, dass wir imstande sind, uns durch heranziehung gleichzeitiger briefstellen vor misdeutungen der dichtung zu schützen? in der bildenden kunst ist es eher möglich, alles zeitgenössische bei der betrachtung wegzulassen, aber ich möchte das nicht einmal dort für richtig halten. dichtungen bestehn aus worten, die wir fortwährend miszuverstehn in gefahr sind. hier sind wir sicher nicht in der lage, auf irgendeine hilfe zu verzichten.

G. zerbricht sich den kopf darüber, warum Werther vor seinem freitode gerade Lessings 'Emilia Galotti' list. er meint, dass 'der tod Emilias gewissermafsen ein mittelbarer selbstmord ist'. das ist nach der vielberufenen stelle über die haarnadel gewis richtig, aber die gedankenreihe ist wider am falschen

punct angeknüpft. Jerusalem las vor seinem ende das drama seines freundes Lessing: 'Emilia Galotti lag auf einem pult am fenster aufgeschlagen' stand in dem berichte Kestners über Jerusalems ende. für die todeszuckungen zieht G. diesen bericht, den Goethe im november 1772 empfieng, sogar selbst heran, eigentlich im widerspruche zu seinen grundsätzen. er meint, Goethe habe diese züge beibehalten, 'um durch dieses letzte auf- und abarbeiten der kräfte die naturalistisch-dynamische grundanschauung der dichtung nochmals würksam zu unterstreichen'. das ist ein ganz unmöglicher gedanke. die freude an der darstellung von zuckungen ist bei uns erst seit zehn jahren verbreitet. ist eine eigentümlichkeit des expressionistischen stiles, der mit seiner vorliebe für das krampfhafte und verzerrte gänzlich ungoethisch ist. naturalist wollte Goethe im 'Werther' eher sein. er strebte nach würklichkeitstreue, aber G. versteht unter naturalismus etwas ganz anderes, nämlich die ausschaltung der moralischen beurteilung. ein naturalist führt nach G. alle sittlichen erscheinungen auf würkende kräfte zurück und leugnet die willensfreiheit. früher nannte man das mit einem jetzt sehr unbeliebt gewordenen worte materialismus. sobald man es braucht, merkt man, dass der 'Werther' in eine ganz andere sphäre gehört. er rechnet auf weichheit und mitgefühl, nicht auf eine nur die tatsachen wertende unbeirrbare sachlichkeit.

G. will den 'Werther' mit einem philosophischen system in zusammenhang bringen, mit dem er nach meiner meinung gar nichts zu tun hat. er will nachweisen, dass der roman 'die Leibnizsche monadenlehre ins gefühlsmäfsige übersetzt'. zunächst scheint es mir überhaupt nicht möglich, etwas in sein gegenteil zu 'übersetzen'. der gedanke, dass uns nur unsere eigene vorstellungswelt in voller klarheit gegeben ist, alles andere nicht, ist etwas ganz anderes als die hingabe an eine gefühlsmäfsig gefärbte phantasiewelt. man kann ebensogut versuchen, Lessings 'Nathan' in den stil von Klopstocks 'Messias' zu übersetzen. nach G. fufst der 'Werther' auf der anschauung, dass jeder mensch sein eigenes weltbild schaffe, und dass folglich zwischen den einzelnen menschen, wenn sie zu einander in beziehung treten, die misverständnisse vorherschen. das ist kein freundliches, wolgeordnetes weltbild, keine 'prästabilierte harmonie'. Werthers weltbild ist dem Leibnizschen überhaupt nicht verwant.

Schliefslich ist der 'pandynamismus' Herders nur eine form der von Voltaire verbreiteten gedanken Newtons. Goethe hätte ohne jede bekanntschaft mit Herder die natur als ein system würkender kräfte aufgefasst. weil Herder immer wider von theologischen gedankengängen gehemmt wurde, ist er überhaupt niemals ein würklicher naturphilosoph geworden. Goethe aber ist es immer gewesen, vor Herder und mit Herder, vor Schelling und mit Schelling.

So muss man sehr vieles abstreichen und viele fragezeichen zurückstellen, wenn man das kernstück der arbeit, die liebevolle analyse des 'Werther', mit genuss und vorteil lesen will. eine förderung der forschung bedeutet das buch nicht.

Leipzig. **Robert Riemann.**

Funde und Forschungen. eine festgabe für Julius Wahle zum 15. februar 1921. Leipzig, Inselverlag 1921. VIII u. 226 ss. 8°.

Wol alle die in Weimar am Goethe- und Schiller-archiv zu arbeiten haben oder die tagungen der Goethegesellschaft mit durchleben, fühlen sich dem viel wissenden, gern ratenden und freundschaftlich liebenswürdigen director des archivs, Julius Wahle, irgendwie zu dank verpflichtet. wir älteren Weimarbesucher sehen und verehren in ihm auch den schüler und freund Erich Schmidts, der uns den wissenschaftlichen und geselligen geist der Goethegesellschaft aus ihrer blütezeit lebendig erhalten hilft. den zoll solcher dankbarkeit und verehrung haben 16 gelehrte dem freunde an der schwelle des 7 jahrzehnts entrichtet. die 'Funde und Forschungen' die sie ihm darbieten, sind mannigfaltig im inhalt, einheitlich in der stimmung, in die Max Hecker, die summe seiner lebensarbeit ziehend, hineinleitet. einheitlich auch insofern, als alle beiträge Goethe oder wenigstens die Goethezeit betreffen.

Zunächst die Funde. ein ungedrucktes albumblatt Franz Schuberts vom 16. april 1825, veröffentlicht von Max Friedländer. ein ungedruckter heiterer brief Goethes an gräfin Konstanze von Fritsch (Teplitz 16. juni 1813), erläutert von H. G. Gräf. aus der gesellschaft der menschen, die *mir durch Wahrheiten und Fabeln den Kopf warm machen,* flüchtet Goethe in die natur, in geologische studien. briefe Zelters an seinen stiefsohn Carl Floericke aus den jahren 1803—5, veröffentlicht und mit warmer einfühlung erläutert durch Max Hecker, zeigen in dem freunde Goethes den praktischen handwerker, den lebensklugen, auch schlauen menschenbetrachter mit seiner 'erfahrung und kennerschaft' und den kunsttheoretiker vereint: 'keine einfache natur' — sagt Hecker mit recht. wie er in der kunst die wichtigkeit der handarbeit, des technischen betont, wie er für die kunstübung den fleifs und das genie gegeneinander abwägt, das weist zu Goethe hinüber. die hauptsächlichen empfindungen und gedanken die die briefe aussprechen, vatertreue und vaterschmerz gegenüber dem charakterschwachen sohn, sind sittlicher und pädagogischer art, auch sie doch Goethe, dem theoretischen und praktischen erzieher, nicht fremd. — Ein neues zeugnis für die mutige lebenskraft, mit der Goethes Lili die gefahren und nöte der revolutions- und kriegszeiten überstand, sind die von Otto Heuer veröffentlichten, bisher im wesentlichen nicht oder ent-

stellt gedruckten briefe Lise von Türkheims, aus dem exil in Erlangen 1794/5 an ihren bruder gerichtet. — Aus 'der mappe seiner ungedruckten handschriften' spendet Albert Leitzmann briefe des Göttinger professors und bibliothekars F. L. W. Meyer an Therese Heyne aus dem sommer 1785. documente einer leidenschaftlich wühlenden liebe zur braut Georg Forsters, in stimmung und ton vielfach, mit grübelnder selbstpeinigung und mystischen todesgedanken, an den Werther gemahnend. — Aus den im Weimarer staatsarchiv liegenden geschäftsacten der von Johannes Falk geleiteten Gesellschaft der Freunde in der not teilt Armin Tille den brief eines ihrer zöglinge aus dem jahre 1822 mit als die vorlage für den 'Brief eines sechzehnjährigen jünglings, als er Goethe zum ersten male gesehen', den Falk in seiner schrift 'Goethe aus näherem persönlichen umgange dargestellt' veröffentlicht hatte. der vergleich der beiden briefe kommt zu dem ergebnis: in dem von Falk mitgeteilten ist so viel dessen eigentum, dass man von fälschung sprechen muss. ein beitrag also zur frage nach der litterarischen zuverlässigkeit Falks, die sofort nach dem erscheinen seines buches angezweifelt wurde.

Nun die Forschungen. zwei beschäftigen sich mit Wieland. über seine bibliothek plaudert Werner Deetjen an der hand eines 1814 für die versteigerung gedruckten katalogs und einer launigen schilderung, die Heinrich Meyer 1815 vom verlauf der auction gab. im bestand der bibliothek ist für Wieland und seine schriftstellerei charakteristisch die fülle und planvolle auswahl der werke aus der antiken und der modernen französischen, englischen und italienischen litteratur. aus dem absatz und den preisen bei der auction zieht Meyer für uns heute wider interessante schlüsse auf die verarmung der gelehrten damals sowie auf die deutschnationale, im besonderen antifranzösische stimmung des kaufenden publicums — Wie der anfang einer Wieland-biographie mutet Bernhard Seufferts abhandlung über die vorfahren des dichters an, gegründet auf die dem verfasser eigene unermüdlich exacte durchforschung gedruckter und ungedruckter urkundlicher documente. bis ins 16 jahrhundert wird der stammbaum Wielands zurückverfolgt und alles hervorgehoben, was in seinem wesen und schaffen irgendwie ererbt scheinen kann. den breitesten raum nimmt die lebendige charakteristik des vaters und der mutter ein, die in manchem an Goethes eltern erinnern. — Die übrigen forschungen sind Goethe und seinen werken gewidmet. ein beitrag zur erforschung der quellen, aus denen Goethes schaffen entsprang, ist Wolfgang von Öttingens feinsinnige, immer das ganze wesen des dichters und forschers im auge haltende betrachtung über Goethes kunstsammlungen, wie sie, schon früh mit sammlergeist begonnen, nach dem ab-

schluss der Farbenlehre im Weimarer haus methodisch geordnet und zielbewust ergänzt wurden als grundlage für die kunststudien und kunstschriften der letzten jahrzehnte. das angestrebte ziel war 'eine illustration der gesamten antiken und christlichen kunstgeschichte durch charakteristische originale oder deren möglichst gute nachbildung'. bezeichnend für Goethe ist dabei das überwiegen der kunstsachen aus der antike, der hochrenaissance und dem barock über die aus dem mittelalter, sowie die auswahl nach den gesichtspuncten einerseits der schönheit anderseits der geistigen bedeutsamkeit. — Quellenforschung ist auch Hans Wahls aufsatz über ein reisetagebuch Karl Augusts, das sich in Goethes nachlass unter den Schweizer papieren erhalten hat. der abdruck zeigt, dass der dichter es für den höhepunct seiner 'Briefe aus der Schweiz', den bericht über die wanderung durch das Wallis auf den Gotthard, benutzt hat. der vergleich der schilderung der beiden reisenden ist nicht nur für die art der darstellung interessant, er weist auch auf unterschiede im wesen und temperament der beiden menschen. — Eine anzahl Goethischer gedichte analysiert Oskar Walzel in der abhandlung 'Zeitform im lyrischen gedicht'. er greift aber über Goethe hinaus, in die neuere lyrik, und stellt der philologischen seite der Goetheforschung ausdrücklich und principiell eine allgemeinere, doch auch wie jene auf Scherer zurückweisende, ästhetische betrachtung gegenüber, die die einzelnen gedichte in den zusammenhang von erörterungen des wesens der lyrik und ihrer verschiedenen arten stellt. die gedichte Goethes die er behandelt sind solche, in denen ein vorgang, ein nacheinander, ein werden, also etwas im grunde episches, durch die form der darstellung einen rein lyrischen ausdruck gefunden hat: 'Sehnsucht', 'Auf dem See', 'Wanderers Sturmlied', 'Schwager Kronos', 'Seefahrt', 'Ganymed' und andere erzeugnisse 'einsamer lyrik'. in solcher dichtart, die trotz dem nacheinander verschiedener augenblicke nicht erzählende lyrik heifsen kann, von Walzel stegreifdichtung genannt wird, sieht er eine der wichtigsten künstlerischen entdeckungen Goethes, die unserer lyrik eine ganz neue bahn eröffnet hat. die fülle feiner einzelheiten in der untersuchung, die auch gedanken über das wesen des volkslieds, der ballade, den unterschied zwischen lyrischer, epischer und dramatischer dichtform enthält und anregt, kann hier nur angedeutet werden. tiefe einfühlung, nachschaffen zeichnet die betrachtung der einzelnen gedichte aus. principiell wichtig ist, dass W. von der zeitform der darstellung, vergangenheits- und gegenwartsform, ausgeht, wie er also von der sprachlichen form zum inneren wesen der dichtung vordringt, 'gruppenbildung der sprachlehre in den dienst der ergründung dichterischer ausdrucksmöglichkeiten' stellt. — Von Goethes gröfseren dichtungen sind in aufsätzen behandelt Tasso, die Natürliche

Tochter und Faust. — Gustav Roethe greift, andeutungen seiner Goethe-rede von 1914 weiter ausführend, in den seit langem geführten streit über den ausgang des Tasso (tragisch oder versöhnend?) ein. im gegensatz zu Bielschowsky, in übereinstimmung mit Köster tritt er energisch für die tragik ein, eine complicierte, die er unter überzeugender zurückweisung anderer auffassungen analysiert und herleitet aus der krankhaft nervösen selbstigkeit des schöpferischen künstlertums, dem die selbstbeherschung und die grofse leidenschaft fehlt. 'das macht diese ganze tragik so hoffnungslos, dass in ihr nicht urkräfte walten, sondern halbgefühle, empfindlichkeiten, einbildungen', in denen die reizbarkeit und phantasiekraft, die vorzüge des künstlers, zur schwäche des menschen werden. für einbildung, für illusion, selbsttäuschung erklärt Roethe auch die schlussstimmung, in der Tasso sich zu einem neuen leben an Antonios seite zu fassen scheint. eben nur scheint. ein würkliches auftauchen in ein glücklicheres leben, eine heilung des kranken ist nach dem verlauf des dramas und bei dem wesen Tassos, wie es sich bis zuletzt betätigt und wie die anderen personen es sehen und schildern, ausgeschlossen. bei glücklichem ausgang würde die 'consequente composition' fehlen, die Goethe selbst seinem schauspiel zugesprochen hat. er war nur 'ein freund milder schlüsse', mied im abschluss das crasse, und so ist es sache des schauspielers, das nur scheinbar versöhnliche ende so darzustellen, dass der ausblick in die zukunft' hoffnungslos, im innersten tragisch bleibt. R. hat hier vielleicht an Joseph Kainz gedacht, dessen spiel bis kurz vor dem schluss in tiefste tragik führte und der bei den letzten worten sich plötzlich aufraffte und im gang eines triumphierenden siegers die bühne verliefs. er äufserte einmal im gespräch, dass für Goethes Tasso das erlebnis am hof von Ferrara nur eine episode sei, aus der er sich in ein neues leben rette. dann hätte Goethe in Tasso ganz sein eignes wesen gestaltet, wie es zur zeit der vollendung des dramas war. aber R. warnt mit recht, den dichter und seinen helden völlig zu identificieren. die krankheit Tassos, die krankheit des ungezügelten künstlertums hat zwar Goethe selbst durchgemacht, aber er hat sie überwunden und sie nun eben als krankheit und zwar als tödliche geschildert. also kein moralischer sieg des helden, sondern moralischer untergang. die bedeutung des aufsatzes ist nicht auf den ausgang des dramas beschränkt. manches hat R. in den personen und ihrem verhältnis zu einander neu gesehen oder neu ausgesprochen. so beim Antonio, dem er nicht so viel eignes schwergewicht wie andere erklärer zugesteht, weniger bedeutung als mithandelnder denn als mitschauender zuweist, den er damit nicht als ebenbürtigen gegenspieler des helden fasst, vielmehr den übrigen ergänzungs- oder contrastgestalten gleichstellt, die alle nur den künstlerischen zweck haben,

dass der held sich in ihnen spiegele. wenn R., auf Egmont zurückweisend, von Tassos 'dämon' spricht, so weckt er den gedanken, ob nicht das dämonische im goethischen sinn stärker für das wesen und schicksal des helden herangezogen werden sollte. nicht soweit wie R. möcht ich dem verhältnis zwischen Tasso und der prinzessin den charakter der liebe absprechen. an einem vorweimarischen Tassoplan, wie er ihn geschickt in anknüpfung an Heinses darstellung construiert, glaub ich nicht, ich kann mir ohne die Weimarer erfahrungen keine conception denken. — Zum Faust leitet der aufsatz über, in dem August Sauer innere und äufsere zusammenhänge zwischen der Natürlichen Tochter und der Helenadichtung aufweist, litterarische parallelen, die heute nicht mehr in dem mafse beliebt sind wie in der blütezeit der Goethephilologie. doch finden die parallelen hier eine stütze in der tatsache, dass Goethe an jenen beiden dichtungen etwa gleichzeitig gearbeitet hat. stoffliche parallelen in situationen und motiven lassen sich ziehen, doch findet Sauer den zusammenhang weniger in solchen einzelheiten als in der allgemeinen haltung: 'dem traumartig schwebenden, schattenhaft schwankenden, geisterhaft ungreifbaren, das sich von der Helenadichtung der Natürlichen Tochter mitgeteilt hat'. die zusammenstellung von ausdrücken für die wichtigsten motive der beiden werke will ergänzungen zu Albert Fries stilistischen und metrischen studien bringen. — Die methode der Goethephilologie, im besonderen der Faustphilologie, herscht auch in den beiden studien zum Faust, die stellenweise auf Roethes im Schererschen geist gehaltene untersuchung der entstehung des Urfaust (Sitzungsber. der Preufs. ak. d. w. 1920 XXXII) hinblicken. Otto Pniower kommt auf seine früheren vermutungen über die datierung der scene 'Auerbachs Keller' und den einfluss des Pfitzerschen Faustbuchs zurück. indem er genauer erörtert, wie Goethe die drei von Pfitzer berichteten zauberstücke Fausts dem dramatischen verlauf der scene eingefügt hat, tritt die selbständigkeit, die productive phantasie des dichters stärker hervor als oft bei solchem nachweis von quellen in der Goethephilologie. an schliefst sich eine nachempfindende analyse des kunstwerks, der charaktere, des stils, der dramatischen bewegung, der contraste, retardationen und steigerungen, des humoristischen, 'fast begütigenden' abschlusses. — Victor Michels behandelt das motiv des schlaftrunks im Urfaust, angeregt durch die zweifel, die Roethe über dieses motiv sowie das des todes der mutter geäufsert hat. im unterschied von Roethe weist er die unmittelbare verbindung jener beiden motive einer verschiebung des planes zu, die vor der niederschrift der Domscene eingetreten sei. diese muss er deshalb später als Roethe ansetzen: frühestens im spätsommer 1775. dasselbe tut er mit der Zwingerscene und dem monolog am

spinnrad. auf die scharfsinnige beweisführung und auf weitere beachtenswerte einzelheiten, auch eine neue vermutung über die vielumstrittene scene 'Wald und Höhle' kann hier nicht eingegangen werden. beim lesen solcher untersuchungen werden viele, auch wenn sie Minors zorniger, vielfach übertreibender abfertigung der analysierenden Faustphilologie nicht zustimmen, doch das gefühl haben, dass zu sicheren ergebnissen auf diesem wege nicht zu gelangen sei. — Für Georg Witkowski endlich ist die vollendung der Sophienausgabe der anstofs geworden, die grundsätze kritischer ausgaben neuer deutscher dichterwerke in einem rückblick bis auf den Opitz Bodmers und Breitingers charakterisierend zu beleuchten und darzustellen, wie die technik des herausgebens sich allmählich zu dem hohen wert für die wissenschaft entwickelt hat, den das Weimarer monumentalwerk mit seiner philologischen vollständigkeit beanspruchen darf. es soll nun aber nicht unbedingtes muster für weitere ausgaben der jetztzeit und der zukunft werden. Witkowski weist seine mängel auf, vor allem in den späteren bänden eine mechanisierung der textkritik, die über jedes innere princip triumphierte, und er verlangt eine weiterentwicklung der methode in der richtung der aufgaben und interessen einer neueren litteraturforschung, eine entwicklung über das philologische hinaus: in der feststellung der texte schärfere beachtung des sinnes neben dem wortlaut, in anordnung, einleitungen und commentar ersetzung des alten schemas durch ein von fall zu fall wechselndes, also individualisierendes verfahren. — Witkowski meint schon am horizont den roten schein der götterdämmerung für die Goethephilologie zu gewahren. wäre sie zu wünschen? überblickt man die Goethe-aufsätze dieser festgabe, so empfindet man doch das wertvolle der ergebnisse, die uns die Goethephilologie gebracht hat, zugleich freilich sieht man die Goetheforschung auf dem wege zu der neuen art des denkens und arbeitens, die in der litteraturgeschichte immer breiteren boden gewinnt. und das ist doch wol das richtige, fortschritt verheifsende: auch auf diesem gebiet, wie auf anderen jetzt, verbindung, vermittlung des alten und des neuen.

Göttingen. **Richard Weifsenfels.**

Die lyrik Hölderlins. eine analytische untersuchung von **Karl Viëtor.** [Deutsche forschungen, herausgegeben von Friedrich Panzer und Julius Petersen. heft 3.] Frankfurt a. M., Diesterweg 1921. XVI u. 240 ss. — 35 m.

Die briefe der Diotima, veröffentlicht von **Frida Arnold,** herausgegeben von **Karl Viëtor.** Leipzig, Inselverlag 1921. 76 ss.

Viëtor betont im vorwort seiner untersuchung, dass betrachter lyrischer dichtung fast ausschliefslich auf das material

angewiesen seien, das von dem gedicht selbst gegeben werde. nur in seltensten fällen lasse sich die geschichte der entstehung verfolgen. vollends bei Hölderlin sei aus den tatsachen oder schicksalen seines äufsern lebens, sieht man ab von den beziehungen zu Diotima, nichts zu schöpfen. seine lyrik entspringe schlechthin einer bestimmten, im wesen immer gleichartigen einstellung seines geistes zur welt aufser ihm. ich kann V. nur dazu beglückwünschen, dass sein gegenstand ihn von vornherein zum verzicht auf lebensgeschichtliche deutung von lyrik gezwungen hat. so wurde er verhindert, äufseres erleben mit dem künstlerischen erlebnis zu verwechseln, das in einem lyrischen gedicht zum ausdruck gelangt. ich bestreite gewis nicht, dass sich in vereinzelten fallen der weg vom äufsern leben zum künstlerischen erlebnis aufzeigen lasse, dass also auch aus lebensgeschichtlichen nachrichten, die mit einem gedicht sich verknüpfen, gewinn gezogen werden kann für dessen künstlerische erfassung. allein da dieser glückliche zufall selten genug ist, da anderseits lebensgeschichtliche deutung von lyrischen gedichten an der kunst schwere sünden begangen hat und noch begeht, konnte V. nichts besseres widerfahren als die tatsachen, von denen sein vorwort berichtet. ihm nicht und der wissenschaft nicht. denn nur so konnte seine eindringliche und feinsinnige arbeit nicht blofs entscheidendes von Hölderlins lyrik feststellen, das auf dem lebensgeschichtlich deutenden weg nicht erreicht worden wäre, auch überdies ein nachahmenswertes muster für kunstgerechte betrachtung lyrischer (und letzten endes nicht blofs lyrischer) dichtung schaffen.

V. teilt Hölderlins lyrik in fünf schichten, die der zeit nach aufeinander folgen. jahreszahlen bezeichnen die schichten: 1784—89, 1789—95, 1796—98, 1799—1801, 1801—4. innerhalb jeder dieser vier perioden werden die zugehörigen gedichte analysiert nach tendenzen, bau, diction und metrik. dann wird ihre stellung innerhalb der zeitgenössischen lyrik und die entwicklung von H.s sang in den verschiedenen perioden gekennzeichnet. auch den eigenwert einzelner perioden möchte V. bestimmen. solche anordnung erlaubt, zuerst das geistige verhalten H.s in jeder periode zu umschreiben, also den gehalt der dichtungen jeder der zeitlichen gruppen darzulegen. dann aber die künstlerische form, die sich von periode zu periode neu gestaltet. V. bezeugt dabei nicht blofs eindringliche kenntnis der bestehnden forschung, er hat fast durchaus neues hinzuzufügen, zuweilen falsches zu berichtigen. als beispiele für die glückliche förderung unseres wissens, die durch V. auf dem gebiet von H.s weltanschauung erbracht wird, seien die stellen genannt, die von H.s streben berichten, eine synthese von griechentum und christentum zu gewinnen. es geschieht beim nachweis der tendenzen der vierten und fünften periode. innerhalb der darlegungen, die

der künstlerischen gestalt von H.s lyrik ihr wesen abfragen wollen, seien hier angeführt der nachweis des gegensatzes zwischen den ersten freien rhythmen H.s und den spätern, die in 'Hyperions schicksalslied' wie eine ganz neue metrische form sich durchsetzen (s. 19f. 115ff). über Pindar hätte ich bei dieser gelegenheit gern mehr gehört. auch bei gelegenheit von H.s versuch, Pindar zu übertragen, kommt (s. 223) Pindars metrik oder vielmehr das was man damals für Pindars metrik hielt, etwas zu kurz. noch wichtiger für das werden der gestalt von H.s dichtungen ist der nachweis des dialektischen aufbaus, der sich in der dritten periode anzukündigen beginnt (s. 94ff, auch 156f. 164f). abfolge von thesis, antithesis und synthesis wird von V. ebenso in dichtungen H.s als tektonischer grundsatz aufgedeckt, wie auch in ihrem zusammenhang mit der philosophie des zeitalters gewürdigt. erhellt wird auch die entwicklung der deutschen ode (s. 160ff., vgl. auch s. 9). ich setze die seitenzahlen her, obgleich ein sachregister neben dem personenregister erscheint. beide sind aber nicht ganz vollständig.

Mit diesen wenigen angaben ist der reichtum von V.s nachweisen noch lange nicht erschöpft. für mein gefühl spricht V. blofs zu häufig und zu sicher von abhängigkeiten H.s, wo feststellung des gemeinsamen genügt hätte, das ihn mit andern verknüpft. indes wäre mir lieb gewesen, noch etwas mehr zu hören über den überraschenden zusammenklang von dichtungen Schillers und Hölderlins. natürlich versäumt V. nicht, diesen zusammenklang zu buchen. allein weil er auch sonst geneigt ist, H. von mustern abhängig zu machen, kommt die bedeutung nicht heraus, die solcher formverwantschaft von gedichten H.s mit nicht blofs ältern, auch jüngern schöpfungen Schillers innewohnt.

War es würklich unerlässlich, die reichen ergebnisse der arbeit V.s in der form einer von periode zu periode fortschreitenden untersuchung zu belassen? gerade weil V. seine arbeit ausdrücklich als analytisch bezeichnet und im vorwort über analyse und synthese sich äufsert, frag ich, ob, was ein sicherlich richtiger weg der untersuchung war, auch der beste weg der darstellung ist. dabei sei noch gar nichts darüber gesagt, dass der leser jetzt fünfmal denselben weg geführt wird, oder gar, dass schon im inhaltsverzeichnis das fünfmal widerholte schema etwas erschrecken kann. tatsächlich ist, wie immer, wenn blofse analyse einer reihe von kunstwerken geboten wird, manches zu widerholen, mehrfach zusammengehöriges getrennt. mir ligt würklich sehr wenig daran, ein schlagwort, das ich einmal ausgab, hier wider ertönen zu lassen. allein ich bin überzeugt, dass die gewinne von V.s arbeit greifbarer, vielleicht auch in knapperer form sich böten, wenn er den stoff, der jetzt als nacheinander in der zeit gegeben ist, nach gedanklichen gesichtspuncten zusammengefasst hätte. der versuch eines nachweises der entwick-

lung von H.s lyrik hätte auch in gedanklicher anordnung sich raum schaffen können. wenn aber schon der jetzt gewählte aufbau bestehn blieb, wär es gut gewesen, am anfang jeder periode die zugehörigen gedichte kurz anzuführen, dann aber im register mindestens die wichtigsten erwähnungen der einzelnen gedichte zu nennen.

Als anhang erscheint ein entwurf einer vorrede zum Hyperion. die handschrift stammt aus der familie Hölderlins, ist jetzt in V.s besitz und war von ihm schon an anderer stelle abgedruckt worden. V. war es auch gegönnt, die völlig überraschende gabe Frida Arnolds, einer grofsnichte H.s, herauszugeben und zu erklaren: briefe Diotimas an Hölderlin. V. sagt in seiner untersuchung mit willen wenig über die beziehungen H.s zu Susette Gontard. er hat sich, um den aufbau seiner arbeit nicht durch einen umfangreichen excurs zu stören, an anderm ort (Preufs. Jahrb. 1920 decemberheft) über diese beziehungen ausgesprochen. die blätter von Susettes hand zu ordnen war keine leichte arbeit. V. rechtfertigt seine anordnung in den aufschlussreichen anmerkungen der ausgabe. was diese blätter bedeuten, welches bild von Diotima sie ergeben, welchen gewinn fur die erkenntnis des künstlers Hölderlin sie bergen: all das hat künftige forschung darzutun. sie hat es nicht leicht, da Hölderlins antworten so gut wie völlig vernichtet zu sein scheinen. hier eröffnen sich fragen der kunst, aber auch der erforschung der seele des weibes, ja der culturgeschichte überhaupt. selbst wer neben allem was hier geboten ist, noch auf litterargeschichtliche einzelheiten ausgeht, kann auf seine rechnung kommen.

Beigegeben ist nicht blofs ein facsimile eines briefs, auch eine abschrift des gedichts An Diotima von Susettes hand. sie scheint die älteste fassung des gedichts zu sein, dessen zwei jüngere gestalten uns seit langer zeit bekannt sind. die widergabe der büste Diotimas bietet — wie mir scheint — ein lebendigeres bild als das relief, das gleichfalls von Landolin Ohmacht stammt und in photographischer nachbildung uns geläufig ist.

Bonn a. Rh. **Oskar Walzel.**

Prolegomena zu einer ausgabe der werke Theodor Storms von **Albert Köster** [= Berichte uber die verhandlungen der Sachs. Ges. d. wiss. zu Leipzig. philol.-hist. cl. 70. band 1918 3. heft]. Leipzig, Teubner 1918. 73 ss. 8°.

Theodor Storms Samtliche Werke herausgegeben von **Albert Köster.** 8 bande. Leipzig, Inselverlag 1919/20.

In einem colleg über ausgewählte fragen aus der litterarhistorischen methodenlehre behandelte Köster im sommersemester 1901 (und wol auch später) in eigenartig fesselnder weise ua. die probleme, die die ausgabe der werke eines älteren oder neueren dichters dem hgbr. stellen können, und erörterte die

möglichkeiten ihrer lösung. nahezu zwanzig jahre darnach bietet sich dem Leipziger litterarhistoriker willkommene gelegenheit, diese grundsätze in ihrer praktischen verwendbarkeit zu erweisen, nachdem er vorher in den von ihm bearbeiteten bänden der Cottaschen jubiläums- und der säcularausgabe naturgemäfs mit gebundener, durch den hauptherausgeber vorgezeichneter route hatte marschieren müssen.

In den Prolegomena zu seiner Stormausgabe, zu der der Inselverlag ebenso wie innere berufung und wahlverwantschaft mit dem dichter ihn aufgefordert hatten, gibt K. einen rechenschaftsbericht über seine bemühungen um des friesischen dichters lebenswerk, gibt einesteils zusammenfassend, wenn auch ohne system, die grundsätze die die art der arbeit bestimmten, und andernteils ihre ergebnisse, die für die erkenntnis von Storms künstlerischer persönlichkeit, von seiner arbeitsweise, von dem verhältnis zu seinen verlegern, vor allem aber von seiner unermüdlichen gewissenhaftigkeit und sorgfalt für die fortschreitende vervollkommnung seiner werke von bedeutung sind.

Die principielle wichtigkeit der arbeit K.s und der aus ihr hervorgegangenen ausgabe der werke Storms besteht in ihrer vorbildlichen geltung für die tätigkeit künftiger herausgeber. und darauf soll gleich zuerst und mit nachdruck hingewiesen werden.

Wenn K. gemäfs der immerhin beschränkten künstlerischen bedeutung des norddeutschen poeten es auch ablehnen muss, einer Stormphilologie, etwa im sinne der in der Weimarischen ausgabe angewanten grundsätze, das wort zu reden oder gar den versuch ihrer consequenten verwürklichung zu machen, so hat er doch pflichtgemäfs die geschichte der von ihm nach wissenschaftlichen erfordernissen zu gestaltenden texte durchforscht, hat zu diesem zwecke mehr als 220 handschriften und drucke bis auf den buchstaben durchgearbeitet und hat daraus seine folgerungen gezogen. er legt dabei ein verfahren zu grunde, das organisch demjenigen angepasst ist, das der dichter in der behandlung seiner werke selbst befolgte, und ermöglicht uns auf diesem wege die gewinnung einer klaren anschauung von den umarbeitungen etwa der jugendwerke nach dem bedürfnis gereifter künstlerschaft, oder er lässt uns erkennen, wie durch zusätze oder abstriche, durch bessere motivierung oder psychologische vertiefung der oder jener erzählung aufgeholfen wird, wobei er sich lediglich auf die fassungen des betr. werkes stützt, die der dichter selbst auf verschiedenen stufen seiner entwicklung als abschliefsend angesehen hat. besonders interessant und aufschlussreich ist des herausgebers verfahren bei der behandlung textkritischer fragen im eigentlichen sinne des wortes, die vielfach dadurch erschwert erscheint, dass des dichters werke von einem verlag zum andern wanderten und in den verschiedensten drucke-

reien die willkürlichste behandlung erfuhren. da ist K. mit Storm der überzeugung, dass nicht die sprachrichtigkeit, nicht die grammatische regel, sondern der mit dem inhalt in engster fühlung stehnde rhythmus der periode, des satzes, des satzgliedes, des wortes in der stellungnahme zu den auftauchenden fragen textkritischer natur den ausschlag zu geben hat. er sucht überall die zarten klangwürkungen herzustellen, die dem dichter bei gestaltung endgültiger fassung im ohr lagen und deren durchführung oft genug nur an aufseren umständen (wie etwa an der hartnäckigen tyrannei der correctoren) gescheitert ist. oft freilich auch daran dass des dichters aufmerksamkeit, so willig sie sich auch, wenigstens in seinen reiferen jahren, der ausfeilung feinster stilistischer einzelheiten zuwante, gegen das ende der drucklegung eines werkes oft erlahmte. da blieb zuletzt dem hsgbr. nichts anderes übrig, als nun seinerseits absichten des dichters folgerichtig durchzuführen, für die er — gleich Storm musikalisch veranlagt und durchgebildet — die kriterien im ohr trägt, wobei naturgemäfs vorsichtigste zurückhaltung geübt wird, die in einzelnen fällen — man möchte fast sagen leider — bis zur verleugnung besseren wissens gesteigert erscheint.

Bedeutungsvoll und für künftige herausgeberarbeit beachtenswert sind K.s principielle erörterungen über die beseitigung sog. 'versetzungen' aus seinem Stormtext. das sind diejenigen fehler im wortlaut, die durch unwillkürliches abirren des setzerauges in benachbarte zeilen der druckvorlage entstehn und über die zufolge ihrer eigenart auch der berufsmäfsige corrector und der verfasser erst recht hinweglesen, weil der gesetzte text durchaus einen sinn gibt, wenn auch einen falschen.

Interessante einzelheiten für seine textkritische arbeit weifs der hsgbr. aus der vergleichung der drucke mit handschriften und zufällig erhaltenen correcturbogen zu gewinnen, und endlich gibt er eine reiche auswahl seiner textverbesserungen, die aus der nebeneinanderstellung der verschiedenen gedruckten ausgaben eines werkes abgeleitet sind. das ergebnis dieser mühsamen studien ist die wichtige erkenntnis, dass Storms stil sich erst ganz allmählich seine kennzeichnende eigentümlichkeit erworben hat, dass man von druck zu druck eines werkes — so weit er sie selbst überwachte — die verfeinerung und vertiefung seiner sprachlichen kunst und cultur verfolgen kann.

Storms ausdrucksweise, in der K. drei übereinander liegende schichten aufdeckt, die natürlich mancherlei verwerfungen und faltungen zeigen müssen (das breite behaglich erzählende holstendeutsch mit starkem mundartlichen einschlag als grundlage, darüber als mittelschicht ein ausgesprochenes juristendeutsch und endlich eine oberschicht an litteratursprache, die aus papierenen quellen stammt), erscheint zunächst unsicher und unbeholfen. dann wird an einer reichen fülle von einzelbeobach-

tungen (zunehmende grammatische correctheit, überwindung von provinzialismen, strenge beachtung der consecutio temporum, sorgfältige abwägung des gewichtes der satzglieder gegen einander, bewahrung der natürlichen satzmelodie in der prosa gegenüber unbewust geübter rhythmischer regelmäfsigkeit u. v. a.) aufgezeigt, wie des dichters sprache im laufe der zeit immer freier und feiner und wie sie zuletzt stormisch im eigentlichen sinne des wortes wird, wie sie jene zartheit des vortrags erzielt, die auf stille würkungen abgestimmt ist, wie jegliches zuviel an worten, wie jede grelle farbe, jeder aus dem gedämpften gleichklang herausfallende ton gemildert wird, wie die rede des dichters zuletzt den reinen erzählcharakter erreicht, der für ihn so kennzeichnend ist.

Mit dem wolberechtigten selbstbewustsein des getreuen arbeiters kann am schlusse seines rechenschaftberichts der hsgbr., indem er sich selbst einem bilderrestaurator vergleicht, der eine grofse reihe von gemälden eines meisters von hässlichen übermalungen befreit hat, darauf hinweisen, dass er durch seine textverbesserungen, etwa 1550 an zahl, einen wortlaut der Stormschen werke geschaffen hat, den er nach bestem wissen als den ausdruck von des dichters letztem willen ansehen darf.

Und wenn wir nun die acht gefälligen und erstaunlich gut ausgestatteten bände des Inselverlags, das ergebnis dieser ebenso aus gelehrter schulung wie aus feinem künstlerischen instinct hervorgegangenen arbeit zur hand nehmen und ihren inhalt mit dem vergleichen, was in den älteren, man muss schon sagen textlich verlotterten Stormausgaben zu lesen ist, wenn wir in den kleinen und kleinsten besserungen immer wider das ganze und seinen geist ahnen, mögen sie sich nun auf ein dativ-*e* oder auf das bildungs-*s* zusammengesetzter hauptwörter, auf ein komma oder ein bedeutungsvolles fragezeichen beziehen, dann werden wir zu rückhaltloser anerkennung der hingebenden und pflichttreuen arbeit des gelehrten gezwungen, der sich über ihren umfang und ihre schwierigkeit anfänglich selbst arg getäuscht hatte, dem aber alle mühe durch das bewustsein gelohnt werden mag, dass seine Stormausgabe als die erste im eigentlichen sinne des wortes kritische, die einem modernen dichter gewidmet ist, bleibende wissenschaftliche bedeutung haben dürfte.

Der erste band der ausgabe enthält zunächst eine lebensgeschichte Storms, die in ruhigen strichen die entwicklung des dichters und den zusammenhang zwischen seinem leben und seinem schaffen aufdeckt. inhaltlich steht diese kurze biographie auf der höhe der forschung, in formaler hinsicht aber hat sie alle die gelehrsamkeit überwunden, aus der heraus sie geboren ist, und list sich stellenweise wie eine novelle.

Dann macht K. den versuch, die gedichte, die Storm selbst für reif und vollwertig befunden hat, in einer neuen

nach künstlerischen gesichtspuncten aufgebauten anordnung darzubieten, über deren plan er in der vorrede zu den Ausgewählten gedichten Storms (Inselbucherei nr 212) rechenschaft ablegt. ich meine fast, dass diese neue anordnung mit das schönste und aufschlussreichste an der ganzen ausgabe ist. der lyriker Storm, dessen vorstellung von art und wesen dieser seiner liebsten kunst ja freilich sehr sehr eng ist, wird dem leser jetzt erst mit aller eindringlichkeit in der gröfse seiner beschränkung deutlich. wundervoll ists, wie der innige zusammenhang zwischen leben und dichtung sich blofslegt. besonders dankbar wird man auch dafür sein, dass K. in dem chronologisch geordneten anhang der 'nachlese' drei wahrhaft ergreifende bisher ungedruckte gedichte mitgeteilt hat. es war des hsgbrs. unabweisbare pflicht, hier die zurückhaltung in der veröffentlichung ungedruckter lyrischer gelegenheitsproducte, die er sonst in wolberechtigter beschränkung beobachtet hat, aufzugeben. die anmerkungen zu den gedichten enthalten für die im ersten teil dargebotenen die gesamte textgeschichte, für die den anhang bildenden ist blofs eine auswahl der lesarten abgedruckt, was nur zu loben sein dürfte.

Der rest des ersten bandes und die folgenden bände umschliefsen nun die ganze folge von Storms novellen und zwar in chronologischer anordnung. ich habe aus all diesen bänden mehr als 300 stellen mit den betr. abschnitten in der fünfbändigen Westermannischen und in einer neueren gesamtausgabe, sowie in den mir zugänglichen einzeldrucken verglichen, ich wollte doch sehen, ob dem hsgbr. (um das einmal von ihm selbst gebrauchte wort anzuwenden) irgendwo ein 'federgen' angeflogen sei. aber es war nichts mit dem federgensuchen, ich muste die kritik beistecken, und da hab ichs aufgegeben und glaube, dass die 1200 anderen stellen ebenso einwandfrei gestaltet sind, als diejenigen die ich nachgeprüft habe.

In den anmerkungen zu den novellen gibt der hsgbr. vornehmlich das ganze material, mit dessen hilfe der leser sich die ältere fassung umgearbeiteter werke reconstruieren kann. ich habe den versuch mit 'Immensee', 'Hinzelmeier' und dem 'Staatshof' mit vollem erfolg und unter lebhafter teilnahme einiger mitstrebenden gemacht, und wir glauben alle, aus diesen gegenüberstellungen, die wir bis ins einzelne verglichen, für die erkenntnis von Storms künstlerart und von ihrer entwicklung eine ganze menge gelernt zu haben, und sind dem hsgbr. dankbar, der uns die möglichkeit dazu geboten hat. aufserdem machen die anmerkungen aufmerksam auf die conception, die hauptmotive und die entstehungsgeschichte der novellen. wenn ich etwas bedaure, so ist es das fehlen künstlerischer analysen. wer jemals im Kösterschen seminar solche arbeiten, die sich das organische blofslegen der inneren structur des kunstwerks zum ziel setzen, mitgemacht hat, weifs, wie stark sie den strebenden fördern.

Um diese besprechung, die ja nur referat geworden ist, mit einer positiven zugabe zu beschliefsen, bereite ich mir selber die freude, einen brief Storms an Hans Hoffmann abzudrucken, weil er als ein neuer beitrag für die erkenntnis der künstlerischen gewissenhaftigkeit angesehen werden kann, die der dichter eigenem ('Hans und Heinz Kirch') wie fremdem werk gegenüber betätigte, so weit letzteres sein interesse gewann. zugleich bietet der brief in Storms stellungnahme zum gebrauch der fremdwörter eine willkommene ergänzung der mitteilungen K.s auf s. 54 der Prolegomena. offenbar unterscheidet der dichter gemäfs seiner praxis zwischen unnötigen fremdwörtern und solchen die ihm berechtigt erscheinen, weil er an ihrem ort gewisse künstlerische zwecke erstrebt. die Hoffmannsche sammlung, die den brief veranlasst hat, führt den titel 'Der Hexenprediger und andere novellen'. sie ist im frühjahr 1883 herausgekommen und enthält folgende geschichten: 'Lyshätta', 'In den Schären', 'Peerke von Helgoland', 'Der Hexenprediger', der vorher schon im januarheft der Deutschen Rundschau abgedruckt worden war. es ist überdies nicht uninteressant, dass auch Heyse und Keller sich Hoffmann gegenüber über die in frage stehnde novellensammlung äufsern (vgl. meine kleine ausgabe des briefwechsels zwischen Gottfried Keller und Hans Hoffmann, als privatdruck zum Frankfurter bibliophilentag im herbst 1921 erschienen), und dass Hoffmann mit auf den nachfolgenden brief anspielt, wenn er Keller schreibt, Storm und Heyse hätten ihn gelegentlich beim ohr genommen und freundschaftlich zusammengerüffelt. der brief lautet:

Kirchdorf Hademarschen in
Schleswig-Holstein, 31. Mai 83.

Geehrter Herr!

Dank für Ihr Buch und die freundlichen Worte, womit Sie es begleiteten. Den „Hexenprediger" hatte ich schon in der D. Rundschau mit Theilnahme, aber auch mit dem Antriebe gelesen, dem jungen Verfasser zuzurufen: „Hüten Sie sich, daß bei solchem Archaisiren das Kleid nicht zu sehr zum Körper werde!" was ich denn jetzt bei freundlichster Gelegenheit vom Herzen los werde.

In der ersten Novelle ist die Enga psychologisch und poetisch trefflich uns vor Augen gestellt; nur geht in der letzten Szene die Menschendarstellung wie die Klarheit der Darstellung überhaupt zu sehr in dem Material der Naturbeschreibung unter; auch scheint mir der düstere Ausgang ganz unbegründet; in der Tragik muß doch von der Unzulänglichkeit oder Schuld des Einzelnen oder des Ganzen (der Menschheit), von der der Einzelne ein Theil ist, die Vernichtung ausgehen; hier gehen sie durch einen Zufall zu Grunde, die Welle konnte ihn auch in den Schooß der Geliebten werfen. Das Mißverständniß zwischen den Liebenden, das ihn hinaustreibt, reicht mir nicht für dieses Schicksal.

„In den Scharen" ist eine allerliebste Geschichte, obgleich es mir bei der Szene zwischen Mildrio und der Alten, ich will nicht sagen, ob mit Recht, durch den Kopf schoß: ist diese Naivität nicht ein wenig parfumirt? und dann müßte der Leser am Ende nothwendig noch einen lebendigeren, persönlicheren Eindruck von der Wiedervereinigung der Liebenden haben; seine Sehnsucht erfahren wir aus seinem Briefe, den Jubel, die endliche Glücksstunde des starkgläubigen Mädchens sind Sie uns völlig schuldig geblieben. Etwas trocken und geschroben, auch nicht rein von unnöthigen Fremdwörtern ist mir der Eingang der Geschichte beim Vorlesen erschienen.

Nebensächlich möchte ich hier noch fragen: von welchem Broderwerb nähren sich aber die beiden Frauen in der langen Einsamkeit? Desgleichen in der ersten Novelle: woher kommt auf einmal der Wald? Es ist bisher nur von ödem Land und Felsen die Rede. „Peerke" las ich noch nicht, wollte Ihnen aber meine Antwort doch nicht länger vorenthalten, die Ihnen wohl beweisen wird, daß Ihr Talent wie Ihre Arbeit meine Theilnahme gewonnen hat. Das letzte allein hilft nicht, um Bleibendes zu schaffen; möge dieß Bewußtsein Sie nie verlassen. Auf meine Novelle „Hans und Heinz Kirch", die immerhin nur einige Bogen zählt, habe ich 3 bis 400 Arbeitsstunden verwandt, wobei freilich ein mir anhaftendes Fehlen oder eine Schwäche der mitwirkenden Geisteskräfte in Betracht kommen mag.

Ich habe Ihnen wie der Aeltere zum Jüngeren gesprochen; nach den guten Worten Ihres Briefes war das wohl das Rechte; und so grüße ich Sie herzlich, und empfehle mich Ihrer Braut mit dem schönen Namen Margarete.

Ihr ergebener Th. Storm.

Eisenach. **Conrad Höfer.**

LITTERATURNOTIZEN.

Volkskundliche bibliographie für das jahr 1918. im auftrage des Verbandes deutscher vereine für volkskunde herausgeg. von **E. Hoffmann-Krayer.** Berlin u. Leipzig, Vereinigg wiss. verleger 1920. XVII u. 126 ss. geb 20 m. Wenn die in der bibliographie verzeichnete volkskundliche litteratur des jahres 1918 auf 1391 nummern gegen 1125 im jahre 1917 angewachsen ist, so bedeutet das doch keine steigerung der production, die ja auch für das letzte kriegsjahr nicht zu erwarten wäre; die meisten rubriken zeigen nur geringes, zufälliges schwanken in zu- und abnahme. der hauptgewinn (116 nummern) fällt in den XVII abschnitt 'Namen', und hier ists deutlich einmal das eintreffen etwas zahlreicherer ausländischer zeitschriften (zb. Namn och Bygd, die 1917 ganz fehlte, aber auch 1918 ihre sendungen mit dem 3. heft wider eingestellt

hat), und dann ein genaueres erfassen der veröffentlichungen localer natur, was den reicheren ertrag gebracht hat; der I abschnitt 'Gesamtvolkskunde' verdankt seinen zuwachs von 40 nummern vor allem dem ausland (Skandinavien und Italien); wenn der VII abschnitt 'Tracht' es von 7 auf 40 nummern gebracht hat, so sind daran die 'Berichte aus dem Knopfmuseum' allein mit 26 nummern beteiligt. — Rahmen und anordnung der bibliographie sind im allgemeinen die gleichen, wie sie sich für 1917 bewährt haben; in den abschnitten XIII und XIV 'Volkspoesie' und 'Volkserzählungen' (so würd ich die überschrift wählen statt des umständlichen 'Märchen; Erzählungen und Schwänke; Sage und Legende') ist die anordnung übersichtlicher geworden. dagegen erscheint mir die neue einbeziehung der heldensage in abschnitt XIV principiell bedenklich; Nibelungenlied und Waltharius, oder Iwein, Tristan und Oedipus haben nicht mehr mit der volkskunde zu tun als Goethes Faust oder Kleists Penthesilea oder andre poetische stoffe in der hand des dichters: wenn in der dichtung volksüberlieferungen gestaltet werden wie in manchen der Dietrichsepen, oder wenn die dichtung zur volkssage wird wie in den unterfränkischen sagen von der Seifriedsburg, so fällt die behandlung solcher vorgänge für die volkskunde in die rubrik 'volkssage'. die bezeichnung der germanischen und deutschen heldendichtung mit nationalen stoffen als helden'sage' ist ein bedenkliches, weil irreführendes erbteil der romantik. **Friedrich Ranke.**

Die schlesische volksliedforschung von **Fritz Günther** [= Wort und Brauch, hg. v. Siebs u. Hippe, 13. h.]. Breslau, Markus 1916. 232 ss. 8 m. — Die Schlesische gesellschaft für volkskunde, der wir in den vier bänden der 'Schlesischen sagen' von Rich. Kühnau bereits eine vorbildliche sagensammlung verdanken, plant seit jahren die publication aller schlesischen volkslieder. der leiter der sammlung, Fritz Günther, hat in vorbereitung dieser ausgabe die gesamte litteratur über das schles. vl. gründlich durchgearbeitet und gibt im vorliegenden buch einen bericht über die geschichte der schles. vl.-forschung, der für die spätere arbeit von ihm das beste erwarten lässt. G. beginnt mit der 'vorwissenschaftlichen periode' (die für Schlesien bis etwa 1840 reicht), den behördlichen verboten der 'schandlieder', der spinnstuben usw.; volkskundlich besonders wertvoll ist unter ihnen ein aus dem jahr 1715 stammender, 1721 erweiterter erlass, der für das stift Heinrichsau die abschaffung der (eingehend beschriebenen) kindelsuppen, der rockengänge und anderer unehrbarer und verschwenderischer volkssitten anordnet. es folgen die wenigen einzelveröffentlichungen schlesischer vll. in den ersten vier jahrzehnten des 19 jh.s, dabei werden drei der von dr Hinze an Arnim gesanten, ins Wunderhorn aufgenommenen lieder (Tartarenfürstin, Hannes von Sagan, Gründung

des klosters Trebnitz) für unecht erklärt, gewis mit recht (übr. bezeichnet Bode die Hinzesche hs. nicht als vorhanden, sondern viermal ausdrücklich als verloren: s. 107. 155. 261. 304). — Eingehend wird dann die entstehung der grofsen sammlung der 'Schlesischen volkslieder' von H. Hoffmann und E. Richter (1842) auf Grund von Hoffmanns erinnerungen, von aufrufen und briefen geschildert; Ludwig Erks wissenschaftlicher und menschlicher charakter zeigt sich in einem briefe an Richter vom 10. 6. 40 im schönsten licht. neben die gestalten der beiden herausgeber tritt als dritte die ergreifende des idealgesinnten musikers F. A. L. Jacob, der 56 jahre hindurch sich als cantor, organist und lehrer in Konradsdorf bei Haynau sein kärgliches brot erwarb. der blüte des interesses für das schles. vl. um 1840 folgt ein halbes jahrhundert, in dem wider nur vereinzelte lieder veröffentlicht werden, bis die Schles. ges. f. vkde. im jahre 1894 in ihren 'Mitteilungen' eine stelle schafft, an der mit allen andern äufserungen des schlesischen volkslebens auch das vl. seine pflege findet. ein kurzer bericht über die im auftrag der gesellschaft bisher geleistete vorarbeit für die grofse vl.-publication schliefst die eigentliche darstellung: gegen 1500 lieder, zt. in 200 und noch mehr aufzeichnungen sind eingegangen, die verzettelung erfasst auf bisher ca. 12000 zetteln jede strophe jedes liedes in allen verschiedenen lesarten ihrer anfangszeile. — Als anhang gibt G. 1. ein sehr dankenswertes verzeichnis der in Schlesien am häufigsten gesungenen lieder: an erster stelle steht *Müde kehrt ein Wandersmann zurück* mit 300 aufzeichnungen; auch die übrigen sind meist sentimentale erzeugnisse des ausgehnden 18 und beginnenden 19 jh.s, an alten volksballaden finden wir in dieser liste nur 6: die Nonne (*Ich stand auf hohem berge*), die Linde im tiefen Tal, den Grafen am Rhein, Graf und Magd, das Schloss in Oesterreich, und die Königskinder, die 25 mal bezeugt sind, 'doch nur auf jedesmaliges fragen, also seltener'. — 2. eine sammlung bisher ungedruckter lieder und bisher ungedruckter fassungen bekannter lieder; darunter ein höchst interessantes erzählendes lied vom heil. Laurentius. — 3. einige eigenartige zersingungen neuer kunstlieder: *In einem kühlen Grunde, Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein, Am Brunnen vor dem Thore, Ich weifs nicht, was soll es bedeuten.* — 4. ein alphabetisches verzeichnis aller schon gedruckten volkslieder aus Schlesien. **F. Ranke.**

Das deutsche volksrätsel von **Robert Petsch.** Trübners Bibliothek 6 [= Grundriss der deutschen Volkskunde, hg. von John Meier bd I]. Strafsburg, Trübner 1917. 88 ss. — Das büchlein, dessen anzeige hier durch den krieg und seine folgen bedauerlich verspätet endlich erscheint, hat wie der vf. im vorwort berichtet, auch in seinem inhalt unter allerlei kriegshemmungen zu leiden gehabt: in der tat glaubt man gelegentlich

zu spüren, dass es nicht aus der fülle eines seit jahren gesammelten materials, sondern aus vielfach erst neu wider erarbeiteten sammlungen herausgewachsen ist. wenn es trotzdem eine reihe neuer und wertvoller beobachtungen und mitteilungen enthält, so zeugt das am besten für P.s innige vertrautheit mit seinem stoff; hat P. doch auch früher schon die rätselforschung durch verschiedene aufsätze gefördert. darum scheint es mir nicht so sehr am verfasser oder an widrigen umständen als am stoffe selber zu liegen, wenn es mir nach der lectüre des büchleins grundsätzlich fraglich geblieben ist, ob die zeit würklich schon gekommen war, die 'wissenschaft' vom deutschen volksrätsel im rahmen eines 'Grundrisses der volkskunde' zu behandeln. Petsch bespricht in den beiden ersten capiteln 'Das wesen des volksrätsels und seine vorstufen' und 'Die geschichte des rätsels besonders in Deutschland'; der haupteindruck, den ich aus diesen abschnitten gewann, war doch, dass wir über diese dinge, was das eigentliche volksrätsel angeht, noch so gut wie nichts sicheres wissen. dabei vermiss ich sowol ein offenes eingeständnis dieser sachlage wie auch den energischen hinweis auf das was uns zur zeit vor allem nottut: die einzeluntersuchungen grofsen stils, wie sie inzwischen Antti Aarne mit seinen 'Vergleichenden rätselforschungen' (I Helsinki 1918 = F.F.C. nr 26) begonnen hat. sie allein können uns die entwicklungsgeschichte der einzelnen volksrätsel und damit vielleicht auch einmal der gattung in ihren internationalen litteratur- und culturzusammenhängen erhellen. — cap. III behandelt 'Die älteren gedruckten sammlungen deutscher rätsel' mit gründlicher litteraturkenntnis (ergänzungen gibt zb. KReuschel DLz. 38 sp. 1039); hoffen wir, dass es dem vf. bald möglich sein wird, den im vorwort verheifsenen stammbaum der altdeutschen rätselbücher zu liefern! — Im IV. cap. mit der überschrift 'Ueberblick über die formen unserer rätsel' versucht P. das bunte leben dieser leichtesten und spielerischsten gattung der volksdichtung nach ihren wichtigsten a r t e n zu gliedern; er unterscheidet da: deutungen (zeichen- und wortdeutung), rätselhafte bezeichnungen und umschreibungen (darunter das rätsellatein), aufgaben (rechen-, verwantschafts-, handlungsaufgaben), namen- und buchstabenscherze, wissensfragen und endlich die 'würklichen volksrätsel'; bei diesen ist dann in der tat auch von ihren f o r m e n die rede, sodass hier erste ansätze zu einer morphologie des volksrätsels vorliegen. — In der sehr knappen bibliographie (cap. V) hätte P. gut getan, den von der volkskunde herkommenden, mit den wissenschaftlichen hilfsmitteln nicht immer vertrauten leser auf John Meiers ausführliche litteraturangaben in Pauls Grundriss und auf die alljährlich erscheinenden volkskundlichen und germanistischen bibliographieen hinzuweisen.

Friedrich Ranke.

Josef Rank, Aus dem Böhmerwalde und volkskundliche beiträge aus Ranks übrigen werken. neu herausgeg. von prof. **Karl Wagner** [= Beitr. zur deutsch-böhmischen volkskunde ... geleitet von A. Hauffen. XIII]. Prag 1917. mit 2 bildern. LX u. 422 ss. 5 m. — Ranks skizzensammlung 'Aus dem Bohmerwalde' erschien 1843. sie war zu ihrer zeit eine beachtliche litterarische leistung und hatte einigen erfolg. die lebhaft angeschauten, meist in 'poetischer' verarbeitung dargebotenen schilderungen deutschen bauernlebens aus dem vergessenen grenzwinkel der österreichischen monarchie kamen nach inhalt und stil dem geschmack ihrer zeit an herzigen 'deanaln', treuen und gefuhlvollen 'buam' und an den rosa und blassblauen tinten des 'genrebildchens' entgegen. uns heutigen wird es, vielleicht bis auf einige knapper und sachlicher dargestellte 'sitten und gebräuche', schwer, sie zu lesen. so erscheint es in erster linie als eine tat pietätvoller dankbarkeit, wenn die Ges. zur förderung deutscher wissenschaft, kunst und litteratur in Böhmen das buch zum 100. geburtstag des vaters der deutschböhmischen litteratur und volkskunde neu erscheinen lasst (R. wurde am 10. 6 1816 in Friedrichstal, einem dorf bei Neuern im Böhmerwald geboren). uber diesen pietatswert hinaus hätte der neudruck einen beträchtlichen wissenschaftlichen wert für den volkskundler gewinnen können, wenn der herausgeber die grundlegende frage nach echtheit und unechtheit der schilderungen nicht mit dem bequemen satz abgetan hätte, dem kenner werde es 'nicht schwer fallen, echtes vom unechten, gelungen nachgeahmtes vom gemachten zu unterscheiden'. so bleiben wir vielem gegenüber mistrauisch und eine prüfung der glaubwürdigkeit von Ranks mitteilungen auf grund der in Friedrichstal und umgebung noch heute lebendigen oder wenigstens noch in der erinnerung bewahrten bräuche und überlieferungen dringend zu wünschen; eine solche arbeit würde zugleich zu einer wertvollen darstellung der wandlungen werden können, die bräuche und vorstellungen eines dorfes von einer generation zur andern durchgemacht haben. **F. Ranke.**

Volksbrauch und volksglaube des Sarganserlandes von **Werner Manz** [= Schriften der Schweizerischen ges. f. volkskunde 12]. Basel und Strafsburg i. Els., Trübner 1916. XII u. 162 ss. mit 7 tafeln und einer karte. für mitgl. 5 fr., sonst 6 fr. — Das Sarganserland umfasst den südlichsten teil des cantons SGallen (zwischen Walensee und Taminatal), der sich, auf allen seiten von hohen bergen umgrenzt, durch ein volkstum von besonders hoher altertümlichkeit auszeichnet. aus diesem volkstum schildert M. im I teil seines buches die 'knabenschaften', jene corporativ zusammengeschlossenen organisationen der ledigen burschen eines dorfes, in denen älteste formen der menschlichen gemeinschaft fortleben, und liefert damit einen sehr wertvollen beitrag zu dem thema 'altersklassen und männerbünde',

über das im anschluss an das bekannte buch von Heinr. Schurtz seither vor allem Usener, Dieterich und für die Schweiz Hoffmann-Krayer gearbeitet haben (vgl. Schweiz. arch. f. vkde 8, s. 81 ff; dort auch die weitere litteratur). M. charakterisiert zunächst die organisation dieser knabenschaften, die bedingungen und formen der aufnahme und des austritts, und beschreibt sie dann bei der ausübung ihrer pflichten und rechte als sittenrichter und pfleger des ortsbrauchs. da die meisten bräuche der gegend in erster linie durch die knabenschaften geübt werden, so wird dieser I teil zu einer zwar kaum vollständigen, aber immer reichhaltigen darstellung der im Sarganserland noch lebendigen volksbräuche. — Der II teil bringt unter dem titel 'Volksglaube' die mit dem volksglauben zusammenhängenden handlungen, entspricht inhaltlich also etwa der Wuttkeschen sammlung. in der gliederung des stoffes folgt M. dem buche seines lehrers OStoll 'Zur kenntnis des zauberglaubens, der volksmagie und volksmedicin in der Schweiz' (Zürich 1909) und scheidet A. Defensive verfahren (schutz vor krankheiten und anderen schädigenden kräften), B. Offensive und defensive verfahren in wechselwürkung (hexenglaube, das 'leidwärchä', mittel des bosheitszaubers, abwehr des bosheitszaubers, weitere abwehrmittel), C. Expetitive verfahren (herbeizaubern günstiger naturerscheinungen, vorzeichendeutung, erwerb übernatürlicher kräfte). diese gliederung mit ihren etwas umständlich gelehrten überschriften — warum nicht B 'Der bosheitszauber und seine abwehr?' die 'weiteren abwehrmittel' (gegen diebe und räuber) B V würden dann allerdings als A III 'Schutz vor schädigung durch menschen' zu A geschlagen werden, aber dahin scheinen sie mir als das übergangsglied zu B auch am besten zu passen — diese gliederung hat gegenüber etwa der Wuttkeschen den vorzug, dass sie sachlich zusammengehöriges zusammenlässt und dabei leidlich übersichtlich bleibt; doch scheint es mir richtiger aus den 'vorausdeutungen' eine eigene vierte rubrik D zu bilden. — das von M. unter diesen rubriken gesammelte material ist sehr reichhaltig; in den anmerkungen wird entsprechendes aus der Schweiz, gelegentlich auch aus Deutschland verglichen. den schluss des wertvollen buches bilden 7 tafeln mit gut gelungenen photographieen von fastnachtsmasken, 'palmen' und einer wallfahrtskapelle, eine übersichtskarte des behandelten gebiets und ein ausführliches sachregister.

Friedrich Ranke.

Det gotländska *i*-omljudet af **Nils Carlsson** [Göteborgs Högskolas Årsskrift 1921, II]. Göteborg 1921. 5 kr. — Die herren Hesselman und Lindroth erwerben sich ein verdienst und anspruch auf den dank der fachgenossen, indem sie diese abhandlung eines jung verstorbenen der öffentlichkeit übergeben. schon der 35. band des Arkiv (1919) brachte aus Nils

Carlssons nachlass einige ausgezeichnete etymologische studien, durch welche die ausnahmestellung des gutnischen in der behandlung von germ. *auh* endgültig sichergestellt sein dürfte. eine gleichartige tendenz beherscht die vorliegende arbeit. Pippings satz vom altgutn. umlaut durch geschwundenes *i* auch in kurzer silbe wird durch neue beobachtungen gestützt und gegen einwände, namentlich Tunelds und Kocks, verteidigt, und zwar mit entschiedenem erfolg. besonders glücklich und methodisch wertvoll ist die grundsätzliche erörterung über die schwachen präterita s. 47 ff: gerade die das gutn. kennzeichnende ausgleichungstendenz zu gunsten der umgelauteten formen zeigt, dass diese auf lautgesetzlichem wege ein übergewicht erlangt hatten, das sie anderswo nicht besafsen. hier, und auch sonst bei C. (besonders an einigen stellen des Arkiv-aufsatzes) steht der leser unter dem eindruck, dass eine hoffnungsvolle kraft am werke war, und das bedauern über ihren vorzeitigen verlust wird nur dadurch aufgewogen, dass offenbar die schwedischen sprachforscher begabungen zu wecken und schüler heranzuziehen wissen. dies zeigt sich ja auch sonst in erfreulicher weise. — auch bei diesem besonnenen jungen forscher fehlen die übertreibungen nicht ganz, mit denen richtige einsichten einherzugehn pflegen. so ist er geneigt, sogar den accent des altgutn. vom festländischen zu trennen, ihm die balans abzusprechen. hier hat er alle wahrscheinlichkeit gegen sich; sind doch auch im westgerm. die balansmerkmale deutlich genug. auch das hiermit hand in hand gehnde bemühen, neue übereinstimmungen mit dem gotischen zu finden, führt auf abwege. die umlautverhältnisse des altgutn. haben ihr nächstes gegenstück im angelsächsischen: auch dort alter umlaut in kurzer ebenso wie in langer silbe. der ags. typus *beredon* 'schlugen' unterscheidet sich von agutn. *berþu* lediglich durch die bewahrung des im gutn. schon geschwundenen mittelvocals. auch im gutn. sagte man wahrscheinlich noch **beriþun*, als man bereits **dȳmþun* (= ags. *dēmdon*) sagte. es handelt sich um eine besondere, den beiden inselmundarten gemeinsame reihenfolge von umlauten und brechungen. es gibt im ganzen drei solche reihenfolgen. — auch in der polemik gegen Axel Kock scheint mir der vf. zu weit zu gehn, allzu gläubig Wessén folgend, dessen mehrfach fördernde arbeiten bei aller anerkennenswerten selbständigkeit doch den uppländischen ursprung, fern von Schonen, nicht ganz verleugnen (vgl. s. 18 ff über den (*iR*-umlaut, s. 42 ff über schwachtonig *e, i* aus *a* vor *n* + kons.).

Charlottenburg. **G. Neckel.**

The Charles Mills Gayley Anniversary Papers contributed by former students of professor Gayley and by members of his department and presented to him in celebration of his thirtieth year of distinguished service in the university

of California 1889—1919. Berkeley, University of California press 1922. VI u. 292 ss. 8⁰. — Der band, zugleich als vol XI der University of California Publications in Modern Philology ausgegeben, bringt 16 beiträge von recht verschiedenem umfang und wert und eine bibliographie des gefeierten, der in seiner heimat als lehrer und schriftsteller, redner und dichter angesehen ist — zu unseren freunden drüben gehört er offenbar nicht. die sprachwissenschaft wird nur eben in der abhandlung von Cornelius B. Bradley gestreift (s. 3—22), welche die betonung von wörtern des typus *research'* — *re'search* behandelt; der mittelenglischen litteratur gilt ein aufsatz von W. M. Hart, in dem altfranzösische Marienwunder im hinblick auf Chaucers 'Prioresses tale' ohne rechtes ergebnis gemustert werden (s. 31 bis 56). die moderne litteraturgeschichte kommt in aufsätzen über Rabelais in England und America (G. R. MacMinn s. 139 bis 154), Coleridges wertschätzung Fieldings (Fr. T. Blanchard s. 155—166), Will. Blakes und Thom. Carlyles auffassung der französischen revolution (H. L. Bruce s. 167—178), Poes 'doctrine of effect' (G. F. Richardson s. 179—188) zu ihrem recht. am reichsten und mit zt. wertvollen aufschlüssen ist das folklore bedacht. B. P. Kurtz behandelt 12 gesänge von den Andamanen (s. 79—130), G. Montgomery studiert die primitive metrik an kleinen liedchen der Teton-Sioux (s. 269—286), St. Thompson stellt — leider allzuknapp — die übertragung volkstümlichen erzählungsgutes von Engländern, Spaniern und besonders Franzosen auf die Indianer fest (s. 131—138), W. W. Lyman charakterisiert die gaelisch-schottischen balladen (s. 241—268), S. B. Hustvedt erweist die dänische ballade von 'Agnes und dem meermann' als entscheidende anregung für Ibsens 'Frau vom meere' (s. 229—240), A. G. Brodeur bietet in 'Androcles and the lion' die anziehende probe einer gröfseren monographie über den 'dankbaren löwen' (s. 197—216). E. S.

Lübisch-Nordische Ausstellung des Staatsarchivs und der Stadtbibliothek 1921. Lübeck 1921, druck von M. Schmidt. 39 ss. 8⁰. — Die nach allem was man gehört hat recht glücklich verlaufene Lübecker 'Nordische woche' vom september v. j. hat auch den leitern der Stadtbibliothek und des Staatsarchivs veranlassung geboten, eine auswahl ihrer schätze den fremden und insbesondere den nordischen gästen eindrucksvoll vorzuführen. das gröste interesse, ein gröfseres noch als die handschriften der chronisten Detmar und Reimar Kock, dürften ihnen wie uns, die wir bei der pfingsttagung des Hansischen geschichtsvereins und des Vereins für niederdeutsche sprachforschung einen guten vorgeschmack bekamen, die alten Lübecker drucke erregt haben. ist doch der lübische buchdruck in seinen anfängen und bis tief ins 16 jh. hinein für die scandinavischen länder von entscheidender bedeutung gewesen — es hat seinen

guten grund, dass wir die wichtigsten aufhellungen über seine wiegenzeit gerade dänischen und schwedischen gelehrten (Lange und Collijn) verdanken. — das Staatsarchiv führt seine auswahl hansischer urkunden (und urkunden der hansestädte des 19 jh.s.) im rahmen einer knappen geschichtlichen darstellung vor und schliefst sie mit handschriften der hansischen kontore, miniaturmalereien und siegeln. E. S.

Berichte der Provinzialmuseen zu Bonn und Trier fur die zeit vom 1. april 1918 bis 31. märz 1920. Bonn, Univ.-buchdruckerei gebr. Scheur vorm. Georgi 1921. 65 ss. gr. 8° mit 5 tafeln. — Diese berichte, als beilage zu den Bonner Jahrbüchern h. 126 erschienen, zeugen von der rührigen und erfolgreichen arbeit, welche die directoren prof. Lehner und prof. Krüger, von tüchtigen assistenten und sonstigen helfern unterstützt, trotz wachsenden schwierigkeiten in diesen beiden jahren geleistet haben; sie berichten von zahlreichen, allerdings zumeist kleinern grabungen und verzeichnen den erwerb, welcher beiden museen durch ihre eigenen unternehmungen, durch ankauf und schenkung zugewachsen ist. für den germanisten von naherem interesse sind: ein fränkischer grabstein mit dem (für die Franken bisher unbelegten) namen *Saroaldus* (s. 5), den Bonn angekauft hat, und dann die von Trier ersteigerten kostbaren stücke aus einem fränkischen gräberfeld des 7 jh.s bei Minden a. d. Sauer, über welche S Loeschcke s. 58 ff berichtet: darunter eine prachtvolle goldbrosche mit reichstem filigran und eingelegten almandinen (taf. V 3) und ein grofses medaillon mit der anbetung der heil. drei könige (taf. V 4), nachbildung eines oströmischen musters durch einen germanischen handwerker. L. sieht in diesen schmuckstücken die zeugnisse einer an der Mosel heimischen edelmetallkunst, wie sie durch die blüte der Trierer Egbertschule des 10 jh.s als vorstufe vorausgesetzt werden konnte. E. S.

Kulturgeschichtliche Wegweiser durch das Römisch-germanische Central-museum. Mainz, L. Wilckens in comm. 8°: nr 1. Der ackerbau in vorrömischer und römischer zeit von **K. Schumacher.** mit 10 abbildungen. 23 ss. 1922. — nr 2. Das haus in vorrömischer zeit von **Friedrich Behn.** mit 12 abbildungen. 25 ss. 1922; je 2,50 m. — Mit diesen 'Wegweisern' stellt das Röm.-germ. Central-museum seinen der wissenschaftlichen forschung dienenden und zt. höchst wertvollen 'Katalogen' (bisher 9 hefte) und der eben begonnenen serie der 'Handbücher' eine weitere publicationsreihe zur seite, die in erster linie für die nicht fachwissenschaftlich vorgebildeten besucher des museums bestimmt ist, aber auch allen denen warm empfohlen werden darf, die nach einer ersten einführung in diese vielumstrittenen und gerade heute so erfolgreich bearbeiteten wissensgebiete ver-

langen. hier finden sie würklich den neuesten stand der forschung, erläutert durch ausgrabungsresultate bis zum sommer 1921 herab. und sie können sich keine bessern führer auch aufserhalb des museums suchen, als KSchumacher für den ackerbau und FBehn für das haus. die abbildungen: originale, modelle, reconstructionen und in nr 1 zwei culturbilder, sind sorgfältig ausgewählt; in dem litteraturverzeichnis Schumachers hätte die schrift meines verstorbenen collegen WFleischmann, Altgermanische und altrömische agrarverhältnisse in ihren beziehungen und gegensätzen (Leipzig 1906) wol aufnahme verdient. **E. S.**

Litteratur der vor- und frühgeschichte Sachsens von **Georg Dutschmann** [Mannus-bibliothek hrsg. v. G. Kossinna nr 27]. Leipzig, Kabitzsch 1921. 32 ss. gr. 8^0. 12 m. — Aehnlich wie die volkskunde leidet auch die vor- und frühgeschichte ganz allgemein unter der zersplitterung der litteratur und insbesondere der fundnotizen, und so wird man eine schlichte bibliographie, wie sie hier für das königreich Sachsen geboten wird, gewis gern begrüfsen. auf die 'Allgemeine litteratur' (s. 1—14) folgt die 'Besondere litteratur' (s. 14—26), wo innerhalb der (sieben) perioden die fundorte alphabetisch geordnet erscheinen. den schluss bildet ein alphabetisches autorenverzeichnis mit schlagwortartig gekürzten titeln (s. 27—32), die überschrift 'Schlagwortregister' führt irre. **E. S.**

Vor- und frühgeschichte der stadt Frankfurt a. d. Oder von den ältesten anfängen bis zum jahre 1253 von **Michael Martin Lienau.** m. einer seite abbildungen im text u. einem stadtplan [Mannus-bibliothek hrsg. v. G. Kossinna nr 25], Leipzig, Kabitzsch 1921. 32 ss. gr. 8^0 11 m. — Die vor- und frühgeschichtlichen denkmäler von Frankfurt a. d. Oder sind zuletzt von AGötze im beiheft zu den Kunstdenkmälern d. prov. Brandenburg bd VI 2 (1912) behandelt worden, und der verf. unseres heftes lässt dieser arbeit alle gerechtigkeit widerfahren, obwol er mit gründlicher orts- und vertiefter sachkunde entschieden über seinen vorgänger hinausgekommen ist. M. M. Lienau, dessen familienhaus dem Frankfurter historischen museum als heimstätte dient, ist ein archäologe, der seine in Schweden, an der besten quelle, erworbene schulung durch musterhaft durchgeführte und beschriebene ausgrabungen (besonders im lüneburgischen) bewiesen hat. so kann denn auch die beschreibung der Frankfurter funde, die reichlich besonders für die mittlere und jüngere bronzezeit vorliegen, und ihre wertung zum aufbau einer vorgeschichte der vaterstadt auf ungeteilte anerkennung rechnen. als zweiter teil ist dann eine frühgeschichte angefügt: die neue 'fränkische' besiedelung bis zur gründungsurkunde der stadt 'Vrankenvorde' vom j. 1253. hier gibt L. nur mehr ein referat, aber doch nicht ohne eigene wertvolle beisteuer: von sich aus ist er auch (im gegensatz zu Krabbo,

Arch. f. urkforschg. 4) zu dem resultat gelangt, dass die entwicklung der neuen handelsstadt, die ohne militärische, dynastische oder kirchliche einflüsse, also im wesentlichen aus der initiative unternehmender kaufleute erwuchs (wie das neuerdings Röhrig auch für Lübeck erweist), von norden nach süden erfolgt ist. — Zum schluss eine frage: warum vermeidet es Lienau, wie anscheinend die meisten seiner vorgänger, die übernahme des namens direct von Frankfurt a. M. auszusprechen? merkwürdiger weise scheint man auch am Main das patenkind im osten zu verleugnen. es wird aber doch nicht anders liegen wie bei Friedland, Saalfeld, Mohrungen und so vielen namen im colonisationsgebiet, und damit wäre für die herkunft mafsgebender neusiedler der Oderstadt ein fingerzeig gegeben. **E. S.**

Mitteilungen aus der livlandischen geschichte herausgegeben von der Gesellschaft für geschichte und altertumskunde zu Riga. XXI bandes 3. heft s. 173—290. Riga, NKymmel 1921. — Als ein erstes zeichen des widererwachenden geistigen lebens in dem schwerbedrängten deutschen Riga begrüfsen wir herzlich dies neue heft der altbewährten zeitschrift. es bringt zunächst 'Analekten aus der livländischen urkundenarbeit' von HvBruiningk: hier interessiert uns die erörterung des datums *des anderen sondages*, das, wie es der sprachforscher nicht anders erwartet, als 'der zweite sonntag' (vor oder nach einem feste) gesichert wird, und nebenher (s. 188) die angaben über die verdrängung des niederdeutschen in der baltischen urkundensprache: zwischen 1533 und 1561. — NBusch bietet zwei notizen: 'Zu Plinius hist. nat. IV 96', wo *Aeningia, Aepingia* uä. in *Aestingia* geändert und damit ein ältester hinweis auf die Aestii gewonnen werden soll; 'Zur kosmographie des Aethicus Ister I' ist leider ohne kenntnis der neuern litteratur (s. zuletzt MG. Scr. rer. Meroving. VII 517 ff) geschrieben und gibt sich mit dem späten schwindler unfruchtbare mühe. — Die umfangreichste abhandlung 'Die besiedelung der mark der stadt Riga 1201—1600' von AvBulmerincq ist eine notgedrungene abschlagszahlung auf die publication eines grofsen urkundenwerkes, dessen druck unter den heutigen verhältnissen so gut wie unmoglich erscheint. der im gegensatz zu Bielensteins herleitung von *Righe* aus dem litauischen vorgeschlagenen deutung: mnd. *rige* = *ride* 'schmaler wasserlauf', wonach also die stadt Riga 'an einem namenlosen wassergraben gegründet sei und danach ihren namen erhalten' haben soll (s. 205), vermag ich mich nicht anzuschliefsen. **E. S.**

Die kärtnischen stationsnamen mit einer ausführlichen einleitung in die kärtnische ortsnamenbildung von **Primus Lessiak** [Carinthia I, 112 jahrg. h. 1—6]. Klagenfurt, Joh. Leon sen., 1922. 124 ss. 8°. — Der wenig wissenschaftlich erscheinende ausgangspunct und titel dieser abhandlung er-

klärt sich wol aus dem starken erfolg des kleinen büchleins von K. Schiffmann. Die stationsnamen der bahn- und schiffahrtslinien in Oberösterreich, das es bereits zu einer 5. auflage (Linz 1921) gebracht hat. in würklichkeit haben wir es mit einer populärwissenschaftlichen arbeit zu tun, die geradezu als mustergültig bezeichnet werden darf und der wenige deutsche landschaften etwas vergleichbares an die seite zu setzen haben. besonders die abschnitte H 'Veränderung der namen' (s. 31—38) und J 'Sprachliches, insonderheit lautliches' (s. 38—50) der einleitung stehn in der reichen ortsnamenlitteratur fast einzig da. in den einzelerklärungen wird eine fülle von interessanten tatsachen und einleuchtenden vermutungen geboten; ich hebe hervor: *Maria Saal* (s. 95 f), wo die linie recht sonderbar von deutsch *zol* über lat. *solium* zu volksetym. *saal* verläuft, *Klagenfurt* (s. 62 ff), dessen mythologische deutung von der *klage* oder den *klagen* (= klagemüttern) L. schon durch frühere arbeiten vorbereitet hat, *Millstatt* (s. 54), dessen herleitung von einem bachnamen *Mila* oder *Milisa* sich noch weiter stützen liefse (wie durch die *Milseburg* in der Rhön). zu der eigenartigen entwickelung der namen wie *Köttmannsdorf, Rottmannsdorf, Ludmannsdorf, Weidmannsdorf* aus *Chotmars-, Ratmers-, Ludwiges-, Witinsdorf* (s. 31) haben wir hier in und bei Göttingen ein schlagendes gegenstück in der *Gothmarstrafse* aus *Gotmanstrafse*, *Rittmarshausen* aus *Ritmanneshusen*, anderseits in Hessen *Eltmanns-, Oetmannshausen* aus *Eltwines-, Otwineshusen* (Arnold s. 398) usw. **E. S.**

R e v u e G e r m a n i q u e. Allemagne — Angleterre — Etats-Unis. — Pays-Bas — Scandinavie. Paris-Lille, Tallandier. 8⁰. Xième année no. 5 septembre-octobre 1914, p. 545—626; XIième année 1920, 458 pp.; XIIième année 1921, 480 pp. — Die im j. 1905 von prof. F. P i q u e t in Lille begründete und in vornehmem geist und stil geleitete zeitschrift hat während des krieges geruht, dann aber den schluss des jahrgangs 1914 nachgeliefert und seitdem zwei normale jahresbände von gegen früher nur wenig verringertem umfang herausgebracht. wir stellen mit befriedigung fest, dass der geist der alte geblieben ist, bei dem herausgeber und bei seinen mitarbeitern: mit einer selbstverständlichkeit die doppelt erfreulich würkt, da sie jede geste der versöhnung verschmäht, wird der faden einfach wider aufgenommen. mit dieser zeitschrift und mit den gelehrten die in ihr über deutsche litteratur und wissenschaft berichten, an aufgaben der germanischen philologie und der modernen litteraturwissenschaft selbständig mitschaffen, werden wir auch in zukunft friedlich und verständnisvoll zusammenarbeiten können, ja wir werden gern unsern eigenen blick erweitern durch die anschauungen, die sie von germanischem und von deutschem wesen entwickeln, und wo es nottut, gegen engherzigen chauvinismus verteidigen (vgl. zb. 1920, 106 f). es gibt natürlich gewisse dinge, die vor-

läufig aus der discussion besser ausscheiden — über die person Treitschkes (vgl. 1920, 432) werden wir uns schwer verständigen, und an Heinrich Mann und Walther Rathenau oder gar an Maximilian Harden, Kurt Eisner und Otfried Nippold nehmen wir nicht das gleiche interesse wie die Franzosen. aber der gesamteindruck bleibt doch, dass die reibungsflächen nicht so zahlreich und nicht so gefährlich sind wie man es fürchten mochte, wenn es auch widerwärtig genug ist, dass eine kröte wie der deutsche verfasser des Chauvinisme allemand (1921, 215) unangefochten über den weg kriecht.

Von aufsätzen und stofflichen mitteilungen, die uns näher angehn, nenn ich Henri Tronchon, Les *Ideen* de Herder étudiées par un émigré français (1914, 545—561): Auguste Duvau, über den Ch. Joret RG. 1907, 501—555 ausführlich gehandelt hat; Camille Pitollet, La 'question Kinkel' en 1914 (1920, 43—52) und Préface d'une biographie de Gottfried Kinkel (1921, 46—52): der verfasser, der sehr gründliche studien gemacht hat, mag seinen deutschen vorgängern und concurrenten überlegen sein, überschätzt aber wol die bedeutung des gegenstandes; J. Dresch, Sophie de Laroche et sa famille (1920, 135—147) und dazu Lettres inédites de Sophie Laroche (1920, 220—247; 1921, 16—45); Léon Mis, Les études de Shakespeare d'Otto Ludwig (1921, 1—15); Ernest Seillière, Une correspondante de Madame de Staël à Weimar, il y a cent ans, Sophie de Schardt (1921, 123—142); L. Cazamian, Goethe en Angleterre (1921, 371—378: im anschluss an das gleichbetitelte buch von JMCarré).

Aus der englisch-amerikanischen litteratur kommen in den vorliegenden heften Shakespeare, Milton, Fielding, Browning, Emerson und besonders Carlyle zur geltung; dazu der englische und amerikanische roman, lyrische und dramatische dichtung der letzten jahre.

Vielleicht das stärkste interesse dürften bei uns die von tüchtigen kennern unserer sprache und dichtung gelieferten referate über die schöne litteratur Deutschlands erwecken: eine übersicht über neue lyrik von Henri Buriot-Darsiles (1914, 568—592), geschrieben im august und september 1914, was ein paar kleine bosheiten vollauf entschuldigt, und von demselben ein zweiter artikel (1920, 248—283), der die kriegs-, ja schon die revolutionsdichtung einschliefst; fortgesetzt wird das referat von A. Favre (1921, 407—422); dann die berichte über den deutschen roman von A. Fournier (1920, 150—176; 1921, 53—78: auch hier allerlei kriegslitteratur) und über das deutsche theater von L. Brun (1920, 364—387; 1921, 257—278). diese erstaunlich reichhaltigen übersichten fesseln als ganzes und regen durch urteile und einzelbemerkungen fast auf jeder seite an, wenn auch oft genug zum widerspruch.

Ein reichliches drittel des umfangs wird von kritischen anzeigen, litteraturnotizen, zeitschriftenschau und bibliographie eingenommen. in dem kritischen teil tritt besonders das vielseitige wissen des herausgebers Piquet und sein abgeklärtes urteil immer wider achtung fordernd zu tage. **E. S.**

Romanische sprachwissenschaft von **Adolf Zauner.** I Lautlehre und wortlehre. 4 verb. aufl. [Sammlung Goeschen 128]. Berlin und Leipzig, Vereinigg wiss. verleger 1921. 160 ss. kl. 8°. 9 m. — Neben der ausgezeichneten einführung in das studium der romanischen sprachwissenschaft von Meyer-Lübke, die aber ganz auf die probleme gerichtet ist, hat sich das werkchen von Zauner mit seiner auf knappem raume erstaunlich-reichen tatsachenfülle einen grofsen leserkreis erobert, und ohne zu eigener kritik berufen zu sein, darf ich es doch aus längerer bekanntschaft den germanisten empfehlen, welche öfter veranlassung haben, über den zaun zu schauen. am wenigsten befriedigt auch jetzt noch die allzu knappe einleitung, doch dafür hat man ja anderweit reichlichen ersatz. auch die 'literatur' erregt einige bedenken: durch angaben wie durch lücken. auch einem anfänger darf der name Hugo Schuchardts — der hier gänzlich fehlt! — nicht vorenthalten werden. was soll er anderseits mit Suchiers Altfranzös. grammatik von 1893 anfangen, von der nur das dünne erste heft erschienen ist? und der seit 10 jahren eingeschlafene 'Jahresbericht' hat auch in seinen gesündesten tagen niemals die 'neuesten' literarischen erscheinungen verzeichnet. **E. S.**

Der altfranzös. Prosa-Alexanderroman nach der Berliner bilderhs. nebst dem latein. original der Historia de preliis (recension J^2) herausgegeben von **Alfons Hilka.** mit 2 lichtdrucktafeln. Halle a/S., Niemeyer 1920. L u. 290 ss. 50 m. — Seit 1913 haben wir in Hilkas Sammlung mittellatein. texte h. 6 eine auf gründlichen vorarbeiten aufgebaute ausgabe von dem Alexanderroman des archipresbyter Leo durch Fr. Pfister, und dieser hat auch (s. 14 ff), im wesentlichen die arbeit Ausfelds bestätigend, über die drei recensionen der daraus abgeleiteten Historia de preliis gehandelt. gemeinsam mit ihm plant Hilka eine paralleledition von J^1, der ältesten, und J^2 und J^3, die selbständig auf ihr fufsen. die vorliegende publication des bisher nur aus den mitteilungen PMeyers (Alexandre le Grand dans la littérature française du m.-â. II [Paris 1886] s. 305 ff) bekannten afz. prosaromans mit gegenüberstellung der quelle J^2 ist eine abschlagszahlung, und sie ist auch für uns germanisten von wert, denn bisher besafsen wir nur von J^1 einen notdürftig genügenden text (von OZingerle), und was wir für die deutsche Alexanderlitteratur von Rudolf vEms ab in erster linie brauchen, ist eben die hier gebotene fassung J^2.

Die französische prosaübersetzung, für die H. die von PMeyer gewählte bezeichnung 'roman' festhält und weiter be-

gründet (s. VIII ff), wird auf grund einer prächtigen Hamilton-hs. des Berliner Kupferstichkabinetts geboten, deren textliche zuverlässigkeit nachträglich durch beschaffung von photographieen aus Stockholm und Brüssel bestätigt werden konnte. aus ihr stammen auch die beiden lichtdrucktafeln: Alexanders luftfahrt mit den greifen und sein tauchunternehmen. für die Historia de preliis J^2 standen H. 10 hss. zu gebote (s. XXIII ff), von denen er vier zu der ohne laa. gegebenen recensio benutzt, die zusätze einiger weitern s. XXVI—XXXIX mitteilt. diese zusätze verdienen unser besonderes interesse, weil sie sich zt. mit zügen der Alexandersage im Annolied, in der Kaiserchronik, bei Ulrich vEschenbach, Jansen Enikel, in Rudolfs Weltchronik und in der Baseler bearbeitung des Lamprecht berühren, welche Kinzel voreilig auf 'mündliche tradition' zurückgeführt hatte.

Möchte es zwei so tüchtigen arbeitskräften wie wir sie in Pfister und Hilka jetzt für das mittellatein besitzen, ermöglicht werden, auch die grofse ausgabe der Historia de preliis zum druck zu bringen. E. S.

Benedetto Croce. D a n t e s d i c h t u n g, mit genehmigung des verfassers ins deutsche übertragen von J u l i u s S c h l o s s e r [Amalthea-Bücherei 27]. Zürich, Leipzig, Wien, Amalthea-verlag [1921] 313 ss. 8⁰. 40 m. — BCroces tief eindringende würdigung des d i c h t e r s Dante ist wol litterarisch das wertvollste was Italien zum jubiläumsjahre seines geistigen heros hervorgebracht hat, und so hat denn KVossler (DLZ. 1921 nr 1) alsbald den wunsch nach einer übertragung ausgesprochen, wie sie uns hier von berufener hand beschert wird. der verf. betont scharf, dass es sich um eine 'm e t h o d i s c h e' einführung in das lesen der Göttlichen Komödie handele — das 'metodologica' des originals hätte nach unserem sprachgebrauch nicht buchstäblich widergegeben werden sollen. das neue dieser methode besteht in der grundsätzlichen zurückstellung aller philologischen und antiquarischen fragen wie auch jeder art von deutung: BCr. führt uns würklich zum dichter, in rein ästhetisch-litterarischer kritik, die an die stelle idealistischer vorurteile und romantischer neigungen tritt. — In einem lehrreichen anhang über die geschichte der Dante-kritik, dh. besonders ihre neuzeitliche periode, die um 1725 mit Giovanni Battista Vico anhebt und von Croce bis zu seinem meister Francesco de Sanctis und seinem deutschen freunde Karl Vossler hinab geführt wird, begegnen wir s. 277 der erfreulich hohen einstellung eines aufsatzes in den Züricher 'Freymüthigen Nachrichten' von 1763: 'Ueber das dreyfache Gedicht des Dante', der höchst wahrscheinlich von JJBodmer herrührt (wider abgedruckt in der Züricher Bodmer-denkschrift von 1900, s. 283—288). Croce hat ihn sogar einer übersetzung für wert gehalten (Critica XVIII 306 ff). Bodmers anregungen, die mit den 'Neuen critischen Briefen' von 1749 (nr 29) ein-

setzen, hatten schon längst in die weite gewürkt: aus dem Braunschweiger litteraturkreis stammten Joh. Nic. Meinhards 'Versuche über den Charakter und die Werke der besten Italienischen Dichter', deren I band eben auch 1763 erschienen und zum grofsen teil der Göttlichen Komödie gewidmet ist; der vorbericht nimmt ausdrücklich auf Bodmer bezug. auch hier wider bewährt sich die fruchtbare empfänglichkeit dieser jahre (1762—1767), die in der reihe der 'urdichter' (Bodmer) oder 'originalgenies' (Meinhard) auch den schöpfer der 'Divina Commedia' verstehn lernten. — übrigens: BC. verschmäht es nicht, allen seinen 'Scritti' einen 'Indice delle cose e dei nomi' mitzugeben — warum ist der übersetzer nicht diesem guten brauch gefolgt? **E. S.**

Das verwandtschaftsverhältnis der handschriften des Tristan Ulrichs von Türheim nebst einer probe des kritischen textes von **John L. Campion** [dissertation der Johns Hopkins univ.] Baltimore, J. H. Furst comp. 1918. 42 ss. — Der verf. hat die abschriften und collationen von Reifferscheid und Marold an sich gebracht — er selbst hat keine einzige hs. selbst gesehen, den Willehalm kennt er nur soweit man ihm durch EKBusse nahe kommen kann, und die metrik des dichters macht ihm kein kopfzerbrechen. unter diesen umständen tritt man nicht ohne sorge an die probe einer krit. ausgabe heran (v. 1—525), denn der verf. sagt s. 6, der text sei 'nichts weniger als gut' überliefert'. aber zum glück ist die (wenige zeilen später auch von C. gepriesene!) überlieferung in H so vortrefflich, dass es ein kunststück wäre diesen text zu verderben; tatsächlich weicht denn auch C. von Mafsmann, von orthographicis abgesehen, nur 8 mal uzw. meist in kleinigkeiten ab — einmal hat er eine gute conjectur beigesteuert: v. 106 *eigenlichen* st. *iegelîchen*. über die nicht wenigen metrischen anstöfse aufgeklärt oder beruhigt zu werden, haben wir kaum aussicht. die einleitende darstellung des hssverhältnisses hat aus Rankes vorbildlicher arbeit nicht den nutzen gezogen der ihr zu wünschen wäre. C. verspricht den nachweis zu führen, dass UvT. auch die werke Hartmanns, bes. den Iwein 'gekannt und ausgebeutet (!)' habe; vorläufig hat er nur zu v. 441 f die Iweinparallele 960 f angemerkt. **E. S.**

Der Tannhäuser herausgegeben von **S. Singer.** Tübingen, Mohr (Siebeck) 1922. VII u. 47 ss. 8⁰. 18 m. — Eine sonderausgabe dieses minnesängers ist an sich lohnend und wird gewis ihr publicum finden. S. bietet in einer hübschen Schwabacher type den verbesserten text, dem er die lesarten und einige berichtigungen folgen lässt. die begründung seines kritischen eingreifens, nachträge dazu und beiträge zu einem commentar bringt der aufsatz oben in der Zeitschrift s. 290 ff. aber noch immer bieten diese gedichte neben den schwierigkeiten der interpretation zahlreiche anstöfse im wortlaut und in der

wortform, ja einige sind neu hinzugekommen dadurch dass der herausgeber die orthographie der hs. nicht consequent umgeschrieben und ein paarmal geradezu misverstanden hat: so muss es III 89 *tæte* st. *tete*, IV 37 *ræche* st. *reche*, IV 79 *wær* st. *wer* heifsen, IX 3 u. XII 17 war *muoz* für *muos*, III 51 u. IV 2 *schœner* für *schoner* einzusetzen. und wie war es möglich, XIV 36 das überlieferte *der wirt* ⟨*der*⟩ *sprichet 'wê her gast! wie friuset iuch so swinde!'* in '*wæher gast*' zu entstellen?! in nicht wenigen fällen führt die beobachtung der metrik auf kleinere zusätze, wortlücken und andere mängel — man muss die verse nur laut lesen. — IV 8 streiche *ie* — IV 132 str. *diu* — dass VI 43 *und Huc ein Tuwingære* zu lesen sei, hat schon vdHagen IV 426[b] erkannt, und nach ihm haben sich mit der frage, welcher Hugo hier gemeint sei, L. Schmid (Gesch. d. pfalzgrafen von Tübingen (1853) s. 171, weiterhin Oehlke und Siebert eingehend beschäftigt. — VI 122 l. *Bamberc*. — IX 17 l. *heiâ alle! und aber jô!* — X 21 l. *alumbe graben* — XI 26 f l. *ich schricke, sô dir blôzent dîne zêhen, die sint* ⟨*sô*⟩ *wol gestellet* — XI 35 l. *ir fitzlin* ⟨*wol*⟩ *gedrollen* — XIV 12 l. *der mir die gæbe, ich sunge* ⟨*wol*⟩ — XIV 54 l. *mich darf durch hûsgeræte* (oder *guot geræte*). — für die erleichterung der lectüre hat S. durch strophenabteilung gesorgt, wobei freilich noch manche zweifel bleiben, dagegen verschmäht er leider jedes entgegenkommen durch graphische regelung der einsilbigkeit und andern brauch, den wir seit Lachmann gewohnt sind und mit gutem grunde festhalten wollen. so belässt er dem metrisch einsilbigen *gegen* (*gen*) stets die zweisilbige form (IV 44. 59. 63; V 131; VII 6; XI 1; XIII 34; XIV 35; XV 21): dabei wird zb. der eingang von XI völlig entstellt; denn jedermann list natürlich *Gégen dísen wíhennáhten*, während es heifst *Gen dísen wíhennáhten* (⟨*sô*⟩ *solden wir ein gemellîchez trahten*). ähnlich störend würkt es, wenn *swenne, danne, morne, unde* nur zweisilbig erscheinen, auch wo sie vor vocal in der senkung stehn, so etwa in XIV: 9 *wenn ér*, 24. 25 *swenn ích* (gut 22 *swénne ez*). und warum wird gar XIII 36. 42 gegen die hs. eine unmögliche vierte hebung geschaffen durch einsetzung von *gebent* für das metrisch allein richtige *gent*. das beidemal im auftact steht? wahrscheinlich weil S. die form dem alemannischen schreiber zuschreibt.

Der setzer hat besonders die interpunction arg vernachlässigt. im übrigen notier ich III 117 l. *müeze*; V 20 l. *Tater* (oder *Tatern*?); VI 37 l. *lepten* (st. *leyten*); VIII 25 l. *künde* (besser *künd*), 27 l. *Sî*; XI 38 l. *daz*, 60 l. *so*. **E. S.**

Der minneleich meister Alexanders und seine stellung in der mittelalterlichen musik von **Günther Hase** [Sächs. Forschungsinstitute in Leipzig, Forschungsinstitut für neuere phil., I Altgermanistische abteilung unter leitung von E. Sievers, heft 1]. Halle, Niemeyer 1921. 96 ss. 8⁰. —

Der vf. legt eine wertvolle eingehnde untersuchung von dichtung und composition des minneleichs Alexanders vor, die zum ersten mal auch für die musikalische textherstellung des leichs ESievers neue methode der schallanalyse fruchtbar zu machen versucht, mit einer sehr dankenswerten ausführlichen, von einzelnen irrtümern freilich nicht freien geschichtlichen übersicht über die bisherigen musikalischen übertragungsmethoden beginnt und mit einer neuausgabe der melodischen fassung der Jenaer handschrift in einer auf der 'schallanalytischen methode' beruhenden übertragungsart, der eine 'principielle neubedeutung' (s. 6 und 15) auch in musikgeschichtlicher hinsicht zugesprochen wird, schliefst. vf. verwirft darin die von HRietsch 1913 in seiner ausgabe der hs. Wien 2701 (Denkm. der tonkunst in Oesterreich XX 2; ausgabe des leichs nach Wien s. 83 ff) auch für die übertragung der melodieen der mhd. lyrik vorgeschlagene übertragung im 3/4 tact, wie sie der rhythmik der französischen melodieen des 13 jh.s entspricht, völlig; er hält (ebenso wie HJMoser in s. 'Geschichte der deutschen musik' I 1920) im princip an der von HRiemann seit 1897 gelehrten übertragungsart mittelalterlicher melodieen in geradem tact, in der regel in viertactigen perioden, die gegebenenfalls durch dehnung oder einfügung entsprechender pausen hergestellt werden, fest, überholt aber die auf diesen übertragungsgrundsätzen beruhende ausgabe der Jenaer fassung durch EBernoulli 1901 in einer reihe guter neuer einzelzüge. ferner glaubt er, eine ganz neue lösung der schwierigkeiten, die die übertragung der melismen bietet, darin gefunden zu haben, dass er alle zu einer silbe mehr als 2 töne aufweisenden tonfiguren (ohne dass die melodieaufzeichnung selbst einen anhalt dazu gibt) sich nur als instrumental ausgeführt denken kann, während die singstimme dazu auf dem jeweils ersten ton dieser melismen liegen bleibt. auch für andere kunstformen der mittelalterlichen musik (was vf. nicht erwähnt) haben mehrere forscher in neuester zeit in mehr oder weniger ausgedehntem umfang partieen, die in der aufzeichnung als vocal auszuführen erscheinen, als für instrumentale ausführung bestimmt zu erklären versucht (zt. aus ähnlichen gesichtspuncten, wie die des vf.s sind: schwierigkeit der vocalen ausführung, diese stellen 'klingen instrumental durchaus gut' s. 32 uä.), ohne freilich allgemeine zustimmung dazu zu finden. auch ref. kann diesen eingriffen in die melodieüberlieferung nicht zustimmen, ebenso wenig wie der generellen ablehnung der übertragungsart Rietschs. da gerade im Alexanderleich, was vf. leider nicht hervorhebt, die gröfseren (mehr als 3 töne umfassenden) melismen aufser an den versschlüssen ausnahmslos nur in den senkungen stehn, ligt es m.e. am nächsten (wie auch Rietsch es tut), dafür den dem 13 jh. so geläufigen vocalen vortrag dieser partieen im sog. 2. modus ($^3/_4$ tact mit ♩ als hebung und ♪♪♪♪ uä. als senkung) auch für die übertragung

deutscher melodieen anzunehmen. — druckfehler ua.: s. 75 anfangston der reihe 2 lis: *b* statt *d*; s. 6 u. 14 l. Sammelbände der internat. musikges. statt 'Sonderbände'; s. 7 z. 14 (im citat) l. harmonisierung statt 'notierung' (wie überhaupt die citate oft nicht streng wörtlich sind); s. 57 l. *clivis* statt *podatus* für die mit der *plica descendens* vicarierende ligatur.

Göttingen. **Friedrich Ludwig.**

Der strophenbau im deutschen volkslied von **Gerhard Pohl** [= Palaestra 136]. Berlin, Mayer & Müller 1921. VIII u. 219 ss. 8°. 28 m. — Pohl untersucht, was die nun hundertjährige volksliedforschung bisher seltsamerweise unterlassen hatte, unter einheitlichen gesichtspuncten den strophenbau des deutschen volkslieds. er legt die sammlungen von Uhland, RvLiliencron, Erk und Böhme, Böckel, Frischbier und Ziska-Schottky zu grunde, deren stoff vollstandig verarbeitet wird, sodass neben den alteren jahrhunderten das neuere volkslied des ober-, mittel- und niederdeutschen gebiets gleichmäfsig bedacht ist. er gewinnt damit, unter weisem verzicht auf vollständigkeit, ein reich ausgeführtes bild der formen. das volkslied zeigt, entgegen dem geltenden vorurteil, in strophen von einer bis zu dreizehn verszeilen mit hunderten von abwandlungen in einzelheiten den buntesten formenreichtum. diese überraschende fülle ist aber aus wenigen grundformeln aufgebaut: reimpaar, langzeile und unpaarige zeile sind die stets widerkehrenden einzelglieder, auf die sich die strophen der wertvollsten volkslieder in ihrer masse zurückführen lassen. so bleibt das gesamtbild reich und bunt, verliert aber an verwirrender fülle. den gröfseren wert legt P. mit recht darauf, im ganzen die art zu überschauen, wie das volkslied seine strophen zu bauen pflegt. er geht auch hier von den elementen von vers und strophe aus und führt ein gebäude der volksliedstrophik auf, als habe er es grundsätzlich mit volksentstandenen liedern eigenen gepräges zu tun. vom standpunct der receptionstheorie, auf den sich P. s. 1f doch auch stellt, war vielmehr von der strophik des kunstlieds auszugehn und zu fragen, ob die lieder beim übergang in den gesang des volkes auch strophisch grundsätzliche umbildungen erfahren und welches gesamtbild diese ergeben. in solchem sinne wird im fortgang der forschung der von P. gut erschlossene stoff weiter zu bearbeiten sein. **Alfred Götze.**

Geschichte der mittelhochdeutschen litteratur von **Friedrich Vogt.** 1. teil. [Grundriss der deutschen litteraturgeschichte 2.] 3. umgearb. aufl. Berlin und Leipzig, vereinigg wissenschaftl. verleger 1922. X u. 363 ss. — Als erste frucht der mufse eines unmüfsigen wird uns hier endlich eine mittelhochdeutsche litteraturgeschichte geschenkt, die diesen namen verdient. ihr erster band, bis Gottfried führend, umfasst genau so viel seiten, wie in der zweiten auflage des Grundrisses die

darstellungen von ahd. and. und mhd. litteratur zusammen. die bescheidene skizze von damals, für den studenten bisher der einzige leitfaden, wird sich also zu einem universellen gemälde von zeit- und kunstströmungen auswachsen. eine ausführliche besprechung an dieser stelle ist dem gesamtwerk zugedacht. einstweilen sei nur der wunsch nach baldiger glücklicher vollendung ausgesprochen und eine dringliche bitte angefügt, die vielleicht in der form eines nachtrags auch für diesen ersten band noch berücksichtigt werden kann: widerum und schmerzlicher noch als früher vermisst man in diesem grundriss fast jegliche angabe über die handschriftliche überlieferung der werke. schon hier bedeutet das eine schwere lücke, mit einer gründlichen litterarhistorischen erschliefsung des 14/15 jh.s, wie sie der dritte band verspricht, wird eine solche enthaltsamkeit unvereinbar sein!

H. Schneider.

Frauendienst im mittelhochdeutschen volksepos von **Elsbet Kaiser.** [Germanistische abhandlungen hg. v. Fr. Vogt h. 54.] Breslau, Markus 1921. VIII u. 106 ss. — Die verständige und fleifsige arbeit hätte zu befriedigenderen ergebnissen führen können als zu einer blofsen geordneten darbietung der belege für den frauendienst, wenn die problemstellung klarer gewesen wäre: 1. nach der entstehungsgeschichtlichen seite hin: welche auffassung von der frau, so war zu fragen, spiegelt sich in den verschiedenen etappen der entwickelung der heldenepenstoffe wider? die wunderlich enge anschauung von der ursprünglich passiv dienenden rolle der frau im deutschen heldenlied (s. VII), die sich schon mit den beiden grundfabeln des Nibelungenliedes so gar nicht verträgt, hätte allerdings keine geeignete grundlage für eine solche untersuchung ergeben; 2. wäre nach den quellen der modernen frauendarstellung in den würklich erhaltenen epen zu fragen gewesen; entstammen diese züge jeweils dem leben, der phantasie, bestimmten höfischen vorbildern? — ich versteh auch nicht recht, warum die untersuchung nicht die sog. volksepen in ihrer gesamtheit umfasst; an dem Wolfdietrich D zb. hätte sich trefflich zeigen lassen, wie sich spielmännische lüsternheit und übertriebenes höfisches ceremoniell in den frauenscenen oft ablösen.

Eine einzelheit: von der ihm s. 55 nachgesagten 'ungeschliffenheit' ist der Ortwin der Kudrun sicher freizusprechen, was er str. 1253 zu sagen hat, ist nicht nur 'tactlos', sondern auch unsinnig. *Nu saget mir, frou swester, wâ sint iuwer kint, diu ir bî Hartmuote habet getragen sint?* — Ortwin kann sich doch am wenigsten wundern, die — bestenfalls 11 jährigen — kinder seiner wie er meint verheirateten schwester nicht als gehilfen der mutter beim waschen anzutreffen! *diu kint* sind natürtich die mädchen des gefolges, die bisweilen so genannt werden, allerdings selten genug, dass hier eine momentane ratlosigkeit

eines späteren abschreibers erklärlich erscheinen und für die verderbnis der zweiten langzeile verantwortlich gemacht werden kann.

H. Schneider.

Ein europäischer revolutionär Georg Forster 1754—1794 von **Kurt Kersten.** Berlin, A. Seehof & co. 1922. 93 ss. — Das büchlein ist nicht so geschmacklos wie der knallrote einband, und nicht so panegyrisch wie der Forster verherrlichende umschlag erwarten lässt. es geht etwas weit im verstehnwollen, auch Therese gegenüber, und ist nicht ganz frei von dem streben, dem modernen bürgertum in dem unsteten enthusiasten der freiheit ein vorbild hinzustellen. anwendung moderner revolutionärer terminologie bringt manche schiefe analogie zur jetztzeit in die darstellung. aber der vf. hat sich um das studium der quellen, auch der neuerschlossenen, gemüht, und wenn die ganz lebendig geschriebene skizze auch keine wissenschaftliche bereicherung darstellt, so ist doch auch kein anlass zu ernsterem wissenschaftlichen einspruch vorhanden. mag sich also aus ihr heute, wer will und kann, für F.s politische persönlichkeit begeistern lassen.

H. Schneider.

Von Tieck zu E. T. A. Hoffmann. studien zur entwickelungsgeschichte des romantischen subjectivismus von **Walter Jost** [= Deutsche Forschungen hg. von Friedrich Panzer und Julius Petersen, h. 4]. Frankfurt a. M., Diesterweg 1921. X u. 139 ss. 8°. — Das buch rechtfertigt nicht ganz die erwartungen die der titel erweckt. nicht die entwickelung des romantischen subjectivismus von Tieck bis Hoffmann ist sein gegenstand (auch die wichtigsten mittelglieder, Brentano und Chamisso bleiben ganz aus dem spiel), sondern eine vergleichende betrachtung der beiden schriftsteller, wobei der im ganzen wolgelungene versuch gemacht wird, direct übernommenes und im eigenen wesen begründete ähnlichkeiten zu scheiden. es tritt dabei für mein gefühl nicht genügend hervor, dass dort wo die unterschiede das gemeinsame überwiegen, nicht nur ein wesens- sondern vor allem auch ein wertabstand vorligt; dass ein grofser dichter und ein im an- und nachempfinden unerreichter tausendkünstler nebeneinander stehn; namentlich dort, wo das ineinanderfliefsen der realen und übernatürlichen welt behandelt wird (s. 104 ff). was dabei als grundlegender gegensatz zwischen beiden hervorzutreten pflegt, ist recht gut dargelegt, nicht aber, wie armselig in solchen fällen Tieck meist neben Hoffmann steht! mit recht wehrt sich J. gegen die beliebte verzerrung von Hoffmanns bild, die dessen nachtseiten alle andere eigenart überschatten lässt. bei Tieck wäre man eher versucht zu sagen, dass er überwiegend nachtkünstler ist, denn nur dort, wo er bangigkeit und grausen erwecken möchte, folgt ihm die seelenregung des lesers einigermafsen willig. wo sein übernatürliches sich kindlich-naiv oder phantastisch erhaben geben will, verdirbt affectation und gewollt-

heit alles. Hoffmann stehn dagegen, möcht ich meinen, alle register gleichmäfsig zu gebote. man sollte also den romantischen subjectivismus Tiecks in all seinen äufserungen nicht zu ernst nehmen. wie kennzeichnend auch für ihn, dass dies buch in anderer richtung noch eine ergänzung vertrüge: Hoffmanns einfluss auf Tieck wäre, trotz der von J. richtig hervorgehobenen theoretischen ablehnung, in den späteren novellen des abtrünnigen romantikers (ich denke namentlich an die unausstehliche 'Vogelscheuche') mit nutzen zu studieren. **H. Schneider.**

Michel-Jean Sedaine, Le philosophe sans le sçavoir, comédie en cinq actes et en prose. variorum critical edition based upon the second Paris edition of 1766 and its appendix with an introduction treating of all known editions and translations by **Thomas Edward Oliver.** University of Illinois, University press, vol. IV, nr 3, 1913, 175 ss. (p. 241—415). — Ob das drama von Sedaine diesen ungeheuren aufwand von varianten verdient, der 675, zt. seitenlange, anmerkungen umfasst, muss der romanist entscheiden. hier ist nur mitzuteilen, dass O. auch den deutschen übersetzungen des berühmten werkes mit gröster sorgfalt nachgegangen ist. seine, so viel ich sehe, unwiderleglichen ergebnisse sind, dass es folgende deutsche texte aus dem 18 jahrhundert gibt, bezw. nicht gibt: 1) Pfeffels übersetzung von 1767 ist von Karl Worzel in seiner Heidelberger dissertation über Pfeffels Theatralische Belustigungen, Bruchsal 1911, behandelt worden. — 2) nie existiert haben die von den bibliographen in das jahr 1767 gesetzten übertragungen von Chrn. Friedr. Schwan und von Joh. Friedr. Schmidt. — 3) in Mainz 1768 erschien eine anonyme übersetzung 'Der Weltweise ohne es zu wissen'. — 4) in zwei drucken, Wien 1768, ist vorhanden 'Das Duell oder Der Weise in der That' (Nachdruck: München 1772). O. hält es für möglich, dass diese bearbeitung, die in Wien guten erfolg hatte, von Joh. Friedr. Schmidt (vgl. nr 2) stammt. — 5) eine übertragung oder bühneneinrichtung von Jester, die ua. bei Goedeke erwähnt wird, scheint ungedruckt geblieben zu sein. — 6) von Hans Ernst von Teubern rührt her 'Der Philosoph ohne es zu wissen', Dresden 1776, eine übersetzung für ein privattheater. — 7) in Leipzig 1781 (nicht 1782, nicht 1786) erschien die übersetzung 'Der Weise in der That', mit starken anleihen bei Pfeffel (nr 1), nur dass dieser ein gegner des duells, Gotter ein verteidiger dieses brauches war. (schlechter nachdruck der Gotterschen übertragung in der Deutschen Schaubühne, der ganzen reihe 50. band, Augsburg 1793). **Albert Köster.**

Max Pirker, Das deutsche liebeslied in barock und rokoko [Amalthea-Damenbrevier I bd]. Zürich—Leipzig—Wien, Amalthea-verlag 1922. 67 ss. kl. 8°. — Ein zierliches heft: in einer feinen antiqua-cursive auf bestes papier gedruckt und

in einen schmucken einband gesteckt. aber freilich recht mager und in der auswahl eigenwillig. 19 stücke 'weltliche', 14 'geistliche liebe', jene beginnend mit Hofmannswaldaus *Die Wollust bleibt der Zucker dieser Zeit,* diese schliefsend mit *So lasst mich scheinen, bis ich werde.* zwischen Hofmannswaldau und Goethe, unter ausdrücklicher verschmähung der 'anakreontischen pfahlbürger', 5 lieder von Kurtz-Bernardon, um das wienerische stark herauszukehren. die behandlung der texte ist willkürlich und ohne sorgfalt; zu den alten entstellungen (so bes. s. 21 ff) treten neue hinzu, druckfehler und wortvertauschung; die versabsetzung ist nachlassig (s. 31), die behandlung der orthographie ungleichmäfsig. E. S.

Das mittelalter als ideal in der romantik von **Gottfried Salomon.** München, Dreimaskenverlag 1922. 127 ss. 8°. — Die schrift macht zunächst äufserlich einen etwas sonderbaren eindruck: sie besteht aus 28 kleinen, zt. ganz kleinen abschnitten, darunter 'Vorworte über die renaissance', ein 'Beitrag: Ueber den historismus', ein 'Nachtrag: Adam Müller und die kritik', zehn zeilen mit drei anmerkungen, noch ein 'Anhang' über den positivismus — einigermafsen jeanpaulisch. indessen erklären sich diese sonderbarkeiten, wenn man am schluss der einleitung erfährt, die arbeit sei ein vorwort: 'es erschien mir notwendig, der geschichte und geschichtschreibung des mittelalters [offenbar gen. obj.] das geschichtsideal des mittelalters voranzustellen', dh. die entwicklung des mittelalterlichen ideals der romantik. von dieser absicht aus begreift sich das vorwortmäfsige, zusammengedrängte und zt. sich ziemlich eng an die vorliegenden specialarbeiten anschliefsende der schrift. der vf. hatte offenbar, gegenüber der schon gewaltig angeschwollenen speciallitteratur aus verschiedenen disciplinen, das begreifliche bedürfnis, das gesichert erscheinende, so kurz wie möglich formuliert, zusammenzufassen, an verschiedenen stellen deutlicher zu gruppieren und aus allem die folgerungen über die bedeutung des mittelalterlichen ideals der romantik auf allen in betracht kommenden geistesgebieten zu ziehen. so begleitet er denn dieses ideal, nach einer inhaltlich auf Burdach beruhenden, der auffassung nach an Nadler angeschlossenen (beide werden genannt) parallelisierung zur renaissanceentwicklung, durch die ganze romantik hindurch, ja über sie hinaus bis zu St. Simon, dem positivismus und Karl Marx: in den politischen, socialen und nationalökonomischen würkungen und nachwürkungen gipfelt das ganze; die bedeutung des späteren FrSchlegel und namentlich Adam Müllers tritt stark hervor, in gehörige verbindung gebracht und abgegrenzt gegen Burke, Haller und die andern. der vf. bemüht sich, die folgerichtigkeit der sehr verschlungenen entwicklung zu zeigen, die dadurch zustande kommt, dass jede geistige strömung der so unendlich reichen zeit das mittelalter-

ideal irgendwie in ihren ideencomplex einstellt, sei es nun vom ästhetischen, geschichtlichen, politischen oder social-ökonomischen standpunct aus. es wird in der tat deutlich, wie dieses ideal von innen her mitgearbeitet hat an den grofsen gedankenbildungen des 19 jh.s. besonders lehrreich ist das schliefsliche herauswachsen der praktischsten tendenzen, etwa bei List oder Marlo, aus vorstellungen zu beobachten, die ohne das alte romantische wunsch- und traumbild vom mittelalter nicht denkbar sind; von bekannten politischen parteien zu geschweigen. über manches einzelne liefse sich streiten; erfreulich bleibt die energische art, in der die verschiedensten betätigungen des geistes in romantischer und nachromantischer zeit, dichtung, malerei, politische und wirtschaftliche theorie und anderes, in eins gesehen und als äufserungen des einen romantischen geistes gefasst sind.

Wien. **Walther Brecht.**

Die deutschen lyriker von Luther bis Nietzsche von **Philipp Witkop.** 2 veränd. aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1921. 2 bde. 271 u. 302 ss. 8°. — In erster auflage hiefs Witkops arbeit 'Die neuere deutsche lyrik'. die überschrift ist jetzt entschieden richtiger. denn tatsächlich werden charakteristiken einzelner lyriker geboten. vielleicht wäre noch empfehlenswerter, schlechthin 'Deutsche lyriker von Luther bis Nietzsche' zu sagen; denn auf vollständigkeit, wie der artikel sie andeutet, geht W. auch jetzt nicht aus. der erste band führte zuerst den untertitel 'Von Friedrich von Spee bis Hölderlin'. jetzt erscheint — wie es auch in dem gesamttitel sich ausdrückt — an Spees stelle schon Luther. würklich folgen auf den alten abschnitt, der in einem raschen rückblick 'Die ältere lyrik' vorführt, jetzt nicht in einem zweiten abschnitt die 'Mystiker', sondern einzeln treten hintereinander auf 'Luther und Gerhardt', 'Friedrich Spee' und 'Angelus Silesius (Johann Scheffler)'. neu sind da etwa zwei seiten über Luther und einige worte über dessen unmittelbare nachfolger. die mystische lyrik des mittelalters ist in gekürzter gestalt dem abschnitt über Spee zugewiesen, auch in diesem abschnitt manches umgestellt, erweitert oder gestrichen. neu aufgenommen sind im weitern verlauf der darstellung J. P. Hebel und J. M. R. Lenz. völlig verschwunden ist das vorwort zum ersten wie zum zweiten bande, dann aber die ganze einführende darlegung 'Über lyrik und lyriker'. auch dieser wichtigste strich verrät, dass W. sich dem einspruch von anzeigen der ersten auflage fügt. ich erkenne an, dass manches was ich an dieser stelle (XXXVIII 75 ff) hatte ablehnen müssen, in der neuen bearbeitung nicht erscheint. so ist etwa auch beseitigt, was mir in der würdigung der Marienbader Elegie Goethes wie unnötiges aufwärmen alten klatschs vorkam. dafür steht jetzt an dieser stelle eine längere anführung aus Gundolfs

'Goethe'. anderswo scheint W. meine einwände nicht ganz begriffen zu haben. so findet sich (1, 241) immer noch ein sehr unglücklicher satz über das was erlebnis sei in Schillers jugendgedichten. und (2, 162) immer noch spricht W. von der 'verkleinernden salonmythologie' der Nordseebilder Heines, als ob hier nicht in wurklichkeit travestie des mythos vorläge.

Notwendigerweise ist im ersten band — soweit ich verglichen habe — mehr geändert als im zweiten. der abschnitt über Goethe ist nicht unbeträchtlich erweitert. s. 196 wird berichtet, wie Goethe in Neapel die natur neu erlebt. über die epigramme aus Venedig steht neues s. 202f. über Marianne Willemer ist s. 215f einiges zugefügt, dagegen gestrichen die wendung 'Marianne war braut, Goethe war gatte'. s. 207 verschwindet ein angriff auf die forscher die zu einer verzehrenden leidenschaft die neigung Goethes für Minna Herzlieb aufgebauscht und in ihr das übliche persönliche erlebnis gefunden hätten, dem die sonette, die Wahlverwandtschaften, die Pandora ihren tiefsten gehalt verdankten. weggetilgt ist am anfang des abschnittes über Gottfried Keller die 'vertiefte betrachtung' von epos, lyrik und drama; dagegen wird länger bei den Heidelberger geistigen gewinnen Kellers verweilt. einen starken einschub erfuhr ganz zuletzt das capitel 'Nietzsche'. notwendigerweise war hier neben den ausführungen über das werden von Nietzsches weltanschauung noch über das werden des lyrikers Nietzsche etwas zu sagen. als verbesserte neuauflage ist das ganze sicherlich zu bezeichnen.

Anfangs war nur der zweite band mit einer widmung versehen: 'Dem andenken Wilhelm Diltheys'. der erste band ist jetzt Thomas Mann und Ernst Bertram, der zweite Walther Harich und Conrad Wandrey zugeeignet.

Bonn a. Rh. **Oskar Walzel.**

Heinrich Heines französische prosawerke von **Alfred Schellenberg.** Berlin, Ebering 1921. VIII u. 86 ss. 8°. — Als wichtige ergänzung zu LPBetz Heine in Frankreich (Zürich 1895) liefert Schellenberg eine verdienstliche vorarbeit zu einer ausgabe der französischen fassungen von Heines werken. in methodischer kritischer untersuchung sucht er Heines anteil an den französischen ausgaben seiner prosawerke festzustellen und die männer zu ermitteln, die ihm bei der übersetzung tatkräftig zur seite standen: es sind Loève-Veimars, Willm, A. Specht, Ed. Grenier, St.-René-Taillandier, A. Weill und die 'Mouche'. bibliographisch bringt Sch., da er Pariser bibliotheken benutzen konnte, mancherlei neues, besonders über drucke in verschollenen zeitschriften; allerdings dass Loève-Veimars seine Heine-übersetzungen 1833 im Népenthes sammelte, teilte bereits Philibert Audebrand in seinen Petits memoires du XIX. siècle, Paris 1892, mit. Sch.s kritischen aufstellungen wird man meist beistimmen können: der vom erstdruck im Morgenblatt beträchtlich

abweichende text der buchausgabe der Florentinischen Nächte (im 3. bd. des Salons) lehnt sich aber nicht an die 1836 in der Revue des deux mondes erschienene französische fassung an, vielmehr ist letztere offenbar nur eine übersetzung aus dem manuscript des später im Salon erschienenen echten deutschen textes, während die frühere veröffentlichung im Morgenblatt einen aus censurrücksichten gereinigten, also jüngeren text brachte. seltsam ist, dass Sch. s. 34 erklärt, seine nachforschungen nach einer oper La Belle et la Bête seien fruchtlos gewesen: die von Elster angezogene oper heifst 'Zemire et Azor' (dass Heine sie kannte, beweist sein citat daraus im brief an Friederike Robert, Hirth I 544): 'La Belle et la Bête' ist der titel eines das gleiche motiv wie die oper behandelnden märchens von madame Leprince de Beaumont. nicht die Holländersage, sondern das 'märchen vom fischerknaben' behauptet Heine (Elster 3, 101) von einem Berliner freund erhalten zu haben (zu s. 50).

Wertvoll ist das capitel das den stil in Heines französischen prosawerken untersucht und die übersetzungstechnik würdigt. besonders seine neologistischen wortbildungen und andere germanismen werden in geschickter auswahl systematisch vorgeführt, ferner mit recht auf die zahlreichen milderungen des französischen gegenüber dem deutschen text hingewiesen, die sich aus rücksicht auf die französische classicistische ästhetik und moral erklären. allzu schroffe stellen gegen Deutschland unterdrückte er oft gänzlich. Heine verdient französisch gelesen zu werden. anderseits blieb die übersetzungsarbeit und der lange französische aufenthalt nicht ohne rückwürkung auf Heines deutschen stil, der lexikologische, phraseologische und syntaktische gallicismen in reicher fülle aufweist. die heranziehung des jüdisch-deutschen zum vergleich ist im princip nicht unberechtigt, aber mangels würklich geeigneten materials kaum einwandfrei zu bewerkstelligen. die häufung der negation braucht nicht französisch zu sein. bedauerlich ist dass Sch. kein wort über den beherschenden einfluss des französischen auf Heines interpunction sagt.

Beachtenswert ist in der schlussbetrachtung die feststellung, Heine habe niemals in Frankreich sein deutschtum verleugnet.

Berlin-Halensee. **Erich Loewenthal.**

MISCELLEN.

ZU DEM ND. SPRUCH OBEN S. 111 sind verschiedene zusendungen eingegangen. die vermeintlichen parallelen von abgelegener stelle erscheinen wertlos, nachdem hr cand. phil. Wilh. Muhs in Kiel auf Joh. Kinder Der Lundener kirchhof und seine grabdenkmäler (Lunden 1904) s. 29 hingewiesen hat.

auf der rückseite des denkmals das der landvogt Hans Wibe Roden († 1624) noch zu seinen lebzeiten auf dem kirchhof zu Lunden in Dithmarschen errichten liefs, stehn über den lebensdaten die verse:

O wo frolich idt wesen mach
Dar dusent Jahr is as ein Dacht
O wo wil idt werden so schwar
Dar ein Dach is as dusent Jahr.

diese grabschrift war auch Klaus Harms bekannt, der 1806 bis 1816 als diaconus in Lunden würkte (mitteilung von mehreren seiten). **E. S.**

DEUTSCHE BEARBEITUNG DES VENI SANCTE SPIRITUS AUS MILLSTATT. *Das landesarchiv in Klagenfurt, fasc.* 53, *sign.* XXV, *no* 5, 'Quaternio Algamb', *enthält verschiedene auszüge aus Millstätter hss., die der jesuit Matthias Rieberer in den* 60*er jahren des* 18 *jh.s für die heiligsprechung des angeblichen Kärtner herzogs Domitianus machte. sein eifer hat uns ein sonst unbekanntes geistliches gedicht erhalten. unter andern* 'Millestatuana' *steht auf bl.* 82[b]:

VIII. Hymnus elegantissimus ad s. spiritum; qui videtur esse seculi XIV. Exscriptus ex Codice membranaceo antiquissimo.

1. Chum gesenter got
Vnd ervüll vns durch din gebot
  Mit der waren minne din.
Chum vater aller armen trost,
Der v̊z der hell vnz hat erlost,
  Chum aller sünder sunne schin.

2. Chum trost der alle vrevde birt,
Reiner sel ain sv̊zer wirt,
  Du bist aller lebender leben.
Chum trost in sender arbeit,
Spilendev vreude in t<r>v̊recheit,
  Du chanst lieb nah leide geben.

3. O berndez lieht, du schin her nider,
Ervüll vns div siechen herzze wider
  Mit dins heiligen geistes chraft.
An dine göteliche phlicht
So ist an dem menschen niht
  Noch an aller diner geschaft.

4. Wasch vns ab der sünden hor.
Wis vns lo̊ser minne vor,
  Div vnz verleit oͮf sünden spor.
Heil vnz da wir sin verwunt
Mach <vns> an der sel gesvnt
  Hilf vnz ze iungist an der stunt.

5. So wir hinnen můzen varn,
Daz wir vnz also bewarn
  Daz es vns nach heil erge.
Daz wir dich enphahen so,
Daz wir mit dir werden vro,
  Vnd dv mit vns immer me. Amen.

2, 6 kanst *durchgestrichen* nah *aus* nach 4, 2 loser *oder* böser? 4, 5 Mach an der sel gesunt 4, 6 Stunt stunt, *das zweite durchstrichen* 5, 3 ergev 5, 6 mit vns *doppelt* mer.

Unser gedicht schliefst sich eng an das bekannte dem kg Robert von Frankreich zugeschriebene lat. original (Mone I 244 *nr* 186, *Wackernagel* I 105 *nr* 160) *an, das in der gleichen reimstellung ebenfalls* 5 *strophen aufweist. nur in der ersten strophe findet sich eine stärkere abweichung, wol von der pfingstantiphone* Veni sancte spiritus, reple tuorum corda fidelium *her. — andere bearbeitungen des gleichen originals (Hoffmann vFallersleben nrr* 212—215,

Wackernagel II *nrr* 984. 986—988) *halten sich weniger streng an dessen form und wortlaut.*

Klagenfurt. **H. Menhardt.**

EIN BRIEF WILHELM GRIMMS AN P. E. MÜLLER.

mitgeteilt von Hermann Brücker, Berlin-Friedenau.

In seiner einleitung zu dem Briefwechsel der gebrüder [!] *Grimm mit nordischen gelehrten, Berlin* 1885, *klagt Ernst Schmidt* (s. XII)*: 'so besitzen wir … keine briefe von der hand der gebr. Grimm an Børge Thorlacius, P. E. Müller, Finn Magnusen, Christian Molbech. schon deshalb, aber auch an sich haben die eigenen briefe dieser männer einen geringeren wert.' deshalb wird der nachfolgende brief ein nicht unwillkommener beitrag zur ausfüllung dieser lücke in dem briefwechsel der brüder sein.*

Der brief ist in deutscher currentschrift in 4⁰ *geschrieben ohne orts- und zeitangabe. der postaufgabestempel ist vom* 6. july 1817.

Wir haben also hier die antwort auf den aao. s. 140 *ff abgedruckten brief P. E. Müllers an Wilhelm vom* 13. *april* (?) 1817, *mit dem dieser die diplome für die brüder als correspondierende mitglieder der Scandinavischen litteraturgesellschaft übersandte. sie lautet:*

Werthgeschätzter Freund

Mit herzlichem Dank nehme ich die in Ihrem letzten Schreiben | ausgedrückte freundschaftliche Gesinnung an und bitte | Sie einer gleichen von meiner Seite versichert zu seyn: | mir ist nichts erwünschter, als ein solches Verhältniß mit | einsichtsvollen und geistreichen Männern, welches bei einer | wohlmeinenden Offenherzigkeit durch nichts wird getrübt | werden können. Sie haben uns zugleich durch die That | Ihre Freundschaft bewiesen, indem Sie uns die Diplome als | Mitglieder der skand. Literatur Gesellschaft zugeschickt; wir | beide erkennen die Ehre, die darin für uns liegt und daß | nur unser guter Wille nicht aber unsere | geringen Verdienste sie uns erwerben konnten. Haben | Sie die Güte, der Gesellschaft unsern Dank dafür | zu sagen.

Ich hatte schon bei dem ersten flüchtigen Überblicken | die Übersetzungs und Druckfehler in Ihrer Sagenbibliothek[1] bemerkt, bei den un|wißenden Correctoren und bei der täuschenden äußeren

[1] *Den ersten band von P. E. Müllers* (1776—1834) *hauptwerk, der sagabibliothek (bd I* 1817, *II* 1819, *III* 1828) *hatte K. Lachmann, aus der handschrift übersetzt,* 1816 *bei Georg Reimer in Berlin erscheinen lassen. darauf bezieht sich die bemerkung über die übersetzungs- und druckfehler. Wilhelms anzeige des buches, das er als ein 'unentbehrliches hilfsmittel' betrachtet, 'das auch hernach — wenn alle sagas von bedeutung gedruckt sein werden — seinen werth als übersicht behält', ist enthalten in dem zusammenfassenden aufsatz; Die altnordische Litteratur in der gegenwärtigen Periode (Hermes II* 1820 *bd* 1 (5 *der ganzen folge*)), *Kl. Schr. III* 17 *ff.*

Ähnlichkeit | innerlich verschiedener Worte in den nahverwandten Sprachen, || (S. 2) ist das ein leider nicht ungewöhnliches Schicksal. Die gedruckte | Anzeige habe ich für unser und der Bibliothek Exemplar | benutzt, sollte es nöthig seyn, so werde ich nach Ihrem | Auftrage sie öffentlich mittheilen; sonst erlauben | Sie mir bei einer zukunftigen Anzeige des Buchs, | mit der ich am besten warte, bis ich das danische Original | besitze, davon Gebrauch zu machen.

Es ist eine Freude, zu sehen, wie die nordische Literatur | von so vielen Seiten bei Ihnen gefördert wird, es ist offen|bar eine neue Periode für sie gekommen, in welcher | sie einmal stark fortrückt. Daß Rask, ein Däne, | in Stockholm besonders unterstützt wird, ist auch eine | schöne Vereinigung, seine neue Ausgabe der jüngern | Edda[1] befriedigt ein lang gefühltes Bedürfniß. Die | Chrestomathie wird wahrscheinlich die Erlernung der | Sprache erleichtern sollen, oder wird sie auch noch | ungedruckte Stücke enthalten? Die alte Edda wird hoffentlich in dieser Zeit beendigt seyn, ich habe Hn. Prof. | Thorlacius, dem ich mich zu empfehlen bitte, ersucht, mir | sobald sie verkauft wird, durch Buchhandlungen ein | Exemplar zusenden zu laßen. || (S. 3)

Bei uns ist gleichfalls eins und das andere erschienen. | Radlof Sprache der Germanen[2] enthält soviel Mund arten, als dem Verfaßer zugänglich waren und bleibt | bei einer natürlichen Unvollständigkeit ein nützliches | und brauchbares Buch. Görres hat aus den Heidelberg. | Handschriften Meisterlieder[3], größtentheils aus dem 15 | und 16 Jh. herausgegeben, ein zweites wichtigeres Werk | über den Geist des Mittelalters vorzüglich den | poetischen hat er in der Arbeit. Stuhrs Abhandl. | über nordische Alterthümer[4] haben mich soweit ich | sie gelesen, noch nicht sehr erbaut. Um von | uns etwas zu sagen, so haben wir den zweiten Band | der deutschen Sagen zum Druck fertig und denken | zunächst an die Ausgabe des Reinhart Fuchs, die | ein paar Bände ausmachen wird. |

Mein Bruder empfiehlt sich mit mir Ihrem | ferneren Andenken, und ich bin mit aufrichtiger | Hochachtung und Freundschaft |

Der Ihrige |
W. C. Grimm

[1] *Rasks Chrestomathie erschien erst* 1819 *unter dem titel Specimina Literaturae Islandicae.*

[2] *Joh. Gottlieb Radlof Sprache der Germanen in ihren sämmtlichen mundarten dargestellt und erläutert durch die gleichnisse vom säemanne und dem verlorenen sohne. Frankfurt a. M.* 1817.

[3] *J. Gorres Altdeutsche Volks- und Meisterlieder. Frankfurt a. M.* 1817.

[4] *P. F. Stuhr Abhandlungen über nordische Alterthümer. Berlin* 1817.

Die Einlage bitte ich gütigst abgeben zu laßen. || (S. 4.) An | Herrn Profeßor P. E. Müller | Wohlgeb. | zu | Kopenhagen | Königr. Dänemark | Frei bis Hamburg.

Nachschrift: ein brief Jacobs an Rask, Cassel 1823, 3 *seiten in* 4°, *befand sich in der* 1896—1898 *zu Leipzig versteigerten grofsen autographensammlung von Wilhelm Künzel (sammlg K, abt. IV nr* 1436); *sein gegenwärtiger besitzer war nicht zu ermitteln. E. Schmidt aao. s.* 85 *gibt an, dass nur die briefe der brüder die nach Rasks asiatischer reise datieren, erhalten seien.*

Friedrich Nietzsche-preis für 1923.

Preisausschreiben der stiftung Nietzsche-Archiv.

'Welche fingerzeige gibt die sprachwissenschaft, insonderheit die etymologische forschung, für die entwicklungsgeschichte der moralischen begriffe ab?'

(Nietzsche, Zur Genealogie der Moral, anm. am schluss der 1. Abhandlung 'Gut und Böse'. 'Gut und Schlecht'.)

Für die bewertung kommen nur arbeiten in betracht, die die philosophischen wie sprachwissenschaftlichen gesichtspuncte nach streng wissenschaftlicher methode behandeln.

Zu berücksichtigen sind in erster linie die indogermanischen sprachen. doch ist es sehr willkommen, wenn auch das material aus anderen sprachen herangezogen wird, wobei dem bearbeiter indessen, soweit er sich ein selbständiges urteil nicht zu bilden vermag, gestattet wird, über das aus zweiter hand geschöpfte lediglich zusammenfassend zu referieren.

Die arbeiten sind bis spätestens 1. april 1923 an das Nietzsche-Archiv in Weimar einzureichen. jede arbeit ist mit einem kennwort zu versehen: der name des verfassers darf nur in einem mit dem gleichen kennwort versehenen verschlossenen umschlag angegeben sein.

Alle arbeiten bleiben unbeschränktes eigentum der verfasser.

Der ausgesetzte preis beträgt 3000 m. er soll am geburtstag Fr. Nietzsches, dem 15. october (1923), ungeteilt einer arbeit zuerkannt werden. ist keine arbeit preiswürdig, bleibt es den preisrichtern überlassen, über die verwendung der ausgesetzten summe zu befinden.

Das preisgericht besteht aus:

1. universitätsprofessor dr Bruno Bauch, Jena,
2. frau dr h. c. Elisabeth Förster-Nietzsche, Weimar,
3. graf Harry Kessler, Berlin,
4. oberbürgermeister dr Adalbert Oehler, vorsitzender der stiftung Nietzsche-Archiv,
5. universitätsprofessor dr Ferd. Sommer, Jena.

PERSONALNOTIZEN.

Am 31 juli 1921 ist in Djursholm 73jährig L. F. A. Läffler gestorben, in dem seine landsleute den mann schätzten, der der modernen sprachwissenschaft in Schweden (1873—75) die bahn gebrochen habe; ein früh aufgetretenes leiden hat ihn

an der fortsetzung seiner lehrtätigkeit und an gröfsern productionen gehindert; seine kleinen arbeiten sind zt. meisterleistungen.

Im september 1921 † PAUL CAUER in Münster, der mit dem kampf für das gymnasium allezeit die eifrige pflege der deutschen studien und des deutschen unterrichts verbunden hat. — weiter verzeichnet unsere totenliste:

26 oct. 1921 † WILHELM UHL in Königsberg, 57 jährig.

1 dec. 1921 † der anglist MAX KALUZA ebenda, 65 jährig.

29 dec. 1921 † 75 jährig HERMANN PAUL in München, dem es vergönnt gewesen ist, im siegreichen kampf gegen alter und augenleiden seine fünfbändige Deutsche Grammatik zu ende zu führen und daneben andere grofse werke wie die Principienlehre und das Wörterbuch neu herauszugeben, durch die er sich in der geschichte der sprachwissenschaft einen ehrenvollen platz gesichert hat.

Um die jahreswende 1921/22 verschied in Prag 79 jährig HANS LAMBEL, der vielseitigste und bestgeschulte unter den schülern Franz Pfeiffers.

7 jan. 1922 † in Jena BERTHOLD DELBRÜCK im 80 lebensjahre, der, nachdem er das dreibändige werk der Vergleichenden Syntax zum abschluss gebracht hatte, unermüdet die germanische und insbesondere die altnordische syntax durch eine reihe gründlicher monographieen auszubauen strebte.

12 jan. 1922 † in München 60 jährig KARL BORINSKI, der uns mit seiner Poetik der Renaissance 1886 ein grundlegendes werk geschenkt und sich in einer reihe weiterer arbeiten als einen der reichstgebildeten litterarhistoriker erwiesen hat.

5 märz 1922 † in Erlangen 74 jährig ELIAS VON STEINMEYER, der unsere Zeitschrift von 1874—1890 (bd 17—34) geleitet und ihr in verbindung mit W. Scherer 1876 (bd 19) die neue form gegeben hat. durch die neubearbeitung der Denkmäler von Müllenhoff und Scherer (1892), die er dann in seinen Kleineren ahd. Sprachdenkmälern (1916) teilweise ersetzte, vor allem aber durch die monumentale ausgabe der Althochdeutschen Glossen (1879—1898) hat er den althochdeutschen studien eine grundlage geschaffen, wie sie kein anderes gebiet der germanischen philologie in gleicher zuverlässigkeit besitzt. über der correctur eines fünften Glossenbandes hat ihn der tod ereilt: Ed. Sievers, der am I bande sein mitarbeiter war, wird nun auch diesen nachtrag an die öffentlichkeit bringen. das grofse Althochdeutsche wörterbuch, das wir von Steinmeyer erhofften, harrt auf saubern zetteln eines bearbeiters, der es nicht leicht haben wird, auf der höhe dieses musters von akribie und selbstzucht zu bleiben.

An der universität Kiel wurde der ao. professor dr EUGEN WOLFF zum ordinarius, in Königsberg prof. dr WALTHER ZIE-

SEMER zuerst zum ord. honorarprofessor, dann zum ordinarius ernannt. als nachfolger Walzels wurde prof. CHRISTIAN JANENTZKY von München nach Dresden berufen.

Für deutsche philologie haben sich in Frankfurt a. M. dr ADOLF SPAMER, in Zürich dr OTTO GRÖGER, in Leipzig der frühere professor der Petersburger universität dr FR. BRAUN habilitiert.

Umhabilitiert haben sich der privatdocent der deutschen philologie dr CARL WESLE von Frankfurt a. M. nach Jena, der privatdocent der englischen philologie dr GUSTAV HÜBENER von Göttingen nach Marburg.

Der ord. professor der englischen philologie MAX HECHT in Basel ist als nachfolger Morsbachs nach Göttingen berufen. den lehrstuhl R. BROTANEKS in Dresden erhielt der privatdocent dr WALTER FISCHER von Würzburg.

EINGEGANGENE LITTERATUR.

Wir verzeichnen an dieser stelle möglichst mit preisangabe alle der redaction (resp. der Weidmannschen buchhandlung für uns) zugesandten schriften, mit ausnahme derjenigen welche verlegern oder autoren inzwischen zurückgegeben worden sind. eine besprechung zu liefern oder andernfalls das buch zurückzusenden verpflichten wir uns nur in dem falle wo wir das recensionsexemplar angefordert haben.

Vom 15 november 1921 bis 31 mai 1922 sind eingelaufen:

Amalthea-Almanach 1922. Wien usw., Amalthea-verlag 1921. 200 ss. 8°. geh. 10 m. gbd. 14 m.

H. Baumgarten, Die mundarten des Berner Seelandes [Beiträge zur Schweizerdeutschen grammatik XIV]. Frauenfeld, Huber & co. 1922. VIII u. 208 ss. — 10 fr.

W. A. Berendsohn, Grundformen volkstümlicher erzählungskunst in den Kinder- u. Hausmärchen der brüder Grimm. Hamburg, Gente 1922. 143 ss. 8°. — 30 m.

H. de Boor, Studien z. altschwed. syntax in d. ältesten gesetztexten u. urkunden [Germ. Abhandlungen h. 55]. Breslau, M. & H. Marcus 1922. VI u. 214 ss. — 50 m.

F. Braun, Die urbevölkerung Europas u. die herkunft d. Germanen [Japhetit. studien z. sprache u. kultur Eurasiens h. I]. Stuttgart, Kohlhammer 1922. 92 ss. 8°.

B. Bretholz, Geschichte Böhmens u. Mährens. I bd. Das vorwalten des Deutschtums bis 1419. Reichenberg, Sollors 1922. V u. 237 ss. 8°.

Neil C. Brocks, The sepulchre of Christ in art and liturgy with special reference to the liturgic drama [University of Illinois Studies in language and literature Vol. VIII nr 2]. Urbana, Univ. of Illinois press [1921]. 110 ss. gr. 8°. — 1,50 doll.

W. Classen, Das bürgerliche mittelalter [Das werden des deutschen volkes 6. heft]. Hamburg, Hanseat. verlagsanstalt 1922. 111 ss. 8°. — 18 m.

J. Ehret, Das Jesuitentheater zu Freiburg i. d. Schweiz. I teil: Die aufsere geschichte der herbstspiele von 1580—1700 mit einer übersicht über das schweizerische Jesuitentheater. Freiburg i. Br., Herder 1921. XVI u. 260 ss. — 50 m.

E. Ermatinger, Das dichterische kunstwerk. grundbegriffe d. urteilsbildung in der literaturgeschichte. Leipzig. Teubner 1921. VII u. 405 ss. 8⁰.

S. Feist, Einführung in das gotische. texte, übersetzungen, erläuterungen. m. 1 tafel. Leipzig, Teubner 1922. VI u. 156 ss. 8⁰.

Norske Folkeminne utg. av den Norske Historiske Kildeskriftkommissionen II. Norske Eventyr. en systematick efter trykte og utrykte kilder. Christiania, Dybwad 1922. XI u. 152 ss. gr. 8⁰.

G. Girke, Die tracht der Germanen in der vor- u frühgeschichtlichen zeit. mit einem anhang: Vom heutigen landläufigen Germanenbildnis. 2 teile [Mannus-bibliothek nr 23. 24]. Leipzig, Kabitzsch 1922. VIII u. 59 ss. VIII u. 129 ss. gr. 8⁰. — je 75 m.

A. Götze, Proben hoch- und niederdeutscher mundarten [Kleine Texte h. 146]. Bonn, A. Marcus u. E. Weber 1922. 111 ss. 8⁰.

H. Hahne, 25 jahre siedlungsarchäologie. arbeiten aus dem kreise der Berliner schule [Mannus-bibliothek nr 22]. Leipzig, Kabitzsch 1922. VI u. 180 ss. gr. 8⁰. — 64 m.

L. L. Hammerich, Zur deutschen akzentuation [Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab. Hist.-fil. Meddelelser VII 1]. Kopenhagen, Höst & Sön 1921. 330 ss. 8⁰.

A. Hauffen, Johann Fischart. ein literaturbild aus der zeit der gegenreformation I. bd. [Schriften des wissenschaftl. Instituts der Elsaſs-Lothringer im Reich.] Berlin, Verein. wiss. verleger 1921. X u. 290 ss. 8⁰. — 48 m.

M. Hochdorf, Zum geistigen bilde Gottfried Kellers [Amalthea-bücherei bd V]. Wien, Amalthea-verlag [1919]. 98 ss. 8⁰.

P. Th. Hoffmann, Der mittelalterliche mensch. gesehen aus welt und umwelt Notkers des Deutschen. Gotha, F. A. Perthes 1922. 256 ss. 8⁰. — 40 m.

G. Indebro, Sverris Saga efter Cod. AM. 327. 4⁰. [utg. av Den Norske Hist. Kildeskriftkommission]. Christiania, Dybwad 1920. LXXIX u. 214 ss. gr. 8⁰.

Jahrbuch der Sammlung Kippenberg I bd 1921, mit 6 bildertafeln. Leipzig, Insel-verlag. 330 ss. 8⁰.

R. Jente, Die mythologischen ausdrücke im altenglischen wortschatz. eine kulturgeschichtlich-etymologische untersuchung [Anglist. forschungen hrsg. v. Hoops h. 56]. Heidelberg, Winter 1921. XX u. 344 ss. 8⁰.

O. A. Johnsen, Olafs Saga hins Helga. Christiania, Dybwad 1922. LVII u. 115 ss. gr. 8⁰.

E. Jung, Germanische götter u. helden in christlicher zeit. München, Lehmann 1922. 393 ss. 8⁰. — 100 m.

G. Keller, Der grüne Heinrich. ursprüngliche fassung. Berlin, Propyläen-verlag [1922]. 886 ss. 8⁰. —

P. Kluckhohn, Die auffassung d. liebe in d. literatur d. 18 jahrhunderts u. in der deutschen romantik. Halle, Niemeyer 1922. XII u. 640 ss. 8⁰. — 100 m.

J. Körner, Arthur Schnitzlers gedanken u. probleme [Amalthea-bücherei bd XXIII]. Wien und Zürich, Amalthea-verlag 1921. 227 ss. 8⁰.

S. v. Lempicki, Geschichte der deutschen literaturwissenschaft bis zum ende des 18 jahrhunderts. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1920. XII u. 468 ss. 8⁰.

K. Luick, Historische grammatik der englischen sprache. lief. 3. 4. 5. 6[1]. Leipzig, Tauchnitz 1920. 1921.

H. Marti, Beiträge zu einem vergleich. wörterbuch der dtschen rechtssprache auf grund des Schweizerischen zivilgesetzbuches. Bern, P. Haupt 1921. 74 ss. gr. 8⁰. — 12 m.

J. Minor, Aus dem alten und neuen Burgtheater [Amalthea-bücherei XVI u. XVII]. Wien, Amalthea-verlag 1920. 255 ss. 8⁰.

Neophilologus VII jaarg. 2 afl. Groningen, Wolters 1922.

Neuphilologische Mitteilungen 22 jahrgang h. 6—8 (s. 113 bis 170). Helsingfors 1921.

D. Nielsen, Der dreieinige gott in religionshistorischer beleuchtung. I bd. Berlin, Gyldendalscher verlag 1922. XV u. 472 ss. 8⁰.

E. Norden, Die german. urgeschichte in Tacitus Germania [sa. aus den Ergänzungen z. 2. abdruck]. Leipzig, Teubner 1922. — 8 m.

E. Öhmann, Zur geschichte der adjektivabstrakta auf *-ida*, *-î* und *-heit* im deutschen [sa. aus den Annales Academiae scientiarum Fennicae]. Helsinki 1921. 55 ss. 8⁰.

H. Röhl, Wörterbuch zur deutschen litteratur [Teubners kleine fachwörterbücher bd 14]. Leipzig, Teubner 1921. 252 ss. 8⁰. — 25 m.

E. Rooth, Die mittelalterlichen deutschen handschriften einschl. der lateinischen mit dtschen bestandteilen der Universitätsbibliothek zu Uppsala. [sa. aus Uppsala Universitetsbiblioteks Minnesskrift 1621—1921]. 64 ss. lex. 8⁰.

K. Schiffmann, Das land ob der Enns. eine altbaierische landschaft in den namen ihrer siedlungen, berge, flüsse und seen. München, Oldenbourg 1922. 248 ss. 8⁰. — 68 m.

O. Selz, Oswald Spengler u. die intuitive methode der geschichtsforschung. Bonn, Cohen 1922. 31 ss. 8⁰ — 12 m.

E. E. Stengel, Nova Alamanniae. urkunden, briefe und andere quellen besonders zur deutschen geschichte des 14. jahrhunderts. 1. hälfte. Berlin, Weidmann 1921. IV u. 416 ss. 8⁰. — 54 m.

K. Stübiger, Untersuchungen zu Gundacker von Judenburg [Germanist. Studien h. 15]. Berlin, Ebering 1922. XIII u. 169 ss. 8⁰.

Nysvenska Studier I h. 4/5. Uppsala, Akadem. bokh. 1922.

J. de Vries, Rother [Germ. Bibl. II, Untersuchgen u. texte 13]. Heidelberg, Winter 1922. CXV u. 129 ss. 8⁰. — 28 m.

H. Wiegert, 'Jim an Nell' von W. F. Rock. eine studie zum dialekt von Devonshire [Palaestra 137]. Berlin, Mayer & Müller 1921. 344 ss. 8⁰. — 45 m.

L. Wiener, Contributions toward a history of arabico-gothic culture. vol. IV Physiologus studies. Philadelphia, Innes & son 1921. 388 ss. 8⁰.

Heinrich Winkler zum 70. geburtstage. S. Simonyi, Ungarische zusammensetzungen. E. Lewy, Zum bau des Erdsjanordwinischen, m. e. exkurs üb. die kasus. Breslau, Priebatsch in comm. 1920. 20 ss. 8⁰.

R. Zenker, Forschungen zur Artusepik I. Ivainstudien [Beihefte z. Zeitschr. f. roman. phil. 70]. Halle, Niemeyer 1921. XXVIII u. 356 ss. 8⁰. — 60 m.

Ferner die im vorliegenden heft bereits besprochenen schriften: Lübisch-Nordische Ausstellung (s. 182), **Behn** (s. 183), Berichte von Bonn u. Trier (s. 183), **Campion** (s. 190), **Carlsson** (s. 180), **Dutschmann** (s. 184), Gayley-Anniversary (s. 181), **Hilka** (s. 188), **Kersten** (s. 195), **Lessiak** (s. 185), Mitteilungen von Riga (s. 185), **Pohl** (s. 193), **Salomon** (s. 193), **Schumacher** (s. 183), **Singer** (s. 190), **Vogt** (s. 193), **Witkop** (s. 197), **Zauner** (s. 188).

REGISTER.

Die zahlen vor denen ein A steht, beziehen sich auf den Anzeiger, die übrigen auf die Zeitschrift.

ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

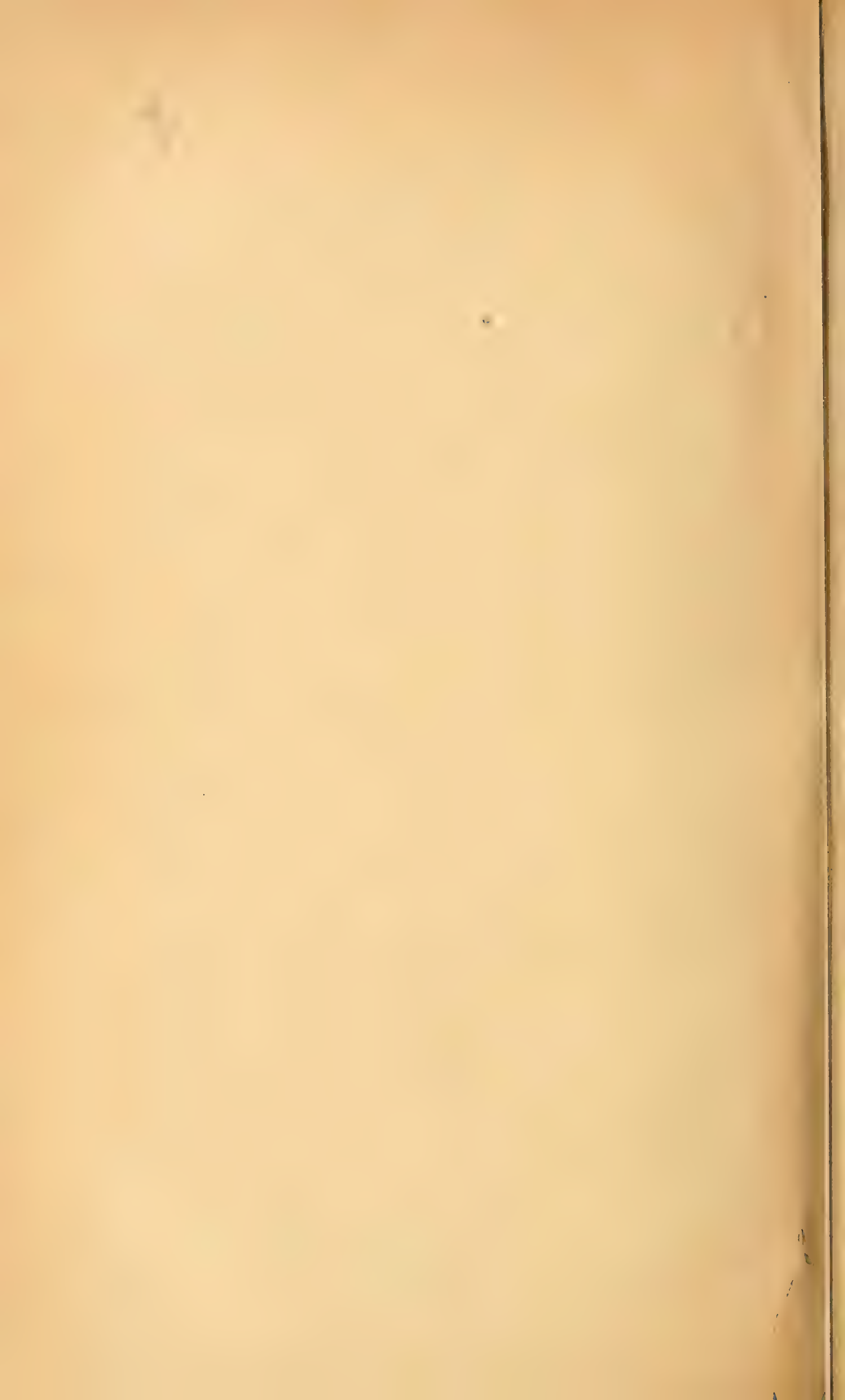
VON

EDWARD SCHROEDER UND **GUSTAV ROETHE**

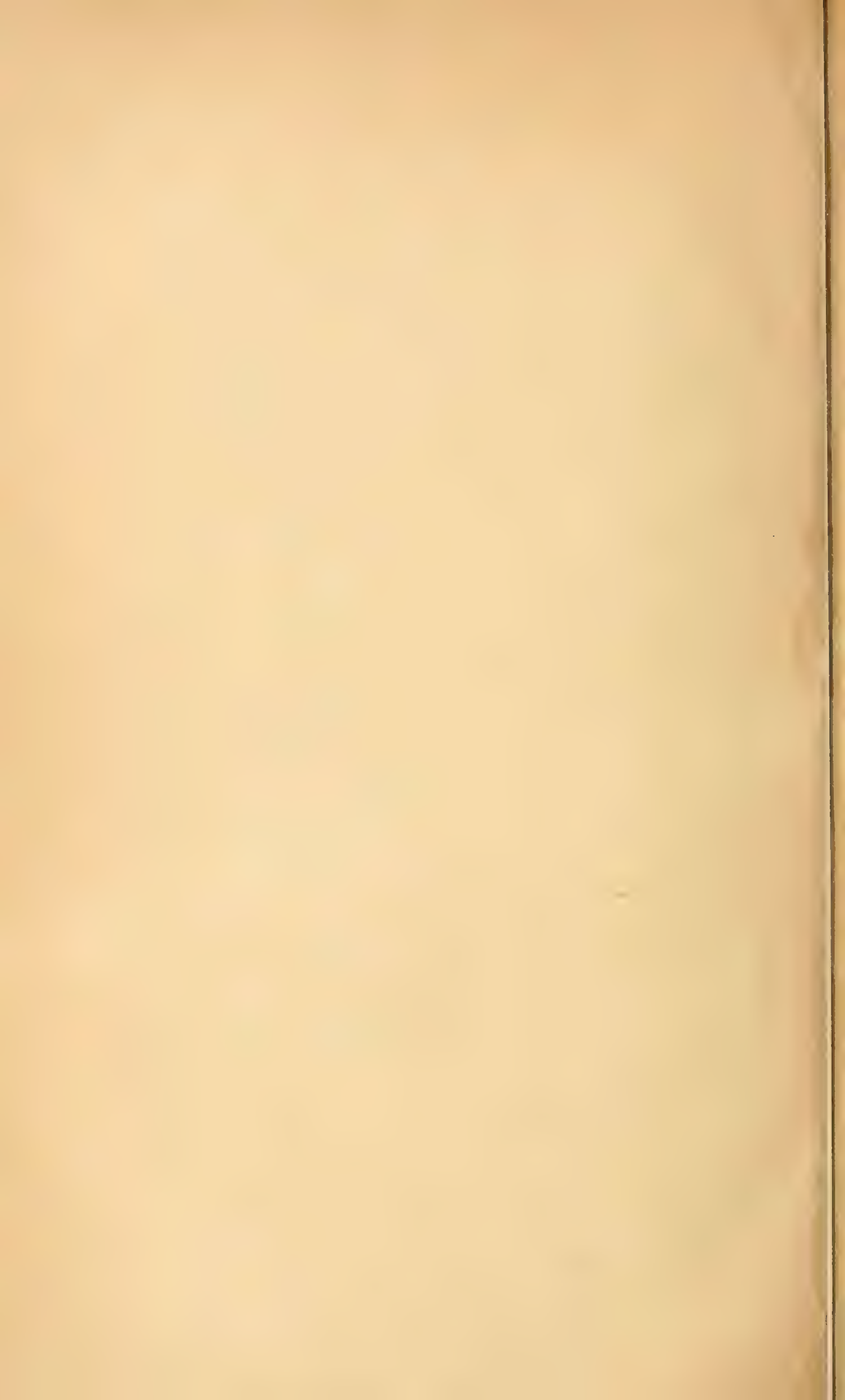
SECHZIGSTER BAND

DER NEUEN FOLGE ACHTUNDVIERZIGSTER BAND

BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1923



INHALT.



UNTERSUCHUNGEN ÜBER DIE SAGE VOM BURGUNDENUNTERGANG[1].

III. DAS SÄCHSISCHE LIED.

Seit der veröffentlichung meiner abhandlungen im 54 und 55 bd. der Zs. ist manches zur klärung der Nibelungenfrage geschehen. wir verdanken es namentlich den tiefeindringenden forschungen AHeuslers[2] aus dem verflossenen jahrzehnt, dass vor unsern augen ein so consequent in allen teilen ausgeglichenes sagengebäude erstanden ist, dass man getrost behaupten kann: die 1921 gemeinverständlich in 'Nibelungensage und Nibelungenlied' zusammengefassten ergebnisse seiner einzelforschungen auf diesem gebiete geben im grofsen und ganzen das sagenbild wider, das unsere generation am meisten befriedigen wird.

Weil ich mich in den meisten principiellen fragen Heuslers ansichten voll und ganz anschliefsen kann, ligt heutzutage keine veranlassung mehr vor zur veröffentlichung einer fortsetzung in der gestalt, wie ich sie noch 1917 beim erscheinen des 55 bandes der Zs. plante, infolge mancher anderweitigen beschäftigungen damals aber aufschieben muste. der vorliegende teil ist in ganz anderm sinne aufzufassen: er stellt einen versuch dar, die einzige kluft zu überbrücken, die noch zwischen den anschauungen des lehrers und des dankbaren schülers geblieben ist.

Es handelt sich hauptsächlich um die einschätzung der von mir aus der Þs. herausgeschälten Soester fassung Þ. — hier mufs ein vorurteil überwunden werden, das, wie ich glaube, hauptsächlich daher rührt, dass eine in den beiden abhandlungen noch einigermafsen abstract gefasste 'sagenform' sich noch nicht zu einem concret geschauten 'sagengefäfs', zu einer 'sagendichtung' zusammengeschlossen hatte.

Die hoffnung dass auf diesem gebiet eine verständigung möglich ist, geben mir manche wendungen in Heuslers schriften. im grunde genommen sieht auch Heusler, dass an der darstellung der ereignisse des Burgundenuntergangs in der betreffenden partie

[1] vgl. Zs. 54, 427. 55, 445.

[2] Nibelungensage und Nibelungenlied, die stoffgeschichte des deutschen heldenepos. Dortmund 1921; im folgenden als Ns. citiert.

der Þs. etwas hapert. ich citiere[1] aus Ns. 197: 'dem Nordmann, der auf gehörtes in deutscher sprache und auf sein gedächtnis angewiesen war, ist der stoff in unfreiwillige verwirrung geraten: einiges erzählt er doppelt, ja dreifach'; 202: 'der kern des auftritts, die warnung durch Dietrich, wird erst folgenden tages, an unmöglicher stelle, nachgeholt'; auf derselben seite: 'diese ausgezeichnete erfindung, die in der saga durch verspätetes und dreifaches anbringen um ihre wirkung kommt'; 205: 'der nordische nacherzähler hat das bisherige in übel zerworfenem zustand'; 210: 'den auftritt zu erkennen und zu würdigen, hinderte seine zerstückelung bei dem nordischen nacherzähler. einzelheiten sind hier glücklich bewahrt, wichtiges ist vergessen, der zusammenhang zertrümmert'. man nehme noch hinzu die Zs. 55, 479 in der correcturnote aus den Sitzungsberichten der preufsischen akademie der wissenschaften, 1914, XLVII, Die heldenrollen im Burgundenuntergang[2] angezogenen stellen.

Tatsächlich hab ich nach nochmaliger genauer prüfung meiner analyse im 54 bd. der Zs., nach ausscheidung einiger weniger bedeutenden fälle 24 stellen gezählt[3], wo man bei unbefangener prüfung der sachlage in jedem andern fall auf quellenmischung schliefsen würde: ich rufe hier den verfasser der glänzenden abhandlung über die lieder der lücke im codex regius der Edda, den überzeugenden analysierer der berühmtesten partie der Vǫlsungasaga, selber als kronzeugen auf. manche dieser 24 fälle — bei weitem aber nicht alle — können freilich auch anders erklärt werden, das zusammentreffen einer so grofsen anzahl weist aber doch wol auf andere ursachen als Heusler gelten lässt. wenn ich im folgenden die puncte einzeln vorführe, ist das keine überflüssige widerholung des bereits im ersten teil dieser Unters. gesagten, denn erstens konnte dort im zusammenhang der analyse nicht jeder einzelgrund für die trennung der verschiedenen versionen immer scharf genug hervorgehoben werden; zweitens will ich hier jedesmal wo dazu veranlassung ist gleichzeitig gegen Heuslers abweichende ansichten stellung nehmen, um dadurch die discussion über die frage weiterzuführen. ich behalte bequemlichkeitshalber

[1] die sperrung rührt von mir her.
[2] im folgenden als Sb. citiert.
[3] aus meinen weitern ausführungen treten noch 3 fälle hinzu.

die siglen þ und N bei, betone aber nachdrücklich, dass ich unter N die in die þs. geflossenen teile des alten Notepos versteh, das Heusler so überzeugend in seinen grundzügen widerhergestellt hat; im princip treff ich hier ganz mit ihm zusammen, wenn ich auch über das bereits vorhandensein und die fassung einiger weniger scenen anders denke. eine concretere umschreibung von þ wird s. 113 ff. gegeben werden.

1) Die werbung um Grimhild wird zweimal erzählt. zuerst erscheint Osid in Worms, dann, wenn der ausdruck auch undeutlich und irreführend ist, Rüdeger; der vorher nicht erwähnte 'markgraf' — das kann doch nur Rüdeger[1] sein — bekommt Bertelsen II 279, 1 mit einem male Sigfrids schwert Gram. es entspricht also nicht ganz den tatsachen, wenn Heusler Ns. 153 sagt: 'zwar ist Rüdeger wahrscheinlich schon im ältern epos der freiwerber gewesen (die nordische prosa ist hier abgewichen)'. aus der nordischen prosa geht noch deutlich hervor, dass Rüdeger hier eine wichtige rolle spielte, die nur die des Nibelungenliedes sein kann: die plötzliche erwähnung des markgrafen und seines geschenkes verrät, dass etwas aus der vorlage unterdrückt wurde. befriedigend erklärt wird diese unterdrückung nur dadurch, dass die werbung Osids, die werbung nach der andern quelle bereits erzählt war. Attila geht nach dieser compilation von þ + N m. e. auch nur deshalb persönlich mit nach Worms, um die zweite verstümmelte werbungsfahrt von N überhaupt noch möglich zu machen. ich möchte keinesfalls daraus mit Heusler Ns. 126 schliefsen, dass Grimhilds hochzeit nach der ältern Not in Worms stattfand. in der für den compilator notwendig gewordenen verstümmelung der werbungsfahrt Rüdegers wurzelt m. e. auch die merkwürdige auslassung seines seelenkampfs bei der katastrophe. sie muss — hier haben Heuslers argumente und namentlich auch die von Obbe Jern handelnden strophen der ballade Grimilds hævn mich jetzt überzeugt — bestimmt zur ältern Not gehört haben, weil sie mit den Bechlarer ereignissen von selbst gegeben ist; der compilator aber k o n n t e bei der oben angenommenen lage der dinge Rüdegers treuschwur gegen Grimhild nicht erwähnen und war deshalb gezwungen auch nachher eine scene zu opfern, die er sich doch

[1] B fügt hinzu: *Rodingeir.*

wol nicht anders als unter dem eisernen zwang der notwendigkeit hätte entgehn lassen.

2) Die beiden boten werden anfangs (280, 11) einfach als 'männer', dann 280, 15 plötzlich unter dem einfluss von N als 'spielleute' bezeichnet, wie im Nl.

3) Obwol die boten einen brief von Attila mitbekommen haben (þ), richten sie ihren auftrag mündlich aus[1] (N), die sich gleich anschliefsenden worte aber geben sich deutlich als einen briefinhalt (þ).

4) Hogni will anfangs zu hause bleiben (þ), was nicht zu der situation aus N passt: deshalb fügen A und B *æigi* hinzu (282, 24).

5) Erst kommen die Nibelungen an den Rhein (þ); dann wird mit rücksicht auf N, wo die Donau an dieser stelle genannt wird, richtig angeflickt (man beachte den wortlaut!) 'wo Donau und Rhein zusammenkamen' (285, 7 f).

6) Bei der überfahrt ins Hunnenland ist die rede von zwei schiffen: eins findet Hogni, eins finden die übrigen. beide schiffe schlagen um, zweimal werden die Nibelungen nass (286, 16 ff, 287, 20 ff). mit recht bemerkt Wesle PBBeitr. 46, 240[2], dass das zweite schiff dem ganzen fährmannserlebnis die spitze abbreche.

7) Auch hier freu ich mich der zustimmung Wesles, der aao. 240 darauf hinweist, dass sowol die balladen wie die Hvensche chronik meine auffassung unterstützen, dass es in der quelle der þs. wie im Nl. tag war, als die meerweiber- und fährmannsabenteuer sich abspielten. damit wird leider ein schönes beispiel für Lessings vorschrift, jenseitiges nicht ins grelle tageslicht zu rufen (Ns. 67), aus der ältern Not zu streichen sein: der mond ist vom interpolator erfunden, weil infolge der combination der beiden quellen die zeitverhältnisse verschoben sind. ausführlicheres Zs. 54, 436.

8) Das kleidertrocknen, wobei die verborgenen waffen erblickt werden, wird sowol in Rüdegers wie in Attilas burg erzählt: um die anwendung des motivs das zweite mal möglich

[1] *mellte*: 281,3: einfluss von N; B renkt die sache wider ein und stellt den brief wider her.

[2] Der Donauübergang im älteren Nibelungenepos, PBBeiträge 46, 231 ff.

zu machen, muss es an dem tage regnen. Heusler verlegt die verdoppelung des motivs nach der ältern Not, worin auch Wesle ihm beifällt; ich halte dies zwar nicht für unmöglich, aber für weniger wahrscheinlich, weil die schöne, altertümlich anmutende scene: Grimhild auf dem turm, die in der sonne glänzenden waffen der Nibelungen erblickend, die sich mit geringer abweichung auch im Nl. (1716 f) findet und im wortlaut so merkwürdig an eine scene des Hunnenschlachtliedes anklingt (Zs. 55, 496 fufsnote) — schönes wetter voraussetzt, und man deshalb entweder annehmen müste, dass dem regen gleich sonnenschein gefolgt wäre, oder dass der dichter der ältern Not das schöne bild festgehalten hätte trotz der veränderten situation, nachdem die Bechlarer episode eingeschoben wurde. Heuslers Ns. 203 f angeführte stütze für seine ansicht, dass erst der letzte epiker die feuer — und damit die halle beseitigt hätte, ist nicht sehr stark: Heusler selbst wird zugeben, dass die von ihm dort hervorgehobene ungeschaute situation, die tatsache dass jene gespräche 'ohne dach und fach' sind, auch einfach aus der psychologie dieses dichters erklärt werden kann, der tatsächlich für räumliches wenig sinn hatte. ich halte also daran fest: der compilator der þs. hat das regenwetter erfunden, uzw. in höchst ungeschickter weise, um die scene, die in N nach Bechlarn verlegt war, in übereinstimmung mit þ auch in Attilas burg möglich zu machen.

9) Ein namenloser *sendemaðr* Attilas (296, 1) teilt Rüdeger mit, was dieser längst wissen muss, dass nämlich seine eignen gäste im Hunnenland angekommen sind; sobald er wider bei Attila ist, lässt dieser feuer anmachen, um die nassen Nibelungen sich trocknen zu lassen. dass er bei seinem ersten auftreten nichts vernünftiges mehr zu sagen weiss, erklärt sich daraus dass der warner Eckewart aus N ihm bereits seine worte vorweggenommen hat: deshalb fiel auch aus, dass er von den Nibelungen den auftrag erhielt feuer anmachen zu lassen, denn auch Eckewart hatte diesen auftrag in der entsprechenden, nach Rüdegers mark verlegten N-scene bekommen. dadurch dass Attila aber 297, 3, gleich nachdem der namenlose zu ihm gekommen ist, in einigen gemächern feuer anmachen lässt, verrät sich noch, was der bote ihm ohne worte mitgeteilt hat.

10) Aus dem wortlaut von cap. 373 geht deutlich hervor,

dass Grimhild die Nibelungen hier zuerst sieht und — freilich auf ihre weise — begrüfst, obgleich bereits cap. 372 die begrüfsung erzählt wurde, es dort sogar den anschein hatte (vgl. aber oben s. 13)[1], dass alle ohne ausnahme von ihr geküsst werden.

11) Aus dem zusammenhang ergibt sich deutlich, dass bereits zu anfang des cap. 373 Grimhild in der quelle, nachdem sie die waffen der Nibelungen erblickt hat, ihnen ihre waffen abgefordert hat. man beachte namentlich Hagens worte 298, 21. 299, 1: *oc ei leifđa ek mina brynio* (oben s. 12 f, 19 f): danach ist auch m. e. Heuslers darstellung dieser ereignisse Ns. 153 f zu modificieren. die unterdrückung der dort erwarteten scene erklärt sich am einfachsten durch den hinweis auf die parallele scene cap. 377 aus der andern quelle.

12) Dietrichs worte cap. 375 (301, 5 ff): 'sei fröhlich, mein guter freund Hogni, und heiter und wahre dich hier im Hunnenland, weil deine schwester Grimhild noch jeden tag jung Sigurd beweint' beweisen deutlich, dass es sich hier um den ersten empfang durch Dietrich handelt nebst seiner dabei ausgesprochenen warnung; nach dem sagamann (301, 10 f) ist Dietrich hier sogar der erste mann der die Nibelungen gewarnt hat, was, weil es sich mit jeder darstellung im widerspruch befindet, nur diesen vorgang der quelle widergeben kann: als erster war er ihnen entgegengeritten, aus freien stücken, um sie zu warnen (oben s. 17). so hat das Nl. es aus der ältern Not übernommen: der sagamann war zu seiner änderung gezwungen, weil er sich neben dem warnenden Eckewart noch den namenlosen Attilamann aus Þ aufgehalst hatte! obgleich man hier deutlich das erste zusammentreffen zwischen Dietrich und den Nibelungen erkennt, reitet dieser nach den voraussetzungen der saga schon am schluss des cap. 371 ihnen entgegen[2] und war capp. 373 und 374 schon mit ihnen zusammen.

[1] man vergleiche jetzt auch damit Heusler, Die deutsche quelle der ballade von Kremolds rache (im folgenden citiert als Kr. R.), Sitzungsber. d. Preuß. akad. d. wissensch. 1921 XXXII, 451 (nr 11): strophe A 25 bestätigt meine reconstruction der sagastelle.

[2] mit unrecht lässt also Heusler Ns. 207 den sagamann dort die warnung durch Dietrich vergessen: er konnte sie dort nicht brauchen und hat sie für die spätere stelle aufgehoben.

13) Cap. 375 (301, 21 ff): Attila kennt seine gäste vom vorigen tage nicht mehr, dh. er sieht sie hier im grunde genommen zum ersten mal! um den unsinn zu verdecken, lässt der sagamann die Nibelungen tiefe helme tragen —, die sie aber gleich abnehmen, nachdem sie an dem könige vorbeigezogen sind!

14) Die naiven worte der saga 306, 14 *sua sem fyrr var sagt* verraten, dass das cap. 377 geschilderte mahl . . . dasselbe mahl ist, von dem bereits cap. 374 nach der andern quelle die rede war.

15) Blodlins kampf setzt dreimal ein: der letzte flicksatz von cap. 381 (312, 10), anfang cap. 382 (312, 15), endlich cap. 386 ist es erreicht! 312, 10—15 stellt nach meiner erklärung einen versuch dar, von þ auf N zu kommen; dass dann, neben einigen mit rücksicht auf þ zu früh berichteten ereignissen aus N (oben s. 22 ff, 26) und versuchen die verschiedenen situationen beider quellen miteinander in einklang zu bringen, sich trotzdem auch noch ein ganzes stück aus þ einschiebt, die nächtlichen kämpfe, bevor Blodlins kampf würklich erzählt wird, erklärt sich aus der tatsache, dass diese nächtlichen kämpfe, wie ich jetzt glaube, nicht so ausführlich in dem liede erzählt wurden das þ zu grunde lag; näheres darüber unten s. 114 f.

16) Cap. 382: das merkwürdige nebeneinander von halle (N) und garten (þ): um die situation aus þ in die aus N hinüberzuleiten, werden die Nibelungen alle nach einer halle (die membrane list sogar nach d e r halle, dh. der halle aus N) zurückgetrieben: so sind sie dann schliefslich künstlich in die situation versetzt, in denen N sie kannte, nachdem sie einen ausfall aus dem brennenden gebäude gemacht haben, die halle als rückendeckung! der überrest des vernichtenden feuers in þ ist das brennende *steikara hus!*

17) Anfang des cap. 383: der sagamann findet es nötig uns mitzuteilen, dass Gunnar weifs was Hogni ihm cap. 381 berichtet hat: den ausfall aus dem garten. die einfachste erklärung ist wider: cap. 382, das N gehört, hat sich zwischen die þ-stellen aus capp. 381 und 383 geschoben: die läppische bemerkung von cap. 383 nimmt den faden von 381 wider auf. dass diese erklärung richtig ist, beweist auch folgendes.

18) Gunnar, der sich noch im garten befindet, eilt cap. 383

(þ) Hogni draufsen zu hülfe, aber — im vorhergegangenen N-capitel — war Hogni schon wider in den garten zurückgekehrt, um seinen standort aus N vor der halle einzunehmen!

19) Ende cap. 386 will Rüdeger den kampf beginnen, weil Blodlin gefallen ist, er kommt aber erst cap. 388 dazu. wir erklären wider: cap. 387 gehört N an; Heusler redet hier von der 'abspringenden erzählweise' des sagamannes (Sb. 1134).

20) Rüdegers erwähnung am schluss des cap. 386 beweist, dass nach N Iring hier schon gefallen sein muss, weil in der ältern Not wie im Nl. Rüdeger erst nach Irings fall in die kämpfe eingreift. meine erklärung beseitigt das dilemma vor welches sich Heusler Sb. 1133 f gestellt sieht.

21) Die überschrift der membrane Bert. 317, 10 *Fall H[ognis]* [1] passt nur, wenn ein grofses stück der saga herausgenommen wird, das wir N zugewiesen haben. erst ende cap. 387 fällt Hogni und wird, obgleich der compilator dies unterdrücken muste, von Iring gefangen genommen, worauf nach meiner erklärung (oben s. 28) die unmutigen worte Hognis deuten; der compilator muste ihn aber N zuliebe noch etwas weiter kämpfen lassen. wer sich gegen die consequenzen einer auflösung der þs. sträubt, kann Hogni freilich im kampf nur — stolpern lassen, ohne dass dies weiter schlimmere folgen für ihn hätte, was an und für sich nicht unmöglich ist, aber merkwürdig wird, wenn man sich daraus eine capitelüberschrift und eine — Soester erinnerungsstätte entstanden denkt, *huar Haugni fell* (Bert. 327, 19).

22) Die überschrift der membrane cap. 388 *um bardaga G[islhers]* deutet darauf, dass hier Gislhers entscheidender todeskampf berichtet wurde; gegen Heusler halt ich also daran fest dass er hier gegen Rüdeger fiel. wie im Nl., das den grausen kampf zwischen schwäher und eidam mit dem schwertgeschenk an Gislher beseitigt hat, Rüdeger und Gislhers ersatzmann, der schwertbesitzer Gernot, sich gegenseitig töten, so müssen dies in der ältern Not Rüdeger und Gislher getan haben; die überschrift der membrane, das schwertmotiv und die gegenseitige erschlagung,

[1] Bertelsens ergänzung *h[ertoga Blodlins]* ist selbstverständlich unmöglich: das wäre ein gar zu merkwürdiges abkürzungsverfahren; man vergleiche die andere kürzende überschrift cap. 388 *um bardaga G[islhers]*.

treffen hier zusammen und beweisen m. e. zusammen, dass der compilator hier nur mit rücksicht auf seine andere quelle Gislher am leben lassen muste, weil dieser nachher die stelle des nach Þ schon gefangenen Gunnar bezw. Hogni einzunehmen hatte (oben s. 31). Heusler leugnet freilich, dass in der schlussscene Gislher an die stelle eines andern getreten sei; er betrachtet den ganzen bericht der saga über die letzten greueltaten der Grimhild aus cap. 392 als eine erfindung der sächsischen erzähler, als einen ersatz für den ihr in dieser sagenform genommenen doppelmord an Gunther und Hagen und als ein mittel, Grimhilds hinrichtung durch einige ungeheuerliche grausamkeiten zu begründen. die letzte erwägung scheidet für mich aus: wie unten aus nr 23 hervorgeht, wurde Grimhild ursprünglich in der sächsischen überlieferung h i e r noch nicht hingerichtet, sondern erst viel später durch den nachgeborenen Hagensohn. aber auch Heuslers andere bedenken kann ich nicht gelten lassen. allerdings, eine Grimhild, die so gegen Gislher und Gernot, namentlich gegen jung Gislher verfährt, ist m. e. undenkbar, jung Gislher gegenüber ist ihre tat sogar sinnlos, und schon aus dem grunde müste man annehmen, dass sein name dort anstelle eines andern steht. wenn man aber cap. 392 die namen Gunnar und Hogni einsetzt, ist sie nicht grausamer als am ende des Nl. nur das feuerscheit würkt schauerlicher als das schwert, war aber mit dem saalbrand gegeben und erweist sich schon dadurch als das sagenhistorisch ältere motiv; auch von der rächenden Guđrún der Akv. wird gesagt (str. 45): *elde* (!) *gaf hón þá alla, es inne vǫ́ro!* denkt man sich, wie ich Zs. 55, 458 ausgeführt habe, — 1914 war der zweite teil noch nicht veröffentlicht, weshalb Heusler mich Sb. 1114 mit unrecht denjenigen zuzählen muste, welche die horterfragung von der ältern Not ausschlossen — die mit rücksicht auf das nachspiel vom Hagensohn dort unterdrückte horterfragung an dieser stelle, so entsteht auch eine gewisse ethische milderung; die psychologischen voraussetzungen für Grimhilds tat sind dann ungefähr dieselben wie im Nl. um den hort zu gewinnen muss sie hier wie dort einen umbringen bezw. töten lassen, tötet sie ja noch im Nl. den gefesselten Hagen eigenhändig! auch ein zweites bedenken Heuslers, meine annahme 'führe zu so unmöglichen schlüssen wie dem, dass Gunther durch Hildebrand erschlagen wird, Gunther, der von

der ersten bis zur letzten stufe das unverrückbare schicksal hat, in der haft, nicht im kampf zu enden', ist, um mit Lessing zu reden 'rhetorischer als wahr'. erschlagen wird Gunther an der betreffenden stelle von Hildebrand nicht, nur kampfunfähig gemacht, ähnlich wie Hagen von Dietrich, sowie er auch im norden — und in meiner quelle þ — gefangen genommen wird. ich halte sogar für wahrscheinlich, dass in der saga ursprünglich noch deutlicher zu lesen stand, dass Gunnar noch nicht tot war, als Grimhild mit dem feuerbrand zu ihm trat: in A list man: *en suo skilur hun vid hann ad of þessu deyr hann*; vielleicht lässt die andere lesart ihn schon deshalb tot sein, um der schon so schwer belasteten seele Grimhilds nicht auch noch die ermordung dieses bruders aufzubürden.

23) Grimhild wird ein jahr n a c h ihrem tode — die mutter Aldrians. dies soll kein fader witz sein, sondern steht deutlich cap. 423 der þs., wenn man Attila nicht, was freilich wol zu seinem historischen, nicht aber zu seinem sagenhaften bild aus der þs. passen würde, zum polygamen macht oder ihn gleich nach Grimhilds tod ein anderes weib nehmen lassen will. denn der Attilasohn ist ein jahr j ü n g e r als der an Grimhilds todestag gezeugte Hagensohn. weil nach þ Grimhilds tod noch n i c h t berichtet wurde, hab ich Zs. 55, 448 f angenommen, dass nach þ Grimhild tatsächlich vorläufig noch am leben bleibt und die frau die den künftigen rächer cap. 423 erzieht — eben Grimhild selber ist, die aber nicht mehr genannt werden durfte, weil sie nach N schon tot sein muste. wie in der färöischen ballade Högni haben wir m. e. in der urgestalt dieser sagenform Grimhild auch neben Attila im 'Sigfridskeller' zu denken[1].

24) Der Hagensohn, der aber, wie ich Zs. 55, 449 gezeigt habe, für Grimhilds eigenes kind gehalten wurde, — denn wie konnte man sonst den wolf am feindlichen herd so liebevoll pflegen (oben s. 47) und weshalb verschwindet das kind Attilas gleich nach seiner erwähnung aus der saga, ja weshalb wird es

[1] wenn diese schlussfolgerungen nur auf ein paar zahlen in cap. 423 der þs. beruhten, wären sie reichlich kühn; hinzutritt aber: 1. das fehlen von Grimhilds tod nach dem untergang der Burgunden in þ, 2. das zeugnis von 'Högni', 3. die erwägung, dass auch jüngere nordische überlieferung sich nicht scheut, Gudrún nach der katastrophe am leben zu lassen.

überhaupt erwähnt? — der Hagensohn, dh. der pseudo-Aldrian, der für Attilas kind Aldrian gehaltene, mit dessen namen angeredete — trägt denselben namen wie cap. 360 das erste arme opfer des Nibelungenkampfes, das im Nl. Ortliep heifst. man schliefse daraus wider: es ist dasselbe kind in zwei verschiedenen sagenformen; beide sterben auch im grunde genommen, ähnlich wie in der Edda, durch die schuld der mutter, in N *dô der strit niht anders kunde sîn erhaben,* in þ als Grimhild, wie die Hvensche chronik erzählt, den Hagensohn zu töten glaubt und statt dessen das eigene kind umbringt.

Ich füge den 24 stützen meiner quellenscheidung noch die erörterung eines wichtigen punctes hinzu, wo ich meinem verehrten lehrer nicht folgen kann. es betrifft die von ihm geschaffene aristie Blödels, ein würdiges gegenstück zur aristie Dancwarts, die wir dem letzten Nibelungenepiker verdanken [1]. Sb. 1121 betont Heusler übrigens selbst, dass unsre jungen quellen nicht mehr verraten welche rolle Blödel in der alten dichtung hatte, dass die Quedlinburger annalen zwar den unlitterarischen sagenhaften namen Bletla gebrauchen, aber nichts sagenmäfsiges von ihm erzählen, dass die þs. ihn nur in der Niflunga saga kennt, aber nicht einmal mehr weifs, dass er Etzels bruder ist [2], dass die mhd. Dietrichsepen ihn verwenden wie die erste beste füllfigur. trotzdem verleiht ihm aber Heusler eine der allerwichtigsten heldenrollen im Burgundenuntergang, muss dann aber Kr. R. 468 gestehn: 'es ist dem Etzelbruder in unsrer überlieferung schlecht gegangen'. freilich bis — — 1914! ich betrachte die einzelnen Blödel von Heusler angedichteten heldentaten.

1⁰. Nicht Iring soll ursprünglich von Kriemhild angestiftet werden, die knechte niederzumetzeln, sondern wie im Nl. Blödel (Sb. 1127 f). es befremdet Heusler, dass in der þs. drei bitt-

[1] die hypothese hat bereits schule gemacht: nach Droege (Zs. 58, 15) soll gar aus Nl. 1162 *Rüedeger von Ungern in siben tagen reit* hervorgehn, dass Blödel auch noch der ursprungliche brautwerber war und aus dieser rolle von Rudeger verdrängt wurde, da als der eigentliche herr von Ungarn Blödel (Nl. 1373 [1]) gilt. ansätze zur überschätzung Blödels finden sich schon in Hennings Nibelungenstudien (Strafsburg 1883).

[2] über eine sagenform worin Blödel als Etzels sohn galt, handelt Sijmons Zs. f. d. phil. 38, 160.

gänge der Grimhild zu Dietrich, Blödel und Etzel mislingen, 'nach epischer gepflogenheit erwartet man, dass es bei dem dritten gelingt: die zwei ersten sind als gegensatz und zur steigerung vorangestellt'. diese behauptung enthält aber eine petitio principii: gewis, wenn es überhaupt gelingt, wenn es von vornherein feststeht, dass einer dieser bittgänge erfolg haben wird, so muss es beim dritten nach epischer gepflogenheit gelingen. da muss man aber zunächst fragen: was soll noch der vierte bittgang in der saga? warum wird an höchst ungeschickter stelle, sodass Heusler selber sagen muss: 'der hergang ist nicht geschaut', der bittgang zu Iring eingeschaltet, der wol erfolg hat? wer einmal boshaft sein möchte — man verzeihe mir den einfall — wäre versucht zu antworten: weil die einheit der Þs. — freilich bis auf wenige niedersächsische störungen — vertreten werden muss. wie aber, fragen wir, wenn nach der einen quelle, uzw. derselben quelle die das 'survival' kennt: *dô der strît niht anders kunde sîn erhaben* (Nl. 1912), die bittgänge überhaupt erfolglos bleiben musten[1], ist dann die epische dreizahl nicht ein vortreffliches mittel, die absolute erfolglosigkeit der bittgänge zum ausdruck zu bringen, sodass man die überzeugung gewinnt, dass tatsächlich der *strît* nicht anders zu erheben ist; bilden die drei vergeblichen bittgänge dann nicht sogar die einzige 'entlastung' der mutter, die auf dieser stufe möglich ist? ergibt sich aus dem Nl., wo Blödel sich a n f ä n g l i c h auch weigert, wie in der saga bis zuletzt, nicht, dass die weigerung, weil sie das beiden quellen gemeinsame ist, das alte darstellt, und dass die schliefsliche zusage, die inconsequenz Blödels, die gebrochenheit seiner rolle im Nl. darauf zurückzuführen ist, dass dem neuen liebling des letzten epikers, Dancwart, ein ebenbürtiger held gegenübergestellt werden muste? er wählte dazu den helden, dessen e i n z i g e alte rolle nach dem zeugnis der Þs., bei unbefangener lectüre der betreffenden partie, war a l s e r s t e r H u n n e n h ä u p t l i n g z u f a l l e n (cap. 386: Bert. 318, 7—9); darum: sobald er gegen die knechte kämpft, fällt er als erster: darin folgt noch der letzte epiker der alten tradition! nun kann man a posteriori, wenn man die einheit einer vorliegenden fabel einmal verteidigen will, wol be-

[1] auch die d r e i keuschen beilagernächte Sigurds an Brynhilds seite sind als beispiel für eine dreimalige epische widerholung o h n e steigerung anzuführen.

weisen, dass das berühmte motiv von Nl. 1912 (þs. 308, 11 ff) und die erfolgreiche anstiftung Blödels sich nicht ausschliefsen (Sb. 1127 f), dass diese beiden 'strategischen' mittel der Kriemhild sich ergänzen; bei unbefangener betrachtung wird man aber aus dem gelungenen bittgang schliefsen, dass Kriemhild glaubt die sache só zu einem ende bringen zu können, und dass sie dann nicht auch noch ihr kind hergeben wird, 'weil der streit — nicht anders erhoben werden kann'[1]. soll man würklich in der im allgemeinen so unstrategischen heldendichtung annehmen, dass eine Kriemhild die ihr kind zu opfern bereit ist, berechnet, dass wenn draufsen noch die burgundischen männer stehn, das *strît erheben* im saal von zweifelhaftem erfolg sein muss? dann könnte man den gedanken zu ende denken und hinzufügen: noch viel zweifelhafter wäre der erfolg gewesen, wenn die Burgunden nicht so ritterlich gewesen wären wie sie Heusler Ns. 161 f auffasst, und sie die gefährlichen gegner nicht aus dem saal herausgelassen hätten[2]. der sagenforscher rechnet strategisch nach, der poet aber dichtet. man kommt nicht um die schlussfolgerung herum: aus dem zusammengehn folgender drei momente:

1. der drei vergeblichen bittgänge Grimhilds in der þs.,
2. der weigerung Blödels in der þs. und anfangs auch im Nl., und
3. der übereinstimmung von Nl. 1912 und þs. 308, 11 ff

geht deutlich hervor, dass noch in der ältern Not Blödel sich weigerte gegen die knechte vorzugehn. wie Irings zusage in þ zu beurteilen ist, hab ich im zweiten teil dieser Unters. auseinandergesetzt; in der ältern Not wurden die knechte wol erst nach der tötung des knaben niedergehauen[3], ohne dass der epiker diesem wenig bedeutenden zug viele worte gewidmet haben mag, denn zur heldentat, zum 'strategischen mittel' meinetwegen, wurde die tat erst im zusammenhang mit der aristie Dancwarts.

[1] man beachte doch auch den wortlaut: *strît erheben*, nicht einen bereits erhobenen streit in ein neues stadium hinuberführen!

[2] ich halte auch hier an Boers auffassung, der ich mich oben s. 95 angeschlossen habe, fest und stelle die gegenfrage: soll man die 'ritterlichkeit' so stark betonen in einer scene, die von Hagens grausamer unmenschlicher ermordung des unschuldigen knaben berichtet?

[3] der kampf mit den knechten ist selber ein uralter zug: nicht nur die Atlamǫl. sondern auch die noch unzertrümmerte Akv. (oben s. 61 f) muss ihn gekannt haben. — diejenigen die die oben im text

2°. Um Blödels zweite hypothetische heldentat steht es nicht besser: Sb. 1129 f versucht Heusler wahrscheinlich zu machen, dass sein held in der ältern Not, ja schon im alten baiwarischen heldenlied des achten jahrhunderts, der bezwinger Gunthers gewesen sei; erst ein sächsischer erzähler hätte Osid, der ja in der þs. meteorartig kommt und verschwindet, an seine stelle geschoben[1]. wenn man aber die þs. genau list, fällt auf, dass Osids eigentliche rolle, wie ich schon oben s. 87 hervorhob, die brautwerbung ist: bei Gunnars gefangennahme geht aus dem wortlaut der saga ganz deutlich hervor, dass er nur als leerer name dasteht, ohne jeden inhalt, ohne charakteristische rolle, dass auch auf dieser stufe noch genau wie in der eddischen überlieferung der gegenspieler eine unbenannte übermacht ist. man vergleiche nur: cap. 383 (314, 9 ff) *Ok nu fyrer þui ath Gunnar kongur er kominn einn samt: j her Huna og hann atte wid ath eiga hinn mesta kappa werdur hann ofurlidi borinn og handtekinn;* cap. 384 (314, 19) rufen die Hunnen *ath þeir hafa tekid Gunnar kong.* damit ist aber auch dieser hypothese jede stütze entzogen: die þs. bietet hier nichts und das Nl. noch weniger. Blödel fällt als erster anführer auf hunnischer seite gegen Gernot (þs. 318, 8 ff): diese nackte formel, worin vielleicht der name des historischen, in der geschichte von Attila ermordeten Bleda durch die jahrhunderte getragen wurde, bis er im letzten Nibelungenepiker seinen 'dichter' fand, hatte sich auf dieser stufe kaum ausgeweitet: nur der vergebliche bittgang Kriemhilds hatte sich schon angesetzt. nicht erst der letzte epiker, wie Heusler Sb. 1138 sagt, gab der laufbahn Blödels die neue wendung und liefs ihn im ersten act fallen: er fiel nach dem zeugnis der quellen i m m e r im ersten act[2] und verlor diese schlichte rolle erst in neuern sagenconstructionen. weshalb soll auch Gernot gerade an Blödel die b r u d e r rache vollziehen (Sb. 1130)?

gegebenen erwägungen befriedigen, werden gebeten, die im gegensatz zu der epischen dreizahl in der þs. berichteten v i e r bittgänge der Grimhild, in verbindung mit dem 'nicht geschauten hergang' bei der vorbereitung von Irungs tat, als fünfundzwanzigste stütze von þ + N zu betrachten.

[1] man vergl. Waldemar Haupt Zur niederdeutschen Dietrichsage, Berlin 1914, s. 88 ff.

[2] fraglich ist, ob man auch den fall des ungenannten bruders Atlis Atlamǫl 47 vergleichen darf: er fällt hier durch Guđrúns hand!

Als stütze für seine hypothese, dass Blödel schon auf seiner zweiten stufe [1] Gunthers bezwinger war, betrachtet Heusler die tatsache, dass dadurch noch bis stufe 3, der ältern Not, der übelstand blieb, dass Gunthers und Hagens bezwingung so weit auseinandergerückt wurden und eine ganze menge kämpfe sich dazwischen schoben: solange Blödel die ihm von Heusler zugeschriebene rolle behielt, hätte er Gunthers unterliegen nach vorne gezogen, was erst der letzte epiker beseitigt hätte: 'der hinweis darauf, dass Gunther — wol seit stufe 2 — kleiner, minder heldenhaft gefasst wurde', genügt nach Heusler nicht zur erklärung. ich glaube aber doch, dass dieser hinweis vollständig genügt. Gunthers bedeutung war tatsächlich ganz in sich zusammengesunken und konnte sogar durch den letzten epiker nicht widerhergestellt werden, wie noch aus der merkwürdigen von Heusler (Sb. 1139) hervorgehobenen tatsache hervorgeht, dass er auch im Nl. keinen einzigen namhaften helden zur strecke bringt. wie sehr Gunther aus seiner heldenrolle der ersten stufe verdrängt worden war, zeigt sich auch darin:

1. dass in Grimilds hævn Gunther fast bis auf den namen (A 18) verschwunden ist: Hagen und Volker [2] sind dort die heldenbrüder; man vergleiche damit die dominierende rolle dieses paares in N, der quelle der ballade, worauf ich Zs. 54, 439. 443. 464 hingewiesen habe;

2. dass auch die chronik von Hven ausschliefslich das paar Hagen und Volker kennt, dass dort sogar züge aus Gunthers rolle in der 'werbungssage' auf Hagen übertragen sind [3].

Es sei hier schliefslich ein versuch gewagt, die poetische gestalt von Þ genauer als 1914 möglich schien zu bestimmen. ein kurzes epos wie die ältere Not war es auf keinen fall: das

[1] also im baiwarischen lied vom Burgundenuntergang aus dem achten jahrhundert.

[2] Volkers spielmannsrolle hat nach dem zeugnis der þs. erst der letzte epiker aus dem 'schwertfiedelmotiv' (oben s. 29) entwickelt, das dort sogar einmal auf Hagen bezogen wurde. Grimilds hævn hat daraus nun die bezeichnung Falquor Spilmand herausgesponnen; eine spielmanns*rolle* hat er aber auch dort noch nicht: er ist dort, nicht figürlich, sondern ganz buchstäblich (B 17 u. 33) Hagens bruder.

[3] falls die Hvensche chronik auf Grimilds hævn zurückgienge, würden die beiden argumente sich decken.

Sachsenland kannte nur heldenlieder, wie das niederdeutsche lied von Ermenrikes dot, wie das jüngere rheinische Brunhildenlied aus dem ende des zwölften jahrhunderts, das Heusler in der Festschrift für WBraune (Dortmund 1920, s. 47 ff) als eine quelle des Nl. und der þs. erkannt hat. dass die hauptquelle woraus þ geflossen ist, tatsächlich ein lied war, beweist auch die geringe zahl der handelnden personen und die verhältnismäfsig geringe zahl der auftritte: bis Hagens tod — mit diesem schloss, wie wir gleich sehen werden, das lied — hab ich etwa 30 scenen gezählt, also nur etwa 7 bis 8 scenen mehr als Heusler für das jüngere Brunhildenlied ansetzt. die þs. hat also m. e. in den hier in betracht kommenden partieen ihren hauptinhalt aus zwei niederdeutschen liedern geschöpft, dem jüngern Brunhildenlied und dem jüngern 'Burgundenlied', þs. quelle; dann hat der mann aus Bergen auch noch das alte Notepos in seine nacherzählung mit verflochten, wobei er einige, aber nur sehr wenige partieen von þ (wie im ersten teil passim nachgewiesen wurde) geopfert, das ganze aber auseinandergerissen hat. das jüngere Burgundenlied war aber bedeutend conservativer als das jüngere Brunhildenlied, was u. a. mit der ortsgebundenheit, die in der Soester localsage begründet war, zusammenhieng. aus den þ-partieen der þs. ist aber für das jüngere Burgundenlied zu streichen:

1) die berufung auf die quellen. der sächsische, wol Soester, sänger hat diese als mündliche erläuterungen seinem vortrage hinzugefügt, und der schreibelustige sagamann hat auch diese mit aufgezeichnet. mit recht weist Droege Zs. 58, 13. 29 (auch schon Zs. 51, 178) darauf hin, dass nach cap. 394 *frasogn þyðærskra manna*, erzählungen deutscher männer, welche in Soest geboren sind, getrennt werden müssen von den alten liedern in deutscher zunge (*fornkvæði i þyðærskri tungu*); ähnlich heifst es auch im Prolog: *þesse sagha er somansett epter søgn þydskra manna, enn sumt of þeirra kuædum er skemta skal rikumm monnum.* zu den erzählungen deutscher männer rechne ich nicht nur 'geschichten' im engern sinn, sondern auch dergleichen quellenangaben, wie auch dasjenige was unter 2 angeführt wird.

2) einige ausführlichere strategische scenen, speciell die schilderung der nächtlichen kämpfe capp. 385 und 386, die bemerkungen die sich auf die hilfstruppen *af herudum* beziehen (311, 5 u. 11,

316 [5], 317 [7]), überhaupt alles was auch auf Droege den eindruck einer chronikartigen darstellung macht (Zs. 58, 17). was die nächtlichen kämpfe betrifft, sei hier erinnert an die oben unter nr. 15 hervorgehobene eigentümlichkeit, dass erst anfang cap. 386 Blodlins kampf aus N berichtet wird, der schon cap. 382 (312 10—15) vom compilator vorbereitet wurde, und an die von mir daraus gezogenen consequenzen. man kann sich leicht vorstellen, dass der Soester sänger solche bemerkungen seinem mündlichen bericht über die Nibelungenstätten seiner heimat hinzufügte: auch hier hat der stoffhungrige sagamann seine mitteilungen verewigt. das lied selber deutete wol nur kurz eine fortsetzung der kämpfe in der nacht beim licht eines brennenden *steikara hus* (überrest des saalbrandes in Þ) an.

3) der ausführliche bericht über die rache des Hagensohns: diese wird in der Þs. so ausführlich geschildert, dass man dafür ein selbständiges gedicht in anspruch zu nehmen hat. ihre motive machen im allgemeinen einen modernern eindruck, stehn m. e. dem stil eines liedes wie Grimilds hævn etwas näher als alles was Þ zugrunde ligt: das in der Þs. unterdrückte, aber doch bei genauer lectüre durchschimmernde motiv vom kindertausch, der feuerfunke auf Aldrians fufs und die frage des königs, die anspielung auf den tag an dem der könig [und die königin] sich nach gerstenbrot und wasser sehnen würden, und die erfüllung der prophezeiung mit demselben wortlaut, die — ich möchte sagen — 'balladenhafte' art wie das schatzmotiv eingeleitet wird: der Hagensohn fragt: wie grofs war der schatz, dann: wer verwahrt ihn, endlich: wie wirst du dem lohnen, der ihm dir zeigt? der ausführung nach kann dies alles nicht alt sein, wol dem wesentlichen inhalt nach. ich nehme an, dass das niederdeutsche heldenlied vom Burgundenuntergang ähnlich endete, wie nach Heusler die aus der ältern Not hervorgegangene ballade von Grimilds rache [1], mit einem rückblick Hagens auf das grofse morden. man kann ähnlich wie Heusler

[1] Wie man bequem nachprüfen kann, stammt nichts in dieser ballade aus Þ. wenn man will eine sechsundzwanzigste stütze für meine trennung dieser partieen von der Not-masse der Þs.; auch Heuslers nachweis dass die ballade von der Þs. unabhängig ist, wird dadurch gestützt, weil es doch ein grofser zufall wäre, wenn gerade aus den Þ-partieen der saga nichts eingedrungen sein sollte!

Kr. R. 461 die tatsache, dass der schluss der ältern Not in der ballade Grimilds hævn nicht berücksichtigt wird, aus dem nach dem zeugnis der Hvenschen chronik in Dänemark bekannten jüngern lied vom Hagensohn erklären; das altertümliche niederdeutsche lied vom Burgundenuntergang aber konnte einen hinweis auf die vergeltung für den grausen mord im Hunnenland nicht entbehren. es wird diesen geboten haben in einer abschiedsrede des sterbenden Hagen an Herrad, Dietrichs verwante: ihr offenbarte der todgeweihte wie sie sich gegen Grimhilds tücke vorzusehen hätte, ihr deutete er wol auch mit wenigen worten an, wie der sohn sich einst an Attila und Grimhild für den tod des vaters rächen sollte. tatsächlich braucht man die widergabe von Hognis worten gegen Herrad in cap. 393 der þs. nur um wenige zeilen zu ergänzen, um den liedabschluss zu bekommen den ich annehme. die überschrift der membrane über cap. 390: *Fra Hogna oc hans syni Alldrian* — sie gehört eigentlich erst über cap. 393 und könnte nachträglich noch als (siebenundzwanzigste) stütze dafür angeführt werden, dass das vorhergehnde zu einer andern quelle (N) gehört — deutet darauf, dass die Aldriangeschichte sich hier gleich in gedrängterer form anzuschliefsen hätte; statt dessen tritt erst in den capp. 423—426 die ausführliche erzählung von Aldrians rache auf. jedenfalls deutet die überschrift darauf, dass hier etwas mehr über den sohn zu erwarten war als die blofse nennung des namens im cap. 393. aus den kurzen andeutungen des sächsischen liedes vom Burgundenuntergang hat sich dann später, vielleicht nicht lange vor der niederschrift der saga, das jüngere lied herausgesponnen, das capp. 423 ff. verwertet wurde.

Den betrachtungen die ich Zs. 55 der altertümlichen sagenform des sächsischen liedes, wofür damals noch die abstraction þ galt, gewidmet habe, möcht ich noch einiges hinzufügen. demjenigen der mit Heusler annimmt, dass die gewaltig eingreifenden änderungen des sagenbildes von Heuslers erster stufe mit einem schlage im achten jahrhundert auf baiwarischem gebiete unter dem einfluss des baiwarischen Etzelbildes und desjenigen seines vasallen Dietrich sich vollzogen haben, wird þ, worin sich, wie Zs. 55, 490 ff ausführlich gezeigt wurde, eine übergangsform zeigt, ein stein des anstofses sein, der aber, wie ich glaube, nun einmal daligt. Mit dieser schwierigkeit wird man sich abfinden müssen. ich möchte als nähere ausführung des Zs. 55, 474 ff. bemerkten

vorschlagen: könnte nicht hier jene andre sage, die im buchstäblichen sinne des wortes auch von einem 'Burgundenuntergang' berichtete, die Chrothildsage, die lösung geben? nach Wesle aao. 245 stünde hier ansicht gegen ansicht: ich hielt es damals für psychologisch unmöglich, dass die rücksicht auf das baiwarische Etzelbild allein vermocht hätte, Kriemhilds tat, den ausdruck einer geradezu fanatischen altgermanischen sippenliebe, ins völlige gegenteil zu verkehren, die gegenfrage wäre aber nach Wesle: 'ist es psychologisch verständlicher, dass die anlehnung an die heldin einer andern sage, deren handlungsweise in schroffstem gegensatz zu der alten Kriemhild stand, die gar keine innere gemeinschaft mit ihr hatte, dieses wunder bewürkt haben soll?' die sache ligt aber doch etwas anders als Wesle sie darstellt: es besteht zwischen Chrothild und Kriemhild nicht nur ein äufserer, sondern auch ein innerer zusammenhang. in beiden sagen ist die rede von einem Burgundenuntergang: die heldinnen beider sagen sind burgundische Hilden, Gudmund Schütte würde sogar sagen: burgundische Chr . . . hilden[1], die gegen das eigene geschlecht wüten. in der aus dem Hildiko-erlebnis Attilas gesponnenen Burgundenuntergangssage tötet die burgundische Chr . . . hild mann und kinder wegen einer blutschuld, in der Chrothildsage vernichtet eine burgundische Chr . . . hild gleichfalls wegen einer blutschuld ihr eigenes volk und geschlecht. beide sagen waren hier auch als zwei gleichwertige reale gröfsen gegeben, während die andere annahme rechnet mit einer ausgebildeten sage und einem widersprechenden — heldenporträt, Attilas abweichenden charakterzügen[2]. vielleicht gab es sogar ursprünglich noch mehr berührungspuncte zwischen beiden sagen als wir nach den überlieferten berichten erkennen können; ohne zu viel wert darauf zu legen, möcht ich noch daran erinnern, dass für den letzten Burgundenkönig im Rhonegebiet, der von Theuderich, Chlodwechs

[1] Gudmund Schütte Nibelungsagnet. en digtning om svig, frændemord og skatterov i Merovinger-ætten, Edda 1918 s. 213 ff; man vergleiche dort s. 243 f.

[2] ich geh oben wie im 2 teil von dem standpunct Heuslers aus, der die deutsche umgestaltung der sage vom Burgundenuntergang ausschliefslich aus diesem andern heldenportrat Etzels und Dietrichs rolle erklärt; es sind aber noch andere gründe für eine solche umgestaltung anzuführen: Sijmons Germanische Heldensage[2] 59 ff. das doppelte Etzelbild wurde in diesem zusammenhang zuerst von FVogt Zs. f. d. phil. 25, 414 f betont.

aufserehelichem sohne besiegt wurde, der name — Godomar bezeugt ist, und dass das shakespearische 'what's in a name?' nicht für sagenbeeinflussung gilt, im gegenteil! die verwantschaft beider sagen, sowol was die namen als was die motive betrifft, ist doch so grofs, dass eine vermischung, eine kreuzform wenn man will, nicht so ganz unwahrscheinlich ist, vor allen dingen auch deshalb nicht, weil man von einem scop aus dem sechsten jahrhundert, obwol er weit davon entfernt war (was man früher wol annahm), aus einem ihm bekannten Sigfridslied und einem lied vom Burgundenuntergang ein biographisches ganze zu machen, beim dichten eines Burgundenliedes, wenn auch noch so flüchtig, an die witwe Sigfrids gedacht haben mag, die von ihren verwanten, wie Chrothild von den ihren, viel böses hatte erdulden müssen[1]. widerlegt hat Wesle aao. 244 Jiriczeks einwand gegen die Chrothild-hypothese in seiner 'Deutschen Heldensage[4]' (sammlung Göschen nr 32, s. 114): Aimoin beweist, dass die Chrothildsage längere zeit, sogar bis ins elfte jahrhundert lebendig geblieben ist; 'zu dem könnten schliefslich', so fährt Wesle fort, 'auch varianten nebeneinander bestanden haben', von denen im grofsen und ganzen nur eine, in casu die ältere, nach dem norden hinüberwirkte. ich rechne tatsächlich mit solchen varianten, die etwa ein jahrhundert von einander getrennt bei den Franken entstanden, das älteste lied vom Burgundenuntergang im fünften, ein jüngeres, von der Chrothildsage beeinflusstes lied über denselben gegenstand im sechsten oder siebenten jahrhundert; diese beiden lieder wurden etwa im achten jahrhundert auf baiwarischem gebiete bekannt.

Das niederdeutsche lied vom Burgundenuntergang, das der verfasser der þs. in Bergen vortragen hörte und das wir aus þ einigermafsen reconstruiert haben, betracht ich also als den nachkommen eines fränkischen liedes, das um ein bis anderthalb jahrhunderte jünger war als das lied von Heuslers erster stufe. jenes jüngere fränkische lied rührte von einem scop her, der unter dem einfluss sowol der Chrothildsage wie der erinnerung an Kriemhilds erstes eheleid das älteste lied vom Burgunden-

[1] die überzeugung von der selbständigkeit jedes einzelnen epischen liedes die aus Heuslers untersuchungen zu schöpfen ist, darf doch m. e. nicht zu der übertreibung verleiten, um jedes einzellied eine unübersteigliche chinesische mauer aufzuführen.

untergang umdichtete; wie man für die sage von Sigfrids tod mit zwei sprossformen zu rechnen hat, so gab es auch seit der dichtung jenes jüngern scops zwei varianten von der sage vom Burgundenuntergang. die wichtigste neuerung des etwas jüngern liedes war, dass neben den schuldigen Attila[1] aus dem ältesten fränkischen lied seine frau trat; sie gewinnt den gemahl für ihre rachepläne, was genau dem verhältnis Chlodwech — Chrothild entspricht. in dieser gestalt lernten die Baiwaren die sage zusammen mit der um ein jahrhundert ältern sprossform kennen; auf baiwarischem gebiete wurde dann unter dem einfluss des mildern Etzelbildes aus Dietrichs exilsaga — hier steh ich wider mit beiden füfsen auf dem boden von Heuslers anschauungen — Attilas schuld ganz getilgt und liefs man Kriemhild als schuldige allein stehn. erst im baiwarischen liede darf sie deshalb ihre brüder eigenhändig töten, der — sagen wir bequemlichkeitshalber — zweite Franke liefs Gunther noch, wie þ bezeugt, in den wurmgarten werfen, woraus die Soester localüberlieferung den berühmten, auch urkundlich nachweisbaren schlangenturm machte[2]. darin steht das zweite fränkische lied noch auf dem boden des ersten, dass Attila und Kriemhild beide zusammen umkommen, nur nicht mehr in den flammen, sondern durch die hand des rächenden Hagensohns. sobald der Baiware aber Attila ganz schuldlos gemacht hatte, konnte er die rachesage vom Hagensohn nicht mehr brauchen: ein verkümmerter rest färbte ab auf die Atlamǫl (vgl. oben s. 75). sein schlussbild der sage näherte sich deshalb wider bedeutend der darstellung des ersten fränkischen liedes; dieses lied, nicht der jüngere bruder, inspirierte ihn zu seiner widergabe der trutzrede des letzten Burgunden, zur verwendung des motivs vom im Rhein verborgenen schatz. das zweite fränkische lied, das wir aus þ einigermafsen reconstruieren können, war nur eine vermittelnde nebenquelle, worin einige schritte, die der Baiware unentwegt auf der bahn der sagenentwicklung zu machen hatte,

[1] mit unrecht sagt Heusler, dass Attila in der þs. nur 'ein einzig mal' (Ns. 58) als schuldig erscheint: nicht nur Bert. 279, 24 ff, sondern auch der falsche tatsachen vorspiegelnde brief des cap. 360, der Attila warnende Dietrich, der gleich Grimhilds winken gehorchende Irung und die sage von Attilas tod gehn mehr oder weniger von der voraussetzung von Attilas schuld aus.

[2] man vergleiche PBB. 9, 460 ff, Zs. 51, 213 f, PBB. 42, 536.

ihm schon etwas schüchterner vorgemacht waren. Heusler verzichtet Ns. 55 auf die nacherzählung des liedes seiner zweiten stufe, weil das baiwarische lied eine rein hypothetische gröfse ist. wer eine solche nacherzählung trotzdem einmal versuchen möchte, müste nicht nur die dritte stufe Heuslers ins auge fassen, sondern könnte vielleicht noch etwas mehr entnehmen aus unserm zweiten fränkischen liede, das uns chronologisch und sagenhistorisch einigermafsen über die kluft hinweghilft die zwischen der ersten und der zweiten stufe klafft: in beiden puncten hält es die mitte! eine solche nacherzählung würde nicht gar zu sehr abweichen von der oben s. 33 ff für þ gebotenen: zu streichen wäre nur, bezw. zu modificieren das spezifisch soestische [1], die Hagensohnrache, überhaupt alles was sich auf Attilas schuld bezieht, und auszudehnen wäre vielleicht um ein weniges die im zweiten fränkischen liede noch ziemlich unbedeutende rolle Dietrichs von Bern. diese gestalt braucht doch nicht, wie Heusler annimmt, erst auf baiwarischem boden in die sage vom Burgundenuntergang gekommen zu sein, wenn er auch dort erst in dieser sage zu einer lebensvollen gestalt wurde. der berühmte sagenheld, von dem schon der dichter des Hildebrandsliedes kunde hatte, der bereits im 10/11. jahrhundert nach dem zeugnis des Chronicon Quedlinburgense sogar in Niederdeutschland besungen wurde [2], mag einem sagenkundigen Franken des sechsten oder siebenten jahrhunderts genügend bekannt gewesen sein, um diesen zu der schöpfung der noch wenig entscheidenden rolle zu inspirieren, die er ihm nach dem zeugnis von þ in unserer sage verliehen hat. bei den kämpfen selbst ist er anfangs nach dem zeugnis von þ nicht viel mehr als ein statist gewesen: er verhält sich neutral; das activste an seiner rolle ist die warnung Attilas! ich glaube nicht nur, dass sich daraus erst — vielleicht schon im baiwarischen liede — die warnung des gegenspielers, der Burgunden entwickelt hat, sondern dass sich daraus auch erklärt das bis auf die letzte stufe festgehaltene treue freundschaftsverhältnis zu

[1] darüber wurde oben s. 86 ff § 13 bei der vergleichung von þ und N zusammenhängend gesprochen, auch passim ist manches im 1 und 2 cap. dieser Unters. ausgeführt; ergänzend tritt hinzu das oben unter 1 und 2 angeführte.

[2] WGrimm HS [3] 36, nr 18; man vergl. Droege Zs. 58, 14.

den Burgunden und sein eingreifen erst im allerletzten moment! mit unrecht sagt Heusler Ns. 51: 'seine stellung zu den zwei lagern war gegeben. Dietrich steht treu zu seinem schirmherrn Etzel und misbilligt den verrat der königin'. in der baiwarischen überlieferung war m. e. lediglich gegeben: seine stellung zu dem schirmherrn Etzel! seine nur wenig active rolle und seine warnung des Burgundenfeindes Attila können keine baiwarischen erfindungen sein: eine von haus aus baiwarische Dietrichgestalt kann man sich nur als einen rückhaltlosen freund Etzels vorstellen; war aber eine rolle wie wir sie oben für das fränkische lied aus þ erschlossen haben, und wie wir sie wol bei einem Franken, nicht bei einem Baiwaren entstanden denken können, einmal geschaffen, dann könnte einiges davon nachher auch auf baiwarischem boden nachwürken, dann wäre daraus Dietrichs dortige stellung auch zu dem andern lager, dem der Burgunden zu erklären. wenn Heusler weiter seine letzte tat, das strafgericht an Kriemhild als einen ersatz für ihr selbstgericht der ersten stufe betrachtet, möchte ich hinzufügen: auch dies war vorbereitet! im zweiten fränkischen liede war das gericht schon einem andern übertragen, dem Hagensohn; weil diese sagenform sich mit den baiwarischen vorstellungen nicht vertrug, übernahm Dietrich die rächerrolle[1]. nicht sicher zu entscheiden ist die frage ob Dietrich schon auf dieser baiwarischen stufe Iring aus seiner rolle des Hagenbezwingers, die er im zweiten fränkischen liede innehatte, verdrängte: im Nl. darf dieser ihn nur noch verwunden und fällt dabei, — nach der specifisch Soester variante fällt er an der steinwand[2], die damals noch in

[1] Wesle kann aus dem grunde meine 'zwischenform' þ nicht anerkennen, weil die älteste sagenform 'Attila allein schuldig' und die jüngere 'Kriemhild allein schuldig' den gemeinsamen zug aufweisen: der unschuldige teil der gatten übt an dem schuldigen vergeltung für den tod der Nibelungen. ich bin nicht damit einverstanden und halte Attilas gericht über seine frau eher für einen ausfluss des ekels wegen ihrer grausamkeit, als dass man darin eine 'rache' zu sehen hatte in dem sinne, wie die eddische Gudrún an Alli rache nimmt. überdies nehm ich an, daß der Baiware neben dem zweiten lied auch das erste benutzte, zwischenstufe und urstufe nebeneinander.

[2] Auch Heusler will die wand Sb. 1116 wider als 'weg' auffassen; dagegen spricht aber:

1. dass man von einem Iringsweg in Soest weder etwas weifs, noch auch urkundlich je etwas hat auftreiben können, während doch bekanntlich solche strafsennamen ein sehr zähes leben haben. Droeges

Soest gezeigt wurde. für wahrscheinlich halt ich es aber wol, dass Iring seine alte rolle bereits im baiwarischen lied an Dietrich abgetreten hatte; dadurch wurde Hagen dann gleichzeitig wider um etwas mehr über Gunther erhoben, der hier noch immer einer unbenannten übermacht, und nicht wie Heusler Ns. 52 annimmt dem königsbruder Blödel erlag, noch um etwas mehr als bereits im zweiten fränkischen lied geschehen war, denn von d o r t, nicht erst vom baiwarischen lied, wie Heusler Ns. 54 annimmt, geht die bevorzugung Hagens aus: bei s e i n e m dichter ist Hagen zum letzten Burgunden geworden, der nach seiner bewältigung den rächer zu erzeugen hat. ganz bestimmt

combination Hellweg-Jacobistrafse (Zs. 51, 217f), wie Meifsners Hellweg (Zs. 58, 77 ff 'Iringes weg') sind m. e. unannehmbar, weil hier nicht eine geistreiche mögliche etymologie, sondern der reelle, deutliche n a m e eines berühmten sagenhelden die entscheidung bringen müste. Meifsner hat übrigens nachgewiesen, dass für die Milchstrafse alle möglichen bezeichnungen irdischer strafsen vorkommen, wie Heerweg, Frankfurterstrafse sogar, und ähnliches (Zs. 58, 81): da könnte man in jedem beliebigen ort einen 'Iringsweg' ausfindig machen, wenn man zu irgendwelcher construction dort eines solchen bedürfte.

2. wie auch Meifsner aao. s. 85 nachdrücklich constatiert, ist in jedem text der saga ungeachtet der orthographie der membrane mit einem *g* (A und B haben *gg*) eine w a n d gemeint. den 'weg' kann Meifsner nur infolge einer interpretation der betreffenden þs.-partie, gegenüber welcher ich aber die meinige aufrecht erhalte, aus der oberdeutschen quelle der saga herleiten. auch Heusler bemerkt, 'dass dieser kampf keinen rechten grund bietet, einen 'weg' nach Iring zu benennen' (Sb. 1117, fufsnote). die vorstellung war wol, dass Iring an die mauer gespiefst wurde: der spiefs blieb in der mauer stehn und die mauer selbst wurde als 'Irings wand' bezeichnet.

3. für 'weg' steht in der saga immer *stræti*; *steinvegr* ist sogar weder bei Fitzner, noch bei Vigfusson belegt (Zs. 58, 93).

4. durchaus verständlich ist der process, wie auf volksetymologischem wege unter dem einfluss der bekannten bezeichnung für die Milchstrafse ein *Irings veggr* zum *Irings vegr* geworden ist: dieser volksetymologie ist mancher sagenforscher zum opfer gefallen, der ohne die bisher nicht befriedigend erklärte bezeichnung für die Milchstrafse wol nie darauf gekommen wäre, die so deutlich als eine 'wand' geschilderte Soester Nibelungenstätte aus der þs. hinauszuinterpretieren. weniger verständlich ist aber der umgekehrte vorgang, wie aus einem auf einer bestimmten strafse localisierten kampf der weg als 'mauer' misverstanden werden konnte, vor allen dingen, wenn man dabei in betracht zieht, dass die bezeichnung 'Iringes weg' für Milchstrafse allgemein bekannt und verbreitet war, man also wol eher ursache gehabt hätte, an der auffassung 'weg' festzuhalten, falls diese in der sage die ursprünglichere gewesen wäre, als dass man diese vorstellung zugunsten einer — wand aufgegeben hätte.

hat der knabenmord schon im baiwarischen lied gestanden: diesen enthielt in verschiedener fassung sowol das erste wie das zweite fränkische lied, das zweite wol nur in den schlussworten des sterbenden Hagen, als eine art prophezeiung. auf der ersten stufe tötete Grimhild ihre kinder mit vollem bewustsein, um an Attila rache zu nehmen, in dem aus þ zu erschliefsenden zweiten fränkischen lied aber unwissentlich, indem sie glaubt, Hagens kind zu töten.

Ich fasse zusammen. die mit ausnahme der überschätzung Blödels und der unterschätzung der widersprüche in der widergabe der þs. fast lückenlose synthese Heuslers, die auf alle fälle einfacher und durchsichtiger ist, als sie sich nach anbringung der von mir vorgeschlagenen abänderungen darstellen würde, hat mich überzeugt, dass man nicht mehr, wie ich tatsächlich noch 1914 glaubte, mit einer variation des Voltaireschen wortes sagen dürfte: 'si þ n'existait pas, il faudrait l'inventer'. ich glaube aber, nachgewiesen zu haben dass þ nun einmal existiert; wenn dadurch die sagenreconstruction ein wenig verwickelter werden muss, geschieht das nur unter dem zwang der, wie ich glaube, nicht wegzuleugnenden t a t s a c h e n, n i c h t weil das sagenbild Heuslers nicht an und für sich, wenn man nur die augen schliefst vor gewissen verworrenheiten in der widergabe des þs., befriedigen könnte. als stammvater von þ erkenn ich jetzt ein heldenlied aus dem sechsten bis siebenten jahrhundert, das unter dem einfluss der Chrothildsage und einiger erwägungen die aus der gemütsverfassung von Sigfrids witwe hervorgegangen sind, von einem Franken als variation des ältesten liedes vom Burgundenuntergang gedichtet wurde. dieses 'zweite' fränkische lied wanderte sowol zu den Sachsen wie zu den Baiwaren. in Sachsen schlug es wurzel in der gegend der für die deutsche heldensage so wichtigen stadt Soest[1] und würkte von dort aus einige male nach dem Norden hinüber; nicht nur die darstellung der þs., sondern zb. auch die gestalt des 'Hniflung' der Am. und Hǫgnis hervortreten gegen Gunnar in diesem liede[1], möchte von dieser 'zwischenstufe' ausgegangen sein, während die specifisch 'nordische' form im ältesten fränkischen liede wurzelt.

[1] man lasse sich hier von Droege führen, der in einer reihe von abhandlungen in der Zs., zuletzt im 58 bande (bes. s. 25) die grofse bedeutung der alten Engernstadt für die sage und die beziehungen zwischen Soest und dem Rheinland entwickelt hat.

das zweite fränkische lied änderte sich, was seinen inhalt betrifft, im Sachsenland nur wenig. höchstens ein paar namen und die änderung der halle in einen baumgarten und was damit zusammenhängt sind als specifisch 'sächsisch' zu bezeichnen: zur erklärung dieses conservatismus haben wir oben s. 96 auf die ortsgebundenheit und litterarische rückständigkeit Niederdeutschlands hingewiesen; treffliches sagt darüber Heusler, Kr. R. 464 f. formell hat das lied wol den übergang vom stabreim zum endreim nebst dessen folgen vollzogen: man denke sich den vorgang in analoger weise, wie Heusler, Braunefestschrift s. 67 f die formelle umgestaltung des ältern Brunhildenliedes erläutert. das zweite fränkische lied wanderte zusammen mit dem ältern bruder auch zu den Baiwaren: dort verfasste ein scop im achten jahrhundert unter dem einfluss von Dietrichs exilsage aus beiden fränkischen liedern ein neues, das dann wider um 1160 der dichter der ältern Not zu einem lese-epos ausweitete. der sächsische nachfahr des zweiten fränkischen liedes wurde aber in Bergen einem Nordmanne, zusammen mit der ältern Not, zur quelle der Niflungasaga. wahrscheinlich haben wir auch in dem 'speciosissimum carmen', das Saxos sächsischer spielmann im jahre 1131 Knud Laward ganz oder auszugsweise vorsang, um ihn vor den anschlägen des dänischen königs Magnus zu warnen, dasselbe sächsische lied zu sehen, das ich versucht habe aus der þs. einigermaſsen wideraufzubauen.

[1] man vergleiche Zs. 55, 471 ff (§ 9).

Haarlem. **Léon Polak.**

ZUR INSCHRIFT DES RÖKSTEINS.

Auf den grundlegenden untersuchungen des altmeisters Sophus Bugge fuſsend haben in den letzten jahren OvFriesen, HPipping und MOlsen die inschrift des steines von Rök widerholt behandelt und ihre deutung vielfach gefördert. aber auch für ihre erklärungen, soweit sie den grundgedanken und den zusammenhang des ganzen betreffen, bietet, wie mir scheint, das was auf dem steine steht, doch kaum genug greifbaren anhalt. weder eine aufforderung zur rache für den gefallenen sohn, eine art Varinslvǫt (vFriesen) noch eine bitte an Thor, das denkmal zu weihen (Olsen), lässt sich mit den der sage oder geschichte entnommenen berichten des steines so vereinen, dass die absicht hinreichend deutlich erkennbar wird. wenn wir dagegen mit Schück annehmen, dass die vorgänge erwähnt werden, um eine reihe denkwürdiger, die zeitgenossen beschäftigender begebenheiten festzuhalten, kommen wir zu einem einfacheren und natürlicheren ergebnis. es sind tragische, die vergänglichkeit irdischer gröſse

darstellende, mit dem tode endigende ereignisse, und es ligt nicht allzufern daran zu denken, dass es geschichten sind, die auch der wol früh verstorbene Vémóþ gern gehört hatte. durch die ganze darstellung geht ein gewisser zug trauernder, ja verzweifelnder ergebung in das harte schicksal, den sohn in der blüte der jahre hingeben zu müssen. dies zeigen die m. e. den schluss der inschrift bildenden worte (e) der drei wagerechten zeilen der hinterseite des steines unter den kreuzrunen. sie lauten nach auflösung der geheimschrift, bei der einmal die im alphabet folgende und dann (Pipping) die an dritter stelle vorhergehnde rune statt der geritzten zu lesen ist, folgendermafsen: *Sakumukminni uaim si burin niþR tr̨aki uilinis þat + umissum is iatun vilinis þat + nit* (*oder niti*), dh. *Sagum: múg minni: (h)raim(s) sé burinn niþr; tr̨aki vili nis* (*ne is*) *þat; umissum is* (*es*) *játun, vili nis þat, níti!* 'wir sagen (ich sage): die volksmenge möge sich erinnern: wem (auch immer) ein verwanter (sohn) geboren ist, dem manne (dem vater) ist es nicht freude; verschiedenen, die es bejahten, ist es nicht freude, sie sollen es verneinen!' — statt des abhängigen fragesatzes bei *minnir mik* steht hier ein hauptsatz. *sǫgu múk minni,* 'der erzählung erinnere sich volk!' würde ja auch passen, aber der wechsel zwischen dem einfachen *sagum* und *sagum múk minni* und der umstand, dass hier *þat sagum annart* folgt, macht es wahrscheinlicher, für *sagum* jedesmal dieselbe bedeutung anzunehmen. auch auf dem Eggjumsteine wird *nis* für *né is* gebraucht, vgl. auch Helgakv. H. II 40.

Diesem schlusse gehn m. e. die berichte über die Ingoldinge (f, g) und den neunzigjährigen (h, i, k) voran, was sich mit der reihenfolge der ritzung sehr wol verträgt; sie bereiten auf den endgedanken vor. die *o*-rune hier wie im ags. als zeichen für *æ, e* anzusehen (*hvaR Ingeldinga uaR geld ind,* Saxo ed. Holder 246) geht nicht an, da sie in dem kurzen archaisierend gehaltenen abschnitt nicht in verschiedener bedeutung, *æ* und *v*, verwendet sein wird und für *v* auch sonst auf unserem steine immer das zeichen für *u* erscheint. das *o* in *Ingoldinga* erklärt sich, wenn wir *Gunnvaldar : Gunnaldr*, *garwar : karur* vergleichen. aus *Ingivaldar* wurde *Ingioldr* (später dem gen. angeglichen *Ingialdr,* Noreen Gr. 141), das einerseits, indem *i* consonantisch wurde, *Ingjoldr,* und anderseits, indem es schwand, *Ingoldr* ergab. *Ingjoldr* wurde dann durch progressiven *j*-umlaut *Ingjǫldr* und durch übergang von *ǫ* zu *e* (Nor. 114) *Ingjeldr* (Saxos *Ingeldus, Ingellus*). der umlaut (*Ingyldiga*) wird nach alter weise nicht bezeichnet.

Mit *húsl,* das sonst nur 'hostie' bedeutet, ist hier wol das der heidnischen gottheit dargebrachte opfer gemeint; auch im altgermanischen leben wird die frau nach der geburt und reinigung geopfert haben. auch die bitte um kindersegen kommt hier in betracht. nach Saxo (246) befragt Haldanus für seine gattin Guritha (*Guþ(f)ríðr*), die unfruchtbar schien, das orakel in Upp-

sala, wobei ein opfer nicht gefehlt haben kann. nachdem er, wie von ihm verlangt, den brudermord gesühnt hat, gebiert sie einen sohn Harald. Haldanus ist nach Saxo sohn des Borgar (Borearus), und Guritha tochter des Dänenkönigs Alf; aber wie weit dies auf alter sage beruht, ist ungewis. Hálfdan, Guþfrøð, Guþfrid, Alf und Harald sind auch namen der schwedischen königsreihe. Guritha hatte, jedoch nur nach Saxo, auch eine tochter, die später von Ingeldus geraubt, mutter des Bravallakämpfers Hring (Ringo) wurde. war sie das erstgeborene, ersehnte kind, so würde ihre geburt durch besonders reiche opfergaben gefeiert worden sein. am besten freilich bezieht sich Ingoldinga auf unmittelbare nachkommen eines Ingjald. Asa, das älteste kind und die würdige tochter ihres vaters Ingjald illráði, können ebenfalls mit sehnsucht erwartet worden sein, so dass aus freude über ihre geburt der gottheit prächtige gaben dargebracht wurden. — es wäre ja nun denkbar, dass die R (z)-rune der alten längeren reihe ᛦ hier deshalb auch für r stünde, weil in dem archaisierend gehaltenen abschnitt eine andere *r*-form als die auch in der kürzeren reihe angewendete und auf dem steine so oft erscheinende (R) gegeben werden sollte. aufserdem könnte das auch in den anderen teilen der inschrift immer mit R (z)-rune (ᛁ) geschriebene *uaRi(n)* einfluss geübt haben, vgl. unten *kunnaRi* (?). in diesem falle wäre *hrarri* = *hrerri* zu lesen, und der satz hiefse mit bezug auf Guritha oder ihre tochter: *hrarri Ingoldinga uaRi goll tind kvanar husli,* 'für welche der I. gold zum opfer der gattin gesammelt wurde'. mit bezug auf Asa wäre zu denken an: *hraR Ingoldiga uaRi Ingoldi ind kvanar husli,* 'welche der I. (als tochter) dem Ingold beim opfer der gattin verheifsen, bezw. für das opfer der gattin gezahlt, geleistet wurde'. den gegensatz bildet dann die unerwartete und unerbetene vaterfreude des neunzigjährigen.

Die kreuzrunen der gipfelfläche (i) möcht ich nach Pippings vorgang mit *sagum múk minni : þur* (h) verbinden und hinter *biari* (i) lesen. wenn wir sie mit vFriesen von links nach rechts entziffern (*si ui ua*), könnte der sinn sein: *sagum : múk minni : þurfi Ari 's í uí* (= *vé*) *uá,* 'der arme Ari, der im tempel (das gold) abwog', scl. zeugte als neunzigjähriger; dies würde zur ob. versuchten lesung *goll tínd* stimmen. aber auch die rechtsläufige anordnung *au iu is* (Pipping) verträgt sich mit der reihenfolge der ritzung. sie ergäbe *þurfi Ari aui vís* (= *vés*), 'der arme Ari, der alte des tempels'. *aui* list auch Pipping. *áe* (vgl. got. *awô*) 'väterchen' erscheint auch als eigenname Rþ. 2ª. eigentümlich würkt der anklang an die biblische geschichte von Zacharias; ihr einfluss auf diese nordische darstellung scheint mir durchaus nicht von vornherein abzuweisen, vgl. auch Pipping über das hineinspielen christlicher berichte. — Beide abschnitte f g und h i k gehören wol zu einander als hinweis auf den schluss, in dem die geburt eines kindes als kein reines glück dargestellt werden soll.

Die anderen tragischen ereignisse entsprechen dieser düsteren stimmung. der zweite abschnitt von a handelt von der Walthersage. dies nehmen, wie ich sehe, auch Bugge, vFriesen, Schück uaa. an. ich schlage vor *twalraubu*, dessen letzte rune jetzt nach übereinstimmung der fachgelehrten als *u* gelesen wird, in *twal* (= *dwql*) *raubu* (= *raufu*, vgl. *raubar* und *rof*) zu trennen. *þar* fass ich als n. pl. fem. des demonstrativs, das ja, wenn man nicht einen neuen hauptsatz annehmen will, auch mit relativischem anschluss verstanden werden kann: 'welche zwei beutestücke es waren, die, indem sie zwölfmal genommen wurden, ihren aufenthalt (ihr vorhandensein) beide zusammen (und doch) an verschiedenen männern abbrachen'. es ist eine art rätsel. Walther nahm bei der tötung der elf gegner einem jeden von ihnen auch ein auge und ein bein, da diese teile ja mit dem gesamtkörper der vernichtung anheimfielen. das zwölfte mal raubte er zwar ebenfalls beide zusammen, jedoch so dass Hagen nur das auge und Gunther nur das bein verlor. so konnte wol gesagt werden, dass beide 'spolien' zwölfmal dh. in zwölf gängen immer zusammen und zugleich doch auch einzeln, das eine dem, das andere einem andern — das besagt *ymiss* — abgenommen wurden, was sich scheinbar mit einander nicht verträgt. die ungleichartigkeit der kampfausgänge ergibt die lösung. auch bei Ekkehard werden die verlorenen körperteile ironisch zu den beutestücken in beziehung gebracht. die Walthersage kann den Nordleuten auf dem wege über den osten, über Dänemark oder über England zugeführt worden sein, das letzte ist wol das wahrscheinlichste.

Den dritten abschnitt von a bezieh ich mit älteren erklärern auf Ermanarich, der mit recht seinen platz vor Theoderich d. Gr. hat. ich schlage vor zu lesen: *hwaR fur niu aldum án urþi fiarum miR hraiþgutum auk tu miR ann*[1], 'wer vor alten zeiten der leute verlustig gieng unter den Hreiþgoten und mit beschwerde (schmerzen) starb'. der verlust der mannen, der ja freilich auch Dietrich traf, könnte auf die niederlage durch die Hunnen, und der tod unter schmerzen auf den selbstmord des herschers hindeuten; doch spräche der ausdruck *ann*, wenn er das richtige bietet, eher für die verstümmelung durch die rosomonischen brüder, so dass die einbufse der mannen auf den vorangegangenen kampf mit ihnen hinwiese. in diesem falle hatten wir hier schon eine beziehung auf die Svanhildsage, die früh vom südosten nach norden drang. — *fiarum* (*fjqrom*) ist dat. pl. von *fiqrrar* (*fyrrar*), vgl. Háttat. 80[1] und Gislason Eftl. skrift. I 140, Noreen 86, 355. *án vesa* wird in den überlieferten fällen mit gen. oder acc. verbunden; aber da die präp. *án* oft

[1] Ich sehe jetzt, dass Schuck (Bidrag till tolkning af Rökinskriften, Upps. 1908) schon *miR anu* vorgeschlagen und beziehung auf die Svanhildsage angenommen hat. er behalt *án urþi fiaru* bei: aber gegenüber der tautologie *án urþi fiaru auk tu* scheint mir die steigerung, die in *fiarum* ligt, vorzuziehen.

den dat. nach sich hat, so ist *án verþa* mit dat. richtig gebildet. *onn* ist dat sing. vom fem. *ǫnn*, gen. *annar*, arbeit, beschwerde. die Hreiþgoten sind 'die ausgesuchten, reinen Goten', eigentlich die durchgesiebten, vgl. ags. *hridder*, nhd. dial. *räder*; Much zieht mit recht *κριτός* heran. *Hreiþmarr* ist nur verkürzung für *Hreiþgotna marr*, mit dem, wenn auch nicht das 'mare Creticum' (Bugge), so doch das Mittel- bezw. Adriatische meer gemeint sein kann. ich möchte mich durchaus denen anschliefsen, die in *þiaurikr* (b c) Theoderich d. Gr. sehen, und in den versen eine beziehung auf das reiterbild in Aachen oder eine nordische copie von ihm (Hablingbostein? Schück aao.) erblicken. bei dem *strǫnd Hreiþmarar* und der bezeichnung des königs als *stiller flotna*, die so recht nach dem herzen und der anschauung der Nordleute gewählt ist, werden wir besonders an Ravenna zu denken haben, wo der ausgangs- und hauptstützpunct seiner macht lag. — auch in dem abschnitt b c und gerade in ihm mit seinem dichterisch so würksamen gegensatz des lebenden und des toten haben wir ein ergreifendes bild irdischer vergänglichkeit vor uns, das den schwermütigen grundgedanken der inschrift deutlich erkennen lässt. über *skate Marika* s. auch Patzig Dietrich vBern u. s. sagenkreis s. 33 ff.

Den abschnitt d, der von den zwanzig königen handelt, möcht ich anheimgeben mit der Fridlevsaga zusammenzustellen. Saxo berichtet zwar im anfang des 6. buches nur von 'XII fratrum Norvagiae oriundorum'; aber die lat. ziffer könnte ja an dieser einen stelle, an der die zahl erwähnt wird, verschrieben oder verlesen sein; auch ist ein schwanken in der mündlichen überlieferung oder eine angleichung an die zwölf Arngrimssöhne nicht ausgeschlossen. eine reihe einander ähnlicher merkmale reizt zur vergleichung. bei Saxo spielt sozusagen die hauptrolle ein ross, die handlung geht auf der grenze von Schweden und Norwegen vor sich (Wermeland, Olrik Saxe II 63), die helden werden als fratres bezeichnet, ohne dass éin vater als solcher ausdrücklich genannt wird, die namen sind eigenartig gebildet, und es erscheint ein Biorno als einer der fratres, dessen name aber, wenn man ihn mit denen der übrigen vergleicht, erkennen lasst, dass er ihrem vater zukommt. die brüder, heifst es (Saxo s. 173), schädigen nach dem tode des Schwedenherschers Erik dessen sohn Halfdan durch häufige angriffe, so dass er Fridlev, den sohn des verstorbenen Dänenkönigs Frotho, aus Russland zur hilfe herbeiholt. inzwischen — die vier jahre der inschrift lassen sich gut mit Saxos bericht vereinen — erbauen die fratres nach dem abfall ihrer anhänger auf einer von reifsenden wassern umfluteten felseninsel eine burg, versehen sie zum ausfall und zum schutz mit einer zugbrücke und unternehmen von ihr aus regelmäfsige plünderungszüge. nur das gewaltige ross des Biorno, der auch den hund des riesen Offotus besitzt, vermag die strömung zu zwingen. der angreifer Fridlev erbeutet es, durch-

schwimmt nachts auf ihm den fluss, lässt, während die feinde zechen, die brücke herab und erobert die feste. alle aufser Biorno werden niedergemacht, was unserer inschrift entspricht, nach der nur die söhne fallen. wenn Saxos hauptheld von Fridlev als 'collega' angenommen wird, so spricht das dafür, dass er immerhin 'konungr' (unterkönig) genannt werden konnte, wenn er auch s. 180 'sequioris ordinis vir', geringer als der grofskönig, heifst. die erzählung die von Saxo benutzt wird und m. e. auch auf dem Rokstein gemeint ist, zerfiel wol in einen ersten teil, der von dem wunderbaren ross, dem hunde und dem bau der burg handelte, und in einen zweiten, der die eroberung schilderte und eine art klage über die gefallenen mit angabe der einzelnen namen enthielt von diesen heifst es bei Saxo: 'Quorundam vero ex ipsis nomina (nam cetera vetustas abstulit) subnotavi: Gerbiorn, Gunbiorn, Armbiorn, Stenbiorn, Esbiorn, Thorbiorn et Biorn'. hieraus darf nicht mit VRydberg (Germ. myth. I 189), der in dem bericht die belagerung von Asgard durch die Vanen erkennen will, geschlossen werden, dass nur noch sieben brüder übrig waren. die zu Saxos zeit verklungenen namen scheint mir die inschrift des Röksteins erhalten zu haben. ähnliche bildungen sind *Biruillus*, *Huiruillus*, *Thoruillus* (vgl. *Wilja* bei Cassiod.), *Nef et Onef* (Saxo s. 255). die benennung der vier scharen auf dem steine ist wol so zu verstehn, dass die brüder nach dem ältesten oder bedeutendsten, dem führer, als die gruppe des Valk, des Hreiþulf, des Há(g)ísl und des Gunnmund bezeichnet werden. Saxo fand in seiner quelle nur die namen der einen der vier abteilungen, nämlich der welche zu seinem haupthelden Biorno gehörte; dieser war, wie die namengebung zeigt, ursprünglich der vater, als der er auch auf dem steine (im gen. ohne bezeichnung der a-brechung *birnar* = *bernar*) erscheint. bei Saxo wird die zusammengehörigkeit der schar anders als auf dem steine dadurch ausgedrückt, dass die namen nach dem variationsprincip mit dem des vaters (dh. Biornos) verbunden werden. dies ist wol spätere vereinfachung; ein rest des alten verhältnisses zeigt sich aber darin, dass einer der brüder Gunbiorn heifst. er könnte dem Gunnmund, dem sohne des Bjorn entsprechen, nach dem die brüder auf dem steine *Kunmuntar* genannt werden. die anderen vier brüder würden dann vollnamen getragen haben, welche die ersten bestandteile der biorncomposita enthielten, *Ger* (*geir*), *Arm* (*Arn*), *Sten* (*stein*), *Es* (*As*) und *Thor*. dabei darf nicht stören, dass wir sechs statt fünf namen haben; einer kann hinzugefugt worden sein, da gegenüber der gesamtzahl aller fratres möglichst viele aufgezählt werden sollten.

Wenn der Saxos bericht zu grunde liegende vorgang in dem abschnitt d der inschrift gemeint ist, was einen gewissen grad der wahrscheinlichkeit für sich hat, so möcht ich, da er nicht in Dänemark spielt, mit Pipping von Seeland absehen und sein *ulund* aufnehmen. ich schlage vor zu lesen: *hvar histr si kunnaRi*

itu uittuangi a an tuaiR tigir konungar, es a liggja, oder *es a a* (= *á ǫ*) *liggja*. 'wo ein pferd das (mit der) strömung bekannter ist auf dem schlachtfelde als zwanzig könige, die auf ihm liegen' (oder 'die am flusse liegen'). — die strömung wird an. *iđa* oder *iþa* geschrieben; aber das wort ist zu *ida* 'wider zurück', *idura* 'widerum', ahd. *itarucken*, ags. *edrócian*, schw. dial. *idå*, nengl. *eddy* zu stellen, und die schreibung auf dem steine erscheint daher erklärlich; es ligt ein schwanken vor, das sich nach der anderen richtung in dem zweimal stehnden *suaþ* für *svát* zeigt. die schreibung *kunnaRi* mit der R (z)-rune entspräche der von *uaRin*. ein von *kunnr* in der bedeutung 'klug, kundig' abhängender gen. ist sonst nicht belegt, ergibt sich jedoch aus den compos. *fjǫlkunnr, tírkunnr*. *kuþr* kann aber auch 'bekannt, oft gesehen, vertraut' bedeuten und *itu* als dat. gefasst werden: die strömung kennt ihr ross besser als sie die könige kennt, die sie nicht zu durchschwimmen vermögen. der sinn bleibt: die könige, durch die zugbrücke sicher gemacht, hielten ein gelage in der meinung, dass niemand den strudel überwinden könne; das pferd aber, das ihm gewachsen war, trug Fridlev hinüber.

Die dreizehnte folge der mündlich überlieferten oder auch schon in einem verzeichnis kurz vermerkten erzählungen bildete gewissermafsen eine fortsetzung zur zwölften. hier fällt es schwer sich für eine bestimmte lesung zu entscheiden. an *vesa í úlund,* 'hassen' und 'gehasst werden', aber auch an *séa úlund,* 'hass erleben', könnte man denken. dann wäre *sáttinds*, des hinterhaltsfelsens (vgl. Saxo: 'insula ex obiecta rupe und per clivorum praerupta saxis exceptus', s. 173/4) als gen. poss. zu *hvarir konungar* zu ziehen: *hvariR trair tigir konungar sattinds se(e) i ulund i fiakura vintura,* 'welche zwanzig könige des hinterhaltsfelsens im hass sind (leben) in vier jahren (*ulund i* zu lesen geht nicht an, da die präp. nur bei localem verhalten nachgestellt wird); oder *see ulund i. f. v.*, 'vier jahre hass erleben'. *sáttinds* als gen. obj. zu *úlund* (den hass gegen das felsennest) zu ziehen, wäre bedenklich. eine andere möglichkeit ist: *sát entsi* (*enzi* = *anzi*) *i ulund i. f. v.*, 'der nachstellung mit hass obliegen'; aber in der zeit der inschrift würde man doch eher *a* erwarten. eine letzte vermutung wäre, *satints* als mediopassiv (*sattinz* = *settez*) aufzufassen: 'welche könige sich in hass versetzten', dh. 'hass erwarben oder hass hegten' [1].

[1] Bugge erwähnt in seinem werke über den Rökstein (Stockholm 1910) die inschrift auf dem kessel des Gokstadschiffes, die er *ubik* list. die zweite rune ist aber wol *a* (vgl. Wimmer Runenlehre 208, 194), so dass sich das wort *vaig* ergibt, wonach das gefäfs für aufnahme einer art (opfer?-)trank bestimmt war. die ebenfalls von Bugge erwähnten auf der stange des Osebergschiffes stehnden runen möcht ich als *litil vés* (*maþr*), etwa gleich 'unterfähnrich' lesen, vgl. das ntr. *vé* 'fahne'.

Berlin-Grunewald. **H. Patzig.**

STROPHENBINDUNG BEI ULRICH VON LICHTENSTEIN.

Vogts auseinandersetzung[1] mit den Krausschen Reimaruntersuchungen richtet ihr hauptaugenmerk auf die textkritische bedeutung der dort zum erstenmal erschöpfend nachgewiesenen klanglichen erscheinungen, und diese einstellung wird durch die unerbittlichen consequenzen, die Kr. aus den 'strophenbindungen' zieht, unstreitig nahegelegt. die von V. geltend gemachten bedenken lassen sich in der hauptsache auf folgende zwei puncte zurückführen: 1. es ist 'völlig unverständlich, wie solche ganz unregelmäfsig und auf weite entfernung verstreuten beziehungen zwischen reimenden oder auch nicht reimenden ausgängen den zuhörern bemerklich gemacht sein sollen' (aao. s. 207); 2. jene bindungen haften im wesentlichen 'an den wörtern, die naturgemäfs am häufigsten im satze vorkommen und am bequemsten reimen'. sie können also 'leicht sache des zufalls oder folge eines beschränkten vorrats an reimen und sprachlichen ausdrucksmitteln des dichters sein' (aao. s. 209 f u. 206). solche einwände, statistisch wol unterbaut, haben fraglos etwas einleuchtendes. anderseits ist es aber auch kaum möglich, den K.schen strophenbindungs-aufweisen in ihrer gesamtheit die wahrscheinlichkeit abzusprechen, zumal sie durch die feststellung gestützt werden, dass in andern gedichten die bindungen fehlen. das fehlen beweist nämlich, dass trotz dem von V. dargetanen 'schwimmen' in reimübereinstimmungen das auftreten klanglicher strophenbindungen doch kein nótwendiges 'nebenproduct' höfischen dichtens ist. anderseits brächte es freilich auch noch keine zwingende entscheidung, wenn sich nachweisen liefse, dass gewisse minnesänger überhaupt keine derartigen bindungen anwenden. dass im einzelnen tatsächlich bindungen vorliegen, bestreitet auch V. nicht. die eigentliche frage aber ist die, ob es sich dabei um zufällige ergebnisse handelt oder um formal bedeutsame elemente[2],

[1] Zs. 58, 205 ff, Anz. XL 119 ff.

[2] die hier vermiedene alternative zufall oder absicht hat den vorzug logischer schärfe, bringt aber die gefahr mit sich, die vorstellung vom künstlerischen schaffen über das erlaubte mafs hinaus zu schematisieren und seine irrationale seite zu übersehen. wie weit die einzelnen ästhetischen werte eines kunstwerks von seinem schöpfer bewust gewollt sind, ist eine psychologische frage, auf die oft nur

und die schwierigkeit besteht darin, dass die häufigkeit der bindungen sowol für die eine als für die andre auffassung geltend gemacht werden kann. eine entscheidung ist also nur dann möglich, wenn ein gesichtspunct sich finden lässt, unter dem die formschaffende würkung der bindungen eindeutig hervortritt. von dem formproblem des minnesangs ausgehend bin ich[1] durch die betrachtung analoger klangbindungen in Lichtensteins lyrik auf einen solchen gesichtspunct geführt worden, und glaube mit der vorlegung und erörterung meiner beobachtungen die ausgedehnte und zunächst unwahrscheinliche verwendung des klanglichen im dienst der formgebung erhärten zu können, wie ich anderseits die K.schen feststellungen bei Morungen und Reimar als bestätigung meiner ergebnisse für Lichtenstein heranziehen darf.

Von einigen liedern L.s geht unmittelbar ein ganz eigenartiger reiz aus, der auch nach Brechts aufschlussreicher untersuchung (Zs. 49) noch nicht voll geklärt ist. Br. selbst zeigt ja schlagend, dass L.s lyrik inhaltlich nichts andres zu geben hat als die gestaltung des allgemein höfischen ideals, dessen grundzüge Scherer schon in der litteratur des 12 jh.s nachwies (QF. XII 86 ff), und das fingerspitze jonglieren mit wenigen gefühlsmotiven, die in den späteren gedichten immer blutloser werden, genügt nicht zur erklärung jenes reizes. wir müssen also in den gebilden der L.schen kunst noch die elemente feststellen, die darüber aufschluss geben. es ligt nahe, sie auf formalem gebiet zu suchen.

vermutungen antworten können. zweifellos gibt der geist einer epoche dem künstler manche inneren voraussetzungen, die ihm unbewust würken. nur aus der wechselwürkung zwischen individuum und zeitgeist wird das aufblühen und absterben von künstlerischen richtungen begreiflich. dass die epigonen von Opitz oder Goethe grade diese formelemente verwerteten, war weder reine absicht noch reiner zufall, und ein barockkünstler wird schwerlich die überlegung angestellt haben: ich wähle diesen formzug, denn er ist barock. so wird man gegenüber den strophenbindungen der minnesänger, auch wenn sie sich als formal bedeutsam erweisen, doch die möglichkeit offen lassen müssen, dass sie gemäfs der kunstübung ihrer zeit auch ohne rationale bewustheit angewendet werden konnten, so wie in dem nun verflossenen abschnitt der musikgeschichte eine bestimmte art der themendurchführung selbstverständlich und nicht in allen einzelheiten bewust war.

[1] noch vor der bekanntschaft mit den arbeiten von vKraus, auf die mich dann prof. Schröder hingewiesen hat.

Welche rolle für den ma.l. dichter, auch den lyrischen, das im weiteren sinn handwerksmäſsig-formale seiner kunst spielt, das zeigen Dantes nüchterne, ohne spur moderner sentimentalität entwickelte gedichtcommentare in der Vita nuova, zu denen L.s commentar-ansätze im FD. ein bezeichnendes gegenstück darstellen, insofern sie gegenüber der (scholastischen) gedankengliederung das musikalische element stark berücksichtigen[1]. man ist heute infolge der gefühlsbestimmtheit der neuzeitlichen lyrik geneigt, an ein gedicht mit der forderung intensiven erlebnisausdrucks heranzutreten. die ma.l. dichtung aber gibt — abgesehen von ihren grösten, ins überzeitliche ragenden vertretern[2] — nicht sinnliche ausprägung originaler seelenschwingung; sie ist nicht um 'expressionismus' bemüht, sondern um formale gestaltung typischer gedanken und empfindungen. diese tatsache, die Plenio (PBBeitr. 42, 410 ff) nachdrücklich in den vordergrund der betrachtung gestellt hat, mag damit zusammenhängen, dass die cultur- und religionsgemeinschaft des ma.l. abendlandes, aufs ganze gesehen, keinen fruchtbaren boden für das seit der reformation von vornherein gegebene ringen nach individueller

[1] L.s auslassungen über die mehrzahl seiner lieder zeigen, wie ihm deren bedeutung bewust, deren künstlerische form wichtig war. aus ihnen würden sich unschwer die grundlinien einer ästhetik des minnesangs herausarbeiten lassen, die wertvolle aufklärung über das anregende erlebnis, zweck, wertmaſsstäbe für inhalt und form sowie über den erfolg und seine gründe verheiſst. folgende stellen, zt. von Br. herangezogen, kommen in betracht: Frauendienst 9 15 ff. 17 21 ff. 29 20. 57 23. 97 3. 98 21. 104 5. 110 3. 113 5. 114 17. 125 9. 127 9. 130 17. 131 29. 134 1. 136 17. 317 21—31. 318 5. 321 13—28. 323 8. 381 5. 29. 394 12. 396 29. 398 7. 399 4. 401 13. 402 10. 405 15. 23. 407 3. 19. 409 1. 17. 410 26. 411 24. 413 9. 414 1. 415 27. 416 22. 418 15. 23. 420 8. 12. 422 14—20. 426 4. 8. 427 27. 431 11. 434 14. 436 10. 12. 440 17. 442 8. 29. 444 8. 16. 456 22. 458 8. 507 10. 509 6—512 6. 513 27. 515 11. 517 32. 519 8. 520 24. 522 5. 524 12. 525 27. 533 12. 536 8. 537 10. 545 1. 546 24. 549 15. 550 19. 553 20. 554 27. 555 20. 560 6. 561 21. 562 30. 564 1. 565 24. 567 13. 571 6. 572 27. 576 4. 577 21. 580 14. 581 29. 31. 592 11 (citiert nach Lachmann).

[2] diese einschränkung macht auch Kraus Reimar III 19 anm. 3 gegenüber Plenios weiterhin angezogener auffassung, und grade Kr.s untersuchungen sind ein schöner beweis dafür, dass 'bei den besten dichtern der mhd. zeit' sich 'form und inhalt meist auch gleichvollendet erweisen'. ist jeder dichter seelenkünder, so zeigt sich der genius eben darin, dass er den rahmen seiner zeitlichen bedingungen sprengt und ins allgemein-menschliche hinaufreicht.

weltanschauung, für die ausbildung 'faustischer' charaktere bietet. Brecht hat ähnliches im auge, wenn er (aao. 119) L.s 'kraft das leben zu stilisieren' in der 'beneidenswerten geschlossenheit der höfischen weltanschauung' begründet sieht. ist diese doch nur ein organisches glied jener ma.l. 'katholicität'.

Wenn aber die untersuchung der formalen seite von L.s lyrik nun zunächst die strophik ins auge fasst, so zeigt sich, dass der eigenste reiz dieser gedichte, ihr constitutives hauptelement, auch hier nicht liegen kann. die einfachen formen überwiegen in auffallendem maſse.

Unter den 57 liedertönen — der leich bleibe hier auſser ansatz — finden sich nur 5, deren stollen mehr als 2 verse aufweist (X. XV. XXI. XXIX. XXXVIII). da L. nach gleichgewicht zwischen den beiden strophenteilen strebt, erhält auch der abgesang in dieser gruppe seine gröste ausdehnung, in dem kunstvollen kurzversigen reien (XIX) 7 verse, in der kurzversigen daktylischen tanzweise X und der langversigen langen weise XV 6 verse, in den tanzweisen XXI und XXVII 4 verse.

Alle übrigen stolligen töne haben zweiversige stollen. die schwierigere form unter diesen bildet eine gruppe von 6 tönen, deren abgesang vierversig ist (IV. VII. XIV. XXXV. XXXVI. XXXIX). die 17 töne mit zweiversigen stollen und zweiversigem abgesang (XIII. XVII. XXVII. XXVIII. XXXI. XXXIV. XLI. XLIII—XLVI. XLVIII. L. LI. LV. LVI. LVIII) und die 20 töne mit zweiversigen stollen und dreiversigem abgesang (I—III. V. VIII. XI. XVIII. XIX. XXII—XXIV. XXX. XXXII. XL. XLII. XLVII. XLIX. LIII. LIV. LVII) machen den grösten bestand aus (65 %).

Dieser gesamtgruppe von 48 stolligen tönen stehn 9 unstollige gegenüber, unter denen allerdings die 4 compliciertesten töne L.s sich finden (VI. IX. XII. XXXIII), aber auch die 3 einfachsten (XVI, der seine 4 verse einfach paarig reimt; XX, der dieselbe form durch einschiebung einer waise zwischen den zweiten paarreim erweitert; LII, der 2 reimtypen dreimal in kreuzstellung bringt); XVI und XXXVIII umbildungen der sechs- resp. siebenversigen strophe.

15 complicierteren tönen stehn also 42 gegenüber, die einfachste form aufweisen, dh. 73 %.

Innerhalb der einfachen strophenformen ist die einfache,

zwischen 4 und 6 hebungen sich haltende versgestalt in der überzahl; schwankungen von 2—8[1] hebungen weisen nur 10 von ihnen, also weniger als ein drittel auf (II. XI. XIII. XVI. XX. XXXI. XXXIV. XXXVIII. XL. XLIV). im ganzen verwenden 21 töne verse von weniger als 3 oder mehr als 6 hebungen (zweiheber: II. VII. X. XI. XII. XV. XVI. XXI. XXIX. XXXI. XXXV. XXXVII. XXXVIII. XXXIX. XL. LIII, dh. sechzehnmal; siebenheber: XX. XXXIV. XLIV; achtheber: XIII; acht- und elfheber: XIV). dabei werden nie verse von weniger als 3 hebungen mit solchen von mehr als 6 hebungen in einem ton verbunden.

Der anteil klingender und stumpfer reime verteilt sich so, dass 3 töne ausschliefslich klingend (der complicierte unstollige XII, der unstollige XVI, beide durchgehends daktylisch, der den abgesang anreimende LIII), 19 ausschliefslich stumpf reimen (I. III. V. IX. XI. XIII. XIV. XV. XVII. XVIII. XX. XXI. XXVI. XXVII. XXIX. XXXIII. XLVI. LI. LIV). von den 35 gemischten zeigen 5 vorwiegend klingenden reim (VI. XXXI. XXXVII. XXXVIII. XLV), 17 vorwiegend stumpfen (II. VIII. XXII. XXVIII. XXX. XXXIV. XLI. XLIII. XLIV. XLVII. XLVIII. L. LV—LVIII und XL; mit ausnahme des letzten haben alle den klingenden typ im ersten vers des zweiversigen stollens, wodurch der aufgesang zu metrischer einheit gebunden wird), 13 gleichen anteil von stumpfen und klingenden typen (IV. VII. X. XIX. XXIII. XXIV. XXXII. XXXV. XXXVI. XXXIX. XLII. XLIX. LII). im ganzen bedeutet das eine mafsvolle bevorzugung des stumpfen reims, der 65 % ausmacht.

Für die entwicklung L.s ist es dabei bezeichnend, dass in den 18 letzten tönen, also von ca. 1241 ab nur noch einfache strophenformen ausgebildet werden; in gewissen grenzen eine stütze der von B. vertretenen auffassung, dass L.s künstlerische kraft in den späteren jahren nachgelassen habe[2].

[1] da das problem der tactunterfüllung und pause eine eigne metr. untersuchung erfordert, begnüg ich mich hier mit dieser rohen bezeichnung, die das charakteristische der strophenform immerhin andeutet.

[2] demgegenüber vgl. Kraus II s. 51, wo gezeigt wird, wie Reimars 'zunehmende neigung für die grofse linie ... auch im umfang der str. ihren ausdruck' findet.

Besondere reimkünste verwendet L. sparsam: anreimung des abgesangs in 5 tönen (III. XIX. XXIII. XXXII. LIII, also auch in der altersperiode); binnen-, mittel-, pausenreim, übergehnden reim in 9 tönen (I. XII. XIV. XXIV. XXXVII. XL. XLII. XLIX. LIV, also auch hier kein abnehmen der kraft); dreireim in 10 tönen (I. II. VIII. XI. XVI. XVIII. XXII. XXX. XXXVII. LII), fünf- und siebenreim in 2 tönen (XII. XXXIII). künstlicher ist der VI ton, der seine 3 vierversigen teile mit 2 durch die ganze strophe bleibenden reimen bindet, während die 3 andern reimtypen nur je in einem teil auftreten. die pikante würkung wird metrisch erhöht durch die daktylen einzig im 10 vers — ein gegenstück zu dem 'iambischen gang einer regelmäfsig widerkehrenden zeile' (vgl. Knorr QF IX 47) in dem daktylischen XI ton und den iambischen versen im daktylischen X (eine iambische zeile in daktylischem lied hat auch Walther: *Wol mich der stunde* 110, 13). mit spielender leichtigkeit ist in LII grammatischer reim gehandhabt. den höhepunct auf diesem gebiet erreicht L. im XXXIII lied, auf das er deshalb besonders stolz ist. die innere entwicklung dieses dialogs hat B. dargelegt (s. 35 f, wo nur s. 36 unten XXXII verdruckt ist). metrisch gehört er zu den simpelsten gebilden der L.schen muse. klanglich ist er nicht eigentlich strophisch zu verstehn, sondern das fünfstrophige lied bildet sozusagen éine grofse strophe: der 1. teil reimt in den 7 versen einen reimtyp, der 2. bringt 7 neue reimtypen, die erst im 4. ihre responsion erhalten[1], während im 3. wider siebenfache reimung eines typs stattfindet; der 5. (schluss-) teil fasst die beiden vorigen reimweisen zusammen, sodass zunächst viermal derselbe reimtyp erklingt und die 3 letzten verse die 3 letzten typen von 2 und 4 aufnehmen. es ergibt sich also folgendes bild des reimtechnischen aufbaus:

I 4 a ⊥́ : ‖ (7 x). II 4 b ⊥́ 4 c ⊥́ 4 d ⊥́ 4 e ⊥́ 4 f ⊥́ 4 g ⊥́ 4 h ⊥́.
III 4 a_1 ⊥́ : ‖ (7 x). IV = II. V 4 a_2 ⊥́ : ‖ (4 x) + 4 f ⊥́ 4 g ⊥́
4 h ⊥́.

dieser dialog wird weiterhin nochmals heranzuziehen sein. jetzt ist darauf hinzuweisen, dass die reimkünste sich sämtlich durch natürlichkeit und wollaut auszeichnen.

Den klangwert der waise, der in der enttäuschung einer

[1] zu dieser aus d. provenzal. stammenden, aber auch dort seltenen reimform vgl. Diez Poesie der troubadours, 2 aufl. s. 82 f.

reimerwartung und in spannung des ohrs sich geltend macht, verwendet L. nur viermal (V. XX. XLVII. LVII), dh. in 7 % der töne, und selbst diese geringe zahl ist möglicherweise noch zu verringern. die verlängerung der letzten abgesangszeile um mehr als eine hebung, die durch aufhebung der selbständigkeit des waise-verses entstünde, ist belegt durch die töne XIII. XLI. XLIII—XLV. LVI. LVIII. in V spricht die syntax unbedingt für die waise. XX würde durch deren beseitigung einheitlich siebenhebige verse erhalten, aber das metrum verlangt hier nach der Lachmannschen waise eine pause. es ligt nahe, hier das musikalische heranzuziehen und entweder doppelwert der auf die (stumpfe) waise fallenden note oder zwei den 'tact' füllende noten zu vermuten. dass im gesungenen lied die siebentactigkeit jedes verses zur geltung kam, wird sich nicht bezweifeln lassen: aber der text allein vermag eben auch in dieser hinsicht den vollen eindruck nicht zu vermitteln. in XLVII würde die syntax eine zusammenziehung der letzten beiden verse empfehlen; die aufzählung der zusammengehörigen eigenschaften in der 5 strophe: *kiusche, blide, stæte, zühte rich, wîplich gemuot* (546, 8. 9) scheint sie zu fordern — vergl. die ähnlichen aufzählungen in XII —. auch metrisch steht ihr nichts entgegen; verstöfse gegen die natürliche wortbetonung sind bei L.s mit den jahren zunehmendem streben nach strengem wechsel zwischen hebung und senkung nicht bedenklich und ergeben sich auch bei Lachmanns verstrennung (bes. 546, 16), die aber den für L.s spätzeit charakteristischen gleichmäfsigen gang der verse unterbricht. ohne waise würde sich das schema ergeben:

$$\overline{\wedge}\ 4\,a\ \grave{-}\ \mid\ \overline{\wedge}\ 4\,b\ \acute{-}\ :\ \|$$
$$\overline{\wedge}\ 4\,\alpha\ \acute{-}\ \mid\ {}_{\wedge}\ 8\,\alpha\ \acute{\underset{..}{\sqcup}}$$

für diese interpretation spricht die gleiche verlängerung des schlussverses in XLIV, das demselben jahrzehnt angehört und eben diesen ton hat. dass L. im 'Kerkerlied' gegen seine sonstige art einen alten ton verwendet, hat, auch abgesehen von psychologischen erwägungen, tiefere bedeutung; bringt doch XLVII in starken, zt. wörtlichen anspielungen die anwendung des themas von XLIV: *'Hôher muot durch wîbes güete'* auf seine verzweifelte situation. dass in XLVII aber jedenfalls die möglichkeit besteht, die waise abzusetzen, während in XLIV, letzte strophe, ein wort die cäsurstelle überbrückt, das spricht für eine musi-

kalische auszeichnung der Lachmannschen waise. stehn doch an dieser stelle nur worte, die für die situation des 'Kerkerliedes' bedeutsam sind (*verderbe, kumber, leides, ir êre, stæte, vrouwe, lachent*) und die eine anleitung geben, B.s bei diesem bezeichnenden liede wol dem schema zu liebe etwas knapp gehaltene analyse zu vervollständigen. die Jenaer hs. enthält zahlreiche beispiele für die musikalische hervorhebung wichtiger wörter durch coloratur. in LVII lassen syntaktische und metrische gründe die frage der waise ebenfalls offen. von XLIII an treten nur 3 töne mit dreiversigem abgesang auf, und die 9 hebungen, die sich durch beseitigung der waise für die letzte zeile ergeben würden, haben in dem achthebigen schlussvers des XIII tons ein analogon. aber gründe des klanglichen aufbaus sprechen, wie sich unten zeigen wird, eindeutig für beibehaltung der waise.

So bleiben unbestritten 3 töne mit waise; ein auffallend geringer procentsatz (5 %), den man mit L.s einstellung auf klanglichen wollaut in zusammenhang bringen wird.

Was an den beobachteten zügen das bezeichnende eigentum L.s ist, wird durch einen vergleich mit seinen 'unbezweifelten hauptmeistern, Reinmar d. A.[1] und Walther' (Br. s. 97) und mit einigen für die entwicklung der strophik und reimkunst wichtigen zeitgenossen deutlich. für R. bietet Kraus II 43 ff u. 62 ff eine untersuchung der strophik. ich bezeichne im folgenden die von ihm als echt anerkannten lieder dadurch, dass ich neben die betr. seitenzahl von MFr. die nummer der Kr.schen ausgabe in klammer setze. vergleicht man die statistischen zahlen für die unter MFr. XX zusammengefassten lieder — 203, 10 u. 203, 24 blieben ausgeschieden; vgl. dazu Vogt im anhang u. Kraus I 87 — mit den ebenfalls in klammer beigefügten, die den Kr.schen Reimar charakterisieren, so ergibt sich, dass die allgemeinen formtendenzen innerhalb der von Kr. gezogenen grenzen besonders scharf hervortreten. der untersuchung Walthers liegen

[1] Kraus II 58 ff stellt eine liste von 50 'groben entlehnungen' L.s aus Reimar und Pseudo-Reimar zusammen, in die alles bisher beobachtete nach ausscheidung des unsichern übernommen ist. auf die lyrik L.s entfallen davon 18, die sich auf 14 seiner lieder verteilen. in anbetracht des bekannten Walthercitats (FD. 240, 17 ff) ist aber zu erwägen, in welchem maſs offenkundige parallelen von L. als litterarische anspielungen gemeint sind.

die minnelieder[1] der Lachmann-Krausschen ausgabe 1907 unter ausschluss der bei den 'unechten liedern' und in den anmerkungen gebrachten zu grunde. die übrigen dichter musten nach Pfaffs abdruck der hs. C citiert werden; die zahlen bedeuten bei ihnen die erste strophe des tons nach zählung dieser hs. die in der strophik enthaltenen probleme, die, besonders bei Walther, mit den einschneidendsten chronologischen und textkritischen fragen verbunden sind, bleiben unberücksichtigt; der zweck der folgenden tabellen ist nur, die mehr oder minder einfache strophische structur herauszustellen.

Reimar: 58 (35) töne, davon 3 (0) unstollig (180, 28. 182, 14. 191, 7.)

2 vers. stollen, 2—3 vers. abgesang: 27 (13) töne = 46½ (37) % (168, 30. 169, 9. 171, 32 (nr 17). 177, 10 (nr 30). 182, 34. 185, 27. 195, 37. 196, 35 (nr 15). 201, 33 (nr 11). 202, 25. 170, 1 (nr 13). 170, 36 (nr 35). 172, 23 (nr 7). 173, 6 (nr 5). 174, 2 (nr 6). 175, 1 (nr 21). 178, 1 (nr 22). 183, 33. 184, 31. 191, 34. 192, 25. 193, 22. 194, 34 (nr 28). 195, 2. 197, 15 (nr 8). 198, 27. 201, 12.)

2 vers. stollen, 4 vers. abgesang: 4 (2) töne = 7 (5½) % (151, 1 (nr 2). 190, 3 (nr 26). 194, 18. 198, 4.)

2 vers. stollen, 5—7 vers. abgesang: 16 (15) töne = 28 (44) % (150, 1 (nr 1). 151, 33 (nr 3). 152, 25 (nr 12). 153, 5 (nr 29). 154, 32 (nr 10). 156, 26 (nr 27). 158, 1 (nr 24). 159, 1 (nr 14). 162, 7 (nr 20). 163, 23 (nr 25). 165, 10 (nr 16). 166, 16 (nr 18). 179, 3 (nr 19). 181, 13. 189, 5 (nr 31). 195, 10 (nr 32).)

3—6 vers. stollen, 3—6 vers. abgesang: 8 (5) töne = 13½ (14) % (156, 10 (nr 9). 160, 6 (nr 23, ich möchte die form als stollig mit verdoppelung des aufgesangs verstehen, vgl. Kraus II 46). 167, 31 (nr 4). 176, 5. 186, 19 (nr 33). 187, 31 (nr 34). 190, 27. 199, 25.)

Die verse der töne mit 2 vers. stollen und 2 vers. abgesang halten sich mit 80 % nicht in der grenze zwischen 4—6 hebungen, während diese versform in den tönen mit 2 vers. stollen und 3 vers. abgesang die regel ist.

Verse mit 2 hebungen in 3 (2) tönen = 5 (5½) % (151, 33 (nr 3). 176, 5. 179, 3 (nr 19).)

Verse mit 7—8 hebungen in 13 (7) tönen = 22½ (20) % (156, 10 (nr 9, wenn man nicht mit Kr. durch ansetzung zweier w in dem lied vierhebigkeit durchführen will). 165, 10 (nr 16). 167, 31 (nr 4). 168, 30. 171, 32 (nr 17, doch vgl.

[1] für den ganzen Walther vgl. Wilmanns Leben Walthers[2] abschn. V, bes. 344 f.

Kr. II 45 anm. 10). 182, 34. 185, 27. 189, 5 (nr. 31). 190, 3 (nr 26). 201, 33 (nr 11). 195, 37. 198, 27. 201, 12.)[1]

Reimtypen: ausschl. stumpf: 32 (20) töne = 55 (57) % (154, 32 (nr 10). 156, 26 (nr 27). 158, 1 (nr 24). 159, 1 (nr 14). 162, 7 (nr 20). 165, 10 (nr 16). 167, 31 (nr 4). 170, 36 (nr 35). 171, 32 (nr 17). 172, 23 (nr 7). 173, 6 (nr 5). 174, 2 (nr 6). 175, 1 (nr 21). 176, 5. 178, 1 (nr 22). 182, 14. 183, 33. 184, 31. 185, 27. 187, 31 (nr 34). 190, 3 (nr 26). 190, 27. 191, 7. 191, 34. 192, 25. 194, 34 (nr 28). 195, 2. 195, 10 (nr 32). 196, 35 (nr 15). 197, 15 (nr 8). 198, 27. 201, 12.)

+ stumpf — klingend: 20 (11) töne = 34½ (31½) % (151, 1 (nr 2). 151, 33 (nr 3). 152, 25 (nr 12). 153, 5 (nr 29). 156, 10 (nr 9). 160, 6 (nr 23). 163, 23 (nr 25). 168, 30. 169, 9. 170, 1 (nr 13). 177, 10 (nr 30). 179, 3 (nr 19). 180, 28. 181, 13. 182, 34. 194, 18. 195, 37. 198, 4. 201, 33 (nr 11). 202, 25.)

st. = kl.: 4 töne (3) = 7 (8½) % (150, 1 (nr 1). 166, 16 (nr 18). 186, 19 (nr 33). 193, 22.)

— st. + kl.: 2 (1) töne = 3½ (3) % (189, 5 (nr 31). 199, 25.)

ausschl. klingend: 0.

Reimkünste: anreimung[2]: 3 (1) töne = 5 (3) % (154, 32 (nr 10). 193, 22. 195, 2.)

binnenreim: 4 (1) ton = 7 (3) % (187, 31 (nr 34). 191, 7. 198, 4. 199, 25.)

kornreim: 1 (1) ton = 1½ (3) % (154, 32 (nr 10).)

grammat. reim: 1 (0) ton = 1½ (0) % (198, 4; Kr.s durchschlagende gründe gegen die echtheit s. I 84.)

waise[3]: 24 (17) töne = 41 (48) % (150, 1 (nr 1). 152, 25

[1] dass in 163, 23 (nr 25). 166, 16 (nr 18) statt der langzeilen in MFr. waisen anzusetzen sind, scheint mir durch Kr. aao. erwiesen.

[2] über anr. als klangmittel einzelner strophen s. Kr. II 52. ich bezeichne mit anr. die widerkehr eines aufgesang-reims im abgesang.

[3] mit rund 90 % vorwiegend stumpf reimender und 41 (48) % waise verwendender töne übertrifft R. nicht nur L. weit, sondern steht auch innerhalb von MFr. einzig da. am nächsten kommt ihm der verwante Rugge mit 70 % überwiegend stumpftypiger töne. Morungen mit 69, Johansdorf mit 66, Hausen mit 63 % räumen dem kl. reim schon eine bedeutendere stelle ein. Fenis hat nur 39 % überwiegend stumpftypiger töne, Veldeke 13 %, und bei ihm stehn 3 ausschliefslich stumpf reimenden ebensoviel ausschliefslich klingend reimende gegenüber. die töne mit waise machen bei Rugge 33, bei Morungen 25, ebensoviel bei Johansdorf, bei Hausen 20, bei Veldeke 3 %, bei Fenis 0 aus. wir bemerken hier fast dieselbe reihenfolge wie bei der verwendung der stumpfen typen, und diese reihenfolge deckt sich nicht mit der historischen. wol aber finden sich hier momente, die den melodischen charakter der dichterischen werke beeinflussen. der herbe ton der R.schen lieder nicht nur gegenüber einem Veldeke, sondern auch einem Fenis, dessen metrik gewis nichts weniger als einschmeichelnd ist, dürfte zt. auch hierin seinen grund finden.

(nr 12). 153, 5 (nr 29). 154, 32 (nr 10). 162, 7 (nr 20). 163, 23 (nr 25). 165, 10 (nr 16. das erste β der beiden letzten sechstacter in dem Kr.schen schema dieser strophe, II 45, ist offenbar druckfehler für w; jedenfalls ergibt auch die edition des gedichts III 43 f an dieser stelle keinen reim). 166, 16 (nr 18). 167, 31 (nr 4). 170, 1 (nr 13). 170, 36 (nr 35). 175, 1 (nr 21). 176, 5. 178, 1 (nr 22). 181, 13. 184, 31. 186, 19 (nr 33). 187, 31 (nr. 34). 189, 5 (nr 31). 190, 27. 191, 34. 192, 25. 194, 34 (nr 28). 197, 15 (nr 8). 198, 27). nach Kr.s rhythmisierungen kämen noch dazu 156, 10 (nr 9) — hier würde jedoch die waise die auch sonst bei R. häufige beschwerung des strophenschlusses (vgl. die schemata von nr 2. 7. 13. 20. 26. 31. 32 bei Kr. selbst) beseitigen, die durch MFr. 37, 4 wahrscheinlich gemacht wird. — 171, 32 (nr 17) — die überlieferung von str. 2 in b und C und die syntax in str. 3 scheint doch für Vogts auffassung zu sprechen —.

Walther: 80 töne, davon 6 unstollig (39, 1. 75, 25. 87, 1. 88, 9. 94, 11. 124, 1).

2 vers. stollen und 2—3 vers. abgesang: 25 töne = 31 % (49, 25. 63, 8. 72, 31. 73, 23. 91, 17. 112, 17. 113, 31. 118, 12. 24. 14, 38. 39, 11. 57, 23. 59, 37. 69, 1. 70, 1. 99, 6. 100, 3. 102, 29. 110, 13. 27. 112, 3. 114, 23. 117, 8. 29. 116, 33 (letzt. mit modif. aufgesang).)

2 vers. stollen und 4 vers. abgesang: 21 töne = 26 % (13, 33. 40, 19. 41, 13. 42, 15. 50, 19. 51, 13. 52, 23. 56, 14. 64, 31. 65, 33. 71, 19. 74, 20. 85, 33. 90, 15. 93, 19. 97, 34. 109, 1. 112, 35. 115, 6. 30. 78, 24 (mit modif. aufges.).)

2 vers. stollen und 5 vers. abgesang: 10 töne = 12½ % (54, 37. 58, 21. 63, 32. 70, 22. 100, 24. 111, 23. 119, 17. 120, 16. 25. 122, 24).

2 vers. stollen und 6 vers. abgesang: 8 töne = 10 % (53, 25. 60, 34. 61, 32. 62, 6. 95, 17. 121, 33. 43, 9. 44, 35 (die 2 letzten mit mod. aufgesang).)

2 vers. stollen und 8- u. mehrvers. abgesang: 3 töne = 3½ % (44, 11. 47, 16 (echtheit zweifelhaft). 66, 21 (mit modif. aufgesang).

3 vers. stollen und 5 (12) vers. abgesang: 5 töne = 6 % (45, 37. 46, 32. 71, 35. 96, 29 (76, 22: minnesingerische fortbildung des hymnus *Verbum bonum et suave,* vgl. Thes. hymnol. II 93 und Dreves-Blume Ein jahrtausend lateinischer hymnendichtung II 269 f.)

Verdoppelung des (2 vers.) aufgesangs, 4 (5) vers. abgesang: 2 töne = 2½ % (47, 36. 92, 9).

Verse mit 2 hebungen in 11 tönen = 14 % (39, 11. 43, 9. 47, 16. 58, 21. 60, 34. 90, 15. 97, 34. 109, 1. 111, 23. 112, 35. 122, 24).

verse mit 7 und 8 hebungen in 11 tönen = 14 % (13. 33. 49. 25. 71, 19. 72, 31. 73, 23. 100, 24. 113, 31. 118, 12. 24. 119, 17. 124, 1).

Reimtypen: ausschliefsl. stumpf: 24 töne = 30 % (39, 1. 41, 13. 43, 9. 49, 25. 53, 25. 54, 37. 62, 6. 63, 32. 66, 21. 71, 35. 72, 31. 75, 25. 88, 9. 90, 15. 92, 9. 95, 17. 99, 6. 111, 23. 116, 33. 117, 8. 29. 118, 12. 120, 16. 124, 1).

+ stumpf, — klingend: 31 töne = 38 % (13, 33. 14, 38. 39, 11. 42, 15. 44, 11. 52, 23. 56, 14. 57, 23. 59, 37. 60, 34. 61, 32. 63, 8. 65, 33. 69, 1. 70, 1. 71, 19. 73, 23. 91, 17. 96, 29. 97, 34. 100, 3. 100, 24. 102, 29. 110, 27. 112, 17. 113, 31. 115, 30. 119, 17. 120, 25. 121, 33. 122, 24).

st. = kl.: 17 töne = 20 % (40, 19. 47, 36. 50, 19. 51, 13. 58, 21. 64, 31. 70, 22. 74, 20. 78, 24. 85, 33. 87, 1. 94, 11. 109, 1. 112, 3. 35. 114, 23. 115, 6).

— st. + kl.: 8 töne = 12 % (44, 35. 45, 37. 46, 32. 47, 16. 67, 22. 93, 19. 110, 13. 118, 24).

ausschl. klingend: 0.

Reimkünste: anreimung: 6 töne = 7 % (112, 3. 114, 23. 116, 33. 117, 8. 118, 24. 120, 25).

binnen-, mittel-, pausen-, korn- und dreireim: 10 töne = 12½ % (47, 16. 62, 6. 66, 21. 76, 22. 93, 19 (wenn man mit L. die ersten beiden zeilen der stollen zu einem vers zusammenfasst, was das strophenschema empfiehlt). 97, 34 (in der 2. str.). 110, 13. 119, 17. 122, 24. 124, 1).

vocalspiel: 2 töne = 2½ % (39, 1. 75, 25).

waise: 21 töne = 26¼ % (39, 11. *43*, 9. *44*, 11. 45, 37. 46, 37. 47, 36. 54, 37. 57, 23. *61*, 32. 63, 32. 69, 1. 70, 1. 70, 22. 71, 35. *88*, 9. 96, 29. 99, 6. 100, 3. 100, 24. 117, 29. 120, 16. die kursiv gesetzten verwenden mehr als 1 w).

Burkart von Hohenfels: 19 töne, sämtlich stollig.

2 vers. stollen und 2—3 vers. abgesang: 5 töne = 26 % (str. 6. *11. 32. 50.* 54. nur die cursiv gesetzten nicht durch reimkünste compliciert).

2 vers. stollen und 4—8 vers. abgesang: 9 töne = 47 % (str. 1. 17. 34. 59. 64 [4 vers.]. 27. 42. 45 [6 vers.]. 14 [8 vers.]).

3 vers. stollen und 4 (5) vers. abgesang: 5 töne = 26 % (str. 22. 37. 69. 74. 79).

der 1. teil des abgesangs ist stollig in 3 tönen, sodass man von doppeltem aufgesang sprechen kann: str. 14. 45. 64.

Verse mit 2 hebungen in 4 tönen = 21 % (str. 1. 14. 27. 79).

verse mit 7—10 hebungen in 3 tönen = 16 % (str. 17. 27. 50).

Reimtypen: ausschl. stumpf = 0.

+ st. — kl.: 5 töne = 26 % (str. 27. 34. 37. 74. 79).

st. = kl.: 6 töne = 31½ % (str. 6. 11. 32. 42. 50. 64).

— st. + kl.: 8 töne = 42½ % (str. 1. 14. 17. 22. 45. 54. 59. 69).
ausschl. klingend = 0.
Reimkünste: anreimung: 3 töne = 16 % (str. 11. 32. 50).
binnen-, schlag-, mittel-, pausen-, anfangsreim: 5 töne = 26 % (str. 6. 14. 34. 54. 59).
waise: 0.
refrain: 2 töne = 11 % (str. 27. 45).

Winterstetten: 40 töne, davon 33 stollig, 7 modificationen der stolligen form.
2 vers stollen und 3 vers. abgesang: 2 töne = 5 % (str. 113. 128). auch diese noch durch mittel-, pausen-, binnenreim compliciert.
2 vers. stollen und 4—6 vers. abgesang: 13 töne = 32½ % (str. 1. 4. 20. 46. 51. 62. 67. 74. 78. 107. 118. 143. 146).
2 vers. stollen und 7—12 vers. abgesang: 10 töne = 25 % (str. 15. 36. 41. 54. 59. 81. 86. 99. 131. 150).
3 (4) vers. stollen und 3—9 vers. abgesang: 15 töne = 37½ % (str. 9. 11. 25. 28. 31. 69. 84. 89. 94. 104. 110. 123. 136. 140. 151).
Verse mit 3—6 hebungen ohne reimcomplication: 5 töne = 12½ % (str. 25. 51. 69. 86. 89).
verse mit 2—8 hebungen ohne reimcompl.: 6 töne = 15 % (str. 4. 11. 28. 54. 104. 131).
nur einmal 1 vers mit reimcompl., vorw. 4 u. 5 hebungen: 5 töne = 12½ % (str. 31. 78. 107. 128. 146).
mehrfache reimcompl., 2—8 hebungen: 24 töne = 60 % (str. 1. 9. 15. 20. 36. 41. 46. 49. 62. 67. 74. 81. 84. 94. 99. 110. 113. 118. 123. 136. 140. 143. 150. 151).
Reimtypen: ausschl. stumpf = 0.
+ st. — kl.: 19 töne = 47½ % (str. 1. 4. 11. 15. 25. 28. 36. 41. 51. 59. 62. 69. 74. 78. 94. 107. 123. 140. 151).
st. = kl.: 8 töne = 20 % (str. 20. 67. 84. 86. 89. 99. 113. 146).
— st. + kl.: 13 töne = 32½ % (str. 9. 31. 46. 54. 81. 104. 110. 118. 128. 131. 136. 143. 150).
ausschl. klingend = 0.
Reimkünste: anreimung: 13 töne = 32½ % (str. 9. 15. 20. 31. 46. 54. 67. 78. 89. 104. 128. 131. 140).
binnen-, mittel-, anfangs-, pausen-, schlag-, ketten-, kornreim: 29 töne = 72½ % (str. 1. 9. 15. 20. 31. 36. 41. 46. 59. 62. 67. 74. 78. 81. 84. 94. 99. 107. 110. 113. 118. 123. 128. 136. 140. 143. 146. 150. 151).
waise: 2 töne = 5 % (str. 25. 107).
refrain: 28 töne = 70 % (str. 1. 4. 11. 15. 20. 28. 31. 36. 41. 46. 54. 59. 62. 69. 74. 78. 81. 86. 89. 94. 99. 113. 118. 131. 136. 140. 146. 151).

drei- und vierreim: 13 töne = $32^1/_2$ % (str. 20. 28. 31. 36. 46. 54. 78. 84. 89. 131. 136. 143. 146).

sechsreim: 1 ton = $2^1/_2$ % (str. 151).

Neifen: 50 töne, davon 44 stollig (einschl. 5 modificierten: 84. 106. 135. 147. 158), 6 unstollig (str. 32. 48. 54. 69. 113. 169).

2 vers. stollen und 1—*2* vers. abgesang: 4 töne = 8 % (str. 153. 160. *102*. *175*).

2 vers. stollen und 3 vers. abgesang: 8 töne = 16 % (str. 6. 35. 82. 120. 145. 163. 165. 167).

2 vers. stollen und 4—*5* vers. abgesang: 5 töne = 10 % (str. 21. 49. 117. 185. *150*).

3 vers. stollen und 3—5 vers. abgesang: 17 töne = 34 % (str. 16. 45. 64. 130. 143; 40. 74. 77. 88. 92. 96. 110. 128. 138. 180. 188; 26).

4—5 vers. stollen und 3—5 vers. abgesang: 5 töne = 10 % (str. 1. 11. 125. 172; 59).

Verse mit ausschl. 3 hebungen: 3 töne = 6 % (str. 84. 113. 153).

verse mit ausschl. 4 hebungen: 9 töne = 18 % (str. 11. 26. 34. 77. 82. 145. 163. 165. 169).

verse mit ausschl. 5 hebungen: 1 ton = 2 % (str. 45).

verse mit 2 hebungen: 8 töne = 16 % (str. 48. 49. 54. 59. 74. 125. 172. 185).

verse mit 3—6 hebungen: 17 töne = 34 % (str. 6. 21. 40. 69. 88. 96. 106. 110. 117. 120. 128. 147. 158. 160. 175. 180. 188).

verse mit 7—8 hebungen: 12 töne = 24 % (str. 1. 16. 32. 35. 64. 92. 102. 130. 135. 138. 150. 167).

Reimtypen: ausschl. stumpf: 1 ton = 2 % (str. 35; dazu die volksliedstr. 190).

+ st. — kl.: 16 töne = 32 % (str. 6. 48. 69. 92. 96. 102. 106. 125. 128. 130. 138. 150. 153. 160. 172. 185).

st. = kl.: 12 töne = 24 % (str. 1. 21. 26. 49. 54. 82. 117. 120. 145. 163. 165. 188).

— st. + kl.: 15 töne = 30 % (str. 11. 16. 32. 40. 45. 59. 64. 74. 77. 84. 88. 110. 113. 143. 169).

ausschl. klingend: 6 töne = 12 % (str. 135. 147. 158. 167. 175. 180).

Reimkünste: anreimung: 13 töne = 26 % (str. 16. 40. 59. 64. 82. 117. 120. 125. 145. 147. 153. 163. 167).

anfangs-, binnen-, schlag-, pausen-, ketten-, kornreim, rührender, übergehnder, grammatischer reim: 19 töne = 38 % (str. 1. 21. 32. 45. 59. 64. 69. 106. 110. 113. 128. 130. 143. 147. 150. 160. 165. 169. 188. 32 besteht aus 2 strophenpaaren, die in franz. weise nur korn reimen).

waise: 3 töne = 6 % (str. 35. 158. 188).

drei- und *vier*reim: 11 töne = 22 % (str. 6. 21. 40. 96. 117. 128. 135. 143. 172. *180*. 188).
fünf- und sechsreim: 3 töne = 6 % (str. *59*. 110. 113).
spiegelstollen (die repetition bringt die typenfolge des ersten stollens in umgekehrter abfolge): ansatz dazu in 54; durchgeführt in 147.
refrain: 5 töne = 10 % (str. 128. 158. 160. 175. 188).

Tannhäuser[1]: 10 töne, davon 4 modificationen der stoll. form (str. 10. 13. 23. 34).
2 vers. stollen und 5—8 vers. abgesang: 3 töne = 30 % (str. 18. 28. 37).
verdoppelung, resp. verdreifachung des 4 vers. aufgesangs und 6—9 vers. abgesang: 2 töne = 20 % (str. 23; 10).
3 vers. stollen und 4 vers. abgesang: 1 ton = 10 % (str. 4).
4 vers. stollen und 6 (14) vers. abgesang: 2 töne = 20 % (str. 1. 7).
Modification des aufgesangs und ansatz zum spiegelstollen, 4 (5) vers. stollen und 4 (6) vers. abgesang: 2 töne = 20 % (str. 13. 34).
Verse mit ausschl. 7 hebungen: 2 töne = 20 % (str. 18. 28).
verse mit 2 hebungen: 1 ton = 10 % (str. 34).
verse mit 3—9 hebungen: 3 töne = 30 % (str. 7. 13. 37).
Reimtypen: ausschl. stumpf = 0.
+ st. — kl.: 3 töne = 30 % (str. 4. 7. 10).
st. = kl.: 1 ton = 10 % (str. 37).
— st. + kl.: 3 töne = 30 % (str. 1. 23. 34).
ausschl. klingend: 3 töne = 30 % (str. 13. 18. 28).
Reimkünste: anreimung: 2 töne = 20 % (str. 4. 34).
binnen-, mittelreim: 2 töne = 20 % (str. 4. 10).
waise: 5 töne = 50 % (str. 1. 7. 23. 34. 37).
dreireim: 2 töne = 20 % (str. 7. 10).
refrain: 2 töne = 20 % (str. 7. 10).

Neidhart bedarf für den vorliegenden zweck keiner besonderen untersuchung. schon der grofse anteil unstolliger töne stellt ihn, wie das der geistigen haltung entspricht, auf einen von L. principiell verschiedenen boden.

Die 'innerösterreichischen minnesänger' zeigen in der strophik enge verwantschaft mit L.:

Sämtliche 9 von C überlieferten töne dieser schule sind stollig gebaut. davon haben nur 2 (Wildonie 4 und Suneck 4) dreiversige stollen und vierversigen abgesang, die übrigen 7 dagegen L.s lieblingsform: zweivers. stollen und dreivers. abgesang. von dem vier- bis sechshebigen vers, den L. bevorzugt, weicht

[1] in T.s versen: *lopt ieman sîne frouwen baz, daz lâze ich iemer sunder haz* (C Sp. 869, 22) darf man wol einen frühen beleg für K.s nachweis eines polemischen zusammenhangs zwischen den gedichten 14—15 a seiner ausgabe sehen (vgl. besonders Reimar III s. 10).

nur der schlussvers des ersten Wildonieschen tons, der dreihebig stumpf ist, und der zweite aufgesangvers seines zweiten tons, der zweihebig stumpf ist, ab.

Anreimung wird zweimal gebraucht (Suneck 1, Stadeck 5), waise viermal (Wildonie 1. 7; Stadeck 1. 7). sonstige reimkünste fehlen, wenn man nicht den refrain in Suneck 6 dahin rechnet, der, die zwei schlussverse des dreiversigen abgesangs einnehmend, einen und denselben reimtyp dreireimend durch alle drei abgesänge durchführt.

Dies lied erinnert überhaupt durch klangliche abtönung an L., was zu B.s feststellung (s. 109) stimmt, dass die drei lieder Sunecks 'die meiste ähnlichkeit mit L. zeigen'. es bringt in iedem seiner drei aufgesänge den reimtyp *-îchen* (in str. 1 und 2 an zweiter und vierter, in 3 an erster und zweiter stelle) und macht im aufgesang von str. 1 und 2 einen ansatz zum assonieren (str. 1, 1. 3 *-ungen*; str. 2, 1. 3 *-uote*) des aufgesangs an den abgesang (*-unde*). minder gelungen ist ein ähnlicher versuch in Sunecks erstem lied, dessen 2. str. den reimtyp *-acht* der 1. mit *-ach* und *-achen* aufnimmt und das *ch* der beiden ersten im *-uochen* des dritten aufgesangs verklingen lässt. als klangformale tendenz dürfte auch zu verstehn sein der regelmäſsige abgesangsreim *î* Wildonie 7—9, wo 9 freilich in C verstümmelt ist, die verwendung des *â a* durch die sämtlichen strophen von Wildonie 1 und 4 sowie das *î* (*i*) in sämtlichen aufgesängen und das *â* (*a*) im 1., 2. und 4. des ersten Stadeckschen tons.

Die vorgelegten listen zeigen, dass das beobachtete vorwiegen einfacher strophischer formen bei L. eine charakteristische eigenart dieses dichters und der ihm nahestehnden 'schule' ist. nicht fülle der reimkünste oder der metrischen besonderheiten, in denen ihn die Schwaben weit hinter sich lassen, nicht eine ungewöhnliche behandlung des klingenden oder stumpfen reims ist es, was ihn zum virtuosen stempelt. die entwicklung seiner strophik würde mit der stets wachsenden neigung für leicht fassliche formen eher an volkstümlichen einschlag (oder künstlerische uncultur des publicums!) denken lassen. hätte L. formal in der tat nichts weiter zu bieten als neben einigen bravourstücken in der hauptsache ein anklingen 'volksliedartiger' simplicität, so wäre das allerdings, wo er so garnichts gemüthaft-expressionistisches zu geben hat, ein zeichen der armut. nun lässt sich aber nicht verkennen, dass grade auch unter den späteren gedichten viele auſserordentlich wol klingen und als nicht nur inhaltlich, sondern auch klanglich fein gerundet würken. ferner ist es nicht wahrscheinlich, dass L., der seine gelegentlichen

strophischen kunststücke spielend ausführt, aus künstlerischem unvermögen die schwierigeren formen immer mehr vermieden habe. gegen diesen gedankengang liefse sich einwenden, dass die annahme des unvermögens zu dem urteil von Kraus (II 58) stimme, der L. als 'typischen nichtskönner und dilettanten' ansieht. demgegenüber ist jedoch zu bedenken, dass für die dichterischen aufgaben die L. sich stellte, nicht unsre, sondern nur seine eigne beurteilung seiner fähigkeiten in betracht kommen kann, und der FD. zeigt ihn nicht wenig stolz auf formale begabung. so erhebt sich denn die frage, ob nicht zwischen den akustischen werten und der einfachheit der form ein zusammenhang besteht.

Hier bietet nun das XXXIII. lied des FD., dessen form schon oben untersucht wurde, einen erwünschten ansatzpunct, weil aus ihm deutlich hervorgeht, dass die simple form — nur auftactlose, stumpfe vierheber — im dienst der klanglichen verständlichkeit steht. die kornreimung zweier strophen auf französische art, die mit siebenreimen abwechselt, würde bei compliciertem versbau akustisch kaum mehr bemerkbar sein. um das lied 'richtig', dh. als tonstück aufzunehmen, muss sich der moderne leser auch so noch concentrieren. wie fern ihm gemeinhin die einstellung auf das klangliche einer dichtung ligt, das erhellt zur genüge etwa aus Morris ausführungen, man könne 'einem gebildeten, poesieempfänglichen menschen längere partieen aus Brentanos Romanzen vom Rosenkranz vorlesen, ohne dass er das musikalische princip darin überhaupt bemerkt' (ausgabe der Romanzen s. LXVI). die 'stumpfheit unsres ohrs für solche künste' aber, die M. als gegebenheit hinnimmt, muss sich der aberziehen, der den höfischen minnesang in seinem wesen erfassen will.

Welche anforderungen der ma.l. lyriker an das gehör seines publicums stellen durfte, das zeigen, um neben L. XXXIII nur ein beispiel zu nennen, die pausenreime in einigen liedern Neifens (vgl. zb. C 130. 150. 165). dass derartig verborgene klangliche formelemente überhaupt angewendet werden konnten, wird nur dann begreiflich, wenn man berücksichtigt, dass der musikalische vortrag der lieder einerseits die akustische einstellung gegenüber der lyrik stark herausfordern und üben, anderseits aber auch die klangkünste sinnfälliger machen muste. schon 1887 wies

Roethe (Reinmar von Zweter 353) auf die neigung hin, 'den klangeffect des reims noch musikalisch zu erhöhen'. und wenn selbst das scheinbar so simple 'Erdbeerlied', das die Jenaer hs. unter Alexanders namen überliefert und das Roethe von dem 'musikalischen schematismus' ausnehmen möchte, die überschüssige 7. zeile seiner sonst paarigen strophe musikalisch mit der reimtypgleichen 3. zeile gleichsetzt und überdies die reimworte *wesen : desen : besen* der 3., 4. und 7. zeile durch die in dem lied nur hier vorkommende 'achtel'-cadenz bindet, wodurch die geringe abweichung vom paarigen bau musikalisch ausgeglichen wird, so ist dies eine nicht zu unterschätzende stütze obiger annahme.

Die wissenschaftliche arbeit erweist immer deutlicher, dass die lyrischen texte losgelöst von der musik den vollen begriff des minnesangs nicht geben [1], und wenn die zugänglichen liederhss., in denen 'compositionen' überliefert sind, auch vorzüglich spruchdichtung bieten, so beleuchten sie doch, wie in der ursprünglichen gestalt der höfischen lyrik klangliche elemente für den bau der kleinen kunstwerke von bedeutung sind, die bei einseitiger berücksichtigung der texte minder deutlich hervortreten, als es sachlich wünschenswert wäre. vergegenwärtigt man sich die den textklang unterstreichende eigenart der musik in der Colmarer und Jenaer hs., lebt man sich mit solcher einstellung hörend in den minnesang ein und lernt man es, den klang der worte nicht nur als bedeutungsträger, sondern als eigene würklichkeit aufzufassen, dann wird das ohr nicht nur jene scheinbar kaum mehr bemerkbaren korn- und pausenreime wahrnehmen; es wird auch solche klanglichen beziehungen entdecken, die nicht an parallele stellen der strophen gebunden sind. ja auch die assonanzen gewinnen eine ungeahnte bedeutung in der welt klanglicher gebilde, die sich so allmählich auftut.

Von solchen erwägungen aus wird die würksamkeit klanglicher strophenbindungen, auch wenn sie ganz unregelmäfsig und auf weite entfernung verstreut sind, doch wol um vieles glaubhafter. unabhängig davon wie die frage nach dem textkritischen wert des klangformalen zu entscheiden ist, bleibt der nachweis der klangwelt, den Kraus in seinem 'Morungen' und 'Reimar' erbracht hat, eine bahnbrechende leistung — was übrigens

[1] vgl. auch Kraus I 6.

auch Vogt am schluss seiner recension anzuerkennen scheint (Anz. XL 127) —, denn sie erschliefst für das verständnis der ma.l. lyrik als formkunst neuen boden. die armut an originellen gedanklichen und gefühlsmäfsigen motiven, die L. mit zahlreichen minnesängern teilt, befremdet nicht mehr, sobald man berücksichtigt, dass diese lieder nicht nur sämtlich 'vertont' waren, sondern dass sie selbst zu einem beträchtlichen teil tonliche kunstwerke darstellen.

Die principielle erkenntnis, dass in der mhd. dichtung das musikalische moment eine rolle spielt, ist nicht neu. ich verweise nur auf Beneckes anm. zu Iwein 3752 und auf Scherers vergleich der Neidhartschen lieder mit modernen walzern (Lit.-gesch. 213) sowie auf seine bemerkung (ebda 217), dass der ganze bau der stollig gebauten strophe 'in merkwürdiger weise mit der form unserer sonate übereinkommt'. die anwendung dieser einsicht auf die einzelnen werke aber wurde bisher nur selten gemacht. indem ich sie für L. über das oben gesagte hinaus dadurch zu verschärfen suche, dass ich die strophenbindung unter dem gesichtspunct musikalischer formgebung betrachte, hoff ich auch das zweite bedenken Vogts abschwächen zu können und gleichzeitig einen fingerzeig für den zusammenhang der folgenden beobachtungen über L. zu geben. denn auch sie werden durch jenes bedenken getroffen, weil auch bei ihnen eine grofse zahl der aufgewiesenen bindungen auf reimworten wie *sîn, hân, mac, kan, wol, muot* beruht (vgl. Vogt Zs. 58, 210). ich habe allerdings grammatische reime mit völlig neuem vocalbestand nicht herangezogen, weil mir scheint, dass bei diesen weniger eine klangliche, als eine intellectuelle beziehung vorligt. dagegen berücksichtige ich weitgehend assonanzen, denen gegenuber man in erhöhtem mafse den einwand der zufälligkeit erheben könnte.

Das ergebnis einer musikformalen untersuchung der strophenbindungen bei L. lässt sich dahin zusammenfassen, dass diese klanglichen formelemente nicht rein zufällige beziehungen zwischen beliebigen strophen herstellen, sondern dass sie vielmehr einen klangformalen aufbau begründen, der sich weitgehend mit formgesetzen der reinen musik deckt. und diese feststellung lässt sich dank der arbeit von Kraus nun auch bei einem beträchtlichen teil der gedichte Reimars und der Pseudo-Reimare machen.

Ich geh wider von L.s lied XXXIII aus. was bei prüfung der strophik über den aufbau dieses gedichtes gesagt wurde, ist nunmehr genauer dahin zu formulieren, dass in dem wechsel eines ruhigen 1. teils, der nur *â* im reim erklingen lässt, eines capriciösen, in sich reimlosen 2. teils, einer widerholunng des *â*-teils, einer entsprechung des 2. teils, die seine dissonanzen auflöst, und eines schlussteils, der 1 und 2 klanglich zusammenfasst, eine unverkennbare musikalische abfolge waltet. diese an das rondo erinnernde form mit dem hauptthema im ersten, mittleren und letzten teil hab ich unten mit dem terminus 'dreisäuligkeit' bezeichnet. sie ist nicht nur bei L. häufig. bei Reimar findet sie sich zb. in Kraus liedern 13 (170, 1), 14 (159, 1), 27 (156, 27) und besonders fein ausgeführt in dem von Kr. für unreinmarisch erklärten 192, 25. bei L. XXXIII ist die klangliche formgebung besonders sinnfällig. weniger compliciert als die 'dreisäuligkeit' ist die klangliche rückkehr des schlusses zum anfang; die grofse zahl dieser fälle bei L. lässt doch wol vermuten, dass hier bewust ein elementares musikalisches formgesetz zur anwendung kommt [1]. entsprechend wird es zu beurteilen sein, wenn die schlussstrophe zahlreicher lieder die hauptvocale des betr. noch einmal zusammenfasst, was sich mit der engführung am schluss der fuge vergleichen lässt, oder wenn die vorletzte strophe eine art musikalischer ausweichung aus dem klanglichen zusammenhang der übrigen bringt; ein moment das sich zb. auch bei Reimar 189, 5 (nr 31) und Neifen C 1 findet. in andern fällen erklingen zu anfang die hauptvocale des liedes wie ein musikalisches thema, das nun im weiteren durchgeführt wird. dass gelegentlich die 1. strophe mit den folgenden klanglich nicht verbunden ist, entspricht dem präludium in der musik. unter einander gebundene mittelstrophen, die mit den andern nicht gebunden sind, verstehn sich musikalisch als mittelsatz. andere gedichte erinnern mit der steten widerkehr eines reimvocals in allen strophen an den 'basso ostinato'. minder musikalisch, aber ebenso eindeutig sind die fälle,

[1] es ist bedeutsam, dass die meisten der Kr.schen Reimarlieder und mehrere der von Kr. für unecht erklärten diesem gesetz entsprechen. von hier aus ergibt sich ein neues argument für die zugehörigkeit der 4. strophe zu Reimar 24 (158, 1).

in denen zugleich mit dem inhaltlich 2. hauptmotiv ein neuer klangzusammenhang einsetzt[1].

Entsprechen so die klanglichen bindungen musikalischen gesetzen, dann ergibt sich nun eine weitere antwort auch auf Vogts erstes bedenken. auch in der reinen musik brauchen die einzelnen formalen mittel dem zuhörer nicht explicit bewust zu sein. die widerkehr eines fugenthemas in der umkehrung etwa wird gewis nicht von jedem ohr beim ersten hören als solche aufgenommen; trotzdem behält sie, und in entsprechender weise jede verborgene thematische beziehung, ihre formgebende bedeutung. sache der erkenntnis ist es dann, das unmittelbare erlebnis einerseits, die structur des erlebten gegenstandes anderseits begrifflich zu bestimmen. sollte nicht für die strophenbindungen ähnliches gelten? sollten nicht auch sie zu den formmitteln gehören, die unbewust bleiben können und doch rundend würken?

Im einzelnen stellen sich die klangformalen elemente der lieder L.s folgendermafsen dar:

I. Jede strophe hat *â* im reim, die erste und letzte aufserdem noch *a*.

II. List man in der letzten strophe zeile 2 mit C *iemer* statt des Lachmannschen *immer*, so steht in dem fufs vor jedem zweiten reimwort der strophe eine naturlange silbe, die mit der folgenden senkung zu einem wort gehört. ausnahme macht die

[1] In welchem mafs die musikalisch formende kraft der strophenbindung über den rahmen des einzelliedes hinaus würksam sein möchte, kann ich vorläufig nicht bestimmen. klangliche bindungen von einem lied zum andern dürften im wesentlichen doch mehr intellektuellen als akustischen momenten ihre kraft verdanken. nach Kr. steht ja das klangliche bei R. überhaupt mehr im dienst des inhaltlichen als des musikalischen aufbaus (vgl. I 67; dagegen Vogt Zs. 58, 211), während L. es in der weit überwiegenden mehrzahl nur musikalisch verwertet: ein unterschied, der für den virtuosen gegenüber dem dichter gehaltvoller gebilde bezeichnend ist. vielleicht ergibt sich das von V. vermisste kriterium dafur, ob eine klangbindung die zugehörigkeit einer strophe zu einem lied fordert oder nicht, aus der prüfung der musikalischen gestalt des liedes. handelte es sich etwa um eine strittige schlussstrophe, deren klangbindung erst die abrundende aufnahme der zugehörigen anfangsvocale bringt, so würde daraus folgen, dass hier eine innergedichtliche bindung, keine liedbindung vorläge.

vorletzte strophe, wo diese erscheinung sich vor dem (parallelen) 4. reimwort findet.

III. Jede strophe mit ausnahme der vorletzten hat *î* im reim: die vier ersten wechsel von *î* und *a* (*â*); mit *î i î* schliefst der letzte abgesang. die vorletzte (abweichende) strophe ist durch das *ô* des abgesangs mit der letzten verbunden. jeder abgesang mit ausnahme des vorletzten hat im 4. fufs der ersten zeile einen reimvocal des aufgesangs[1].

IV. Dies 'berühmte', in seiner schlichten strophik meisterhafte lied ist auch klanglich ein glanzstück. die 1. und 2. strophe bereitet die reimvocale des abgesangs vor, indem jeweils der 1. stollen in dem fufs vor dem reimwort des 1. verses einen reimvocal des abgesangs bringt, der 2. stollen an gleicher stelle den andern reimvocal. in der schlussstrophe wird nur der 1. abgesangs-reimvocal so vorbereitet, der 2. nimmt den 1. reimvocal des 1. abgesangs auf. die 3. und 4. strophe verwerten andere mittel. die 3. hat im abgesang einen reimvocal des aufgesangs; der andere lautet ihn ab, und ihm folgt der gleiche reimconsonant wie im aufgesang. die 4. strophe behält (ähnlich) einen reimvocal des aufgesangs bei; der andere reimvocal ist dessen verdunklung. ihm folgt wider der reimconsonant des beibehaltenen vocals. doch erscheint hier — umgekehrt wie in strophe 3 — zunächst der beibehaltene vocal, dann seine modification mit dem beibehaltenen consonanten.

V. Mit ausnahme der vorletzten strophe sind alle klanglich verbunden: 1 mit 2 durch zwei gleiche reimtypen (*-eit, -în*); 2 mit 3 durch zwei gleiche reimvocale (*î, a*); 5 mit 1 durch zwei reimtypen (*-in, -uot*), mit 2 durch einen reimtyp (*-az*), mit 3 durch die waise (*zît*), die in 3 reimtyp ist. zu bemerken ist ferner, dass der letzte reimvocal von 5 die waise von 1 aufnimmt (*-uot*). so werden in der schlussstrophe nur bekannte reimtypen verwendet: eine klangliche zusammenfassung des ganzen liedes. die vorletzte strophe mit *â* im ganzen aufgesang bildet ein klanglich geschlossenes intermezzo. das *leit : treit* ihres abgesangs assoniert consonantisch an *lît : strît* des 3. abgesangs und steht ihm auch vocalisch nicht fern (diphtongierung des 13 jh.s). die waise in 4 (*geschehe*) bezieht sich auf die in 3 (*geschiht*).

[1] hierzu u. zum folg. vgl. Kraus Reimar I s. 45 zu nr 24.

VI. Die 3 teile der unstolligen strophen sind durch doppelte anreimung verbunden. die 3 strophen des liedes durch starke anklänge: 1 *guote*, 2 *güete*, 3 *güete*; 1 *-êre*, 2 *-ære*, 3 *-êre* und *-ære*; 1 *-inne*, 2 *-iben*, 3 *-inden*.

VII. Strophisch bringt das lied den abgesang vor den stollen, klanglich bereiten die aufgesangs-reimtypen die des folgenden abgesangs vor: abgesehen von der vorletzten strophe in der weise dass der 2. reimvocal des aufgesangs vom 1. des abgesangs aufgenommen wird, so dass die zwei grenzverse besonders ohrenfällig assonieren. aufserdem sind die mittelstrophen 2 und 3 und ebenso die anfangs- und schlussstrophe durch anreimung gebunden.

VIII zerfällt klanglich in 2 teile: strophen 1—5 ein durch andere tendenzen gestörtes 'vocalspiel', strophen 6 und 7 durch die reimtypen *-uot* und die reimvocale *a* gebunden und auch im 3. reimtyp (6 *uo*, 7 *o*) verwant. str. 1 hat unter den 3 reimtypen ein *a* und ein *â*, str. 2 ein *e*, ein *ê*, str. 3 ein *i*, ein *î*, str. 5 zwei *o*; strophen 1—3 im abgesang nur *a*. dass die vorletzte der 5 strophen abweicht, ist eine schon mehrfach in den vorhergehnden gedichten beobachtete erscheinung. diese strophe bringt den hauptvocal der vorhergehnden (*î*) im dreireimigen abgesang. auch Brechts untersuchung (s. 49) ergibt eine sonderstellung der strophen 6 und 7. sind sie erst nachträglich gedichtet, weil der 'gedanke der hinter dem bilde steckt', aus irgend einem grund in nüchterner rede ausgesprochen werden sollte?

IX hat nur schwach ausgebildete tonbindung: str. 1 und 3, str. 2 und 4 und str. 2 und 3 haben gemeinsame reimtypen bezw. reimwörter. als kornreim wird sich das kaum mehr auffassen lassen. ein *a* in jeder strophe stellt eine weitere bindung her.

X ist L.s erster versuch in daktylen, die ihm ersichtlich zunächst einige mühe gemacht haben. so ist es psychologisch verständlich, dass keine einheitliche klangliche formung vorzuliegen scheint. str. 1 würkt wie ein freies präludium zu den andern 5 strophen, die durch gleichen reimtyp und assonanz mehrfach, aber ohne die sonst übliche entsprechung in den strophen, unter einander verklammert sind: str. 2 mit 3 durch *a* im letzten kreuzreim, 2 mit 4 durch gleichen reimtyp ebenda (*-anc*), 2 mit 5 durch gleichen reimtyp (*-ære*) im vorletzten kreuzreim, str. 2

mit 6 durch gleiche reimtypen (*-uote*), str. 3 mit 6 durch gleiche reimvocale + mittelconsonanten (*-ulde*) im zweiten paarreim des aufgesangs, str. 3 mit 4 durch *bedenken : krenken* im ersten paarreim 3 und *krenket : bedenket* im vorletzten kreuzreim 4, str. 4 mit 5 durch gleichen reimtyp *î* im schlussvers der stollen. auf dieses etwas wirre conglomerat hin moduliert str. 1 mit dem *a* des letzten stollenverses (zum *a* des abgesang-schlusses von 2 und dessen verbindungen) und dem *ân* des zweiten paarreims (zum stollenschluss von 2).

XI, das zweite daktylische gedicht, von feiner klanglicher formung. die zwei ersten der fünf strophen führen die vocale ein, auf denen das lied sich aufbaut: str. 1 *â* (*a*) *uo*, str. 2 *î*. das *-ôt* in str. 1, das sonst nicht mehr vorkommt, ist ebenso wie das isolierte *-ebt* in str. 3 als nicht repetierte ausweichung zu verstehn. durch *muot :* (*tuot :*) *guot* im dreireim des ersten und letzten abgesangs und im aufgesang der mittelstrophe ist die klangliche grundlinie des liedes mit seiner ausgesprochen musikalischen rundung festgelegt. str. 3 abgesang und str. 4 aufgesang verwendet nur das thematische *a*, 4 abgesang und 5 aufgesang nur *î*, wodurch die strophen unter einander und mit der *î*-strophe (2) verbunden sind. str. 2 und 3 sind durch eine correspondierende verzierung verwant: der fuſs vor dem reimwort der 1. zeile (str. 2 *reinen*, str. 3 *schône*) reimt mit dem 2. fuſs der 3. zeile (str. 2 *meine*, str. 3 *lône*).

XII, von Brecht als 'technische glanzleistung' bezeichnet, fügt zu der kunstreichen verwertung von fünfreim, schlagreim, mittelreim noch klanglich formgebende abschattung. anfangs- und schlussstrophe sind durch anklang des hauptreims (langer vocal + *r*) und durch gleichen vocal des ersten mittelreims (*i*) zusammengebogen. str. 2 und 3 bringen im mittel- resp. binnenreim die gleiche modification dieses hauptreimvocals (*-ære*), während str. 4 wider die bei der vorletzten strophe häufige ausnahme macht. der hauptreim von str. 1 bereitet den mittelreim von str. 2 vor, der letzte binnenreim von str. 2 den hauptreimvocal von str. 3, ebenso der letzte binnenreim von str. 3 den hauptreimvocal von str. 4.

XIII. Ein klanglich um die mittelstrophe aufgebautes lied. diese ist mit den beiden anliegenden str. 2 und 4 durch gleichen reimtyp (*-în*) verklammert, 2 und 4 aber haben beide aufgesangs-

reimtypen gleich (*în, an*), nur in verschiedener reihenfolge. str. 1 und 5 haben einen reimtyp gemeinsam, assonieren den consonanten des zweiten (str. 1 *zît,* str. 5 *tuot)* und den vocal des dritten (str. 1 *mich,* str. 5 *dir*). als zusammenfassend charakterisiert sich die schlussstrophe wider dadurch, dass das an str. 1 assonierte *i* des abgesangs 5 zugleich an den 4. abgesang assoniert und dass der 2. reim von str. 5 den 3. von str. 2 aufnimmt.

XIV ist, wie Brecht (s. 68) nachweist, in seiner composition durch die 'innere anapher von stichworten' bestimmt, aufserdem die anfangsstrophe durch antithese. häufung eines stichworts hat auch ihre klangliche seite. dazu kommt hier gelegentliche allitteration (str. 1, 3 *lieben—leide*, str. 1, 5 *sorgen—solde* u. *freude—frî*; str. 2, 5 *freuden—frô*; str. 3, 5 *lieze—lihte,* str. 3, 8 *nâher—nâher* u. *baz—baz*; str. 4, 1 *munde—minneclicher*; str. 5, 1 *werde—werden—wert*, str. 5, 3 *würde—wunsches—wunsche—wünnecliche—gewert,* str. 5, 4 *seht—sô—sehen)*[1]. aber trotz dem themahaft würkenden stichwort fehlt dem gedicht ein ausgesprochen musikalischer aufbau.

XV hält seine drei strophen durch *â* in der 3., 1., 2. zeile der verschiedenen aufgesänge leicht zusammen; str. 2 und 3 haben sogar gemeinsamen *ân*-reim an den bezeichneten stellen. aufserdem führt *ô* im 1. abgesang zu *ô* im 2. aufgesang, *a* im 2. abgesang zu *a* im 3. aufgesang. wird dadurch das lied einheitlich, so entwickelt es sich innerhalb dieser einheit klanglich von strenger gebundenheit der 1. str., in deren reimen mit einer ausnahme der auslautende consonant des ersten reimworts herscht, über gröfsere freiheit der 2., wo schon zwei typen den auslautenden consonanten des ersten reimworts nicht beibehalten, zu völliger ungebundenheit in der 3., deren erstes reimwort — sehr fein! — vocalisch ausgeht. doch nimmt der letzte reim einbiegend das *t* der 1. str. wider auf.

XVI. Wie der mittelreim in den zwei ersten zeilen der 1. str. werden auch die klanglichen abschattungen nicht gleichmäfsig durchgeführt, so dass von klanglichem aufbau des liedes nicht geredet werden kann. str. 1, 2 und 7 haben in der ersten

[1] vgl. Brecht aao. s. 78. von den älteren zeitgenossen L.s verwendet Singenberg die allitteration sehr ausgiebig, s. bes. hs. C str. 33—35. 38, 6. 39—41. 43. 55. 67—69. 81. 82. 95. 96. vgl. auch Burkart vH. ebda str. 1—4. 17. 18.

und dritten hebung der ersten zeilen gleichen, resp. verwanten vocal (str. 1 *Wil iemen—die zît,* str. 2 *volget—sol,* str. 7 *ir—ich*), str. 3 und 6 an derselben stelle wenigstens in den füſsen gleichen vocal (str. 3 *schilt wil—vil baltlichez,* str. 6 *ist—hazlîch*), str. 4 in der zweiten und dritten hebung (*unfuoge—unfuore*). allitteration zeigt 5. 3. 5, 5—7.

XVII. Das 'spielerige lied' (Brecht s. 67) bindet alle fünf strophen mit ausnahme der vorletzten durch einmaligen reimtyp *î*. für dessen ausfall in str. 4 bringt die mittelstr. 3 ihn zweimal und respondiert mit ihrem vierfachen reim *-î* auf das sechsfache *î* der anapher von str. 2. str. 2 und 3 sind auſserdem noch durch den gemeinsamen reimtyp *-uot* gebunden, str. 2 und 4 durch gemeinsames *-eit.* wie die anapher von str. 2 im reim von str. 3 verhallt, so klingt die vierfache anapher *got* der 5. str. im reimtyp *-ol* der 4. str. vor, was durch die pausenartige reimwürkung mit der dreifachen anapher *wol* dieser 4. str. klanglich noch verstärkt wird. so würkt str. 1 wider präludierend, doch ist die rundung dadurch hergestellt, dass nur im abgesang von str. 1 und in beiden teilen von 5 zweisilbig stumpfer reim vorkommt.

XVIII, ganz auf stichwortwürkung aufgebaut (Brecht s. 67), bekommt auch seinen klanglichen charakter durch den spielenden wechsel der *uo, üe* in *guot, güete, huote, hüeten.* die strophenbindung (str. 1 mit 2 durch *-az,* 1 mit 3 durch *-uot,* 2 mit 4 durch *-ât,* 5 mit 3 durch *i,* 5 mit 4, 2, 1 durch *a,* wodurch sich die schlussstrophe wider als klangliche zusammenfassung darstellt) tritt demgegenüber zurück.

XIX fasst, ausgeprägt musikalisch, schluss und beginn zusammen: der zweite reimtyp (*ô*) des ersten aufgesangs kehrt im fünften abgesang wider, die vocale (*i, e*) des ersten reimtyps (1. aufgesang) erscheinen im letzten auf- und abgesang. der 3. reim von str. 5 (*-egen*) stellt die bindung zur 2. str. (*-eben*) her. str. 3 und 4 sind durch die reimvocale *ei î* unter einander verbunden und bilden so klanglich eine art mittelsatz. den übergang von str. 2 zu 3 stellt die abwandlung des *-üete* (str. 2) zu *-uote* (str. 3) her. mit der von Br. (s. 43) nachgewiesenen dreiteiligkeit stimmt das insofern überein, als auch klanglich strr. 2, 3. 4 enger zusammengehören und anderseits 1 und 5. der organische klangliche aufbau aller fünf strophen aber würde es

nicht empfehlen, strophen 2—4 als 'eigentlich das lied' herauszuheben.

XX, das erste der 'scheltlieder', ist klanglich dreiteilig: str. 1—3. 4—6. 7. der 1. teil spielt mit den reimvocalen *i, a, i, â* und schliefst mit *i, e.* der zweite teil spielt mit *a, o, â, ô.* der letzte teil nimmt abrundend mit *i, e* den schluss des 1. auf. das durchgeführte siebenhebige metrum lässt die senkung vor dem reimtyp hervortreten, die regelmäfsig *e* hat — ein beweis für Lachmanns *iemen* (str. 5, 1) gegen C *ieman* — und mehrmals in vorreim übergeht. das ist ein starkes klangliches einheitsmoment des liedes.

XXI. Innerhalb der fünf strophen sind str. 2—4 zu einem mittelteil zusammengefasst; diese drei haben im schlussreim *i*; str. 2 und 4 schliefsen sich aufserdem durch denselben reimtyp (*ich*). mit dem einleitungs- (str. 1) und schlussteil (str. 5) wird der mittelsatz verbunden durch zwei gleiche reimtypen in str. 1 und 2 (*-age, -è*) und in str. 4 und 5 (*-uot, -îp*). sämtliche strophen haben ferner einen *a*-typ. die in C fehlenden überschüssigen zwei zeilen der schlussstrophe nehmen einen reimtyp von str. 1 auf; das würkt fast wie bewuste anwendung eines musikalischen schlussgesetzes.

XXII. Die zwei letzten strr. (6 und 7), die hs. L für dies lied bringt, fehlen C. nach Brecht (s. 48) wäre 'str. 1—5 allein als Lichtensteinsches lied . . . durchaus möglich gewesen'. die klangform dagegen würde beim fehlen von 6 und 7 leiden: mit ausnahme der str. 2. 5. 7 haben alle abgesänge den reimvocal *a.* das *i* (*î*) der abgesänge 2 und 5 bezeichnet einen sinnesabschnitt. 7 knüpft mit dem *-uot* seines abgesangs an das *-uot* im 1. aufgesang an. mit 7 würde also ein wichtiges klangliches formelement fehlen. str. 6 ist unentbehrlich, um den bezeichnenden *a*-abgesang zwischen den ausweichungen str. 5 und 7 noch einmal erklingen zu lassen. dass str. 2 an stelle des im abgesang fehlenden *a* im aufgesang durch *ân* mit dem abgesangs-*an* von str. 1 gebunden ist (vgl. über die 'unmasse' der reime *an : ân* bei L. Knorr QF IX s. 50), dürfte klanglich ebenso bedacht sein, wie dass der nach *î* ausweichende 5. abgesang wenigstens consonantisch an den 1. abgesang assoniert.

XXIII. Das von Br. (s. 38 f anm.) eingehend erörterte problem, wohin die nur in hs. L, und dort unter XXIV über-

lieferten zwei strophen dieses tones zu stellen seien, würde auf grund des klanglichen baus im sinne Br.s zu entscheiden sein. str. 1 und 2 sind gebunden durch *-eit -eide,* str. 1 und 3 durch *-ât -aldet,* str. 2 und 3 durch *-iht, -in, -î.* str. 2—5 bilden mit dem regelmäfsigen *i* (*î*) ihrer abgesänge eine klangliche einheit. die beiden fraglichen strophen würden sich mit dem *uo î* der 6. passend dem *u î* der 5. anfügen. das *a* der abgesänge 6 und 7 greift auf das *â* des 1. abgesangs zurück. die mittelstrophe des so geordneten liedes (str. 4) nimmt den hauptreim der 1. str. auf, so dass anfang, mitte und schluss als gleichartige klangliche säulen des kunstvollen gebäudes sich darstellen. wollte man die beiden strophen zwischen 3 und 4 einschieben, so würde klangformal die stützung der mitte und die rundung des schlusses fortfallen und das in der anordnung Brechts sinnvolle *i* des 5. abgesangs würde, zum gedichtschluss geworden, höchstens als überraschende ausweichung würken.

XXIV bringt die rundung durch klangliche annäherung des schlusses an den beginn sehr deutlich zur geltung: der pausenschlussreim hat nur in str. 1 und 6 langvocalischen typ. aufserdem assoniert das *rinde : winde* von str. 6, 1 und 3 an *vinden : winden* str. 2, 1 und 3, und mit *-êre* der str. 6 wird str. 1 *-œre* und 2 *-êre* aufgenommen, so dass 6 wider klanglich zusammenfassend ist. die zwischenliegenden strr. 3—5 sind unter einander verbunden, 3 mit 5 durch *ich : sich—ir : mir* im pausenendreim, 4 mit 5 durch die reimtypen *eiden—eine* im 1. vers der aufgesänge. zum vordersatz führt das *a* der 3. str., zum nachsatz und zugleich zum vordersatz (*-inde(n)*) das *-ingen* der 5.

XXV würde im zusammenhang einer klangformalen untersuchung der mhd. leiche zu betrachten sein.

XXVI. Schon Haupt hat darauf hingewiesen, dass die strophenform dieses liedes von Pseudo-Reimar 182, 14 nur durch die beschwerung der letzten zeile um einen fufs abweicht und gleich dem ton Rubins C 32 ist. L. hat 7 strr., die beiden andern 5; L. führt auftactlosigkeit aller verse durch, die beiden andern haben in der 4. zeile stets auftact. im übrigen ist bei Ps.-Reimar von auftactregelung nichts zu bemerken; Rubin weicht einmal (str. 35) von der sonst regelmäfsigen auftactlosigkeit der drei ersten zeilen ab. ist schon dadurch L.s lied an klanglicher einheitlichkeit überlegen, so noch mehr in bezug auf

den klangformalen aufbau. bei Ps.-Reimar scheint eine tendenz auf rundung daraus zu sprechen, dass das *i ie* der schlussstrophe sich dem *i î* der anfangsstrophe nähert. verbunden sind ferner 1 mit 2 durch *î* und 3 mit 4 durch *a*. Rubin hat jene musikalische rundung nicht, doch sind str. 1 und 5 durch nur *e* (1) und *î i* (5) im reim in sich einheitlich. str. 2 und 3 werden durch consonantische assonanz (2 *-uot*, 3 *-ât*) einander genähert, aufserdem str. 1 und 3 durch *-eben* (3) an *-ehen* (1). L. baut wider ganz musikalisch, indem der schlussreim (str. 7, 3 und 4) *mîn : sin* mit dem ersten reim des liedes (*sin : mîn*) identisch ist. der andre reim der endstrophe (*man : kan*) reimt auf den ersten reim der mittelstrophe (4 *hân : getân*, vgl. Knorr aao.) und stellt gleichzeitig die bindung mit der 6. str. (*hân : undertân*) und der 2. str. (*mac : tac*) her. der zweite reim der str. 6 zieht einen inneren bogen zum ersten reim der 3. str. (*-uot*), die obenein sich mit *hât : stât* im zweiten reim auf das *hân : undertân* im ersten reim von 6 bezieht. str. 5 mit nur *e* in beiden reimtypen würkt als einheitliches klangliches intermezzo. vergleicht man diesen aufbau mit den beiden genannten andern liedern, so ligt die vermutung nahe, dass klangformale rücksichten auch für die länge der lieder bestimmend sein konnten. mit Reimars und Rubins 5 strophen waren derartig verschlungene abtönungen nicht zu erreichen.

XXVII eröffnet die gruppe der fünf 'wânwîsen'[1]. das lied ist über dem basso ostinato eines in allen strophen widerkehrenden *a* (*â*)-typs aufgebaut. völlige klangliche rundung entsteht durch gleichheit aller drei reimtypen (*-an, -ert, -eben*) in der 1. und 6. (letzten) str. die mittelstr. 3 zeigt nur *a* (*â*) als reimvocal. in str. 2 werden die aufserdem verwendeten vocale *i* und *uo* eingeführt, von denen str. 4 zweimal *uo*, str. 5 zweimal *î* bringt.

XXVIII hat gegenüber allen vorhergehnden einen neuen klanglichen aufbau. die rundung von der letzten zur ersten strophe fehlt. die form ist ausgesprochen zweiteilig. die grenze ligt genau in der mitte und fällt mit dem einsetzen des inhaltlich zweiten hauptmotivs (Brecht s. 50) zusammen. als ersten

[1] gegen Bechstein fasst Brecht (s. 13 anm. 1) *wânwîsen* 'nach wie vor als freie phantasieproducte ohne realen gegenstand' auf. wort und sache würden wol noch schärfer widergegeben durch 'phantasieproducte eines allgemein gerichteten, sehnsüchtigen minnehoffens'.

reimtyp hat der erste teil in allen drei strophen *ei—e* (str. 1 *meien : zweien*, str. 2 *zweiet : meiet*, str. 3 *meinent : vereinent*), der zweite in allen 3 str. *i* + nasal — *e* (str. 4 *minne : sinne*, str. 5 *vindet : swindet*, str. 6 *vinden : überwinden*). zu beachten ist die entsprechung der reimwörter in 1, 2 und 5, 6, wodurch doch eine art rundung entsteht. in sich sind die zwei teile weiterhin verklammert durch *â a* nur in 1 und 3 und durch *în* nur in 4 und 6. zwischen den teilen stellt *-einent* in 3 und *-ein* in 4 einen leicht modulierenden übergang her.

XXIX, der 'reie', von L. selbst als *dœne rîch* bezeichnet, was vermutlich auf reiche cadenzierung einzelner wörter in der composition zu deuten ist, wie die Jenaer hs. es mehrfach aufweist. das und die schwierigere strophische form mögen der grund dafür sein, dass von einem klangformalen aufbau des textes nichts bemerkbar ist. einige ansätze, wie das durchgeführte *a* im 1. aufgesang, zu dem das *î* des 1. stollens der 2. str. und das *î i* in den 1. stollenhälften der 3. str. eine abgeschwächte parallele bilden, oder die bindung von str. 3. 4. 5 durch anreimung bleiben ohne constitutive bedeutung.

XXX hat wider rundung vom schluss zum anfang und dreisäuligkeit: str. 1 *-eine*, str. 4 *-eit*. str. 7 *-einen* (*ei* kommt sonst nicht vor). auch str. 2 und 6 beziehen sich mit dem dreifachen *a* (*â*) ihrer abgesänge auf das abgesangs-*a* der mittelstr. (4). eine weitere bindung besteht zwischen der 1. und 3. str. durch *-uot*, *-unt* sowie zwischen der drittletzten und letzten durch *i* (*î*). wenn somit 1 und 7 neben dem sie verbindenden hauptreimvocal je zwei verwante reimvocale verwenden, die zu der von ihnen aus dritten strophen vor- resp. rückwärts führen, so ligt darin ein weiteres moment klanglicher rundung.

XXXI ist inhaltlich zweiteilig (Br. s. 40). klanglich wird der einsatz des zweiten teils durch *üe—e* in der 1. und 3. str., den anfangsstr. der beiden teile markiert. eigentlich klangformalen aufbau hat das lied nicht.

Mit dieser nummer schliefsen die 'wânwîsen'; das nächste gedicht eröffnet die lieder der zweiten minne. es hätte sich vermuten lassen, dass die lieder, die nicht einem besonderen minne-erlebnis entsprossen, im dienst besonderer formkünste ständen. aber die vorhergehnde untersuchung führt zu einem andern ergebnis: grade in dieser gruppe stehn neben klanglich

sehr fein gebildeten stücken solche ohne jeden klangformalen aufbau; eine bestätigung der Brechtschen these, 'dass Ulrichs lieder eigentlich alle schon wânwisen waren' (s. 15). L.s ganze lyrik scheint gezeugt von seiner formal-dialektischen begabung mit einer allgemeinen liebe zur frau.

XXXII bindet die 1., mittelste und letzte seiner 7 strophen klanglich durch den reimtyp *u* + nasal. in der anfangs- und schlussstrophe entsprechen sich aufserdem beide andern reimvocale (*a, â, o, ô*). die mittelstrophen des zweiten bogens (str. 5 und 6) haben im abgesang *a â*; in den strophen des ersten bogens (1 resp. 2—3) bereitet jeweils der zweite reimvocal des einen aufgesangs den ersten reimvocal das folgenden vor (1, 3 *stunt* : 2, 1 *funden*; 2, 3 *wê* : 3, 1 *gesendet*).

XXXIII, das ebenso die 1., mittelste und letzte (5.) str. bindet, während die beiden zwischen diesen 'säulen'strophen stehnden sich entsprechen, ist ein beweis dafür, dass wenigstens gelegentlich diese klangform bewust verwendet wurde. die letzte strophe hat aufserdem noch klanglich zusammenfassende bedeutung. wenn man dies gedicht mit einigermafsen geübtem ohr hört, kann man nicht zweifeln, dass die folge: vielreim *â*, kornreime, vielreim *a*, erfüllung der kornreime, vielreim *â* + abklingen der kornreime einen wesentlichen bestandteil der gedichtform bilden. es liefse sich noch darauf hinweisen, dass str. 1 und 5 einsilbig *â* reimen, während str. 3 *-agen* hat. dass die formgebende bedeutung der klangelemente indessen auch damals nicht allgemein bewust war, erhellt aus L.s eigner charakteristik dieses liedes: *diu liet vil maneger niht verstuont, als noch die tumben ofte tuont: swer aber was sô rehte wîs, der si verstuont, der gabe in prîs* (ausg. Lachm. 444, 8 ff).

XXXIV. Die schlussstrophe führt mit dem *î* des abgesangs zum *i*-abgesang der 1. und zur mittelstr., die nur *i î* verwendet. nebenher geht ein vocalspielansatz: str. 1 erster reimvocal *â*, str. 2 erster reimvocal *e*, str. 3 *i*, str. 4 *ô*-umlaut.

XXXV. Die mittelstrophen 2—4 sind *uo- üe*-variationen; von str. 3 an findet sich *uo üe* auch im versinnern. die 1. str., nur durch *i* mit den übrigen verbunden, würkt als präludium. die schlussstrophe lässt mit zweimaligem *üe* im versinnern den thematischen hauptvocal abklingen.

XXXVI, das erste von L.s zwei tageliedern. was Br.

(s. 59) über das fehlen einer 'rein durchgeführten, einheitlichen composition' bei diesem lyrisch-epischen werk bemerkt, bestätigt sich bei betrachtung des klangformalen. unter einander sind die strophen sämtlich durch *a* gebunden, aufserdem haben 1—3 und 7 im abgesangsschluss *i* (*î*), während 4—6 jede einen eigenen vocal (4 *ü*, 5 *u*, 6 *a*) an dieser stelle haben. aber eine 'durchgeführte einheitliche' klangform ligt nicht vor. es ist zu beachten, dass hier das 'inhaltliche', die 'handlung' ein viel stärkeres interesse hat als in den rein lyrischen stücken. die gegenüber Wolfram, Walther, Singenberg auffallende strophische einfachheit dieses tagelieds ist zu Ulrichs zeit schon verbreitet (vgl. Winterstetten, Lienz).

XXXVII. Der in allen 3 strophen widerkehrende pausenreim *-ol* des ersten und letzten strophenworts gibt die gemeinschaftliche klanggrundlage ab, auf der str. 1 mit 3 durch die typen *î—e*, *ou—e* und *a*, str. 1 mit 2 durch *üe—e*, str. 2 mit 3 durch *-êre* gebunden ist.

XXXVIII, die zweite 'ûzreise', zeigt ebensowenig wie die erste (XVI) klangformalen aufbau, doch wird hier wider der einsatz des zweiten teils (vgl. Br. s. 40) durch aufnahme des ersten reimtyps von str. 1 betont. daneben erscheint mehrmals klanglicher schmuck, auch innerhalb der verse, jedoch ohne formgebende bedeutung. str. 1, 2 *helme* und *werden*, 3 *welt*, 6 *wert*; str. 3 grammatischer reim; str. 4, 2 *sol : wol*; str. 5, 2 schlagreim *schilde : wilde*, auch das dreimalige *schilde* dieser strophe hat klangwert; str. 6, 3 *muoz* im versinnern bereitet den reimtyp der folgenden zeile (*-uoz*) vor; str. 7, 1 und 2 vorreim: *bringen inne : selben minne*, 3 und 4 zweimal *uo* im innern.

XXXIX ist wider 'dreisäulig'. str. 1 und 7 reimen an der gleichen stelle im abgesang *sunne : wunne*, uzw. in der umkehrung. die mittelstrophe hat ebenda *stunde : munde* und im aufgesang *kunt : munt*. dies *u* wird in der 3. zeile der 1. str. durch *entrunnen*, ebenda in str. 4 durch *kunnen* und in str. 7 durch *trûren* vorbereitet. aufserdem sind gebunden 2. 4 und 5 durch *üe—e* und 3. 5. 6 durch *uot*, was einen zweiten doppelbogen und mittelpunct erzeugt. kleinere einheiten beiderseits des hauptcentrums (str. 4) entstehn durch *în*, *ît* in den zwei aufgesangstypen von 2. 3 und *ât*, *ân* (beachte die umkehrung des consonanten!)

ebenda in 5. 6. innerhalb der verse bringen vorassonanz der reimwörter jeweils die dritten verse der strophen 3—5 (*ougen schouwe*; *süezlich süezen*; *güetlich güetet*); auch dies nicht nur von klanglich schmückender, sondern klangformaler bedeutung. die letzte strophe ist cadenzartig verziert: dreimal allitteration (*rôte rôsen ræte, trûrens tœte. des herzen min hœhstiu wunne*); viermal stichwortartig *ir* (*ir lîp, ir gebærde, ir lîp, ir schîn*). Br. rügt (s. 18) die unanschaulichkeit der schilderung. in anbetracht der staunenswert feinen und durchgearbeiteten klanglichen abschattung ligt es nahe anzunehmen, dass für L. das schwergewicht, zumindest bei diesem liede, mehr im musikalisch-dichterischen als im plastisch-dichterischen lag.

XL. Für L.s zweites tagelied gelten die zu XXXVI herangezogenen erwägungen in verstärktem mafse. wie einseitig hier der dichter mit dem stofflichen beschäftigt war, das zeigen seine bekannten theoretischen ausführungen über das tagelied. so dürften die wenigen klanglichen strophenbindungen, auch wenn sie sich, wie zwischen str. 2 und 3, zum reim steigern, als die zufällige auswürkung einer im grunde akustisch eingestellten productionskraft zu verstehn sein. irgendwelche formale bedeutung kommt ihnen nicht zu.

XLI bindet letzte und erste strophe durch zwei *i*-typen, zweite und vorletzte durch *uo : üe*, wobei die zweite im versinnern an charakteristischer stelle *uo*, die vorletzte ebenso *üe* hat. die mittelstrophe ruht auf zweimaligem *o*-typ; str. 3 und 5 haben je einmal *o*, so dass das ganze lied in drei concentrischen klangbogen sich aufbaut: str. 1 zu 7, 2 zu 6, 3 zu 5. mitte ist 4; vgl. das von Br. (s. 47) über die mittelachse festgestellte.

XLII arbeitet mit reichem innerem klangschmuck, dessen hauptvocale in der letzten strophe zusammengefasst werden. str. 1 viermal *-uot* + zweimal im reim; str. 2 viermal *liep*, zweimal *lîp* (beachte die verschreibung *liebe* für *lîbe* in C str. 4); str. 3 viermal *liep* resp. *lîp* + einmal *lîbe* im reim, zweimal *herze*; str. 4 fünfmal *liep* resp. *lîp* + einmal *lîp* im reim. zum innenschmuck gehört auch der pausenreim im schlussvers aller strophen. die schlussstrophe wird als solche markiert durch die zwei überschüssigen zeilen, die gleichfalls pause reimen.

XLIII. Das siebenstrophige lied weist eine neuartige klangliche form auf. es ist zweiteilig (str. 1—3 und 4—7), aber so,

dass die schlussstrophe des zweiten teils mit der des ersten durch *-un* + dental im aufgesang und durch *i î* im abgesang gebunden ist und mit ihrem dritten reimvocal, dem *ou—e* der 1. zeile, das *ou—e* des ersten reimtyps von str. 4 aufnimmt. die beiden ersten strophen beider teile haben je einen reim gemeinsam (str. 1, 5. 6 und 4, 2. 4 *-ô*, str 2, 5. 6 und 5, 2. 4 *-ol*). die vorletzte strophe ist eine ausweichung aus diesem zusammenklingen. diese ausnahmestellung der vorletzten strophe war auch sonst klanglich mehrfach zu beobachten; hier stellt Br. (s. 44) für die innere form analoges fest.

XLIV baut sich auf *u, uo, üe* auf: str. 1 und 7 haben als ersten reim *-uotes -uoten,* str. 1 und 2 sind gebunden durch *-uot,* 2 verwendet daneben *-üetet,* das zu str. 4 *-üete* und 5 *-üezen* führt. str. 3 und 4 sind durch *-und* gebunden. str. 5 hat wie 2 neben dem *-üezen* das *-uot,* das dann auch in str. 6 erklingt. weitere bindungen sind der *i*-typ im letzten reimpaar der 1. und im zweiten vers der letzten strophe und die consonantische assonanz der abgesänge von str. 4 und 5 (*-ort : -ert*). zufall mag sein, dass das erste und letzte wort des liedes (*ich : mich*) pausenartig reimen, was aber vielleicht durch gleiche musikalische cadenz ohrenfälliger wurde. dagegen ist die ausgiebigere verwendung der hauptreimvocale (*u, uo, üe*) auch im versinnern nicht zu überhören.

XLV hat die klangliche form schwächer ausgeprägt, doch lässt sich die 'dreisäuligkeit' noch deutlich genug erkennen. die mittelstrophe (3) mit ihren typen *ô o* trägt den bogen, der vom aufgesangs-*ô* der 1. str. zum aufgesangs-*ô* der letzten führt. gebunden sind ferner str. 2 und 4 durch gleichen zweiten reimtyp (*-an*). es fällt auf, dass hier der absatz zwischen dem inhaltlich ersten und zweiten teil (zwischen str. 2 und 3, vgl. Br. s. 37) durch anreimung der grenzverse scheinbar verschleiert wird. indessen ligt auch darin eine klangliche auszeichnung des einschnitts.

XLVI bringt in jeder aufser der mittelstrophe einen *a*-typ; die letzte hat ihn, wie die erste, in der 1. zeile und aufserdem zur schlussverstärkung nochmals im abgesang. da das lied nur stumpf reimt, kommt diese einheitlichkeit gut zur würkung. eine besondere bindung zwischen str. 2 und 4 bildet das *-în.*

XLVII. Klanglich wird in der schon mehrfach beobachteten weise der einsatz des zweiten, speciellen teils mit str. 4 dadurch

hervorgehoben, dass der erste reimtyp von str. 4 gleich dem ersten von str. 1 ist (*güete*), der zweite ebenso wie dort *î* als reimvocal hat. überbrückt wird der inhaltliche und klangliche einschnitt durch *ô o* in den abgesängen von str. 3 und 4. möglicherweise besteht ein causaler zusammenhang zwischen der situation, in der das 'Kerkerlied' entstand, und dem fehlen klanglichen aufbaus.

XLVIII. Bindung vom schluss zum anfang gibt das *ô o* in den abgesängen 1 und 5. str. 1—3 haben gleichen reimtyp *ân : an*, der in str. 4 (*-ag*) verklingt. die schlussstrophe ist mit str. 4 durch *î* im zweiten reimtyp und mit str. 2 durch *uo* in den aufgesängen verbunden.

XLIX ist trotz mehrerer klanglicher bindungen doch ohne eindeutig klaren klanglichen aufbau. der dreisäulige typ klingt noch durch: die 1. und 5. (letzte) str. sind durch *ô o* gebunden, die 1. und 3. durch *-erben*, die 3. und 5. durch *-în*, das denn auch eine nebenbindung zu *-il* in str. 1 herstellt. aber das *ô o* str. 1 : 5 ertönt auch in 4.

L modificiert den dreisäuligen bau: str. 1 und 3 werden durch ihre ersten reimtypen (*-unden : -ungen*), str. 3 und 5 durch ihre abgesangstypen (*ô*) gebunden, str. 1. 3. 4 durch langen vocal + *t* im zweiten aufgesangstyp (str. 1 *rât*, str. 3 *zît*, str. 4 *tât*), str. 2. 4. 5 durch *-uot*.

LI ist dreisäulig: erster reimvocal von str. 1 und letzter von str. 7 ist *î*, mittelstr. (4) hat *i* und *î*; nebenbogen strophen 1. 3. 5. 7 reimtyp *-ât*. gebunden sind ferner str. 1 und 2 durch *î*, str. 6 und 7 durch *-an*, str. 2 und 5 durch *-ol*.

LII, das durchgehend grammatisch reimt, ist ausgeprägt zweiteilig. der klangliche einschnitt zwischen str. 2 und 3 fällt mit dem inhaltlichen (vgl. Br. s. 38) zusammen. str. 1 und 2 sind durch den in beiden je dreimal verwendeten typ *-anc* zu einem teil zusammengeschlossen, str. 3—5 durch *-uote -uot* (3), *-unde -unt* (4), *-unden* (5). während aber 3 und 4 in ihren beiden typen gleichen hauptvocal haben, wird in der letzten strophe die rundung zur 1. hergestellt, indem der zweite reimtyp (*-ant*) das *a* des 1. teils aufnimmt.

LIII. Der abgesang der schlussstr. (7) nimmt mit seinem *-êre* das *-êrest* des 1. abgesangs und das *-êre* des 5. auf; er klingt auch an den ersten aufgesangstyp von 1 (*-erre*) und von 4 (*-æte*)

an. zum abgesang von 4 (*-üeten*) führt der zweite aufgesangstyp von 7. zum abgesangstyp von 2 (*-ône*) der erste typ von 7 (*-ône*). die beiden ersten und die beiden letzten strophen sind an den grenzen gebunden, 1 und 2 durch *-êrest : -êre,* 6 und 7 durch *-uote : -üete.* str. 3 führt mit *-îben, -îchen* zu 4 *-îbe, -îchen* (beidenorts im aufgesang). die mittelstrophe wird eingefasst durch *-iemer* im 3. abgesang und im ersten aufgesangstyp von str. 5. sie ist noch durch erklingen ihres endreims *-ouwe* auch im versinnern (zeile 1 und 3) geschmückt, so dass mittel- und binnenreim entsteht. die klangform dieses liedes ist also dreisäulig mit verbreiterter mitte. vom klangformalen standpunct aus wird man das wollautende gedicht nicht mit Br. (s. 51) als 'roh zusammengeflickten cento' bezeichnen können.

LIV zeigt ebenfalls frei behandelte dreisäulige form, aber überladen von anderen motiven. alle strophen mit ausnahme der vorletzten (6.) haben mindestens einen *a*-typ. str. 1 und 4 reimen gemeinsam *-ehen,* str. 4 in den formen *sehen : jehen,* worauf sich str. 7 grammatisch reimend mit *sach : jach* an gleicher strophenstelle bezieht. im abgesang von 6 erklingt dies *spehen : jehen* vorbereitend. die grenzstrophen der mitte (3 und 5) umschliefsen diese mit dem kreis eines gemeinsamen *ân*-typs, aber auch 2 und 4 sind gebunden (*-unt*).

LV ist durch regelmäfsigen nasal im aufgesangsreim, aufser der vorletzten strophe stets im ersten typ, charakterisiert. die letzte strophe nimmt mit ihrem ersten reimtyp (*-unde*) den ersten von str. 1 auf (*-unden*). nur dadurch dass str. 2 und 3 durch *ei* in den aufgesängen und str. 5 und 6 durch *o ô* in den abgesängen sich zusammenschliefsen und dass str. 4 durch ihr reim-*î* mit der nach vor- und rückwärts nächststehnden strophe dieser beiden gruppen verbunden ist, erscheint noch etwas von der dreisäuligkeit mit ihrer sonderstellung der mittelstrophe.

LVI. C gibt nur 5 strophen dieses liedes, L 7. aus Br.s untersuchung (s. 36) ergibt sich keine bestimmte entscheidung über die unentbehrlichkeit der zwei plusstrophen, denn auch mit str. 5 wäre ein 'zuspitzender' aufbau abgeschlossen. die klangliche interpretation dagegen zeigt, dass str. 6 und 7 aufserhalb des klangformalen zusammenhangs stehn. in diesem bringt die 1. str. sämtliche hauptvocale: erster typ *uo,* zweiter *a,* dritter *î.* die 2. str. lässt davon ertönen als ersten und zweiten typ *î,* als

dritten *ô*, die 3. str. als ersten und zweiten typ *a*, als dritten *i*, die 4. str. als ersten typ *î*, als zweiten *u*, als dritten *a*, die 5. str. als ersten typ *u*, als zweiten *o*, als dritten *i*, so dass 4 und 5 eine nachdrückliche widerholung von 1 darstellen und 2 und 3 einen mittelsatz von zwei untereinander durch *î* verbundenen strophen mit zwei reimvocalen bilden, eine neue modification der dreiteiligkeit. str. 1 und 5 haben aufserdem in der ersten hebung der 1. zeile *-îch* (*ich*). dass es sich hierbei um eine geschlossene klangform handelt, ist nach allem bislang beobachteten kaum zweifelhaft. die zwei plusstrophen dagegen fügen sich, trotz der unreinen anreimung von 6 an 5 (*-it* : *-ît*), nicht in die form ein. eine parallele zu der typenfolge *ô i o* der 6. str. ist in dem bis zur 5. str. nur mit klanglichen entsprechungen gebauten lied nicht zu finden. str. 7 führt dann in den bislang geschlossenen bestand an reimvocalen einen fremden (*æ*) überraschend ein. bemerkenswert ist auch, dass einzig str. 7 unregelmäfsig auftact zeigt. möglicherweise sind die beiden betr. strophen erst nachträglich entstanden.

LVII ist klanglich um die waise aufgebaut, die den charakteristischen vocal der strophe enthält. es handelt sich dabei um *ü* (*üe*) in str. 1. 3. 7 (also anfang, mitte [ungenau] und schluss) und um *î* in str. 2. 4. 5. 6.

LVIII bindet str. 1 mit 5 durch *-unde*(*n*) im ersten typ, str. 4 mit 6 durch *-îp*, an das sich str. 7 *-în* schliefst wie str. 2 an 1 mit *-undet*; eine letzte abschwächung der ausgeprägten dreisäuligkeit.

Göttingen. **Günther Müller.**

GENÔZ. Die vorherschende deutung des wortes, am eingehendsten im DWB. IV 1 b, 3475 2) begründet, leitet es direct vom verbum got. *niutan,* ahd. *niozan* ab: nach Hildebrand sind 'genossen' 'diejenigen, welche einen besitz gemeinschaftlich erworben, zb. eine jagd- oder kriegsbeute gemeinschaftlich gewonnen haben'; den perfectivischen charakter leugnet Kluge, wenn er als 'genossen' anspricht 'wer mit einem andern geniefst' und wegen des wortinhalts direct auf got. *gahlaiba* 'brotgenosse' verweist; ihm schliefst sich wie so oft der neue Weigand an: 'der *mitgeniefsende*, ähnlich wie gleichbedeutend got. *gahlaiba*'; wenig abweichend Paul: 'der mit einem andern den gebrauch einer sache gemein hat' — was noch deutlich in 'hausgenosse, markgenosse' durchblicken soll.

Nun ergibt aber die musterung aller vergleichbaren persönlichen masculina mit *ga-* Gr. II 735 ff, Kluge Nom. stammbildungslehre § 4, Wilmanns D. gramm. II § 146 (s. 193 f). § 154 (s. 200). § 155 (s. 201), mögen sie nun stark oder schwach flectieren, dass sie samt und sonders mit einem nominalstamm gebildet sind, niemals vom verbum ausgehn. das gotische hat neben den schwachen bildungen: *gadaila, gahlaiba, gajuka, galeika, garazna, miþgasinþa, gawaurstwa* nur das eine starke *gadrauhts*; im ags. finden wir ausschliefslich starke formen bei *gebêor* 'conviva, hospes', *gebûr* 'incola, colonus', *gelêod* 'compatriota', *genêat* 'socius', *gesîþ* 'socius, comes'; im ahd. steht *gibûr* neben *gibûro* (Graff III 19), *ginôz* neben *ginôzo* (II 1125 f). dass *genôz* aufser nach der a-decl. auch consonantisch flectiert wird, hat Haupt zu Erec 2109 nachgewiesen, vgl. Braune Ahd. gr. § 238 anm. 1; ich sehe darin ein zeichen für das hohe alter des wortes.

Es kann also kein zweifel sein, dass in dem masc. ags. *genêat,* ahd. *ginôz* das subst. ntr. ags. *nêat* (Bosw.-Toll. 713[a], Sweet OET 615[a]), ahd. *nôz* (Graff II 1125), an. *naut* (Fritzner[2] II 799) 'animal, jumentum, pecus' steckt. das haben denn auch Meringer Idg. forsch. 18, 234 und Wilmanns II 194 richtig erkannt: wenn aber jener übersetzt: 'der zum rind gehört' ('mitvieh'!), 'knecht', dieser: 'mithirt', so greifen sie beide fehl und unterdrücken ohne not den wirtschaftsgeschichtlichen gehalt des wortes: so gut wie Wilmanns übersetzt *gahlaiba* 'der dasselbe brot hat', hätte er auch übersetzen sollen *ginôz* 'der dasselbe vieh hat' — oder aber 'der das vieh mit andern gemeinsam, dh. auf der gleichen weide hat'. denn man wird dabei nicht sowol an einen vorgeschichtlichen gemeinsamen vieh b e s i t z, als an frühgeschichtliche gemeinsame vieh h a l t u n g zu denken haben. die 'v i e h - g e n o s s e n s c h a f t', 'h e r d g e n o s s e n s c h a f t' oder 'w e i d e - g e n o s s e n s c h a f t' ist also die älteste aller genossenschaften.

E. S.

ZU DEN INSCHRIFTEN DER OSTGERMANEN.

In der sammlung griechischer und lateinischer inschriftlicher texte aus der zeit von etwa 200 v. Chr. bis ungefähr 565 n. Chr. (Iustinians todesjahr), die zwei berufene kenner des deutschen altertums zusammengestellt haben[1], besitzt die germanische sprach- und geschichtsforschung nunmehr ein wertvolles urkundenbuch mit sachkundigen erläuterungen, die zwar in erster reihe den historischen ertrag berücksichtigen, aber mittelbar zweifelsohne auch der sprachgeschichte und besonders der namenkunde nützliche dienste leisten werden. der reiche inhalt, der nach den einzelnen ostgermanischen stämmen, in der folge wie sie nach und nach in den gesichtskreis der Griechen und Römer traten, gegliedert ist, wobei naturgemäfs den Wandalen, Burgundern und vor allem den Ost- und Westgoten die ersten rollen und der breiteste raum zufallen, ist bereits in den bisher erschienenen besprechungen eingehend behandelt; ich nenne von solchen ChHülsen, Berliner philol. wochenschrift 39 (1919), 123—129; FDrexel, Wochenschr. f. klass. philol. 36 (1919), 385—388; ARiese, Germania (korresp.-blatt) 3 (1919), 63f (vgl. auch SFeist, Jahresbericht f. germ. philol. 39/40, I 43 n. 90). dabei wurde von den berichterstattern mancherlei nicht oder doch wenigstens nicht sicher zugehöriges aufgezeigt, das die herausgeber in ihrem wolverständlichen streben nach gröstmöglicher vollständigkeit mit aufgenommen haben. dies gilt namentlich von einer gröfseren anzahl inschriften des ersten und zweiten jh.s der kaiserzeit, in denen die herren Fiebiger und Schmidt ostgermanisches sprachgut in lateinischen geschlechtsnamen und cognomina zu finden glaubten, und muss jedenfalls im auge behalten werden, um die sammlung mit nutzen gebrauchen zu können.

So waren die bisherigen besprechungen mehr bestrebt, an dem beträchtlichen, 334 nummern (allerdings mit einigen doppelzählungen) umfassenden material notwendig scheinende abstriche vorzunehmen, als es weiter zu vermehren. durch widerholte beschäftigung mit den barbaren-inschriften der römischen kaiserzeit glaub ich in der lage zu sein, hier ergänzend einzutreten und einige vielleicht nicht ganz belanglose nachträge beizusteuern; dem beispiel der herausgeber folgend hab ich mit ausführlicherer begründung auch zwei denkmäler aufgenommen, die von verteidigungsmafsnahmen in Griechenland gegen nicht näher bezeichnete, aber aus den besonderen umständen als Ostgermanen erkennbare feinde berichten.

[1] Otto Fiebiger und Ludwig Schmidt: Inschriftensammlung zur geschichte der Ostgermanen. Wien 1917. [Kais. akad. d. wiss. in Wien, phil.-hist. kl., Denkschriften bd. LX, abh. 3]. XVIII u. 174 ss. 4° mit 19 abb.

Zu n. 8, der von mir in den Jahresheften des österr. arch. instituts 7 (1904), 215 ff (mit abb.) eingehend behandelten ruhmesinschrift des M. Vinucius (consul im j. 19 v. Chr.; vgl. jetzt Dessau n. 8965) sei an litteratur nachgetragen FStähelin, Festschrift zum 60. geburtstage von ThPlüss (Basel 1905), sonderdruck 17; AvDomaszewski, Jahreshefte des österr. inst. 8 (1905), 143 anm., der in z. 5 die ergänzung *Dacoru]m* statt *Quadoru]m* vorschlägt; ders., Gesch. der röm. kaiser I² 222; RMuch, Anz. XXXIII (1909), 10 f.

Im abschnitt 'Lugier' vor n. 16 einzureihen:

Römischer zug gegen die Buren im germanisch-sarmatischen krieg unter Marcus Aurelius oder Commodus. votivaltar aus Untersaal bei Kehlheim (Raetien), CIL III 5937; FVollmer, Inscript. Baiuariae Rom. n. 353 (abgeb. tab. 48); LSchmidt u. OFiebiger, PBBeitr. 32 (1907), 132:

I(ovi) o(ptimo) m(aximo) statori | Fl(avius) Vetulenus (centurio) | leg(ionis) III Ital(icae) rever|sus ab exped|it(ione) Burica | ex voto posuit.

Die Buren, die Ptolemaeus II 11, 10 wol mit recht als zweig der Lugier bezeichnet, gehören zu den von Marc Aurel und Commodus im germanisch-sarmatischen kriege bekämpften völkerschaften, vita Marci 22, 1; Cassius Dio LXXI 18; LXXII 2, 4. 3, 1 f. eine genauere bestimmung der zeit der *expeditio Burica* könnte nur in gröfserem zusammenhang versucht werden. vgl. MIhm, Pauly-Wissowas RE II 1067; BRappaport Die einfälle der Goten 15; LSchmidt Gesch. der dt. stämme I 357; 358 mit anm. 5; II 177; 191; Schmidt-Fiebiger aao.

Im abschnitt 'Goten bis auf Gratian' hinter n. 169 einzureihen:

Weihungen zweier Goten in einem buddhistischen höhlentempel Indiens, mitte des 2 jh. s n. Chr. zwei inschriften, der schrift nach dem vorstehend genannten zeitraum zuzuweisen, in einem der tempel nahe bei Junnar im Poonadistrict, 120 km ono. von Bombay, J. Burgess und Bhagwanlal Indraji, Inscriptions from the cave temples of Western India (Bombay 1881) 41 ff n. 5 und n. 33 (mir unzugänglich; vgl. HLüders List of Brāhmī inscriptions, Epigraphia Indica X, Appendix n. 1154; 1182); daraus Sten Konow, Journal of the Royal Asiatic Society 1912 p. 379—385; derselbe, Maal og Minne (Kristiania) 1912 s. 69—77 (mit zusatz von MOlsen s. 77—79). — vgl. SFeist, Jahresber. für germ. philol. 34 (1912), I 77 n. 10. 11; WStreitberg, Indogerm. jahrb. 2 (1914), 133 n. 5; FKluge, Germania (korresp.-blatt) 3 (1919), 47.

a) über einer alten cisterne:

Yavanasa Irilasa gatāna deyadhama be poḍhiyo. 'geschenk von zwei cisternen durch den Yavana Irila von den Gatas'.

b) auf einer wand einer mit bänken versehenen kammer:

Yavanasa Cițasa gatāna bhojanamaṭapo deyadhama saghe. 'geschenk eines speiseraums an die genossenschaft durch den Yavana Cița von den Gatas'.

Die bezeichnung *Yavana*, bekanntlich der altindische name für die Griechen, dann überhaupt für Westländer (so Parther, Perser, Araber, später für Muhammedaner), wird hier noch näher bestimmt durch *gata*. die Konow verdankte deutung der letzteren als 'Goten' (vgl. lat. *Goti*, *Γότϑοι* neben got. *gutþiudai*, lat. *Gutones*, *Guticus* usw.) wird dadurch sehr wahrscheinlich, dass auch die beiden eigennamen sich unschwer aus dem altgermanischen erklären lassen: *Irila* ist, wie schon Konow erkannte, nichts anderes als *Erila* (vgl. deutsch *Erlo*; runeninschr. *ErilaR*, *EirilaR*), während *Cița*, über welches die meinungen auseinandergiengen, wol am besten mit ThvGrienberger (bei Feist aao. 77 f) mit ostgot. *Tzitta* oder mit ae. *Tidda* gleichzusetzen ist. für Tzitta (Tzita, Zita) bringen Fiebiger-Schmidt zu n. 171 (= CIL III suppl. 12396) sechs belege. ob die beiden Goten aus der Weichselgegend oder vom nordufer des Schwarzen meeres kamen, wohin ihr volk damals — mitte des 2. jh.s n. Chr. — bereits seine sitze zu verlegen begann, und was sie in Indien suchten (Konow denkt an den bernsteinhandel, Plinius n. h. XXXVII 35), lässt sich freilich nicht mehr feststellen.

Im nämlichen abschnitt hinter n. 163 einzureihen:

Befestigung von städten Achajas zum schutz gegen die Goten, zwischen 320 und 330. basis einer statue zu Megara, IG VII 96; Kaibel Epigr. graeca n. 914:

Φ]ωσφορίου Μεγαρῆες ἀριστονόοιο καμόντες
εἰκόνα λαϊνέην στῆσαν ἐπ' εὐδικίες (= *εὐδικίαις*),
οὕνεκα πυργώσας πόλιας κρατεραλγέα, ϑοῦρο[ν
τεῦξεν ἀτάρβητον δήϊον ἐνναέτες (= *ἐνναέταις*).

Phosphorios, den die inschrift feiert, 'weil er durch befestigung der städte den schrecken vor dem schweres leid bringenden, wilden feind den einwohnern verscheuchte', ist zweifellos der nämliche mann in der gleichen amtlichen stellung, den die inschrift einer basis aus Argos nennt, IG IV 1608 (mit MFränkels anm.; ThReinach, Bulletin de corr. hellén. 24 [1900] p. 325):

Εἰκόνα Φωσφορίου μεγακυδέος ἀνϑυπάτοιο
Ἀρχιλέως Δαναοῖς στῆσε χαριζόμενος.
Ψ(ηφίσματι) β(ουλῆς).

Von beiden inschriften liegen mir durch freundliche vermittlung abklatsche vor. die von Megara zeigt zwar späte, seichte, aber schlanke und sorgfältige formen (A, Є, C, ω), die — soviel ich sehen kann — kaum jünger sein können als das endende 3. oder frühe 4. jh. n. Chr.; sehr ähnlich ist eine kretische inschrift des ausgehnden 3. jh.s bei AMaiuri, Ausonia 6 (1911), beibl. 9 f (mit facs. 11 f). die buchstaben des argivischen

denkmals weisen abweichungen in einzelheiten auf; im allgemeinen sind sie viel unregelmäfsiger und nachlässiger eingehauen; doch steht auch hier der datierung in den anfang des 4. jh.s nichts im wege. doch scheidet aus sachlichen gründen die zeit seit Probus (etwa 278) bis auf Konstantin d. Gr. (315) aus, in welcher keinerlei tiefer ins reich vorgetriebene angriffe gröfserer gotischer scharen stattfanden (BRappaport Die einfälle der Goten 105 ff; 126; LSchmidt Gesch. der deutsch. stämme I 79), ferner die folgenden jahre bis einschliefslich 319, da Achaja, wie sogleich ausgeführt werden soll, innerhalb der neuen verwaltungsordnung erst nach diesem termin einem *ἀνθύπατος* (proconsul) unterstellt war. anderseits dürfte auch der abschnitt zwischen dem endgiltigen friedensschluss Konstantins mit den Goten (332) und der schlacht von Adrianopel (378) schwerlich in betracht kommen, selbst wenn wir die datierung aus den schriftformen beiseite lassen; auch dieser zeitraum, in welchem die Römer zunächst (bis 367) frieden mit den Goten hielten, dann angriffsweise gegen sie vorgiengen, bietet kaum einen geeigneten anlass für die befestigung der städte Griechenlands (man beachte die mehrzahl *πόλιας*), für die nach der klaren ausdrucksweise der inschrift doch die unmittelbare gefahr eines barbarischen einbruchs bis in die Balkanhalbinsel hinein die voraussetzung bildete. nach alledem sind die beiden ehrendenkmäler und damit auch die Tätigkeit des proconsuls Phosphorius am ehesten zwischen 320 und 332 zu setzen. in der tat fallen gerade in diesen abschnitt, besonders 324—328, eine reihe von bedeutenderen verteidigungsmafsnahmen Konstantins gegen die einfälle der Goten an der unteren Donau, so der bau einer steinernen brücke (i. j. 328) und zahlreicher befestigter lager längs des Donau-Limes (vgl. Rappaport aao. 113; LSchmidt Gesch. der dt. stämme I 82; Fiebiger-Schmidt zu n. 160), während der steinwall in der Dobrudscha nach Schuchhardts neuesten untersuchungen (Abhandl. der Berliner akad., phil.-hist. kl. 1918 nr 12, 61 f) erst der zeit nach Konstantin angehört. in diesen zusammenhang würde sich auch eine planmäfsige neubefestigung der bei jedem gröfseren Goteneinbruch immer wider bedrohten städte Achajas gut einfügen.

Wie Panathenios in der unten (s. 77 f) besprochenen bauurkunde, so ist auch Phosphorios nicht der eigentliche name, sondern der rufname (signum) des in jenen beiden inschriften gefeierten statthalters. vgl. zum signum Phosphorios EDiehl, Rhein. mus. 62 (1907), 391. 400. 411. unser Phosphorios wurde früher nach Foucarts vermutung mit L. Aurelius Avianius Symmachus, stadtpräfecten im j. 364, dem vater des bekannten redners Symmachus, gleichgesetzt, der nach CIL VI 1698 (= Dessau n. 1257: vom j. 377) das signum *Phosphorius* führte. aber die in der folge bekannt gewordene inschrift von Argos,

nach der Phosphorios *ἀνθύπατος* war, widerlegt von vornherein jene annahme, wie schon Reinach erkannte, da Symmachus-Phosphorius nach ausweis seiner in CIL VI 1698 vollständig aufgeführten ämterlaufbahn niemals ein proconsulat bekleidet hat. Reinach denkt seinerseits an den frühesten der aus dem 4. jh. bekannten Symmachi, der nachweislich im j. 319 als hoher verwaltungsbeamter in Griechenland tätig war und wol mit dem consul des j. 330 in eins zu setzen ist; der name des letzteren, nach OSeeck, Symmachi opera (Mon. Germ. Auct. ant. VI 1) p. XLI Aurelius Iulianus (oder Tullianus) Symmachus, lautet richtiger Tullianus Symmachus Valerius (die belege bei WLiebenam, Fasti cons. 35 zum j. 330). er ist wahrscheinlich der vater des Symmachus-Phosphorius; bei der häufigen vererbung des signum vom vater auf den sohn (vgl. MLambertz, Glotta 4 (1912), 103; 5 (1913), 112, 2; 117 f; 123 f, 2) wär es denkbar, dass auch er schon Phosphorius gerufen wurde. so erscheint denn Reinachs annahme, dass dieser ältere Symmachus, der consul des j. 330, mit dem Phosphorios unserer inschriften identisch sei und im j. 319 als proconsul Achaja verwaltete, zunächst recht bestechend, zumal sie auch zu den oben entwickelten allgemeinen zeitlichen voraussetzungen im wesentlichen stimmen würde.

Doch ergeben sich schwierigkeiten gegen diese gleichung gerade aus der einen der diesen Symmachus nennenden kaiserlichen verordnungen, Cod. Theodos. II 15, 1 (= Cod. Iust. II 20, 8) vom 25 juli 319 (für die richtige überlieferung des datums s. OSeeck Regesten der kaiser u. päpste 56. 57. 168), die *ad Symmachum vicarium* — nicht *proconsulem* — gerichtet ist, während die andere, Cod. Theod. II 4, 1 (= Cod. Iust. V 40, 2) vom 4 februar 319 (nach Seeck aao. 57. 166 vielmehr dem j. 318 zuzuweisen) *ad Symmachum* ohne beisatz des amtes überschrieben und nach dem Theod. *accepta VIII id. Mart. Corinthi* ist (dazu Seeck Symm. p. XLI A. 80). demnach war Symmachus allerdings in den jahren 318 und 319 in Griechenland tätig, aber als vicarius der diöcese Macedonia, in einer damals noch von rittern bekleideten stellung, nicht — wie die inschrift von Argos fordern würde — in der senatorischen würde eines proconsul Achaiae, der im range bedeutend höher stand als jener vicar und von seiner oberaufsicht befreit war (s. OKarlowa Röm. rechtsgesch. I 857; OSeeck Untergang der ant. welt II 59 f. 66 f). anscheinend war Achaia nach aufgabe der alten ordnung, für die das wol bald nach 300 anzusetzende proconsulat des C. Vettius Cossinius Rufinus (CIL X 5061 = Dessau n. 1217) das späteste beispiel sein dürfte, von Diokletian einem statthalter niedern ranges (*corrector* heifst er CIL III 6103) unter controlle des vicarius Macedoniae unterstellt und wurde erst von Konstantin nach dem j. 319 zu einer proconsularischen provinz erhoben (dazu OSeeck Untergang II 60).

Vielleicht lässt sich aber auch dann noch die durch die häufige vererbung des signums vom vater auf den sohn immerhin empfohlene gleichsetzung des Tullianus Symmachus mit dem Phosphorius unserer inschriften aufrecht erhalten. in diesem fall muste er nach seinem vicariat von Macedonien (j. 318/9) und vor seinem consulat (j. 330) den proconsulat der unterdessen von Konstantin im rang erhöhten provinz bekleidet haben. ähnliche fälle aus den uns freilich nur wenig bekannten ämterlaufbahnen dieser zeit erwähnt OSeeck Untergang II anh. 498. unzulässig schiene es mir dagegen, die beiden inschriften so auseinanderzuhalten, dass die von Megara (ohne amtsbezeichnung) dem vicariat (im j. 318/9), die argivische (mit ἀνϑύπατος) dem spätern proconsulat des Symmachus-Phosphorius zugewiesen würde.

Im abschnitt 'Ostgoten' hinter n. 231 einzufügen:

Grabschrift der Ostgotin Gundeberga vom j. 570 n. Chr. zu Mutina (h. Modena), CIL XI 941:

[Hic] requiescet in | [pa]ce Gundeberga, | qui et Nonnica, sp(ectabilis) f(emina), | que vixet ann(is) pl(us) me[[n]]us XLIIII, recesset | [s]ub d(ie) prid(ie) id(us) Iunias | [I]ustino Au[g(usto d(omi)no) n(ostro) | eodem]que bis c[o]ns[o]l(e) | anno quint(o), ind(ictione) III. (j. 570.)

Wegen der sehr ähnlichen grabschriften ostgotischer frauen n. 230—232 (letztere nennt eine *Guntelda sp. f.*) empfiehlt es sich diese, die auch in Schönfelds wörterbuch der altgerm. namen unbenutzt geblieben ist, mit heranzuziehen. das supernomen Nonnica bezeichnet die verstorbene wol als klosterfrau (*nonna*); vgl. MLambertz Glotta 4 (1912), 114.

Zum abschnitt 'Westgoten' s. 117 n. 240: mit recht haben die herausgeber auf die aufnahme der athenischen ehreninschrift in versen IG III 636 (Kaibel n. 915) verzichtet, die einen ἀρχὸς Ἀχαιῶν (*proconsul Achaiae*) Theodoros unter Theodosius I (derselbe in einer inschrift von Troizene IG IV 787) feiert. die worte ὃς εὐδικίης ἀγανῇσι | σῶσε Πανελλήνων σώματα καὶ πόλιας wurden zwar nach Chandlers vorgang von vielen (so auch von mir Jahreshefte des österr. arch. instituts 15 [1912], 218) auf verteidigungsmafsnahmen gegen die in den jj. 378—380 seitens der Westgoten drohende gefahr gedeutet, aber — wie mir jetzt scheint — ohne ausreichenden grund.

Im abschnitt 'Westgoten' hinter n. 240 einzureihen:

Verteidigung von Tegea in Arkadien gegen Alarich im j. 395. basis einer statue zu Tegea, IG V 2 n. 153: A. S. Arvanitopullos Ἀρχαιολ. Ἐφημ. 1906, 28; vPremerstein. Jahreshefte des österr. arch. instituts 15 (1912), 215 ff mit ausführlicher erläuterung:

῞Ηπιε, καρτερόθυμε, σαόπτολι, ὕπατε | Ῥοῦφε, |
ἄντεχε σῆς Τεγέης, μένος ὄβριμε, | ἄντεχε πᾶσιν |
δυσμενέσιν· δώρῳ δ' ἐπαγάλλεο, | ὧ (so für ὃ) *βασιλεύς σοι |*
ἀντ' ἀρετῆς δῶκεν, στῆσαν δὲ | πόληος ἄριστοι.

Wie ich aao. näher darlegte, rühmt die nach den buchstabenformen der spätesten kaiserzeit angehörige inschrift einen (sonst nicht nachweisbaren) consul Rufus, der das ihm vielleicht als heimat oder wohnort nahestehnde Tegea mit erfolg gegen feinde verteidigt hatte und dafür durch eine vom kaiser bewilligte und von den vornehmsten, dh. vom rat der stadt errichtete statue geehrt wurde. der schriftcharakter, die metrischen und orthographischen verstöſse (z. 1 ὕπατε, z. 6 ὧ für ὅ), die bezeichnung des von der bule gesetzten standbilds als geschenk (δῶρον) des kaisers, die auf die seit mitte des 4 jh.s für ehrungen dieser art vorgeschriebene kaiserliche genehmigung hinweist, die einzahl βασιλεύς, wodurch die beinahe die ganze zweite hälfte des 4. jh.s ausfüllenden samtherschaften vor der reichsteilung ausscheiden, alles dies weist auf die zeit seit 395 hin; die abwehr des Rufus galt dem einfall der Westgoten unter Alarich im j. 395, die damals bis in den Peloponnes, insbesondere auch nach Arkadien vordrangen, Zosimos hist. V 6, 4; Claudianus de bello Goth. 191 f. 575 f; de IV cons. Honorii 467 ff; in Rufinum II 189 f; auf Tegeas bedrohung weist letzterer de b. G. 576 hin: *non hic Tegeen Argosque tuemur.* der von Rufus geleitete widerstand der Tegeaten war jedenfalls nachhaltiger und erfolgreicher als der von Megara, Korinth, Argos und den meisten ortschaften zwischen Argos und Sparta, welch letzteres völlig unverteidigt in Alarichs hände fiel (Zosimos V 6, 3 ff). — vgl. im allgemeinen Hertzberg Gesch. Griechenlands u. d. Römern III (1875) 395 ff; AGüldenpenning Gesch. des oström. reiches unter Arcadius (1885) 51 f; GRauschen Jahrb. der christl. kirche unter Theodosius (1897) 437 f; LSchmidt Gesch. der dt. stämme I 195 ff; FHiller vGaertringen IG V 2 p. XXXIII.

Der nicht näher bekannte *ὕπατος Ῥοῦφος* kann nur suffect- oder titularconsul, nicht consul ordinarius gewesen sein; mit der verwaltung Achajas, als dessen proconsul uns im j. 395 ein Antiochus, sohn des Musonius, bezeugt ist (Zosimos V 5, 2 f), hat Rufus jedenfalls nichts zu tun gehabt.

Im abschnitt 'Ostheruler' vor n. 287 einzureihen:

Verstärkung der befestigung Athens zum schutz gegen die Heruler im j. 267. block mit bauinschrift, wol aus Athen, AWilhelm Beiträge zur griech. inschriftenkunde (Sonderschriften des österr. arch. instituts VII 1909) 101 f n. 86 mit abb. 58; jetzt auch abgebildet bei OKern Inscriptiones Graecae (Tabulae in usum scholarum ed. I. Lietzmann VII) taf. 48, rechts unten.

Τὸ[ν π]ρὶν ἄκοσμον ἐόντα πύργον, σθένος ἐν πολέμοισιν,
νῦν ὄντως πύργωσεν λαμπρὰ χὶρ (so statt *χείρ*) *ἡγεμονῆος*
οἴκ[οθ]εν εὐφραδέως Παναθην[ί]ου ἐξόχου ἀνδρῶν.

Wegen der schönen, sorgfältigen schrift erklärt Wilhelm, dem Kern zustimmt, das denkmal als 'keinesfalls jünger als die mitte des dritten jahrhunderts n. Chr., vielleicht sogar noch dem zweiten zuzuteilen'. als widerhersteller des bisher verwahrlosten turmes, des 'bollwerks in kriegen', aus eigenen mitteln (*οἴκοθεν*) erscheint ein *ἡγεμονεύς* — also proconsul oder aufserordentlicher kaiserlicher legat — dessen *λαμπρὰ χ(ε)ὶρ* wol auf seinen rang als *λαμπρότατος* (*vir clarissimus*) hinweisen soll; dass er nicht mit seinem eigentlichen namen, sondern gleich dem oben (s. 73 ff) behandelten Phosphorios mit einem ruf- oder schlagnamen (signum), wie dies seit dem 2. jh. n. Chr. besonders in senatorischen kreisen sehr üblich war, bezeichnet wird, raubt uns vielleicht die möglichkeit sofortiger datierung nach einer anderweitig bekannten persönlichkeit.

An und für sich wär es nicht ausgeschlossen, die inschrift in die zeit des germanisch-sarmatischen krieges unter Mark Aurel zu setzen, in welchem nach meinen darlegungen Klio 12 (1912), 139 ff, denen auch LSchmidt (Gesch. der deutsch. stämme II 183 f) zustimmt, im j. 170 die Kostoboken und andere nordpontische völkerschaften, darunter auch germanische Bastarner (vgl. Klio aao. 165 f; Fiebiger-Schmidt n. 15), hauptsächlich auf dem seeweg vordringend die küstengebiete Griechenlands und Kleinasiens brandschatzten. aber dieser überfall, bei dem unter anderem auch das heiligtum von Eleusis in flammen aufgieng und Athen selbst bedroht war, muss ganz überraschend gekommen sein, so dass niemand an verteidigungsmafsnahmen, wie in unserer inschrift eine angedeutet wird, gedacht hatte; dies sagt der sophist Aelius Aristides in seiner trauerrede *Ἐλευσίνιος* (vom j. 170) ausdrücklich, or. XXII 13 (II p. 31 ed. BKeil): *ὦ πάλαι τε δὴ καὶ νῦν ὡς ἀληθῶς παῖδες Ἕλληνες, οἳ τοσούτου κακοῦ προσιόντος περιείδετε. οὐκ, ὦ θαυμάσιοι, νῦν γέ τι ἐν ὑμῶν αὐτῶν ἔσεσθε; οὐ τάς γε Ἀθήνας αὐτὰς περισώσετε;* (dazu Klio aao. 151 f n. 6; 163). übereinstimmend damit bezeugt Zosimos hist. I 29, 3, dass die Athener ihre stadtbefestigung in der ganzen zeit seit der zerstörung durch Sulla bis zur widerherstellung durch Valerian anlässlich der gefahr eines gotischen einfalls im j. 253 hatten verfallen lassen: *καὶ Ἀθηναῖοι μὲν τοῦ τείχους ἐπεμελοῦντο μηδεμιᾶς, ἐξότε Σύλλας τοῦτο διέφθειρεν, ἀξιωθέντος φροντίδος.*

So bietet sich denn als wahrscheinlicher anlass für den turmbau unserer inschrift die der zeit nach nächstfolgende bedrohung Athens durch die Goten im j. 253, an die AWilhelm dachte, oder die durch die Ostheruler im j. 267; darüber hinaus-

zugehen gestattet der schriftcharakter nicht. allerdings ist in unserer litterarischen überlieferung über die widerherstellung der stadtmauern Athens im j. 253 (Zosimos I 29, 3, s.o.; Zonaras XII 23; Synkellos I p. 715 ed. B.) blofs die rede von einer tätigkeit der Athener selbst, unter denen nach IG III 399 (Fiebiger-Schmidt n. 139) der sophist Klaudios Illyrios (über ihn auch EKlebs Prosopographia imp. Rom. I 381 n. 716; EGroag in Pauly-Wissowas RE III 2725f n. 182) durch förderung des baus sich hervortat (über diesen vgl. aufser der litteratur bei Fiebiger-Schmidt n. 139 noch FNoack Athen. Mitt. 32 (1907), 498). dagegen scheint unsere inschrift in der betätigung des *ἡγεμονεύς* auf eine hilfe seitens der reichsregierung hinzuweisen, die im j. 253 ganz versagt und die Griechen sich selbst überlassen hatte, und so ligt es näher, sie mit den von dieser anlässlich der H e r u l e r g e f a h r d e s j. 2 6 7 eingeleiteten mafsnahmen zu verbinden (vgl. Rappaport aao. 68; LSchmidt Gesch. I 70; Fiebiger-Schmidt zu n. 287; AStein in Pauly-Wissowa-Krolls RE XI 674 f).

Darüber berichtet auf grund der Skythika des zeitgenossen und mitkämpfers Dexippos die Vita Gallieni 13, 6 folgendermafsen: *inter haec Scythae per Euxinum navigantes Histrum ingressi multa gravia in solo Romano fecerunt. quibus compertis Gallienus Cleodamum et A t h e n a e u m Byzantios i n s t a u r a n d i s u r b i b u s m u n i e n d i s q u e p r a e f e c i t, pugnatumque est circa Pontum et a Byzantiis ducibus victi sunt barbari.* aus der nämlichen quelle sind die verworrenen angaben bei Zonaras XII 26 geflossen, wo aus den namen der beiden führer ein einziger *Κλεόδημος Ἀθηναῖος* geworden ist (vgl. Rappaport 71). angesichts dieser nachricht, welche zu dem nach unserer bauinschrift vorauszusetzenden tatbestand sehr gut zu passen scheint, ist vielleicht die vermutung nicht allzu gewagt, dass d e r *ἡ γ ε μ ο ν ε ὺ ς Π α ν α θ ή ν ι ο ς* u n d d e r d u x A t h e n a e u s d e r V i t a G a l l i e n i é i n e p e r s o n s i n d, so dass das signum *Παναθήνιος* nur eine leichte umformung des eigentlichen namens Athenaeus darstellen würde. man darf dabei daran erinnern, dass die in den inschriften stets *Ἀθηναΐς* genannte tochter des Herodes Atticus (Prosopographia imp. Rom. II 341 n. 191; dazu Athen. mitt. 33 [1908], 210 n. IV) bei Philostratos *βίοι σοφ.* II 1, 10 vielleicht nicht irrtümlich, sondern als heroine *Παναθηναΐς* heifst; ferner dass name und signum überhaupt häufig in näherer beziehung zu einander stehn, insbesondere eines eine vollere form oder weiterbildung des andern darstellen kann. beispiele dafür finden sich bei Lambertz Glotta 5 (1913), 124 f. 127 f, 2. 150 anm.; hier sei blofs hingewiesen auf den *Ἀθήναιος Ἀθηναίου ὁ καὶ Ἐπαφρόδιτος*, den die eltern, als er heranwuchs, *Ἀθηνόφιλος* riefen (IG III 809; Lambertz aao. 4, 82 f. 85. 136), und daneben auf den *Ἀφροδίσιος Δημη-*

τρίον ὁ καὶ Ἐπαφρᾶς (kurzform für Ἐπαφρόδιτος; IG XIV 1494; Lambertz 4, 119).

Trotz der sicherungsmafsnahmen, auf die unsere inschrift zusammengehalten mit Vita Gallieni 13, 6 hinzudeuten scheint, ist Athen bald darauf, noch im gleichen jahr 267, bekanntlich von den zur see vorgestofsenen Ostherulern überwältigt worden; über dieses und die folgenden ereignisse vgl. die bei Fiebiger-Schmidt zu n. 287. 289 angeführte litteratur; dazu AStein aao.

Zu n. 288. die in der metrischen grabschrift eines Hierophanten von Eleusis IG III 713 stehnden worte ὃς καὶ δυσμενέων μόθον οὐ τρέσεν, ἀλλ' ἐσάωσεν | ἄχραντα ἀρρήτων θέσμια Κεκροπίδαις werden von den herausgebern (wie schon vorher von OFiebiger Neue jahrb. f. d. klass. alt. 37 (1916), 296 mit A. 6) kaum mit recht nach dem vorgang älterer auf den einbruch der Heruler im j. 267 bezogen; es handelt sich vielmehr, wie schon die griechischen forscher Lambros und Philios sahen, um den überfall der Kostoboken auf Eleusis und die einäscherung des dortigen mysterienheiligtums, als deren zeit ich Klio 12 (1912), 151 ff das j. 170 nachgewiesen habe (oben s. 78), und um den nämlichen Hierophanten (Iulios), der in einem andern, mehrfach anklingenden metrischen gedicht (Bull. de corresp. hellen. 19 [1895], 119 n. 2) als bewahrer der heiligen geheimnisse vor dem frevel der 'Sauromaten' und als einführer des kaisers (Marcus Aurelius) Antoninus in die mysterien gepriesen wird. s. dazu meine ausführungen Klio aao. 153 f n. 7. 8. —

Von vorstehnden zusätzen konnte ich das meiste den herausgebern schon im juli 1918 zwecks allfälliger verwendung in damals geplanten nachträgen, die indessen infolge der ungunst der verhältnisse bisher nicht erschienen sind, zur verfügung stellen. möge die bescheidene nachlese, wenn sie jetzt — im einverständnis mit ihnen — in dieser form veröffentlicht wird, den beiden verdienstvollen forschern ein zeichen des dankes und der wertschätzung für ihre ergebnisreichen bemühungen sein, mit dem der wunsch sich verbindet, dass der von ihnen ins auge gefasste plan einer fortsetzung der sammlung für den bereich der Westgermanen bald verwürklichung finden könne.

Marburg i. H. **Anton v. Premerstein.**

DIE HANDSCHRIFTENFRAGE DER ÞIDREKSSAGA.

Die Thiðrekssaga (þs.)[1] bietet in ihrem handschriftenverhältnis bekanntlich die grofse schwierigkeit, dass die älteste und für uns mafsgebende norwegische handschrift Mb alle anzeichen an sich trägt, original zu sein und als solches den anderen handschriften (den beiden isl. fassungen A und B sowie der schwedischen version der Dietrichskronik Sv) zu grunde zu liegen, und dass dennoch ebenso sicher diese anderen handschriften durch gemeinsame bessere lesarten dazu zwingen, eine ältere, bessere handschrift als quelle anzusetzen.

Für die ältere forschung existierte diese schwierigkeit noch nicht; ihr war Mb unzweifelhaft der grundtext, aus dem — mit den nötigen zwischenstufen — die übrigen handschriften sich herleiten. auf diesem standpunct stehn Ungers[2] und Treutlers[3] handschriftenauffassungen. compliciert wurde die frage zuerst durch GStorm, der zwei neue gesichtspuncte in die discussion brachte. in seinem buche Sagenkredsene om Karl den Store og Didrik af Bern (Kbh. 1874) sucht er zu erweisen, dass die beiden redactionell verschiedenen stücke von Mb, die wir als Mb^2 und Mb^3 zu scheiden gewohnt sind, nicht nur redactionell verschieden, sondern teile zweier verschiedener fassungen der gesamten saga sind, die von den beiden redactoren benutzt wurden, sodass wir also zwei mechanisch verbundene, an ihrer kittstelle nicht glatt aneinander passende abschriften aus zwei verschiedenen, in sich ziemlich abweichenden hss. vor uns haben. die so entstandene hs. Mb kann aber nach wie vor quelle der übrigen fassungen sein. dieser gesichtspunct Storms ist in der neueren litteratur, soweit ich sehe, überall angenommen worden. weiter führt St. seine untersuchungen in seinen Nye studier over Thidreks saga[4], indem er nachweist, dass AB oft ursprünglichere lesarten hat als Mb. damit ist die beherschende stellung von Mb bereits erschüttert und der weg eingeschlagen,

[1] ich benutze Bertelsens ausgabe (Kbh. 1905—11), wo die ältere litteratur in der einleitung s. XLVIII ff eingehend besprochen wird.
[2] in der einleitung seiner ausgabe (Christiania 1853).
[3] Treutler Zur Thidrekssaga, Germania 20, 151 ff.
[4] Aarb. f. nord. oldkynd. 1877.

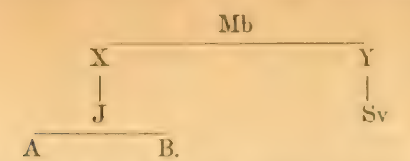
den Klockhoff[1] weiter verfolgt hat, indem er den nachweis erbringt, dass AB und Sv zahlreiche gemeinsame lesarten haben, die besser sind als die von Mb: seit Klockhoffs untersuchungen ist es nicht mehr möglich, Mb als die gemeinsame grundfassung zu betrachten.

Und doch drängt alles auf grade diese auffassung hin. Mb trägt mit seltener deutlichkeit zur schau, dass sie nicht abschrift einer wesentlich gleichlautenden vorlage, sondern so wie sie vorligt erst werk ihrer redactoren ist. die bekannten doppelredactionen und noch mehr die art und weise, wie der von Mb[2] stehn gelassene stumpf von Mb[3] behandelt wird, beweisen unbedingt, dass die saga nicht nur nicht nach derselben hs. einfach fortlaufend abgeschrieben, sondern dass ein verschiedener wille gestaltend an ihr tätig gewesen ist. sie ist so wie sie ist unbedingt original, durchaus verschieden von dem, was etwa vorher existiert hat. das gepräge des originals erhält durch die doppelredactionen und durch die unvollkommene art und weise, wie der zweite kopf sich den bestrebungen des ersten hat anpassen können, einen so subjectiven charakter, dass man versucht ist, gradezu von einem concept zu sprechen, das seinen stoff noch nicht einheitlich bewältigt hat. jedenfalls muss man dies werk unbedingt widererkennen, wenn es einem andern zur grundlage gedient hat. durch Bertelsens beweisführung[2], die sich mit den doppelredactionen beschäftigt, ist klargelegt, dass AB und Sv eine vorlage mit doppelredactionen und nahtstelle gehabt haben, und eingehndere einzelanalyse würde dies resultat überall bestätigen[3]. Mb erweist sich somit als grundlage zweier voneinander unabhängiger fassungen, die versuchen die gröbsten widersprüche in Mb auszugleichen, und als deren abkömmlinge einerseits AB, anderseits Sv zu betrachten sind. bei dem originaltypus von Mb drängt sich also der einfache stammbaum auf:

[1] Studier öfver þiðreks saga af Bern. Upps. univ. årsskr. 1880.

[2] zuerst in seiner doctorschrift Om Didrik af Berns sagas oprindelige skikkelse, omarbejdelse og håndskrifter (Kbh. 1902), neu aufgenommen und weitergeführt Einleitg s. XXXIII—XLVI.

[3] Bertelsen nimmt mit recht an, dass die verschiedenen erzählungen von Dietrichs ende in AB und Sv auf eine doppelredaction des verlorenen schlusses von Mb zurückgehn; also eine doppelredaction innerhalb Mb[3].



diesen stammbaum aber machen Storm-Klockhoffs nachweise unmöglich[1], die Mb nicht als grundhandschrift gelten lassen. es gilt diesen widerspruch zu lösen. dies ist versucht worden von Boer[2] und von Bertelsen[3]. beide forscher gehn von zwei voraussetzungen aus; erstens dass gemäfs Storms annahme Mb [2] und Mb [3] verschiedene hss. repräsentieren, zweitens dass Mb [3] gegenüber Mb [2] auf einer erweiterten 'interpolierten' fassung beruhe. indem sie das band zwischen den beiden teilen der saga ganz lösen, gewinnen sie ein mittel, den originalcharakter von Mb als rein mechanisch abzutun und auf hss. zurückgreifen zu können, die hinter Mb liegen. und in der interpolierten fassung Mb [3] gewinnen sie eine hs., die den notwendigen, conceptartigen charakter hat, der von Sv AB vorausgesetzt wird, und der Mb [3] als vorlage für Sv AB geeignet macht. auf die einzelheiten der Boer-Bertelsenschen versuche brauch ich zunächst nicht einzugehn, da mir ihr princip verfehlt scheint. auf dem von ihnen eingeschlagenen wege ist ein eindeutiges resultat nicht erzielbar, wie sich aus den controversen Boers und Bertelsens über die frage ergibt (vgl. Boers recension über Bertelsen Zs. f. d. ph. 37, 126 ff und Bertelsens antwort darauf Einl. LII). was auf diesem wege erreicht worden ist, ist eine durch verfeinerung der untersuchung bewürkte, aufserordentliche complicierung des stammbaumes, wie aus dem vergleich von Boers älterem stammbaum sowol mit Bertelsens wie mit Boers jüngerem stammbaum zu ersehen ist. die folge ist ein ansatz von vielen, compliciert in-

[1] hinzu kommt, dass ein teil der schlechteren lesarten in Mb nur auf schlechter abschrift einer schriftlichen vorlage beruhen können, Mb also keinesfalls erste niederschrift sein kann.

[2] R. C. Boer Über die handschriften und redactionen der þiðreks-saga, Arkiv 7, 205 ff, weitergeführt in: Die sagen von Ermanarich und Dietrich von Bern (Halle 1910), s. 308 ff.

[3] H. Bertelsen Om Didrik af Berns sagas oprindelige skikkelse usw. die resultate von Boer u. Bertelsen sind übersichtlich zusammengestellt von Bertelsen Einleitg s. LI f. doch ist Boer Ermanarich u. Dietrich s. 321 hinzuzuziehn.

einandergreifenden hypothetischen versionen, die den constructionen keinen zuwachs an wahrscheinlichkeit bringen. insbesondre Boers weitere complicierungen in 'Ermanarich und Dietrich' scheinen mir von dem wahrscheinlichen weit abzuführen und erhalten ihre begründung nicht mehr nur aus dem gegenseitigen verhalten der uns bewahrten versionen, sondern aus der ansicht die Boer sich über die quellen der þs. gebildet hat. diese widerum, die sich aus dem versuche, interpolationen zu erkennen, zu einer consequenten durchführung zweier quellenserien langsam fortentwickelt hat, zwingt dazu, ihr schon in der handschriftenfrage rechnung zu tragen. da aber Boers auffassung der quellenverhältnisse nichts weniger als sicher und allgemein anerkannt ist, wird auch sein neuer stammbaum nicht als gesichertes ergebnis angesehen werden dürfen. indessen glaub ich, wie gesagt, dass die frage von anderen voraussetzungen aus angefasst werden muss, als die genannten forscher es getan haben. einen beachtenswerten schritt in dieser richtung hat Mogk in seiner recension des Bertelsenschen buches getan (Arkiv 21, 81 ff), in der er mit recht geltend macht, dass die form von Mb ^{3} nicht einer älteren handschrift, sondern nur dem redacteur Mb ^{3} selbst ihr dasein verdanken kann. der umgestaltende wille von Mb ^{3} ist an der ansatzstelle unbestreitbar, und diese entspricht in ihrer haltung ganz dem sonstigen Mb ^{3}. der punct ist in der tat beachtenswert. die versuche von Bertelsen und Boer lassen die augenscheinliche parallele aufser acht, dass mit dem redactorenwechsel zugleich ein stilwechsel eintritt. sie machen aus den redactoren lediglich zwei schreiber, die sich von der ersten, vierten und fünften hand nur dadurch unterscheiden, dass sie capitelüberschriften und initialen ausfüllen, sonst aber ebenso mechanisch jeder aus seiner vorlage abschreiben. ich kann demgegenüber die genaue parallele von redactorwechsel und stilwechsel nicht für mechanischen zufall halten. indessen ligt die gröste schwäche der Boer-Bertelsenschen voraussetzungen nicht hier. beide arbeiten mit zwei vollständigen handschriften, von denen Mb ^{2} dem original wesentlich näher steht als Mb ^{3}, die 'interpolierte' fassung. diese 'interpolierte' fassung aber ist alleinige quelle für Sv AB auch in den partieen, wo die norwegische membran nach Mb ^{2} abgeschrieben ist. ist das richtig, dann müssen die abweichungen zwischen Sv AB und Mb in den anfangspartieen,

die in Mb nach Mb^2 geschrieben sind, weit gröfser sein als in den späteren partieen, wo sowol Mb als Sv AB auf Mb^3 zurückgehn[1]. und das ist zweifellos nicht der fall. in Bertelsens ausgabe kann es so scheinen, als ob tatsächlich in dem Mb^2-abschnitt die isl. fassungen viel stärker abwichen als in dem Mb^3-abschnitt. wir verdanken dieser auffassung Bertelsens die annehmlichkeit, im ganzen I band seiner ausgabe den vollen text von isl. A unter dem strich zu finden. in der tat aber würkt dies verfahren leicht irreführend. auch in diesen partieen liefse sich der isl. text gut als variantenapparat auflösen. wenn die abweichungen stärker scheinen, so beruht das darauf, dass als untertext nicht B sondern A gewählt ist, die stärker ändernde, namentlich kürzende handschrift. eine genaue musterung zeigt, dass die mehrzahl der abweichungen der hs. B gegenüber A, die einen umfangreichen variantenapparat erzeugen, auf übereinstimmung von B mit Mb beruhen und also im variantenapparat des II bandes keine aufnahme gefunden hätten. in dem von mir durchgesehenen anfang der þetleifs-saga (I 209—224) hab ich über 100 solcher stellen gezählt, wo A zt. beträchtlich von Mb abweicht, durch B aber die lesung von Mb für den isl. grundtext (J) gesichert wird. einige der wichtigsten seien beispielshalber angeführt.

s. 209: A: *enn jþrotter nema edur hofþingium þioná.* B: *enn hann vilje rijda med fødur sijnumm edur jþrotter nema* usw. Mb: *en hann vili riđa međ feđr sinom eđa iđrottir at nema* usw. — s. 211. A: *og hrister sina arma og hofud.* B: *og hrister af osku og strijkur hendur sijnar og hofud.* Mb: *oc ristir af ser aser oc stryer hendr sinar oc havđ.* — s. 212. A: *þar er annad tidt rikra manna sonumm vngum og woskumm.* B: *fyrer þvi ad þar er marger menn koma saman ad veislu, þa er annad tidt. dreingiumm vngum og woskumm.* Mb: *firir þvi at þar er margir menn coma saman at veizlom, þa er annat titt vngum drengivm oc rascum.* — s. 214. A: *suo ath ekid er hwert tun fra ødru.* B: *suo ath eckert var med augumm.* Mb: *sva at ekit er međ vagnum.* schon in diesem beispiel sind beide hss. zur widergewinnung von J nötig. entsprechende stellen, an denen aus A + B hervorgeht, dass J von Mb wenig oder garnicht abweicht, sind zb. s. 215 Mb. *Fađer hans teer vr gođ vapn oc [fær hanom. Mođer hans fær hanom] klæđi.* das eingeklammerte war in J ausgefallen, sodass die stelle hier lautete: *Fađer hans teer vr gođ vapn oc klæđi.*

[1] Boers stammbaum II vertieft die kluft noch dadurch, dass in Mb^2 nur die erste, in Mb^3 und Sv Ab beide quellenserien vorliegen.

hiervon behält A das wort *vapn* bei, ändert aber die reihenfolge: *nu tekur hann god klædi og wapn.* B ändert *vapn*, behält aber die reihenfolge: *Nu tekur hann gott sverd og klæde.* — s. 215. Mb. *þa rið er þeir dveliaz at veizlvnni þa ferr þettleifr með ser vel oc allvm sinvm sidvm.* ... hier wird durch B bestätigt *þa rið* und *ad veizlvnni* neben *þa stunnd* und *þar* in A. umgekehrt bestätigt A *fer þettleifur med sier og sinum haatum wel* gegenüber B: *fer hann ad sinumm haatum.* J hat also ganz ähnlich wie Mb gelautet: *þá hríð er þeir eru ad veizlunni* [*þa*] *fer þettleifr með sér og sínum háttum vel.* — s. 218. Mb: *Biturulfr hœggr af midom ravstleic oc afli til ingrams.* für J wird *ravstleic* durch B bestätigt *af miklu afli og hraustleik,* gegenüber A: *af miklu afli,* dagegen der name *Ingram* durch A gegenüber *Ingemar* in B. — s. 219. Mb: *Nv hœggr heimir til biturulfs.* für J ergibt sich fast der gleiche satz aus A: *þa hio Heimir til Biturulfs.* B: *þa hœggur hann til Biturulfs.*

Solche beispiele begegnen auf schritt und tritt. erst wenn man sich aus Bertelsens ausgabe das richtige bild von J construiert hat, kann man über sein verhältnis zu Mb urteilen. das urteil kann nur dahin gehn, dass sich im verhältnis von J zu Mb² und Mb³ kein unterschied feststellen lässt.

Wichtiger noch ist das gegenseitige verhältnis von Sv und J zu Mb, weil hier Boer einen tatsächlichen unterschied zwischen Mb² und Mb³ glaubte feststellen zu können. nach seinem und Bertelsens stammbaum müsten sich Mb² und Mb³ zu der gruppe Sv J sehr abweichend verhalten. gegenüber Mb² müsten Sv J eine geschlossene gruppe bilden mit einer menge gemeinsamer, meist aber schlechterer lesarten und nur seltenen übereinstimmungen einer der hss. mit Mb². für das stück Mb³ dagegen liefsen sich bestimmte gesichtspuncte von vornherein nicht geben; ein wechselndes verhältnis, bei dem bald Mb J, bald Mb Sv, bald Sv J gemeinsam die bessere lesart bieten, ist am ersten zu erwarten, aber auch mehr durchgehnder zusammenschluss von Mb mit einer der beiden andern gruppen auf grund eines näheren verwantschaftsverhältnisses ist möglich. in der tat hat Boer die beobachtung zu machen geglaubt, dass sich Mb² gegenüber Sv J allein stellt, Mb³ dagegen sich mit Sv zu einer gruppe gegen J zusammenschliefst. da ich Boers resultat nicht für richtig ansehen kann, muss diese frage erneut aufgenommen werden. ich halte es für angebracht, für je eine kurze strecke von Mb² und Mb³ einmal alle stellen zusammenzustellen, in denen zwei glieder

der drei gruppen gegenüber der dritten zusammenfallen. denn wenn die meisten der belege einzeln wenig oder nichts besagen, so müste doch ein aus allen ersichtliches durchschnittsergebnis sehr deutliche verschiedenheiten in den abschnitten Mb[2] und Mb[3] spüren lassen. auch die kleinen textvarianten, nicht nur die bedeutenden sachvarianten müsten irgendwie reagieren, wenn Mb[2] eine ganz andere vorgeschichte hat als Mb[3] Sv J, und wenn nach Boers stammbaum II Mb[2] die directe, Mb[3] die viertehand-abschrift eines — dazu noch in sich verschiedenen originals ist. ich stelle also zunächst rein tabellarisch erst die stellen gegenüber, an denen sich Mb mit Sv gegen J, zweitens die, an denen sich J mit Sv gegen Mb zusammenschliefsen. im zweiten fall hab ich Klockhoffs tabellen nur zu ergänzen, da er manche kleinigkeit absichtlich beiseite gelassen hat, muss aber feststellen, dass eine nachlese auch noch bedeutende ergänzungen zu Klockhoffs liste liefern kann. die dritte probe endlich, die stellen wo Mb J gegen Sv stehn, ist wegen der natur von Sv untunlich: dass Mb J auch gegen die quelle von Sv oft genug übereinstimmungen zeigen, wird zur genüge aus den belegen unter I hervorgehn. ich mache diese zusammenstellungen zuerst für Mb[2], danach für Mb[3] uud greife je etwa 20 seiten aus jedem abschnitt heraus, für Mb[2] die þetleifgeschichte, für Mb[3] den untergang der Nibelungen vom empfang am Hunnenhofe (nach der lücke in Sv) bis zu Hagens letztem kampf.

Ia. Mb[2] stimmt mit Sv gegenüber J an folgenden stellen überein.

Mb.	Sv.	AB.
s. 209, 7. hann bio þar sem nv er kallat tvmma þorp.	114, 1 En by ligger i skana som twmba torp hetir. ther bodde en man usw.	han er einn rikur bondi j Danmørk; þeim bœ er heiter Tumaþorp.
8. kona hans heitir oda	114, 2 hans hwstrv het oda.	hann aa þa konu, er het Oda.
210, 3 fol oc sciptingr hyggia þav ... at hann se.	115, 6 oc kallade hanum dare oc skiffting	og fól hyggia þau hann wera.
210, 12 Oc ecki vill hann rœkia sic nema liggia i ascv inni	115, 9 vtan lag i askana	fehlt.
211, 8 oc mælti til hennar.	115, 13 oc sagde til hennæ	og mællte.
211, 13 vixlingr þinn	115, 15 thin skiffting	er þu ert eitt fól.
211, 18 hvat scylda ec til yđar coma firir þvi	115, 17 hwat skulde iak hoss ider gøræ. i haf-	fehlt.

Mb	Sv	AB
at þer kvnnvn min litla avvssv hvert sinn er ec kom, oc oftaRr hataðot þer mic en þer hvggaðit.	fua mer hatat mik æn ælskat	
213, 1—32 Gespräch zwischenBiturulfr und þetleifr über þ.s herkunft	115, 25—39 Gespräch zwischen B. und D. über D.s herkunft.	fehlt.
214, 1—3 þ. wirft seinem vater vor, dass er ihm keine erziehung zugewendet hat.	116, 1—2 tw haffuer æn ekke mykit vppa mik wagat, ty torff tw ekke mykit skylla mik	fehlt.
214, 7 en ef þv villt eigi leyfa mer at fara með þer	116, 2 wiltw ekke haffua mik mz tik.	Nu werdur þu raada hvart þu leyfuer edur ei.
214, 9 Siðan gengr hann vt	116, 4 sidan gik han	geingur vt (A); og gieck B.
215, 17 siðan riðr hann með feðr sinvm oc mœðr til veizlvnnar.	116, 15 oc folde sin fader oc moder till gæsta budit	fehlt.
217, 9 Oc þat mun þa sannazt er þv drott i orð aðr æn við fœrim heiman, at vist em ec þa ættlæri oc aldrigi fra goðom mannom cominn, ef ...	117, 12 tha røner tw før wij foro heman, at tw sagde at iak war ekke thin son	fehlt.
217, 15 Heimir hefir vorð haldit ivir Ingram oc hans felagom þann dag oc heim comit oc sagt sinvm lax mannom.	117, 15 heym hiolt tha oc kom oc sagde sinæ kumpana.	Nu mælltu skaakmenn sin i milli og tekur Heimir fyrst til orda (A) þa mællte Heimir (B).
218, 1 oc þat hygg ec at vist mætti fiandinn sialfr hava gort þessa hialma.	117, 17 wist tænker iak, at fennen sielffuer hauer them smidit	fehlt.
218, 4 oc þat væntir mic at nv comim ver i fvlla ravn.	117, 19 oc wæntar mik at wij komma nw i fullæ rønæ	fehlt.
218, 5 hverir munv þeir tveir er mer mvn ofrefli i við at eiga oc minvm mannvm. þar sem ver barvm XII einir af LX manna eigi allz firir langv.	117, 20 hwilkæ skulde the wara som ære for starkæ at bærias mz oss ty wij XII drapom snimman Lx men.	fehlt.
218, 13 bitvrvlfr oc hans svn er þa enn ecki saRr	biterwlff oc hans son. ... fingo æn tha enchte saar	þeir Bitrulfur A, Biturulfur og þiettleifur B, eru ekki saarer.
219, 3 II menn	117, 28 two aff them	III menn
219, 4 nema heimir einn stoð vp.	117, 30 han stod ensamber igen.	nema Heimir.

Mb	Sv	AB
219, 1 oc klavf hialminn oc havudit	117, 27 oc kløff hielmen oc huffuodit hans.	og klauf hann hialm og hofudit, bvk[inn og brynniuna]. das eingeklammerte nur A.
220, 1 En þa er heimir com at a noccore, þa liop hestr hans rispa sva mikit at hann fleygđi ivir ana sem kolvi scyti.	117, 37 æ till hwaria a heim tilkom tha war hans hæst rispa sa snart ther ouer som kolff i skute.	fehlt.
220, 19 oc nv er fedr hans oc mœdr mikil hvggan at hanom oc vænta nv at hann mvn brigđa i beztv æt sina.	117, 42 sidan hulla detz leffs fader oc moder hanum for øgon ty the wiste han war rasker drenger.	fehlt.
221, 6 til jarlsens mođorfađor mins i saxland	118, 2 till moderfader Jarlen aff sassen	aa fund jarls fødur þins.
221, 8 oc kannaz viđ frændr mina.	118, 3 oc kennas wid frænder sinæ	fehlt.
222, 8 Oc ef þv kœmr sva langt vt ivir saxland	118, 8 oc komber tw sa langt vtaff sassen.	þa mattu rida sua vida, ath þu komer . . .
222, 14 en ec ræđ þer at þv farir eigi lengra en til iarlsins mođorfađor þins oc ver međ hanom þa riđ i saxlandi er þer syniz, en siđan far heim hingat.	118, 17 ty far ekke længre æn till jarlen tin moderfader oc war ther sa lenge tik tykker. oc sidan kom hem igen.	fehlt.
223, 9 hinn gođi minn felagi Sigvrdr.	118, 27 han ær min goda kompan siord.	minn en gode fielage Sigurdur Grikkur.

Die tabelle verlangt in einer richtung vorsicht. ein ganz teil der stellen an denen Sv und Mb übereinstimmen kommt dadurch zustande, dass sie in J fehlen. wir haben eine der nicht wenigen partieen vor uns, wo J consequent kürzt. in dem abschnitt aus Mb [3] ist dies weniger der fall, so dass die belegzahl dort scheinbar etwas geringer ist. anderseits zeigt eine musterung der belegstellen, dass neben den specialbeziehungen von Mb und Sv genügend solche von Mb und J sich finden (210, 3. 211, 8. 214, 7. 218, 13. 219, 4 usw.). von einem besonderen verhältnis zwischen Sv und Mb [2] kann nicht die rede sein.

Ib. Gering ist die ausbeute an gemeinsamkeiten von Sv J gegenüber Mb. Klockhoff liefert nur einen, noch dazu höchst zweifelhaften beleg aus dem eingang der þetleifssaga. nach Klockhoff (s. 7 parallele nr 7) kann es so scheinen, als wäre Skåne nicht in Mb, wol aber in Sv J genannt. das ist nicht

richtig: Skåne wird in Mb unmittelbar vorher als Biturulfs heimat erwähnt, so dass Sv J nicht ein bedeutendes mehr gegenüber Mb haben, sondern der unterschied sich auf den wortlaut beschränkt: Mb: *sem nv er kallat tvmma þorp,* J: *er heiter Tuma þorp,* Sv: *som Twmbatorp heter.* fernere belege sind:

Mb	Sv	AB
211, 11 oc qvazt vilia fara til veizlvnnar međ henni.	115 jak will faræ mz ider till gæstæ bud. (directe rede)	ok wil ek fara med þier. (directe rede)
215, 8 Fader hans tecr nv gođ vapn oc fær hanom. Mođer hans fær hanom klæđi.	116, 12 ok fik hanum sidan god klæder oc got harnisk. (die mutter nicht erwähnt)	Nu tekur hann god klædi og waapn og lætur faa honom. B: gott sverd og klæde. (die mutter nicht erwähnt)
218, 8 taki vapn þeirra oc clæđi.	117, 23 oc behollath thera haffuor.	taka allt þat er þeir hafua fe mætt (A). B: taka vopn þeirra og fie.
218, 16 Ingram ser nv viđrskipti þeirra.	117, 24 tha jngram thz sag.	þetta sier nv Ingram.
222, 1 ef þu feRr ivir ivtland.	118, 7 nar tw kommer i frømede land.	fer þu j wtlond.
222, 9 hestr hans heitir falka.	118, 15 hans hest heter falke.	A hans hestur heiter Faalka B hans hestur heiter Falke.

dazu kommen gelegentliche auslassungen von kleinworten, die keine bedeutung haben. die ausbeute ist kärglich, während sie reichlich zu erwarten war. Mb. grenzt sich, wie schon nach Klockhoffs tabelle zu erwarten war, im ganzen wenig von Sv J als geschlossener gruppe ab. besonders gibt es aber zu denken, dass unter den sechs belegen zwei sind, bei denen die lesung von Mb² zweifellos schlechter ist als die von Sv J, etwas das man bei diesem dem urtext nahestehnden teil von Mb nicht erwarten sollte. 222, 1 ist *ivtland* zweifellos aus *i vtland* verlesen, denn der satz enthält eine mahnung zur höflichkeit, wenn man in fremden ländern (vgl. Sv) reist. und 222, 9 ist *Falke,* nicht *Falka* die dem deutschen namen entsprechende form, *Falka* ist aus der weit häufiger vorkommenden obliquen form abstrahiert[1].

[1] ich mache hier noch auf eine merkwürdigerweise bisher unbeachtete stelle aufmerksam, an der Mb² und Sv J bedeutend auseinandergehn und Sv J bestimmt die richtige lesart hat. Heime ist auf ziemlich zweideutige weise in den besitz von Vidgas schwert Mimung gelangt und zum zuge gegen den jarl Rimstein fordert Vidga sein schwert zurück. da heifst es Mb I 274: *Oc nv er viđga heyrir þessi tidendi, þa gengr hann til heimis oc bidr hann fa ser sverđ sitt mimvng. heimir sagdi sva at hann vill lia hanom mimvng i þessa*

Die tabellen aus Mb[3] ergeben genau das gleiche bild.

IIa. Mb stimmt mit Sv gegen J an folgenden stellen überein.

Mb.	Sv.	AB
300, 12 þidrekr konungr af bern.	318, 5 didrik aff bern.	þiđrekr konungr.
300, 21 huert hus er fullt nalega i borgenne.	318, 9 tha war hwarth huss j borgena fulth mz folk	huert hús er fullt nalega.
301, 1 oc marger ađrer ridderar.	318, 12 ok monga flere riddare.	B: oc marger ađrer høfdingiar. A: fehlt.
301, 19 at sia skrautlega ferđ þeirra.	318, 26 ath se nyfflingha stoltheth.	at sia til þeirra ferde.
301, 25 þvi at þeir hava siđa hialma.	318, 29 thyath haghen usw.	suó hafa þeir siđa hialma.
302, 22 þessu allu folki	319, 2 alle	þessu folki.
303, 4 Gođe vin þiđrecr	319,5 godhe wen didrik.	Gode vin þiđrekr kongur.
304, 4 oc mellte en viđ hann sem fyrr.	319, 24 ok sagde som för.	A: oc mellte til hans. B: oc mellte.
305, 10 er hann kom i þessa ferđ.	320, 13 sydhan han kom j thenne færdh	siđan er wier komumm i þessa ferđ.
305,11 syni sinn drengskap oc vitrleik.	320, 13 for man see hans manheth j dagh ok visheth.	reyni hann sinn fræknleik.
305, 20 oc spyrr þiđrec af bern 'Huerir setia, upp þar sina hialma oc lata reiđulega'. (directe rede)	321, 2 ok sporde didrik: 'haa ære the som saa vredeliga bindha sina hiælma oppa. (directe rede)	oc spyrr þiđrek af bern, huerir þar sette wpp sina hialma. B: og late reiduglega.
306, 3 oc en mællte þiđrekr konungr 'vist eru þeir gođer drenger'	321, 6 didrik swaredhe: 'the ære fulworne drængie'.	fehlt.

herfor, ef hann vill fa hanom er hann cœmr aftr, en viđga segir sva vera scvlv, sem hann vill at se. grade umgekehrt stellt J die sache dar. B: *enn er Virga heirer þesse tijdinde, þa gieck hann til Heimirz og bad hann faa sier sitt sverd Mimmung. nu svarar Heimir. Ek vill þess bidia þig godur vinur, ath þu liáer mier j þessa herfor mimmung. enn eg fæ þier þegar þu kiemur afttur. enn Virga kvad so vera skillde.* dies wird durch Sv bestätigt. 144, 4: *tha talade widike till heim: fa mik mit swerd mimming igen. heim swarade: lena mik thz i thenna færd tha wij hem koma, tha skall thz tit wara. wideke nogde ther wæll att.* diese auffassung, dass Heime, obwol im augenblicklichen besitz des schwertes, den eigentlichen eigentümer um leihung des schwertes bittet und nicht umgekehrt, ist an sich die einfachere und natürlichere. bestätigt wird sie durch I 278, wo Vidga, durch Heime beleidigt, auf diesen zustürzt, das schwert Mimung, das Heime umgegürtet trägt, ihm entreifst, ihm dafür das schwert Nagelring vor die füfse wirft und einen zweikampf auf tod und leben verlangt. also trägt tatsächlich Heime, nicht, wie Mb erwarten lässt, Viđga das schwert mimung.

Mb	Sv	AB
306, 12 oc kallar Hogna oc Gernorz oc attila konungr setr þessa alla i veglict sæte a hœgri hlid ser huern fra aðrum suá sem fyrr uar sagt.	322, 3 ok kalledhe hagen ok geroholth ok satthe them til bordh som för ær sacth.	A. ok kallar ath Hogni og Gernotst og Folker skulu sitia hia sier. aa winnstre hlid sier setur hann þiðrek kong aj margreifa Rodingeir og hertuga Osid. kongur bidur hann skipa monnum sem hans raad er til. In B dieselbe erweiterung noch ausführlicher.
307. 6 sinn stol	322, 12 sin stol.	stol.
307, 10 n. ö. jrúngr	322, 16 jrwngh.	Hirungur.
307, 13 oc enger minir vinir	322, 17 ok enghen aff myna wener.	oc enger adrer waarer vinir.
308, 11 „Oc nu mellte drotning.	323, 3 tha sadhe drotningen.	og mællte hun hljott j eyra sveininumm.
309, 10 Nu er launat drotningo sem uert er, huersu þu getter þessa sueins.	323, 20 ok tw tyctamestare haffuer nw fongit tin rætha lön, ath thu ey tycta barnith bethræ.	Nu lyk ek drottningu og þier, sem uert er usw. = Mb
309, 19 oc þar fœr margr maðr sua at hann fec bana. En irungr stendr þar með sina menn oc drepr þar margan goðan dreng.	323, 27 ok jrwngh stodh ther före mz sina men ok dropo ther mongan man.	A fehlt. B: og þar fellur margur godur dreingur.
309, 23 margum hundraðum.	323, 30 mongh hwndrath.	hundraðum.
310, 22 oc heiter homgarðr er orostan stendr i oc sua heiter hann en i dag niflunga homgarðr.	324, 14 then gordher hæther horn gordhen ok nw hether han nyfflinga gordh.	A fehlt. B: er heiter Hognagardur.
312, 13 sina ludra.	325, 23 j sina ludra.	alla sina luðra.
318, 11 oc þa heyrir Roddingeirr margreife, oc verðr reiðr mioc, at fallen er blodlinn hertoge.	331, 1 tha margreffue rödgher fik thz spöria ath härdtogh blodelin war slagher.	ok er þetta heyrer margreife Rodingeirr, A: verdur hann reidur miog og kallar. B: kallar hann.
318, 14 allrœystimanlega.	Sv 331, 4 manneligha.	A: i orrostona. B: fehlt.
319, 8 oc sua at hann drepr margan mann.	Sv 332, 4 ok drap mongan man.	fehlt.
319, 21 af lere	332, 11 aff larith.	af hans lere.
320, 7 sem þu villt mest fylla þin skiolld.	332, 17 medhan thw vilth haffua.	sem ek ma mest fylla þin skiolld.
321, 8 at hollenne.	334, 5 ath salen.	at hvsinu þui.
322, 12 sœkir nu epter þeim.	335, 13 trædhe epther them.	A: ath þeim B: ad hollinne.

Mb	Sv	AB
322, 22 Oc nu hægr hilldibrandr gernoz. med hinum mikla lagulf.	335, 18 ok hillebrandh högh til geroholth mez sith starcka swærd lagwlff	Oc nu veitir hilldibrandr gernoz mikid slagh.

Auch in dieser tabelle erweist der erste blick, dass neben den übereinstimmungen von Mb mit Sv genügend solche von Mb mit J stehn (300, 12. 301, 1. 302, 22. 304, 4. 305, 10. 305, 20. 307, 13. 320, 7 ua.). ein besonders enges verhältnis von Sv zu Mb ist auch hier nicht vorhanden.

II b. für diesen abschnitt weist Klockhoff neun belege für übereinstimmung von Sv J gegenüber Mb nach. hiervon berühren 2 nur isl. B. hinzufügen kann man:

Mb	Sv	AB
300, 8 Attila konungr sitr nu isinu hasete oc setr a hœgra veg ser Gunnar konung sinn mag. oc þar nest sitr ivncherra Gislher, þa gernorz, þa Hogne.	318, 1 ... ok loth sätia vid sina högra handh konung gunnar, sa gyntar, saa geroholth sa hagen.	... setr a hœgra veg serGunnar, konung sinn mag oc þa ivncherra Gislher, þa gernorz, þa Hogna.
300, 19 oc eru nv kater.	318, 8 och giordhe sik ganska glade.	og eru nv kaater og glader.
301, 20 huar hogne ferr.	318,26 hwar haghen war	huar hogne wære.
302, 3 þa suarar konungr.	318, 28 tha sagde atilius konung.	þa suarar Attila konungr.
303, 18 Hon mellte en.	319, 17 ok sagde.	og mællte.
304, 6 huar er þat gull eđa huar er þat silfr.	319, 25 hwar ær thz gul ok silff.	huar er þat gull og silfr.
308, 18 oc þa er hogne lytr fram ivir borđet.	323, 7 ok som han lutade sik öffuer bordith.	oc þa er hann lytr fram ivir borđet.
309, 13 oc vapne sic oc drepe niflunga.	323, 23 ok dræper nyfflingha.	oc drepid niflunga.
310, 8 þađan.	fehlt.	fehlt.
321, 3 međ storum sarum.	333, 6 thy fik margreffuen mangh saar.	međ morgumm storum sarum.
322, 1 oc sua er sagt i þyđeskum kueđum, oc þar var ...	335, 7 thz sægia tyske men, ath.	oc sua er sagt usw., at þar var.

keine dieser stellen allein besagt etwas; im ganzen kann doch nicht übersehen werden, dass die gemeinsamen abweichungen in Sv J von Mb^3 weit zahlreicher sind als von Mb^2, also grade das umgekehrte von dem, was zu erwarten wäre. übrigens deutet bereits Klockhoffs parallelenverzeichnis bestimmt in diese richtung, wofür die erklärung später zu geben ist.

Boer schiebt in seinem Arkivaufsatz die kleinen textvarianten beiseite, weil er mit schwerwiegenderen, sachlichen varianten hervortreten kann. er glaubt nachweisen zu können, dass gemeinsame fehlerhafte und grade deswegen absolut beweisende

lesarten im abschnitt Mb² sich nur für Sv J, im abschnitt Mb³ für Mb Sv gegenüber J finden. dieses ungleiche verhalten berechtigt ihn zu seiner principiellen scheidung. ich kann mich auch hier mit Boer nicht einverstanden erklären, weil er von Mb³ nur einen relativ kleinen abschnitt heranzieht, während aus Klockhoffs leicht zugänglichem material hervorgeht, dass auch Mb³ gegenüber Sv J grade wie Mb² zuweilen die bessere lesart hat.

Cap. 323 wird die hochzeit Dietrichs, Fasolds und Dietleibs mit den drei Drusianstöchtern berichtet und in Mb mitgeteilt, dass das land der Drusianstöchter Dietleib zufällt. dagegen wird in Sv J das land Dietleib und Fasold gemeinsam überlassen, wofür es kaum einen andern grund gibt als ihr späteres gemeinsames auftreten und ende. in irgend einer deutschen quelle ist die paarung dieser beiden gestalten wol ausgeschlossen. dabei heifst es in J: *oc nu sætz fasolld oc þettleifr at riki þvi, er att hafdi Drusian kongur*; Sv. 221, 9: *Ffasholt oc detzleff behølde rikit, svm jvmfrwnar fader haffde att.* dagegen heifst es Mb: *er att hofðu dœttr drusians konungs.* diese lesart ist zweifellos vorzuziehen, weil in dem ganzen capitel nur von 'Drusians töchtern', nicht von dem alten Drusian die rede ist.

II, 106 sagt Walther zu Hildegund zweifellos richtig: *hue lengi skalltu vera ambatt erca drottningar.* hieraus macht B eine magd könig Attilas, Sv consequent sogar eine *frilla* könig Attilas.

II 194, 6. Erka bittet, þiðrek Valldemarsson in der gefangenschaft pflegen zu dürfen und bietet ihren kopf zum pfande. Attila sagt zornig: *Nu bioðit þer, fru, ydart hofut at væði* usw. dem gegenüber list A: *Nu bydur þu firir hann þitt hofud* und ähnlich Sv *tw biuder tit huffuod for hanum.* B dagegen list: *Nu bydur þu firi þitt hofut.* in einer gemeinsamen grundfassung muss gestanden haben: *Nu byðr þu firi þitt hǫvuð.* dies unsinnige *firi* muss aus *fru* verlesen sein und ist dann in jeder der drei fassungen so gut es gieng verwendet worden.

II 204 kehrt Dietrich bei dem jarl ein, der einst seinen neffen Friedrich erschlagen hat. beratung über das verhalten gegenüber Dietrich. ein ritter rät, Dietrich unschädlich zu machen, denn er ist ein schrecken seiner feinde und schont keinen. *þo at minna hæfdim ver til gert, en nu er* (Mb). in A und B ist die stelle misverstanden, *þo at minna hafi til verit gert, en nu er,* indem die ligatur in *hæfðim* verkehrt gelöst und *ver* darum zu einer form von *vera* umgestaltet wurde. der ausdruck ist aufserordentlich schwerfällig, fast unmöglich, entweder ist *til* oder *gert* überflüssig. Sv beruht auf dieser lesung, übersetzt aber frei *han skonar engen man oc äy them myndre brot haffua än wij*[1].

II 238, 23. in der Rabenschlacht lässt Sifka Erminriks

[1] *än wij* beruht vielleicht auf fehllesung von *ennver (en nv er)*, das als *enn ver* aufgefasst wurde.

trompete blasen. als Viđga und Ræinalld dies hören, *þa lata þæir blasa allom sinom mannom til at vapnaz oc bua sik til orrosto.* die infinitive 'sich zu waffnen und zu rüsten' zeigen, dass der ungewöhnliche ausdruck *blasa sinom mannom* hier beabsichtigt ist. Sv J haben daran anstoſs genommen und ersetzen *sinom mannom* durch *sinom lvdrumm* (J) *j alla thera ludha* (Sv).

Die namenform *Ostacia* ist nach ihrem vermutlichen zusammenhang mit Nastasia der russischen heldendichtung als richtig zu betrachten und erscheint so in Mb. Sv J hat *Ostancia.* ebenso verhält es sich mit der durchgehnden namensform *Hernit* in Sv J gegenüber richtigem *Hertnid* in Mb.

II 244. Vidgas zusammenstoſs mit þether in der Rabenschlacht. nachdem þether Vidgas ross erschlagen hat, entschlieſst dieser sich schweren herzens, þether ernsthaft anzugreifen. er bricht dabei in klagen aus. Mb hat: *þat væit hin hælgi guđ at n u geri ek þat værk, at vist hugda ek, at æigi skyllda ek gera.* der satz ist ohne tadel, das *nu* gehört unbedingt in den zusammenhang. 'jetzt (nachdem ich mein ross verloren habe) muss ich tun, was ich nie tun zu müssen glaubte.' J dagegen widerholt eine wenige zeilen vorher (Mb II 244, 2. 14 f) schon einmal gebrauchte phrase. *þath weit gud sagde Widga, ath þat geri ek n a u d i g u r , e r vist hugda ek* usw. Sv setzt diesen selben text trotz freierer wendung voraus. 283, 20 *thz vet hin helghe gudh, ath tu n ö d h e r mik ther til, s o m jach hade aldredh tänkt* usw.

Auf der andern seite genügt Klockhoffs zusammenstellung völlig, um zu erkennen, dass auch in bezug auf bessere lesarten in Sv J kein wesentlicher unterschied zwischen Mb² und Mb³ erweislich ist. es ist auch auf diesem wege zu keiner scheidung von Mb² und Mb³ zu gelangen, so wie Boer-Bertelsens stammbäume es voraussetzen.

Es scheint mir demnach nicht nachweisbar, dass sich Mb² zu Sv J wesentlich anders verhält als Mb³. alle beobachtungen die sich für Mb² machen lassen, kann man für Mb³ widerholen. es ist weder für J, wie Bertelsens ausgabe scheinen lässt, noch für Sv, worauf Boers beweisführung hinausgeht, ein abweichendes verhalten zu einem der beiden abschnitte von Mb, insbesondere nicht ein engeres zusammengehn mit Mb³ erweislich. auch die übereinstimmungen von Sv und J gegenüber Mb lassen für keinen der beiden abschnitte unterschiede bemerken, sowol was gemeinsame verderbnisse als was gemeinsame bessere lesarten betrifft. die einzige, schon von Klockhoff vorbereitete beobachtung die sich machen lässt, ist die, dass im abschnitt Mb³ die übereinstimmungen von Sv J gegen Mb zahlenmäſsig ansteigen, und diese beobachtung läuft der Boer-Bertelsenschen voraussetzung

stracks zuwider. man kann einstweilen nur sagen, dass sowol J als Sv uns fassungen der saga vertreten, die der norweg. membran aufserordentlich nahe stehn, und die bei einigen kräftigen eingriffen zur herstellung eines gleichmäfsigeren darstellungsflusses im kleinen den text recht conservativ behandeln, nur hat der isl. übersetzer eine ausgesprochene neigung zur kürzung, die der vorstufe von Sv fehlt.

Die Klockhoffsche arbeit war es, die zu neuer lösung der handschriftenfrage aufforderte. indem Boer und Bertelsen diese neue lösung versuchten, schenkten sie neben dem ergebnis der untersuchung Kl.s seinem material nicht genügende beachtung und übersahen, dass das material eine mechanische zweiteilung der saga verbietet. selbst wenn man an der Stormschen these festhalten und Mb^2 und Mb^3 auf zwei verschiedene handschriften zurückführen will, so kann diese annahme keinen einfluss üben auf die frage des verhältnisses von Mb zu Sv J. nicht eine der beiden hypothetischen handschriften, sondern ihre seltsame combination $Mb^2 + Mb^3$, wie die norweg. membrane sie aufweist, muss der ausgangspunct der weiteren entwicklung sein. und diese combination kann nur e i n m a l geschehen sein. wir müssen mit Mogk zu Mb^{2+3} als ausgangspunct zurück.

Der fehler in der behandlung der ganzen frage scheint mir der zu sein, dass man sie einseitig als handschriftenproblem im sinne classischer oder mittelhochdeutscher handschriften behandelt hat, und nicht als individuelle vorgeschichte. man nimmt zum ausgangspunct die 'urhandschrift' und lässt im dunkeln was zwischen den deutschen quellen und dieser urhandschrift ligt. nirgends aufser in Storms buch über die Thidreks- und Karlamagnusar-saga wird die frage nach den concreten vorbedingungen der entstehung dieses werkes berührt[1]. die þs. gehört in den kreis romantischer sagas, die festländische ritterromane dem norden zugänglich machen wollen, und wird als 'riddarasaga' ausdrücklich citiert. unter dieser gruppe nimmt aber die þs.

[1] bei Boer (Ermanarich und Dietrich) finden sich immerhin wertvolle ansätze und hinweise. seine consequent durchgeführte theorie von zwei quellenserien und dazu noch weiteren interpolationen zwingt ihn, sich über das wachstum der þs. klarere vorstellungen zu machen, als es bisher geschehen war. die vorstellung von concept und überarbeitung wird hier zuerst in die debatte gebracht, freilich so mit

neben der Karlamagnusar-saga eine sonderstellung dadurch ein, dass sie nicht übertragung eines einzelnen, bestimmten dichtwerkes ist, sondern ein sammelwerk. und zwar ist die þs. ein sammelwerk grösten stiles, zurechtgemacht aus dutzenden von einzeldarstellungen, die — sich vielfach widersprechend — mühsam zusammenzubringen und noch mühsamer zu einheitlicher darstellung zu ordnen waren. die geschichte der þs. fängt garnicht bei der urhandschrift an, sondern bei dem manne der die deutschen gedichte und berichte zuerst gesammelt hat. und über den mann lässt sich manches sagen. Storm [1] hat so schön klargelegt, dass dieser mann, der dem hofe nahestand, seine tätigkeit nach 1250 und in Bergen begonnen hat; denn erst zu dieser zeit und in dieser stadt waren die bedingungen gegeben, dass ein norwegischer hofmann mit deutschen kaufleuten in so lebhaften verkehr treten konnte, dass er eine so überreiche stoffsammlung zusammen bekam. leicht und schnell kann diese anhäufung nicht gegangen sein. die quellenfrage der þs. kann hier nicht berührt werden; soviel muss als allgemein anerkannt gelten, dass ein gut teil dieser quellen systematisch gesammeltes episches schriftwerk gewesen ist [2]. die þs. hat als 'riddarasaga' ihre bewuste litterarische tendenz; sie dient der aufgabe, bestimmten, continental orientierten culturbestrebungen litterarisches ansehen zu verschaffen, die künstlerische verklärung ritterlicher cultur, die die gleichzeitige festländische litteratur erfüllt, hell auch in den norden strahlen zu lassen. nur sofern Dietrich von Bern held und mittelpunct solcher ritterdichtung war, konnte er den sammelnden Norweger überhaupt interessieren. als das in-

Boers quellenhypothese verbunden, dass ich zunächst keinen nutzen daraus ziehen kann. hinzugefügt muss werden, dass in Finnur Jonssons Litteratursbistorie, wo übrigens schriftliche quellen der saga geleugnet werden, von einer langen und von verschiedenen händen vorgenommenen sammeltätigkeit die rede ist (II 2, 852 f).

[1] Storm Sagenkredsene s. 93 ff.

[2] beachtenswerte ausführungen in dieser richtung zuletzt von Frantzen Neophilologus 2, 196 ff. 297 ff, der auf das durchschimmern der poetischen form an vielen stellen aufmerksam macht, und von R. C. Boer Neophil. 3, 194 ff, der von der stellung des sagaverfassers zu seinen quellen und gewährsmännern ein bild entwirft, das mit meinen vorstellungen sich in vielen, freilich bei weitem nicht allen puncten deckt.

teresse geweckt war, mag ihm auch volkserzählung und balladensang über seinen helden sammelnswert erschienen sein. den grundstock aber machen epische litteraturwerke aus; dinge wie die Eckenerzählung, die Ironepisode, die mär von Herburt und Hilde, die Rabenschlacht, der Burgundenuntergang können so wie sie da stehn nicht nacherzählung von liedern, sondern nur von epen sein; darüber wird ein streit kaum möglich sein. diese ritterlichen epen sind es die den stil und die anschauung der saga bestimmen, was für die formelsprache aus den freilich nicht ausreichenden zusammenstellungen Frieses[1], für die realien, soweit die wichtige seite der ritterlichen ausrüstung in frage kommt, aus Schäfers[2] studien mit voller deutlichkeit hervorgeht. dass der verfasser dabei leicht der schematisierenden übertreibung des epigonen verfällt, ändert an der sache nichts. diese epischen quellen sind die 'deutschen gedichte', auf die er sich beruft, und die seine hauptquelle gewesen sind. daneben stehn andere berufungen auf 'aussagen deutscher männer', die zeigen, dass der sammler, lebhaft interessiert für seinen stoff, sich mit seinen quellenvermittlern über den stoff ausgesprochen hat und aus diesen gesprächen belehrung davongetragen hat. dagegen kann man keineswegs folgern, dass ihm wesentliche teile seines stoffes nur aus mündlicher tradition bekannt waren. seine berufungen auf aussagen gelten stets nur randglossen. am wichtigsten ist die vielbesprochene berufung auf männer aus Soest, Münster und Bremen im schluss der Nibelungenkatastrophe. aber worauf bezieht sie sich? auf die lebendige fortdauer einer speciellen, an einzelne dinge geknüpften Soester localtradition. das Hagentor, den Nibelungenhof, die Irungstrafse in Soest bezeugen diese leute, keineswegs irgend welchen dichtungsinhalt. und doch wird auch diese aussage noch an den quellen nachgeprüft: das meiste davon lässt sich vereinbaren mit dem *sem sægia fornkvæði i þydærskri tungu.* ähnlich werden II 359 aussagen am schriftlichen text nachgeprüft. deutsche männer sagen, Hildebrand sei 150 jahre alt geworden, aber die gedichte sprechen von 200 jahren. nicht viel anders steht es mit der berühmten stelle des

[1] H. Friese Thidrekssaga und Dietrichsepos. (Palaestra 128.) Berlin 1914.

[2] H. Schäfer Waffenstudien zur Thidrekssaga (Acta germ. n. r. h. 3), Berlin 1912.

Prologs, vorausgesetzt dass er echt ist. 'nimm einen mann aus jeder stadt Saxlands', heifst es hier, 'sie werden alle auf die gleiche weise berichten'. aber warum? weil sie die autorität der allgemein bekannten gedichte zur stütze haben. darum sind diese aussagen dem prologisten von wert, darum kann er sich auf sie verlassen. das zu betonen ist der zweck der prologstelle. es ist nötig die berufungen auf die aussagen deutscher männer richtig zu würdigen; sie sollen überall die quellen nur in einzelnen puncten ergänzen; sie sind fufsnoten zu dem eigentlichen werk. II 393 wird Dietrichs ende erzählt; die aussagen deutscher männer werden angerufen, aber nicht für den inhalt der erzählung, sondern für eine angehängte fromme betrachtung. 'dass Dietrich im letzten augenblick Gott und Maria anrief, das ist seiner seele zu gute gekommen'. I 344 wird Gunnars silberglänzende rüstung beschrieben. hierzu heifst es: *þat er nu aftekit i sægum þydeskra manna, at ængi skal bera aholm silfrlagdan skiolld eda buklara.* eine turnieranweisung wird eingestreut, die er von deutschen männern gehört hatte und die in seinem interessengebiet lag. oder er interessiert sich für namens- und wortgleichungen, für die er sich bei seinen gewährsmännern rat geholt haben mag. I 340. *villdigolltr, þat er a þydesku villdifer.* denn hier ist die gleichheit von wappentier und name wesentlich. I 105 *Velent, er væringiar kalla volond*; I 30 *Fritila er Værinngiar kalla Fridsælu*; I 338 *a hans vapnum er markad þat er þydeskir menn kalla alpandyr, en væringiar fil.*

Wir haben nun etwa ein bild des mannes als eines fleifsigen und erfolgreichen sammlers deutscher epen, der es nicht verschmähte, daneben zweckdienliche aufschlüsse direct aus dem munde seiner deutschen gewährsmänner zu notieren. wir können nun fragen, ob damit die nötige grundlage der fertigen 'urhandschrift' gegeben ist. was er hatte war eine masse zt. breit ausgesponnener, poetischer erzählungen in einer fremden sprache, zt. dieselben stoffe in variierenden fassungen, jede der dichtungen auf ihren eigenen voraussetzungen beruhend, die meist auf andere dichtungen und deren inhalt gar keine rücksicht nahmen. und daraus soll — was auf deutschem boden vor Karl Simrock niemand gewagt hat — eine breit angelegte, einheitliche, biographisch klare gesamtdarstellung in heimischer prosa werden. man wird mit notwendigkeit auf eine zwischenstufe zwischen quellensamm-

lung und saga geführt, auf eine vorbereitende, übersetzende einzelausarbeitung der selbständigen erzählungsgruppen, aus denen dann harmonisierend, umarbeitend, ausgleichend das fertige werk erst hervorgehn kann. ich halte wenigstens diese vorgeschichte für wahrscheinlicher als die deutschen epencyklen die Boer (Erm. u. Dietrich s. 118 ff. 308 ff) voraussetzt. es ist der weg den auch ein moderner schriftsteller einschlagen müste, wenn er von einer widerspruchserfüllten, fremdsprachlichen erzählungsmasse unter möglichster schonung aller einzelheiten zur einheitlichen gesamtdarstellung gelangen wollte.

Ist der sagaverfasser so verfahren — wobei die möglichkeit offen bleibt, dass er unter mitwürkung dritter gearbeitet hat —, dann müssen die spuren dieser entstehung noch nachweisbar sein; die einzeln ausgearbeiteten stücke müssen sich als geschlossene complexe herausheben lassen. nun hilft es uns leider nicht weiter, dass solche complexe in der tat sehr leicht umgrenzbar sind. die entwicklung der schriftlichen sagaerzählung hat schon längst vor der þs. zu derartigen erzählungscomplexen geführt, die aus einzelnen ursprünglich selbständigen erzählungsteilen zusammengewachsen sind. dabei wird ein einheitlicher erzählungsfluss nicht erstrebt, der einzelbaustein führt als þáttr ein relativ selbständiges dasein weiter. diese form, die schon in den ausführlichen familiensagas sich deutlich anlegt, wird in den umfassenderen historischen darstellungen wie Landnáma, Heimskringla uaa. voll entfaltet und kehrt in der fornaldarsaga (Hervararsaga, Orvaroddssaga uaa.) wider. damit ist ein darstellungsschema geschaffen, das sich der aufgabe des verfassers der þs. ausgezeichnet anpasste und daher von ihm gewählt sein kann, ohne dass würkliche einzelvorarbeiten vorhanden waren.

Dagegen fördert es uns, dass häufig dieselben personen in mehreren geschichten der þs. vorkommen. ist die þs. in einem fluss gearbeitet, dann ist in der regel zu erwarten, dass eine ausdrückliche vorstellung dieser personen nur einmal bei ihrer ersten erwähnung geschieht und dass später auf diese eventuell zurückgegriffen wird. liegen aber einzelvorarbeiten vor, so wird in der regel in jeder solchen der kreis der zugehörigen personen neu vorgestellt worden sein, und bei der verarbeitung können solche doppelten einführungen leicht stehn bleiben. auf solche stellen ist bereits von andern aufmerksam gemacht worden; ich stelle einiges zweckdienliche zusammen.

I 105 erscheint in der Velents-saga die gelehrte notiz: *Velent hinn agæti smidr, er væringiar kalla volond.* dieselbe bemerkung widerholt sich bedeutend später bei darlegung der verwantschaft Vidgas mit dem riesen Ætgeir: I 360 *Vidga var svn Velenz þess er Væringiar kalla Volvnd firir hagleics sakar.* beide stellen gehören Mb² an.

Auch Ætgeir und seine riesenbrüder werden innerhalb Mb² mehrfach und deutlich als unbekannte persönlichkeiten neu vorgestellt.

Die Vilcinasaga bietet ganz sagagemäſs eingehnde darlegung der verwantschafts- und familienverhältnisse. I 48 *Nordian konongr er nu i siolande ok a fiora sunu. æinn hæitir Avæntrođ en II. Etgæir ok enn III. Asplian, fiorđe Vidolfr. aller ero þæir risar.* nach dieser darstellung ist über die genealogie kein zweifel. in der erzählung von Attilas kämpfen mit Osantrix treten die brüder in O.s gefolge wider auf. I 255 *Osantrix konongr hafđi nu iamnan med ser tva risana, Vidolf mittrmstanga oc Aventrođ brodor hans.* nur diese zwei werden hier activ beteiligt, auf ihre frühere erwähnung nimmt nichts bezug. noch deutlicher weist die fortsetzung dieses passus darauf dass der ausarbeiter dieses abschnittes nicht die Vilcinasaga vor augen hatte: *En einn risann, brodvr þeirra, þann er Atgeirr het, þann hafđi hann brot sendan firir vinattv sakar til Isvngs konongs i Bertanga land. en Isvngr konongr setti Atgeir risa viđ landa mæri i einn mikinn skog, lannz at gæta.* Ætgeirr wird neu eingeführt 'einen riesen, ihren bruder, der Æ. hieſs', von dem vierten der riesenbrüder ist überhaupt nicht die rede. mit diesem passus wird verwiesen auf das Bertangaabenteuer, wo nun abermals das verhältnis der drei riesen ausführlich dargelegt wird. es geschieht hier der form nach in directer rede, indem Herbrand als führer der expedition seinen genossen aufklärung gibt. aber die aufklärung geschieht so, dass sie zugleich für den leser bestimmt ist: I 358 *her ligr þrir oss Bertanga scogr. en i þessom scogi er einn risi, sa heitir ÆtgeiRr. han er svn Nordians konongs oc brodir hinna risanna, er Vildiver, felagi vaRr drap med Osantrix kononge. þat varo þeir Aventrod oc Vidolf mittvm stangan. sia ÆtgeiRr risi er her til landvarnar isvngi kononge* usw. die mitteilungen aus I 255 kehren breit wider. Asprian fehlt auch hier. zu allem überfluss wird zwei seiten später im anschluss an Viđgas verwantschaftsverhältnisse abermals eine genealogie vorgetragen, hier wider mit den vier brüdern der Vilcinasaga: I 360 *En Nordian atti IIII svnv eftir sec. varo þrir risar storir oc sterkir: het einn þeirra Aventrođ en annar Vidolf mittumstanga, en sia var hinn þridi, er a scogenom ligr, er ÆtgeiRr risi heitir, oc nv var vm rætt. hinn fiordi svnr Nordians konongs var Asplian. hann var kanongr oc ordinn sem mennzkir menn.* es ist klar dass hier verschiedene überlieferungen nebeneinander liegen, es ist aber auch wahrscheinlich,

dass nebeneinander ausgearbeitete stücke nachträglich miteinander verarbeitet sind. das eine ursprüngliche stück ist die stelle der Vilcinasaga, die in beiden fassungen widerkehrt. sie kennt vier riesenbrüder entsprechend dem könig Rother; hierher gehören die riesennamen Asplian und Vidolf. das andre stück ist der Bertangazug mit Viđgas riesenkampf. hier herscht das dreibrüderschema mit dem namen Aventrod, wie wir es aus dem beginn des Eckenliedes kennen, und wie es als reines schema in Dietrichdichtungen hineinzugehören scheint, denn hier so wenig, wie im Eckenlied werden die drei brüder activ. die einführung der drei brüder geschieht durch das exposé Herbrands. wie weit die namen beider riesengruppen sich schon in den deutschen quellen deckten, wissen wir nicht; in der fertig componierten saga sind sie ausgeglichen. diese getrennten stücke verknüpft der sagamann durch seine bekannte methode, dass er in jedem abschnitt eine recapitulation aus dem anderen abschnitt anbringt. so entstand das drei-brüder-stück im Osantrixabschnitt (I 255), das vier-brüder-stück im Bertangaabschnitt (I 360). um aber mit den verhältnissen dieses abschnittes nicht in conflict zu kommen, wird der vierte bruder Asplian zu einem geschöpf gewöhnlichen menschenformates degradiert, obwol die Vilcinasaga ausdrücklich betont, dass alle vier brüder riesen waren. wir haben hier ein vortrefflich klares beispiel für die arbeitsmethode des sagamannes.

Aehnlich verhält es sich mit Ætgeirs brotherrn Isung. er wird an folgenden stellen eingeführt: I 255, die eben besprochene stelle, wie Ætgeir ihm als grenzwächter überlassen wird. I 319: Sigurd kommt zu Isung. ganz neu wird Isung eingeführt: Sigurd ritt, *þar til er han kemr a Bertanga land. þar rædr firir sa konungr, er heitir Isungr. han a XI syni. Isungr er allra kappa mestr oc allir hans synir. han tecr viđ Sigvrđe oc gerir hann sinn rađgiava oc mercis mann.* I 354 ist der beginn des Bertangazuges; Herbrand berichtet über Isung: *'Ec kann at segia þer af einv landi þvi er heitir Bertangaland. þar rædr firir sa kanongr er heitir jsvngr'* usw. widerum neu tritt Isung auf in der selbständigen geschichte von Iron und Apollonius: II 109 *I landi þvi er heitir Bertangaland uar I konungr er heitir Artus* beginnt die erzählung und fährt einige zeilen später fort: *En æptir hans dauđa kemr til rikis Bertanga Isungr konungr oc hans synir XI oc allir þeir sua mikclir kappar, at uaria fenguz iafningiar þeira, sem fyr er ritađ. Isungr konungr aignaz allt Bertanga land međ hernađi* usw. schliefslich tritt Isung abermals im beginn eines neues abschnittes neu eingeführt auf, nämlich in der Ostaciaerzählung II 269: *I þænna tima rædr bærtangalande Isungr konungr hinn stærki međ sinom sonom. hann er mikill vvinr hærtniđ konungs* usw. hier erfahren wir unversehens, dass Isung ein verbündeter Attilas und bei Osantrix tode der dritte und zwar *'hinn mesti hofuđsmađr'*, gewesen sei. nichts davon ist zuvor

berichtet. zur klarheit hilft die annahme von einzelausarbeitungen. drei der stellen stehn im anfang neuer, selbständig ausgearbeiteter abschnitte, die sinngemäſs neueinführungen Isungs bringen. es sind das Bertangaabenteuer I 354, der Ironroman II 109, die Ostaciaerzählung II 269. dagegen sind die beiden andern stellen verknüpfungen. I 255 hatte es der redactor nicht auf ihn, sondern auf Ætgeir abgesehen und die zeilen eingefügt, um diesen in den Bertangawald zu bringen. darum wird grade an dieser ersten stelle wo Isung auftritt, weniger von ihm gesagt als an irgend einer anderen. darum passiert dem redactor auch das misgeschick, dass Osantrix den riesen ganz arglos zu Isung schickt, obgleich dieser nach II 269 sein erbitterter feind ist. dagegen ist I 319 um Isungs willen da. Sigurd soll ihm zugeführt werden. mechanisch wird an Sigurds jugendtaten der ritt nach Bertangaland angehängt. ohne sich an die in ganz anderm zusammenhang entstandene erste erwähnung Isungs zu erinnern, wird dieser neu eingeführt, und zwar in eclatanter anlehnung an Herbrands worte im Bertanga-abschnitt, den der redactor seinem zweck entsprechend neben sich liegen hatte. ein dritter verknüpfungsfaden ist die erwähnung der stärke der Isungssöhne im Ironroman, die in die einleitung des Bertangazuges sinngemäſs gehört, hier aber ohne würkung ist. für sich — und in unausgeglichenem widerspruch mit I 255 — steht Isung als Osantrix hauptmörder, obwol diese tatsache voraussetzung der folgenden erzählung ist. möglich dass dem redactor im gedächtnis war, dass ein Isung (*hovudloddari*) bei Osantrix tode eine wichtige rolle spielt, und dass er damit die Isunggeschichte für motiviert ansah.

Aki, der vater der Harlunge, wird an drei stellen neu genannt. I 30 wird er als sohn Samsons und bruder Erminriks neu eingeführt. er erhält die stadt Fritila samt dem herzogstitel. sein beiname *Aurlungha trausti* wird erwähnt. aus der späten und gelegentlichen erwähnung dieses dritten sohnes und der notiz *Moderni hans var ecke mikit* kann man wol schliefsen, dass er nicht von der gleichen mutter stammt wie Erminrik und Þetmar. dass diese notizen genealogische construction des sagaredactors und voll misverstandener verdrehungen der deutschen sage sind, weiſs jeder, der sich mit deutscher heldensage beschäftigt hat. neu erscheint Aki I 235. Dietrich, Vidga und Heime sind bei ihm in Fritila zu gast auf dem wege nach Rom zu Ermenrichs gastmahl. *hava þeir tekit ser gisting ihvsvm þess mannz, er heitir Aki Amlvngatravsti. hann er brodir Erminrik konongs sammœdra oc þetmars konongs af bœrn.* die angabe dass Aki der bruder Erminriks und Þetmars von gleicher mutter ist, widerspricht dem vorigen bericht sowie noch crasser II 157. sie fehlt darum auch in J und Sv. als herzog wird Aki nicht bezeichnet. das nächste mal erscheint Aki widerum als wirt für Romreisende, nämlich Attila II 147. er wird als bekannt

vorausgesetzt und als herzog bezeichnet. seine gattin ist Bolfriana, die ein liebesabenteuer mit dem herzog Iron erlebt, das tragisch endet. unmittelbar anschliefsend an diese geschichte beginnt die zusammenhängende erzählung von Sifkas verrat, der zuerst die Harlunge betrifft. die erzählung beginnt mit dem tode Akis des Harlungenvaters. und obgleich wenige zeilen vorher im schluss der Irongeschichte *Aki hertugi* erwähnt ist, heifst es hier ganz neu: II 156 *þau tiđændi verđa a Langbarđalandi, at andaz æinn greifi, er heitir Aki Avrlinga trausti.* ein paar zeilen später s. 157 wird er als *samfeđri* mit Erminrik bezeichnet. hier ist es besonders deutlich, dass die beiden geschichten, Irons liebesabenteuer und Sifkas verrat, unabhängig voneinander entstanden und erst später aneinandergehängt worden sind. auch hier haben wir zwei ausgangspuncte. einerseits das erste gastmahl im Dietleibabschnitt, anderseits Akis tod II 156. in einem ist Aki herr über Fritila, hat keinen titel und ist *sammøđri* mit Erminrik, im andern ist er graf in der Lombardei und *samfeđri* mit Erminrik. zweifelhaft ist seine rolle im Ironabschnitt, wo ich es für nicht unmöglich halte, dass er erst dem sagaredactor sein dasein verdankt. ursprünglich dürfte die verbindung des Harlungenvaters mit der höfisch durchgebildeten Ironerzählung kaum sein. der ausgangspunct dürfte gewesen sein, dass das abenteuer zwischen Iron und Bolfriana bei einem gastmahl auf einer fahrt sich entspinnt, dass diese fahrt mit Attilas fahrt zu Erminriks grofsem römischen fest identificiert wird und folgerichtig die station nach Fritila zu Aki verlegt wird. Aki hat dann einen anderen als Bolfrianas gatten verdrängt, der den herzogstitel führte; die verknüpfung mit dem vorhergehnden geschieht durch den ausdrücklichen hinweis auf 'das gastmahl wo Dietleib seinen wettkampf mit Walther hatte'. zuletzt entstand dann I 30, wo auf grund der übrigen sagaerzählungen eine Dietrichsgenealogie zurechtconstruiert wird. Aki ist daher hier mit dem herzogstitel ausgestattet.

Besonders bekannt wegen seiner auffälligkeit ist das verhältnis bei S i g u r đ. es ist zweifellos, dass sämtliche deutschen quellen den namen Sigfried geliefert haben. die saga ersetzt ihn bekanntlich durch Sigurd, behält aber zt. S i g f r e d, Sigisfrođ bei. die erste erwähnung Sigfrieds ist die ganz gelegentliche notiz I 74 *þa spurdi Vade risi at hans son Velænt var illa læikinn firir Sigurde.* erst beträchtlich später folgt die romantische erzählung von Sigfrids geburt und seiner jugend beim schmied Mimir (I 302 ff). hier begegnet erst ein halbes dutzend mal der name *Sigfrœd*, jedoch nicht in den capitelüberschriften des redactors Mb[3]; dann geht auch der text zu *Sigurd* über[1]. in den weiteren erzählungen über Sigfrid

[1] von den isl. fassungen hat A nur einmal *Sigfroed*, dann immer *Sigurdur*. B tilgt auch das erste *Sigfrœd* noch. Sv hat durchgängig *Sigord*.

herscht Sigurd einheitlich. erst II 326, in der erzählung von Hagens nachgebornem sohn, erscheint einmal der ausdruck *Sigisfrod kiallari*[1] als bezeichnung des ortes wo der Nibelungenschatz ruht. sonst herscht auch hier Sigurd. die sache ist klar. die jugendgeschichte Sigfrids ist als einzelstück mit dem namen Sigfrœd bearbeitet, die Hagensohngeschichte ebenso mit dem namen Sigisfroed. über die übrigen teile, die einheitlich Sigurd haben, lässt sich nichts sagen. der redactor beschliefst den namen Sigurd durchzuführen[2]. ihm ist zunächst die notiz I 74 zu verdanken. deren vorhandensein mir nur den einzigen schluss zulässt, dass auch Mb[2] die jugendgeschichte Sigurds nicht nur kannte, sondern auch mitzuteilen vorhatte. seine ganze redactionsmethode gründet sich auf solche vor- und rückverweisungen. eine anspielung wie diese ist sinnlos, wenn nicht die geschichte folgt, denn sie greift aus der jugendgeschichte Sigurds eine episode heraus, für die verständnis bei nordischen lesern nicht vorauszusetzen ist. mir ist Mogks entgegengesetzte bemerkung aao. 383 nicht ganz verständlich geworden. beim abschreiben der vorlage ist der redactor dann zunächst unachtsam, sodass ihm mehrfach *Sigfrœd* entschlüpft. später ist er aufmerksamer, und nur *Sigisfrod kiallari* meint er als terminus technicus beibehalten zu müssen. die zuletzt eingefügten überschriften sind mit Sigurd consequent. ganz ähnlich lässt sich die bekannte stelle II 43 ff beurteilen, wo erst dreimal *Sintram*, dann einmal *Tintram*, dann durchgehends wie in der überschrift *Tistram* erscheint. die vorarbeit hatte *Sintram*, Mb[3] wünschte *Tistram* einzuführen, schrieb aber erst mehrfach mechanisch den alten namen.

Ich glaube mit diesen hinweisen genügend klargelegt zu haben, dass die voraussetzung von ausgearbeiteten einzelabschnitten das verständnis der composition der saga fördert.

Beim zusammenstellen dieser einzelarbeiten sind naturgemäfs redactionelle änderungen nötig gewesen. es gehört ein sehr aufmerksamer blick dazu, um die folgen solcher änderungen ganz zu verwischen. dem sagaredactor ist das keineswegs gelungen; ansatzstellen zerrissener zusammenhänge sind mehrfach zu erkennen und namentlich von Boer (Zs. f. d. ph. 25, 433 ff) reichlich nachgewiesen. eine solche stelle ist I 256. die kämpfe Attilas mit Osantrix in der Vilcinasaga werden durch lange

[1] hier haben auch J und Sv (*sigis frödha källere*) die deutsche namensform, Sv sichtlich ohne verständnis für den namen.

[2] genau so verfahrt Mb[3] in seiner Vilcinasaga. Rodolfur nennt sich als werber *Sigifrid, þat kollumm vier Sigurd.* und dann führt er den heimischen namen durch. hier, wo es sich nicht um den berühmten drachentöter handelt, haben indessen AB die deutsche namensform consequent beibehalten.

erzählungen von Dietrich, namentlich die Viđga- und þetleifabschnitte unterbrochen und heben dann neu an. jetzt ruft Attila Dietrich zu hilfe: *eftir þvi, sem hvaRr þeiRra hevir aðrvm vinattv heitið. Oc nv vill þiðrier konongr fara međr þvi at hann ser, at vinr hans þarf liđveizlv hans.* aber nirgends ist davon berichtet, wie und wo diese freundschaftsgelübde zwischen Attila und Dietrich zustande kommen, die sich der saga nach noch nirgends getroffen haben [1]. die deutsche quelle hat natürlich davon gewust, sicher auch die vorarbeit; erst der redactor hat wol gekürzt, die stelle mit dem freundschaftsbunde aber übersehen.

Weit deutlicher ist der mechanische eingriff des redactors im anfang der Sisibeerzählung. I 282 *Ein konungr Sigmundr er næfndr, erređ firi þui landi, er heitir Tarlunga land. fađir hans het Sifian konungr. han er rikr mađr oc mikill hofđingi. En nu er han hafđi tekit riki æptir fauđur sinn, sendir hann vestr i Hispana til þess konungs Niđungs oc hans sonar Ortvangis.* es ist evident, dass *þess konungs Niđungs* auf eine vorherige erwähnung Niđungs bezug nimmt; allein sie ist im text nirgends zu finden. hier muss ein stück nordischer text fortgefallen sein. auch die anknüpfung *en nu, er han hafđi tekit,* macht den eindruck, als setze sie eine erzählung fort, die durch mechanische streichung verloren ist. im zusammenhang hiermit wird der capitelanfang wichtig, der eine im hauptsatz unmögliche wortstellung zeigt. im nebensatz ist dagegen die stellung des infiniten prädicatsteils vor dem finiten nicht ausgeschlossen. es wäre gut denkbar, dass die ausarbeitung hier einen nebensatz gehabt hat (*nu er at sægia, at ein konungr Sigmundr er næfndr* oder so ähnlich), dass dieser satzeingang aber gestrichen und der satz mechanisch dadurch zum hauptsatz gemacht worden ist [2]. der ganze beginn des abschnittes ist also offenbar mit gröſserer breite vorgetragen gewesen, nicht nur in der deutschen quelle,

[1] J hat die freundschaftsschwüre fallen lassen und bezeichnet nur Attila als Dietrichs freund, womit nur etwas allgemein bekanntes gesagt wird. noch unbestimmter drückt sich Sv aus. der freundschaftsbund könnte sich ursprünglich auf dem fest Erminriks in Rom vollzogen haben, an dem Attila nach II 148 teilgenommen hat, und von dem nicht ohne wahrscheinlichkeit vermutet worden ist, dass es in der deutschen quelle an Attilas hofe stattgefunden habe.

[2] in J sind alle drei unebenheiten sorgfältig ausgeglichen. Sv ist nach schwed. sprachgebrauch in interessanter weise *Ein konungr,*

sondern bereits in einem nordischen prosaabschnitt. die anzeichen dafür setzen sich fort. I 286 taucht urplötzlich ein könig Drasolf auf, von dem sich nur erraten lässt, dass er Sigmunds schwager ist. *Nv .. koma þar II sendi menn Drasolfs konungs* (erste erwähnung) *oc ganga firir Sigmund* usw. *nv mæla þeir sendi menn: Drasolf konungr oc þin systir* (erste erwähnung) *senda þer kvædir* usw. so kann nur erzählt werden, wenn man weifs, wer und was Drasolf ist; aber die saga berichtet nichts davon. rein mechanische kürzung der vorstufe ist zweifellos. die erscheinung ist nicht unbegreiflich. wir sind an der stelle wo Mb³ seinen einschub in Mb² vornimmt. er hat für den einschub, der mit Sigfrieds jugendgeschichte beginnt, nur beschränkten raum und arbeitet mit rücksicht darauf mit stärkeren streichungen als später, und — noch ungewohnt in der führung des rotstiftes — bleiben ihm besonders störende ansatzstellen stehn.

Aehnlich grob ist die unausgeglichenheit I 306: *Ein sueinn heitir Æckihard, han var mestr firir ser af* *þ e i m* *XII sueinum.* aber nirgends steht etwas, worauf dies *þeim* sich beziehen könnte [1]. auch hier kann der fehler nur durch mechanische streichung hervorgerufen sein.

II 225. Helche hat ihre söhne ausgerüstet. þether steht dabei. Helche empfiehlt ihre söhne þethers schutze. dieser antwortet: *fru, nu ero bunir þinir synir til orrosto oc ek, nu hialpi mer sua guđ* usw. nichts wird von þethers ausrüstung erwähnt, die vielmehr erst unmittelbar nachher ausführlich beschrieben wird [2]. der redactor hat hier etwas verschoben.

II 253. bei Dietrichs rückkehr von der Rabenschlacht lässt Attila Dietrich rufen, wobei es unvermittelt heifst: *Minir tvæir riddarar gangit ut* usw. und dann: *þessir tvæir riddarar ganga*

Sigmundr er næfndr und übersetzt: *En konung som het Sigmund, han radde for et rike* usw., muss also den folgenden relativsatz zum hauptsatz mit anaphorischem pronomen machen. die beiden andern stellen sind ausgeglichen.

[1] hier hat auch J nach ausweis von B noch nicht gebessert; A list: *af ollum sveinum Mimers*; Sv: *aff the XII hanum tiænte.*

[2] in J ist der widerspruch beseitigt, indem statt der worte *oc ek nu* das nichtssagende *þa* eingeführt ist, dem in Sv (270, 24) genau *saa* entspricht. es ist also eine abänderung in Sv J, ein weiterer beitrag, der die enge zusammengehörigkeit dieser gruppe auch gegenüber Mb³ erweist.

þar sem sat þidrekr[1]. diese zwei ritter, von denen zuvor nirgends die rede war, muss man mit Boer als zeugen einer quellenmischung betrachten. indessen lässt die mischung sich nur begreifen, wenn man zwei n o r d i s c h e texte voraussetzt — wie Boer (Ermanarich und Dietrich) es ja auch tut. will man nicht auf seinen vorschlag von zwei parallelversionen der ganzen saga und schon ihrer quellen eingehn, so bleibt kaum ein andrer weg, als auf die einzeln ausgearbeiteten concepte zurückzugreifen.

Auch für diese erscheinung, die zunächst nur auf schriftliche nordische vorlagen und nur mittelbar auf einzelbearbeitungen schliefsen lässt, wäre das material systematisch zu vermehren. hier kam es nur darauf an zu zeigen, wie die oft besprochenen compositionsmängel der þs. sich leicht und gut erklären, wenn man zu der an sich so naheliegenden annahme greift, dass die einzelnen deutschen texte zunächst gesondert in nordische prosa übertragen sind, und dass die saga aus der redigierenden verarbeitung dieser einzelabschnitte hervorgegangen ist. es ist hier nicht die absicht, über diese einzelabschnitte, ihren umfang, ihr aussehen und die mutmafslichen veränderungen näheres festzustellen. das muss einer untersuchung der composition der saga überlassen bleiben. es galt nur einen gesichtspunct aufzustellen.

Von diesem gesichtspunct aus gewinnen wir nichts geringeres als eine neue und wie ich glaube plausiblere erklärung der handschriftenfrage der þs. wir können feststellen, dass Mb in der tat original ist in dem sinne, dass vorher nichts mit der fertigen saga gleichzustellendes vorhanden war. denn der stofs einzelner Dietricherzählungen, die dem sagamann zu gebote standen, kann mit der fertigen, wesentlich einheitlich gestalteten gesamtdarstellung von Dietrichs leben und abenteuern nicht gleichgestellt werden. die crassen anzeichen, dass in der tat Mb eine erste originalaufzeichnung, in gewissem sinne also concept ist, sind nicht trügerisch und verdienen volle aufmerksamkeit. auf der andern seite ist Mb nicht original in dem sinne, dass vor ihr überhaupt keine nordische aufzeichnung des in ihr enthaltenen Dietrichstoffes bestand. eine solche war vorhanden in den einzelausarbeitungen, und grade in der form die wir brauchen. sie waren im ganzen der fertigen saga auch im wortlaut sehr ähnlich, gaben aber die deutschen quellen treuer wider. diese vor-

[1] Sv J hatte *Minir tv. riddarar* usw. beibehalten. so steht es in B. darauf geht auch Sv zurück (288, 28) *tha visthe konungen twa riddare äfther thun.* A behält die directe rede: *kalli nv jun* usw. Die zweite stelle list B *þess er ganga nu þangat, er,* A *nu ganga II riddarar þann veg, sem,* Sv. lässt nichts erkennen.

arbeiten waren ja mit der ausarbeitung der fertigen saga nicht verschwunden; sie lagen da und waren benutzbar. die saga selbst, in der form von Mb, kann ja nun keineswegs anspruch auf einheitlichkeit der composition machen; in dieser beziehung war manches zu bessern. dass dies in der tat geschehen ist, beweisen Sv und J. und was lag da näher, als bei dieser überarbeitung und reinigung — mag sie von Mb [3] selbst oder einem andern stammen — die vorhandenen vorarbeiten zu benutzen und an der hand dieser unmittelbar aus den quellen geflossenen documente verbesserungen vorzunehmen? auf diese weise entstand eine zweite verbesserte auflage der saga, die nun ihrerseits die grundlage für J und Sv wurde. sie entspricht allen bedingungen, die für die quelle von J Sv zu stellen sind; sie folgt in allen puncten der eigenartigen composition von Mb und gibt dennoch die möglichkeit besserer, den deutschen quellen näher stehnder lesarten.

Die hier vorgetragene anschauung setzt also voraus, dass Mb die erste niederschrift der saga ist. sie hebt damit die scheidung zwischen Mb [2] und Mb [3] als abschriften aus verschiedenen handschriften auf, die seit Storm eingebürgert ist. dass diese scheidung nicht mit der sonderstellung von Mb [2] gegenüber Sv J begründet werden kann, hab ich ausführlich dargelegt. auch bei besprechung der inhaltlichen widersprüche und der mehrfachen neueinführung derselben personen hab ich meine belege mit bedacht so gewählt, dass sie zt. innerhalb Mb [2] oder Mb [3] sich abspielen und darum keinen gegensatz zwischen Mb [2] und Mb [3] können vermuten lassen. vielmehr erhalten wir den viel einfacheren und wahrscheinlicheren vorgang, dass Mb [2] die ausgearbeiteten einzelstücke zu ordnen und redigieren begann, dass ihm irgend ein umstand die feder mitten im satz aus der hand nahm, und dass er in Mb [3] einen nicht ebenbürtigen fortsetzer fand. die evidenten verschiedenheiten zwischen Mb [2] und Mb [3], die Boer besonders nachdrücklich hervorhebt [1] und die sich vor allem auf die composition der saga beziehen, sind zeugen der verschiedenen persönlichkeiten der redactoren. Mb [2] ist der begabtere, künstlerisch reicher beanlagte und disponierende geist, der im allgemeinen über seinen stoff herr ist, ihn ordnend überblickt und im ganzen zum einheitlichen bilde fügt. darum macht seine partie den einheitlicheren eindruck und gilt darum als ursprünglicher. Mb [3] ist weniger künstler und mehr sammler.

[1] schon in dem aufsatz Arkiv 7, noch energischer in Zs. f. d. ph. 25, 433 ff und in den Untersuchungen über den ursprung und die entwicklung der Nibelungensage (Halle 1906 ff); insbesondre I 136—194. 216—280.

ihm kommt es nicht so darauf an, den ordnenden leitfaden zu behalten, und er ist nicht frei genug, störendes entschlossen aufzuopfern. ja er scheut sich nicht, zwei ausarbeitungen desselben stoffes unvermittelt nebeneinander stehn zu lassen. er wird von seinem stoff beherscht und bringt darum ein werk zustande, das zerfahren und widerspruchsvoll würkt und darum grund zu stärkeren eingriffen der zweiten auflage bot. daher die gröfseren abweichungen von Sv J gegenüber Mb³. nur das unvermögen zur disposition, nicht interpolationen unterscheiden Mb³ von Mb².

Die annahme von späteren interpolationen hat im engsten zusammenhang mit der 'zweihandschriftentheorie' die discussion der letzten zeit völlig beherscht und ist von Boer am consequentesten vertreten worden. auch hier kommt von Mogk eine beherzigenswerte warnung, der, obwol selbst von interpolationen überzeugt, vor Bertelsens übermafs bedenken hat. dies übermafs ist dann von Boer (Ermanarich u. Dietrich) noch bedeutend überschritten, bis der begriff der interpolation sich von selber aufhob, indem die einschübe nicht nur solche gröfse sondern auch solchen zusammenhang gewannen, dass Boers zwei quellenserien entstanden und als würkliche interpolation nur noch ein paar restkörper aufserhalb blieben. der grundgedanke, aus dem die interpolationstheorie hervorgieng, war der, ein widerspruchsloses kunstwerk an den anfang der entwicklung zu setzen. dass dies kunstwerk im plane lag, ist sicher, es an den anfang der entwicklung zu setzen, bedenklich. auch beim zweifellos künstlerisch einheitlichen dichtwerk hat die neuere kritik mistrauen geweckt gegen die unbedingte forderung logischer einheitlichkeit. hier kann aber nicht einmal von einer künstlerisch einheitlichen conception die rede sein, sondern von einem mühsamen zurechtbiegen widerstrebendster traditionen. die einheit der person ist eigentlich das einzige was man fordern muss, und diese ist in der fertigen saga vorhanden; sie hat den biographischen faden bewunderswert correct gespannt. was darüber hinausgeht, heifst an die erste form der saga falsche ansprüche stellen. und wenn sich dann eine concrete möglichkeit bietet, die saga wie sie ist, ohne interpolationen, in ihrer zusammensetzung und ihren speciellen unvollkommenheiten zu erklären, so besteht kein anlass, die interpolationshypothese zu halten. ich glaube, in meinem vorschlag einen weg gezeigt zu haben, der ohne interpolationen dem völlig gerecht wird, was wir für die anfangsstadien der saga fordern müssen. auch Boers weiterführung seiner forschungen bricht mit der schematischen interpolationstheorie und sieht in

den eigenartigen widersprüchen der þs. nunmehr zeichen ihrer entstehungsgeschichte und noch nicht erreichter ausgleichung. insofern muss die entwicklung der Boerschen auffassung aufrichtig begrüfst werden, wenn ich auch freilich seine ansichten zur quellenfrage nach wie vor nicht teilen und also auch seinen daraus entwickelten stammbaum II nicht anerkennen kann.

Die geschichte der þidrekssaga hat sich demnach ungefähr folgendermafsen abgespielt. um 1250 beginnt ein dem hofe nahestehnder Norweger oder Isländer seine sammeltätigkeit, die sich über eine reihe von jahren erstreckt hat. Storm weist darauf hin, dass dies diejenige zeit ist, in der die historische möglichkeit für eine solche sammlung gegeben ist. dazu stimmt es dass dem sammler ein gedicht von herzog Iron bekannt war, das man nach vUnwerths darlegungen [1] schwerlich vor ca. 1225 wird ansetzen dürfen und das kaum unmittelbar nach seinem entstehn in oberdeutschen ritterlichen kreisen schon den niederdeutschen kaufleuten zugänglich gewesen sein wird, die dem sammler seinen stoff vermittelten. auch die Herbortdichtung, die der sammler benutzt hat, ist als geistes- und zeitgenosse der Irondichtung zu betrachten [2]. im anschluss — und wol schon während seiner sammeltätigkeit — hat der sammler mit der ausarbeitung von einzelabschnitten begonnen, die er dann — zwischen 1250 und 1260 — zu einer einheitlichen saga zu verarbeiten anfängt; die von ihm unvollendet gelassene arbeit führt ein anderer fort. so entsteht die urhandschrift = Mb, die gegen 1260 fertig gewesen sein mag. ob sich paläographische bedenken gegen diesen ansatz erheben, wag ich nicht zu entscheiden; die mir bekannten angaben über diesen punct sprechen nur von der zweiten hälfte des 13 jh.s [3], besagen also nichts gegen meine annahme [4]. gut passt sich ihr auch das verhältnis zur Vǫlsungasaga an. diese saga hat bekanntlich stellen mit der þs. gemein, deren entlehnung durch die Vǫls.-s. aus der þs. zweifellos ist. der neueste herausgeber Magnus Olsen (Kopenhagen 1906—08) nimmt die alte, von Sijmons (PBBeitr. 3, 213) ausgesprochene vermutung wider auf, dass die Vǫls.-s. um 1260 am norwegischen hof entstanden sei, in derselben zeit und in demselben kreis also

[1] PBBeitr. 38, 280 ff.

[2] vUnwerth Arkiv 35, 113 ff.

[3] Finnur Jonsson (Litt. hist. II 2, 853) setzt Mb doch erst in den schluss des 13 jh.s.

[4] Vilh. Gödel Katalog öfver kongl. bibliotekets fornisländska och fornnorska handskrifter Kbh. 1897—1900 s. 13. — Palæografisk atlas, oldnorsk-islandsk afdelning Kbh. 1905 bl. 26

wie die þs. Finnur Jonssons vorsichtigerer ansatz ‘zweite hälfte des 13 jahrhunderts’ lässt dieselbe möglichkeit directer berührung offen. darauf hat eine umarbeitung, oder deren mehrere, die mängel der ersten niederschrift unter benutzung der einzelconcepte ausgeglichen und eine zweite verbesserte auflage geschaffen, die die grundlage für die isländ. übersetzung und die schwed. bearbeitung geworden ist. über die zeit dieser neuauflage ist nichts sicheres auszusagen; sie wird kaum lange nach der ersten ausarbeitung entstanden sein[1].

Ich setze also folgenden stammbaum an:

deutsche sammlungen
|
einzelausarbeitungen
| /
Mb /
\ /
umarbeitung.
*J *Sv

ich will nicht unterlassen darauf hinzuweisen, dass eine ähnliche möglichkeit — nämlich dass Sv J auf eine mit hilfe einer besseren handschrift hergestellten abschrift von Mb zurückgehe — von Bertelsen Einl. s. LIV flüchtig angedeutet aber abgelehnt wird, ‘da sich eine solche hypothese der natur der sache nach einer nachprüfung entzieht’.

Greifswald. **H. de Boor.**

[1] vielleicht kann man noch einen letzten schritt wagen. die þs. ist eifrig als stoff für die Folkevisedichtung benutzt worden. naturgemäſs aber nicht die ganze saga, sondern eng begrenzte erzählungsabschnitte. die Viser-dichtung dürfte aber in der mündlichen erzählung ihre hauptquelle haben, so dass man zu mündlich erzählten einzelabschnitten der þs. gelangt. sollten diese mündlichen einzelabschnitte nicht vielleicht auf die einzelausarbeitungen des sammlers zurückgehn? das würde sich mit Grundtvigs ausführungen zur Dietrichsvise (DgFv. IV 623 ff) decken, auf die Boer (Arkiv 7, 215) nachdrücklich hinweist. die Dietrichsvise hat nur das von Mb^2 geschriebene stück benutzt, nicht die capp. 172—188 (nach Ungers ausgabe), die von Mb^3 stammen. das erklärt sich ohne weiteres, wenn nicht die saga, sondern ein ausgearbeitetes einzelstück, das dem von Mb^2 benutzten entsprach, quelle der visa ist. nimmt man Sv. Eks (Vestnordisk kämpavisa i östnordisk tradition. Göteb. högskolans årsskrift 1921) nachweis (s. 58 f) hinzu, dass auch die eigentliche kampfscene des Bertangazuges als liedabschnitt existiert hat, so erhält man eine völlige parallele von erzählungsabschnitt und vise. auch Ek spricht von ‘mündlichen varianten der saga’ (s. 57), die umliefen, als vorstufe der Viserdichtung. das scheint auf ähnliche auffassung zu deuten.

MITTELALTERLICHE DICHTUNG UND BILDENDE KUNST.

1. ZUR GESCHICHTE DES DEUTSCHEN VESPERBILDES.

In einem viel beachteten aufsatz über die dichterische wurzel der Pietà (Repert. f. kunstwiss. 42, 145 ff) hat WPinder gezeigt, wie die plastische gruppe der Gottesmutter mit dem toten sohn in ihrem schofs nicht im dramatischen scenenbilde der mysterienbühne, sondern im lyrischen wunsch der Marienklage wurzelt. mit den wunschworten des allen deutschen Marienklagen zu grunde liegenden 'Planctus ante nescia' des 12 jh.s: *Reddite moestissimae Corpus vel exanime, Ut sic minoratus Crescat cruciatus Osculis amplexibus* beginnt für das abendland die vorgeschichte des auf deutschem[1] boden erwachsenen Vesperbildes. nimmt die bildliche anschauung ihren ausgang von dem *Stabat .. mater* des Johannisevangeliums, von der unter dem kreuz mit anderen klagenden stehnden Gottesmutter, so mengt sich bereits in den uneinheitlichen pseudo-bernhardischen Tractatus de planctu beatae Mariae virginis des 12 jh.s eine andere der plastischen bildgruppe genäherte vorstellung: *In gremio enim modo te mortuum teneo. tristissima est mater tua* (s. FrRohde Ein mnd. gedicht über die kreuzigung, das begräbnis und die auferstehung Christi s. 94). aber nicht so sehr das ruhende sitzen der Gottesmutter als vielmehr ihre isolierung aus der gruppe der übrigen klagenden bedeutet die entscheidende wendung zu plastischer bildhaftigkeit. diese stufe ist nach Pinder erst erreicht in der auf den Tractatus zurückgehnden mhd. fassung 'Unser vrouwen klage' (PBBeitr. 5, 193 ff. v. 1235 ff) vom ausgang des 13 jh.s.

In würklichkeit jedoch reizte der monolog der klagenden die phantasie des dichters schon lange vorher zu verselbständigender loslösung der geschauten gestalt. ihre allmähliche vereinsamung erfolgt auf verschlungenerem pfade als sie Pinder sah, der leider nur die Marienklage im auge hatte, als er seinen blick auf das weitere gebiet der sich mit der Marienklage eng berührenden totenklage hätte einstellen sollen. die rührendste

[1] s. Baum Gotische bildwerke Schwabens s. 75, Demmler Die mal. Pietà-gruppen im Kaiser Friedrich-museum (Berliner Museen. berichte aus den Preufs. kunstsammlungen 42 s. 117).

und gleichfalls sinnfälligste form der mal. totenklage ist die von Sigune um ihren geliebten Schionatulander, den sie selbst in den tod trieb und der sein leben für sie gab, und diese Sigune Wolframs, die wie eine Pietà mit ihrem toten geliebten im schofs in dem traumhaften rahmen einer baumkrone in wilder einsamkeit von Munsalvæsche trauert, hat bereits jene isolierte plastische form, die Pinder für die Pietà erst um ein jahrhundert später findet. der gedanke den toten der trauernden in den schofs zu legen, war ja bereits vorher im pseudo-bernhardischen Tractatus ausgesprochen, ursprünglich als inbegriff und symbol mütterlicher liebe: der sohn kehrt heim in den schofs, von wannen er gekommen. das ist keine unberechtigte moderne anempfindung. Bernhard von Siena sagt von unserm bilde: I Sermo 51 *Nunc autem ad doloris augmentum tenet ipsum in suo materno et virginali gremio reclinatum et officiosa pro funere cogitur involvere mortuum ex aliena ope sibi praestitis linteis, quem natum infantem involvit vilibus pannis, et ad amaritudinis cumulum contra morem matrum ipsum cogitur ponere in alieno sepulchro, quem puerum vagientem in paupere praesepio reclinavit.* und auf manchen compositionen hat der quergelegte leichnam im verhältnis zur mutter nicht die würkliche gröfse eines mannes, sondern nur die eines kindes (EMâle L'art religieux de la fin du moyen âge s. 124 f). die trinitätsbilder mit dem toten sohn im schofs des vaters sind nachbildungen dieses bildes, und es besteht kein zweifel, dass der tote liebste im schofs Sigunes eine reine vermenschlichung des durch die Pietà verkörperten symbols über den tod hinausreichender liebe bedeutet[1]. diese art der vermenschlichung ist umso weniger befremdlich, da der mittelalterlichen anschauung, und zwar nicht erst der späteren mystik, Maria nicht nur mater sondern als abbild der christlichen kirche auch sponsa Dei war. so war die bildvorstellung der Pietà schon im anfang des 13 jh.s, dh. über ein jahrhundert vor ihrer plastischen verwürklichung der dichterischen phantasie lebendig und von ihr geschaffen. nicht allein die übertragung aus der lyrischen in die epische form als solche, sondern ihre entgöttlichung und profanierung aufserhalb der geistlichen dichtung, die contrastierung mit dem irdischen, nicht mehr voll ent-

[1] biblische bilder als prototypen profaner darstellungen hat auch SSinger Neidhart-studien s. 25 im auge.

sprechenden gegenbild hat die dichterische anschauung der Pietà lange vor ihrer bildkünstlerischen vollendung aus der figurenreichen lauten klagescene heraus still und frei gemacht. wo die alte totenklage mit ihrem trotz aller traditionellen form vernehmbaren naturlaut schrill hineinklingen sollte, da ist jede resonanz unterbunden durch die temperantia höfischer sittlichkeit[1]. allzu sehnsüchtiges wünschen des klagelieds hat die schilderung der erfüllung gedämpft, da in der erzählung auch die totenklage dem allzeit mafsvollen stil des höfischen epos angeglichen wurde. im endlichen werk des bildhauers erfühlt auch Pinder nicht nur das andachtsbild, sondern 'zugleich verstohlen hineingelegt eine heimliche feier des menschlichen leidensgefühls überhaupt, jenseits alles liturgischen und religiös gesonderten'.

Auf ähnlichem wege ward auch das bild der Madonna mit dem kinde in irdisch menschlicher sphäre heimisch. obwol schon das Kindheitsevangelium berichtet: cap. 3 *infans fasciis involutus dominae Mariae matris suae mammam sugebat* ... und Otfrid in anlehnung an Luc. XI 27 *beatus venter qui te portavit et ubera quae suxisti.* ... lehrhaftes mit genremäfsigem bindet: I 11, 37 *Tho bot si mit gilusti thio kindisgun brusti; Ni meid sih, suntar sie ougti, then gotes sun sougti. Wola ward thio brusti, thio krist io gikusti ... Wola thiu nan tuzta inti in ira barm sazta* ...[2], bleibt in der bildenden kunst die darstellung bis um die wende des 12 jh.s hieratisch gebunden[3]: Maria, der thron Salomonis, als königin und priesterin den durch lehrhafte geste unkindlichen Gottessohn den gläubigen zur anbetung darbietend. denn auch hier ist der wandel der bildgestaltung nicht etwa als illustration einer textveränderung begründet, sondern lediglich bedingt durch gefühlsmäfsiges erleben des bildnerischen inhalts, im worte früher als im bilde manifestiert, aber widerum in weltlicher, an keinen kirchlichen wortkanon gebundener dichtung sicherer feststellbar als in der geistlichen poesie: so gibt uns hier die Herzeloydescene in Wolframs Parzival von jenem gewaltigen gefühls-

[1] dagegen MHerrmann Forschungen zur deutschen theatergeschichte s. 188 f.

[2] vergl. auch die verkündigungsscene I 5, 35 f.

[3] auch bei dem deutschen im gegensatz zum byzantinischen menschlicheren typus mit dem quergesetzten kinde (s. Dehio Geschichte der deutschen kunst I 190 f).

erwachen, das in des heiligen Franz allumfassender liebe gipfelt, untrüglicheres zeugnis als Wernhers Mariendichtung[1]. als Herzeloyde, der wie Maria ein schwert durch die seele dringt — 140, 18 *grôz liebe ier solch herzen furch mit dîner muoter triuwe* — bei dem kinde, das sie dem toten Gahmuret gebiert, über den tod ihres gatten trost sucht: 113, 5 *diu küngîn nam dô sunder twâl diu rôten välwelohten mâl: ich meine ir tüttels gränsel: daz schoup sim in sîn vlänsel. selbe was sîn amme diu in truoc in ir wamme: an ir brüste si in zôch, die wîbes missewende vlôch. si dûht, si hete Gahmureten wider an ir arm erbeten* . . . da erscheint in ihrem schmerz das bild der Gottesmutter: 113, 17 [*frou*] *Herzeloyde sprach mit sinne 'diu hœhste küneginne Jêsus ir brüste bôt, der sît durch uns vil scharpfen tôt ame kriuze menischlîche enphienc . . .'* auch Maria stillt ihr kind im schmerz: in dumpfem wissen um das schicksal ihres sohnes. beide gruppen, Herzeloyde mit Parzival und Maria mit dem Jesuskind sind so verwant und so in eins verwoben, dass man von der bestimmten angabe des kreuzestodes oder des sehnsüchtigen verlangens nach Gahmuret abgesehen die zeilen mit einander vertauschen könnte. auch hier hat in einer weltlichen dichtung dichterische phantasie und dichterisches erleben die Gottesmutter mit dem kinde auf die erde hinabgezogen. das vermenschlichte bild festigt sich innerhalb der erzählenden profandichtung, und zwar hier mit voller deutlichheit: durch contrastierung zu einem irdischen gegenbild. die herzens- und seelennot Herzeloydes zwingt die göttliche scene hinab in irdische sphären, damit Maria ganz ist wie sie und ganz fühlt wie sie. der göttliche knabe bedarf ebenso der nahrung wie der kleine Parzival; Maria ist ebenso voll und ganz mutter wie Herzeloyde. als nährende mutter hat sie jedoch der bildende künstler erst eine geraume zeit später zu schildern gewagt und tut es behutsam schritt für schritt[2]. denn die dem anfang des 13 jh.s angehörige 'Vierge de Dom Rupert' im Lütticher museum, die die legende mit Rupert von Deutz in verbindung bringt, ist noch ganz symbol und ganz lehre. das motiv des nach der freien brust der mutter greifenden kindes ist mit Beitz (Zs. f. christl. kunst 34, 62) aus dem zusammen-

[1] v. 3419 *daz kint si diche kuste, ez lag ir an ir bruste* —

[2] s. EMâle (s. 148), dessen aus französischem material gewonnene datierung um 1350 für Deutschland allerdings allzu spät ist.

hang der umschrift Ezech. 44, 2 *porta haec clausa erit: non aperietur, et vir non transibit per eam; quoniam Dominus Deus Israel ingressus est per eam* zu deuten, denn nach mal. exegese[1] ist der fürst, der nach dem folgenden verse vor der verschlossenen pforte sein brot verzehrt, der gehorsame Gottessohn, dessen speise es ist, dass er den willen seines vaters tue. und auf diese speise der menschwerdung weist das zur brust der porta clausa genannten Gottesmutter greifende kind. das ist der dogmatische, durch die inschrift gesicherte sinn dieses bildes. der lehrhafte charakter verliert sich auch bei der darstellung der Madonna mit dem kinde nicht etwa durch einwürkung oder gar abconterfeiung eines mysterienbildes, denn der realismus des dramatischen spiels steht mit dem bildrealismus nur in mittelbarem zusammenhange, insofern beide erscheinungen von der gemeinsamen unterströmung eines neuen menschlichen erlebens zeugnis ablegen.

Ueberhaupt betracht ich das als die wertvollste frucht von Pinders gedankenreicher arbeit, dass er uns durch den tieferen einblick in das werden und reifen einer mal. bildidee von der mechanischen auffassung, die im lebenden bild der mysterien den hauptantrieb der ikonographischen entwicklung vom 12 bis zum 15 jh. sieht, befreit hat. das ist die grofse these EMâles, der nicht nur jeden realismus und jede vermenschlichung, sondern auch jede selbständige bewegung und jede zufügung apokrypher züge als einwürkung dramatischer aufführungen deutet. für jede wandlung wird so gefolgert, oft genug ohne auch nur einen scheingrund beizubringen. diese manier des gerade in unserer wissenschaft oftmals überschätzten französischen kunstforschers wurde in GCohens noch rhetorischer angelegtem buch Geschichte der inscenierung im geistlichen schauspiel des mittelalters bis zum unerträglichen gesteigert.

Nach EMâle (s. 122) ist auch die Pietà zuerst als lebendes bild des passionsspiels dargestellt und dem bildhauer durch den

[1] Rupert vDeutz, Ezechielkommentar II cap. 32 (Migne 167, 1494): '*Eritque clausa principi*', *id est ad opus vel ad honorem principis: Princeps iste magni principatus, qui est in forma Dei, 'ipse sedebit in ea', ipse semetipsum humiliabit formam servi accipiens, 'ut comedat panem coram Domino', id est ut obediat deo patri suo, quod est illi panem comedere, testante ipso, cum dicit: 'Meus cibus est ut faciam voluntatem Patris mei'.*

maler vermittelt, obwol das bild des plastikers vom anfang des 14 jh.s älter ist als irgendeine situation im dramatischen spiel oder irgendwelche malerei des nämlichen gegenstandes. als in der zweiten hälfte des 15 jh.s das schauspiel die Pietà aufnimmt, folgt es, umgekehrt wie EMâle annimmt, dem bildenden künstler. im gegensatz zur mehrfigurigen klagescene am grabe[1] eignet der Pietà selbst im schauspiel nichts dramatisches; wie die plastischen bildwerke so legt auch das drama noch zeugnis ab von der herkunft des motivs aus der lyrik.

2. DER GRALTEMPEL IM JÜNGEREN TITUREL.

Wie in der geschichte der Pietà dichterisches phantasiegebilde der bildkünstlerischen gestaltung weit vorausligt, so kann das wunschbild des dichters die noch verborgene richtung architektonischen formwillens offenbaren und künftige entwicklung kühn vorausdeuten. in diesem lichte idealisierender dichtung seh ich die oft misdeutete schilderung des graltempels im jüngeren Titurel, deren mannigfache erklärungen eben darum das problem verkannten, weil sie subjective darstellung idealisierender dichtung als objective beschreibung vorhandener würklichkeit nahmen. auch Blanca Röthlisberger (Die architektur des Graltempels i. j. Titurel [1917] s. 10) will ganz rationalistisch 'die absichten, vorstellungen und kenntnisse architektonischer art dieses laien aus der zweiten hälfte des 13 jh.s prüfen'. wie schon Zarncke möchte freilich auch sie von der annahme eines unmittelbaren, noch festzustellenden vorbildes absehen, aber ihrer fragestellung entsprechend klammert sie sich im ganzen verlauf der arbeit lediglich an die formel äufserlicher beschreibung, statt zu den eigensten ausdrucksmitteln dichterischer gestaltung vorzudringen.

Der baumeister des Graltempels, der von erinnerungsbildern eines centralbaus ausgeht, errichtet sein kühnes phantasiegebäude, natürlich ohne sich von der möglichkeit der verwürklichung im ganzen oder im einzelnen rechenschaft zu geben. ist es doch nicht aufgabe des dichters, den tempel in allen tektonischen und

[1] charakteristisch für Frankreich und Italien, deren kunst durch die dem 14 jh. angehörenden Meditationes de vita Christi des toscanischen Franciskaners Johannes de Caulibus weit stärker beeinflusst wurde als die deutsche.

ornamentalen einzelheiten dem hörer oder leser vor augen zu führen, sondern ihm die stimmung des raums durch das vehikel des dichterisch geschauten gefühlsmäfsig nahe zu bringen! dieses dichterischen mittels individueller belebung gilt es habhaft zu werden, den gefühlsanteil des dichters in seiner eigenart zu erschliefsen. unter allen erklärern hat bisher nur Zarncke (Der Graltempel, Abh. d. philos.-histor. kl. d. k. sächs. ges. d. wiss. VII s. 431) davon gesprochen: 'Von dem allgemeinen eindruck seines tempels hat der dichter sich allerdings ein bild gemacht, er rühmt den bezaubernden lichteffect der bunten glasfenster, er erwähnt das feierliche verhallen des schalles in den kirchlichen räumen'. beschränkt sich das ausdrucksbedürfnis akustischen raumerlebens auf den empfundenen vergleich mit vogelsang im maienwald (str. 88), so steht dagegen die mystische würkung des durch farbige fenster gebrochenen sonnenlichts im mittelpunct der schilderung: zwölf strophen (26—36 u. 44) sprechen nur vom lichtglanz der fenster, dessen erlebnis sich in vielen einzelheiten widerspiegelt: wie das dem auge unerträgliche feuer der berille und kristalle durch farbige steine gemildert wird, wie sich die lichtdurchglühten steine, deren namen an überirdisches klingen, im roten golde spiegeln und eindeutig starke farben durch schwarzen jaspis gehoben werden. ineinanderflimmernde farbflecken kleingemusterter fenster steigern sich zu funkelndem edelgestein, das den raum mit künstlichem sonnenlicht erfüllt und ihn durchgeistigt zu eigenem erlebnis: str. 36 *ie nâch dem steine verwete sich di sunne: diu was durch venster gebnde über al den tempel sunder ougenwunne.*

Auch in dichterischen architekturschilderungen anderer perioden, wie in des Paulus Silentiarius weihgedicht auf die Hagia Sophia vom j. 563 (Friedländer Joh. vGaza und Paulus Silentiarius s. 130), ist vom licht und seiner würkung die rede, aber nicht vom farbigen, kunstgewordenen licht; und das licht spielt keine entscheidende rolle. die dem Titureldichter vertraute romanische kirche mit ihren kleinen von dickem mauerwerk umschlossenen und mit trübem glas gefüllten fenstern wurde nur durch künstliche beleuchtung erhellt. aber das lichterlebnis im Graltempel ist eben das besondere erlebnis der gotik, mit der die mal. glasmalerei in ihrem blühen und vergehen aufs engste verknüpft war. — so lässt auch Goethe, von dem Kasseler archi-

tekten Engelhardt für gotische baukunst aufs neue gewonnen, in den Wahlverwandtschaften die kapelle der an den park grenzenden g o t i s c h e n kirche zunächst in ihrer mystischen lichtstimmung erleben (II cap. 3): nach ihrer vollendung geht Ottilie hinein. *Durch das einzige hohe Fenster fiel ein ernstes buntes Licht herein: denn es war von farbigen Gläsern anmutig zusammengesetzt. das Ganze erhielt dadurch einen fremden Ton und bereitete zu einer eigenen Stimmung ... endlich setzte sie sich auf einen der Stühle, und es schien ihr, indem sie auf und umher blickte, als wenn sie wäre und nicht wäre, als wenn sie sich empfände und nicht empfände, als wenn dies alles vor ihr, sie vor sich selbst verschwinden sollte; und nur als die Sonne das bisher sehr lebhaft beschienene Fenster verliefs, erwachte Ottilie vor sich selbst und eilte nach dem Schlosse ...* und dann wider, als Nanni am sarge wacht (II cap. 18): *Aber sie blieb nicht lange allein: denn gleich mit sinkender Nacht, als das schwebende Licht, sein volles Recht ausübend, einen helleren Schein verbreitete, öffnete sich die Türe, und es trat der Architekt in die Kapelle, deren fromm verzierte Wände bei so mildem Schimmer altertümlicher und ahnungsvoller, als er je hätte glauben können, ihm entgegendrangen.*

Doch der Titureldichter steigert sein erlebnis über die licht und glanz strömenden fenster hinaus zu unerhörter würkung. funkelnde, zt. nach mal. glauben selbstleuchtende edelsteine schmücken nicht nur die fenster, sondern sind auch verschwenderisch über die wand gebreitet. der saphirblaue gewölbehimmel ist mit selbstleuchtenden karfunkeln bestirnt. aus smaragd sind die schlusssteine der gewölbe. es leuchten also nicht nur die fenster, sondern der ganze raum strahlt und funkelt, alles feste gewände, selbst das gewölbe löst sich in lauter glanz und licht.

Als Karl IV in der Katharinen- und Kreuzkapelle auf schloss Karlstein [1] und in der Wenzelskapelle am Prager Veitsdom [2] wände und fenster mit edelsteinen zierte, nahm er ebenso wie des dichters spätere interpreten dichterische als bildliche anschauung und übertrug die sprache des dichters ohne verständnis ihres symbolischen gehalts in die alltagssprache der würk-

[1] FrBock Schloss Karlstein in Böhmen, Mitt. der k. k. centralcommission [1862] s. 91 ff.

[2] JosNeuwirth Der dom StVeit zu Prag, in Die baukunst ed. Borrmann u. Graul, 2. heft s. 8 f.

lichkeit: die wandflächen sind mit edelsteinmosaik überzogen, gewölbekappen und schlusssteine mit gläsern und edelstein-sternen geziert, die gurtungen vergoldet und in der Kreuzkapelle auch das fensterglas durch kristalle, amethyste und durchsichtige bernsteine ersetzt. das ganze ist eine romantische spielerei, die das traumbild des dichters nur äufserlich copiert und in dieser karrikierten nachbildung von der erfüllung der sehnsucht des dichters weiter denn je entfernt ist. denn der dichter des Titurel, der die wände und gewölbe mit demselben lichten material der fenster überzogen oder sie daraus erbaut[1] denkt, sieht ein vollkommen in licht aufgelöstes raumgebilde, in dem auch der letzte stein völlig entmaterialisiert ist. unbewust deutet er die kommende entwicklung mit ihren einheitlich durchgehnden, das gewände immer mehr auflösenden fenstern voraus, ja er greift über künftiges gestalten weit hinaus, indem er auch das gewölbe licht und frei macht.

Die anlehnung an die terminologie der Apokalypse von der schilderung des neuen Jerusalems als dem überirdischen symbol der durch das kirchengebäude repräsentierten christlichen kirche, ist gedanklich begründet, aber hier nur von historischem belang, ebenso wie der einflüss der märchenhaften palastschilderung im brief des priesters Johannes: die übernommenen bausteine erfüllen im Titurel gänzlich andere functionen als in ihrem ursprünglichen gefüge. dass in jener zeit aus demselben kreis der vorstellungen und gefühle ähnliche anschauungen an das licht der oberfläche drängten, bezeugt die dem Tatureldichter nicht vorliegende interpolation D des Presbyterbriefs aus der mitte des 13 jh.s, die (§ 96) die neben dem palast stehnde, von keiner menschenhand erbaute kapelle *vitrea* nennt, was die fassung Oswalds des schreibers aus der mitte des 14 jh.s widergibt: 687 *die kappel die ist glesin, gar sichtig und gar vin, oben und neben uber all: das glass ist stercker dan der stal.* auch dem Tatureldichter hat bei der bestimmung des baumaterials im allgemeinen (str. 1) *licht gesteine* zweifellos als selbständiges mauergestein nicht nur als incrustation vorgeschwebt.

[1] str. 1 *Begunnen wirt ze mâle, wie Titurel der reine in gotes êre dem grâle ein tempel stifte ûz edelm licht gesteine und anders niht wan ûzer rôtem golde, daz dritte lignum alôê, ob man iht holz dar zû bedürfen wolde;* s. auch str. 76.

Gotisches streben nach entmaterialisierung und intensivster raumbelebung, wie es auf Albrecht Altdorfers Münchener Geburt Mariens der durch den gotischen raum schwebende engelreigen aufs sinnfälligste offenbart, lassen im Graltempel die an unsichtbaren seilen befestigten, balsamlampen tragenden engel wenigstens ahnen: str. 84 *Dar ob dann engel swebten zwô klâfter hôch gemezzen, als si di lieht dâ hebten, und oberhalp wart mit gesicht vergezzen der strang, swie si die engel můsten halten unz ûf an daz gewelbe.* als freischwebende aufsenplastik sind goldene turmadler auf kristallenen, aus der ferne unsichtbaren kreuzen befestigt: str. 62 *Ûz gold ein ar gerœtet, gefiuret und gefunket, ûf ieglîch kriuz gelœtet: verre sehnde nieman des bedunket, wan daz er vlügelinge selbe swebete: daz kriuz er von der lûter gesiht verlôs, darûf er sich enthebete.* die für schilderungen bildlicher kunstwerke bei mhd. dichtern sonst beliebten versicherungen eines naiven realismus, die auch Albrecht nicht fremd sind [1], werden hier wolweislich gemieden, wo sinnliches entschwebt in übersinnliche sphären.

Von gotischer beseelung spricht auch ein freieres raumgefühl, das sich in des dichters motivierung der fehlenden krypta kundgibt: str. 82 *Ob si dâ hæten grüfte? nein, herre got enwelle, daz under erden slüfte reine diet sich immer valsch geselle, als etwenne in grüften wirt gesammet! man sol an l i e h t e r w î t e kristen glouben künden und Kristes ammet.* typisch für die bisherige erklärungsweise, dass sie an dieser selbständigen begründung des dichters vorübergieng und sich mit der äufseren historischen feststellung begnügte, dass der von Cluniazensern und Cisterziensern erklärte verzicht auf eine krypta wahrscheinlich bei den Templern, deren ordensregel, nach der der Cisterzienser gebildet, beifall fand! des dichters persönliche begründung führt uns also trotz der polemik BlRoethlisbergers (s. 32 f) gegen Droysen letzten endes auf eine stilfrage, denn widerstreben gegen dunkle katakomben und niedrig lastende wölbungen ist an dieser stelle gotisches empfinden.

Und in solchem erlebnis gotischer form, vor allem des gotischen raums mit seinem allseitig hereinflutenden, farbig ge-

[1] von den engeln an den pfeilerkapitälen: str. 16 *daz nâch ein Wâles tumbe geswororn het, daz er bî lebene wære.* s. auch str. 78.

brochenen sonnenlicht ligt die schöpferische kraft, die die entwicklung weiter treibt, indem sie neue technische errungenschaften und constructive möglichkeiten in ihren dienst stellt. denn nicht die technische entwicklung ist das primäre, wie es nach Dehios allseitig überragender darstellung oftmals scheinen könnte, sondern einzig und allein das schöpferische erlebnis. 'die geschichte der architektur ist keine geschichte technischer entwicklungen, sondern eine geschichte wechselnder ausdruckszwecke und der art und weise, wie die technik sich diesen veränderten zwecken durch immer neue und differenzierte combinationen ihrer grundelemente anpasst und dienstbar macht' (Worringer Formprobleme der gotik s. 62). von diesen ausdruckszwecken des gotischen menschen erfahren wir unmittelbar aus den worten des dichters, und zwar in einer zeit wo die würklich vorhandene raumschöpfung selbst noch weit hinter dem ideal zurücksteht. ebenso gehn auch die unplastischen, in atmosphärische weite getauchten bilder des Danteschen altersstils weit über das bildnerisch darstellbare seiner zeit hinaus und deuten probleme die erst die malerei des barocks gelöst hat (s. AEBrinckmann Dante u. die bildende kunst, Kunstchronik 1921 s. 897 ff).

Das gotische erlebnis des dichters wurzelt in der mystik, deren 'eigentümliche erscheinung' im Titurel widerum nur Zarncke (s. 376) gesehen hat, der der mystischen gedankenrichtung des Titurel auf die folgezeit grofsen einfluss zuschrieb. mystische raumstimmung eignet der gotik wie keinem anderen baustil: 'alle vorstellung von der würklichkeit ist vom thron gestofsen worden: alles ist unnahbar unbeweglich übersinnlich, aber selig und die seele des beschauers beherschend geworden ... es gibt in der ganzen sichtbaren welt kaum einen mächtigeren stimmungseindruck, als man ihn von einem grofsen gotischen kircheninnern gegen abend empfängt ... da wird das gefühl von feuer durchglüht, und alle farben singen und jubeln und schluchzen. das ist in wahrheit eine andere welt.' so umschreibt die von Dehio (II 78 f) und Dvořak (Idealismus u. naturalismus s. 61) übernommene glänzende charakteristik Julius Langes (Ausgewählte schriften II 132 f), der im durchfluten des farbig gebrochenen sonnenlichts leben und wesen der mystischen raumstimmung beschlossen findet.

Wie die durchglühten farbigen gestalten der fenster als himmlische lichtvision empfunden werden, bezeugen uns mystische

aufzeichnungen, wie Christine Ebners büchlein Von der Gnaden Überlast, freilich erst aus späterer zeit, in der die gotische glasmalerei bereits ihren gipfel erreicht: 39, 32 *An eim ostertag nach metin so ist die gewonheit daz vil swester in dem creutzgang beten. da naigt sie sich in daz venster da unsers herren geriht an stet. do wart sie entzukt unde sah unsern herren sitzen auf eim tron in siner majestat und die zwelf boten bei ime und all welt unter im, und ging ein* b r e h e n d e r s c h i n v o n s i n e m a n t l u t z, *der was als* c l a r a l s t a u s e n t s u n n e n v o n i m s c h i n e n, u n d s t u n d d e r h i m e l o f f e n o b e i m, *und kom ie uber ein weil ein groz schar der engel und die heiligen.* und die verstorbene schwester Adelheid von Grindlach deutet ihre verklärte existenz unter diesem bilde: 21, 26 *Do si nu tod was, do kom si einer bewerten frawen her nider, die fragt sie, wie ez umb sie stüende? die sprach: do bin ich in himelrich und* s c h i n t *die heilig driraltikeit durch mich als ein sunne, und bin reht worden* a l s e i n b i l d e d a z d o s c h e i n e t d u r c h e i n c r i s t a l l e n: a l s o g e l e s t d i e g o t h e i t i n m i c h. im gegensatz zu dem älteren dogmatisch lehrhaften tropos durchsonnten glases, der für Mariae empfängnis gilt, handelt es sich hier um durchstrahltes f a r b e n glas mit bildlicher darstellung. unter dem empfundenen bild eines lichtdurchglühten kirchenraums versucht eine andere verstorbene schwester ihrem erlebnis von Gottes unaussprechlicher schönheit ausdruck zu verleihen: 33, 24 *Doch wil ich dir ein glichnusse* [*sagen*] *von unsers herren schœn, ez ist aber als unglich an einander als weiz und swartz: und wer* e i n k i r c h v o n l a u t e r m g e s l a g e n g o l d e, u n d s c h i n e n h u n d e r t s u n n e n d a r e i n *und daz ie die sunne sibenstunt als schon wer und als clar als sie ietzund ist und schin in daz golt, — daz wer ein grozzer schin: daz wer der minsten schon niht geleich die an got ligt.*

'Licht' ist ein charakteristischer, symbolisch gewordener terminus religiöser mystik, der schon in den johanneischen und gnostischen schriften eine bedeutsame rolle spielt (AVogt-Terhorst Der bildliche ausdruck in den predigten Joh. Taulers s. 9)[1]. Gott ist licht, und seine erleuchtung eitel gnade (HTheiler Das licht als symbol und sakramentale in der katho-

[1] auf die tiefere bedeutung der neuplatonischen 'lichtmetaphysik' für die mal. gedankenwelt wies uns zuerst ClBaeumker: Witelo s. 372 ff und Platonismus im ma. s. 18ff.

lischen kirche [1907], passim). licht ist auch die menschliche seele, deren mystische vereinigung mit Gott im licht erschaut und erlebt wird. das wort 'licht' ist voller stimmung und 'lyrische formel' (Nadler Littgesch. I 170). licht als intuition, über alles wissen erhaben, geleitet die hl. Hildegard durch ihr ganzes leben. auf langes drängen schreibt sie an Wibert von Gembloux in jenem denkwürdigen brief des jahres 1171 von diesem lichte: Pitra Analecta sacra VIII s. 332 *Lumen igitur quod video locale non est, sed multo et multo nube quae solem portat lucidior est; nec altitudinem, nec longitudinem, nec latitudinem in eo considerare valeo, et illud Umbra viventis lucis mihi nominatur ... Quicquid autem in hac visione videro seu didicero, huius memoriam per longum tempus habeo, ita quod quando illud viderim et audierim, recordor, et simul video, audio, scio, et quasi in momento hoc quod scio, disco; quod autem non video, illud nescio, quia indocta sum; sed tantum litteras in simplicitate legere instructa sum.* 'schatten des lebendigen lichts' ist mystisch gedämpftes licht, visionär geschautes licht der gotik, das das 'lebendige licht' selbst nur als einzelnen lichtstrahl selig erhebenden wonnegefühls duldet: *In eodem lumine aliam lucem, quae Lux vivens mihi nominata est, interdum et non frequenter video; et quando, et quomodo illam videam, proferre non valeo; atque interim dum illam video, omnis tristitia et omnis angustia a me aufertur, ita ut tunc velut mores simplicis puellae et non vetulae mulieris habeam.*

Wurde nun die raumphantasie des dichters durch ein würklich existierendes bauwerk entzündet, so können wir als einzigen gotischen rundbau, dem der einfluss anders gesonnener französischer gotik jedwede nachfolge versagte, nur die Trierer Liebfrauenkirche nennen, auf die schon San Marte uaa. als vorlage vom dichter geschilderter einzelformen verfielen. oder dürfen wir dem Tatureldichter, der die fortführung des Wolframwerks durch berufung auf den bau der Marcuskirche verteidigt und der deutlich etwas vom architekten in sich fühlt, die schöpferkraft selbständiger verschmelzung centralisierend zusammenfassenden und gotischen baugedankens zutrauen, indem er etwa den nach dem muster des Felsendoms und der Heiliggrabkirche Jerusalems vom Templerorden bevorzugten rundbau mit der er-

lebten mystischen raumstimmung einer frühgotischen[1] basilica erfüllte? ich möchte es bejahen in der voraussetzung eines mystischen urerlebens, obwol ich anderseits nicht verkenne, dass die raumschöpfung in Trier wenigstens bei anhängern centraler anlagen berechtigtes aufsehen erregen mochte. denn auch 'die einzelformen sind hier so correct gotisch behandelt, wie es bis dahin auf deutschem boden (aufser in der gleichzeitigen Elisabethkirche zu Marburg) noch nicht geschehen war'. die kunstwissenschaftliche analyse Dehios (I 291 f) hebt dann besonders die fenster der Liebfrauenkirche hervor, die ersten in Deutschland mit ausgebildetem stab- und mafswerk, wie es zu den 'bezeichnendsten attributen des gotischen stils gehört'. statt dessen schildert der dichter das edelgestein der fenster in seiner mystisches licht ausbreitenden, raumbelebenden würkung.

Der raum ist aber in der gotischen architektur stets 'das primäre, er ist der directe ausgangspunct der baukünstlerischen conception' (Worringer s. 104). trotzdem hatten die erklärer des Titurel lediglich die tektonische form des tempels im auge, weswegen ihnen das der schilderung zu grunde liegende dichterische erlebnis verborgen bleiben muste.

Solch schöpferisches erleben eines mal. dichters, wie wir es mit unsern bisherigen mitteln nur selten begreifen, offenbart sich uns hier als wichtiges zeugnis einer mächtigen, die gebundenheit mal. gefühlslebens lösenden geistigen bewegung. und es ist kein zufall, dass sich dies erlebnis in architektonische formbeschreibung kleidet. war doch dem mal. menschen die architektur allein als einzige würklich frei schaffende kunst vollgültiges ausdrucksmittel seiner gefühle, während alle übrigen künste noch nicht mündig waren, letztes und tiefstes erleben zu gestalten (Pinder Vom ausdruckswert der mal. kirche, Genius I [1921], 66 ff). diese für das ma. geltende völlige ungleichwertigkeit der künste wird auch die stilästhetische absicht, die architektur des höfischen epos und den rhythmus romanischer und gotischer baukunst durcheinander und mit einander zu deuten, schwerlich überwinden, selbst wenn die erforderlichen vorbedingungen erfüllt sein würden durch weitere forschungen metrischer art im sinne der studien Plenios, der sein auge an der mittellateinischen

[1] der streit um übergangsstil oder frühgotik (s. Roethlisberger s. 55 ff) wird in unserm zusammenhange natürlich belanglos.

formenwelt geschult und ihren sinn begriffen hatte, bevor er sich mittelhochdeutschen dichtungsformen zuwante. 'Beethoven, im mittelalter geboren, hätte kathedralen bauen müssen.' so gestaltet der Titureldichter gotisches erleben durch architektonische schilderung des Graltempels, und zwar in einer zeit als die reception des gotischen stils gerade vollendet war. dies bedeutsame ereignis spiegelt sich, wie JosSauers Symbolik des kirchengebäudes zeigt, nicht in der stereotypen formel mal. liturgiker und symboliker, weder in der symbolisch-allegorischen noch in der freier gehandhabten, unter dem einfluss der mystik mehr und mehr zur herschaft gelangenden tropologisch-moralischen interpretation, wie sie auch unser dichter in der rede Titurels an seine gralgenossen gepflegt hat. 'Die wichtigsten, tief ins wesen der bauweise eingreifenden veränderungen, wie sie bei ausbildung des romanischen stils und beim übergang von diesem zum gotischen stile stattgefunden haben, sind ohne widerhall und ohne tiefere auffassung in der symbolischen litteratur geblieben, geschweige denn dass eine solche die erste veranlassung jener bedeutungsvollen vorgänge gewesen wäre' [1]. nicht jedoch besteht zu recht die daraus gezogene folgerung, dass die von der romantik des 19 jh.s den schöpfern des gotischen stils unterlegten gefühle wie 'emporstreben zum licht durch überwindung der schweren masse' [2] und 'vergeistigung der materie' von ihnen selbst nicht empfunden wären. worüber die in überkommenen formen erstarrte begriffswelt mittelalterlicher monumentaltheologie keine auskunft gibt, das verkündet der dichter, der nicht als ausübender künstler oder beratender cleriker, sondern als laie den geist der gotik erlebte, und zwar ganz im sinne nachempfindender romantik und moderner kunstwissenschaftlicher forschung.

[1] JosSauer Symbolik des kirchengebäudes u. seiner ausstattung in der auffassung des mittelalters s. 296.

[2] ebda s. 110.

Hamburg. **J. Schwietering.**

EIN FRAGMENT DER GOLDENEN SCHMIEDE. *Im archiv der stadt Dortmund hat die archivarin frln dr Luise von Winterfeld ein pergamentblatt entdeckt, das aus einer einspaltigen hs. der Goldenen Schmiede stammt und als falz für eine kämmereirechnung von ca. 1460 gedient hat. es ist inzwischen durch tausch in den besitz unserer universitätsbibliothek übergegangen.*

Das blatt ist an der aufsenseite stark beschnitten und aufserdem unten schräg abgenagt, sodass die versanfänge auf der rückseite (1098 *ff*) *mehr oder weniger gelitten haben. der umfang lässt sich auf* 16, 3 *cm höhe und* 10 *cm breite bestimmen; die höhe der schriftcolumne beträgt* 10,8 *cm. es ist keinerlei liniierung vorhanden, die zeilen* — 21 *auf der vorderen und* 22 *auf der rückseite — beginnen auf gleicher höhe, die anfangsbuchstaben durchzieht ein senkrechter roter strich. der text reicht von* 1071 *bis* 1169.

Der schreiber war ein Niederdeutscher, wie 1157 grot, 1158 kůschlike *beweisen: es ist charakteristisch, dass seine sprache am deutlichsten in wörtern durchbricht die zugleich varianten darstellen.*

Ich lasse die abweichungen von WGrimms text folgen, die graphischen nur soweit sie interesse haben.

1073 Da — 75 niſt — 76 Do — waren — 78 Vnde de — *vv.* 1079—84 *fehlen* (= *B*) — 85. 86 v̊mmer. nv̊mmer — 87 Mach (= *G*) — 88 ſcrifte — 89 Der ewichlichē — 90 ſie — helfe] ſtede — 91 Verſůchen — alzů — 93 dat — 94 dan ober leit — 96 niſte — 97 genaden — 98 [V]an — 99 manigen — 1101. 2 kerit. uerſerit — 8—56 *fehlen, dafür die beiden verse* [Vn̄] iſt aůch nit ůmbillich. [Iz] waz ein ſache vremdelich — v. 57 [Vn]de ein grot wůnder wilde — 58 kůschlike — 59 ſchoindē — 60 [Vn]de — 62 ůnkuslich — 63 [W]n̄s vor — 64 glanzer engil — 65 [Zů] enander — mochten — 66 din wol lůterkeit — 68 heilikeide — 69 ůmmazen.

Die kleinere lücke 1079—84 *teilt das fragment mit der Gothaer hs. B, aber da es sonst keine la. mit B gemeinsam hat, scheint das überspringen von* an des gelouben 1079 *auf* an dem gelouben 1085 *den beiden schreibern unabhängig passiert zu sein. die gröfsere lücke* 1105—56 *ist wol durch den ausfall eines blattes in der vorlage* (2 × 26 *verse*) *verschuldet: der schreiber, der diesen mangel bemerkte, suchte ihn durch ein paar recht ungeschickte verse eigener mache zu verkleistern.*

Wir bedürfen dringend einer buchgeschichte der Goldenen Schmiede, die sicher zunächst als ein zierliches andachtsbuch kleinen formats hinausgegangen und so noch lange verbreitet worden ist, nachdem sie längst auch in gröfsere sammelhandschriften aufnahme gefunden hatte.

E. S.

GUSTRATE.

Kudr. 1164: *si heten mit dem râte gestriten al den tac*
ez was nu worden spâte, der sunne schîn gelac
verborgen hinder wolken ze Gustrâte verre.
des muose noch belîben Ortwîn und Herwîc der herre.

Das schauspiel der sinkenden und aufsteigenden sonne, des täglich absterbenden und auflebenden lichtes muss immer wider den unbefangenen, mit der natur lebenden menschen tief erregen und hat daher in der germanischen poesie von altersher mannigfachen ausdruck gefunden (Grimm Myth.[2] 700 ff; Lüning Die natur in d. altgerm. u. mhd. epik 37 ff; die schilderung des sonnenunterganges im *mare pigrum trans Suionas* bei Tac. Germ. 45 halt ich für einen misverstandenen bericht über das nordlicht), wobei ursprünglich tag und sonne geschieden werden. die Germanen haben den malerischen eindruck der starken licht- und schattenwürkungen, die beim sonnenauf- und untergang entstehn, wenn das intensive licht mit dunklen wolkenmassen ringt, sehr gut empfunden, und dieser gegensatz zwischen hell und dunkel wird oft bezeichnet, besonders gern beim sonnenaufgang als kampf und sieg des lichtes, die sonne 'bricht' durch die wolken (Will. 289, 3. 292, 14): *that the lasto dag liohtes skîne thurh uuolkanskion* Hel. 4288; (morgenrot): *alsô der morgenrôt tuot ûz trüeben wolken* Nib. 280, 1; *diu sunne gegen dem morgen durch diu wolken schein* Ortnit 89, 1; *diu sunne was sô nider komen, daz ir den schîn hete benomen der wolken trüebe gên der naht* Bit. 9365; *der sunnen was gein hœhe gâch: ir glesten durch die wolken dranc* Parz. 196, 10; mit grandioser bildlichkeit: *sîne* (des tages) *klâwen durch die wolken sint geslagen, er stiget ûf mit grôzer kraft* Wolfr. Lieder 4, 8. der gegensatz kann aufgehoben werden, die sonne macht die wolken hell: *als der sunnen blicke durch diu liehten wolken brach* Wolfd. A 82, 3; vgl.: *der sunnen gelich diu trüebiu wolken tuot liehte gevar* MFr. 123, 1.

Sonnenaufgang und -untergang kann innerhalb der epischen erzahlung auch bei einer reicheren ausstattung der vorstellung ebenso als einfache zeitbezeichnung dienen wie die schlichteren wendungen (Kudr. 878, 1: *der âbent seic ie nâher*; 885, 3: *der tac was verendet, nahten ez begunde*). anderseits aber steht aufser zweifel, dass von altersher in der epischen dichtung empfundene naturschilderung zugleich stimmungshintergrund für die handlung sein kann, worauf man allerdings bei der behandlung des naturgefühls weniger geachtet hat (Biese Entwicklung des naturgefühls 98 ff). ich weise hier für das mhd. heldenepos auf die schilderung nächtlicher kämpfe im mondlicht hin. die Kudrundichtung bietet ein wunderbares stimmungsbild des dämmernden morgens, des entscheidenden morgens, den die gefangenen frauen auf der normannischen königsburg in bestimmter erwartung ihrer befreier

herbeisehnen (1355 ff). eine der frauen ist ungeduldig ins fenster getreten: *si spehete, wanne ez wære, daz ez tagen solde.* wir erleben mit ihr was sie sieht: der morgenstern steht noch am himmel. das blasse licht der ersten dämmerung spiegelt sich in den wellen am strande, die ihren blick anziehen (*gên des wazzers brehenc*), und dort sieht sie nun im ungewissen schimmer des morgengrauens die helme und schilde der ruhenden Hegelinge aufleuchten. die dämmerung hat hier etwas spannendes, man erwartet im nächsten augenblick, sobald das licht stärker wird, den kampfruf des wächters zu hören (1360). auch die schilderung des sonnenuntergangs in str. 1164, die in der Kudrun kein seitenstück hat, ist stimmunggebend. sie erweckt die vorstellung einer erwartungsvollen pause. vergebens hat man sich den tag über (1164, 1) bemüht, Ortwin und Herwig von der späherfahrt abzuhalten, da der erfolg der ganzen unternehmung in frage gestellt ist, wenn sie in die hand des feindes fallen. die beiden haben ihren willen durchgesetzt und für den fall dass sie nicht zurückkehren sollten, ihre letzten bestimmungen getroffen; am nächsten morgen wollen sie aufbrechen. nun ist es spät geworden, die sonne versinkt in den wolken. auf morgen also, heute nichts mehr! *des muose noch belîben Ortwîn und Herwîc der herre.* diese durch den sonnenuntergang bezeichnete ruhepause ist künstlerisch wol erwogen: sie bezeichnet die peripetie des III. teils. der nächste tag verändert mit einem male Kudruns und ihrer frauen lage, verwandelt ihre hoffnungslosigkeit in sichere erwartung der befreiung.

Zu dem malerisch würkenden *hinder wolken* tritt nun das seltsame *ze Gustrâte verre*, also eine bezeichnung des ortes wo die sonne versinkt oder zu versinken scheint. vielfach hat man sich mit der erklärung dieses zusatzes bemüht, man sieht in *Gustrâte* einen phantastischen namen für einen ort im fernsten westen (vgl. Martins und Sijmons anmerkungen). MHaupt setzte *Gustrâte* in beziehung zu dem Parz. 9, 12 erwähnten *Gylstram* (*wærstu von Gylstram geborn oder komen her von Ranculât*). der sinn der stelle ist: stammtest du auch aus der weitesten ferne, wärst du auch nicht mein bruder, um deiner persönlichen eigenschaften willen würde ich dich doch an bruders stelle bei mir behalten. Ranculat gehört in den Orient, vgl. 563, 8. die grofse mohammedanische welt ist natürlich hauptsächlich im osten gedacht, erstreckt sich aber auch weit in den westen hinein:

von Orjent unz an Pozidant,
dar zuo al indiâschiu lant
von Orkeis her unz an Marroch,
dar zuo den wîten strich dannoch
von Griffâne unz an Rankulât. Will. 94, 15.

dass in der Parzivalstelle Gylstram im gegensatz zu Ranculat stehn, also im äufsersten westen gedacht werden müsse, ist durch

den zusammenhang durchaus nicht bedingt. anders läge es, wenn Ranculat mit dem sonnenaufgang in beziehung gesetzt wäre, wovon nicht die rede sein kann, s. Parz. 563, 7. Martin führt Gylstram auf ein nord. *gullstraumr* zurück und erklärt *Gustrâte* dementsprechend als 'goldstraſse' (ags. *goldstræt*, mnl. *goudstrate*), indem er an die wendung: 'die sonne geht zu golde' (Myth.[2] 703) erinnert, vgl. Germ. 19, 432. weder die angelsächsische dichtung, in der die sonne gern in beziehung zum meer gesetzt wird, noch die nordische gibt einen anhalt für diese erklärung. nach nordischer anschauung ist der groſse Ocean, in dem die sonne im fernen westen versinkt, das 'rote' meer (vgl. Fritzner Ordbog I 675 unter *haf*).

Nichts ist anzufangen mit *Geilât* (*Gîlest*) in Salm. u. Morolf (256, 1):

ich kam zû Gilest in die hauptstat,
da die sunne ir gesidele hat,
da bi lît ein lant heizet Endiân.

alt ist freilich die vorstellung, dass die sonne ihren ruhesitz im westen hat, wo sie nach ihrem tageslauf rastet (*sô huo gisêgid uuarth sedle nâhor hêdra sunna* Hel. 5713, *do die sunne in yr gesedel* (*under iren gesiedel*) *solte gan* Mor. 679, 3, s. die stellen in Myth. [2] 700), doch kann es sich hier nur um einen ort im fernsten osten handeln: denn keinem mittelalterlichen dichter, so unklar auch sonst seine geographischen vorstellungen sind, wird es einfallen, das schon aus der Alexandersage so wolbekannte Indien in den westen zu verlegen. Geilat oder Gilest ist also ein ort ganz nahe dem sonnenaufgang, wie Orkeise (Will. 35, 4),

daz sô nâhe der erden orte liget,
dâ nieman fürbaz bûwes pfliget
und dâ der tagesterne ûf gêt
sô nâh, swer dâ ze fuoze stêt,
in dunct daz er wol reichte dran (nichts davon in Aliscans).

Es ist wol eine natürliche vorstellung, dass die sonne auch im osten eine art von ruhestätte hat, von wo aus sie ihre wanderung über den himmel antritt. das haus des Phoebus steht im fernsten osten:

unde oritur, domus est terrae contermina nostrae Met. I 774.

Phaeton durchzieht Aethiopien und Indien, um zum sonnenschloss zu gelangen:

Aethiopasque suos, positosque sub ignibus Indos
sideriis transit, patriosque adit impiger ortus.

die sonne hat im osten ein goldenes schloss (slowenisch) Zeitschr. f. ethn. 7, 95. ein ausweg der verlegenheit ist es, wenn Wilmanns (Entwickelung der Kudrundichtung 258, 2) annimmt, mit Gustrate sei die indische landschaft Guzzerat gemeint, und der dichter habe das land des sonnenaufgangs mit dem des sonnenuntergangs verwechselt. übrigens kommt dieser name in den

typischen mittelalterlichen beschreibungen Indiens nicht vor (Isidorus Et. 14, 3. 5—7; Honorius Aug. Im. mundi 1, 11—13; Rudolf vEms Weltchronik 1417 ff; Lucidarius ed. Heidlauf 10 ff).

Der allgemeinen vorstellung des ma.s widerspricht es durchaus, im fernsten westen ein land anzunehmen, das etwa von menschen bewohnt gewesen wäre und in dem man eine nomenclatur hätte anbringen können. charakteristisch für den westen ist die unendliche leere, wie für den osten die unendliche fülle der erscheinungen und wunder. die insulae fortunatae und die Hesperiden dachte man sich in erreichbarer lage, in der nähe der afrikanischen küste (Isidorus Et. 14, 6. 8), Winland setzt Adam vBremen (4, 38) in den n ö r d l i c h e n ocean. erst durch die Brandanlegende tritt eine veränderung dieser vorstellungen ein, SBrandanus findet ein land im westen, aber nur er ist zu dieser im fernen westen gelegenen insel gelangt, die seitdem als verloren gilt: *est quaedam Oceani insula dicta Perdita amoenitate et fertilitate omnium rerum prae cunctis terris longe praestantissima hominibus ignota. quae aliquando casu inventa postea quaesita non est inventa et ideo dicitur Perdita. ad hanc fertur Brandanus venisse* Honorius Aug., Im. mundi 1, 36, vgl. Rudolf vEms, Weltchron. 3040 ff; Lucidarius p. 18. niemals aber wird diese insel als ort des sonnenuntergangs bezeichnet, im westen sinkt die sonne ins meer. mit dieser herschenden vorstellung steht es geradezu im widerspruch, wenn die stelle des untergangs durch einen namen bestimmt wird. der Ocean hat im westen keinen strand, daher ist es etwas unmögliches, was dem Tanhäuser von seiner dame zugemutet wird:

si wil, daz ich ir wende den Rîn,
daz er für Kobelenze iht gê,
sô wil si tuon den willen mîn.
mac ich ir bringen von dem sê
des grienes, dâ diu sunne ûf gêt
ze reste, sô wil si mich wern.
ein sterne dâ bî nâhe stêt,
des wil si von mir niht enbern. MSH 2, 92^{b}.

Indessen gibt es tatsächlich eine überlieferung, die durch zwei namen die stellen des sonnenaufgangs und -untergangs bezeichnet. sie ist erhalten in den ags. prosagesprächen Salomon und Saturn und Adrianus und Ritheus. auf die frage nach den ältesten städten folgt: *and hwæt hatte seo burh, đær sunne up on morgen gađ? ic đe secge, I a i a c a hatte seo burh. saga me hwær gađ seo sunne on æfen to setle? ic the secge, G a r i t a hatte seo burh.* Kemble The dialogue of Salomon and Saturnus 186; *saga me đære burge naman đær sunne upgæđ? ic đe secge, I a i a c a heo hatte. saga me, hwæt hatte đæt đær heo on setel gæđ? ic đe secge, I a n i t a heo hatte* 202. auf diese stellen hat bereits Müllenhoff in der 1. ausgabe der Denkmäler hingewiesen (s. 346). die

beiden dialoge gehören in die grofse, weitverzweigte mittelalterliche katechismuslitteratur, in der geistliche und weltliche, historische und naturwissenschaftliche gegenstände in frage und antwort behandelt werden. der zweite dialog entnimmt seinen rahmen und auch einen teil seines inhaltes der Altercatio Hadriani et Epicteti, deren verbreitung im romanischen gebiete von WSuchier behandelt ist (L'enfant sage, Dresden 1910, Ges. f. rom. litteratur bd. 24). in keinem andern gespräch, auch in den späteren volksbüchern nicht, findet sich, soviel ich weifs, eine durch ortsnamen bezeichnete angabe über die puncte des sonnenaufgangs und -untergangs. in dem gespräch des Adrianus und Epictetus wäre dazu gelegenheit, da in verschiedenen versionen die frage gestellt wird, was die sonne während der nacht tue (L'enfant sage 296, 59; 354, 31; 400, 29; 414, 44, vgl.: 'welche richtung geht wol die sonne, wenn sie in den Ocean taucht' Imram curaig UaCorra bei Zimmer Zs. 33, 187). über die herkunft der in den englischen dialogen erhaltenen überlieferung, die von der wissenschaftlichen und populären vorstellung des mittelalters so wesentlich abweicht, kann ich nur eine vermutung äufsern. bestimmt bezeichnet und benannt werden die stellen des sonnenaufgangs und -untergangs bei den Babyloniern: *šad sīt šamši*, berg des sonnenaufgangs; *šad írīb šamši*, berg des sonnenuntergangs (PJensen Die kosmologie der Babylonier 212, HPrinz Altorientalische Symbolik 76 ff, s. figur 39 bei AJeremias Handbuch der altorientalischen geistescultur s. 57, abbildung eines sumerischen siegelcylinders, sonnengott über den aufgangberg emporsteigend), die gleiche vorstellung mit entsprechenden namen findet sich bei den Indern. nun ist es gewis nicht ausgeschlossen, dass durch jüdische vermittlung diese babylonische bestimmung des anfangs- und endpunctes der sichtbaren sonnenbahn durch ortsnamen in den occident gelangt und in wunderlicher entstellung in dem altenglischen dialog erhalten wäre. Babylonier und Inder denken sich die 'berge' des sonnenaufgangs und sonnenuntergangs eigentlich als die abhänge (im osten und westen) des grofsen, in den himmel ragenden götterberges im norden, wenn man auch, wie das natürlich ist, diese anschauung nicht immer festhält und dann die berge des sonnenaufgangs und -untergangs davon trennt. hinter dem götterberg wandert die sonne in der nacht von westen nach osten (vgl. die kosmographie des Kosmas und seine abbildung des universums bei Beazley The dawn of modern geography I 290; die sonne bewegt sich um den grofsen berg im norden). Jes. 14, 13 — ich verdanke diesen hinweis meinem collegen Meinhold — enthält die babylonische vorstellung des götterbergs: 'gen himmel will ich steigen, oberhalb der gottessterne erheben meinen thron und sitzen auf dem götterberge im äufsersten norden' (= an den enden des nordens, בְּיַרְכְּתֵי צָפוֹן). in dem jedenfalls jüngeren

Ps. 48 (v. 3) ist diese formel erstarrt auf den berg Zion übertragen. der sing. יַרְכָה = *jarekāh* klingt merkwürdig an das *Jaiaka* des englischen dialogs an.

Es gab also eine tradition über den ort des sonnenuntergangs, und die möglichkeit, dass auch das *Gustrâte* in der Kudrundichtung auf eine solche hinweist, kann an sich nicht bestritten werden. freilich mit den namen der englischen dialoge wird man *Gustrâte* nicht verbinden wollen.

Die vermutung über die bedeutung von *Gustrâte,* die ich im folgenden zu begründen suche, setzt eine bestimmte auffassung der Kudrundichtung voraus. ich nehme an, dass durch Panzer (und Schröder) die formelle einheit der uns überlieferten fassung feststeht, dass es also unmöglich ist, durch blofse ausscheidung von strophen und strophenreihen eine ältere gestalt der dichtung auch nur für einzelne partieen zu gewinnen, wenn es natürlich deshalb nicht ausgeschlossen ist, dass einzelne strophen der einheitlichen dichtung zugesetzt und die reihenfolge der strophen hier und da verwirrt ist. die ergebnisse der Panzerschen untersuchungen lassen aber doch der höheren kritik noch genügenden spielraum. der schwache punct in der Panzerschen auffassung ist durch das bild bezeichnet, das er sich vom dichter der Gudrun macht. dieses bild enthält unlösbare widersprüche. hier bin ich ganz der meinung MRiegers (Zs. 51, 80): 'den dichter kann ich mir nicht vorstellen noch construieren, der in der hauptsache so vorzügliches leistet und daneben so viel sinn für das unbedeutende beweist und so liederlich arbeitet, dass man über seine widerholungen und widersprüche auf schritt und tritt stolpert'. dieser dichter mit seiner künstlerischen besonnenheit und seiner trottelhaften gedankenlosigkeit ist in der tat psychologisch unmöglich. aber welchen grund haben wir eigentlich anzunehmen, dass der mann der die ergreifende dichtung von der duldenden Kudrun und ihrer befreiung geformt hat, identisch sei mit dem pfuscher dessen einheitliche bearbeitung uns vorligt? soviel ich sehe, gar keinen. nichts zwingt uns einem d i c h t e r alle die erbärmlichkeiten der uns vorliegenden bearbeitung zuzuschreiben. wir müssen wol den text im grofsen und ganzen lassen wie er ist, wir können nicht daran denken, die Kudrundichtung auch nur annähernd ihrem wortlaut nach widerherzustellen, die grenzenlose verwirrung der einzelheiten ist, im ganzen genommen, unauflösbar, wol aber sind wir berechtigt, jüngeres und älteres zu scheiden, uns ein bild von dem früheren gang der erzählung zu machen.

Wenn man will, kann man das auch so ausdrücken, dass die höhere kritik bei der Kudrun sich auf sagengeschichtliche untersuchung beschränken muss: denn hier darf man sich Heuslers anschauung zu eigen machen: die sage ist in der festgefügten

form der dichtung zu denken, es handelt sich hier für uns um aufnahme, verbindung, umgestaltung dichterischer vorlagen.

Höhere kritik in diesem sinne ist nicht nur in bezug auf die eigentliche composition, den gang der handlung, einführung von personen, charakteristik, episoden usw. berechtigt, sondern vor allen auch bei den bestandteilen des rahmens, besonders der localisierung.

Die geographische verwirrung in der Kudrundichtung ist berühmt. wenn man sich auch klar macht, dass dem mittelalterlichen menschen die uns selbstverständliche orientierung, die sichere anschauung von der gegenseitigen lage, ausdehnung, gestalt und den entfernungen der länder nicht gegeben war, dass auch auf den grofsen karten jener zeit die bestimmung der lage immer vor dem bedürfnis zurücktritt, alles gewuste, sei es auch im grösten durcheinander, innerhalb des feststehnden gesamtbildes unterzubringen — so bleibt doch die häufung von unklarheiten und widersprüchen in der geographie der Kudrun unerhört, und alles was sich ähnliches zb. in den sorglosen spielmannsepen findet, kann sich dem nicht vergleichen. die natürliche auffassung der älteren forschung, dass diese verwirrung nicht ursprünglich sei, bleibt zu recht bestehn. handelte es sich um geographische namen, die durch die dichterische überlieferung weithin getragen wurden, so wär es wol denkbar, dass ein dichter, dem das local der dichtung fremd war, in seiner weit entlegenen heimat die lage der länder verwirrt hätte, wenn es auch immer seltsam bliebe, dass er innerhalb seines einmal aufgestellten schemas sich andauernd in widersprüche verstricken sollte. indessen ist sehr zu beachten, dass die Kudrun geographische angaben enthält, die eine würkliche kenntnis des gebiets der handlung verraten. *Dietmers* (208), *Holzânelant* (1089), *Sêlant* (*Sêwen*), *Stürmen, Sturmlant, Nort-* (*Ort*)*lant* (etwa das land von Norden?) gehören nicht zur klasse der allgemein verbreiteten namen, *Baljan* als name der burg Hagens konnte nur von einem mann gewählt werden, dem irische ortsnamen bekannt waren. *Baljan* ist im zweiten teile bezeugt str. 288. 293. 441. 559. auch das seltsame, nicht sicher zu deutende *Frideschotten* steht im zweiten teil und zwar in einer str. (611), die in unklarer weise auf eine ältere überlieferung, auf Wikingerreiche in Irland, zurückweisen kann (vgl. 819).

Mit der einführung fremdklingender namen wie *Abakie, Alzabî, Ikaria* lässt sich ganz natürlich ein streben verbunden denken, echte namen nach dem fremden klangschema umzubilden. den beginn solcher entstellung zeigt deutlich *Holzânelant* neben *Holzsæzen* (1374. 1415). so mögen denn auch hinter *Campatille, Kassiane, Waleis* würkliche und passende ortsnamen sich verbergen, und die versuche, sie in dieser weise zu deuten, scheinen mir an sich berechtigt.

Charakteristisch für die Kudrun sind nicht nur die mehrfachen formen für denselben namen, sondern vor allem die mehrfachen bedeutungen. Karadê ist einmal das land des mit Hagen verfeindeten grafen. dann gehört es wider zum reiche Sigfrieds von Morlant. Waleis (Galeis) erscheint meist als grenzland von Hegelingen, in str. 200 ist es ein selbständiges reich. Gîvers muss str. 564 als hafenort oder küstenlandschaft in Horants gebiet aufgefasst werden, 1128, 4 ist es der Aetna usw. einem mhd. dichter, dem es nicht auf klare geographische anschauung, sondern eben nur auf namen ankam, bot die poetische litteratur wahrhaftig material genug. wie sollte er darauf kommen, einen namen in mehrfachem sinne zu gebrauchen? als versehen ist das wol denkbar, kaum aber als eine gedankenlose gewohnheit, wie man sie auch hierin dem Kudrundichter zutraut. Müllenhoffs worte, dass in der geographie der Kudrun ein nicht geringer teil der geschichte der sage stecke (DAk. IV 670), gelten auch, wenn man statt sage Kudrundichtung einsetzt.

Der ortsname der für sich allein beweist, dass mindestens die Hildensage unter den anwohnern der niederländischen und friesischen küste oder deren nachbarn im binnenlande dichterische ausbildung erfahren hat, ist bekanntlich Wülpensand; in der dichtung, auf die Lamprecht anspielt, der ort des kampfes zwischen Hagen und Hetel[1], wobei Hagen fällt, in der Kudrun der schauplatz des unentschiedenen kampfes zwischen Hetel und den entführern seiner tochter, in dem Hetel seinen tod findet. der Wülpensand oder -werder ist nun kein verlorener platz, auf dem die beiden flotten zufällig zusammenstofsen, sondern bezeichnet eine allen flandernfahrern wolbekannte stelle. Wulpen und Kadzand, zu Flandern gehörig, bildeten im mittelalter zwei inseln, zwischen denen man in das Swin, Sincfal einfuhr, s. die reconstruction der küste bei RBlanchard La Flandre (Lille 1906) 192; Häpke Brügges entwicklung 10. 211. zusammengestellt sind *homines de wulpia* mit denen von *cadsand* in einem keurbrief von c. 1190 (Coutume du Franc de Bruges 2, 7). beide landschaften werden zwar noch als insulae bezeichnet in einer urkunde

[1] In der Kudrun ist der kampf um Hilde an den strand von Waleis, einem teile von Hegelingen, verlegt, wo sich die von Irland kommenden helden nach beendigung ihrer seefahrt mit Hilde gelagert haben und von Hetel begrüfst worden sind. éine stelle scheint mir noch auf eine ältere fassung der dichtung hinzuweisen, in der der kampf auf einer zwischenstation der seefahrt vom lande Hagens zu dem des entführers stattfand. Hilde wird vor dem kampfe mit einer schutzwache von 100 rittern auf ein schiff gebracht (494). das ist in der geschilderten situation völliger unsinn, da nichts hindert, sie im innern des landes, etwa in der Hegelingenburg, in sicherheit zu bringen. dagegen ist guter verstand in der mafsregel, wenn die seefahrt der entführer noch weiter fortgesetzt werden muste. ein solcher, sehr charakteristischer stehngebliebener zug ist die erwähnung von zwei königen in str. 702, s. Panzer s. 349.

von 1500, s. ebenda s. 450, deshalb können sie aber doch längst mit dem lande fest verbunden gewesen sein. der Wülpensand bezeichnet also die aufsenrhede von Brügge, seit dem ende des 12 jh.s von Damme. 1050 ligt ein angelsächsischer flüchtling *on Ulpe,* der dann seine frau nach Brügge in sicherheit bringt MG. SS. XIII 112; The anglosaxon chronicle I 308 Thorpe. seit ältester zeit ist das Swin als geschützter ankerplatz an der gefährlichen Nordseeküste bekannt, durch dies gewässer fahren die schiffe zu dem orte, der eben schlechthin 'der anlegeplatz' heifst und im 13 und 14 jh. der bedeutendste welthandelsplatz nördlich der Alpen wurde, als schon die ladungen der seeschiffe nur durch leichter nach Brügge gelangen konnten. die rhede des Swin war natürlich auch eine station des grofsen seeweges, der von der biskayischen küste, später der strafse von Gibraltar an der Bretagne und Normandie entlang nach der Themsemündung oder an der friesischen küste weiter nach der Eidermündung, nach Ribe, Norwegen und in die Ostsee führte. die landmarken der küste, vor allem aber die ankerplätze bezeichnen die *wazzerstrâze* (Kudrun 836, 4; *qui iter et portus maris ac fluminum mare influentium notos habebant* MG. SS. XIII 472). die schiffe, deren manövrierfähigkeit äufserst gering war, musten ja bei conträrem wind den nächsten ankerplatz aufsuchen, um günstigen segelwind abzuwarten. ein häufigeres landen war auch dadurch geboten, dass man der mannschaft gelegenheit zur bereitung warmen essens geben muste, denn eine kocheinrichtung gab es nicht auf den schiffen. bei den Skandinaviern wurde dann gewöhnlich von dem mitgeführten mehl brei im *matbúdarketill* gekocht, die Wikinger verschafften sich frisches fleisch durch *strandhǫgg.* Falk Altnord. seewesen 7.

Aus der aufzählung der landmarken mit den zu vermeidenden klippen und bänken und den ankerplätzen entstehn die beschreibungen der seewege, später in den seebüchern zusammengefasst. die in alter zeit bei der küstenfahrt gesammelten beobachtungen behielten auch ihren wert, nachdem compass und verbesserung des segelwerks die hochseefahrt erleichtert hatte, und in den späteren beschreibungen und den portulanen, soweit sie die nördlichen gewässer einbeziehen, finden wir im wesentlichen immer wider dieselben namenreihen.

Flotten verabredeten im voraus einen auf ihrem wege liegenden ankerplatz, um sich wider zu sammeln. so geschieht es in der Kudrun beim auszuge gegen die Normandie; die flotte Herwigs und Ortwins segelt geschlossen aus (1104—1117), es wird aber ein aufenthalt an der Swinmündung verabredet (1121):

ûf dem Wülpensande, dâ ê was der strît,
von iegelîchem lande dâ heten si sich sît
vermezzen alle gelîche einer samenunge.

dort stöfst Sivrit von Morlant[1] mit 24 kocken zu ihnen (1123. 1126). im jahre 1269 segelt eine friesische kreuzfahrerflotte aus; auch sie verabredet einen aufenthalt im Swin, um die ausrüstung zu ergänzen und zu vervollständigen (*per aliquod tempus demorati sunt, instrumenta nautica et alia necessaria renovantes ac supplentes* MG. SS. XXIII 554).

Es ist sehr wol möglich, dass auch die klostergründung auf dem Wülpensande (909 ff) eine erinnerung enthält, die auf eine genaue kenntnis der Swinmündung hindeutet: *ez wurden spitalære* (916, 3). mit recht hebt Schönbach (Das christentum in der altdeutschen heldendichtung 153) hervor, dass hier nicht an eine niederlassung von Johannitern gedacht ist, sondern an eine geistliche stiftung mit herberge und krankenhaus. eine solche stiftung war hier, an einer von so vielen seefahrern aufgesuchten stelle, wol am platze. wir würden sie heute als seemannshaus oder -heim bezeichnen. nun befand sich in der tat wenigstens am ende des 13 jh.s ein solches hospitale auf Wulpen. im jahre 1292 bestimmt ein presbyter Henricus de Werhem in seinem testamente (nach vermutung des herausgebers in Brügge): *item relinquo jure legati hospitalibus de Birvliet, de Ysendike, de Oestburgh, s a n c t e M a r i e i n W l p i s, sancti Iohannis in Dam, de Pottria in Brugis, de Torhout, de Bunre, de Tielt, de Donze cuilibet eorum viginti solidos.* Cronica et cartularium monasterii de Dunis (Brügge 1864) p. 648. es gibt auch ein Wulpen südwestlich Nieupoort (s. die karte am schluss des 1. bandes von Warnkönigs Flandr. staats- und rechtsgeschichte). auch in Brügge selbst wird ein Wulpen erwähnt (Häpke Entw. von Brügge 213, 1). doch lässt die ordnung der namen im testament keinen zweifel, dass Wulpen an der Swinmündung gemeint ist.

[1] Sollte nicht doch in Morlant die erinnerung an den alten namen der bewohner Flanderns 'Morini' weiterleben? jedenfalls erhielt sich der name in officiellen benennungen im mittelalter. der bischof von Thérouanne heifst episcopus Morinorum, und 1125 bezeichnet sich graf Karl der Gute von Flandern als comes Morinorum Hans. gesch. bl. 12, 323. 324. war in der älteren Kudrundichtung Morlant in Flandern gedacht, so würde das zusammentreffen an der Swinmündung besonders passend erscheinen. Sifrid, ein Däne, verwanter des dänischen königs, besetzt 928 die flandrische grafschaft Guines, Steenstrup Dansk hist. tidskrift IV 6, 487 ff. Vogel meint, dass Wicquinghem an der Aa dieser dänischen siedlung namen und ursprung verdanke, Normannen 400, anm. 4. Sivrit von Morlant ist, wie die Elsloo-episode beweist (Kudrun 668—729, 821—834), einer der beiden könige, die an der spitze des 'grofsen heeres' stehn, das in der zweiten hälfte des 9 jh.s jahre hindurch den westen in schrecken versetzte; 885—886 belagert er Paris. er stirbt 887 in Friesland. es ist immerhin denkbar, dass ihn die überlieferung mit jenem flandrischen Siegfried zusammen geworfen hat: die erinnerung an diesen, romantisch durch eine verführungsgeschichte ausgeschmückt, hat sich jedenfalls lange gehalten, s. Steenstrup aao.

Die schilderung des weiteren verlaufs der heerfahrt ist verwirrt. zunächst wird die flotte durch südwinde in das *vinster mer* gegen den berg *Givers* getrieben (1126 ff). diese episode ist ein wunderliches gemisch verschiedenartiger bestandteile, deren feststellung und sonderung Panzer s. 361 ff mit sorgfalt vorgenommen hat. auch hier geht Panzer natürlich von der anschauung aus, dass dieses verwirrte abenteuer vom Gudrundichter herrührt, er betrachtet die schilderung der ganzen see- und heerfahrt als eine einheitliche composition. dasselbe gilt nun auch — und damit kommen wir endlich unserem Gusträte näher — von der folgenden scene. ein sturm überfällt die seefahrer. während sie sich der Normandie nähern (*diu schif diu wâren rehte gên Ormanîelande nu gerunnen* 1136, 4; *ir müget sanfte erbiten. wir sîn Ormanie vil unverre* 1140, 4). die küste wird beschrieben: aus dem meer erhebt sich ein berg, an dem sich ein grofser wald hinzieht. frische quellen rinnen vom berge in den wald, worüber sich 'die wassermüden' freuen. Irolt ersteigt einen hohen baum, von dem er über den wald hinweg schauen kann: *dô schoute er vlîziclîche, w a r s i v o n d a n n e n s o l d e n: dô sach er ze Ormanie in daz rîche* (1144). er sieht in der ferne *siben palas riche und einen sal vil wîten* (1145), womit nur die normannische königsburg gemeint sein kann. vor mittag des nächsten tages, meint er, würden sie am ziele sein. sie sind also an der normannischen küste gelandet. auch die folgenden strophen zeigen deutlich, dass nun die absicht ist, die heerfahrt z u l a n d e fortzusetzen. Wate befiehlt alle waffen und ausrüstungsgegenstände an land zu bringen, nachzusehen und zu verteilen, vor allem aber die pferde aus den schiffen zu holen, sie zu *baneken* und zu *ersprengen*; Wate lässt diejenigen rosse, die sich bei der seefahrt steif gestanden haben, mit wasser kühlen. dann werden die lagerfeuer angezündet, das essen bereitet, die führer treten zu einer beratung zusammen, es wird beschlossen, späher nach der Normannenburg vorauszuschicken. Ortwin und Herwig bieten sich dazu an und setzen gegen den widerspruch der anderen durch, dass sie mit dieser aufgabe betraut werden. damit geht der tag zu ende, die sonne verbirgt sich hinter wolken *ze Gusträte verre.*

Panzer s. 368 hat nachgewiesen, dass diese scene mit wesentlichen einzelheiten aus der Salomosage entlehnt ist. besonders charakteristisch ist die übernahme des landschaftsbildes mit dem walde und dem berge. die späherfahrt und der sich daran anschliefsende angriff wird dann, wie es sich aus der situation von selbst versteht, zu lande ausgeführt. in der Kudrun aber kommen Ortwin und Herwig von der see (1207), und das heer besteigt wider die schiffe, um in kurzer nächtlicher fahrt den strand vor der normannischen burg zu erreichen (1347 ff). dass die erkennungsscene zwischen den beiden spähern und den waschenden frauen ebenfalls aus der Salomosage erwachsen sein

sollte (Panzer 371 ff), scheint mir eine künstliche construction, grade der entscheidende zug, dass die entführte selbst, die schwester und braut, mit den spähern zusammentrifft, fehlt in den verglichenen dichtungen. freilich zeigt sich auch im weiteren verlauf der erzählung einwürkung der Salomodichtung, besonders charakteristisch bei den drei hornrufen Wates vor dem angriff (Panzer 390); denn der dreimalige hornruf ist unmotiviert (hornsignal zum sammeln bei den Normannen zb. MG. SS. XV 510). indessen ist bei der gleichheit des themas die verwendung gleicher oder ähnlicher motive in alter dichtung ganz natürlich und beweist an sich nicht die unselbständigkeit der einen erzählung. in der schilderung der heerfahrt ligt es vielmehr so, dass eine ursprüngliche reihenfolge durch aufnahme fremder motive gestört ist. die landung an dem berg und wald erweist sich durch die mit der folgenden seefahrt in widerspruch stehnden vorbereitungen zum landmarsch als ein fremdes element. der bearbeiter hat es nicht vermocht oder nicht für nötig gehalten, diesen widerspruch zu beseitigen. da nun aber späherfahrt und erkennungsscene notwendige und organische bestandteile der erzählung sind, so muss diese auch eine der späherfahrt vorausgehnde landung enthalten haben an einem orte, der von den feinden nicht beobachtet werden konnte.

Die schilderung des angriffs auf die Normannenburg steht hoch über den typischen bildern des kampfes um eine feste, wie wir sie sonst in mhd. dichtungen finden. man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, dass sie noch charakteristische züge der Wikingerzeit enthalte, wie sie immer und immer wider von den chronisten hervorgehoben werden. Wates gestalt wächst hier zu der furchtbarkeit empor, die in den berichten der schreckenszeit die Wikinger oft wie dämonen der vernichtung erscheinen lässt. alles lebendige in der burg, auch die kinder in der wiege, opfert er unterschiedslos dem schwerte, ja selbst die aus Hegelingen entführten frauen fühlen sich nicht vor ihm sicher (1509). *ipsi enim Dani nemini nec etiam aetati parcebant* MG. SS. I 519; *per omnes enim plateas jacebant cadavera clericorum, laicorum, nobilium atque aliorum, mulierum, juvenum et lactantium* 521. immer wider wird hervorgehoben, dass die angriffe der Normannen völlig überraschend kommen, wie seeungeheuer tauchen die flotten der Wikinger plötzlich aus dem meer auf (Steenstrup Normannerne I 363). so ist auch der überfall auf die burg Hartmuts gedacht, in der nacht kommt die flotte heran, mit dem ersten morgengrauen brechen die Hegelingen aus dem lager am strande hervor. der überfall auf Quantovicus (an der Canche) (842) erfolgt wie in der Kudrun im ersten morgengrauen: *ea tempestate Normannorum classis in emporio, quod Quantovicus dicitur, repentino sub lucem adventu depraedationibus, captivitate et nece sexus utriusque hominum adeo debacchati sunt, ut nihil in eo praeter aedificia*

pretio redempta relinquerent MG. SS I 349 (Annales Bertiniani). die flotte kam von England und stiefs sofort wider nach der englischen küste hinüber (Vogel Normannen 88). entsprechend verfuhren sie auf dem lande: 'durch nächtliche eilmärsche erreichten sie oft städte und klöster, bevor die bewohner noch eine ahnung von der nähe des feindes hatten' ebenda s. 43; vgl. s. 162. 170. 186. durch nächtlichen abzug entziehen sie sich dem gegenüber lagernden feinde (314), wie Ludwig in der nacht auf dem Wülpensand unbemerkt die abfahrt bewerkstelligt (str. 893 ff).

Aus dieser tactik der überraschung erklärt es sich, dass bei den Wikingerzügen öfters ein an der südküste Englands heerender haufe plötzlich einen hafen der französischen küste angreift, überwältigt und dann wider nach England vorstöfst, oder umgekehrt, s. Steenstrup aao; Jón Jónsson Víkingasaga (Reykj. 1915) s. 100. es würde also alten erinnerungen an die zeit der Wikingerzüge durchaus entsprechen, wenn der angriff auf die burg Hartmuts von der englischen südküste aus erfolgte. und es ist durchaus nicht zu kühn, mit der nachwürkung solcher erinnerungen in der kritik der Kudrun zu rechnen, da wir ein sicheres zeugnis dafür haben, nämlich die schon erwähnten strophen 668—729 und 821—834. diese strophen enthalten, wie wol von keiner seite bestritten wird, eine sogar in einzelheiten mit der geschichte stimmende erinnerung an die kämpfe um das befestigte Normannenlager Elsloo bei Maastricht im jahre 882 (s. vor allem Panzer s. 346 ff). die eigentümliche verbindung, in die Hegelinge und Dänen in der Kudrundichtung gesetzt sind, insofern auch Tenemarke, -lant als gesamtname für Hetels reich erscheint, daneben aber einen teil seiner herschaft bezeichnet, erklärt sich am besten, wenn man sich Hegelingen als ein friesisch-dänisches reich vorstellt, wie sie in der Karolingerzeit doch würklich bestanden haben. 'der gröste teil des friesischen landes südlich des Vlie blieb — mit kurzen unterbrechungen — von jetzt ab [dh. 841] bis gegen ende des jahrhunderts tatsächlich ein besitztum dänischer Wikinger' (Vogel Normannen 78; vgl. 147. 237. 294 ff.) eine erinnerung daran in der Kudrun zu finden kann nicht auffallender sein, als die bewahrung eines berichtes über die kämpfe um Elsloo. alte handelsbeziehungen verbinden Friesen und Skandinavier (vgl. Wadstein Friserna och forntida handelsvägar i Norden. Göteb. Vetensk. och Vitterh. samf. handlingar serie 5, 21,1)[1], und als seetüchtige piraten

[1] die oft citierten stellen der Vita Anscarii beweisen eine verbindung der friesischen handelsstadt Duurstede mit Birka im Mälarsee und mit Schleswig. diese verbindungen sind älter als die Wikingerzüge nach Westfrancien. im cap. 24 der Vita wird erzählt, dass die christengemeinde in Schleswig, wo Anskar eine kirche baut, aufblüht, *multi namque ibi antea erant christiani qui vel in Dorstade vel in*

und weitsegelnde handelsleute (Hans. gesch. bl. 13, 158 anm. 1; über die bedeutung und den umfang des friesischen handels s. W. Vogel Normannen s. 66) stehn die Friesen den Nordleuten näher als die Franken. es ist auch durchaus begreiflich, dass die Friesen, immer widerholten plünderungen ausgesetzt und von den fränkischen königen völlig ungenügend geschützt, sich mit den angreifern ins einvernehmen zu setzen suchten. das scheint zb. schon 837 geschehen zu sein, Vogel aao. 72. über Friesen in den heeren der Wikinger s. Vogel s. 311, anm. 2. von anfang an streben die Dänen nach dem besitz friesischer gebiete, einmal stellt sogar ein dänischer könig das ansinnen an Ludwig den Frommen, ihm ganz Friesland zu überlassen (Dümmler Ostfränk. reich [2] I 278). jedenfalls aber gelingt es dänischen häuptlingen wenigstens zeitweise in den wichtigsten friesischen gegenden dem namen nach als lehnsträger fränkischer könige sich festzusetzen und zu behaupten. jener Harald, der aus Dänemark vertrieben sich 826 zu Ingelheim taufen liefs, erhielt Rüstringen als lehen, später die altberühmte, besonders durch Wikingerangriffe gefährdete handelsstadt Duurstede, damit beherschte er die Weser- und Rheineinfahrt. Dümmler vermutet allerdings, dass Harald Duurstede s t a t t Rüstringen erhalten habe. derselbe (Vogel aao. 406), nach andern ein jüngerer Harald, dann wol ein verwanter des ersten, wurde mit Walcheren an der Scheldemündung belehnt; auch dies war natürlich eine von den Wikingern immer wider heimgesuchte gegend; nach ihm vereinigt Rorich (Hrœrekr, nach Vogel der b r u d e r des 826 getauften Harald) die gegenden an der Scheldemündung mit Duurstede. mehrfach vertrieben, weifs er sich doch in seinem 'reiche' zu behaupten, das später in dem schmachvollen vertrag von Elsloo dem Wikingerführer Gotfred übertragen wird (*regnum Fresonum, quod olim Roricus Danus tenuerat.* Dümmler aao. 2, 361). welche bedeutung dieses dänische reich in Friesland hatte, zeigt sich zb. darin, dass Karl der Kahle, als er nach dem tode Lothars II sich nach Aachen begibt (869 weihnachten), um in Lotharingien festen fufs zu fassen, sofort verhandlungen mit Rorik anknüpft und ihn auf seine seite zu ziehen sucht (Vogel Normannen 235).

Die herschaft Godfrids, die schon mit seiner ermordung 885 zu ende gieng, lebte lange in der sage der Friesen fort; man erzählte, dass er alle eingebornen zwang, mit der wiede um den hals zu gehn und ihre häuser so zu bauen, dass sie beim eintritt sich stets nach Norden verneigen musten (Steenstrup

Hammaburg babtizati fuerant. bei der versammlung in Birka, die zu entscheiden hat, ob die missionspredigt des Anskar gestattet werden soll, weist ein greis auf die landsleute hin, die nach Duurstede gereist seien, um diese neue religion kennen zu lernen (cap. 27); vgl. auch cap 20, wo eine fromme frau in Birca vor ihrem tode einen teil ihres vermögens für christliche woltätigkeit in Duurstede bestimmt.

Normannerne II 214, vgl. Richthofen Fries. rechtsquellen 539, 8, hier bezogen auf den 'dänischen' (!) könig Redbat).

Die belehnung dieser Wikinger konnte bis zu einem gewissen grade damit gerechtfertigt werden, dass sie die küstenwacht gegen ihre eigenen landsleute übernehmen sollten, wie dem Rollo die Normandie *pro tutela regni* überlassen wurde. aber ununterbrochen giengen die Wikingerzüge nach der Rhein- und Scheldemündung weiter, denn wenn sie von den landsleuten nur selbst keinen schaden erlitten, liefsen die dänischen herscher in Friesland die Wikinger im allgemeinen gewähren, lenkten wol auch ihre züge auf besonders lockende ziele, wobei sie sich offen oder heimlich ihren anteil an der beute zu sichern wusten (s. Dümmler aao. II 48; Vogel s. 75).

Die starken angriffe auf England nach 850 giengen hauptsächlich von dem friesisch-dänischen reich aus. charakteristisch ist, dass die Wikinger eine zeit lang 'Scaldingi' genannt werden (Steenstrup aao. II 178. 189). dass die zeiten kühner seefahrten und gewaltiger kämpfe in der volksüberlieferung nachwürkten, ist ganz begreiflich. streifen wir in der Kudrun die junge südlich-orientalische nomenclatur zur seite und denken wir uns das reich Hetels mit dem centrum etwa zwischen Rhein- und Wesermündung[1], so erhalten wir ein durch die geschichte bestätigtes bild, mit der dem heldenepos angemessenen übertreibung der gröfse des reiches, das von der Rheinmündung ostwärts sich erstreckend zugleich sächsische und dänische gebiete in sich begreift. auch Rorik besafs neben seinem friesischen reich dänische landstriche (Vogel s. 158 und anm. 4).

Dass der eine der beiden führer des furchtbaren 'grofsen heeres', Sigfrid, in der Kudrundichtung weiterlebt, ist unbestritten. kann es da verwunderlich erscheinen, wenn die erinnerung an das friesische reich seines genossen, des dänischen königs Godfrid, in dieser dichtung festgehalten wurde, die doch zweifellos in diesen gegenden so gestaltet wurde, wie sie in die hochdeutsche tradition übergieng? dass die geographische verwirrung in der Kudrun bei der wanderung der dichtung zu den südlichen stämmen sich allmählich einstellte und durch die einführung südlich oder orientalisch klingender namen vermehrt worden ist, scheint mir denn doch begreiflicher, als dass sie durch beispiellose flüchtigkeit eines hochbegabten dichters entstanden sein sollte.

Versetzen wir uns nun einmal in die vorstellung, dass Herwigs und Ortwins zug ursprünglich wie eine der heerfahrten

[1] 'Seeland' ist richtig schon von Müllenhoff (DAk. IV 680 ff) gedeutet worden. es weist auf die friesische küste zwischer Weser und Zuidersee. über die bedeutung von Selant im friesischen gebiete handelt ausführlich Richthofen Unters. z. fries. rechtsgeschichte II 73; vgl. 64. wurde dann später unter Sêlant die dänische insel vorgestellt, muste die ursprüngliche ordnung zerrüttet werden.

geschildert war, die in den zeiten der dänischen Wikingerfürsten von der friesischen küste nach westen giengen. die überraschung scheint die sicherste gewähr gegenüber dem durch feste burgen geschützten gegner. deshalb fährt vom Swin die flotte nicht die küste entlang nach der Normandie, sondern sucht zunächst einen englischen ankerplatz auf, um, nachdem von dort aus durch späher die lage beim feinde erkundet ist, plötzlich hinüberzustofsen[1].

Dass so, wie aus den widersprüchen der erzählung schon oben geschlossen wurde, ursprünglich der verlauf war, scheint mir nun durch das seltsame *Gustrâte* bestätigt zu werden.

Ganz nahe diesem worte steht der name eines in der mittelalterlichen seefahrt oft genannten, sehr markant an der südküste von England hervortretenden vorgebirges zwischen Plymouth und Dartmouth. bei der aufzählung der die küstenfahrt bestimmenden puncte fehlt dieses vorgebirge niemals, wenn es auch bei den Engländern den namen ändert. und zwar scheint nicht die nd., sondern die nld. form des namens in der Kudrun zu grunde zu liegen. im cap. IV (§ 11. 12) des niederdeutschen Seebuchs (hrsg. von Koppmann, Bremen 1876) werden die stromläufe an der südküste Englands von W nach O verzeichnet, zwischen Lizardhead und Portland steht *Goltstert* (heute Point of Start): *item van Lisart to Goltstert* (*to den Gholtsterte*) *volt de vlot nortost tegen osten, unde de ebbe sudwest ton westen. item van den Goldsterte to Portlande* usw. das 5 cap. bringt die rheden und ankerplätze der englischen küste. bei der erwähnung des hafens von Dartmouth wird der Goltstert angeführt und bemerkt, dass dort guter ankergrund zu finden sei (§ 3): *item by westen Tursbage dar licht ene havene, de het Dortmode, unde westwart van Dortmode licht de Gholtstert, dar is eyne santbage.* vgl. § 22: *item de wil setten under Goltstert, de schal setten up 14 vadem, unde bii osten an Goltstert is de rede.* in cap. 6 und 13 wird der Goltstert wider bei der angabe der richtungen und entfernungen benutzt (VI, § 44. 46—49; XIII, § 39—41. 43). cap. 4 gehört nach Koppmann (s. IX) dem ältesten teil des Seebuches an, der in Brügge entstanden sein soll, von dort also nach Niederdeutschland gekommen ist. er behandelt mit dem Swin schliefsend die küsten Spaniens und Frankreichs, ferner auf der andern seite die südküste Irlands und Englands. WBehrmann (Über die niederd. seebücher, diss. Göttingen 1906) s. 6 setzt die entstehung dieser ältesten bestandteile vor 1300 an. die übereinstimmung einer ganzen reihe von stellen im nd. Seebuch mit italien. Portulanen erklärt er so: die den Italienern, Franzosen und Niederdeutschen

[1] mehrfach wird hervorgehoben, wie die Wikinger mit grofsem geschick für sicherung und aufklärung zu sorgen wusten, Vogel aao. 44: *subito apparuerunt speculatores Nordmannorum* ebenda anm. 2 (Regino).

gemeinsamen segelanweisungen für die atlantischen küsten Europas beruhen auf einer gemeinsamen — jedenfalls nicht italienischen — quelle, der die ältesten teile des nd. Seebuchs am nächsten stehn (s. 42). wir dürfen annehmen, dass locale aufzeichnungen, begrenzte fahrtbeschreibungen schon früh angelegt wurden. schol. 96 im 4 buch des Adam vBremen bringt eine beschreibung des seeweges von Ribe nach Accon mit entfernungsangaben und segelanweisungen. der anfang ist für uns von interesse: *de Ripa in Flandriam ad Cincfal*[1] *velificari potest duobus diebus et totidem noctibus* (sehr schnelle fahrt!); *de Cincfal ad Prol* (Prawle Point) *in Angliam duobus diebus et una nocte. illud est ultimum caput Angliae versum austrum* (in würklichkeit ligt Lizard Head südlicher) *et est processus illuc de Ripa angulosus inter austrum et occidentem* (dh. der curs ist südwest). *de Prol in Britanniam ad Sanctum Mathiam* (Pointe de Saint Mathieu bei Brest). die nächsten stationen sind El Ferrol und Lissabon. wir sehen, dass hier, um vom Zwin nach der französischen Bretagne zu kommen, nicht der weg an der küste entlang genommen, sondern erst die englische küste angesegelt wird, und wir könnten statt Prol ohne weiteres auch Goltstert einsetzen, Prawle Point ligt nämlich nur 3 km westlich vom Point of Start. näher als *Goltstert* steht der nld. name des vorgebirges dem in der Kudrun überlieferten: *Goustert, Gouster* bei Waghenær Spiegel der Zeevaardt t. 1 (Leyden 1583). in den legenden der Portulanen, die Nordenskjöld im Periplus (Stockholm 1897) s. 43 veröffentlicht hat, finden wir *Godester, Codester* (14 jh.); *Gottister* in einem Portolano 1490 bei Behrmann aao. 39. bei den Engländern verschwindet der erste bestandteil. so steht in den Sailing directions (from a 15th century ms.), die 1889 von der Hakluyt society herausgegeben sind, schon *the Stert, the Start* (s. 14), Prawle Point ist nicht erwähnt. Camden nennt den punct *Stert promontorium* (Britannia, London 1607, s. 145). auf der rhede von Dartmouth, also am Goltstert vereinigten sich beim zweiten kreuzzug (1147) deutsche kreuzfahrer der Rheinlande und Westfalens mit Engländern und flämischen pilgern: *navalis exercitus de Colonia, qui 14 kal. Iunii vexit in portum Angliae, qui Tremunde dicitur, ubi comitem de Flandria cum 200 fere navibus tam Anglorum quam Flandrensium invenit* MG. SS. XVI 189, und ebenso

[1] Skopti Ǫgmundarson gilt als der erste Norweger, der durch die straſse von Gibraltar nach dem hl. lande gesegelt ist (Heimskringla 3, 259 Finnur Jónsson). er tritt mit seinen söhnen die fahrt im herbst 1102 an *til Flæmingjalands,* wo die reisenden überwintern. der flandrische hafen kann nur das Zwin mit Brügge sein. die groſse mittelmeerfahrt der Wikinger unter Hasting (859—62) gieng von der Seine aus. es war eine dänische flotte, wenn natürlich auch einzelne andere Skandinavier beteiligt gewesen sein mögen.

sammelt sich dort 1217 die flotte der friesischen und deutschen kreuzfahrer (vgl. *Zs.* 54, 123) [1].

Gustrâte (entstellt nach dem klange südlich-orientalischer namen) würde also grade wie Wülpensand eine allen seefahrern wolbekannte rhede bezeichnen, eine station, die ihren stehnden platz in den alten fahrtanweisungen hat. der weg vom Swin (oder Rheinmündung) nach der Bretagne geht in dem schol. 96 Adams vBremen und im kreuzzug von 1217 über Dartmouth dh. Goltstert. in der Kudrundichtung segelt die flotte vom Swin aus, eine burg an der küste der Normandie zu überfallen. wir haben gesehen, dass die brüche in der erzählung es wahrscheinlich machen, dass die flotte an dem tage vor der späherfahrt nicht an der küste der Normandie in der nähe der burg landete, sondern in einem hafen, der von den feinden auch nicht zufällig beobachtet werden konnte, dass die völlige überraschung der burg am sichersten gelingen muste, wenn der angriff von der englischen küste aus erfolgte, und es wurde auf die plötzlichen überfälle quer über den kanal, wie sie bei den Wikingern üblich waren, verwiesen. bringt man mit diesen erwägungen das nahe anklingen von *Gustrâte* an nld. *Goustert*, nd. *Goltstert* in verbindung, so mein ich, ist der schluss wol gestattet, dass in der älteren dichtung der angriff auf die burg Hartmuts tatsächlich so erzählt war, wie vermutet wurde, und dass das berühmte vorgebirge bei Dartmouth in der Kudrundichtung erwähnt worden ist [2].

Gegen die annahme, dass Gustrate in der älteren Kudrundichtung einmal das vorgebirge bei Dartmouth bezeichnet hat, kann es bei der verwirrung des geographischen bildes in unserer bearbeitung nicht ins gewicht fallen, dass die str. 1164 auch durch meine vermutung ihrem wortsinne nach sich nicht erklären lässt. denn es scheidet meiner ansicht nach die auffassung aus, dass mit *ze Gustrâte* der scheinbare ort des sonnenuntergangs gemeint ist, dass etwa das heer östlich vom Goltstert an der küste lagernd gedacht ist und der dichter die sonne hinter dem felsigen vorgebirge versinken lässt. zwar kommt es vor, dass

[1] Ich möchte darauf aufmerksam machen, dass diese flotte in ihren nächsten stationen genau den weg nimmt, der in dem schol. bei Adam vBremen vorgeschrieben ist: *inde applicant in Britanniam apud Sanctum Matheum . . . hinc perveniunt ad portum Phare* (= El Ferrol) *in regno Legionensi.* von dort aus besuchen die pilger S. Jago di Compostella. auf der weiterfahrt trennt ein sturm die flotte, es werden ungenannte nothäfen aufgesucht, die nächste station aber wo sich die flotte wieder sammelt, ist Lissabon. Chron. reg. Colon. ed. Waitz zu 1217.

[2] Für einen angriff nach der Seinemündung hin ligt der Point of Start zu weit westlich, nicht aber wenn der curs etwa über die normannischen inseln in die bucht zwischen Normandie und Bretagne gieng. das Cotentin war schon um 900 normannisch. Vogel aao. 387. 388. übrigens kann man sich denken, dass es dem dichter mehr darauf ankam, einen bekannten punct der englischen südküste zu bezeichnen.

berge oder klippen den ort des sonnenuntergangs oder -aufgangs bezeichnen: *of dæt sunne gewat to sete glidan under niflan næs.* Andreas 1304. *diu sunne diu was nû gesigen den bergen alsô nâhen.* Bit. 736. *diu sunne an daz gebirge gie* Eckenlied 110. *under diu der sunne schîn ûf von dem berge gie.* Dietrichs Flucht 3480. allein, dass dabei der name des berges genannt worden wäre, wie das bei einem modernen dichter nicht auffallen würde[1], dafür wird sich im mittelalter kaum ein beispiel finden. die strophe bildet ja aber den abschluss eines abschnittes, der in anlehnung an andre vorbilder geschaffen ist, wobei der ursprüngliche zusammenhang zerstört werden muste. ein bearbeiter kann sehr wol bei der vorliebe für fremdartig klingendes diesen ortsnamen, dessen bedeutung ihm natürlich unbekannt war, übernommen haben. in welcher satzverbindung er in der vorlage gebraucht war, ist aus unserem texte nicht mehr zu erkennen.

Bonn. **R. Meiſsner.**

[1] *ok sól á Seljalandsemula sjóri náinn glóir.* Bjarni Thorarensen Kvæði (1884) s. 3.

BRUCHSTÜCK EINER JEROSCHINHS. *Auf dem Königsberger Staatsarchiv fand ich kürzlich ein pergamentblatt, das den vorderdeckel eines buchumschlags gebildet hat. auf der aufsenseite steht die notiz:* Ambtt Soldau Anno 1633. *die innenseite war mit papier überklebt. offenbar hatte man die hs. auseinandergeschnitten, um die einzelnen doppelblätter als umschläge für die wirtschaftsbücher der kammerämter zu verwenden. aus etwas früherer zeit konnte ich feststellen, dass die hs. einer deutschen erklärung des vaterunsers in Tapiau und Fischhausen im gleichen jahre (1595) zu einbänden für wirtschaftsbücher verwendet wurde. die hs. des Jeroschinfragm. (Ka) ist 32 cm hoch, 23 cm breit, jede seite enthält 2 columnen mit 31 liniierten zeilen; schrift ca. 1400. das fragm. enthält die vv. 13745—861 (Strehlke, Scr. rer. Pruss. I 461 ff), es steht wie das Elbinger (E) fragm. (Scr. II 428) und die Amberger (A) bruchstücke (Zs. 25, 80) der Stuttgarter hs. am nächsten. die fragm. scheinen keiner gemeinsamen hs. anzugehören, da E und A (abweichend von Ka) 22 zeilen auf der seite haben.*

Ich notiere im folgenden die abweichungen von Strehlkes text, orthographische differenzen wie yn *st.* in, vrloygis *st.* urloigis, cit *(wie Zs. 25, 80) st.* **zît** ***bleiben dabei unberücksichtigt.***

13745 vns weych. 53 di sy. 62 luyte (SH). *überschrift:* vnd criſtbg̊. vorburg. pomezenen (H). 69 houbtmā. 74 gen. 77 da (S). 79 andirweigen (S). 80 geſchreis (SK). 95 kolcze. 97 houbtman. 802 algemeyn (H). 6 Roubin (S). 9 mer. 19 wapin. 27 deme (K). 31 Do. 35 ſchzvmpſinture (S). 38 da. 43 Der herbergin. 49 pagaſtyn (S). 51 vnd daz. 52 brudere. 55 intweychin. 56 gevaſtin. **Ziesemer.**

DER DEUTSCHE LANZELOT IN PROSA
EIN WERK AUS DEM ANFANG DES 13. JAHRHUNDERTS.

Herr dr EBrugger, z.z. in Davos, hat mir die quelle der Zs. 59, 161*f veröffentlichten bruchstücke nachgewiesen: es ist der französische Lancelot in prosa, und die entsprechenden stellen finden sich: in der ausgabe von H. Oskar Sommer, The vulgate version of the Arthurian romances vol. III (Washington, Carnegie institution* 1910), 206, 12*ff.* 207, 40*ff; in der ausgabe der vierten branche von AZimmermann, Marburger Beitr. z. roman. philologie h.* XIX (*Marb.* 1916) 18. 22.

Nachdem dies feststand, lag es nahe in unsern fragmenten eine frühe überlieferung der deutschen prosafassung zu vermuten, welche uns vollständig am besten in der Heidelberger hs. cod. pal. germ. 147 *erhalten ist. diese version wird freilich in der (Germ.* 28, 129 *bis* 185 *abgedruckten) Leipziger dissertation von A. Peter* (1883) *durchaus wie ein werk des* 15 *jh.s behandelt, aber wir besafsen doch neben den jungen vollständigen hss. längst ein niederdeutsch gefärbtes pergament-bruchstück in München, welches Docen 'um* 1300', *Keinz MSB.* 1869 *II* 312 *ff 'vielleicht auch etwas früher' angesetzt hatte* [1]. *CHofmann MSB.* 1870 *II* 69*ff und besonders Behaghel Germ.* 23, 441*ff hatten dessen zugehörigkeit zu dem texte P festgestellt und so das alter der deutschen übersetzung auf 'vor* 1300' *bestimmt, ich zweifelte also kaum, dass das Amorbacher blättchen eben diesem texte angehören werde, der damit noch um ein paar menschenalter hinaufrücken müste. RPetsch, der eben in Heidelberg weilte und die freundlichkeit hatte den cod. pal. germ.* 147 (*beschrieben bei Bartsch s.* 37*f unter nr* 89) *für mich nachzuschlagen, hat diese vermutung zur gewisheit erhoben. ihm verdanken unsere leser auch die nachstehend abgedruckte textpartie, in der ich das auf dem Amorbacher pergamentblatt erhaltene gesperrt habe. eine sparsame interpunction hab ich hinzugefügt, die abkürzungen und die überflüssigen majuskeln beseitigt. die Heidelberger hs. erweist sich als getreue widergabe der alten übersetzung, mit mäfsigen sprachlichen verschiebungen und unfreiwilligen entstellungen: es ist mithin einer unserer wichtigsten ungedruckten texte und seine baldige herausgabe ein dringendes erfordernis.*

[*fol.* 51^{r}] Myn herre Ywan hett alles das gehort das sie sprachen vnd reyt nach yne. Da sie eynen ferren weg also geritten, Da sprach der da uor reyt zu dem andern: 'Seht da sint alweg zwen riesen vnd wůnsten [!] alle tag teglich diß lant. Sie zwingen alles das yn by geseßſen ist vnd haſsen den konig Artusen so sere das er noch sin ritter dar wert nicht geturren komen. Ir mőgent zu yn farn wolt

[1] dass es Peter aao. 141 dem 15 jh. zuweist, hat schon WLiepe Elisabeth vNassau 55 n. 2 gerügt.

ir. Seht da den eynen, ein wenig furter ist der ander'. Der ritter enwolt mit me vnd reyt zu hant dar wert so er baldest mochte Diß sah der riese vnd kam gegen im gangen, er rieff von ferre mit einer hohen stymmen: 'Hörest du ritter? kum sicherlich zu mir, ob du den konig hafsest Artusen vnd die koniginne vnd alle syn gesellen. Sint sie dir lieb so bistu dot'. 'Sie sint mir werlich lieb' sprach der ritter. Der riefs hub synen kolben off vnd wolt den ritter dot slagen vnd syn rofs zumal. Er was grofs vnd hett lang arme. Er schlug vber den ritter vnd uber das rofs ferre das der kolb in ihen [!] erden fure. Der ritter reyt furter vnd reyt [!] den riesen durch den lip mit der glene, das er zu hant dot bleib. Er reit furter vnd der ander kam gesprungen vnd hub synen kolben vff vnd schlug dem rofs beide diech enzwey. Der ritter bleib zufufs stan vnd raufft syn swert, er wart ser zornig darvmb das syn rofs dot bleibe. Er ergreiff den schilt mit der lincken hant vnd das schwert mit der rechten. Der riefs hub den kolben aber vff vnd schlug nach dem ritter, der ritter warff den schilt fur, vnd was der riese des schiltes traff das schlug er alles zustucken. Der ritter schlug mit grofser krafft dem riesen die hant ⟨mit⟩ dem kolben abe. Der riese hub den fufs vff vnd wolte den ritter mit stofsen, vnd der ritter slug yn im abe vnd wart sere fro. Der riese viel darnyder. Ein jungvrauwe kam rytende da myn herre Ywan hielt vnd sprach: 'Myn herre Ywan, difs ist der dritte', vnd reit hinweg. Myn herre Ywan verstunt sich nicht darvmb. Er reit zu dem ritter. Da yn der ritter komen sah, da sprach er: 'Enseht ir nit zu difsen geburen zu, myn herre Ywan, die mir myn rofs dot hant geslagen? vnd mufs nu zu fufs von hinnen geen.' 'Ob gott wil, herre', sprach myn here Ywan, 'jr solt nymer zu fufs gegan. Ich wil uch myn rofs geben. Sagent dem ritter der mit uch hie ist, das er mich hinder im fure bifs zu Kamahelot'. 'Grofse gnad, herre, uwers rofses' sprach er. 'Ir möchtent mir nichts han gegeben des ich so zu grofser not hett bedorfft'. 'Herre ritter, stent von den rofs', sprach er zu dem ritter der yn dar hett bracht. Der ander erbeifset von dem rofs. 'Sitzent off herre', sprach er zu mym herren Ywan, 'vnd der ritter sol hinder uch sitzen.' Myn herr Ywan safs vff das rofs vnd nam den ritter hinder sich vnd ritten zu Kamahelot wert, vnd der ritter der die riesen dot geschlagen hett reit alleyn hinweg da er zuschaffen hett. Myn herre Ywan kam zu Kamahelot, vnd die konigin hett messe gehort, vnd myn herre Gawan bracht die konigin vfs der kappellen geleitet. Der sal was vol ritter, vnd zu den loien[1] was ein michel teil ritter die sprachen: 'Seht wunder', sprachen sie, 'myn herre Ywan bringt ein gewapenten ritter hinder im gefuret'. Myn herre Ywan reit fur den sale

[1] loien = afrz. as fenestres des loiges (loies).

vnd erbeizet von dem rofs. 'Herre', sprach der ritter, 'ich fare myn strafse.' 'vart [52c] gott ergeben', sprach myn herre Ywan. Der ritter reit enweg vnd myn herre Ywan ging in den sale, vnd begegent im die koniginne vnd myn herre Gawan.

Myn herre Gawan sprichet von den abenturen die zu Kamahelot geschehent. sprach myn herre Ywan das der vber jar fast viel sint. 'Man spricht sicherlich ware, hie geschicht manch abenture vber iare, wan ich wen wol das nye kein ritter herre [!] keme der eins tags als schöne abentur geseh als ich hut gesehen han'. 'Was hant ir gesehen?' sprach myn her Gawan, 'sagents vns'. Er begunde sagen alles das dem ritter des tages begegent was, das es die koniginne zu hort vnd myn herre Gawan vnd alle die in dem sale warent. Er sagt wie er den ritter vberwant beide mit jostiern vnd mit vechten, vnd wie er im syn rofs wiedder gab, vnd sagt furbas wie er den ein riesen mit der glene durch den lip stach vnd wie er dem andern die fust abschlug. Dagenot kam fur gesprungen vnd begund zu růffen das das der ritter were den er vieng. 'Das ist war', sprach myn herre Ywan. 'Zu truwen', sprach er, 'so getan ritter kan ich gefangen wie böse ich anders sy'. 'So mir all heiligen', sprach myn herre Gawan, 'vnd hettent ir yn gefangen, jr soltent vch uber menigen tag hernach berúmen'. 'Ich wil uch noch me sagen,' sprach myn herre Ywan zu mym herren Gawan. 'Da der ritter die zwen riesen vberwunden hett, Da kam ein jungfrauw zu mir ritende vnd sprach: 'Myn herre Ywan, difs ist der dritt'. Da myn herre Gawan das hort, da liefs er das heubt hangen vnd lacht. Difs sach die koniginne vnd leyte yn mit der hant einhalb hien. Sie gingen in ein fenster sitzen. 'Myn herre Gawan', sprach die konigin, 'by den truwen die ir dem konig schuldig sint vnd mir, sagent mir warvmb ir edeste [!] lachente [!]'. 'Das wil ich uch sagen frauw', sprach er, 'warvmb die jungfrauw zu mym herren Gawan sprach das das der drytt were. Gedenckent [!] uch icht, frauw', sprach er, 'wie die jungfrau sprach, die in dem turn gefangen lag zu der dolorosen garden, jr hortent es als wol als ich'. 'Mir gedenckets wol', sprach die koniginne. 'Sie saget vns von dem ritter', sprach myn herre Gawan, 'der vns yn det lafsen zu der dolorosen garden, das wir mere von im solten uernemen zu der ersten vergatterung die geschehe in dem konigrich von Logres, vnd zu der andern vnd zu der dritten, das was alles Lancelot von dem lack, vnd nu weifs ich wol sicherlich das er auch die zwen riesen dot hatt geslagen'. 'So helff mir gott, myn herre Gawan', sprach die konigin, 'ich wil uch wol glauben das ers was.' Dagenot der stunt vff vnd rieff das nymant vor im kunt gehoren, er sagt den ihenen allen, das er den guten ritter gefangen hett der die riesen dot slug. 'Also getanen ritter kan uwer keyner vahen'. Difs werte also bifs vesper

zitt das der konig wiedder kam von jagene. Man saget im wie ein ritter die riesen beide dot hett geslagen. der konig was des sere fro vnd all syn gesellen. Dagenot kam aber erfure gegangen vnd sprach: 'Herre', sprach er, 'by den trúwen die ich uch schuldig bin, ich fing den guten ritter'. vnd der konig lacht sere vnd alle die by im waren. Nu múßen wir diße rede ein wil lafsen von dem konig vnd von syner geselschafft vnd sprechen furter von dem ritter der die zwen riesen zu dot schlug.

Uns sagt die history furter von dem ritter der die zwen riesen dot schlug, das er lang reit bifs er durch den walt kam.

Ich hatte (Zs. 59, 161) recht mit der anordnung von vorder- und rückseite und mit der annahme, dass die lücke im text 'beträchtlich' sei, aber ihr umfang hat mich zunächst doch verblüfft: wenn der text der Heidelberger hs. dem der Amorbacher in der lücke ebenso treu zur seite blieb wie bei dem erhaltenen blattrest, dann müssen zwischen vorder- und rückseite des fragments nicht weniger als ca 84—85 zeilen fehlen: dazu die erhaltenen 14 zeilen gerechnet kämen wir für die ungespaltene seite auf eine schriftcolumne von nahezu 100 zeilen, das wäre eine blatthöhe von 80 cm — ein ganz unmögliches format, zumal bei einer breite von nur ca 12 cm! wir müssen also unbedingt annehmen, dass die hs. zweispaltig war und dass das erhaltene das mittelstück der innern spalte ($1^r a$ und $1^r b$) darstellt: dann würde sich die lücke verteilen auf das unterstück von sp. $1^r a$ + sp. $1^r b$ + sp. $1^v a$ + oberstück von sp. $1^v b$. und wir kämen mit einer zeilenzahl von 33 aus. die höhe des beschriebenen raums würde etwa 25 cm, die breite 19—20 cm betragen, was ein erträgliches verhältnis wäre. zerschnitt der buchbinder das blatt in 2 × 3 gleiche teile, so hatte es eine gesamthöhe von 30 cm. — diese berechnung hab ich mit vorbehalt angestellt, um etwa auftauchende weitere fragmente der gleichen hs. leichter erkenntlich zu machen. E. S.

[1] *frz.* et dit a chascun.

BRUNO VON BRAUNSCHWEIG UND BRUNO VON SCHÖNEBECK. Wo der verfasser der Braunschweigischen reimchronik in seinem prolog von der mühe der stoffbeschaffung spricht, da bedient er sich eines bildes, das mir zwar älterer herkunft verdächtig ist, das er aber sicher, mit deutlichen anklängen in wort und reim, aus dem epilog seines Magdeburger genannen entlehnt hat. man vergleiche die Reimchronik v. 62 ff:

> hi han ich vil ab gehort
> und began iz vragen unde sůchen
> her und dhar an mengen bůchen.

65 daz iz mir wurthe khunt.
ich rant sam eyn leytehunt,
dher dha volghet uph dhem spore.
bi wilen quam ich dhe redhe vore,
daz ich nicht wol newiste,
70 wa ich dhes vǒzes miste.

mit Brunos von Schönebeck paraphrase des Hohenliedes v. 12 464ff:

ich swere iz uch wol ture,
12465 daz mir nie wart me zu sture
gegebin zu desim buche.
ich han gevarn mit der suche
so ein leitehunt nach dem spore,
biz ichz brachte her vore,
70 daz miner rede ebene quam,
daz ich gar uz dem buche nam.

Ein eigentümlicher zufall ist es, dass die beiden Brunos hier jeder als litterarischen beirat und helfer einen Heinrich nennen: Rchr. 93 ff und HL. 12460 ff. E. S.

WEITERES ZUR ÜBERLIEFERUNG DES MLAT. 'PHILO' (Zs. 59, 329 ff). Herrn dr H Walther in Halberstadt verdank ich den überraschenden hinweis, dass das vollständige gedicht bereits vor mehr als hundert jahren in einer gelegenheitsschrift der Societas Latina Altorfina gedruckt ist: 'Carmen maximam partem ineditum ex cod. ms. chartaceo profert (zu ehren ihrer frühern mitglieder IBNagel und CWismüller) S.L.A. — Altorfii' — am schluss: 'E codice collectionis suae edidit Georg Veesenmeyer, Ulma-Sueuus etc. 1788.' der bekannte sammler, der damals noch in Altorf theologie studierte, benutzte eine papierhs. aus eignem besitz (V), die anscheinend nicht älter war als die codices von Wolfenbüttel (W) und Danzig (D) und die sich wol noch irgendwo wird auffinden lassen. hier eine vollständige collation zu geben, hat keinen zweck, da wir ja eine kritische ausgabe von Hilka erwarten dürfen. ich hebe nur hervor, dass Veesenmeyer immer richtig *Filoma* gelesen hat und dass v. 32 Hilkas emendation *degeneraret* bestätigung findet. die hs. V steht D näher als W: sie teilt mit D gleich den fehler *vario* st. *Pario* W 13, anderseits das gute *Insertis* 22 statt *Iustis* W, wodurch sich meine conjectur *Intextis* bereits erledigt hatte. andere fehler, wie gleich *Sardis* st. *Sardius* 24, bleiben allen drei jungen hss. gemeinsam. E. S.

DER BORTE DIETRICHS VON DER GLEZZE IN URSPRÜNGLICHER GESTALT.

Die folgenden ausführungen setzen den text vdHagens oder die im Anzeiger hinten besprochene neuausgabe ORMeyers in der hand des lesers voraus. auf die von Meyer und in Brendels dissertation zusammengestellten beobachtungen und litteraturangaben sei ein für alle male hingewiesen.

Dass die 10 ersten und 62 letzten verse, die nur in PK überliefert sind, auch in der vorlage Konrads von Öttingen, des schreibers von A, enthalten waren, ist schon von vdHagen erkannt und von Meyer mit recht wider betont worden. der Augsburger copist, der sich halb als bearbeiter fühlte, hat diesen rahmen weggelassen, weil er ihn aus guten gründen für nicht zur erzählung gehörig und daher für entbehrlich hielt. die erzählung beginnt und schliefst mit einem typischen anfangs- und schlussvers: 11 und 826, und sie wird vom dichter, der sich einmal, im vers 20, mit der ankündigung 'ich will berichten' einführt, als objective darstellung vorgetragen. die rahmenverse dagegen sind dem personificierten gedicht in den mund gelegt. im prolog stellt es sich vor: 'ich bin der Borte, ich will einem höfischen publicum gefallen'; im epilog ergreift wider der Borte das wort, er nennt seinen autor und dessen auftraggeber, beklagt den verfall des minnedienstes und bittet mit dem letzten satz eine 'liebe frau', dem P u n z i n g e r trost zu senden und ihn von sorgen zu erlösen. schon Brendel und Meyer haben, dem winke Konrads von Ö. folgend, angenommen, dass dieser rahmen nicht vom dichter der eigentlichen erzählung herrührt. es geht dies auch aus der fassung der verse 836—839 hervor, die den tod Dietrichs v. d. Gl. voraussetzt. Meyer hat auch bereits erkannt, dass die rahmenzeilen von dem in 886 genannten Punzinger hinzugefügt worden sind. es muss so gewesen sein: der Punzinger hat nach dem tode des ihm bekannten dichters das gedicht einer verehrten dame geschickt; er wollte damit seine huldigung ihr darbringen, und um dies deutlich zu machen, schuf er in dem rahmen die fiction, dass das gedicht als sein liebesbote kommt. der Borte wendet sich als der bote mit allen seinen worten an die f r a u, und als solcher bittet er sie schliefslich um eine von liebesqual befreiende antwort für seinen absender.

auf das exemplar in dem der Punzinger zu seinem galanten zweck das gedicht mit dem rahmen ausgestattet hat, geht die uns vorliegende überlieferung zurück. — aber die erkenntnis, dass der rahmen ein galanter gelegenheitszusatz ist, legt die frage nahe, ob vom Punzinger bei derselben gelegenheit nicht auch eingriffe in die erzählung selbst gemacht worden sind. im folg. soll nachgewiesen werden, dass in der tat die stark interpolierte und überarbeitete fassung eines originals vorligt, und dass der autor der rahmenverse, der Punzinger, es war, der in stümperhafter und tendenziöser weise die dichtung Dietrichs vergewaltigt hat.

Der abschnittsweise fortschreitenden kritik sei als ergänzung die übersicht über die wichtigsten erkenntnis- und scheidemittel vorangestellt.

Das verhängnisvolle walten eines bearbeiters ist unmittelbar zu erschliefsen aus textstellen, an denen der überlieferte wortlaut keinen befriedigenden sinn gewährt, aber als entstellung einer sinnvollen formulierung erkannt werden kann: 61—66. 121 f. 133—135. 139. 219. 230. 329—332. 336 ff. 569—571. 581 f. 617—620. 807—810. 813—815. ebenso beweisend ist die erscheinung, dass mehrfach verse gerade dort wo sie überliefert sind den zusammenhang zerreifsen, aber an anderer stelle den zerrissenen zusammenhang zu ergänzen vermögen: 132. 189 bis 206. 225 f. 247 f. 321—356, 489 f. 727—730. 791—794. mitunter sind auch interpolationen einfach daran erkennbar, dass durch ihre tilgung ein unterbrochener zusammenhang wider hergestellt wird: 21—30. 35—56. 66—96. 106—113. 303—312. 733—738. 745—752. als urheber dieser eingriffe verrät sich mit gedanken, worten und versen der autor der rahmenzeilen, und der contrast zwischen seiner und der arbeit des originaldichters ermöglicht die weitere scheidung des anteils beider. nur die besonders charakteristischen verschiedenheiten sollen hier hervorgehoben werden.

Dietrich v. d. Gl. war offenbar berufsdichter, ein spielmann, wie schon Steinmeyer ADB 9, 236 vermutet hat. die einführung des die heldin begleitenden fahrenden in 490 wird als eine der berufsgenossenschaft dargebrachte huldigung aufzufassen sein; vielleicht hat der dichter an sich selbst gedacht und die poetische fiction schaffen wollen, dass er als augenzeuge zu berichten ver-

mag. die tradition spielmannsmäfsiger technik ist, wie sich ergeben wird, besonders an der wortwahl erkennbar, aber auch an der ungenierten keckheit anschaulicher schilderung und lebendiger erfindung. aus dem wesentlichen inhalt der dichtung geht ferner hervor, dass ihr schöpfer sich ganz gewis nicht von höfisch galanten rücksichten hat leiten lassen. nach dieser erzählung würkt die versicherung im epilog 836—839, der dichter sei immer bereit gewesen *ze sprechen von der reinikeit, diu an schœnen frouwen liget* geradezu verblüffend. die behauptung erklärt sich aber aus dem bestreben des bearbeiters, seine 'liebe frau' von dem höfisch galanten charakter des übersendeten gedichtes zu überzeugen. der Punzinger war zum poeten weder geboren noch erzogen. er ist eben nur durch höfisch galante beweggründe zum versemachen veranlasst worden. diese seine höfisch galante tendenz hat er in den rahmenversen eindringlich bekundet, sie kommt auch zum ausdruck in der verwendung der minniglichen metaphern und schmachtenden jammerrufe, beteuerungen und bitten an den im folg. zu 201 verzeichneten stellen. und sie war die anregung zu den interpolationen 35—56. 66—96 106—113. 177—184. 201 f. 207 f. 249—252. 272—278. 369—378. 451—454, 495 f. 803—806. 819—822. das höfische rittertum wird stärker betont durch veränderungen des wortlautes in 104. 471. 550, auf das ritterliche turnierwesen und den höfischen prunk mit stattlichem gefolge, prächtigen kleidern und kostbaren edelsteinen beziehen sich die einschübe 21—30. 254—258. 281—294. 297—299. 303—312. 483—488. 519—530. 535 f. 605—608. 639—688. 691—702. christlich moralisierend sind die zutaten 745—752 und 795—798.

Dass das poetische gestaltungsvermögen Dietrichs noch in der vorliegenden verballhornung sich offenbart, bezeugt auch die anerkennung, die es zb. bei Steinmeyer aao., Pfeiffer Münch. gel. anz. 32, 717 und vdHagen Gesamtab. 1, CXLIX ff gefunden hat. aus der folgenden kritik und schlussbetrachtung wird sich ergeben, dass der originaldichter ein gewandter compositionskünstler und fesselnder erzähler war, der auch charaktere treffsicher gestalten konnte. er hat es auch verstanden, ohne durch beschreibungen zu ermüden, die situationen in den handlungen und reden der auftretenden personen zu veranschaulichen, so dass trotz der poetischen unbestimmtheit seiner eigenen räumlichen

und zeitlichen angaben die phantasie doch immer zu den angemessenen vorstellungen von raum und zeit angeregt wird. selbstverständliche, rein stoffliche, im poetischen zusammenhang belanglose detailbemerkungen sind von ihm nicht gemacht worden. wenn er zb. 398 ff den helden bei der nachricht von der untreue seiner frau einfach dem ross die sporen geben und das land raumen lässt, oder wenn er 816 ff nach der versöhnung des ehepaares, ohne einer verabschiedung von dem herzoglichen gastgeber zu gedenken, sofort die fahrt in die heimat berichtet, so sind das stilisierungen der würklichkeit, mit denen eine höhere poetische wahrheit psychologischer darstellung gewonnen wird. der Punzinger hat, immer auf kosten der poetischen wahrheit, vielfach einen oberflächlichen realismus eingeführt. er schaltete die erwähnung selbstverständlicher reisevorbereitungen und zurüstungsmafsnahmen ein mit 125—130. 435 f. 491—493. 555 bis 558. 579 f. 621 f. 625 und mit 417 f einen prosaischen bericht über die ökonomischen vorkehrungen der frau während der abwesenheit ihres gatten. er interessierte sich auch für das gleichgültige weitere schicksal des angeberischen knechtes 411 f und der zurückgeschickten knappen 461—466, er glaubte auch die poetisch bedeutungslose rolle des herzogs weiter ausgestalten zu sollen: 569. 587. 599. 626 ff. 706. mit poesieloser pedanterie hat er womöglich präcisere local- und temporalbestimmungen eingeführt, geradezu lächerlich würken oft die von ihm hinzugefügten genauen zahlenangaben: 93—96. 119. 127. 135. 221. 285. 292—294. 413. 417. 421. 423—426. 428. 441. 466. 479. 572. 584. 702. 825. erst durch den bearbeiter sind auch die unkünstlerischen vorwegnahmen 150. 241—244. 264. 267 f. 383—386. 553 f. 618. 733—736. 821 f. und ebenso die widerholungen 307—312. 565—568. 573—576. 712—718. 733—738. 811 f. 821 f in den text gekommen. gelegentlich hat auch ein zusatz ausschliefslich den zweck den umfang anzuschwellen: 712—718. 733—738; mitunter sind die verse durch zerdehnung des ausdrucks vermehrt worden: 168—172. 235—238. 445—448. 499—502. 513—516. 539—544. 756—761. 767—772. reimnot war die veranlassung zum einschub all der hässlichen flickverse 128. 148. 284. 288. 306. 465. 491. 558. 596. 658. 770.

Charakteristisch für die wortwahl des originaldichters ist der häufigere gebrauch jener besonders aus den heldenepen be-

kannten ausdrücke, gegen die sich die streng höfische litteratur mehr ablehnend verhält: *degen* 132, *degenhaft* 482, *gemeit* 140. 338. 442. 511, *sarrwât* 613, *wât, gewæte*. der bearbeiter hat *gemeit* zwar auch verwendet in 30 und 86, aber in 382 und 618 entfernt und offenbar auch aus sentimentalität durch *herzenleit* ersetzt. er hat ferner in 195 und 519 *wât* zur bezeichnung der 'männerrüstung' gebraucht, aber nachdem er das wort in 477 durch *gewant* verdrängt hatte, weil es sich hier um eine elegante 'damentoilette' handelt: anscheinend ist auch *gewæte* in 482 von ihm getilgt worden. dann ist erschliefsbar, dass er zwar *wîp* mit einem auszeichnenden attribut, wie in 24. 35. 87. 90. 394. 780. 866, oder wie in 31. 471 als gegensatz zu 'mann' duldete, aber *daz wîp* 'die bestimmte, vornehme dame' in 149 durch *diu frouwe*, in 440 einfach durch *si* wider gegeben hat. charakteristische, nur vom bearbeiter gebrauchte wörter sind *klâr* 62. 147. 662. 670, *rein* 62. 251. 866, *zier* 488. 562, *kurlich* 145. 655, *ritterlich* 28. 54. 68. 104. 679, *horesch* 2. 7. 829, *horelich* 67. 130. 178. 448, *horescheit* 12. von fremdwörtern verwendet der originaldichter nur *tjust* 785, *turnei* 603, *turnieren* 118; der bearbeiter gebraucht noch viele andere: *hurtelinc* 642, *massenîe* 695, *buffenier* 647, *lankenier* 607. 667. 669, *muzzenier* 652, *spaldenier* 648, *spozzenier* 651, *rivier* 580, *schirier* 644, *testier* 668, *zimier* 653, *baneken* 23. 595, *enschumpfieren* 700, *schallieren* 27, *tumbieren* 678. in 701 wird von ihm sogar lat. *sors* citiert.

In der anrede hat Dietrich nur 'ihr' verwendet, das 'du' ist erst durch den Punzinger in den text gekommen. nur 'ihr' steht in 27 von den 39 an eine bestimmte person gerichteten reden. meist ist es da mit dem originalwortlaut übernommen, mitunter aber auch im anschluss an das original vom bearbeiter und interpolator gebraucht worden. das 'du' hat dieser in der ansprache an seine liebe frau 886f verwendet. es ist durchgeführt in den sicher ganz eingeschobenen oder gründlich umgestalteten reden 103—110. 123. 330—332. 713—718. 749 bis 752. 767. 809—814. es steht mehrfach neben dem 'ihr', wenn eine originalrede durch zusätze aufgeschwellt oder durch eingriffe nur zum teil umgestaltet wurde: 274—277. 374f. 385. 720: darnach kann es auch in 326—328 nicht ursprünglich sein.

Der diction der originaldichtung hat der bearbeiter vielfach die gelenkigkeit genommen, indem er hypotaxen in plumpe

parataxen verwandelte. dabei ist der sinn besonders dann gestört worden, wenn ein conjunctionslos untergeordneter bedingungssatz als beigeordneter befehls-, behauptungs- oder fragesatz misverstanden wurde: 219. 240. 262. 334. 730. vielfach sind hypotaxen mit *dô, daz, sît* entfernt worden; aber auch die beiordnenden partikeln *dô, doch, des, unde* fehlen oft. gewis müssen auch dem bearbeiter die vielen so unbeholfenen wideraufnahmen des subjects oder objects durch ein folgendes relativ zur last gelegt werden. mehrfach hat er anscheinend die prosaische wortfolge hergestellt.

Deutlich erkennbar sind die verschiedenheiten in der reimtechnik. bindungen etymologisch nicht identischer laute, die der dichter und der bearbeiter verwenden, sind nur die reime mit kurzem und langem *a*. aus dem original stammen *wâr : dar* 343, *Kuonrât : stat* 707. 763 (771), *sarewât : trat* 613; in 477 ist *wât : stat* erschliefsbar. in zusatzversen stehn *-ar : -âr* 37. 41. 527. 661. 669 und *-an : -ân* 491. 797. es fehlen analogieen in den interpolierten stücken zu den originalreimen *ros : sigelôs* 259. 689. 813, *rëhte : geslähte* 33, *legen : pflëgen* 755. im original waren offenbar 15 mal die flexionssilben *-e : -en* gebunden. von diesen reimen hat der bearbeiter 10 übernommen: 117. 209. 233. 327. 335. 455. 457. 459. 743. 807, die übrigen 5 aber eliminiert: 169. 279. 319. 809. 815; dennoch hat er mit 465 diese bindung unter besonderen umständen einmal dem dichter nachgemacht. der dichter reimt nach 11 (und 97) *-lich* als form des adjectivs und als die des adverbs nach 817 *-lîche.* dem könnte beim bearbeiter nur etwa 65. 655 und 111. 453 entsprechen; für ihn ist aber *-lich* in adjectivischer und adverbialer verwendung charakteristisch: 145; 525; 129. 385. 439. 679; 67. 93. 499; 177. 377. ebenso steht *-rich* als form des zweiten namensgliedes in den zusatzversen 627 und 827, und es ist daher wol auch der reim in 545 nicht ursprünglich. vom bearbeiter ist ferner *schîn : wirtîn* 187, und 179 ff beabsichtigte er gewis mit seinen beiden paaren *wîne : schîne, wirtinne : minne* einen vierreim zu schaffen. nur der bearbeiter gestattet sich die unreinheit *tier : ir* 81, *mir : zier* 487. dann consonantische ungenauigkeiten: *ros : vloz* 715, *buoz : kus* 857, *minne : pfenninge* 843, *: gimme* 851 und die apokope des auslautenden *e* im stumpfen versausgang: 44. 536. 595. 666. 688. 874; 184. 850; 561;

235. 351. 773 f. der dichter reimt *ros*, der bearbeiter auch *ors* 702. zu einem rührenden reim sind vom dichter nur 367 die durch den wortaccent stark differenzierten composita *verlûst : wollûst* gebunden worden. der bearbeiter hat eine stattliche reihe von ganz kunstlosen rührenden paaren geliefert: *vergangen : gegangen* 135, *friuntschaft : ritterschaft* 549, *bereit : reit* 625, *buffenier : spaldenier* 647, *spozzenier : muzzenier* 651, *Indiâ : Cytiâ* 289 und die vielen mit *-lich* 53. 65. 67. 93. 97. 177. 377. 453. 499. 655. nur der bearbeiter hauft die reime: im epilog 8 *-in* 871 und 4 *-ant* 853, in interpolierten stücken 10 *-alt* 417, 4 *-are* 427, 4 *-ingen* 671 und 4 *-ine : -inne* 179; den vierreim hat er ferner sechsmal hergestellt, indem er ein verspaar hinzudichtete: 65. 171. 345. 489. 513. 541, zweimal durch versetzung eines originalen paares: 193. 725.

Die metrische form der originaldichtung ist zweifellos vom bearbeiter stark entstellt worden. der Punzinger war eben ein dilettierender gelegenheitsstümper und sah in einem vers nichts anderes als die aneinanderreihung von worten, die auf dem pergament ein gewisses spatium auszufüllen hatten. mit sicherheit ergibt sich, dass die formulierung von ausgesprochenen dreitaktern, wie etwa 265 f. 687 f. 801, oder von fünftaktern, wie 2. 268. 750 von ihm herrührt. die spiefsigkeit der rhythmen wird in den ganz interpolierten und stark überarbeiteten stücken besonders fuhlbar und ist meist die folge der kunstlosen häufungen von senkungssynkopen und der regellosen überfüllungen in senkung und auftact. mehrfach hat der bearbeiter den hiat eingeschleppt. ausführlich sind die überlieferten metrischen erscheinungen von Brendel zusammengestellt worden.

Dass Dietrich von bestimmten mustern der buchlitteratur beeinflusst war, lässt sich nicht nachweisen. der Punzinger verwertet die früchte seiner lectüre höfischer poesie besonders bei der schilderung des turniers und der aufzählung weiblicher reize und tugenden. ein offenkundiger anklang an Wolfram ligt in 74 ff vor, 49 f ist eine reminiscenz an Konrad von Würzburg oder an ein anderes vorbild.

Diese übersicht ist als ergänzung zur folgenden kritischen analyse des textes regelmäfsig heranzuziehen. — die erkenntnis der eingriffe des stümpernden bearbeiters lockt immer zu dem versuch von dem original eine möglichst anschauliche vorstellung

zu gewinnen. ich bin mir aber durchaus dessen bewust, dass unter den gegebenen verhältnissen der genaue wortlaut der ursprunglichen dichtung nicht immer mit voller sicherheit widerhergestellt werden kann. es sei mir hier auch gestattet, mit dem herzlichsten dank der wesentlichen förderung zu gedenken, die CvKraus meiner arbeit hat zukommen lassen, indem er mehrfach seine bedenken gegen meine ersten ansätze mir mitteilte und mir dadurch zu anderen formulierungen die anregung gab.

In den versen 11—132, die einen e i n l e i t e n d e n a b s c h n i t t bilden, wird der ritter Konrad und seine schöne frau vorgestellt und dann ein kurzer redewechsel des heldenpaares widergegeben. die einführung Konrads ist durch den markanten vers 20 in zwei gleich lange teile gegliedert, deren erster natürlich aus dem original genommen ist. dass aber auch er angetastet wurde, verrät nach den *horeschen liuten* in 2 und 7 die *horescheit* gleich in dem auch metrisch entstellten vers 12. der schreiber in A hat das metrum durch einen zusatz restauriert, mit dem wol auch der wortlaut des originals zum teil widerhergestellt wurde. in diesem wird gestanden haben *mit grôzer kuonheit tugende rich.* mit den anderen vorzügen ist besonders die *kuonheit* vom dichter in i r o n i s c h e r absicht hervorgehoben worden. denn gerade sie fehlt unserem *Kuonrât* besonders und soll ihm nach 783—790 durch den *hôhen muot* verleihenden borten des fremden ritters beigebracht werden. in 15 hat es ursprünglich wol beide male nicht *von* sondern *den* gelautet. sinnstörend und hiatbildend ist *dem gesinde* 18: der originalvers muss gelautet haben *den kunden und den gesten.* das in 19 nach 16 so unschön widerholte *dicke*, das auch in der folgenden interpolation zweimal widerkehrt, hat etwa ein *gerne* verdrängt. in 20 ist sicher vom verfasser des zu versendenden schriftstückes *schriben* für ursprüngliches *sagen* eingeführt worden; vgl. auch die Punzingerischen zeilen 491 und 865. wer aber nach einer einführenden allgemeinen charakteristik seines helden verkündet, er wolle von ihm berichten, der hat die absicht, nun zum eigentlich interessanten thema seiner erzählung überzugehn. da in dem gedicht das verhältnis Konrads zu seiner frau behandelt wird, ist ihre vorstellung unmittelbar nach 20 zu erwarten. vor ihrer einführung stehn aber noch als nachtrag zur allgemeinen charakteristik Konrads 10 zeilen, in denen seine höfische turnierfreudigkeit betont wird. schon aus diesem inhalt ist erschliefsbar, dass die verse 21—30 vom Punzinger eingeschoben wurden. ihn verraten ferner die fremdwörter in 23 und 27 und die spuren seiner unkunst: derselbe gedanke wird unbeholfen in 22. 24. 29 widerholt. dreimal hintereinander steht *er* in 21—23, nach 16

und 19 begegnet noch zweimel *dicke* in 23—25, mit 25 ist 16 wörtlich nachgeschrieben; 21—24 sind auch rhythmisch ganz unzulänglich. es ist überdies deutlich genug: der beginn der interpolation *er hete ein-* ist der originalen fortsetzung in 31 nachgebildet. dieser vers, der ursprünglich unmittelbar an 20 angeschlossen war, enthält den nach dieser zeile erwarteten übergang zur frau. ihre sich anschliefsende charakteristik erscheint in der überlieferten fassung dreimal so lang wie die des ritters. aber die schablonenhafte vorführung all der preisenswerten äufseren und inneren vorzüge gibt sich schon inhaltlich als eine galante zutat zu erkennen, mit der der Punzinger seiner dame huldigen wollte. die betonung der güte, keuschheit und sanftmut der heldin des gedichtes steht auch durchaus im widerspruch zur rolle die der dichter sie hat spielen lassen. für den bearbeiter charakteristische wörter finden sich zb. in 41. 54. 62. 67 f, bindungen die ihn verraten stehn in 53. 65 und 81, mit 65 beginnt überdies ein vierreim. syntaktisch besonders misraten sind 36—39. 67 f. 71—78; höchst unbeholfen ist der tempuswechsel in 36. 40. 41 f. 44 und die widerholung derselben epitheta: *stolz* 36. 38. *ritterlich* 54. 68. Punzingerische geschmacklosigkeiten erscheinen in den vergleichen in 42 und 52. der gedanke in 48 ff ist, wie schon von Brendel 26 f bemerkt wurde, die reminiscenz an Partonopier 8692 ff oder an ein anderes muster. der in 74 ff ist durch die Willehalmstelle 62, 11 ff angeregt, worauf mich MHJellinek hingewiesen hat. die interpolation beginnt mit 35 und reicht über den schluss der personalbeschreibung in 92 hinaus. aber in dem mittelstück 57—66 sind originalverse verwertet. genau mit 57 tritt eine störung in der schematischen anordnung der vom kopf bis zu den füfsen durchmusterten körperteile ein: *ougen* und *líp*, die schon 41 und 36 genannt waren, widerholen sich. dass die ursache dafür ein zurücklenken in das original gewesen ist, erhellt auch daraus, dass einerseits die *tugende* 56 den wortlaut von 32 wideraufnehmen und anderseits *gesach* 35 das verb in 57 vorwegnimmt. es ist schliefslich unverkennbar, dass der vordersatz in 34 den nachsatz nicht in 35 sondern in 58 verlangt. man kann nicht sagen 'wer sie kannte, sah nie eine schönere', denn auch wer sie nicht kennen lernte, konnte keine schönere zu gesicht bekommen. durchaus sinnvoll und mit einer anschaulichen vorstellung verbunden ist hingegen der gedanke 'wer sie kannte, wurde, so oft er ihr in die augen blickte, von liebessehnsucht ergriffen'. dass der bearbeiter in den versen 57 f nicht den genauen wortlaut der originalentsprechungen übernommen hat, wird durch die unbeholfene widerholung des possessivs in der ersten und durch das erscheinen eines groben hiats in der zweiten zeile bestätigt. aus dem inhalt von 59 f wird dann ersichtlich, warum der Punzinger gerade mitten in der von ihm eingeschobenen

beschreibung das original wider heranzog: dieses schien ihm eben für die schilderung der mittleren leibesregionen verwendbares material zu enthalten. die zeilen 61—66 aber bieten ein crasses beispiel für den gedanklichen und sprachlichen unsinn, der immer die folge von gewaltsamen umbiegungen des originaltextes war. es werden ganz confuse mitteilungen über einen 'stein' und ein 'ding' gemacht, die mit dem gürtel der frau in beziehung stehn. zur vorstellung von dem schmückenden stein in 61 f, der aber seltsam genug unter ihrem gürtel sich befindet, ist der bearbeiter durch den gedanken an den wunderkräftigen stein im borten des fremden ritters 297 ff angeregt worden. dem dichter war, wie sich aus 240 und 336 f ergeben wird, die vorstellung geläufig, dass der gürtel die 'heimlichkeit' der frau verschliefst. auf sie ist auch mit dem 'heimlichen ding' in 63 und 65 f angespielt, und dieses natürlich befand sich im original unter dem gürtel. die schwungvolle, an das herz gerichtete aufforderung zu berichten in 64 lässt dann erkennen, dass der originaldichter hier bereits am ende seiner charakterisierenden einführung war. aber nicht von dem 'ding', sondern von der 'frau' wollte er 'sagen und singen', und diese kann natürlich weder *heimlich* noch *wunderlich*, wol aber *wunnerîch* (vgl. auch zu 93) gewesen sein. der bearbeiter, der ja in 67 ff zunächst noch von den unteren extremitäten und inneren qualitäten der frau erzählen wollte, hat sie aus der apostrophe fortgeschafft, weil ihm die aufforderung von ihr zu berichten mitten in ihrer beschreibung doch nicht am rechten platz erschien. die 7 originalzeilen, die dem stück 34—66 entsprachen, haben etwa gelautet *der si bekande rehte, swenne er an ir ougen sach, ir minne tet im ungemach. der lîp ir was gewollen ze wunsche wol envollen. underm gürtel was ein dinc! — herze, sag unde sinc von der frouwen wunnerîch!* die richtigkeit der reconstruction der 21 originalen einführungszeilen wird dadurch bestätigt dass sie auch ihren symmetrischen bau widerherstellt. dem helden und der heldin waren je 10 verse gewidmet, dazwischen stand einer der den übergang bildete; von ihm will der dichter 'sagen', von ihr soll sein herz 'sagen und singen'. in den die erzählung eröffnenden zeilen 93—99 ist das walten des interpolators gleich an den vielen überflüssigen local- und temporalbestimmungen erkennbar: der Punzinger hat *gegen tage* 99 gerade so wie 762 *nahtes* einfügen zu müssen geglaubt, den *sal* hat er als reimwort zur *nahtigal* gebraucht, die fixe idee aber, die ihm durch die höfische minnelyrik suggeriert wurde, dass jedes berichtenswerte ereignis just im mai sich abspielt, erscheint auch in den interpolierten versen 423 ff zum ausdruck gebracht. in den 7 zeilen ist ferner vom bearbeiter zweimal wider das *-lich* rührend gebunden worden. der dichter hat mit 97 zu erzählen begonnen. er hat mit diesem vers die soeben eingeführte frau dem gatten

zugesellt, den er ja im ersten als *ritter lobelich* vorgestellt hatte. als ausgang der vorangehnden originalzeile war auch mit rücksicht auf *wunnenclich* 93 das epitheton *wunnerich* zu erschliefsen. darauf folgten die beiden originalverse *bi dem ritter lobelich lac si dô nâch ir minne.* die pedantisch hässliche widerholung desselben pronomens dreimal an derselben versstelle in 99—101 und seine flectierte form beim drittenmal ist gewis vom bearbeiter eingeschleppt worden; die verse 100—101 werden ursprünglich gelautet haben *er nam si bi dem kinne und kuste si wol an den munt.* dass in der folgenden rede des ritters gleich 102 bis 104 nicht den originalwortlaut widergeben, wird zugleich mit dem eingriff in die gegenrede der frau 121 ff zu erörtern sein. die interpolation von 106—113 ist aber sofort erkennbar an der widerholung der bindung mit *bejaget* in 105 und 115. die zeilen sind wider aus galanten motiven eingeschoben worden. der in 107 und 109 ausgedrückte gedanke, dass das turnier zur unterhaltung und ehrung der frau stattfinden wird, ist auch sinnstörend, denn es soll ja gar nicht in ihrer gegenwart turniert werden. sonst wird in dem stück nur vorher und nachher besser gesagtes matt widerholt und vorweggenommen. es ist auch an sich einleuchtend, dass 105 und 114 zusammen gehören. im original bekannte Konrad: 'ich hab *in fremden landen ruom bejaget,* aber *in disem lande nieman saget* von meinen heldentaten'. mit dem hässlichen *durch daz sô* 117 ist wol ein *dar umbe* verdrängt worden, das 398 unter ähnlichen bedingungen erscheint; vgl. auch 20 und zu 168 und 230. der vers 118 ist von vdHagen und Meyer gewis mit unrecht nach A in den text gesetzt worden. abgesehen davon dass das zum verb *turnieren* secundär gebildete subst. *turnier* eben nur in der hs. des 15 jh.s möglich ist (vgl. *turnei* 126. 130. 603. 691 u. s. die wbb.), kann es nicht zweifelhaft sein, dass ihr schreiber hier wie an sieben anderen stellen die bindung *-e : -en* beseitigt hat (vgl. Brendel s. 14 f). er hat freilich zugleich die drastische komik gemildert, die in der unterbrechung der worte des dichters durch den interpolator der folgenden verse 119 f gelegen ist. der Punzinger glaubte die poetisch unbestimmte formulierung *hie nâhen bî* durch die pedantisch genaue fixierung *nâhen in zwein mîlen* präcisieren zu sollen. an 118 war im original 121 direct angeschlossen. in der überlieferten fassung antwortet die frau mit der sonderbaren erklärung der zeile 122, sie wolle gerne *dar inne* sein. der schreiber in A hat unter dem eindruck der zusatzverse 107—110 die verlegenheitsconjectur *da bey* gemacht. auffallend ist aber auch das *jâ* 121, dem in der vorangehnden rede Konrads keine fragestellung entspricht. allein es ist anzunehmen, dass eine solche vom bearbeiter durch eingriffe in 102—104 beseitigt wurde. wider aus galanter rücksicht hat der Punzinger die vertrauensselige, aber ganz unmotivierte be-

hauptung 'ich weifs, du bist mir treu' an die stelle der ihm ungebührlich mistrauisch erscheinenden frage 'werdet ihr mir treu sein?' gesetzt, die aber, da sie das kommende vorausahnen lässt, in der poetischen composition wol begründet ist. das erscheinen der zur anrede gebrauchten 2 pers. sing. im reim bestätigt schlagend die annahme einer gründlichen umgestaltung, und auch die *ritterliche list* ist an sich unverkennbar eine Punzingerische. die verse haben ursprünglich etwa gelautet *er sprach: 'frouwe, tuot mir kunt, ob ir mir welt getriuwe sîn? ich hân mit den henden mîn ...'* in der gegenrede hat der bearbeiter gedankenlos die formulierung einer antwort mit 'ja' stehn gelassen, aber 'in treue' mit einem unsinnigen 'darin' vertauscht. die verse 122—124 lauteten im original *in triuwe wil ich gerne sîn ze dienste iu hie gebunden nû und zallen stunden.* die zeilen 125 bis 130 sind interpoliert. dass eine *rede betrochen* 'beendigt' wird, ist ein weder stilistisch erfreuliches noch überhaupt berichtenswertes ereignis. der *turnei* aber, bei dem der ritter nach 117 f *schiere hie nâhen bî* sich hervortun will, muss längst angesagt sein und kann nicht erst 126 *gesprochen* werden. für den Punzinger war freilich seine anberaumung *dar nâch über vierzehen tage* ein act von kalendarischer bedeutsamkeit, der dann den flickreim mit *als ich sage* zur folge hatte. durch ihren inhalt und ihre reimbindung erweisen sich auch 129 f als zutat. im original können aber die verse 131 f nicht in der überlieferten fassung an 124 angeschlossen gewesen sein, da sie so eine situationsveränderung gar nicht zum ausdruck bringen. der bearbeiter hat sie umgestellt, wol weil er aus pedanterie den 'segen' vor dem 'abreiten' berichten wollte; auch metrik und diction lassen auf sein eingreifen schliefsen. der dichter hat gewis mit humorvoller ironie gemeint 'als er sich dann auf seinen weg machte, gab ihm die frau ihren segen nach': *dô reit sînen wec der degen, diu frouwe gap im nâch ir segen.*

Der erste hauptteil, die scene zwischen der frau und dem fremden ritter, umfasst die verse 133—378. gleich die ersten zeilen enthalten die unmögliche vorstellung, dass *des tages reste was an der sunnen gleste halber vergangen.* zudem ist 135 rhythmisch entstellt und kunstlos rührend gebunden, und auch die einleitung mit *als* statt *dô* ist nicht normal, wenn nur der rein temporale begriff 'zur mittagsstunde' ausgedrückt werden soll. gewis ist wider eben diese pedantisch genaue temporalbestimmung vom bearbeiter eingeführt worden. mit rücksicht darauf dass nach 167 ff und 185 ff die mittagsschwüle die in der scene sich ergebende situation herbeiführen hilft, ist unbedingt anzunehmen, dass im original zu beginn der gedanke formuliert war: 'sobald als die hitze drückend wurde, suchte die frau im garten erfrischung'. der *sunnen gleste* muss die ursache der hitze und *des tages reste* das erhitzte 'firmament' gewesen

sein (vgl. die *himeles reste* in den wbb. und s. MSH 1, 9: *der [tag] tribet abe ir reste die naht mit sîner gleste*). die originalentsprechung der verse 133—137 hat etwa gelautet *als des tages reste von der sunnen gleste mit hitze was berangen, diu frouwe kam gegangen in einen garten durch gemach* (vgl. die gedanklich und stilistisch genau entsprechende periode Gotfrids 17 170 ff). in 138 f hat der bearbeiter subject und object verwechselt. nicht dass sie ihn, sondern dass er sie erblickte. war bedeutsam, und auch mit rücksicht auf 149 muss es ursprünglich geheifsen haben *durch den zûn si dâ ersach ein ritter, der dâ fure reit.* in 141 lässt das fehlen jeder rhythmik, die unbeholfene wideraufnahme des subjects durch das relativ und die pedantisch unschöne widerholung des verbs aus der vorangehnden zeile auf einen Punzingerischen eingriff schliefsen. im original war wol bei der ersten einführung des rosses sein nach 364 und 782 (vgl. auch zu 711 f) typisches epitheton genannt, und der vers wird gelautet haben *sin ros geswinde, niht ze laz.* mit 143—151 muss das original gründlich umgestaltet worden sein. stilistisch unerträglich ist die widerholung von *sîner hant* in 142 und 143 und die trennung des objectes in 146 von dem vorangehnden regierenden verb durch zwei verse. die zeilen 149 f sind nach 57 f concipiert und enthalten eine vorwegnehmende ankündigung. die annahme dass der Punzinger eingegriffen hat, wird bestätigt durch das erscheinen von *klâr* und dem folgenden flickvers, von *kurlich* und der bindung dazu. man erwartet aber auch nach der formulierung 'er führte zwei hunde an der hand und einen borten' nicht die bestimmung 'um sich', sondern 'um den leib'. zwar heifst es auch 439 'sie gürtete ihn *umbe sich*', doch ist auch hier aus der bindung und dem inhalt der nächsten zeile auf einen eingriff des bearbeiters zu schliefsen. er hat offenbar beide male *umb den lîp* mit dem ausdruck *daz wip* entfernt, weil ihm dieser hier gegen die etikette zu verstofsen schien. der ersatz hat an der ersten stelle weitere veränderungen notwendig gemacht, als deren reflexe die hervorgehobenen anstöfse erscheinen. den 9 zeilen entsprachen im original wol die folgenden 5: *zwêne winde in wintbant geslozzen fuorte er an der hant und einen borten umb den lîp. dô er baz gesach daz wip, do enbrante er an ir minne, . . .* um die widerherstellung der rhythmik in 153 hat schon der schreiber in A, freilich recht ungeschickt, sich bemüht. das in PK überlieferte Punzingerische *nâch ir* ist überhaupt sprachlich unmöglich und offenbar ein galanter ersatz. die vom dichter beabsichtigte humoristische würkung der situation beruhte darauf, dass der ritter hals über kopf in die frau sich verliebt. der vers hat ursprünglich wol den ausdruck der begriffe 'auf der stelle, sofort' enthalten und dann etwa gelautet *dâ zer stunde hete verlorn.* wie vKraus mir bemerkt, ist auch 154 auffallend; normal wäre *sin ros ruorte er*

[illegible] den sporn. für *er* 155 wird *und* gestanden haben. die zeilen 156 f haben etwa gelautet *dô er komen was dâ füre, zehant* (vgl. 763 und zu 455) *er dâ zer erde spranc.* die holprigkeiten in 160 f sind wol mit der beseitigung der anknüpfenden partikel eingeführt worden: ursprünglich wird es geheifsen haben *und [illegible] dâ bi an este die zwêne wintstricke.* auch 162 wird conjunctionell verbunden gewesen sein und gelautet haben *dô gienc er seinem ricke.* in dem relativsatz 164 f hat wol *er warf,* in 165 *im dô* gestanden. die zeile 166 ist entstellt aus dem vers *unde in güetliche enpfienc.* in der folgenden anrede der frau sind die ersten worte 'weil es heifs ist, seid ihr der hitze entronnen' unsinnig. der bearbeiter hat im folgenden einen vierreim geschaffen durch den einschub des paares 171 f, in dem er sein *klâr* verwendete, sonst aber das wort- und reimmaterial aus der parallelstelle 186 f bezog. weil nun der gedankengang über zwei weitere zeilen erstreckt werden muste, ist er in den vier vorangehnden vergewaltigt worden. der dichter hat die frau einfach sagen lassen 'es ist heifs, darum, natürlich, wollt ihr euch hier im garten nieder setzen bis es kühler wird'; *sî sprach: 'daz weter ist gar heiz, dar umbe* (vgl. zu 117) *welt ir, goteweiz, hinne nider sitzen, unz mâze disiu hitze'.* daran waren sofort 173 f angeschlossen, und darauf folgten 175 f, aber gewis nicht mit dem pedantisch unschön widerholten *kopf,* sondern etwa in der lautung *dô sî in dem ritter bôt, er was vil nâch von minne tôt.* die verse 177—184 sind wider ein galanter zusatz, der nichts als höflichkeitsphrasen und eine matte widerholung des bereits gesagten enthält: die bindungen 177 und 183 und der dazwischen liegende vierreim sind unverkennbare Punzingerische specifica. aber auch in 186 f muss der 'schein der hitze' ein blendwerk des bearbeiters sein, dass er auch in 187 eingegriffen hat, ist aus dem erscheinen der flectierten und hiatbildenden form des possessivs erschliefsbar. die originallautung der verse von 185 bis 187 lässt sich herstellen mit dem aus ihnen in die interpolierten zeilen 171 f gezogenen wortmaterial: *dô sie dâ gesâzen unz daz diu sunne mâzen begonde ein teil ir warmen schîn, ...* die mit der gleichen reimbindung schon in dem vorangehnden zusatzvers 181 auftretende *wirtin* ist gewis auch in 188 vom bearbeiter eingeschleppt worden. ihre einführung hier steht aber bereits in zusammenhang mit dem groben unfug, den der Punzinger im abschnitt 189—206 getrieben hat. es widerspricht ganz und gar einer normalen logik und psychologie, dass die frau zuerst in 189—194 entrüstet dem ritter sein unverschämtes benehmen vorhält und hinterher in 195—199 erwägt, ob etwa jene voraussetzung gegeben ist, unter der sein verhalten noch gerechtfertigt wäre, ferner, dass sie dann das bekenntnis des ritters in 200—203, das ihren zorn eigentlich erst als begründet erscheinen lässt, nur mit der schlichten weisung sich

zu entfernen in 204—206 beantwortet. der bearbeiter hat diese verschrobenheit in die entwicklung des dialogs zugleich mit dem vierreim 193 eingeführt. er fand im ersten verspaar der ersten und im dritten der zweiten originalrede der frau eine bindung mit *-uot* und brachte beide zusammen indem es die drei ersten paare der zweiten, 189—194, von ihrem platz nach 204 vor das erste der ersten rede an die stelle vor 195 rückte. im original hat die frau den dialog mit der zwar deutlichen, aber doch noch höflichen bemerkung eröffnet, dass ihr des ritters längeres verweilen nur dann angemessen erscheine, wenn er ein verwanter ihres mannes sei. und erst seine entgegnung, dass er mit dem hausherrn nicht einmal flüchtig bekannt sei, hat sie mit einer groben zurechtweisung und der daran anschliefsenden aufforderung sich zu entfernen beantwortet. die zeile 188 enthielt ursprünglich die anrede: *dô sprach diu frouwe: 'herre mîn,* und daran schloss sich die dem complex 195—204 entsprechende gruppe, deren erster vers dann natürlich den 'wirt' einführte. in 197 muss der gedanke ausgedrückt gewesen sein: 'dass ihr noch verweilt'. gewis nicht ursprünglich ist der einsatz 'ich weifs' 198, der den dem sinne nach unbedingt notwendigen syntaktischen zusammenhang mit dem vordersatz in 195 zerreifst. wider ist vom bearbeiter die anknüpfende partikel beseitigt worden. im original hat die frau natürlich gesagt: 'wenn ihr sein verwanter seid, erscheint es mir angemessen und entspricht es auch seinem willen'. den zeilen 195—199 entsprachen also die verse: *sît ir des wirtes sippebluot, sô dunket ez mich harte guot, daz ir noch sitzet stille und ist ez ouch sîn wille, daz ir hinne habet gemach.'* für *zu der* 200 wird ursprünglich *dô zer* gestanden haben. die beiden ersten zeilen der antwort des ritters 201 f sind ebenso wie die eröffnungen seiner 5 folgenden reden 207 f. 217 f. 230. 249—252. 271—278 und der einsatz der rede Konrads am schluss 803—806 galante zutaten des bearbeiters. es widerholen sich da vocative mit minniglichen metaphern (zb. *reine frucht, êren last, sælden raz, minne stric, minnen zobel*), dann jammervoll rührselige ausrufe, beteuerungen und bitten (zb. *ach! owê! dar umbe bin ich unvrô! sît mir armen man nôt arc! lât mich leben!*), die offenbar zur phraseologie gehören, die der Punzinger im umgang mit seiner lieben frau zur anwendung brachte. im munde des fremden ritters zerstören sie die beabsichtigte würkung der originalscene, die eben darauf beruhte, dass der liebestolle mann seinen dreisten geständnissen und forderungen einen ganz unverblümten ausdruck verleiht: sie kommen auch aus dem munde des von seiner frau tief gedemütigten ehegatten höchst unvermittelt. meist sind auch störungen des originalen zusammenhanges als besondere spuren der interpolation dieser galanten phrasen nachweisbar. die reimzeile zu 201 enthält eine überflüssige vorwegnahme des gedankens von 203.

dieser vers, aber in der nach 202 ergänzten lautung *der wirt ist mir gar unerkant*, war direct an 200 angeschlossen. auf 204 folgten die gruppe 189—194 und dann das paar 205 f etwa in der fassung '*sô muoz ich iuch frâgen, wie ir turret* (vgl. 610) *wâgen, daz ir sô lange hinne wonet? ob der wirt her în nu donet, er zwîvelt, waz ir hinne tuot, und reitzet ir im sînen muot. irn sult niht lenger bîten und von hinnen rîten!*' in die entgegnung des ritters ist zugleich mit 208 der überflüssige einleitungsvers 207 eingeschoben worden. im original war an die letzten worte der frau die entsprechung zu 209—211 prägnant angeschlossen *er sprach*: '*ichn mac niht hinnen, mich hât iuwer minne gebunden alze sêre*'. die verse 212—216 scheinen correct widergegeben zu sein. für die kritik des stückes 217—337 ist die erkenntnis bedeutsam, dass die vier angebote des ritters und die antworten der frau im original streng symmetrisch gebaut waren. jedes angebot hatte drei glieder: I die mit der aufforderung zur hingabe verbundene nennung des gebotenen gegenstandes, II seine anpreisung, III die versicherung, dass damit die hingabe belohnt werden soll; auch in II und III war das gebotene wunderding jedesmal ausdrücklich genannt. die formulierungen der glieder I und III des ersten angebotes kehrten im dritten wider, die von I des zweiten widerholte sich im vierten, III des vierten war eine erweiterung und steigerung seiner entsprechung im ersten und dritten. der dichter hat mit dieser refraintechnik den mit obstinater energie sein ziel verfolgenden liebestollen ritter charakterisiert. das erste und dritte angebot umfasste je 6, das zweite 8, das vierte 16 verse. die drei abweisenden antworten der frau waren prägnante vierzeiler, ihr stimmungsumschwung und ihre zusage waren in 9 zeilen ausgedrückt. es wird sich ergeben, dass in dem den überlieferten versen 555—724 entsprechenden originalstück die vier von den wunderdingen handelnden versgruppen ebenso symmetrisch dreigliedrig gebaut waren. dass im ersten angebot der vers 218 vom bearbeiter eingeschoben ist, wird durch die unsinnigkeit seiner reimzeile bestätigt. der Punzinger hat sie im anschluss an 216 formuliert; aber nach dem bericht der aufforderung an den ritter 'still zu schweigen' ist das erscheinen der versicherung, dass er trotzdem *stille saz*, nur mit rücksicht auf den bedarf an einem reimwort zu *vaz* verständlich. doch auch mit der überlieferten zeile 219 kann der originaleinsatz nicht wortgetreu widergegeben sein. der bearbeiter hat die phrasenhafte, klägliche bitte 'lasst mich leben' gewis an die stelle der hier unbedingt zu erwartenden ganz bestimmten, kecken forderung gesetzt. der ritter hat ursprünglich, der vorangegangenen zurechtweisung trotzend und anknüpfend an sein letztes geständnis 'ich kann nicht fort, die minne hält mich zu fest gebunden', seine weiteren zumutungen mit dem gedanken eingeleitet 'wenn ihr

mich (nun doch) m i n n e erleben lasst, geb ich euch meinen habicht': *er sprach: 'lât minne ir mich geleben* (vgl. Erec 9534, Haupts anm. dazu und die Lachmanns zu Iwein 4490), *ich wil iu mînen habech geben.* die folg. zeilen 221—224 sind wider ganz interpoliert. der Punzinger verrät sich mit seinem stilistischen und metrischen ungeschick, mit der prosaisch pedantischen wertangabe in 'mark' in 221 wie in 428. 479. 572 und wider mit der jammervollen rührseligkeit in 222, doch auch in 223, wo nicht *gewert*, sondern nach P *genert* zu lesen ist. im original folgten auf die entsprechung von 220 die verse 225 f; an diese muss aber mit rücksicht auf die vorauszusetzende symmetrie eine dem paar 261 f analoge formel angeschlossen gewesen sein, die der bearbeiter durch 223 f verdrangt hat, weil er wider die schmachtende bitte vorbringen wollte statt der kecken versicherung *der habech sol iuwer eigen sîn, tuot ir nu den willen mîn.* der der zeile 227 entsprechende einleitungsvers der ersten ablehnung war wie die einsätze der beiden folgenden verweigerungen stilisiert und hat wie in A gelautet *diu frouwe sprach: 'kein vederspil* . . . den letzten vers des ersten vierzeilers der frau hat der Punzinger in 230 zu dem wider jammervoll rührseligen, aber auch unvergleichlich albernen zweiten redeeinsatz des bietenden ritters gemacht. der dichter hat die frau den gedanken ausdrücken lassen: 'ich will n i m m e r ein federspiel meinem herrn so gewinnen, dass er es i m m e r zu bereuen hätte': *dar umbe er iemer wære unvrô'.* die verse 231 f, deren symmetrisches gegenstück die entsprechung von 271 f gewesen ist, haben ursprünglich gelautet *dô sprach aber der ritter guot: 'mînen willen, frouwe, tuot!* in 234—238 ist das eingreifen des bearbeiters an stil, syntax und rhythmik deutlich genug zu erkennen; in 235 steht auch eine der nur von ihm gebrauchten bindungen. der Punzinger wollte wol dem dichter das *gotewei*z 168 nachmachen und zerdehnte daher in 6 verse etwa die 4 folgenden *ich hân zwêne winde. ein mohte nieman vinden kein tier, daz snelle odr starkez wærn vor disen winden solde ernern.* in 240 war die bedingung ausgesprochen: für *mir* hat *ir* gestanden. die interpolierten zeilen 241—244 enthalten nichts als eine stilistisch und metrisch verunglückte vorwegnahme des gedankens in 245 bis 248. die in diesen zeilen vielfach entstellte originalantwort der frau wird gelautet haben *si sprach: 'diu rede die ir tuot machet bitter mir den muot: ez ensol niht werden kunt, daz mir mîn êre næme ein hunt'.* in das dritte angebot hat der Punzinger nicht nur die galanten verse 249—252, sondern auch die zeilen 254—258 eingeschoben, mit denen er sein cavaliermäfsiges wolgefallen an einem gut dressierten pferd bekunden wollte. seine vorliebe für edelsteine und wider der gedanke an den wunderstein im borten des fremden ritters haben ihn dann auf den grausamen einfall gebracht, auch dem armen tier ein

solches juwel in die brust zu legen. in unsinniger reihenfolge erscheinen die vorzüge des rosses aufgezählt: die wolgefällige rundung wird nach der stärke und schnelle und vor der siegverleihenden kraft gepriesen. im original war natürlich nur von dieser die rede. auf den nach entfernung der redeankündigung vom bearbeiter metrisch vergewaltigten vers 253, der der zeile 220 symmetrisch entspricht, folgten die symmetrische entsprechung zu 219 und dann die in 259—262 mehrfach entstellte originalgruppe: *er sprach: 'ich wil mîn ros iu geben. lât iuwer minne ir mich geleben. swer iemer ritet ditze ros, dern wirdet niemer sigelôs. daz ros sol iuwer eigen sîn, tuot ir nu den willen mîn.'* die dritte antwort der frau hat der bearbeiter mit den albernen versen 263 f und den sprachlich und metrisch unmöglichen, überdies auch den inhalt des folgenden paares vorwegnehmenden zeilen 267 f aufgeschwellt: die verse 265 f sind durch die entfernung der redeankündigung verstümmelt worden. der originale vierzeiler hat etwa gelautet: *sî sprach: 'des ir an mich gert, des sît ir iemer ungewert. ein ros mir niht enzœme, daz mir mîn êre næme.'* im vierten angebot folgte ursprünglich auf die symmetrische entsprechung zu 231 in 271 die zu 232 *mînen willen, frouwe, tuot!* dann ist nicht nur der minnigliche erguss in 272 bis 278, sondern auch der excurs über die vielen edelsteine in 281—294 vom Punzinger eingeschoben. er verrät sich mit dem gedanklichen inhalt, den zahlenangaben in 285 und 292 ff, den flickversen 284. 288, der rührenden bindung 289 und vielfach auch sonst mit diction und metrik. die widerholung des reimpaares 279 f mit 295 f lässt sein zurücklenken ins original erkennen. der dichter hat natürlich überhaupt nur von dem einen, dem wunderkräftigen stein berichtet, der in 297—315 beschrieben wird. er hat jedoch gewis auch nur seine w u n d e r k r a f t hervorgehoben, nicht aber die im poetischen zusammenhang vollkommen gleichgültigen notizen über das land seiner herkunft und sein colorit vorgebracht, die in 297—299 enthalten sind. als autor dieser angaben ist der Punzinger auch aus dem stilistischen ungeschick erschliefsbar, mit dem sie in den zusammenhang eingefügt sind. störend würkt in 300 das erscheinen des auf den 'borten' in 295 zu beziehenden pronomens *in,* nachdem in den drei vorangegangenen zeilen nur vom 'stein' die rede war. die verwendung von *gewar* ist unverkennbar nur die folge der durch *wolkenvar* verursachten reimnot, denn seltsam genug ist die gewundene ausdrucksweise 'wer ihn führt, wird gewahr, dass er angesehen ist' statt einfach 'wer ihn führt, wird angesehener'. überdies steht die verwendung der beiden synkopierten verbalformen *füert* und *wirt* in scharfem widerspruch zum sprachgebrauch im original. die verse 301 f beruhen aber sicher auf originaler grundlage, denn in ihnen ist die w ü r k u n g d e r w u n d e r k r a f t des steines angegeben, und diese worte des

ritters über den stein werden auch, nur direct auf den borten bezogen, von der frau am schluss in ihrer grofsen rechtfertigungsrede mit 789 f citiert, ebenso wie die worte des ritters in 259 f über das ross von ihr citiert werden in ihrer schlussrede mit 813 f. in den versen 783 f der rechtfertigungsrede wird aber auch die wunderkraft selbst des borten von der frau verkündet; gewis waren im original auch damit die worte citiert, mit denen der fremde ritter den wunderbaren stein im borten angepriesen hatte. mit hilfe der beiden citate aus der anpreisung des borten kann die reconstruction dieser anpreisung selbst in den dem überlieferten stück 279—302 entsprechenden 6 originalversen durchgeführt werden: *ich hân einen borten. ez stât an sînem orte ein stein, der gibet hôhen muot. swer füeret disen borten guot, der wirdet von des steines kraft werder in der ritterschaft,* . . . der bearbeiter hat die angabe dass der stein kühnheit verleiht aus diesem zusammenhang entfernt, weil er sie zunächst durch seine pedantisch prosaischen mitteilungen über die herkunft und das colorit ersetzen zu sollen glaubte. in den wider ganz von ihm stilisierten und eingeschobenen zeilen 303—312 hat er noch eine ergänzung zur schilderung des colorits nachgetragen und dann noch einmal damit begonnen zu erzählen, welche vorteile der stein dem gewährt 'der den borten um hat'. unter den von ihm jetzt gehäuften wunderwürkungen erscheint in 312 auch die früher unterdrückte 'kühnheit', nur in negativer formulierung. als Punzingerische zutat gibt sich das stück deutlich genug zu erkennen mit den plumpen widerholungen und vorwegnahmen, dem flickvers 306, dem dreimal hintereinander an derselben versstelle so ungeschickt widerholten *niemer* 309 ff und auch sonst in stil nnd rhythmik. es ist überdies an sich einleuchtend, dass der gedanke von 301 f ursprünglich in 313 f direct weitergeführt wurde. dass aber schon 315 wider vom Punzinger formuliert ist, offenbart sich sofort in dem stilistischen anstofs, dass das pronomen *er*, das in den vorangegangenen versen regelmäfsig die stelle des eigentümers vertrat, nun ganz unvermittelt auf den borten selbst bezogen wird. der bearbeiter hat, nur um die häufung der wunderwürkungen fortzusetzen, noch zwei weitere genannt, die aber im zusammenhang der poetischen erzählung ganz beziehungslos und unbegründet erscheinen. es ist ausgeschlossen dass im original, in dem ja nur die kühnheit verleihende kraft des steines hervorgehoben wurde, an die verheifsung 'der besitzer des borten ist immer siegreich' die mitteilung angeschlossen war 'der borte ist gut *vor fiuwer, wazzer*'; auch wäre ein zweites den borten anpreisendes *guot* in den reimen dieses angebotes gewis nur schlecht. offenbar folgte ursprünglich die in der zusatzzeile 309 negativ formulierte verheifsung 'der besitzer ist *vor schande* wol behütet'. die originalentsprechung von 313—315, die direct an die von 301 f an-

geschlossen war, hat dann gelautet *er gesiget zaller zît, swenne er rîtet an den strît und ist vor schande wol behuot.* von den 5 schlussversen des angebotes ist 319 entstellt aus der lautung *daz ros und die hunde.* in den 4 nächsten versen, die den stimmungsumschwung der frau schildern, ist die formulierung von 323 sinnstörend; die frau hat ursprünglich gewis nicht *durch die gâbe* 'um willen der gebotenen geschenke an sich' zur erde geblickt oder die farbe gewechselt. der dichter wollte wol zum ausdruck bringen: die früheren angebote machten keinen eindruck auf sie, aber *durch daz er dise gâbe bôt, wart sî dô bleich unde rôt.* die gründliche verwirrung in dem abschnitt 325—356 ist, wie sich ergeben wird, die folge der einführung des vierreims 345. unsinnig erscheint es vor allem, dass die frau noch bevor sie mit 333 f ihre bereitschaft dem ritter erklärt, und ohne abzuwarten dass dieser ihr die gaben auch würklich übergibt, in 325 ff eine magd herbeiruft und beauftragt für ungestörtheit zu sorgen und auch die tiere gleich zu übernehmen. dann ist es seltsam, dass in 345 ff die bäume zu krachen, die rosen zu lachen und die vöglein zu singen beginnen, noch bevor in 349 ff die beiden menschenkinder ihr spiel ergehn lassen und damit zu dieser erregung in der unbeseelten natur den anstofs geben. schliefslich muss auch die widerholung des heiterkeitsausbruches in der pflanzenwelt in 356 auffallen. sowol in gedanklicher als auch in syntaktischer beziehung unbestimmbar ist der befehl in 331 '*ez* heiles walten zu lassen', nicht begründet wird, warum die frau in 339 plötzlich im flüsterton zu sprechen beginnt, am stärksten aber verblüfft ihre mitteilung 336 f, dass die tiere jetzt in (!) ihre heimlichkeit g e b u n d e n sind. diese vielen so schrullenhaften verschrobenheiten sind überhaupt nur als gewaltsame verdrehungen eines originalen sinngemäfsen zusammenhanges verständlich, und dass ein solcher zugrunde ligt, kann unschwer gezeigt werden. an 324 war natürlich die bereitschaftserklärung der frau 333—337 angeschlossen, aber etwa in der folgenden fassung *sî sprach: 'herre wol gemuot, gebet ir mir den borten guot, habech, ros und hunde, in sî ie zuo enbunden* (vgl. 240) *alliu mîniu heimlichkeit* (vgl. zu 63—66). auf 338 *dô wart der ritter vil gemeit* muss seine zusage gefolgt sein, und diese steckt in den vom bearbeiter der frau zugeteilten versen 329—332, deren originalentsprechung gelautet haben wird *und sprach: 'ir sult zer stunde den habech und die hunde und daz ros behalden. nu lât mich heiles* (vgl. 320) *walden!'* damit war die übergabe der tiere zugesichert. die überreichung des borten hat der dichter in objectiver erzählung berichtet, weil er den ungeduldig drängenden ritter dadurch charakterisieren wollte. dass er veranschaulichte, wie e r nun s o f o r t damit beginnt s e i n e n gürtel zu lösen. sein ungestüm wurde von der frau zunächst mit der mahnung zur geduld erwidert und dem

hinweis darauf, dass vorerst für ungestörtheit gesorgt werden müsse. im original folgten die entsprechungen von 344. 343 und 339—342 etwa so: *dô er ir gap den borten dar, si sprach: 'ich sage iu daz für wâr: ir sult noch sitzen stille! nû muoz iuwer wille rehte ân aller slahte wân tougenliche hinne ergân'.* nun erst kamen 325—328 in der fassung *dô rief si ir maget dar und sprach: 'liebe, nemet war, daz nieman her enwanke, des wil ich iu danken'.* daran schloss sich die schilderung 349 ff, die aber in der vorliegenden fassung vielfach entstellt ist. in 350 verlangt der rhythmus eine ergänzung, und in 351 kann der apokopierte dativ im stumpfen versausgang nicht ursprünglich sein; im original wird die zweite zeile als adverbiale bestimmung zur ersten formuliert gewesen sein: 'als er sich ihr nachbeugte um willen des liebesgrufses'. mit seinen auch im vierreim 346 gebrauchten 'rosen' hat der Punzinger in 353 die nach 356 originalen 'blumen' verdrängt, 354 muss mit einer localen partikel eingeleitet gewesen sein, und an diesen vers war zunächst 356 angeschlossen: 'an der stelle entsprossen dem gras viele blumen. da lachten blumen und gras!' der vers 355 war aber ursprünglich der vordersatz zu dem im original folgenden nachsatz 347 f: 'nachher sangen die vöglein davon in ihren liedern'. das originalstück hat etwa gelautet *dô diu frouwe nider seic und der ritter nâch ir neic ûf der rehten minne gruoz, dô wart dem ritter sorgen buoz. vil bluomen ûz dem grase gienc dâ lip mit armen lip enpfienc. dô lachten bluomen unde gras! dô daz spil ergangen was, diu vogelin von den sachen begonden done machen.* nun kann die tätigkeit des bearbeiters festgestellt werden. er fand in den beiden letzten zeilen dieses abschnittes den reim *sachen : machen* und kurz vorher eine form des verbs *lachen*. das brachte ihn auf den gedanken einen vierreim zu schaffen, und er gewann das vierte reimwort indem er auch noch die bäume *krachen* liefs. dann hat er seine schöpfung an das den zeilen 343 f entsprechende verspaar angeschlossen, das die worte der frau *ich sage iu für wâr* enthielt: diese hat er sich selbst in den mund gelegt und vorangestellt. die beiden nächsten gruppen im original, 339—342 und 325—328, konnte er nun nicht mehr folgen lassen, da er den zusammenhang zwischen den im vierreim veranschaulichten naturerscheinungen und der ursprünglich vor ihnen geschilderten menschlichen liebeslust doch nicht ganz zerreifsen wollte. die erste gruppe mit den den ritter zur geduld mahnenden worten brachte er, freilich in recht ungeschickt veränderter fassung, unmittelbar vor 343 unter, die zweite aber mit den worten an die magd rückte er ganz nach vorn, hinter die verse die den stimmungsumschwung der frau berichten, und er erweiterte den der magd erteilten befehl, indem er die bereitschaftserklärung des ritters 329—332 vor die der frau verschob und ihren wortlaut vergewaltigte. die abschieds-

worte der frau in 357—368 sind verhältnismäfsig getreu übernommen worden. doch wird 359 gelautet haben *daz iuwer wille ist nu volkomen*, 361 *ir mohtet sîn hân baz enborn*; in 363 f hat schon der schreiber in A richtig hergestellt *den habech* und *geswinde*. die folgende abschiedsrede des ritters 369—378 ist aber vom bearbeiter, der sich vor allem mit den bindungen 373 und 377 untrüglich zu erkennen gibt. nur ihm ist ferner die albernheit zuzutrauen, die nach allem vorangegangenen in der formulierung der bitte um einen abschiedskuss mit den worten der zeile 375 ligt: 'erweise mir nun deine liebe!' die einfügung eines im zusammenhang der fabel ganz belanglosen abschiedskusses ist auch an sich für den Punzinger charakteristisch; wie aufserordentlich hoch er das küssen zu schätzen wuste, hat er ja in den epilogversen 854 ff umständlich der nachwelt überliefert. vor allem aber hat ihn zu dem einschub das bedürfnis angeregt, die in der abschiedsrede der frau ausgedrückte geringschätzung der 'minne' nicht unwidersprochen zu lassen, und er hat seinen widerspruch dem scheidenden ritter in den mund gelegt. im original muss jedoch die frau: wie in der schlussscene mit ihrem mann, so auch in dem auftritt mit ihrem liebhaber, das letzte, die überlegenheit ihres denkens und handelns bekundende wort gesprochen haben. der dichter hat auch sein publicum in der schlussrede des ersten teiles der erzählung auf die eigentliche gesinnung der heldin mit allem nachdruck hinweisen wollen, indem er sie ihrem liebhaber sagen liefs: 'nun hab ich zwar euren willen getan, aber ihr habt für die lust eines augenblickes dauernd wertvolle glücksgüter preisgegeben'. aber mit dem verspaar 367 f., das auch sprachmelodisch keinen abschluss bildet, ist der gedanke nicht zu ende geführt; nach der darlegung 'ihr habt verloren' ist unbedingt als ausklang der triumphierende schlussaccord zu erwarten 'ich aber habe gewonnen!' er steckt in dem verspaar 371 f, das vom bearbeiter in die interpolierte gegenäufserung einbezogen wurde, hier aber auch mit dem von dem folgenden 'du' scharf sich abhebenden 'ihr' seine herkunft aus dem original verrät. in diesem waren die beiden verse direct an 368 angeschlossen, etwa in der fassung *daz ir nu ahten muget ze schaden, daz wil ich ze gelücke laden!*

Im zweiten hauptteil, von 379—554, wird erzählt wie Konrad flieht und wie die frau ihm nachreist bis sie ihn widerfindet. gleich in 379 lassen schon diction und rhythmik das walten der entstellenden hand des bearbeiters erkennen. der vers muss auch ursprünglich den frischen einsatz der erzählung und das adversative verhältnis der nächsten begebenheiten zu dem soeben von der frau verkündeten willen sprachlich ausgedrückt haben, und er hat etwa gelautet *dô hete doch ein kneht ersehen* ... den hiat in 381 hat sicher der bearbeiter eingeschleppt, vielleicht indem er *dô* an die stelle von *schiere* (vgl.

zu 494) setzte. die zeilen 382—386 sind wider ganz seine zutat. die bindung in 385 kann nur durch den Punzinger in den text gekommen sein, ebenso auch die angabe des inhalts einer folgenden rede schon im einleitungsvers und die direct gesprochene vorwegnahme der eigentlichen erzählung. er verrät sich auch wider mit der jammervollen rührseligkeit der ausdrücke *gote klagen* und *herzenleit*. mit diesem wort hat er offenbar, wie in 618 so auch in 382, ein *gemeit* im versausgang verdrängt, das hier im vocativ der anrede gestanden hat, wie zb. Nib. 612 B. dem pedantischen und sentimentalen Punzinger ist der gebrauch des schmückenden beiworts in der bedeutung 'frohgemut' unpassend erschienen mit rücksicht auf die dem Konrad bevorstehnde peinliche mitteilung. der dichter aber hat mit humoristischer absicht den contrast zwischen dieser nachricht und der naiven ahnungslosigkeit seines helden zum ausdruck bringen wollen. im original war an 381 die zeile *und sprach: 'herre vil gemeit* angeschlossen, und ihr folgten sofort 387 ff. dann muss aber die auch an sich pedantisch unschöne und rhythmisch misschaffene formulierung von 390 f ein vom bearbeiter eingeführter ersatz sein, etwa für *der tet swaz in dûhte guot an der lieben frouwen mîn'*. für *owê* 392 wird ursprünglich *herre* gestanden haben. die unbeholfenen parataxen 395 f und die unerträglichen wortwiderholungen in 396 f sind sicher durch den bearbeiter in den text gekommen. die originalentsprechung von 394—399 hat etwa gelautet *ich hete ein kiuschez wîp erkorn! nu ist ir kiusche entwichen, sît si mich hât beswichen. durch daz ich bin alsô geschant, dar umbe wil ich ditze lant rûmen iemer mêre.* nach *sporn* 401 hat wol *dô* gestanden. die verse 404 f werden gelautet haben *dô kam daz mære sâ zehant der frouwen, sî wart leides vol.* ein echt Punzingerischer einschub sind die zeilen 407—430. die verse mit den 10 *-alt-* und den 4 *-arc-* bindungen dürfen als classisches beispiel für den stumpfsinn gelten, der von einem die reime häufenden dilettanten erzeugt werden konnte. in ihnen erscheinen gedanken, die weder eine beziehung zur fabel noch untereinander einen zusammenhang haben, syntaktisch höchst unbeholfen aneinandergereiht. charakteristisch für den bearbeiter ist auch sein pedantisches interesse für die bestrafung des verräters in 411 f und die sorgen der hauswirtschaft in 417 f, ferner die einführung chronologischer bestimmungen und genauer zahlenangaben in 413. 417. 421. 428, endlich die unbeholfenheit der diction besonders in 408. 414 und 430 f, und die spiefsigkeit der rhythmik besonders in 407—410. das zurücklenken zum original am schluss des stückes ist deutlich daran erkennbar, dass mit 430 f die formulierungen von 406 und 409 wider aufgenommen werden. im original entsprachen den zeilen 406—434 nur 5 verse, etwa in der fassung *sî sprach: 'mîn herre mac nu wol lange zürnen wider*

mich des muoz an die reise ouch ich und suochen mînen lieben man, wand ich nie lieber lîp gewan'. die stilistisch und metrisch verunglückte constatierung selbstverständlicher reisevorbereitungen in 435 f ist natürlich vom bearbeiter eingeschaltet worden. der dichter hat nur die allein interessante mitnahme der wunderdinge berichtet: an 434 war 437 direct angeschlossen. der vers 438 wird aber gelautet haben *die zwêne winde an wintbant.* den eingriff in 439 f verrät die im original unmögliche bindung, aber auch die störung in der gedankenfolge: auf die schilderung 'sie nahm habicht und hunde zu sich' kann nur folgen 'sie bestieg das ross', nicht aber 'das ross trug sie fröhlich', zumal, wenn erst in den folgenden versen ihr abreiten gemeldet wird. der bearbeiter hat aus demselben grund der ihn zur änderung in 143 ff bewog, hier anstofs genommen offenbar an dem wortlaut *den borten gurtes umb den lîp, ûf daz ros gesaz daz wîp; ...* in 441 f ist gewis die zahlenangabe wider vom Punzinger eingeschoben. der originaldichter hat dieses verspaar als parallele zu dem den zeilen 404 f entsprechenden formuliert: 'bei der nachricht von der flucht war sie leidbewegt', aber 'beim hoffnungsvollen antritt der reise war sie bereits wider vergnügt': *dô sî mit ir knehten reit von hûse, sî was vil gemeit.* die verse 443 f sind stilistisch und metrisch entstellt, wol aus dem wortlaut *dô diu frouwe verre kam in eine stat vil lussam, ...* der bearbeiter hat *diu frouwe,* die in 443 vermisst wird, zur füllung seines folgenden einschubes gebraucht. als solcher sind die zeilen 445 f schon an der ausdrucksweise erkennbar: nie wird im original, wol aber mehrmals in interpolierten versen, die heldin mit dem formelhaft nachgestellten *guot* vorgeführt, und der *wirt* ist dann *wolgemuot* nur aus reimtechnischen gründen. die zutat erscheint auch ungeschickt in den zusammenhang eingefügt, denn man sagt nicht 'sie kehrte zu einem wirt', wenn man im nächsten vers berichten will 'er kam ihr entgegen'. im original folgte auf die als vordersatz formulierte entsprechung von 443 f als ihr nachsatz die von 447 f *ein wirt ir dâ engegen gienc und sî güetliche* (vgl. 166) *enpfienc.* dass die in 451—454 *mit zuhten* arrangierte fröhliche kneipe ebenso wie die episode 177 ff als ein galanter zusatz zu gelten hat, wird bestätigt durch die bindung in 453 f und die stilistischen und metrischen anstöfse dieser zeilen. im original schwang sich die frau aus dem sattel und verabschiedete dann sofort, noch bevor sie das local betrat, ihre begleitung. an 450 war 455 angeschlossen, etwa in der fassung *und sprach zehant* (vgl. 763 und zu 157) *zir knehten.* der vers 459 muss gelautet haben *und dâ pflegen des ich habe.* die zeilen 461—466 sind interpoliert. zwar erscheint in 465 die vom bearbeiter einige male beseitigte bindung *-e : -en,* aber er hat sie hier gewis unter der starken einwürkung der in 455—460 unmittelbar aufeinander folgenden drei bindungen solcher art doch

einmal dem dichter nachgemacht, denn nur vom Punzinger kann gerade der flickvers 465 sein, der mit dem eine chronologische notiz einführenden folgenden vers gepaart ist. auch in den vier vorangehnden zeilen sind die stilistischen und metrischen producte Punzingerischen schaffens feststellbar. der bearbeiter hat es in seiner pedanterie für notwendig erachtet, wie den verabschiedeten ritter in 369—378, so hier die verabschiedeten knechte noch antworten und abtreten zu lassen. für den dichter waren jener und diese mit ihrer verabschiedung durch die frau erledigt. die heldin begab sich im original nun erst, nachdem sie den knechten ihre weisungen erteilt hatte, zum wirt, um ihm aber jetzt sofort ihr anliegen bekannt zu geben. an 460 war direct 467 angeschlossen, etwa in der fassung *diu frouwe dô zem wirte gienc,* ... für *si* 469 hat wol *und* gestanden. in 470 war das von *verdagen* unbedingt geforderte object enthalten: *mîn tougen, daz ich iu wil sagen.* durch *ritter* 471 ist *man* verdrängt worden. statt *mir kranc der* 472 hat es ursprünglich *kranc mîn* geheifsen. der hiat in 476 ist wol die folge der beseitigung der hypotaxe des nächsten gedankens: *diu tet mir alsô überkraft, daz* ... der vers 477 wird mit der herstellung der dem sprachgebrauch im original entsprechenden form *ditze* metrisch unmöglich. man erwartet auch überhaupt an stelle des hinweisenden ausdrucks 'dieses gewand' den bestimmt charakterisierenden 'frauenkleidung'. ein *frouwen gewant* ist aber wider mit dem metrum unvereinbar. nun hat der bearbeiter die *mannes* und *ritters wât* in den sicher von ihm interpolierten versen 495 und 519 gewis nicht selbständig eingeführt, sondern offenbar der *frouwen wât* nachgebildet die er 477 beseitigte, weil ihm diese bezeichnung einer damentoilette gegen die höfische sitte zu verstofsen schien. als originales reimwort ist *stat* 'oppidum' auch in anlehnung an 496 zu erschliefsen: in eine *stat vil lussam* war ja die frau nach der originalentsprechung zu 444 gekommen, auch in 707 wird eine 'stadt' genannt, und die bindung *-ât : -at* ist gerade für *wât* und *stat* in originalversen gut bezeugt. das verspaar wird also ursprünglich gelautet haben *daz ich fuorte frouwen wât verre her in dise stat.* die zeilen 479 f sind natürlich wider ganz vom Punzinger: seine 500 *marc* haben hier wie in 222 einen gedanken nach sich gezogen der *arc* ist. das eingreifen des bearbeiters ist auch in 482—490 erkennbar. gleich in 482 steht wider eine pedantische zahlenangabe. besonders auffallend erscheint es aber, dass die frau zuerst ein gefolge und dessen ausrüstung verlangt, aber das wichtigste, die eigenen ritterkleider, ganz zuletzt bestellt. seltsam ist auch die überraschung, die dann der wirt seiner auftraggeberin mit einem spielmann bereitet, der gar nicht gefordert wurde. das vielköpfige höfische gefolge begegnet später nur noch in dem zur herstellung eines vierreims eingeschobenen verspaar 515 f und in der zeile 494, wo es, wie sich

ergeben wird, nicht ursprünglich ist. es ist gewis auch in 482 mit der ziffer vom bearbeiter eingeschoben worden. den spielmann hingegen, dessen aufgabe es ist in 501 'einen schall zu schlagen', hat im original die frau sicher selbst begehrt. vor allem aber war es ihr natürlich um ihre verkleidung zu tun. dem bericht 'ich kam in frauenkleidern hierher' muss sofort die aufforderung gefolgt sein 'verschafft mir eine männertracht!' offenbar haben die *zwelf knehte* den ausdruck *ein gewæte* verdrängt. die vorstellung, dass ein solches *degenhaft* ist, hat ihre analogie in der bezeichnung *ritterlich gewant* Nibel. 66 B. der entsprechung von 478 folgten also wol die zwei verse *gewinnet mir mit guotes kraft ein gewæte degenhaft* ... dass die zeilen 483—488 ganz interpoliert sind, wird durch die rhythmik besonders in 483 f und 487 f und durch die bindung eben dieses verspaares bestätigt. im original war an die entsprechung von 481 f die der umgestellten verse 489 f angeschlossen: *unde ouch einen spilman!' der wirt daz allez ir gewan.* die zeilen 491 f mit dem 'geschriebenen' flickvers sind natürlich als ergänzung zum vierreim eingeschoben. aber auch mit 495 f hat der bearbeiter einen zusatz gemacht, der als solcher erkennbar ist an der überflüssigen erwähnung des nun ganz selbstverständlichen umstandes, dass die frau in der männertracht weiter reist, dann auch an dem verzückten schmachtruf bei der vorstellung ihres schmucken aussehens auch in der verkleidung. im original folgte der entsprechung von 489 f die von 493 f mit dem in die zutaten vorher und nachher gezogenen wortmaterial, etwa in der fassung *dô diu frouwe ir hâr geschriet, si von dem wirte schiere* (vgl. zu 381) *schiet,* und daran war 497 angeschlossen, gewis in der lautung *und reit hin gegen Brâbant.* das paar 499 f wird durch die bindung als interpoliert erwiesen, 501 f mit ihren unmöglichen rhythmen müssen entstellt sein. der gruppe 498—502 entsprachen die 3 originalverse *dô si kam in ditze lant für eine burc, si einen schal hiez slahen ûf, daz ez erhal.* in 503 muss ursprünglich wie in A *erhôrte* gestanden haben. ferner muss 504 gelautet haben *und sprach: 'ir knehte ensit niht laz* und 509 *zem herzogen dô gesprach.* mit dem *ritter* 510 ist offenbar der in dem folgenden zusatz verwendete *knappe* 516 verdrängt worden. der vers 513 hat wol gelautet *dô sprach der wirt: 'sô lât sie in.* die zeilen 515 f sind dem vierreim und dem gefolge zulieb interpoliert worden. der einschub 519—530 aber sollte das bedürfnis nach entfaltung höfischen kleiderprunkes befriedigen. abgesehen von metrik und stil lässt auch die bindung 525 den bearbeiter erkennen, und ihn verraten auch die reimflickenden reminiscenzen an 280 und 17 in 522 und 529. im original waren an 517 f die verse 531 f angeschlossen, wol in der lautung *ir rosse fuorten in den stal, diu frouwe gienc dô in den sal,* ... dass die inhaltlich überflüssigen zeilen 535 f nicht ursprünglich

sind, wird durch den apokopierten dativ im stumpfen versausgang bestätigt. der vers 534, in dem Konrad zum ersten mal wider erscheint und das überlieferte *ir man* nicht nur metrische schwierigkeiten bereitet, sondern auch eine hassliche vorwegnahme des wortlautes der im original unmittelbar angeschlossen gewesenen zeile 537 bildet, wird ursprünglich gelautet haben *dâ saz her Kuonrât ouch und az.* darauf folgte 537, wol in der fassung *dô si gesetzet wart zer man.* ... die törichte constatierung der selbstverständlichen tatsache dass sie ihn erkannte, muss von dem pedantischen bearbeiter in 538 eingeschoben worden sein. der dichter wollte natürlich betonen, dass Konrad sie ansah aber nicht erkannte: *dô sach her Kuonrât sî an* ... der folgende vierreim ist hergestellt worden durch die einführung der redeeinleitung in 541 und des 'Schwabenlandes' in 541. an der stelle wo der personenname fingiert wird, ist die angabe des wahren heimatlandes unangebracht, und dieses ist auch vom dichter mit absicht erst ganz am schluss genannt worden. den zeilen 539—544 entsprachen die beiden originalverse *und sprach: "herre, tuot erkant, wie iuwer name sî genant!"* der vers 545, in dem auch die bindung nicht ursprünglich sein wird, hat dann wol gelautet *si sprach: "hern Heinrich heizet mich!"* die zeile 549 ist wol entstellt aus *des suln wir machen reste.* in den vers 550 ist ausschliefslich der höfischen *ritterschaft* zu ehren die rührende bindung und die holprige diction und metrik eingeschleppt worden: er wird im original gelautet haben *und helfen uns mit unser kraft.* die den ausgang der ganzen erzählung vorwegnehmenden zeilen 553 f sind zugleich mit den 4 folgenden, in der überlieferten fassung den dritten teil eröffnenden versen interpoliert worden. wie der erste und dritte teil des originalgedichtes mit einer ihre überlegenheit bekundenden rede der frau abgeschlossen waren, so bildete im einleitenden abschnitt ihr überlegen ironischer segenswunsch und im zweiten teil die antwort herrn Heinrichs in 551 f den schluss, in der das stark betonte *lâber* die überlegene ironie der heldin auch declamatorisch würkungsvoll zum ausdruck bringt.

Der dritte hauptteil, von 555—826, schildert, wie die wunderdinge bei ihrer erprobung sich bewähren und wie Konrads verlangen nach ihrem besitz der frau den trumpf in die hand gibt, den sie schliefslich mit vollem erfolg gegen den blamierten ausspielt. die ursprünglichen proportionen und linienführungen dieses abschnittes sind vom Punzinger durch umfangreiche zutaten und tief eingreifende veränderungen gründlich entstellt worden. der dichter hat den dritten teil als ein parallel- und contraststück zum ersten geschaffen. im ersten werden die wunderdinge angeboten und schliefslich auch angenommen, im dritten werden sie erbeten und schliefslich auch gewährt. dort bildet die schilderung der natürlichen liebeslust den höhepunct,

hier führt die vertäuschung des verlangens nach einer abnormen erotik die entscheidende wendung herbei. dort und hier gibt schliefslich die frau die überlegenheit ihrer gedanken und handlungen dem partner in schwungvollen schlussworten zu erkennen. von besonderer bedeutung für die kritik des abschnittes 555 bis 724 ist die erkenntnis, dass die originalen vier versgruppen, die von den wunderdingen handeln, wie im ersten teil dreigliedrig symmetrisch gebaut waren. dass die vierte gruppe, die vom borten berichtet, in mancher beziehung eine sonderstellung einnimmt, ist zum teil darin begründet, dass eben auch die bedingungen unter denen seine wunderkraft sich offenbart, wesentlich verschieden sind von den bei der bewährung der aufsergewöhnlichen tiere gegebenen. während diese vor aller augen erstaunliches leisten und daher sofort als begehrenswert erscheinen können, kann die siegverleihende kraft des borten zunächst nur von der frau selbst als würksam befunden und erst später von ihr verkündet werden. es ist also in der eigenart der wunderdinge wol begründet, dass Konrad den Heinrich unmittelbar nach der bewährung des borten in 710 ff doch nicht um diesen, von dem er ja noch nichts weifs, sondern um die tiere bittet. seltsam erscheint es aber, dass Konrad überhaupt jetzt erst auf den gedanken kommt sie zu begehren, dagegen unmittelbar nach der beobachtung der leistungen der hunde, des habichts und des rosses schweigt und dem herzog es überlässt sich für sie zu interessieren. allein es kann nicht zweifelhaft sein, dass erst der bearbeiter den herzog die einzelbitten stellen liefs. der Panzinger, der daran anstofs nahm, dass dieser hohe herr im originalgedicht eine blofs ganz untergeordnete rolle spielte, hat ihm die freilich seiner herzoglichen würde nicht eben angemessenen drei fehlbitten zugeteilt, um seine rolle zu heben. für den dichter war dieser herzog eine poetisch ganz belanglose nebenfigur, mit deren einführung er nur für das heldenpaar die gelegenheit geschaffen hat an einem fürstenhof zusammenzutreffen. gewis aber war es seine poetische absicht, im dritten teil das verhalten Konrads, des ehemannes, als würkungsvollen contrast zum auftreten des fremden ritters und liebhabers im ersten zu veranschaulichen. Konrad sollte die wunderdinge mit derselben obstinaten beharrlichkeit immer wieder begehren, mit der sie der fremde ritter immer wider angeboten hatte; Konrad muss nach dem turniererfolg Heinrichs die bitte um die tiere widerholt haben, nachdem er sie bereits zuvor einzeln verlangt hatte. was aus der poetischen ökonomie im original zu erschliefsen ist, findet seine bestätigung darin, dass an den beiden ersten der in betracht kommenden stellen 569, 587 und 599 die überlieferten worte *der herzoge* metrische schwierigkeiten machen: im ersten fall ist die zweisilbige senkung würklich überliefert, im zweiten tritt sie nach der notwendigen ergänzung durch das object *es* in er-

scheinung. ein *her Kuonrât* aber ist beide male mit dem metrum wol vereinbar. endlich kann darauf hingewiesen werden, dass auch in der antiken erzählung von Prokris und Kephalos, in der die fabel des mhd. gedichtes vorgebildet erscheint, der gatte selbst es ist, der sich für den hund der als jäger verkleideten gattin interessiert. im folgenden wird dann zu zeigen sein, dass der herzog auch in 626—638 und in 706 erst vom bearbeiter beschäftigt worden ist. mit der erkenntnis dass im original alle vier bitten von Konrad gestellt wurden, ist die möglichkeit gegeben den sinnvoll und consequent durchgeführten, dreigliedrig symmetrischen bau der die wunderdinge behandelnden originalen vier versgruppen festzustellen. auf der jagd werden die tiere der anderen regelmäfsig durch die Heinrichs übertroffen, beim turnier ist es Heinrich selbst, der als besitzer des borten alle anderen und besonders den Konrad in den schatten stellt. der bewährung folgt immer die in objectiver erzählung widergegebene bitte Konrads und dann in directer rede die ablehnung Heinrichs. die beiden ersten bewährungen und bitten, ferner die erste und dritte ablehnung sind analog formuliert worden, die vierte ablehnung war eine combination der vorangegangenen. hunde und habicht waren in je 12, das ross in 8 versen behandelt, die bewährung des borten und die daran anschliefsende widerholung der bitte um die tiere und deren ablehnung umfassten 34 verse. — die einen übergang von der mahlzeit zur jagd markierenden zeilen 555—558 bilden die fortsetzung der mit 553 beginnenden interpolation. dass man eine tafel aufhebt und auf eine jagd jägerknaben mitnimmt, gehört zu jenen selbstverständlichkeiten, die nie vom dichter, aber vom Punzinger gern berichtet werden. nur diesem ist auch die albernheit zuzutrauen, die der flickvers 558 enthält: mit der beteuerung der wahrheit der doch gewis keinen zweifel herausfordernden nachricht, dass alle sich auf die jagd begaben. auch die stilistischen und rhythmischen specialitäten des bearbeiters kehren in diesen zeilen wider. der gruppe 559—564 haben natürlich originalverse entsprochen. dass sie aber gründlich umgearbeitet wurden, ist schon aus der spiefsigkeit ihrer rhythmen erschliefsbar, dann besonders aus der verwendung von *zier* 562 und aus der bindung dieses wortes mit einem apokopierten dativ. an der stelle kann ursprünglich überhaupt kein epitheton ornans gestanden haben, denn es soll hier gar nicht gesagt werden, dass es 'schmucke', freilich auch nicht, dass es 'zwei', sondern nur dass es 'herrn Heinrichs hunde' sind, ebenso wie in 583 nur betont wird, dass der habicht der 'seine' ist. wenn der versausgang einfach *sîne winde* gelautet hat, ligt es nahe anzunehmen, dass das durch die *ræze* 560 verdrängte subst. *swinde* das reimwort in der vorangehnden zeile war. von dem mittleren reimpaar aus ist dann die reconstruction der im original an 552 angeschlossen gewesenen

6 verse durchfuhrbar: *dô sie alle fuoren jagen, do begonde an einem beren verzagen ir aller hunde swinde. dô liez sîne winde her Heinrich von den banden, dô wart der bere bestanden.* damit war die originale bärenhatz erledigt. in den sicher eingeschobenen zeilen 565—568 wird noch zweimal festgestellt, dass der bär von der *bîzekeit* der hunde *erbizzen* wurde; dass sie ihm dabei auch die haut *abe rizzen*, hat seinen zureichenden grund ausschliefslich in der reimnot des interpolators. auch das paar 571 f mit der wertangabe in 'mark' ist natürlich vom Punzinger: seine einführung hat die alberne constatierung nach sich gezogen, dass ein scharfsinniger beobachter der wunderbaren begebenheit den schluss zog, es müsse sich da um tiere handeln die 'stark' sind. der dichter wollte ausdrücken: 'als er es sah, schien ihm ein wunder zu geschehen'. an die entsprechung von 564 war die von 569 f angeschlossen: *dô her Kuonrât ez ersach, in dûhte ein wunder daz geschach.* das angebot muss dann in der unmittelbar folgenden entsprechung von 573 f enthalten gewesen sein. mit rücksicht darauf dass 588 f um den habicht *besunder . . . guotes vil* geboten wird, ist der wortlaut erschliefsbar *er gebôt geswinde vil guotes umb die winde.* die zeilen 575 f mit einer in anlehnung an 237 ungeschickt stilisierten anpreisung der tiere sind wider interpoliert. der entsprechung von 573 f folgte das paar 577 f, natürlich mit einer formulierung der anrede wie sie in 552. 713. 719 und 735 erscheint: *her Heinrich sprach: 'geselle mîn, die winde mir niht veile ensîn!'* die verse 579 f, die einen übergang von der bärenhatz zur vogelbeize bilden sollen, sind ebenso wie die übergangszeilen 555—558 eingeschoben und als zutat auch an dem für den Punzinger charakteristischen fremdwort erkennbar. in 582 hat er dann, offenbar weil er auch den 'falken' als bezeichnung für den höfischen jagdvogel anbringen wollte, die angabe der leistungen fortgeschafft, die von den 'habichten' der anderen vollbracht wurden. der dichter wollte ausdrücken: 'Heinrichs habicht erstiefs alle vögel, nachdem die der anderen nur viele erstofsen hatten'. die einführung der albernen zahlenangabe in 584 war der anstofs zur verstümmelung des sprachlichen ausdrucks in der vorangehnden zeile. den überlieferten versen 581—589 entsprachen etwa die folgenden originalen: *do sie beitzten mit ir vederspil, ir habeche erstiezen vogele vil. her Heinrich von der hant dô liez sînen habech: der erstiez swaz vogel ûf der beitze was, daz ir keiner niht genas. hern Kuonrât nam es wunder. er gebôt* (vgl. zu 574 und 599) *besunder umb den habech guotes vil.* dass in 591 *mîn* nicht am platz ist, hat schon der schreiber in A erkannt. aber auch 592 ist entstellt, da der sprachgebrauch im original hier ein *hân* als die infinitivform erforderte, die aber in das metrum der zeile sich nicht einfügt. die verse 590—592 hatten ursprünglich etwa den wortlaut *her*

Heinrich sprach: 'ich enwil den habech niemer hin gegeben die wîle ich iemer hân daz leben'. dass im folg. 595 f eingeschoben sind, bezeugt der flickvers, das fremdwort und die apokope im reim. den zeilen in 593—598 entsprachen im original etwa die 4 folgenden *dô sie begonden alle riten heim mit schalle, dô reit ûf sînem rosse enbor her Heinrich allen verre vor.* das 'land' in 600 liefs der Punzinger seinen herzog bieten. Konrad im original, der ja in der fremde über ländereien nicht verfügte, bot gewis, wie früher 'viel gut', so jetzt nur 'viel roten goldes'. der gruppe 599—602 wird der wortlaut entsprochen haben *dô her Kuonrât im gebôt, umb daz ros vil goldes rôt, her Heinrich sprach: 'geselle mîn, daz ros mirn sol niht veile sîn!'* die mit 603 beginnende turnierscene reicht bis 704. dass sie erst vom bearbeiter auf den umfang von 102 versen aufgeschwellt wurde, muss schon mit rücksicht auf die im original vorauszusetzenden proportionen angenommen werden. der bearbeiter, der gleich zu beginn der dichtung 10 verse zur verherrlichung der turnierfreudigkeit Konrads eingeschaltet hat, konnte natürlich dort wo das original selbst von einem turnier berichtete, nicht der versuchung widerstehn, sein besonderes interesse dafür durch umfängliche zutaten zu bekunden. inhaltliche und formale kriterien ermöglichen die abgrenzung der interpolation. nur der Punzinger kann den unkünstlerischen einfall gehabt haben, herrn Heinrich nach seinem sieg über den Britten noch weitere im poetischen zusammenhang ganz bedeutungslose gewalttaten in 691—702 verrichten zu lassen und ihn dabei als den gewinner einer beute von just *drîzec ors* zu feiern. vom Punzinger ist zweifellos auch das gewissenhafte verzeichnis aller details der trefflichen rüstung herrn Heinrichs und seines rosses in 639—688 angelegt worden, das würdige gegenstück zur aufzählung all der preisenswerten körperteile und tugenden der heldin im einleitenden abschnitt. er ist dann natürlich auch der autor der zeilen 605 bis 608, in denen rüstung und ross des Britten geschildert werden. zur interpolation gehören endlich noch 621 f und 625 bis 638. das in diesen versen berichtete eingreifen des herzogs, der herrn Heinrich mit dem hinweis darauf dass er zu schwach sei vom zweikampf abhalten will, ist in der ökonomie des originals ganz unbegründet, ja es steht geradezu im widerspruch mit seiner poetischen composition. dass der als ritter verkleideten heldin nach ihren aufserordentlichen leistungen auf dem jagdritt nicht die kraft zugetraut wird, auch im turnier sich hervorzutun, als ein einschub des bearbeiters ist die episode sofort erklärbar aus seiner bekannten tendenz die rolle des herzogs auszugestalten. der Punzinger ist es auch, der kein verständnis für die objectivierende stilisierung hatte, die mit der verkleidung beabsichtigt war. schon in den interpolierten zeilen 495 und 519 hat er von seinem subjectiven standpunct aus mit nachdruck betont,

dass ja doch unter der männerrüstung ein minnigliches weib sich birgt. nicht der herzog, sondern er in seiner galanten besorgtheit hätte mit den worten in 628ff eigentlich es gerne verhindert, dass der schwache frauenleib den gefahren eines tjustes ausgesetzt werde. in den bezeichneten stücken finden sich auch überall die charakteristischen merkmale Punzingerischer diction und verstechnik. es erscheinen worte wie *klâr* und *kurlich* und die vielen fremden fachausdrücke; den interpolator verratende bindungen stehn in 627. 647. 651. 655. 659. 679 und 687. mit 671 stellt sich auch ein vierreim ein. die stilistische unbeholfenheit kommt zum ausdruck zb. in dem flickvers 658 und in den plumpen widerholungen der epitheta *guot* 642. 644. 653, *gruonerar* 661. 669, *von golde, guldîn* 662. 664. 668. 670. vielfach scheitert die declamation an den spiefsigen rhythmen. dagegen lassen form und inhalt der zeilen 609—620 ihre herkunft aus dem original erkennen. in ihnen ist die *sarewât* 613 ein gewis nicht vom bearbeiter eingeführter ausdruck, und es wird anschaulich die eifrige geschäftigkeit Konrads geschildert, der sich zu seinem zweikampf mit dem Britten bereit macht. unverkennbar ist die ironie in der erzählung, wie den grofsen vorbereitungen sofort die ebenso grofse blamage folgt. der dichter hat vor dem glänzenden turniererfolg Heinrichs die gründliche niederlage Konrads veranschaulicht und damit würkungsvoll den schluss vorbereitet: die moralische demütigung des mannes vor seiner in jeder beziehung überlegenen frau. im original war an den vers 604 in der fassung *dâ ouch ein Brite hine kam* sofort 609 angeschlossen *der bôt sie alle an stechen.* in 610 muss *do entorste,* in 611 *disem* statt *dem* gestanden haben. der vers 613 hat wol gelautet *dô leite er an sîn sarewât*: 'nachdem er die rüstung angelegt hatte, trat er in den bügel'. in 615 wird das nach 613 unschön widerholte *sîn* ein *den* verdrängt haben. in 616 hat es ursprünglich wol *hinders* geheifsen. dass die zeilen 617—620 entstellt sind, ist schon erkennbar an der holprigkeit ihrer rhythmen und der stilistischen unbeholfenheit mit der diese vier sätze parataktisch und ohne verbindende conjunction neben einander stehn. dann kann die vorwegnahme von *leide* 620 durch *sider ein herzenleit* nicht ursprünglich sein, und auch die wahl gerade dieses sentimentalen wortes ist für den bearbeiter charakteristisch. es ist anzunehmen dass der Punzinger damit ebenso wie in 382 ein *gemeit* ersetzt hat. er hat in seiner humorlosen pedanterie auch hier, wo die schilderung einer ihm an sich betrüblich erscheinenden niederlage folgt, die verwendung des adjectivs, das den begriff 'frohgemut' ausdrückt, für unpassend gehalten, und so die ironisch-humoristische pointierung beseitigt mit der im original die blamage Konrads mitgeteilt war. der dichter wollte sagen: 'beim anreiten war er freilich noch hochvergnügt, als er aber gleich darauf vom ross

gestochen wurde, da war ihm so jämmerlich zu mute wie nie zuvor': *dô den Briten an er reit, dô was her Kuonrât vil gemeit; dô der Brite in nider stach, dem herren leider nien geschach.* die vorstellung, dass die nachricht davon erst in den 'hof' kommen muste, bevor sie von herrn Heinrich vernommen werden konnte, ist vom bearbeiter in 621 f bereits im zusammenhang mit dem von ihm ersonnenen eingreifen des herzogs eingeführt worden. im original ist Heinrich selbstverständlich augenzeuge der niederlage Konrads gewesen, und er hat sofort das wort ergriffen in dem an 620 unmittelbar angeschlossen gewesenen verspaar, das den zeilen 623 f entsprach und etwa lautete *dô sprach her Heinrich: 'sunder wân wil ich den Briten nu bestân!'* der dichter hatte geschildert, wie Konrad sich rüstet und den gegner anreitet, um den humoristischen contrast zu seinem miserfolg zu gewinnen; von dem folgenden tjust aber war nur Heinrichs selbstverständlicher sieg zu berichten. auf die entsprechung von 624 folgte sofort das verspaar 689 f *dô wart der Brite sigelôs, her Heinrich stach in hinderz ros.* nach dem siegesbericht war nur noch der eindruck von Heinrichs heldentat auf die anwesenden zuschauer hervorzuheben, und dies geschah offenbar in zwei versen, die den zeilen 703 f entsprachen und direct an 689 f angeschlossen waren, etwa in der fassung *dô lobeten in sie alle mit vil grôzem schalle.* in den zu dem gespräch auf der warte hinüberleitenden versen 705—707 lässt schon die unzulängliche rhythmik und diction auf einen tieferen eingriff schliefsen. als besonders störend wird das fehlen einer anknüpfung mit *daz* in 706 empfunden, mit deren einführung aber *der herzoge* metrisch unvereinbar ist. allein es ist erschliefsbar, dass er auch an dieser stelle erst vom bearbeiter eingesetzt worden ist, denn es erscheint auch durchaus auffallend, dass nur s e i n e teilnahme an der heerfahrt ausdrücklich erwähnt wird, während als teilnehmer an der jagd und am turnier regelmäfsig *sie alle* 557. 593. 609. 704 oder einfach *sie* 580 genannt sind. die drei originalverse werden gelautet haben *dar nâch ez niht lanc enwart, daz sie eine hervart fuoren gegen einer stat.* den zeilen 708 f entsprach wol der wortlaut *her Heinrich und her Kuonrât ûf eine warte dô geriten.* gewis ist im original nicht wie in 710—718 die bitte Konrads zuerst objectiv erzählt und dann noch in directer rede widergegeben worden. schon mit rücksicht auf die vorauszusetzende symmetrie ist aus den parallelstellen 572 f. 588 f und 599 f zu erschliefsen, dass die direct gesprochenen worte hier ein aufschwellender zusatz sind so wie im folg. 733—738 und 745—752. schlagend bestätigt wird die richtigkeit dieser annahme vor allem dadurch, dass in den zeilen 713—718 alle drei bindungen als Punzingerische schöpfungen sich zu erkennen geben: zwischen zwei *dir*-reimen steht ein consonantisch unreiner, der im epilog sein genaues

analogon hat. überdies gehört der 'fliefsende fluss der liebe' zu den geschmacklosigkeiten echt Punzingerischer diction. dagegen ist der den objectiven bericht voraussetzende infinitiv *bitten* 710 als reimwort zu *geriten* an den originalen zusammenhang fest gebunden. die ursprüngliche formulierung des objectiven berichts ist vom bearbeiter durch die einfügung der directen rede verstümmelt worden; seltsam genug erscheint auch in der überlieferten fassung die uncorrecte ankündigung 'er bat um die hunde' vor der bitte um hunde oder habicht oder ross. den 9 zeilen entsprachen die 3 originalverse *her Kuonrât aber* (vgl. 271 und zu 231) *begonde bitten umb den habech oder die winde oder daz ros geswinde* (vgl. zu 364. 782 und 141). dass in der folgenden antwort Heinrichs 719—724 die zeile 720 mit dem *dîn*-reim nicht den originalwortlaut widergeben kann, wird dadurch bestätigt, dass mit ihr der inhalt von 723 ungeschickt vorweggenommen ist. die formulierung von 721 entspricht der parallelstelle 590f, mit hilfe der beiden anderen parallelstellen 577f und 589f ist etwa die folgende fassung im original erschliefsbar: *her Heinrich sprach: 'geselle mîn, ezn sulen mir niemer veile sîn winde, ros odr vederspil, wand ich sie nieman geben wil; ir bittet gar unebene, iuwr bete stât vergebene'*. in der anschliefsenden versgruppe, in der Konrad nun in directer rede seine bitte dringlich widerholt, hat der bearbeiter den vierreim hergestellt, indem er das zweite und dritte paar vertauschte; sein eingreifen verrät sich auch in der hässlichen widerholung 729f *sol iuch, ir sult mir*. die entsprechenden originalverse werden den gedanken ausgedrückt haben: 'wenn ihr mir nicht so versagen wollt, soll mein herz euch immer zugetan sein'. darauf folgte die zeile 727, die als ursprünglicher schlussvers der rede auch daraus erschliefsbar ist, dass der darin ausgedrückte gedanke den directen übergang bildet zur folgenden gegenäufserung: indem Konrad spontan zu vollkommener hingabe sich bereit erklärt, provociert er geradezu die folgende zumutung Heinrichs. der gruppe 727—730 entsprach etwa der wortlaut *enwelt ir mir niht sô versagen, iuch sol in ganzer liebe tragen iemer mînes herzen schrîn; ich wil iuwer eigen sîn.* der vers 732 wird gelautet haben *mîn dinc ist alsô gewant.* die zeilen 733—738 hat der bearbeiter interpoliert, offenbar nur um den dialog in die länge zu ziehen. er hat mit 733f und 735f die paare 741f und 765f vorweggenommen; in 737f ist sein mühsamer *gerinc* unverkennbar den weg zu dem *dinc* zurückzufinden, bei dem er das original mit 733 verlassen hat. es ist auch an sich einleuchtend, dass an die ankündigung in 732 'meine sache verhält sich so' unmittelbar 739 mit der erklärung angeschlossen war. in dem entsprechenden originslvers wird aber Heinrich nicht gesagt haben 'ich liebe gerne', sondern 'ich liebe nur die männer', denn so erst kommt der beabsichtigte gegensatz zu

740 voll zum ausdruck 'nie gewann ich ein weib'. in dieser zeile ist der rhythmus zerstört. in der folgenden ist *und swaz* unsinnig und offenbar vom bearbeiter als ein den vers füllender, ungeschickter ersatz eingefügt worden für das von hier nach 739 gezogene *gerne*. der bemerkung in 741 fehlt die adversativ anknüpfende partikel. dem überlieferten stück 739—744 entsprachen somit etwa die folgenden originalverse *ichn minne niuwân die man. keniu wîp ich nien gewan. tuot ir gerne daz ich wil. winde unde vederspil gibe ich iu mit willen. ez muoz geschehen doch stille!* wider interpoliert sind die beiden je vierzeiligen reden in 745—752. mit der zweiten wollte der bearbeiter nur den anschluss an das original wider gewinnen: Heinrich muss den albernen flickvers 750 aufsagen und dann mit 751 f das verspaar widerholen, das er bereits 741 f und überdies auch schon in der vorwegnahme 733 f gesprochen hat. die erste dem Konrad zugeteilte rede hat aber der Punzinger eingeschoben, weil er es an dieser stelle für angebracht hielt, s e i n e moralischen bedenken gegen die von Heinrich einbekannte neigung vorzubringen. damit ist aber die poetische composition schwer geschädigt worden. der dichter hat ja die h e l d i n die moralpredigt in ihrer grofsen enthüllungsrede 775 ff halten lassen. er wollte nicht zum ausdruck bringen, dass sie, die ja als herr Heinrich die abnorme neigung nur fingiert, damit etwas unmoralisches tut, sondern dass herr Konrad sich moralisch gründlich blamiert, indem er auf die unnatürliche zumutung eingeht, und zwar s o f o r t darauf eingeht, ohne den geringsten widerstand zu leisten. der Punzinger hat den eigentlichen witz der stelle und ihre humoristische pointierung ganz beseitigt, indem er den Konrad hier retardierende worte sprechen liefs. dieser vom dichter durchaus ironisch behandelte held, der eben auch nicht zu jenen gehört die rasch von begriffen sind, war ursprünglich auf die bemerkung Heinrichs hin, dass es sich um etwas handle was heimlich geschehen müsse, zunächst nur aufserordentlich neugierig. an 744 war die naive frage 753 angeschlossen, der dann die mit *nu merket baz* eingeleitete genauere aufklärung Heinrichs folgte. aber mit der geschmacklosen umständlichkeit die in der überlieferten fassung erscheint, hat Heinrich im original sich nicht ausgedrückt. schon in 755 sind spuren eines eingriffes wahrnehmbar: in der anrede wird 'du' verwendet und sinnstörend ist der ausdruck 'zu mir legen', da ja der sprecher doch nicht ligt. vollständig unklar ist dann, was für einen sinn in diesem zusammenhang die unterscheidung einer 'erdachten und ertrachteten minne' von dem 'was ein mann mit seiner frau zu tun pflegt' haben soll. das verb *ertrahten* ist, wie aus 830 hervorgeht, eine specifisch Punzingerische vocabel. dass der Punzinger einen reim mit *sinne* gern ersinnt, hat er schon in 263 f bewiesen, er hat auch schon in 490 und 750 beweise

seines könnens mit der erfindung von *kan*-bindungen geliefert. beide paare sind auch 757—760 seine mache. der gruppe 755—762 entsprachen im original etwa die verse *ir sult iuch für mich nider legen, ich wil mit iu der minne pflegen, der mit sîner frouwen pfliget ein man, swenn er ir bî geliget.* dass der bearbeiter den zusammenhang der folgenden verse durch eingriffe gestört hat, ist sofort erkennbar an der albernen constatierung 763 f, 'Konrad habe da an derselben stelle geantwortet', dann an der ebenso wenig sinnvollen beteuerung Konrads 768 f, 'er wolle und müsse sich wegen der hunde und des federspieles das alles gefallen lassen', ferner an dem unvergleichlich stümperhaften flickvers 770, und endlich an der daraufhin mit 771 ganz unvermittelt und syntaktisch ungebunden einsetzenden bemerkung Heinrichs, 'das habe hier an dieser stelle zu geschehen'. die annahme, dass das inhaltlich so abstofsende verspaar 773 f erst vom Punzinger eingeführt worden ist, wird durch formale kriterien schlagend bestätigt: rhythmik und reimbindung lassen deutlich den Punzinger an der arbeit erkennen; auch die singuläre verwendung der namensform *Heinze* ist mit dem stil in der originaldichtung unvereinbar und vom bearbeiter wol nur aus dem grund eingeführt worden, weil ihm der verstact mit *Heinrich* doch gar zu sehr überfüllt erschien. ursprünglich bildete die zweite zeile des paares 771 f, das in seiner so törichten verdrehung 763 f auch würklich nach der vorangehnden rede Heinrichs überliefert ist, den schlussvers dieser rede. nachdem Heinrich in den der gruppe 754—762 entsprechenden versen erklärt hatte was er von Konrad verlange, schloss er die bemerkung an *und daz sî hie an dirre stat!* darauf folgten die entsprechungen von 763 und 765 f *dô sprach zehant her Kuonrât: 'ich wil ez allez lîden und nihtes niht vermîden'.* das stück 767—774 ist ganz interpoliert. der dichter liefs sofort nach Konrads erklärung seiner bedingungslosen bereitschaft den Heinrich das wort ergreifen zu der grofsen enthüllungsrede 775 ff. aber gleich die zeilen 777 f sind eine vom bearbeiter eingeführte, den zusammenhang zerreifsende vorwegnahme von 791 f. die verse 776 und 779 gehören zusammen und müssen in éinem atem gesprochen werden: *ir sît worden mir ein spot, ir vil untugenthafter lîp!* der mehrfach entstellt überlieferte satz 781 bis 790 wird ursprünglich gelautet haben *durch den habech und die winde und daz ros geswinde und ouch einen borten guot, der iemer gibet hôhen muot ze strîte und ze tjuste, ich einen ritter kuste und liez in bî mir slâfen, daz ir mit den wâfen wæret von des borten kraft werder in der ritterschaft.* ganz sinnlos erscheint die gedankenfolge in 791—794: 'ihr wollt euch nun beflecken und räumt vor mir die lande, ihr habt euch selbst geschändet'. die paare sind vertauscht worden: 793 war an 790 direct angeschlossen: 'weil ich so handelte' (dass ihr

euch durch mich geschändet glaubtet) habt ihr mich mit eurer flucht strafen wollen. nun habt ihr euch selbst geschändet, da ihr euch beflecken wolltet'. die zeilen 795—798 sind ein sofort auch an den bindungen erkennbarer zusatz, den der Punzinger gemacht hat, weil er hier den hinweis darauf einflechten wollte, dass jene unnatürliche neigung auch von der christlichen lehre verpönt wird. mit den worten 'ihr seid unrein' lenkt der interpolator zum original zurück. auch im original waren an eben diesen, aber mit der entsprechung von 791 f ausgedrückten gedanken die folgenden verse 799—802 angeschlossen, deren diction und metrik in der überlieferten fassung freilich mehrfach entstellt ist. der gruppe 791—802 entsprach etwa der wortlaut *des rûmtet ir vor mir diu lant! nu habet ihr selben iuch geschant, sit ir ein ketzer woldet sîn durch den habech und die hunde mîn, unde ir iuwer êre alsô durch die minsten gâbe zwô woldet haben gar verlorn. sehet, nu ist mir daz zorn!'* in den überlieferten schlussreden 803—815 erscheint wider jene verschrobenheit der gedankenfolge, die auf gewaltsame verdrehungen des bearbeiters schliefsen lässt. Konrad wird durch den sprühregen weiblicher ungnade, der soeben auf ihn niederprasselte, in einen zustand durchaus unbegründeter minniglicher entzückung versetzt. ebenso seltsam ist dann die antwort der frau, die jetzt ganz unvermittelt den wunsch äufsert, den soeben von ihr verkündeten zorn zu besänftigen, und überdies die absicht bekannt gibt, ganz und gar sich dem willen dieses mannes zu fügen, der doch ihr gegenüber gar keinen willen hat. mit der bemerkung, er werde wol wissen, dass er selbst die hauptschuld trage, wird von ihr weder die wahrheit gesagt noch ihr plötzlicher gesinnungswandel begründet. dann erteilt sie den befehl 'nimm habicht und ross' und macht dazu die parenthetische bemerkung 'du wirst nie besiegt werden'; ihre schlussworte, die letzten die überhaupt in dem gedicht gesprochen werden, sind die in der luft hängenden objecte 'den borten und die hunde'. dass der die bekannten ergüsse Punzingerischer galanterie widerholende vierzeiler 803—806 ganz als zutat zu gelten hat, ist schon bei der kritik des abschnittes 201 ff festgestellt worden. als interpoliert erweist sich ferner mit bestimmtheit das alberne, die bindung *du . . . weist* enthaltende verspaar 811 f. in den beiden versgruppen 807—810 und 813—815 ligt das aus dem original stammende wort- und reimmaterial vor. in der ersten vom bearbeiter der frau zugeteilten gruppe muss die originalreplik Konrads stecken. seine frau hat ihm vorgehalten: 'ihr habt euch geschändet, denn ihr *woldet* euch beflecken und *woldet* so ganz ehrlos werden. jetzt bin ich es die grund hat zu zürnen'. diese worte nahm Konrad im original auf, und e r natürlich *wolde* jetzt wissen, was er nach i h r e m willen tun soll um i h r e n zorn zu besänftigen. die ursprüngliche schlussantwort

der frau, deren verballhornung auch in den zeilen der zweiten gruppe erscheint, muss dann den sinn gehabt haben: 'ich will, dass ihr nicht nur den habicht und die hunde nehmt (die euch ja bereits zugesichert wurden), sondern auch den borten und das ross, damit ihr fortan nicht mehr in die lage kommt euch so zu blamieren wie bisher'. der wortlaut der beiden reden war etwa der folgende: *er sprach: 'nu wolde ich gerne iuwer willen lernen, daz den zorn ich stille'. sî sprach: 'durch mînen willen, daz irn werdet niemer sigelôs, nu nemet den borten und daz ros zem habech und zen hunden!'* in 816 wird *zuo der* nicht ursprünglich sein, in 817f hat der bearbeiter, der die apokopierten formen reimte, stumpfe versausgänge und vierhebigkeit hergestellt durch den einschub der die diction entstellenden formwörter *vil* und *hin.* die 3 originalverse müssen gelautet haben *an der selben stunde fuoren sie frœlîche heim in Swâbenrîche.* die zeilen 819—822 sind ein letzter einschub vom Punzinger, als solcher erkennbar an der forcierung höfischer terminologie mit *zuht, êre, lieplich,* an der ausflickung des verses mit einem nur durch reimnot veranlassten *iemer mêre,* an der vorwegnahme der folgenden *missewende* durch die *sorgen* und an der albernheit der feststellung, dass sie just am abend und morgen sorgenfrei lebten. der an 818 direct angeschlossen gewesene vers 823 hat dann gelautet *sie lebeten an ir ende* ... der verdacht dass auch in 825 die schon vom schreiber in A beanstandete unsinnige genaue zahlenangabe vom Punzinger eingeführt worden ist, wird durch die unzulänglichkeit der rhythmik dieser zeile gestützt. der originalvers wird gelautet haben *dar nâch noch vil manec jâr.* aus der bindung 817 ist als die originale form des adverbs auch in 826 *sicherlîche* zu erschliefsen.

Die kritik des überlieferten textes führt zur erkenntnis, dass die in den rahmen gestellten vorliegenden 816 zeilen durch die aufschwellende bearbeitung eines originals von 426 versen zustande gekommen sind. die kurze dichtung Dietrichs war in 4 deutlich markierte abschnitte gegliedert: ein einleitender umfasste 40, die drei hauptteile 162, 98 und 126 verse. die symmetrie im aufbau der ganzen erzählung und in der anlage der einzelnen teile ist bereits mehrfach hervorgehoben worden. der dichter hat das eigenartige verhältnis Konrads zu seiner frau veranschaulicht, s i e sind das heldenpaar, die andern alle sind nebenpersonen. von diesen ist nur der liebestolle, fremde ritter als contrastfigur zum haupthelden individuell charakterisiert. sonst erscheinen blofs die den situationen entsprechenden typen. dem verräterischen knecht, der zur entzweiung des ehepaares

den anstofs gibt, und dem herzoglichen burgherrn. der die gelegenheit zu seiner widervereinigung bietet, sind kurze reden in den mund gelegt, ein knappe, der die ankunft der als ritter verkleideten frau meldet, spricht ein verspaar. stumme mitspieler sind die aufpassende magd, der hilfsbereite wirt und der tjustierende Britte. die knechte mit denen die frau das haus verlässt, und der spielmann der sie vor die fremde burg begleitet, beleben als statisten das scenische bild. die handlung wird getragen von der schönen, so überlegen klugen frau, die, treu und treulos zugleich, auch als poetisches beispiel einer weiblichen natur mit widerspruchsvoller seelenstimmung erscheint. aber der auf den es der dichter eigentlich abgesehen hat, ist doch dieser ritter Konrad, die einzige person deren würklichen namen er nennt und die mit deren einführung er anhebt. Dietrich wollte mit launigem humor das künstlerisch stilisierte porträt eines einfältigen ehemannes vorführen, den seine hübsche frau zuerst mit einem liebhaber betrügt und dann geschickt zur einsicht bringt, dass es am besten ist aus diesem zwischenfall keine consequenzen zu ziehen und sich dem willen der überlegenen eheherrin bedingungslos zu fügen. vielleicht hat der kecke spielmann bei der conception an eine ganz bestimmte persönlichkeit aus seiner umgebung gedacht, mit deren verspottung er sein publicum unterhalten wollte. er hat Konrads mangel an umsicht und energie voll zur geltung gebracht in der kopflosigkeit mit der der wackere vor seiner frau die flucht ergreift, in der ahnungslosen unbefangenheit mit der er dann durch ihre verkleidung sich täuschen lässt und ihr prompt in die gestellte falle geht, und in der unterwürfigkeit mit der er schliefslich versichert, alles tun zu wollen was sie verlangt. die ironisierung dieses trefflichen biedermannes ist consequent durchgeführt. sie ligt schon darin dass der dichter mit der ankündigung beginnt, er wolle von dem 'Konrad' erzählen, weil er ein so 'kühner' und überhaupt vorzüglicher ritter war, und dass er dann ausschliefslich von seinen blamagen berichtet. sie ligt dann auch in dem selbstgeständnis das der held gleich mit seinen ersten worten macht, dass er zwar in fernen, fremden landen uncontrolierbare ruhmestaten verrichtet habe, daheim aber eine ganz unbekannte gröfse sei. in dem zweikampf mit dem Britten unterligt Konrad kläglich, und gerade diese scene war ursprünglich in scharf

ironischer formulierung erzählt. die frau gibt zu beginn dem abreitenden gatten einen natürlich ironisch gemeinten segenswunsch mit auf seinen weg, sie, als herr Heinrich verkleidet, nennt ihn dann, ihn überlegen ironisierend, ‘ihren lieben gesellen’, und nach seiner moralischen blofsstellung rechtfertigt sie sich, indem sie ihm mit ätzender ironie erklärt, sie habe sich ja doch nur in seinem interesse um die gewinnung der wunderdinge bemüht. aus der tendenz, mit ironie einen gehörnten pantoffelhelden zu charakterisieren, müssen auch die abweichungen von der in der antiken erzählung von ‘Prokris und Kephalos’ vorgebildeten fabel erklärt werden. Dietrich liefs die frau von einem fremden ritter zur untreue verführt und nicht vom gatten selbst auf die probe gestellt werden, damit dieser eben gründlich und empfindlich blamiert erscheint, er liefs nicht die frau sondern den mann die flucht ergreifen, um seine inferiorität schärfer zum ausdruck zu bringen, er führte den borten und das ross ein, die ihrem besitzer mut und erfolg garantieren, um der frau die ironischen rechtfertigungs- und schlussworte in den mund legen zu können: ‘ich habe mich dem fremden hingegeben um mit seinen gaben aus euch einen mutigen und erfolgreichen ritter zu machen’ und ‘nehmt sie nun hin, diese gaben, damit ihr euch fortan nicht wie bisher immer nur blamiert!’ Meyer hat in seinem aufsatz über das verhältnis des mhd. gedichts zur antiken erzählung Zs. 59, 36 ff die absichten Dietrichs vollkommen verkannt und s e h r u n glücklich gerade die ironische rechtfertigung der frau s. 43 anm. 3 als unglaubhaft und deren einführung als ‘wenig glücklich’ bezeichnet. die frage, wie im besonderen Dietrich zu dem antiken fabelstoff gekommen ist, lässt sich unter den gegebenen verhältnissen natürlich nicht beantworten, da ja mit vielen verschiedenen möglichkeiten gerechnet werden muss. unbestreitbar ist aber die tatsache, dass der deutsche spielmann aus dem 13 jh. diesen stoff durchaus originell und echt künstlerisch neu gestaltet hat.

Aus den angaben des bearbeiters im epilog geht hervor, dass Dietrich vor seinem tod in Schlesien ansässig war. durch die identifizierung der *Glezze* mit dem ‘Klessengrund’ unweit von Weidenau bei Glatz und durch den nachweis von urkunden aus den neunziger jahren des 13 jh.s, in denen ein *Wilhelm* als vogt zu *Widenâ* genannt wird, erscheint es sichergestellt, dass der

dichter seinen beinamen nach jenem schlesischen talboden führte; vgl. die überzeugenden ausführungen in Meyers einleitung zur ausgabe s. 64 ff. aber damit ist nicht bewiesen, dass Dietrich in Schlesien geboren wurde und sein ganzes leben dort verbrachte. schon an sich ist es gar nicht unwahrscheinlich, dass ein schlesischer edelmann im 13 jh. einen berufsdichter aus dem fortgeschrittenen westen sich hat kommen lassen. das wort- und reimmaterial des gedichtes gibt mit sicherheit nur zu erkennen, dass es nicht unter dem einfluss bair.-österr. litteratur und umgebung entstanden ist. die annahme aber, dass der dichter im westlichen Deutschland nicht fremd war, wird durch die in die erzählung eingeführten, charakteristischen landschaftsnamen nahegelegt. nach Brabant, wo das deutsche rittertum am weitesten fortgeschritten war, fühlte sich die ritterschaft im übrigen Deutschland wol begreiflicher weise hingezogen. daher ist es auch verstandlich, dass der flüchtige Konrad sein ross gerade dorthin lenkt, und dass seine frau gar nicht daran zweifelt gerade dort ihn widerzufinden; zu dem turnier auf einem brabantischen edelsitz kommt auch der stolze Britte keineswegs überraschend. die schwäbische heimat des heldenpaares hat der dichter gewis mit künstlerischer absicht nicht schon zu beginn bei der einführung sondern erst ganz am ende nach der widervereinigung und aussöhnung genannt: er hat so die schlussverse von der fröhlichen fahrt *heim in Swâbenrîche* und dem glücklichen leben daselbst zu einem würkungsvollen ausklang mit einer letzten überraschung für sein publicum gemacht. daraus ist aber zu schliefsen, dass er ursprünglich für ein schwäbisches publicum gedichtet hat. die vermutung, dass Dietrich ein Alemanne war, ist schon von Steinmeyer ausgesprochen worden. ein sprachlicher beweis lässt sich dafür nicht erbringen, aber mit rücksicht auf den würkungsvollen schlussaccord den das 'Schwabenland' in seiner dichtung bildet, muss es unbedingt als wahrscheinlich gelten, dass der dichter auf schwäbischem boden, wenn nicht heimatberechtigt, so doch während einer zeit seines lebens als ausübender künstler tätig war. er wird aber dann für seinen Borten überall ein dankbares publicum gefunden haben, wo immer er das kurze, flotte gedicht zu hören gab.

Wien. **Dietrich v. Kralik.**

MANERIUS.

In cod. Vat. Christ. 344 f. 38 fand Wattenbach ein kleines gedicht, das er 1875 u. d. t. 'De quodam iuvene' bekannt machte (Anz. f. kde dtscher vorz. 22, sp. 312). ich widerhole es hier, weil es dem folgenden zu grunde ligt.

Surgens Manerius summo diluculo
assumsit pharetram cum arcu aureo,
canesque copulans nexu binario
silvas aggreditur venandi studio.

Transcurrit nemora saltusque peragrat,
ramorum sexdecim gaudens cervum levat,
quem cum persequitur, dies transierat,
nec sevam bestiam consequi poterat.

Fessis consociis lassisque canibus
dispersos revocat illos clamoribus,
sumensque buccinam resumtis viribus
thonos emiserat totis nemoribus.

Ad cuius sonitum erilis filia
tota contremuit itura patria,
quam cernens iuvenis adiit properans:
vidit et loquitur, sensit os osculans;
et sibi consulens et regis filie
extremum veneris concessit linee.

v. 1 dilulculo hs. v. 6 remorum hs.

cod. Vat. 344 enthält zahlreiche vagantenlieder, von denen Hauréau einige veröffentlicht hat (Not. et extr. 29, 2); so wird auch unser gedicht einen 'vaganten' zum verfasser haben. in der form bemerkenswert ist die besondere gestaltung der schlussstrophe. berichtet wird in knappem, associativ verbindendem stil ein jagd- und liebesabenteuer. das gedicht ist ganz unpersönlich und lässt daher an sich keinerlei tendenz erraten. auffällig ist dass der held des abenteuers mit namen genannt wird. dem charakter einer objectiven gattung und dem brauch der vaganten widerspricht das durchaus. es ist also möglich dass hinter der namensnennung in objectiver gattung eine spitze gegen einen gewissen Manerius ligt.

Das gedicht wird aus seiner einsamkeit durch einen brief des Johannes vSalisbury erlöst, der durch anspielung darauf uns eine zeitliche festlegung ermöglicht und aufserdem wenigstens einigen aufschluss über die persönlichkeit des Manerius gibt. der brief ist 1168 an Randulph vArundel, einen mönch von Canterbury, geschrieben (Migne 199 col. 295 f, ed. Giles II 152 ff).

Die anspielung auf unser gedicht wird sofort deutlich, wenn wir die entscheidenden worte hierhersetzen: *Sed vester ille*

Manerius . . . qui silvis et saltibus peragratis, summo surgens diluculo curialium venaticam exercuit . . . diese worte sind nichts als prosaische, fast wörtliche widergabe der verse 1. 4. 5. was Johannes inhaltlich zu sagen hat, steht zu dem gedicht eigentlich in gar keiner beziehung. die anspielung ist weit hergeholt und nur aus dem frischen eindruck zu erklären. das gedicht muss actuell, also wol eben entstanden sein. danach wäre es 1168 oder kurz vorher verfasst. bemerkenswert ist, dass noch in der 2. hälfte des 12 jahrhunderts der rein parataktische stil verwendung fand, wie er uns in liedern der Cambridger hs. entgegentritt (vgl. 'Invitatio amicae' u. 'Verna feminae suspiria').

Wer ist aber Manerius? zunächst wird die namensform selbst, an deren richtigkeit Wattenbach zweifelte, durch Johannes vSalisbury sichergestellt [1]. es muss der würkliche name sein; denn handelte es sich um ein pseudonym, so würde sich Johannes anders ausgedrückt haben. das verständnis der persönlichkeit des Manerius ist nur durch eine gesamtinterpretation des briefes zu gewinnen, der uns bei der lectüre zunächst manches im unklaren lässt.

Der brief fällt in die zeit des streites zwischen Heinrich II von England und dem erzbischof Thomas, seinem früheren kanzler. Johannes redet von 'excommunicatorum complices'. die bannung die hier vorausgesetzt wird ist wol mit der des jahres 1168 zu identificieren. der convent von Canterbury, dem der adressat des briefes Randulph vArundel angehört, schwebt in peinlichem dilemma (vgl. CSchaarschmidt Johannes Saresberiensis, Leipzig 1862. s. 271 ff). sein unmittelbarer oberer ist Thomas, der auf französischem boden in verbannung lebt: bei parteinahme gegen ihn hat er ungnade und bestrafung durch ihn zu erwarten, bei stellungnahme für ihn hat er die rächende hand des königs zu fürchten. die unklarheit und das schwanken zu dem solche lage führen muste, spiegeln sich in den briefen des Johannes, der an der seite seines erzbischofs für die sache der kirche streitet. im convent trat offenbar eine parteibildung ein. Randulph selbst steht zu Thomas. er hat ein päpstliches schreiben im capitel überreicht und ist dafür verbannt worden (Epist. ed. Giles II 147). das ist aber erst nach abfassung unseres briefes geschehen; denn hier ist dieser ereignisse nirgends gedacht, und zudem eröffnet der brief die correspondenz mit Randulph, wie der eingang deutlich zeigt. es muss ein anderer anlass gewesen sein, der die ehrliche anhänglichkeit Randulphs an Thomas offenbarte. das sagt Johannes selbst: 'Deine liebe zur kirche ergibt sich

[[1] der name ('Lehmann') scheint mir ausgesprochen anglonormannisch: er gehört doch offenbar zu dem nur für England in der bedeutung 'lehengut' bezeugten mlat. *manerium* Ducange-Favre V 216[b], Liebermann Gesetze der Angelsachsen II 140[b]: agn. me. *maner* Mätzner Altengl. wb. III 336[a]. E. S.]

klar daraus, dass du ihn (Thomas) mit mühe und erfolg zu verteidigen versucht und dabei von den in betracht kommenden gründen, soweit das ihre art zuliefs, keinen vergessen hast'. Randulph hat also eine rechtfertigungsschrift für seinen erzbischof verfasst und dadurch seine gesinnung öffentlich documentiert.

Die haltung der übrigen conventsmitglieder blieb schwankend. so kann Johannes in einem späteren briefe (Giles II 147) entrüstet fragen: *Numquid solus Radulphus fidelis erat domino papae et devotus archiepiscopo?* er ermahnt auch in unserem brief den convent, nichts gegen Thomas zu unternehmen. das ist der sinn des satzes: *Ille* (sc. Thomas) *habet ecclesiam suam et habebit amodo excusatam, si tamen rei exitus scripti tui fidem corroboraverit.* er wird erklärt durch eine analoge stelle im vorhergehnden brief (Giles II 148): *Interim vos archiepiscopus habebit excusatos, nisi vos accusent opera vestra.* der vordersatz ist klar; zwei möglichkeiten bleiben für den nachsatz. entweder wird Randulphs rechtfertigungsschrift als zeugnis für die gesinnung des convents betrachtet; dann heifst es: 'Wenn nur der ausgang erhärtet, dass deine schrift ein zuverlässiges zeugnis war'. oder Randulph hat in seinem 'scriptum' gesagt, der convent stände auf Thomas seite; dann ist der sinn: 'Wenn nur der ausgang erhärtet, dass die angabe deiner schrift zuverlässig war'. beide möglichkeiten vereinen sich in dem durch die begründung des folgenden satzes verdeutlichten grundgedanken: 'Es kommt darauf an dass der convent tatsächlich zu seinem erzbischof hält'.

Diese mahnung war sehr berechtigt: denn einige conventsmitglieder traten würklich zur feindlichen partei über. Johannes schreibt an Randulph: 'es gibt unter euch häretiker die auf seiten der excommunicierten stehn. so kommt es, dass eure feinde den mönchen von Canterbury alle schuld in die schuhe schieben. und solche leute reden jetzt auf dem continent über Manerius, dessen name berüchtigt ist auf grund einer beschuldigung, die er sich durch rechtschaffenes verhalten nicht verdienen konnte'. die leute also die den mönchen von Canterbury übel wollen, haben sich besonders Manerius aufs korn genommen. sie warfen ihm erklärte feindschaft gegen Thomas vor; denn das ist das 'crimen'. Johannes hat ihre anschauung geteilt. in scharfer form spricht er sich über Manerius aus. er sagt von ihm in anspielung auf das gedicht 'de quodam iuvene', er habe auf seinen unschuldigen herrn und vater jagd gemacht; aber dieser sei noch nicht in einen hirsch verwandelt und nach göttlichem ratschluss nicht zur beute bestimmt. Manerius wird mit dem jäger des gedichts, Thomas Becket mit dem verfolgten hirsch verglichen. der zweite teil des satzes will sagen: Gott schützt Thomas und gibt ihn seinen feinden nicht als gute beute preis. bei dem vergleich mit der jagd wird Johannes an die verwandlungsgeschichte des Actaeon erinnert (Ovid Met. III 138

bis 250). er stellt Thomas mit Actaeon gleich und sagt: er konnte spottend den vers auf sich beziehen *Actaeon ego sum: dominum cognoscite vestrum!* das ruft bei Ovid Actaeon seinen hunden zu, die ihn nicht erkennen und verfolgen (Met. III 230). der spott ligt also darin dass die verfolger des erzbischofs und damit auch Manerius mit den hunden verglichen werden. Johannes fährt fort: 'Wie Christus die juden kann Thomas seine feinde fragen: ich habe für euch viel gutes getan; für welche meiner woltaten wollt ihr mich töten?' Manerius wird zur treulosigkeit und abtrünnigkeit noch schnöder undank vorgeworfen. die art und weise wie Johannes mit ihm verfährt, hat nur sinn, wenn er von seiner feindschaft gegen Thomas würklich überzeugt war. das ist wichtig für das verständnis des geheimnisvollen schlusssatzes: *Quod si ei falso imponitur, non me, sed cardinales accuset, qui de ipsius appellatione scripserunt.* Johannes kann hier nicht ernstlich die möglichkeit erwägen, dass die beschuldigung gegen Manerius ungerechtfertigt ist. in dem satze ligt höhnischer spott: 'Wenn er sich beschweren will, so mag er sich nicht an mich, sondern an die cardinäle wenden!' *ipsius* kann nur auf Manerius gehn. er hat also appelliert; warum und in welcher angelegenheit wissen wir nicht. cardinäle haben sich über diese appellation schriftlich geäufsert. wahrscheinlich handelt es sich um die beiden cardinäle, die papst Alexander als legaten zur schlichtung des streites zwischen Heinrich II und Thomas sandte. die schriftliche äufserung der cardinäle über die appellation des Manerius muss diesen irgendwie zum feind des erzbischofs gestempelt haben. die ironie ligt darin dass die legaten keineswegs als Thomas freunde betrachtet werden.

Wir können aus dem brief über Manerius folgendes feststellen: er gehört zum convent von Canterbury. im streit zwischen könig und erzbischof nimmt er gegen seinen geistlichen herrn partei. daraus ergibt sich für das gedicht 'de quodam iuvene' die satirische tendenz: ein cleriker geht auf die jagd und erlebt liebesabenteuer [1].

Noch ein drittes und letztes mal taucht der name Manerius auf, in der 'Metamorphosis Goliae episcopi' (ThWright Walter Mapes, London 1841, s. 21—30). die entscheidenden verse lauten (aao. s. 29 v. 206 ff):

> ... Manerius, quem nullis secundo,
> alto loquens spiritu et ore profundo,
> quo quidem subtilior nullus est in mundo.

Wright weifs in der anmerkung nur zu sagen, dass der name bei Fabricius nicht zu finden ist. er wird hier aufgezählt unter einer reihe von anderen gelehrten. die genannten persönlichkeiten umspannen den zeitraum vom anfang bis zum ende des 12 jahr-

[1] ob hier nicht vielleicht in symbolischer form eine bosheit gesagt wird, vermag ich nicht zu entscheiden.

hunderts. die abfassung des gedichts braucht also nicht später zu fallen. vor allem muss Manerius in dem angegebenen zeitraum gelebt haben. er war offenbar lehrer. gerühmt wird sein hoher geist, der tiefsinn seiner worte und seine hervorragende logische begabung. diese einem sonst unbekannten zugewiesene bedeutung lässt vermuten, dass der verfasser des gedichts zu ihm in besonderen beziehungen gestanden hat, vielleicht sogar sein schüler war.

Sonst ist es nicht unbedenklich, auf grund bloſser namensgleichheit persönlichkeiten zu identificieren. hier haben wir eine gewisse berechtigung dazu: denn ein Manerius ist auſser dieser stelle in der litteratur völlig unbekannt. ist dieser Manerius eine person mit dem den wir vorhin kennen gelernt haben, so erfahren wir von ihm wider einen neuen zug: er war lehrer, vermutlich in Canterbury, wo wir ihn als cleriker gefunden haben. dass Johannes vSalisbury seine lehrtätigkeit nicht erwähnt, hat wol darin seinen grund, dass er keinen anlass hatte ihrer zu gedenken.

Bonn. **Hennig Brinkmann.**

NASALSCHWUND VOR þ AUSSERHALB DES SÄCHSISCHEN. Dass der als gemeingermanisch angesehene ausfall des *n* vor *h* z.tl erst dem frühen einzelleben der germ. sprachen angehören müsse, hab ich s.z. durch hinweis auf den burgundischen namen *Hanhavaldus* (= ahd. *Háholt*) betont. einen umgekehrten fall möcht ich heute zur sprache bringen. der ausfall des *n* vor *þ* gilt als eine der wichtigsten übereinstimmungen zwischen as. afries. u. altengl. (s. zb. Holthausen Altsächs. elemb.^{2} § 11), und man ist wol geneigt ihn als eminent 'ingväonisch' anzusehen, da er dem mnd. (in dem das ingväon. element stark unterdrückt scheint) bis auf reste abhanden gekommen ist (Ag. Lasch Mnd. gramm. § 261 anm. 2). nun finden sich aber auch im hochdeutschen, und gerade im oberdeutschen, deutliche zeugnisse jenes nasalschwunds, der hier selbstverständlich in die zeit vor der zweiten lautverschiebung hinaufreichen muss, mag man den übergang von *þ* > *d* zu ihr rechnen oder nicht. da ist zunächst *ingesíde*, gesichert durch den reim *: níde* Wernh. Maria 162, 30; *: mile* Rol. 115, 1, *ingesides : Turpines* ebda 226, 18; ferner durch die schreibung *ingesíde* STrudp. Hohel. 22, 22. 24; *ingiside* 89, 19. dann weiter *swíd* neben und vor *swind* in hochdeutschen personennamen an erster wie an zweiter stelle. Förstemann I^2 1381—1386 bietet zahlreiche beispiele aus ahd. namenquellen, wo sie entweder neben *swind* auftreten oder die alleinherschaft haben. für Freising zb. verzeichnet das register von Bitterauf II 884 *Suuidperht* a. 825. 902/3 — *Suuidpurc* a. 791. 816. 839. 845—51. 1006—22 — *Suuidker* (später

Swicker) a. 806—11. 811. 829. 830. 836. 837. 842. 849. 926—37 1123—30. 1163—79 — *Suuidhart* a. 792. 803. 812. 815. 816. 822 — *Suuidmoat* usw. a. 806. 837. 839. 844. 1078—98 — da neben nur je einmal *Suuindhart* a. 822 — *Suuindheri* a. 839. bei Fulda (s. Schminckes register zu Dronke s. 40) stell ich kurz fest, dass die namen *Suuidbot* (9 ×), *Suuidburg* (2 ×), *Suuidleib* (1 ×), *Suuidmot* (4 ×) nur in dieser form belegt sind, während neben *Suuidger* usw. auch *Suindger*, neben *Suuidberaht* auch *Suuindberctus* und *Suinperaht* vereinzelt vorkommen; dazu je einmal *Suuindhart* und das simplex *Suuind*. diese *Swîd-*, *Swît-* setzen sich fort in den oberdeutschen familiennamen *Schwicker* (*Swît-gêr*) und *Schweickart* (*Swît-gart* metronym).

Das hohe alter des nasalausfalls, der dem unterschiede zwischen hoch- und niederdeutsch sicherlich um jahrhunderte vorausligt, wird weiter dadurch bezeugt, dass es neben den namen mit *Swîd-* auch solche mit der ablautsform *Sweid-* gibt, die Förstemann I[2] 1375 nicht entgangen sind, von ihm freilich zu einem ganz andern stamme (got. **sweidan* 'ardere') gestellt werden. diese *Sweid*-namen sind aus der zeit von 712—840 besonders für Rhein- und Südfranken bezeugt: im cod. Laur. finden wir *Sueidinc* nr 1265; *Sueidolt* nr 1326; in den trad. Wizenburg. *Sueidinc* nr 30. 182; *Sueidmunt* nr 7. 30. 150; auch der *Suueidingus* bei Dronke nr 105 ist ein Rheinfranke aus Bingen, und ebenso dürften sämtliche derartigen formen welche das register zu Pipers Libri confr. verzeichnet, dem südwestlichen Franken angehören, fest steht dies für II 129, 23 *Sweidolf* (Feuchtwangen).

Es scheint bisher nicht beachtet zu sein, dass es bei dem nasalschwund vor *h* verschiedene zeitliche schichten (und obendrein wol auch alte dialektische unterschiede) gibt. denn bei *enh* resp. *inh* > *ih* in got. *þeihan* ahd. *dîhan*, got. *þreihan* mhd. *drîhe* ligt doch unzweifelhaft ein gemeingermanischer process zu tage, der den frühen übertritt in eine andere ablautreihe und dem entsprechende neubildungen (wie got. *þraihns*) zur folge gehabt hat, während *anh* > *âh* sich auf dreierlei weise als relativ jung erweist: 1) durch *Hanharaldus*, 2) durch die rundung (nasalierung) in ags. *þo* (Epin. *thohae*); *fo*, *hō*; 3) dadurch dass dem got. ahd. *hâhan*, *fâhan* usw. der zusammenfall sowol von *a*—*o* > *a* als von *a*—*o* > *ō* vorausliegen muss. so dürfte denn auch in den fällen ahd. *ingeside*, *swid-* ein weit älterer nasalschwund (der später durch ausgleichung beseitigt wurde) vorliegen, als die ausbreitung der gleichen erscheinung innerhalb der ingväonischen sprachen.

E. S.

FITTE ALS LEHNWORT IM AHD.? In dem interessanten bair. clm 19410 (vgl. MSD II³ 353 u. Steinm. Kl. ahd. sprdkm. s. 290) s. 60 (Ahd. gll. III 657, 27) findet sich die Steinmeyer unverständlich gebliebene glosse *egloga uitia*. ligt es nicht nahe, dabei an die *vitteas* der Heliandpräfatio zu denken? — so wenig der sonstige zusammenhang der glossen zunächst dafür sprechen mag, sollte uns nicht ein freundliches geschick als hd. entlehnung hier das wort bewahrt haben, das man auf continentaldeutschem boden in dieser bedeutung bisher vergeblich gesucht hat? das fehlen des einen t wäre bei einem lehnwort nicht auffällig. die bedeutungsgleichheit ligt auf der hand. hat das 'per vitteas' der praefatio zunächst auch den sinn 'in abschnitte', so ligt doch der schritt von gedichtabschnitt zu *egloga* = 'kleineres gedicht' sehr nahe, und etwas anderes verstehn die lateinischen dichter des 9 jh.s kaum unter ekloge: man vergleiche etwa die ekloge des Paschasius Radbertus (MG Poetae bd. III 45 ff) und Walther Streitgedicht i. d. lat. lit. d. ma.s s. 17, dessen hinweis auf den meist beibehaltenen dialogischen charakter der eklogen nicht gegen die gleichsetzung spricht. das englische 'fit' ist als 'carmen, cantilena' (Bosworth-Toller s. 289) und als 'a part of poem' (Skeat Et. dict. 1910 s. 215ª) belegt.

Es erhebt sich jetzt die frage, wie das ndd. wort in den bair. codex übergehn konnte. spuren ags. oder ndd. einflusses fehlen dort sonst vollkommen, wenn auch nach Mone (Latein. hymnen nr 269) ein Angelsachse der verfasser des lat. Carmen ad Deum war. aber die sprache des cod. weist auf die mitte des 9 jh.s (eher etwas früher als später, da *hl-* sporadisch noch erhalten ist), also auf eine zeit wo die as. dichtung wol in die nachbargebiete ihre wellen werfen konnte. nun hat Dümmler (Zs. f. öst. gymn. 1864, 359 f) die ansicht ausgesprochen, dass Ermenrich vEllwangen der verfasser des deutlich für den schulunterricht bestimmten cod. sei. Ermenrich (Dümmler Forsch. z. dtschen gesch. bd. 13, 473—85, 14, 403 f, Wattenbach I⁷ 280 ff, Hauck KGesch. II³ 843) war als schüler Hrabans wahrscheinlich um 840 in Fulda; wol möglich, dass ihm dort as. dichtung bekannt wurde und er den terminus technicus in as. lautform übernahm. die anhaltspuncte für Ermenrichs urheberschaft sind freilich schwach. doch bei dem grofsen einfluss der Fuldaer schule, deren zöglinge nach allen gegenden Dtschlds gelangten (vgl. zb. Hauck II³ 631, vUnwerth-Siebs s. 299 ff), könnte auch sonst ein in Fulda aufgenommenes wort in eine bair. hs. gekommen sein. unklar bleibt, wie die glosse in den sachlichen zusammenhang der nachbarglossen gelangt ist; aber bei dem romanischen sprachcharakter der grofsenteils nur hier belegten lat. worte konnte leicht ein misverstandenes wort als *egloga* gedeutet werden und so seine glossierung erhalten.

Berlin. **Hans-Friedrich Rosenfeld.**

DES WIRTES MÆRE.

Die hs. die unser gedicht überliefert — Erlangen, Univ.-bibl. ms. 1655 — ist nicht unbekannt: 1807 druckte Oetter aus ihr im Neuen lit. Anzeiger sp. 643—645 drei von den 4 auf bl. 13^v—14^v stehnden liedern ab, die HMS III 466a—467a nach Oetters abdruck und Büschingschen abschriften widerholt sind. von 'des Wirtes Märe' hatte Oetter Docen eine abschrift zugesandt (München, Staatsbibl., Doceniana c 43), der sich aber augenscheinlich nicht darum bekümmerte. gelesen hat die novelle auch vdHagen, wol nach einer abschrift Büschings. er erwähnt sie im Grundriss s. 157 [1] mit den worten: 'eine unzüchtige erzählung, worin ein ritter der tafelrunde bedeutend mit auftritt. ... eine eigenhändige abschrift davon hat Büsching'; und dann werden v. 1—12. 561—580 abgedruckt. dadurch dass er die flüchtige erwähnung des könig Artus v. 41 so stark in den vordergrund rückte, hat er spätere benutzer des Grundrisses auf falsche fährte geleitet, und das rächte sich an ihm selber: der schwank fehlt im Gesamtabenteuer.

Ich will das gedicht nicht zurückhalten bis mein 'Neues Gesamtabenteuer', die neubearbeitung des GA, abgeschlossen ist — wer weifs auch ob ich je dessen druck erlebe. die novelle bietet nämlich nicht nur litterarhistorisch viel des interessanten, sondern regt vielleicht ihrer bemerkenswerten handschriftlichen überlieferung wegen zum nachdenken an über die sprachliche form gleichaltriger dichtungen. ich beschränke mich auf eine erörterung des sprachlichen, weil ich hier keine monographie über das gedicht bieten kann und weil sich aus einer betrachtung der sprachformen allerlei principielles und methodisches das über den einzelfall hinaus gilt ergibt.

Die hs. ist beschrieben von Irmischer Die hss. der Kgl. univ.-bibl. zu Erlangen (1852) s. 286. doch ist einiges zu ergänzen oder schärfer zu beleuchten: 1 lage (= 7 doppelbll.) papier, 10,7 cm breit (!), 32,5 cm hoch, einspaltig beschrieben. äufserlich gleicht also die hs. weniger den epen- und novellenhss. als den sammelheften lyrischen inhalts. das wasserzeichen des papiers, ein D, ist genau gleich Briquets nr 8101, die er nur aus Bologna v. j. 1310 belegt; auf 10 cm kommen 52 rippen. die voll beschriebenen bll. 2^r und 3^r weisen 88 und 92 (!) zeilen auf. — 4 schrifttypen lassen sich sondern: A = bl. 1^r bis 4^r, 13^v; B = bl. 14^r—14^v; C = bl. 11^r, 13^r; D = bl. 4^v bis 10^v. A, B, C sind vielleicht vom selben schreiber. die

[1] als signatur der hs. gibt er 39 an, weil diese zahl mit rotstift auf der vorderseite des umschlags steht; in der markgräfl. schlossbibl. zu Ansbach, aus der die hs. nach Erlangen kam, trug sie die signatur ch 39.

beiden einträge von C sind v. j. 1368; A macht den eindruck, als ob es einige jahrzehnte älter sei.

Der inhalt der hs. ist:

1. bl. 1r—4r: Des Wirtes Märe.
2. bl. 4v—10v: lat. glossen zu einem theol. prosatext.
3. bl. 11r: *Noaq anno dn̄i m⁰cccc⁰ LXVIII f'ia IIIa p9 Elyzabeth dn̄s Stol̄ misit mi III lb h̄ p famlm suu.*
4. bl. 13r: *Noa q anno dn̄i m⁰cccc⁰ LXVIII vendidi vinū meū pistori in foro duo vasa que cōtinēt duo plausta vini mi9 II vrna ꝛ vendidi sibi bareatā ꝓ LII lb̄ h̄.*
   De quibꝫ dedit Eckerio de Ottenhouē XXII lb̄ h̄. It̄ ꝓ oleo III lb̄ h̄.
5. bl. 13v minnelied (1 strophe)
   Huzze tûdtel wer bind ir
   Sagent mir
   Roter munt
   Tůnd mir kund
   Vreud vnd schliezzent uf daz herze min u.s.f.
6. bl. 13v minnelied (3 str.) = HMS III 466.
   Rôsen vf der heide
   Mit leide u.s.f.
7. bl. 14r minnelied (3 str.) = HMS III 466.
   Wer ich an rehter maisterschaft so kûnstenrich
   Daz ich ains reines libes lob mit sang meht wol durchgrûnden u.s.f.
8. bl. 14v Marienlied (2 str.) = HMS III 467.
   Von iesse růt ein berndes zei
   Maria hohgelobtiu magt u.s.f.

Ehe ich nun die sprachformen des schreibers genauer betrachte, sei zunächst der dichter von des Wirtes Märe an hand seiner reime sprachlich bestimmt. das gedicht reimt

A, was die lautlehre angeht:

1) a : â: *hân : man* 135. 243. 517; *man : gân* 117; *kan : stân* 73; *ir stânt : gewant* 407; *sat : er hât* 71; *gar : clâr* 37. 163; *hâr : dar* 273; *tar : hâr* 577.
2) â : ô: *tôr : zwâr* 421; *tât : nôt* 429; *sô : aldâ* 123; *dâ : sô* 275.
3) i : î nie; *hinîn* 365 erscheint damit als länge gesichert.
4) u : û: *kur : natûr* 375; bezeichnender weise trifft es ein fremdwort.
5) o : ô, ie : î, uo : û, üe : iu — nie.
6) unreine -e-reime aller arten fehlen völlig.
7) fehlender umlaut: *ze rehter kur : natûr* 375.
8) s : ʒ: *hûs : ûʒ* 209; *was : baʒ* 223.
9) apokope hinter t: *reht* 63, *gedâht* 435, *die ræt* 539;

hinter n: *dem dorn* 91, *schôn* 101, *krôn* 177;
hinter r: *zwâr* 315. 321. 421. 451. 525.

10) synkope: *gehœrt* (part. perf.) *: erstœrt* (3. sing. präs.) 15. (*erstôrt* ohne umlaut ist unwahrscheinlich.)

11) ekthlipsis: *verwunt : grunt* 35.

12) contractionen: *er gît* 10; *er treit* 239; *geleit* 183. 439, *geseit* (präsens oder präteritum) 5, *geseit* (part. perf.) 326; dagegen *man sagt : beklagt* 129, *: unverzagt* 445; *gesagt* (präsens oder präteritum) *: unverzagt* 27.

B. für die formenlehre und einzelne formen ist anzumerken:

1) *ir stânt* 407, *ir bint* 403, *ir beseht* 416. 2) *du bist : ist* 359, *si sint* 59, infin. *sîn* 393. 420, *wesen* 369. 3) *ich tuo* (conj.) 456, *si tüen* (conj.) *: küen* 191 (*küen : grüen* 93; umlautlosigkeit bei diesen formen ist unwahrscheinlich), *er tæt* (conj.) *: man bæt* 559. 4) *gân : stân* 215. 381. 567; gesicherte -e-formen fehlen für diese beiden verben im reime; unzweideutig mit -a- reimen die infinitive 73. 117. 563, *er stât* 111. 537, *er gât* 491 und *ir stânt* 407. 5) *gie : vie* 295. 417. 459; *hie : begie* 533. 6) *liez : stiez* 493; *lâzen* nie, *lân* 207; *er lât* 515; *er læt : die ræt* 539. 7) *haben* nie; *hân* (inf.) als begriffsverb 135. 207. 243, als hilfsverb 517; *er hât* als begriffsverb *: sat* 71, als hilfsverb *: gât* 491, *: tât* 571. 8) *er kam, kâmen, kæme* uä. fehlen im reim, obwol reichlich gelegenheit wäre, sie anzubringen. *er bekumt : zerdrumt* 51. 9) *wol* und *sol* sind mit o gesichert 199. 237. 441. 523. 10) *herr : verr* 467. 11) *offenlich : sich* 549 ist der einzige beleg für ein derartiges adverb im reime; *-lich, -lîche, -lîchen* fehlen; die letztere form ist freilich im reime auch nicht zu erwarten, da der dichter solche klingenden reime nie gebraucht; ob sie im versinnern nicht doch vorkommt, ist eine andere frage (vgl. s. 206 u. 208).

Ergebnis: der dichter verrät sich als oberdeutscher durch die apokope, die *â : ô*-reime (dass darunter die von *-ân : -ôn* völlig fehlen, spricht gegen das schwäbische). auf bayr. gebiet weist die abneigung gegen *în : in*, auch das fehlen von *kam* im reime. die für die echten Bayern bezeichnenden bindungen von *e : ë* vor muta finden sich allerdings nicht; auch *geleit* im reime auf altes *-eit* zeugt gegen ausgesprochen bair.-österreich. heimat. und formen wie *er hat : sat* oder *ir stânt, ir bint* führen wider mehr zum alemannischen hin, wenn auch von den letztgenannten noch keineswegs feststeht, wie weit auch das westliche Bayern an ihnen teil hat.

All dies leitet darauf hin, den nördlichen teil des ans schwäbische anstofsenden bayr. sprachgebiets für die heimat von des Wirtes Märe zu halten. ausgesprochen ostfränkische sprachelemente lassen sich nicht aufzeigen.

Der schreiber nennt bl. 13r einmal *Ottenhouē*. gemeint ist zweifellos das das etwa 50 km westlich von Nürnberg hart

westlich hinter dem kamm der Frankenhöhe ligt, da wo die strafse von Ansbach nach Ochsenfurt-Würzburg zwischen Frankenhöhe und Steigerwald durchgeht. die heimat des dichters such ich rund 100 km südlicher, etwa im Ries. und das gedicht macht nicht den eindruck, als ob es bürgern von einer stadt wie Nördlingen vorgetragen worden sei; es scheint mehr an adeliches publicum gerichtet. bezeichnend ist dafür, welch saure mühe sich der dichter gegen schluss hin (v. 535 f) gibt, die edlen herren von aller schuld nach möglichkeit rein zu waschen. die drei burgen Maihingen, Öttingen, Wallerstein und manche andere beherbergten hörer, an die der dichter sich wenden konnte. dass im Ries die dichtkunst gepflegt wurde, bezeugt für die lyrik ein blick in das namensregister von HMS. und für die grafen von Öttingen-Wallerstein, die darin keine unrühmliche stellung einnehmen, erweist ihre bis heute zu Maihingen erhaltene bibliothek litterarisches interesse. (der freilich recht unzureichende katalog ist veröffentlicht von GGrupp, Öttingen-Wallersteinsche sammlungen in Maihingen, Handschriftenverzeichnis, 1. hälfte, 1897 bei Th. Reischle, Nördlingen). sie birgt zwar in der hauptsache hss. des 15 jh.s, doch findet sich darunter manches von jener kleinpoesie, die meist mit novellen untermischt in andern hss. vorkommt; den novellen nahe verwant ist der dem 15 jh. entstammende 'Ritter in der Capelle' (bei Grupp s. 27 nr 709; gedruckt in Kellers Erz. aus altd. hss. s. 70); und dass auch ältere novellen dort abgeschrieben wurden, beweist die notiz Konrad Schreibers von Öttingen, dass er 1446 auf schloss Wallerstein den 'Schreiber von Paris' copiert habe (Heidelberg, Univ.-bibl. cod. pal. germ. 4 bl. 225ᵛ; vgl. Bartsch, Heidelberger hss. s. 5).

Vielleicht ist des 'Wirtes Märe' ein 100 jahre älteres reis, demselben stamm entsprungen.

Bei betrachtung der hs. hat man auf den ersten blick den eindruck, ein originalmanuscript des dichters vor sich zu haben. der schreiber nimmt in einer sonst unerhörten weise rücksicht auf den versrhythmus. die sonst übliche art der mhd. schreiber, vollformen zu setzen und dem leser die verslesung anheimzustellen, meidet er bewust. wie peinlich er ist, zeigen seine verbesserungen zu v. 10. 36. 165. 237. 258. 278. 280. 294; unter seinen 580 versen mit ihren unzählichen, regellos gebrauchten oder gemiedenen apokopen, synkopen uä. schlüpfen ihm nur 7 fehler gegen den versrhythmus durch: v. 95 *hübescheit,* 166 *ougen,* 280 *deheiner,* 328 *iehent,* 439 *hübescheit,* 478 *gmach,* 577 *deheiner*[1]. das sind verschwindend wenig fälle, wenn man bedenkt, dass 3 von diesen 7 (oder 10) erst anlässlich von cor-

[1] dazu kämen noch 3, an denen ich, ohne völlig sicher zu sein, des schreibers lesung für falsch halte: 135 *gemeinlichen,* 346 *einen,* 402 *arnt.*

recturen entstanden sind (v. 280. 328. 459), wo des schreibers aufmerksamkeit mehr aufs w o r t als auf den v e r s gerichtet war, und dass ferner andersartige schreibfehler recht häufig sind.

Mehr noch erwecken manche verbesserungen den eindruck nicht einer abschrift, sondern eines autogramms: es scheint, als suche der dichter noch während des schreibens nach einem besseren ausdruck: v. 117—118. 176. 183. 199. 216. 224. 238. 240. 279—280. 291. 324. 328. 351. 367a. 426. 474. 475. 493. 499. 517. 561.

Und doch haben wir nur eine abschrift der originalhs. vor uns. dass die hs. nahe bei dem bl. 13r erwähnten *Ottenhoren* (s. 203f) entstanden sei, ist nicht sicher, so nahe solch ein schluss ligt und so sehr ich es glaube. sicher ist die sprache der hs. von mehr nördlicher färbung als die des gedichts. ich lege wenig gewicht darauf, dass alle 8 s. 204 erwähnten verbesserungen auf einem ausgleiten des schreibers zu den unsynkopierten usw. formen beruhen. aber einige bayr. spracheigentümlichkeiten von 'des Wirtes Märe' scheinen dem schreiber doch zuwider gewesen zu sein, so dass er sie gelegentlich misverstand und verböserte: das *ô* statt des normalen *â*, das im reime gesichert ist, lässt er häufig im versinnern bestehen; dass er aber in gewissem umfang *ô* zu *â* rückverwandelte, zeigt die fehlerhafte umdeutung des *dô* v. 111 zu *da* und des *noch* v. 406 zu *nach*. *brûuen* v. 187 beruht wol auf einem *brûmen* der vorlage, und v. 78 ist sehr zu erwägen, ob nicht das ausradierte *b* von *bahtent* echt ist. beweisend für eine schriftliche vorlage mit dem schreiber unvertrauten bayr. eigenheiten ist aber v. 133. mhd. *w* im anlaut erscheint 11 × als *b*; dazu kommen 2 fälle, in denen *b* zu *w* verbessert ist (v. 192. 494); das *beginn* v. 133 ist nur erklärlich aus einem *gebinn* = *gewinn* [1].

Auch sonst schaut gelegentlich bayrisches durch: *tritten* = *dritten* 227, *tweder* = *dweder* 534 [2]; *schol* = *sol* 116. 330. 331. 544, *schulln* = *suln* 491 (neben 20 einfachen *s* im anlaut); *ai* statt *ei* 10 × und als 11. fall der schreibfehler v. 146 *geman* für *gemain* (*au* oder *aw* für *ou* erscheint nicht!); *ei* statt *î* v. 71 *zouberei* (aber v. 129 *zouberig*), 434 *schweig* [3]; *ou* statt *û* v. 53 *strouchen*, 200 *douhte*, 335 *ous*, 347. 350. 357. 364. 513 *ouf*; *eu* statt *iu* v. 5. 242 [4] *keuchs*, 110 *durch leuht*, 472 *getreutt*,

[1] ein dem ganz genau entsprechendes *began* = *gewan* bietet die Heidelberger hs. cpg. 341; vgl. Niewöhner Der Sperber (Palaestra 119) s. 2 oben. [2] gehört dazu auch *gen* v. 410, wo statt des *g* ursprünglich ein *k* angefangen war? oder *da bi* v. 159 (*b* aus *p* verbessert)? ist das sicher verderbte *gesprach* v. 210 als *geprach* aufzufassen? [3] spiegelt vielleicht auch das reimpaar 305f *drię* : *bię* ein *ei* der vorlage? [4] v. 242 ist vielleicht der einzige fall in dem ganzen gedicht, wo der schreiber zuerst s e i n e form hinsetzte und sie dann auf bayrisch verbesserte: *eu* ist aus *iu* verbessert.

510 *getreut*, 496 *reuhe* und die charakteristisch bayr. formen *er leugent* 229, *leugen* 557 (= *liegen*, lügen); *ch* statt *c* oder *k* (*dinch*, *kranch* uä.) im auslaut bei 6 reimpaaren, 29. 251. 361. 373. 391. 503, wo die schreiber ja notorisch ihrer vorlage am treuesten sind, und im versinnern v. 420, aufserdem noch 3 × bei dem worte *trinchen* v. 275. 342. 343; auch das *êtt* = *iht* v. 367a. 368 und *nit* im versinnern v. 308. 514. 534. 538 möcht ich hier anführen, wenn auch im reime nur mit *niht* (v. 107. 229. 289. 539) zu rechnen ist.

Das sind die fälle in denen der bayr. untergrund noch durch die übermalung hindurchscheint. demgegenüber stehn sprachformen die deutlich der übermalung angehören: die sonderbar nhd. anmutende schreibung *er begeht* 529 deutet an, dass der schreiber — vielleicht durch die bayr. *nit* darin bestärkt — dem alten *h* zuweilen keine lautliche bedeutung mehr beilegte; *ich gi* v. 523 ist also kaum als einfacher schreibfehler abzutun. bemerkenswert sind auch *betrigen* 405, *wi* 142, *di* 540. 544. der schreiber (und der dichter) kennt für das präteritum von 'kommen' nur die *o*-formen (225. 269. 310. 386); das einzige *Quam* v. 95 kommt bezeichnenderweise erst durch eine schreiberverbesserung hinein. und wie dieses *Quam* bewert ich auch das genau so entstandene einzige *siu* v. 238, dem sonst durchgehend *si* entgegensteht.

Ob untergrund oder übermalung, getrau ich mich nicht zu entscheiden: 1) bei *ûberhewent* 313, *hewen* 337, *glouwent* 401 und *siwen* 404; 2) bei jener merkwürdigen unsicherheit in der schreibung von *ch* und *sch*, die die hs. mit manchen andern des landstrichs von der Donau bis Würzburg teilt: 5. 183. 241 *keuchs*, 32 *ahc*, 65 *sihc*, 106 *valcsheit*, 456 *valchs* (325 *hûbesheit* ist aus der verbesserung eines fehlers entstanden); 3) bei den -*ê*-formen von *gân* und *stân*; im reim ist nur -*â*- belegt, was ja an sich nicht viel gegen die mit -*ê*- beweist; der schreiber ersetzt mit ausnahme der unantastbaren reime und v. 215f (inf.) und 363. 455 *gâ* (imper.) alle durch -*ê*-formen: inf. *gên : stên* 389f, 567f: imperat. *gêt, stêt* 399. 411; *er gêt : er stêt* 17f, 141f, dieselben formen im versinnern 31. 70. 170. 336; *ich gên* 379; 4) bei den adverbformen auf -*lîchen* v. 103. 135. 219. 543; im reim ist nur *offenlich : sich* 549 belegt; gegen -*lîchen* als nebenform ist damit nichts bewiesen, denn der dichter verwendet nur stumpfe reime; -*lich* steht im versinnern v. 182. 400. 507. 550; von den 4 -*lichen* hab ich 3 bestehn lassen, obwol sie leicht geändert werden können; der 4. fall, v. 135, muss meinem rhythmischen gefühl nach mit -*lich* gelesen werden.

Wenn nun also die hs. kein autogramm, sondern eine abschrift darstellt, erhebt sich die grofse frage: ist die verslesung, wie sie uns der schreiber so gewissenhaft mit allen elisionen, synkopen, apokopen und ekthlipsen vorschreibt, sein werk? oder

dürfen wir sie für authentisch halten? ich glaube das letztere, geh aber einem streit darüber mit folgender überlegung aus dem wege: wir wissen herzlich wenig darüber, wie die verse epischer dichtungen des mittelalters zu lesen sind. directe zeugnisse fehlen uns völlig, und die schreiber bieten ihre sprachformen oder vollformen, lassen also dem leser ganz freie hand. wo wir in textausgaben nicht das letztere verfahren befolgen, da bemühen wir uns, an hand der wenigen durch den versrhythmus 'gesicherten' formen grundsatze aufzustellen, nach denen wir dann all das unentscheidbare möglichst gleichförmig gestalten.

Wo nun aber einmal ein zeitgenosse des dichters, der ihm landschaftlich wenigstens nicht allzufern steht und der eine gute niederschrift des gedichtes (wenn nicht das original) vor sich hatte, sich alle mühe gibt, uns zu zeigen, wie das gedicht gelesen werden soll, da geziemt es sich, dies zunächst einmal hinzunehmen. der peinlich genaue schreiber gibt uns jedenfalls einen sichereren stand als unsere übliche textkritische methode. und da müssen wir offen zugeben: wenn 'des Wirtes Märe' in einer der üblichen novellenhss. womöglich des 15 jh.s überliefert wäre, würden wir vieles bestimmt anders lesen:

Wir hätten wol flickwörter getilgt v. 27. 531, hätten anders betont v. 20. 163. 312, hätten auftact hergestellt v. 54. 294. 367 und hätten die beschwerte hebung vermieden v. 54. 57. 123. 573 und könnten uns für all das auf parallelen innerhalb des gedichtes berufen.

Und noch eine kleine bemerkung, die sich bezieht auf unser vorschriftsmäfsiges bemühen, sobald ein gedicht in mehreren hss. überliefert ist, aus gemeinsamen fehlern einen stammbaum für die überlieferung zu gewinnen. der schreiber ersetzt 23 × schon hingeschriebene wörter durch sinnverwante, die er einfach darüber (bezw. 1 × darunter) schreibt: v. 19. 117. 118. 129. 176. 183. 199. 216. 224. 238. 240. 291. 324. 328. 349. 351. 416. 426. 474. 475. 499. 517. 561 [1]. nur an 5 von diesen stellen streicht er dabei das erste wort durch, so dass in den übrigen fällen gewissermafsen beide lesungen zu freier auswahl stehn; und gelegentlich ist sogar die ursprüngliche lesart einleuchtender als die verbesserung, so v. 561.

Und nun stelle man sich etwa 4 schreiber vor, die aus dieser hs. abschriften herstellen: an den erwähnten stellen werden sie ein derartig buntes gemisch von übereinstimmungen und abweichungen bieten, dass wir wol eher auf die compliciertesten zwischenglieder von textüberlieferung, womöglich mit uncontrollierbaren gegenseitigen beeinflussungen aus mündlicher überlieferung, raten würden, als auf ein einfaches hss.-verhältnis

[1] offenbare fehlerverbesserungen wie v. 378 und 556 oder die correcturen ganzer verse hab ich nicht mitgezählt.

O
A B C D

Eine warnung also, wechselnden synonymen bei der beurteilung von handschriftenverwantschaften allzugrofse (ich möchte fast sagen: irgendwelche) bedeutung beizulegen.

In welcher metrischen form bietet nun die hs. das gedicht? regelmäfsiger wechsel von hebung und senkung herscht durchaus; die 10 auf s. 204 aufgezählten verstöfse dagegen wert ich als schreiberfehler. beschwerte hebung findet sich im 3. verstacte v. 54 (*arbeit*), 139 (*gemeinschaft*), 140 (*samthaft*)[1] und bei satzschluss mitten im vers v. 57 (*Der wol meht lebn. Dâst ein dinc*), 123 (*Ze stæter lieb. Nu was ouch*), 573 (*Und die herrn. Hânt si bôt = wât*). auflösungen auf der hebung gibt es nicht; nur bei den zweisilbig stumpfen reimwörtern überwiegen die zweisilbig ausgeschriebenen vollformen (24 reime) über die verkürzungen zu einer silbe wie *sagt, der knab, sagn, geschehn* (8 ×) und 149. 269 reimt *ich sag : dem tage.* klingende reime kennt das gedicht nicht. die wenigen paare von vierhebigen versen, die an sich klingend gelesen werden könnten (12), behandelt der schreiber ausnahmslos als stumpf. und dass er damit recht hat, ergibt sich schon daraus, dass klingende reime auf *-en* völlig fehlen, ganz abgesehen davon dass alle in frage stehnden wörter anderweitig im reim oder versinnern apokopiert belegt sind.

Das übliche ist einsilbiger auftact. zweisilbigen zeigen von den 580 versen 4 (233 *Wan geschehen*, 413. 476 *Oder*, 420 *Weder*), auftactlosigkeit 55 = 9,5 %. bemerkenswert sind dabei fälle in denen mit ausgesprochener absichtlichkeit der auftact vermieden wird: 54. 294. 367. anderseits bietet die hs. aber auch fälle genug mit einsilbigem auftact, in denen nach der sonstigen art zu lesen mit leichtigkeit auftactlosigkeit herzustellen gewesen wäre: 82. 278. 544. 158. 171. 317. 323. 517. 164. 578. 314.

Metrisch bietet 'des Wirtes Märe' also das bild eines gedichts aus der ersten hälfte des 14 jh.s.

Kurz noch über die sprachliche form in der der text des gedichtes erscheint: das gewirr von doppelformen hab ich bestehn lassen wie es die hs. bietet. einige beispiele nur: *ir tuot* 467, *tuot* (imper.) 297, *ir tuont* 402, *ir sît* 447. 482. 505, *ir bint* im reime 403, *ir welt* 316, *ir wellent* 314, *tragt* (imper.) 87, *sagent* (imper.) 349, *gât* (imper.) 411, *ir stânt* im reime 408, *zieht* (imper.) 574, *ir zihent* 429, *ir megt* 88. 267. 411. 442, *ir megent* 356: *gloubet* 421, *gloubent* 401, *geloubent* 578. 380, *gwinnen* 319, *gewinn* (inf.) 133, *gmeinde* 197. 260, *gmein* 278, *gemein* 77, *gemeine* 294, *gschach* 533, *Wan geschehen schad* . . . 233, *geschehen* 553, *geschiht* 530, *dienst* 43, *angest* 311; *herzleit* 16,

[1] die beiden *vürebaz* 180. 266 wag ich nicht anzutasten.

herzenleit 36; *planêtn* 376, *planêten* 423, *wir suln* 411, *wir sull* 135, *vroün* 165, *vrouwen* 187. 277. 422, *schouwen* 151, *herrn* 258. 573, *herren* 199, *lebn* 57, *leben* 252, *er siht* 4 × im reim und 4 × im versinnern, *er sihet* 48. 74, *lêrt* 531, *lêret* 542, *er macht* 424, *machet* 376, *ez dunkt* 383. 450, *dunket* 367, *dill* 468, *dille* 459, *all* 568, *alle* 228, *mîn triu* (akk.) 367, *dîne triu* (akk.) 364, *triuwe* 513, *all gemein* 77, *all gemeine* 294, *diu vrou* (von der anrede ganz abgesehen) 343. 415, *vrouwe* 427 und sogar im hiatus ungekürzt 215; und über *-lich* bezw. *-lîchen* vgl. s. 206. ich denke, diese kleine blütenlese genügt.

In orthographischen dingen tast ich auch, nachdem ich nun doch einmal im gange dieser untersuchung zu grofser ehrfurcht vor der überlieferung gelangt bin, die schreibung der hs. recht wenig an. was ich an bayr. eigentümlichkeiten stehn lasse, hab ich bereits s. 205—206 angeführt. die hs. bietet neben altertümlichem wie dem ständigen *swer, swaȥ* usw. ebenso durchgehend 169 *schmieren,* 389 *schlingen,* 434 *Schweig,* 462 *schwaif,* 483 *schwer.* *æ* schreibt sie noch 3 × (1. 136. 177); 1 × erscheint dafür *ő* v. 120 *nőmen* (wol unter einfluss von *kőmen*), 2 × *é* (559. 560), 1 × *é* (353), 27 × *e*; ich setze *æ* ein. sonst lass ich kleinigkeiten die niemand stören unangetastet: den wechsel von *v* und *f* im anlaut, ungleichheiten bei *k* und *c*, *solch* und *sölch,* auch das schwanken von *s* und *ȥ,* das die reime ja auch zeigen.

[1] vielleicht hat der schreiber mehr ȥ für *s* gesetzt als seine vorlage bot; v. 496 verbessert er *Laȥ* zu *Las.*

DES WIRTES MÆRE.

Ir merkent reht als ich ez kan
Mit vlîzz ein mær von einem man.
Der ist der vriund ein hôher vrî:
Zuht und êr im wonent bî,
5 Kiusch und elliu werdikeit.
Swaz man von tugden ie geseit,
Der ist er gar ein überlast.
Reht sam eins berndes boumes ast
Die fruht gebirt bî sîner zit,
10 Sus ouch dez werden herz uns gît
Von ganzen tugden rîchen solt.
Dez sind im schœne vrouwen holt
Und volgent ouch dez willen sîn.
Wie meht im immer baz gesîn?
15 Zwâr, nimmer! Wan ich hân gehœrt,
Daz vrouwen gruoz herzleit erstœrt,
Swenn er von rainem herzen gât.
Wol im, dem werden, daz er stât
Nâch sölcher wird bî sînen tagen!
20 Dez müezent im schœn vrouwen tragen
Holdez herz und in gewern,

ich verzeichne a l l e abweichungen der hs. von meinem text aufser v *(stets) fur* u *am wortanfang.* ů *(stets) für* uo, ů *(stets) für* ue, ů *für* ü, ô *für* ö, ôu *für* öu, ő *(stets) für* œ, vrowe *(stets) für* vrouwe *und den üblichen abkürzungen* [1] *und* ˜ *fur* -er *und* n. *die circumflexe als längenbezeichnungen bietet die hs. nur, wo ich es besonders angebe.* 1 *initiale, ebenso* 23. 87. 89. 149. 228. 267: *vgl. auch* 199. 3 hôher 5 keuchs 7 ŷber last 8 berndes] bein berndes (i *zu* r *verbessert und dabei verkleckst;* s *aus* n *verbessert.*) 10 herze (*das schluss-*e *ausradiert)* 14 inmer 15 *f* gehôrt : erstôrt 17 er wird (r *aus* ?, *nicht* z, *verbessert)* 17 *f* get : stet 19 sölcher wnn 20 můzent 21 *ist am rande zugefügt.*

Swez er an si nihtn wil enbern.
Er hât ouch einen rekken grôz
Erlesen im, daz sîn genôz
25 Man in allen landen kan
Niergent vinden. Derst ein man
Lîbs und muots gar unverzagt.
Swaz man von rekken ie gesagt,
Daz ist ein underscheiden dinch
30 Gen daz der edel iungelinch
Begât bî sînen iungen tagen.
Ach got, wie hüeb ouch sich ein klagen,
Sold er niht leben mangen tak,
Als er noch wol vor alter mak!
35 Manger vrouwen herzen grunt
Sæh man mit herzenleid verbunt,
Ir rôten munt entverbet gar,
Mit weinen ouch ir ougen clâr
Begozzen, sô der ûzgewegen
40 Niht solde ritterschefte pflegen.
Künk Artus hât in ûzerkorn,
Den werden degen hôchgeborn,
Und in durch vrouwen dienst gesant
Uz sînem hof in disiu lant.
45 Turnieren und iustieren spil
Kan er beginnen, swenn er wil,
Sô daz der brîs im wirt gegeben,
Swenn man sîn ors her sihet streben.
Dez heldes herz in lêwen art
50 Sich hœhet ûf die widerbart,
Sô daz sîn sper man siht zerdrumt
Und im daz widerteil bekumt
Mit strouchen zuo dem vall gereit.
Gbirt abr im ein arbeit,
55 Sîn swert im hilft ûz sölcher nôt,
Daz man siht mangen ligen tôt,
Der wol meht lebn. Dâst ein dink,
Daran ich lob den iüngelink
Bî schœnen vrouwen, swâ die sint,
60 In hôhem brîs. Erst noch ein kint
Und schaft doch, swô er wirt gesehen,
Daz man im muoz dez lobes iehen.
Mich wundert sêre, daz ein kneht,
Der beiden in niht vüeget reht,
65 Sich hât gemischet in ir schar.
Swer sîner tolheit nimet war,
Der muoz ouch mir dez wunders iehen.
Wan het ich in halt nie gesehen,
Sô west ich doch dez gougels vil,
70 Daz er begât mit sînem spil.
Er ist der zouberei sô sat,
Daz er der swarzen büecher hât
Vernunst und ouch verkêren kan,
Sô swaz man vor im sihet stân,
75 Daz erz verkêrt in kurzem zil
Mit sîner künst, sô swie er wil.
Ich rât iu vrouwen all gemein,
Daz ir des schalkes ahtent klein;
Doch sült ir in erkennen wol,
80 Wan ieglîch wîp in vliehen sol,
Als liep ir sî ir werder lîp,
Daz si iht werd dez selben wîp.
Der vînt im gît, swez er begert.
Dez ist der knapp sô gar behert,
85 Daz im die vrouwen loufent nâch,
Ob halt im ist ze vliehen gâch.
Nu tragt im, werden frouwen, haz!
Ir megt an êren dester baz.
In dem meien daz geschach,
90 Dô man ûf der heide sach
Mank rôten munt wol ûzerkorn
Reht sam ein rôsen von dem dorn
Glesten ûf dem anger grüen.
Dan dô manc stolzer ritter küen
95 Kom durch hübscheit ouch aldar
Und nam der schœnen vrouwen war;

22 nihtn (*das 2.* n *ausradiert*) 23 rêkken 27 vnuerzagt 31 Beget 32 Ahc 33 Sô dl er 36 Seh m. m. herzenleide (*das schluss-*e *ausradiert*) v'būt (= verwunt) 37 rôten 39 vz gewegen 41 uz er korn 42 hoh ge born 48 ôrs 49 leon 50 widerbart = widerwart 52 be kumt 54 Gbûrt = Gwirt 58 Dar an 65 Sihc; *hinter* gemischet *ein buchstabe ausradiert* 70 beget 71 der] dar (*nicht das gewöhnliche* a sondern ɑ, *kein* e) 75 ers ver kert 76 sô 78 bahtent (b *ausradiert*) 87 Nu *auf rasur* 88 dest erbaz *unter v. 88 ist raum für 2—3 zeilen frei* 91 rôten mût w. vz erkorn 92 rôsen 93*f* grüen : kûen 94 *hinter* do *ist ein buchstabe ausradiert* 95 Quā, *links am rande vorgesetzt*; hûbesheit; al dar.

Wan swaz er vröuden dô begert,
Dez ward er völliklich gebert.
Kleiniu voglîn überal
100 Sungen, und die nahtigal,
Galander und der eisen dôn
Hôrt man in süezer stimme schôn
Rîlîchen brehten widerstrît.
Ich wæn, daz ich bi mîner zît
105 Sölcher vröud halt ie gesæh.
Waz dann, ob ich der valscheit iæh?
Man gæb mir doch darumme niht!
Vil liht noch hiur man aber siht
In grüener varb des angers vel
110 Durchleuht mit bluomen rôt und gel,
Blâ, wîz, daz was ouch dô sîn bôt.
Diu mær der wôrheit mir gestôt.
Manger hande bluot man sach,
Ûf grüenen esten sam ein dach,
115 Daz ouch den anger ziert sô wol,
Daz man die zît halt loben schol.
Den vrîen und den edeln man,
Sach man ouch an dem tanze gân.
Si wârent komen sus aldar,
120 Daz si der vrouwen nœmen war.
Ieglîcher wold im ûz erlesen
Die schœnsten, diu dâ solde wesen,
Ze stæter lieb. Nu waz sô
Der wunderer, ir kneht, aldô.
125 Ôwê, daz si niht fluhen in,
Ê daz er sînen argen sin
Bekêrt an einen rôten munt
Und in verleitt in schanden grunt
Mit zouberei! Daz wird beclagt,
130 Swô mans vor schœnen vrouwen sagt.
Er sprach: 'Mîn herz daz rætet mir;
Ich rôt iuz ouch; sô volgent ir:
Swaz wir gebinn an diser stunt,
Ob ez halt wær ein rôter munt,
135 Daz sull wir gemeinlich hân'.
Sô riet ein sældenlôser man.
Er gwan ouch bi der selben vrist
Die volg; daz schuof sîn arger list.

Ôwê der bœsen gmeinschaft!
140 Sol man nu teilen samthaft
Lieb, diu von rainen herzen gât
In mannez herz? Wie wol daz stât,
Daz brüef ein ieglîch bider man,
Der sich mit lieb verwalten kan.
145 Hâst du ein liep, daz hab dir ein;
Leit clag den vriunden all gemain!
Zerteiltiu lieb ist schier dâhin!
Daz brüef ich wol, swie tump ich bin.

Nu merkent reht, waz ich iu sag,
150 Ez kom ouch bî dem selben tage
Durch schouwen dar ein vrouwelîn.
Der antlütt gab sô liehten schîn,
Swenn ich dez angers glesten sach,
Mîn herz vür wârheit mir veriach,
155 Daz ez gen ir niht wær ein tou.

97 vröuden do g begert 98 gebert = gewert 99 ŷber al 100 Sungen 101 *f* dôn : schôn 102 sûezer 104 wen 105 geseh (*dahinter ein buchstabe ausradiert*, e?) 106 valcsheit ieh 107 geb; dar ŷme 109 grûener 110 Durch leuht. 111 dô] da: bôt = wât 112 *am rande zugefügt*; Die merg d' w. m. gestôt 114 grûenen l esten 117 iungen (edeln) 118 bi; stan (an gan) 119 wârent 122 diu] die 123 steter; sô 127 rôten 128 ver leitt 129 zouberig; ist (wurd) 131 retet 132 rôt iuchs; so *aus* nv *verbessert* 133 gewinn *aus* beginn *verbessert* 134 rôter 135 süll 136 ein *aus* dem *verbessert* -lo- *auf rasur* 138 schûft 141 *f* get : stet 142 wi 143 brueft 144 Der *aus* Dez *verbessert* 146 *hinter* clag *steht* vns allen *durchgestrichen*; geman 147 Zer teiltiu; da hin 148 bruef 151 schowen 154 fûr (r *aus* f *verbessert*) 155 ez *aus* er *verbessert*.

Ich wæn ouch, daz diu selbe vrou
Ûz gotes hant gebildet sî,
Wan si waz aller schanden vrî.
Ir hâr ist krûs und dâbî gel,
160 Ir mündlîn rôt, gar lieht ir kel,
Reht sam von art ein helfenbein,
Gedrollen wol, ze môzen klein;
Ir ougen sinbel unde clâr
Gelîchent dem karfunkel gar.
165 Er mag sich vroüu, swem daz geschiht,
Dazs in mit spilden ougn ansiht.
Ir wang, ir munt wol rôsenvar,
Ir cüssen übersüezet gar
Den balsam; sô si schmieren sol,
170 Daz stât ouch ir sô rehte wol,
Daz ez gît aller vröuden hort.
Swem si mit grüezen teilt ein wort,
Der ist vor sorgen gar genesen
Und muoz in vröuden immer wesen.
175 Waz tuot ir min? Wol zwir als vil,
Swem sis mit triuwen teilen wil.
Si tregt ûf erd der sælden crôn.
Ir diener gît si sölchen lôn
Mit stæter lieb und sunder haz.
180 Ich lob an ir ouch vürebaz
Ir hendlîn wîz, ir vinger lank,
Gar zühticlich stât ir ir gank.
Zuht, triuw und elliu werdikeit
Got selber hât an si geleit.
185 Het si daz arge trügenvaz
Verlân, sô füer si dester baz;
Wann swâ man vrouwen brüemen sol,
Dâ gih ich ir dez lobes wol,
Niht daz ichs selb versuochet hab,
190 Wan ich bins gar ein iunger knab
Und ward ouch nie sô rehte küen,
Daz ich versuocht halt, bie si tüen.
Ich wils ouch noch erlôzen mich
Gen ir und andern, ê daz ich
195 Von irem wirte sölchen haz
Well dulten sam daz lastervaz,
Umm daz ers in die gmeinde brôht,
Dez ir ê selten waz gedôht.
Wan dôs den herren gviel sô wol,
200 Der tumme douhte sich sô tol,
Daz er sîn meisterschaft gesprach,
Als er mir selb hernôch veriach,
Und schuof ir einen tummen lîp,
Sô daz si wart ir aller bîp.
205 Wan hets halt wol vermiten in,
Sô riet ir doch ir tummer sin,
Daz si in sold ze vriedel hân,
Si moht ouch nie von herzen lân,
Si müest in wîsen in ir hûs
210 Ôn elliu vrâg; der wirt waz ûz.
Eines nahtes daz geschach.
Dô man dez tages niht ensach
Und er nâch willen waz gelegen
Bî ir, er lie niht underwegen,

156 wen: die 159 da bi (b *aus einem ansatz zu* p *verbessert*)
160 rőt 161 hefelbein 162 Gedrolsen; *hinter* wol *steht* ir ouge *durchgestrichen*; mózen 165 vrôwn (u *aus* en *verbessert*) 166 an siht 167 wol] *lis* sind? rosenuar 168 v̂ber sůzzet g.
170 stet 174 vrouden 175—180 *sind am rand zugefügt*
Swem teilen
176 Swen̄ ; triwen; meinen 178 sölchen 179 steter 180
triuw
fůrebaz 181 stet 183 keuchs (k. *durchgestrichen*) 184 hat *aus* het *verbessert* 185 trugenuaz 187 brůuen 189 ver sůchet 191 *f* kûen : tůen 192 bie] b *zu* w *verbessert* 193 erlőzen 194 anders 195 sőlchen 196 lasteruaz 197 Vm; gmeinde 198 ge doht 199 Wan] W *am rande vorgesetzt*
s. den herren
dős d. h.] do in beiden (do *auf rasur*; in beiden *durchgestrichen*)
200 *vor* douhte *steht* douche (douc *davon durchgestrichen* 201 meist'schaf 202 her noch ver iach 204 bîp = wîp 205—210 *am rande zugefügt* 205 *vor* verm. *steht durchgestrichen* ge
214 vnder wegen.

215 Er sprach: 'Vrouwe, ich wil gân
Durch nôt'. Den andren vand er stân
Vor der tür. Er nam sîn hant
Und fuort in, dâr daz bette vant
Heimlîchen zuo der vrouwen dar.
220 Nu wart si leider niht gewar,
Daz ers durch trüghait het getôn.
Si waz ouch selber in dem wôn,
Daz er der wær, ders ê dâ waz.
Der selb sich fürdert dester baz,
225 Daz der dritte kœm aldar.
Dô daz ergie, si wart gewar,
Daz si den tritten het genomen.
Nu wôrens alle für si komen
Und sprâchen: 'Vrou, ir leugent niht,
230 Wan man die wôrheit wol besiht,
Daz ir sit unser drier bîp'.
Waz sold si martren iren lîp?
Wan geschehen schad von keinem man
Wirt wider brôht, halt swaz er kan.
235 Doch sol man im dest vînder sîn,
Daz er betrôg daz vrouwelîn.
Ich wils doch loben, als ich sol,
Wan si ist aller tugden vol.
Zuht, schœn, êr, elliu werdekeit
240 Mit einvalt gar diu vrouwe treit,
Ôn daz ir werder keuscher lîp
Doch ân ir schuld wart drîer bîp.
Man sol si niht dest bœser hân,
Wan si betrôg der zouberman.
245 Ich wil irs namen niht veriehen,
Daz man si meg in êren sehen
Hin als her. Doch sol ir man
Ir hüeten baz, ob er ez kan,
Sô wirt ir laster niht ze brait,
250 Trag still und ein sîn herzenlait
Und clag, daz er ir niht enpflach.
Si mag noch leben mangen tach
In êren. Ich wils niemant sagen
Und tet ouch nie bî mînen tagen,
255 Ôn daz ich rüeg den argen wiht,
Mit dem die vrumen habent pfliht
Und doch sin dikke werdent crank.
Des hân die werden herrn undank,
Went si in vrouwen dienste leben
260 Und doch ir liep der gmainde geben,
Als dô geschah dem vrouwelîn.
Des müesten in die andren sîn
Dest hasser. Daz ist baz verborn
Denn vrouwen gruoz und lieb verlorn.
265 Ich wil in übersehen daz,
Went si sich hüeten fürebaz.
Nu megt ir hœren, waz geschach,
Als mir der zouberer veriach:
Si kômen all an einem tag
270 In ir hûs, von den ich sag.
Der wirt und ouch daz vrouwelîn
Hiezens willekomen sîn;
Der wirt west niht als umm ein hâr,

216 nôt; vrien (andren) 217 sîn] sint 221 turghait (g *aus einem ansatz zu* l *oder* b *verbessert* 223 wær] w' 224 der selb (selb *durchgestrichen*) vri (selb) sich furdert 225 al dar 226 er gie sit w. ge war 228 wôrens 229 ir *aus* nu (?) *verbessert* 230 wôrheit 231 bîp = wip 234 halt] h *aus* ? *verbessert* 237 wils *aus* wil si *verbessert*; doch *hoch zwischengeschrieben* 238 Wan siu
Ir lip (vrouwe); tungden 240 die selbe 241 keuchser (eu *scheinbar aus* iu *verbessert*) 242 bip = wîp 244 Wā *aus* ? *verbessert*; betrôg; zouber man 249 zebrait 258 herren 259 *hinter* si *rasur*, z? 260 gmaide 262 mûsten 263 ver born *hinter v.* 266 *ist raum für 4 zeilen frei* 268 zôuberer 271 vrôwelin 272 Heizens willikomen s. 273 vm̄.

Warumm si wären komen dar,
275 Ôn ob si wolten trinchen dô
Den wîn, den er verkoufte sô.
Er west ouch von der vrouwen clein,
Daz si waz wordn in allen gmein.
Er bat si zuo im sitzen nider.
280 Dez waz ir dheiner im niht wider.
Si sprâchen: 'Wirt, nu trag her wîn,
Wir wellen bî dir vrœlich sîn
In disem sumer hundert stunt.
Waz sold halt uns ein rôter munt
285 Ûf dem anger, in dem klê,
Und uns durst, hunger tæte wê?
Magenvröud ist wol ein crôn.
Swaz man halt sag von vrouwen lôn,
Wir kêrn uns an das tanzen niht
290 Swenn uns der wirt niur gerne siht
Trinken an dem tennen sîn.
Wirt, werder man, nu trag her wîn!'
Der wirt stuond ûf und tet alsô;
Des wôrns all gemeine vrô
295 Dô er in den keller gie,
Der ein die vrouwen ummevie.
Er sprach: 'Vrou, nu tuot als ê!
Mir ist nâch iuwer min sô wê,
Daz ich muoz zwâr geligen tôt,
300 Helft ir mir niht ûz diser nôt.
Wan ich wils ûf mîn wârheit iehen,
Ich hân nie lieber liep gesehen
Dann ir mir sît'. Diu vrouwe sprach:
'Ôwê mîns herzen ungemach!
305 Sît ir her komen alle drî,
Daz ir mir ligent aber bî?
Ich muoz ez tuon, ich tets ouch ê;
Wærz ungeschehn, ez gschæh nit mê.
Doch mag ez hie niht wol geschehn,
310 Wan kœm der wirt, er würd ez sehn:
Sô wüehs mir angest unde nôt,
Wan er tet mir den bittren tôt.
Herr mîn, des überhebent mich!
Swaz ir dann wellent, daz tuon ich'.
315 Der kneht sprach: 'Herr, si sagt iu wâr:
Doch welt ir volgn, ich rât iu zwâr,
Daz ez wirt nimmer underkomen,
Si werd halt offenbâr genomen
Von uns, und gwinnen doch den wîn'.
320 Si sprâchen: 'Sag, wie mag daz sîn?'
Er sprach: 'Ich wils genemen zwâr
An diser stat gar offenbâr,
Daz es der wirt siht und ouch ir
Unds doch niht waiz. Sam tuot ouch zwir
325 Ir beid mit iuwer hübescheit
Und geltt den wîn, wirt mir geseit,
Daz ichs genæme baz denn ir

274 Warum̄ 275 dō 276 ver koufte sō 278 worden 279—280 *es steht zunächst da:* Er bat si nider sitzen dō Dez worn̊s all von herzen vrō. *dann ist in v.* 279 nider *und* dō *und v.* 280 *ganz durchgestrichen, über* nider *ein* zů im *geschrieben und neben* dō *an den rand gesetzt:* nider dez waz ir dehein' im niht wider 284 rôter 286 tete 287 Magen vreůd; wol] l *aus* n *verbessert* 291 Tr. an tennen bi dem herde sin 293 alsō 294 worens; vrō 295 keler 296 v̄me uie 297 tůt 298 iwer 300 Vnd helft (Vnd *durchgestrichen*) 301 iehen] nemen (*der 2. und 3. grundstrich des* m *sind zu* h *verbessert*) 303 Wan̄; die 305 *f* drie : bie 308 Wers; gscheh 310 wurd 311 vůechs; nōt 312 tōt 313 v̂berhewent 317 vnder komen 324 Vnds doch *aus* Vnd waiz ioch *verbessert*; siht 325 iwer hůbesheit 326 wirt *aus* wirn *verbessert* 327 ge^ne^me.

Mit kluocheit hie. Dez ieht ouch mir!'
Si sprâchen baid: 'Ez gvellt uns wol:
330 Unhübscheit schaden dulten schol;
Der beste schol wol ledig sîn,
Die zwên, die gelten dann den wîn,
Swaz wir getrinken disen tak,
Unz einer heim niht komen mak
335 Ous uns, er criech dann als ein ber'.
'Nu swîgent all, er gât dâ her,
Der wirt. Ich wil ez heben an',
Sprach der kneht, 'ob mir sin gan
Iur beider will'. Si sprachen: 'Jâ'.
340 Nu waz der wirt gesessen dâ.
Der ein sprach: 'Wirt, nu trinkent ir;
Darnâch sô gênt ze trinchen mir;
Diu vrou mit uns ouch trinchen sol!'
Si sprâchen all: ,Ez gvellt uns wol!'
345 Dô der gougeler getrank,
Er stuond ûf und tet ein ganc
Für die tür und ouf daz dach.
Durch ein loch er nider sach
Und sprach: 'Herr wirt, sagent mir,
350 Ouf iuwer triuwe, tobent ir,
Daz ir daz bip genement dô
Bî mînen herren? Anderswô
Wær ez bezzer, wissent daz!
Ich wils iu immer tragen haz,
355 Daz ir niht schônt der herren mîn.
Ir megent gar wol trunken sîn'.
Der wirt sah ouf und sprach zehant:
'Wie hâst dîn ougen sô verwant,
Daz du versihest dez niht ist?
360 Pfuch diep, du tôr, wie blint du bist!
Ich sitz hie schôn ûf diser banch.
Sag mir, sint dir diu ougen cranch?
Sô gâ her ab, ich segen dirs.
Ouf dîne triu, vergihâ mirs!'
365 Der kneht der sprach zehant hinîn:
'Her wirt. lât ir iur spotten sîn!
Ûf mîn triu, ez dunket mich,
Bin abr von ett getrogen ich,
Daz muoz von dem gestirne wesen.
370 Ich hôn ez êmôls wol gelesen,
Daz ez dikke sî geschehen
— Mîn kunst muoz mir der wârheit iehen —
Daz in dem iâre kumt ein tach,
An dem niemant getriuwen mach,
375 Swaz er gesiht ze rehter cur.
Daz macht dez planêtn natur,
Der dann der erd geweltig is'.
Der wirt sprach: 'Wirt daz zkainer vrist?
Betriug mich niht! Ich gân zuo dir'.
380 Der kneht sprach: 'Jâ, geloubent mir!
Ich wil zuo mînen herren gân,
Sô sult ir hie zdem loche stân.
Ich weiz ez wol: ez dunkt iuch ouch'.

iehent ouch
328 dez volgent mir (volgent *durchgestrichen*) 329 ez l guellt: wol (l *aus ? verbessert*) 330 Vnhubscheit 331 bester 336 get 337 hewen 339 Iwr: iä 340 gessen; dar (d *aus* s *verbessert*) 342 *vor* Darnach *steht* Dar *durchgestrichen*, *weil das* r *verkleckst ist*; zetrichen 342 Die; trichen 344 guellt 346
Vnd das bip
einen gank 349 Er 350 iwer triwe 351 die vrown (= *wip*): dô 352 anders wô 353 Wér 355 schônt 356 megt 357 ze hant 360 tôr 361 sizz (*durchgestrichen*) sitz 362 diu] die 364 triw ver giha 365 hin in 366 iwr 367 triw 367a (*durchgestrichen*): Ist aber étt daz triuget 369 w.] s wesen 374 getr.] gebrůuen 376 planet 378 Der w. spr
daz
wert er 379 gen 381 *f* gen: sten.

Zdem dache gôht der tumme gouch
385 Und guckt zdem loche dâ her nider.
Der kneht kom zuo der vrouwen wider
Und legt si nider zuo der bank.
Ir beinen tet er einen schrank,
Unz er in die schlingen brôht
390 Den heber, als er het gedôht.
Als er der lieb dô mit ir pflach,
Der wirt dort vor dem loche lach
Und sprach: ‘Ez mag niht wol gesîn,
Der kneht lig bî der vrouwen mîn’.
395 Er tet ouch vor im einen segen:
‘Sant Jôhans der müez mîn pflegen’,
Sprach er. ‘Ist daz ein zouberlist,
Wie glîch ez dann der wôrhait ist.
Her knapp, stât ûf, êst an der zît!
400 Als lesterlich mîn vrouwe lît,
Daz sih ich wol. Nu gloubent mir:
Swaz ir hie tuont, daz arnent ir’.
Er sprach: ‘Her wirt, wie tump ir bint!
Wær ich von siben iârn ein kint,
405 Ich törst iuch niht betriegen sô.
Ich sag ius noch und sprachs ouch dô:
Der steren art ist sô gewant,
Die wîl ir ûf dem dache stânt,
Ir seht den ohsen für die kuo,
410 Stüent ir halt unz gen morgen vruo.
Gât her ab, ir megtz besehen.
Diu vrou sol mir der wârheit iehen.
Oder ists sô gar ein boesez bîp,
Daz si geschant ir schœnen lîp
415 Mit sölcher tât? Ez ist wol reht,
Daz ir die wôrheit baz beseht’.
Der wirt dô zuo den herren gie;
Mit armen er si ummevie;
Er sprach: ‘Lieben herren mîn,
420 Weder mag daz dinch ein wôrheit sîn?’
Si sprâchen: ‘Gloubst du dez, du tôr,
Von dîner vrouwen?’ — ‘Nein ich zwôr’,
Sprach er. ‘Der planêten art
Macht, daz ich wæn, dez nie niht wart,
425 Als mir der knapp hiut ê veriach.
Ir seht ez wol, wie im geschach’.
Diu vrouwe sprach: ‘Ach ôwê mir!
Ir tummer man, wez wænent ir,
Daz ir mich zîhent solcher tôt?
430 Wær ich in grôzes hungers nôt,
Ich wolt doch niht dest bœser sîn’.
Er sprach: ‘Herzliebiu vrouwe mîn,
Ich bin betrogen als er ê.
Schweig, ez geschieht mir nimmê mê’.
435 Sus het der zouberer volbrôht
Sîn gougelfuor als er gedôht.
Si wurden trinken wider strît.
Der kneht sprach: ‘Herr, êst an der zît,
Welt ir volbringn ein hübescheit,

385 gugzt 390 ge docht 391 Als ḍ er; pfach 395 ouch *oben zwischengeschrieben* 397 zůberlist 399 stet 401 glouwent 402 arnt (nt *aus* t *verbessert*) 404 siwen 405 törst; betrigen 406 Ich sagṭ (ṭ *ausgewischt*) iuchs nach vnd sprachs o. d. 407 sô] wo (w *zu* s *verbessert, dann das ganze wort ausgestrichen*) so 410 *vor* gen *steht ein unvollendetes* k 411 Get (baz *übergeschrieben*) 413 bîp = wîp 416 baz] hie 418 vmme vie 421 *f* tör : zwör (hört *übergeschrieben*) 424 darz ich wen 425 ver iach 426 seht (seht *ist unternicht übergeschrieben, da es die letzte zeile der spalte ist*) 428 wenent 429 töt 430 Wer; grözez; nöt 431 wölt 432 herz liebiu 435 zůberer vol br. 439 hubscheit *aus* hubecheit *verbessert*.

440 Als wir hân êmôls angeleit.
Der wirt ist trunken unde vol;
Dâvon megt irz volbringen wol'.
Si sprâchen: 'Jâ, daz mag wol sîn'.
Des lacht ouch dô daz vrouwelîn.
445 Der stolze degen unverzagt
Sprach: 'Wirt, weist, waz man von mir sagt?'
Er sprach: 'Jâ, herr, ir sîts ein degen
Stark und küen, gar ûzerwegen
Vor allen rekken, daz hœr ich.
450 Herr mîn, des selben tünkt ouch mich'.
Er sprach: 'Mîn wirt, du sagst vil wôr.
Ich wil dich lôzen sehen zwôr,
Daz ich dîn wîp, ist ez dîn will
Mit sterk wil heben ûf die dill.
455 Gâ du hinûf und sih mir zuo
Ôn valsch, ob ich ir rehte tuo'.
Der wirt sprach: 'Herr, ez ist geschehen.
Ich wil iur craft hiean besehen'.
Zehant er ûf die dille gie.
460 Der iung die vrouwen ummevie;
Mit schrenken si in ummegraif;
Gar dikk ers in die hœhe schwaif;
Den rugge bôg er hin ze tal;
Daz afterteil im ûz der zal
465 Gie ûf und nider sam ein rat,
Unz in der wirt gesitzen bat.
'Ir tuot iu wê, mîn lieber herr;
Ir sît der dill noch gar ze verr'.
Er sprach: 'Her wirt, ich het verlorn,
470 Het ichs gewett. Daz ist mir zorn'.
Doch het er nôch dem willen sîn
Getreutt daz schœne vrouwelîn,
Daz sichs der wirt halt nie versach.
Der kneht zdem andren herren sprach:
475 'Wol an die vart, herr! Daz sol sîn,
Oder ir müest gelten uns den wîn'.
Der hübsche vrîe zuo in sprach:
'Trinkt all und habent iur gemach!
Ich hœr, ez si der tumben spil,
480 Swer sich dez underwinden wil
Dez er niht volbringen kan.
Her wirt, ir sîts ein grôzzer man;
Diu vrou ist schwær und dabî crank.
Legt ir iuch beid ûf disen bank,
485 Si ob, ir under, daz der lîp
Iu seh her und doch daz wîp
Seh ûf, sô wil ich zwârhait sagen,
Ich well iuch beid mit creften tragn'.
Der wirt sprach: 'Vrou, wol her ûf mich!
490 Ich wil mich legen under dich.
Wir schulln versuochen, ob ez gât
Im, als er sich vermessen hât'.
Der herr si legt alsam ein kneht.
Als im si beidiu wôren reht,
495 Der vrouwen hemd er sô zehant
Las ûf, unz er die reuhe vant,
Darîn er sînen nagel stiez.
Dô er sich ûf si nider liez.

442 Da von 443 Sin (n *durchgestrichen*) 445 vnuerzagt 448 Strak; kün, vz er wegen 450 tunk 455 hin uf bint (b. *durchgestrichen*) vnd 456 valchs 457 iwr; hie an 459 zehant hant (*das 2.* hant *durchgestrichen*) 460 vme vie 461 vme graif 463 bôg er hinze tal 466 gesizzen 467—68 *sind am rande zugefügt* 468 dill (i *aus* e *verbessert*); zeve'r 470 gewert; mir l zorn 472 vrôwelin 474 dritten (dritten *durchgestrichen*) andren 475 mûz sol 476 mûst 477 hubsche 478 iwr gmach 483 Daz (*durchgestrichen*) die vrou; schwer; da bi 484 desen 486 seh zder (d *aus* e *verbessert*) her s vnd 491 ver sûchen; gat (t *aus* z *verbessert*) 493 Er bgund si legen als ein kneht; *die ganze zeile ist dann durchgestrichen und am rand zugefügt:* Der herr si legt al reht sam ein kneht 494 w.] b woren 496 Las (s *aus* z *verbessert*); reúhe 497 Dar in.

Er tet ir mangen starken stôz,
500 Den einen klein, den andren grôz
Und schrei 'Hô hô' reht sam ein man
Der heber wol gemaistren kan.
Den wirt betrôgt, daz er dô lach
Und west niht, wez der herre pflach.
505 Er sprach: 'Wol ûf, ir sît ez ouch
Als iur gesell ein tummer gouch,
Wan ir iuch kintlich nement an,
Daz niemant wol volbringen kan'.
Sus het ouch nâch dem willen sîn
510 Der selb getreut daz vrouwelîn.
Si heten all gar sêr gelogn
Und waz der wirt dâmit betrogn.
Ich sprich ez ouf die triuwe mîn:
Er mag nit wol ein hofman sîn,
515 Der sich alsus betriegen lât,
Dâbî er selber ligt und stât.
Wær er gewest ein wîser man,
Er sold daz end besehen hân,
Rôt gmessen in sîns herzen grunt
520 Noch mê wan hundert tûsent stunt,
Ê daz er sîn liebez wîp
Gewôgt het an der herren lîp
Mit solcher list, dez gih ich wol.
Doch macht ez lîht, daz er waz vol.
525 Entschuldigt in daz? Nein ez zwâr!
Halt niht sô rinc als umm ein hâr!
Swer der tumpheit hât sô vil,
Daz er niht recht betrahten wil,
Waz er begât, êst wunders niht,
530 Ob im vil lîht ein schad geschiht.
Stat stelen lêrt ouch mangen man,
Der êmôls stelen nie began.
Sam gschach den edlen herren hie.
Ir tweder sölchs ê nit begie,
535 Nu schuof ez niur der tumme man
Und der kneht, der zoubren kan.
Doch êmôls hie geschrieben stât,
Daz er nit gwinnet wîsen rât,
Swer sich in bôsheit leiten læt.
540 Er sol messen ê die ræt,
Ê daz ers underwinde sich,
Dez man in lêret, daz rât ich.
Ez zimt ouch einer vrouwen wol,
Daz si die strôzen mîden schol
545 Ze rehter wîs. Wær daz geschehn,
Des wirtes wîb, si würd gesehen
Heimlîchen und ouch offenbâr
In êren bet noch mangiu iâr.
Si hât ouch êr noch offenlich,
550 Doch heimlich muoz si schemen sich.
Ir wirt der sol ir pflegen baz.
Waz hülf, ob er ir trüege haz?
Êst ôn ir grôzze schuld geschehen.
Der wôrheit muoz ir man mir iehen,
555 Sît er ez weiz. Ouch müe in klein,
Daz nu diu werde sældenrein
Leugen wol mit worten kund.
Kein diep genæz bî dheiner stund,
Ob er veriæh und missetæt.
560 Er wær verlorn, swaz man gebæt.

499 grozen (gr. *durchgestrichen*) starken 501 schrei] r *aus* i *verbessert*) 506 iwr 508 vorbringen 513 triwe 515 betrieget wiser 516 Da bi 517 Wer; frumer (fr. *durchgestrichen*) 523 gi 529 begeht 530 gesiht 531 l.] ret (*durchgestrichen*) lert 536 zûbren 538 gw.] triwet 539 let 540 di ret 541 vnder winde 544 di 545 wer 546 wr̂d 547 ǒch 551 Ir (I *aus* D *verbessert*) 556 sich (sich *durchgestrichen*); selden nu rein 558 genez 559 ver ieh; misseteͤt 560 wer ver lorn; geb et.

Ir wîsen, underschaident mich:
[illegible]z den drien wem sol ich
[illegible] âventiure bî gestân,
[illegible]er daz beste hab getân
565 [illegible]lzer min? Ich zwîvel sîn
Un[illegible]eiz niht, wer noch gilt
den wîn.
Wellent si sîn ûf mich gân,
Sô müezents all ze pfande stân.
Her wirt, ir sträfts, als ir begert,
570 Wan si sint sträfens gar wol
wert
Umm die grôssen missetât,
Die der knecht begangen hât
Und die herrn. Hânt si bôt,
Sô zieht ins ab, daz ist mîn
rôt
575 Und stôst si nakkent für die
tür
Mit straichen, als ez sich gebür.
Ir dheiner sîn gewehen tar,
Geloubent mir, als umm ein
hâr:
Ir laster dester grœzzer wær!
580 Hie endet sich des wirtes mær.

schaident
561 vnderwisent 562 Vz (V *aus* T *verbessert*) 563 ebentüre 565 zwiuvel 566 niht (i *aus* e *verbessert*) 567 f gen : sten 568 mů̊zents 573 bŏ̊t = wât 574 rŏ̊t 576 ge bür 577 deheiner 579 d. | dest er: wer 580 mer.

·QUI VULT ORNARI·

EIN SPRUCHBUCH DES MITTELALTERS UND SEINE DEUTSCHE ÜBERSETZUNG.

Fast gleichzeitig veröffentlichten vor nunmehr 30 jahren PBahlmann[1] und MWeingart[2] einige 'schülerregeln', die gegen ausgang des mittelalters in lat. versen geschrieben und in deutsche übertragen worden sind. beide herausgeber beschränkten sich auf den abdruck der ihnen zugänglichen incunabeln: keiner zog handschriftl. material heran. die mir bekannt gewordenen hss. weichen in der textform von der veröffentlichten nur unwesentlich ab; doch sind in der einen oder andern hs. gegen ende des ganzen verschiedene neue verse eingeschoben. völlig unbekannt ist Bahlmann wie Weingart eine fortsetzung geblieben, die mit den worten *Qui vult ornari* beginnt und ungefähr gleichen alters, aber allgemeineren inhalts ist. dass auch sie für den zweck der erziehung der heranwachsenden jugend bestimmt war, lässt sich schon aus der in den hss. vorgenommenen vereinigung mit andern ohne zweifel in der schule behandelten stoffen vermuten. ob sie aber würklich beim unterricht gebraucht worden ist, wissen wir nicht; keine der erhaltenen hss. bietet einen commentar oder glossen, die sonst die benutzung in den schulen sicher beweisen, und ebensowenig führt die deutsche übersetzung des lat. textes darauf.

Diese spruchsammlung ligt vollständig vor in zwei hss.[3]:

[1] Mitteilungen der Ges. f. dtsche erz. u. schulgesch. 1893, s. 129 ff.
[2] Jahresber. d. gymn. zu Metten 1893/4.
[3] herr bibliotheksdirector Fischer in Bamberg und herr oberbibliothekar dr Leidinger hatten die liebenswürdigkeit, einige stellen meiner abschriften vor der drucklegung noch einmal mit den hss. zu vergleichen. ihnen sei dafür auch hier herzlich gedankt.

b = Bamberg, Kgl. bibliothek: msc. med. 13 (L. III 54). 15. jh. 8^0. bl. 127^v — 129^r. am schluss die worte *Explicit Diarium* [*D* ist unsicher; Lc oder Lt?] *breue et dyariorum* [hs. *dyaoꝑ* (= *dyalogorum*?)] *doctrine.* — der text ist nicht frei von nachlässigkeiten und directen fehlern. die heimat des schreibers war Bayern: *b* > *w* in *wetrewgen, wedenckt* (neben *pegert, petracht*) — *w* > *b* in *ebig* (neben *ewig*), *gebeſen* — *ſey* (neben *ſi*) = 'eam' — *geſt* innerhalb des verses.

m = München, Kgl. hof- und staatsbibliothek: clm 4409. 15. jh. 8^0. bl. 33^v — 40^v. im text begegnen häufig verschriebene wörter, auslassungen und andere unachtsamkeiten. von 3 händen geschrieben. die hs. ist schwäbischen ursprungs: *au* für *â* in *gaut, gauſt, gaun* (neben *gaſt, gat*), *lauß* = *lâz, haut* = *hât* (neben *hat*).

Aufserdem finden sich einige verse mit deutscher übersetzung (nr 1. 5_2. 22. 51_1) in einer kleinen spruchsammlung der hs. I 98 der fürstlich Dietrichsteinschen schlossbibliothek zu Nikolsburg [= *n*]. der schreiber dieses werkchens war Bayer: *b* > *p* im anlaut in *piſt, pegert, puchlein* — *k* > *ch* in *chain* (neben *vnkeuschait*), *duo* = *du*[1].

In der Münchener hs. ist die sammlung in der weise aufgezeichnet, dass je 2 lat verse zu einem verspaar vereinigt sind, dem die deutsche übersetzung — ein vierzeiler — unmittelbar folgt. die Bamberger hs. zeigt nur am anfang und am ende die strophenform — auch hier mit einer ausnahme (nr 68) vierzeiler für das lat. verspaar; sonst ist jedem lat. verse die deutsche übersetzung sofort beigefügt. ebenso schliefst sich in der Nikolsburger spruchsammlung, von den beiden eingangsversen abgesehen, an jede lat. zeile stets der deutsche zweizeiler.

Über das verhältnis der hss. b und m sei folgendes bemerkt. beide hss. stimmen — von der orthographie abgesehen — an vielen stellen wörtlich überein[2], sind aber anderseits oft im wortlaut gänzlich verschieden[3] und weichen in der reihenfolge und zahl der verse voneinander ab[4]. Eine völlig befriedigende erklärung für diese übereinstimmung und unterschiede der beiden nach vorlagen gearbeiteten hss. vermag ich nicht zu geben.

Die gewöhnliche form der lat. sprüche ist der hexameter und der zweizeiler, und zwar meist mit ein- oder zweisilbigem reim. hiatus und elision erscheinen nie. in der cäsur findet

[1] die hs. hab ich selbst nicht gesehen, ich verdanke die abschrift der verse herrn professor ARille in Nikolsburg.

[2] bezeichnend sind die gemeinsamen fehler in 44_3. 49_1. 58_1 und die auffallende übersetzung von videre 24_2,

[3] vgl. zb. die übersetzungen von 11. 22. 29. 32.

[4] es sei nur darauf hingewiesen, dass in m 18 u. 19, 39 u. 40, 56 u. 57 miteinander vertauscht sind und dass in m 27. 31. 34. 36. 37 fehlen, während b 71—76 nicht bietet.

sich nicht selten verlängerung einer kurzen silbe; sogar die infinitivendung *-re* wird davon betroffen: *gaúderé* 40. prosodische verstöfse sind recht häufig; doch ist wol bei einigen der grund in der unsorgfältigen überlieferung zu suchen. der mittelalterlichen messung entsprechen aber *credó* 58 *muliĕbrem* 24 *muliēres* 27 *pretereundó* 66_1 *primŏ* 2_1 *quandŏ* 6_1. 69_2 *verĕ* 40.

Wie so viele spruchsammlungen des ma.s, die der jugend einerseits tugend und lebensweisheit, anderseits latein beibringen sollten, so schöpft auch unser büchlein aus litterarischen quellen. mit ganz geringen abweichungen finden sich 2_2. $5_{1.6}$. $6_{1.2}$. 7. 9. 11. 12. 14. 15. 28. 29. 33. 35 in dem Liber de contemptu mundi, 67 im Floretus und 69 im Facetus, falls diese verse nicht in den Facetustext interpoliert worden sind. — dass in spruchsammlungen ähnlicher art hier und da auch verse unseres spruchbuches stehn, mag noch erwähnt werden [1].

Über den verfasser der deutschen verse ist nichts bekannt. auch eine localisierung des ganzen ist bei dem fehlen charakteristischer beiden überlieferungsformen gemeinsamer bindungen unmöglich. ein grofses formtalent ist der verfasser auf keinen fall gewesen. immerhin muss anerkannt werden, dass er sich bei seiner übertragung nicht ängstlich an seine vorlage hält und auch den sinn des originals überall richtig widergibt, und wenn auch wenig gewante bindungen (nachstellung der pronomina *dein* und *ſein,* umschreibung des verbums durch particip und hülfsverb), hässlich würkende rührende reime (auf *-lich* und *-heit*), inhaltslose phrasen oder strophenfüllsel (*zu aller friſt* uä.; *das ist mein radt*) nicht vermieden sind, so kann doch zugegeben werden, dass nicht wenige verse in recht gefälliger form übertragen worden sind.

Dem abdruck ligt b zu grunde, das sorgfältiger als m gearbeitet ist und im ganzen den ursprünglichen text besser als m bewahrt hat. bei den lat. versen sind schreibfehler und andere sinnfällige versehen ohne weiteres beseitigt worden, wenn m die richtige lesart bietet. ferner wurden die distichen, deren zeilen der schreiber von b auseinander gerissen hat, widerhergestellt: 45. 51. 63. cursivdruck ist nur angewant, wenn das betr. wort von keiner hs. gelesen wird, sondern ganz conjectur ist. bei den deutschen versen sind die abkürzungen aufgelöst worden, sonst aber hab ich mich jedes eingriffs in die überlieferte schreibweise enthalten. sämtliche varianten in n und m uneingeschränkt im apparat zu verzeichnen hielt ich bei den heutigen

[1] so zb. nr 9 im florileg von SOmer (= Rom. forschungen VI 569); 26. 62 im Florilegium Gottingense (= Rom. forschungen III 312. 288); 2 2 in der Niederdeutschen spruchweisheit (= 50, 337). vgl. auch JWerner Lat. sprichwörter und sinnsprüche, die nicht weniger als 19 verse unserer sammlung bieten; sie sind sämtlich aus der Baseler hs. A. XI. 67 ausgezogen.

hohen druckkosten für nicht angebracht und auch bei dem geringen poetischen wert des ganzen für überflüssig. ich gebe nur die völlig verschiedene übersetzung einzelner verse und einige andere interessante abweichungen.

Berlin-Karlshorst. **Edwin Habel.**

1 Qui vult ornari virtutibus atque beari,
Audiat intentum presentis nempe libellum.
Wer pegert tugent auf erden
Vnd dort ain hime*l*chint *wil* werden,
Der ſol lernen das piechlein
Vnd zu im nemen dy lere ſein.

2 Dilige primo deum, cuius precepta teneto.
Christo iunguntur, sua qui precepta sequuntur.
Zum erſten mal hab lieb got
Vnd halt mit fleis ſein gepot.
Dye wirt heylig machen got,
Dy da halten ſein gepot.

3 *Est* nichil in mundo melius quam deo servire.
Qui servit Christo, regnabit iugiter isto.
Auf aller werlt nichcz peſſers iſt
Dan got dienen zu aller friſt.
Der got dienet fleiſſichleich,
Der herſcht mit im ewich*leich*.

4 Non est hic aliquid peius quam pravo servire.
Qui pravo servit, penas habebit inire.
Hye auf erd nit poſers iſt
Dan das man dient dem poſen liſt.
Wer da dient dem poſen mit poſliche*m* leben,
Dem wirt dy ebig pein gegeben.

5 Effuge rotundi laqueos et retia mundi.
Non celum queret, qui mundo totus adheret.
Du ſolt den liſten der werlt widerſten,
Das du magſt dem tot engen.
Dem iſt nicht nach dem hymel gach,
Der der welt volget nach.

1, 4 dort] auch dort *m*, nach diſem leben *n*. ain himelchint wil] himechint *b*, ſälig wöl *m*, *nur* ſelig *n*. 5 ſoll horn *n*, lere mit fleiß *m*. 6 Vnd brauch vil wol die lere ſein *m*, Vnd ſein lere nemen ſein *n*.

2, 5. 6 Der wirt ewig ſterben Wer nun nach ſeinem willen wil leben *m*.

3, 1 Nichil in mundo *b*, In mundo non est *m*. 4 Wen wer got dient *m*. 5 dienet] hulden *m*. 6 ewichleichen *b*.

4. 2 inire] et iras *m*. 5 poſlichen *b*. 5. 6 Wan wer lept in böſem leben Der wil nach der ewigen pein ſtreben *m*.

5, 1 iocundi? 3 den l. der] der weitten *m*. widerſten] e'ſterñ *m*. 5 nach dem] gen *m*. dem *n*.

6 Mundo non credas, quia nescis quando recedas.
Mors subito veniet; caro pulvis sordida fiet.
Gelaub der welt zu chainer ſtunt,
Wann das schaiden von ir iſt dir vnchunt.
Der tot chumpt ſnell *vnd* vngedacht,
Der den menſchen zu aſchen macht.
7 Non dantur segni celestis premia regni.
Dye treg ſint in diſem leb*en*,
Den wirt nicht das hymelreich *ge*geben.
8 Tu pensa, dives, quod non semper modo vives.
Du reicher, petracht ſtetichleich,
Das du nicht lebſt ewichleich.
9 Pauperibus large tua, *d*um *tua* sunt, *bona* sparge.
Dein aygne hab ſicherleich,
Dy tail mit dem armen ſtetichleich.
10 Omnia que tua sunt post mortem nil tibi prosunt.
Was du haſt in deiner pflicht,
Das frumt dir nach dem tot nicht.
11 Que parcus queres, effundet prodigus heres.
Was der charge erſparet nu,
Das pringt ſein nachchumen vnnuczleich czu.
12 Corrige te licite; fragilis reminiscere vite.
Straff dich mit czimleichchait,
Gedenck an d*es* leben *v*ergenclichait.
13 Cura plenus eris, si vis ut glorificeris.
Menſch, wildu geert werden,
So muſtu vil ſorgen auf erden.
14 Est iter angustum, quod ducit ad ethera sursum.
Der weg *fur war* gar eng iſt,
Der zu dem himel furen iſt.
15 Regna dei querunt paucique sequi potuerunt.
Die leut ſüchen nicht hye auf erden
Dye weg, da mit ſy ſalig mügen werden.

6, 2 venit *b m*. fiet] erit *m*. 4 das *fehlt m*. iſt dir] das iſt *m*. 5 vnd *fehlt b*. 6 zu dē a. *b*, zu eschen *m*.
7, 2 trag *b*, treg *m*. lebm̄ *b*. 3 nicht das hymelreich] die ewig pein *m*. geben *b m*.
8, 2. 3 Dar vmb betracht du reicher ſtet Das dich der tod nicht hinlat *m*.
9, 1 tua cuncta bone (!) sparge *m*, cum bona ſunt tua large *b*. 3 Dy *fehlt m*. genediklich *m*.
11, 1 Quas *b*. querens *m*, res cumulat *b*. heres] habens *m*. 2. 3 Was der karg hat erſpart Das verzert der milt auf der fart *m*.
12, 3 das leben ergenclichait *b*.
13, 2 geert] ſälig *m*.
14, 2. 3 fur war *fehlt b* Der weg der gen himel gaut Der hat fir war ain engen pfad *m*.
15, 1 paucique] pauci qui *b*, pauci q' *m*. *der vers steht im* Liber de contemptu mundi *mit* 14 *zusammen und beginnt dort*: Hoc pauci querunt ...

16 Cum paucis esto; mortis semper memor esto.
Mit wenig leuten ſoltu ſein
Vnd pis gedächtig des todes pein.

17 Ante tue mentis oculos sit celum et orcus.
Des hymelreichs vnd der helle pein
Sol ſtetig vor deinen augen ſein.

18 Quod propter vitia multi periere, memento.
Betracht, menſch, in dem herczen dein,
Das vmb ſundt vil leut verdorben ſein.

19 Fac homo virtutem, si vis retinere salutem.
Menſch, wil du ſalig werden,
So tu tugent hye auf erden.

20 Ut non dampneris, crimen vitare teneris.
Dy ſundt ſoltu vermeiden ſein,
Das du icht chumeſt in der helle pein.

21 Gaudia mundana cum deliciis, homo, vita.
Wertlich frewt dye vermeid,
Vnd des fleyſch wolluſtichait czu aller czeyt.

22 Luxuriam vince; non est victoria maior.
Vberwint dy vncheuschayt,
So gewinſtu alle ſalichayt.

23 Multos luxuria traxit ad interitumque.
Die vncheuſchait in maniger ſtunt
Vil leut czeucht in der helle grundt.

24 Cum vides sexum frena visum muliebrem.
Wenn du geſt fur frewlichen ſchein,
So ſolt du czemen das geſicht dein.

25 Adversus carnem, mundum pugna sathanamque.
Wider dy werlt vnd *den* poſen geiſt
Soltu ſtreyten aller maist.

26 Femina quem superat, numquam vivit sine pena.
Der lebt nymmer ane pein,
Den dy frawen vberbinden ſein.

16. 17 Was du thüeſt ſoltu ſein Gedächtig des todes pein. Bey wenig leiten ſoltu weſen Wilt menigerlay on ſinden leben *m.*

18, 1 perire *m,* perierunt *b* 2. 3 dein : ſind *m.*

20, 3 der helle] groſſu *m.*

21, 2. 3 Fred auf erd vermeid Der welt woluſt zů aller zeit *m.*

22, 2. 3 Nicht groß ſigung ich fint Den ob ich vnkeiſchait ÿberwind *m,* Duo ſolt uberwinden dy unkeuſchait So gewinneſt ein großen preiſ mit ſelikait *n.*

23, 1 Multos luxuria trahit ad interitum eternum *m.* 2 vncheuſhayt *b.*

24, 1 *in* vides *steckt wol* vadere. 2 gauſt fir ain frelin *m.* 3 So zem ſtät das *m.*

25, 2 werlt] vnd dein fleiſch *setzt zu m.* den *fehlt b,* di *m.* poſen *oder* peſen *b,* pöſen *m.*

26, 2 Wen die frawen ÿbergen Der iſt ain bekimerter man *m.*

27 Felix est ille, qui non curat mulieres.
Selig der menſch wirt,
Der ſich nit an frauen chert.

28 Forma *puellarum* deceptrix est animarum.
Schone geſtalt weiplicher art
Wetrewge*t* manige ſel czart.

29 Despice divitias et honorem spernito mundi.
Reichtung vnd wertliche ere
Hindernt dy ſalichayt ſere.

30 Dormit nocte parum possessor divitiarum.
Vil ſorget der reich man,
Gar wenig er geſlaffen chann.

31 Vivit securus in paupertate egenus.
Der arm in ſeiner armüt
Hat alc*z*eit einen ſicheren müt.

32 Tutus exiguo dormit in ſtramine pauper.
Auff ain clain ſtro ain armer man geleich
Sleft ſenfter den in dem pett der *r*eich.

33 Gaudia perpetuos pariunt mundana dolores.
Werltlich frewd werd *churcze* friſt
Vnd pr*i*ngt pein die ewig iſt.

34 Gaudia perpetua facit vitaque beata.
Ein tugentſam leben auff *dem* ertreich
Macht ewig frewd in dem hymelreich.

35 Spiritus inde perit, si corpus dulcia querit.
Lebt der leib in wolluſt,
Des mus dy ſelle engelten vmbſuſt.

36 Dulcia que carni sunt, mentibus illa noce*bu*nt.
Was de*m* leib iſt ſuſſechait,
Das iſt der ſele groß laid.

37 Est sapiens vere, qui scit peccata timere.
Der iſt ain ſeliger weyſer man,
Der ſich vor ſunden hueten chann.

28, 1 pulchrū *b*, pulchra *m*. 2 Weiß geſtalt vnd edel art *m*. 3 Wetrewgen *b*, Betrügt *m*.
29, 2. 3 Fluich die welt vnd auch ir zier So haſtu gepieſſet dein ſünd ſchier *m*.
30, 2. 3 So groß ſorg hat der reich man Das er nicht schlaffen kan *m*.
31, 3 alceit *b*
32, 2. 3 Vil bas der arm auf dem ſtro Schlaft vnd iſt ſein gar fro *m*. 3 pett dereich *b*.
33, 2 churcze] czurce *b*. 3 prengt *b*.
34, 1 faciet *oder* fecit? 2 dem *fehlt b*.
35, 2. 3 Ainer der dem leib lebt in freden Vil můß ſein ſel dar vmb leiden *m*.
36, 1 nocent *b*. 2 dem] der *b*.
37, 2 *lis mit m*: Der iſt für war ain weyßer man.

38 Nobilis est ille, quem nobilitat sua virtus.
Der ist auch edel geacht,
Den sein tugent edel *m*acht.
39 Sunt derisores derisis deteriores.
Dy da spotten der leut auf erden,
Dye sint erger dann dy verspott werden.
40 Noli gaudere de crimine, sed vere flere.
Nicht frew dich der poßhait,
Sunder la dir sey wesen laid.
41 Dupliciter peccat, qui se de crimine iactat.
Der sindet czwifeltichlich,
Der der sunde ruemet sich.
42 Pravi letantur, mala cum fecisse probantur.
Ain po*s*er mensch trawret nicht,
Wann man dy poßhait auf in vergicht.
43 Impedias nulla reprehendas nec bona facta.
Du solt hindern czu chainer frist
Noch straffen, das da gutt ist.
44 Mos est malorum reprehendere facta bonorum.
*E*s ist der posen leut sit,
Das si loben das gut *nit.*
45 Cum ieiunatur caro lasciva domitatur.
Mens perversa dolet, cum bona sepe videt.
Vasten ist der sel hail
Vnd czemet den leichnam gail.
Ein poses hercz macht sich petruben
So es gut werch sicht v̈ben.
46 Si cupis eterna, non sit tibi cara taberna.
Wildu geren salig wer*en,*
So soltu meyden dy taueren.
47 Qui parcit virge, puerum non diligit ille.
Es ist den chinden schedleich,
Das man sie nicht strafft scherfleich.
48 Audi verba dei, sua si precepta sequaris.
Wildu haben gotes gepot,
So hor sein wort ane spot.

38, 3 Der ... acht *b.*
39, 2. 3 Wer da der lewt spotet hie auf diser erden Der mag selb wol böser werden *m.*
40, 3 lauß dir es wesen *m.*
41, 3 der sunde] sich der sunde *b*, seiner boßhait *m.*
42, 2 poßr *b.* 3 So man boßhait von ihm gicht *m.*
43, 2. 3 Důstu vil gůcz zů aller frist Das gevelt den bösen nicht *m.* 3 Nach *b.*
44, 2 Das *b.* 3 nit] nicht *b m.*
45, 4 leichnam] stolczen leib *m.* 5 poses *oder* peses *b.* möcht *m.*
46, 2 werden *b m.*
48, 2 haben] behalten *m.* 3 Sich vnd here seine wort *m.*

49 Premia virtutes, vitia quoque pena sequuntur.
Dy fälichait volget nach der tugent dein,
Aber nach dem lafter volget pein.
50 Ars semper durat, fortuna recedere curat.
Dy chunft wert czu aller frift,
Aber das glucke vnftete ift.
51 Nulla valet vita, nisi sit virtute polita.
Dum fortuna perit, nullus amicus erit.
Es tauget chain leben in chainer ftunt,
Es fey dann mit tugent chunt.
Wan von dir weicht das glück,
So cherent dy freunt von dir den rück.
52 Qui pravo servit, pretium cum tempore perdit.
Wer pofen dienft nicht vermeyd,
Der verleuft den lon mit der czeyt.
53 Letitiam patri generat sapientia nati.
Von des funs wey/hait
Wirt dem vater freud perait.
54 Doctus erit, semper qui vivere scit sapienter.
Der ift ain wol gelerter man,
Der alczeit wey/lich leben chann.
55 De radice mala non procedunt bona mala.
Es ift felten ein pofer ftam,
Da gute frucht von cham.
56 Audimus dici: dando retinentur amici.
Wir horen czu maniger ftund iehen:
Wer frewnt wel haben, der fol geben.
57 Disce bonos mores; sic te comitantur honores.
Du folt fein guter fitt,
So volleget dir ere mit.
58 Qui cunctis placeat, non credo, quod modo vivat.
Auch glaub ich, das nyndert leb chain man,
Der allen leuten geuallen chann.

49, 1 pene *b m*. 2. 3 Dy — nach — Aber *fehlt m*.
51, 3. 4 Chaim leben gevelt noch zimleich wirt Is daz duo mit tugent pift wol geziert *n*. 3 taugët *b*, daugt *m* chain] das *m* in chainer ftunt] zů kainer frift *m*. 4 des nit mit tugend geziert ist *m*. 5 gluck *b*. 5. 6 Niemand das fraid gicht vil Dem das glick nit helfen wil *m*.
52, 3 denn *b*.
53, 2. 3 weyhait *b*. Auch des kindes weifhait Nimpt dem vater vnd der můter groß laid *m*.
54, 3 weyleich *b*.
55, 2 ain pofer] das von ainem böfen *m*. 3 Das da gůt frucht von im gaun *m*.
56, 2 iehen *unsicher*. 3 Wir hören auch fprecken manig ftund *m*. 4 Der gůt auß geit der haut vil fraind kund *m*.
57, 2 fiten *b*. 3 ere mitte *b*.
58, 1 crede *b m*. 2 Ich gelaub das nicht leb ain man *m*. hlaub *b*. 3 Der aller welt gevallen kan *m*.

59 Non erit ingratus ludus, si sit moderatus.
So man das ſpil am beſten hatt,
So ſol man es lazzen. das iſt mein radt.

60 Est illic oculus, ubi res sunt quas adamamus.
Wo vns die lieb hin treyt,
Do ſint vns die augen hin peraitt.

61 Non animo tristi fer penam, quam meruisti.
Warumb du leideſt pillich pein,
Des ſelbig ſoltu nicht traurick ſein.

62 Non locus est pacis, ubi regnat lingua loquacis.
Es iſt ain vnfridleiche ſtat,
Do dy czung ir herſchaft hatt.

63 Scire loqui decus est, decus est et scire tacere.
Hec duo qui poterit scire, *peritus* erit.
Der menſch vil lob vnd preis hatt,
Der reden vnd ſweygen kan czu rechter ſtat.
Wer dy czway wol chann,
Der wirt gehalten fur ain weyſen man.

64 O vos viventes, ad nos convertite mentes:
Quod sumus hoc eritis; fuimus quandoque quod estis.
Ir lebentigen, halt vns i*m* herczen
Vnd wedenckt vn*ſere* ſmerczen,
Was ir ſeyt, das war*en* wir,
Was wir ſein, das wer*de*t ir.

65 Non contristemur, si paupertate gravemur.
Christus pauper erat, qui nunc super omnia regnat.
Wir ſullen nicht betrubt ſein,
Ob wir von armut leyden pein.
Got ſelber arm gebeſen iſt,
Der nu vber alle werlt herſchen iſt.

66 Virginis intacte cum transis ante figuram,
Pretereundo cave ne sileatur ave.
Wenn du geſt fur Maria pilde,
So gruß dy müter milde

59, 2 Auch ſo das *m.* hatt] gat *m.* 3 So *fehlt m.*
60, 2 Auf was die liebe trait *m.* 3 vns *fehlt m.* peraitt] genaigt *m.*
62, 2 vnfridleiche] vnſichere leichte *m.*
63, 2 scire] mō (= modo?) *m* peritus] hic sapiens *b*, sapiens faciens *m.* 3. 4 Es iſt ain lob vnd ain preiß weit: Wer rett vnd ſchweigt zů aller zeit *m.* 5 Auch wer *m.* wol] ſo wol *m.* 6 gehalten fur] genant wol *m* weiſer *m.* — *die Wolfenbütteler hs.* 930 *Helmst. bl.* 88[vb] *bietet folgende übersetzung*: We tou thiden swighen und spreken kan, de wirt ghehaulden vor eynen wisen man.
64, 3 in *b.* 4 vnßrn̄ *b.* 5 war *b.* 6 wert *b.*
65, 4 armut] arbeit *m.* 6 Vnd yber alle ding herſchot als man liſt *m.*
66, 4 gruß dy] gedenck der *m.* 6 den *b*, ainem *m.*

Vnd pis ſi alſo grueſſen
Mit de*m* aue maria ſüſſen.

67 Si iunctus fueris sancto, tu sanctificeris;
Sed perverteris, si perversis socieris.
Wer wil werden ain heilig man,
Der nem ſich guter geſellen an.
Volgeſtu aber der poſen rad,
So chümpstu auch an der poſen ſtat.

68 Qui puer amplecti vult virtute probitatis,
Illi sunt verba verbera magna satis.
Wer chintliche tugent haben wil,
Dem ſint wort ſlege vil.

69 Qui non assuescit virtuti, dum iuvenescit,
A *vitiis* nescit desistere, quando senescit.
Lern, chint, *die* tugent,
Die weil du haſt die iugent,
Das du nicht in poßhait beſteſt,
Wan du in das alter geſt.

70 Si sapiens fore vis, sex serva, que tibi mando:
Qu*id* dicas et ubi, cui, de quo, quomodo, quando.
Wiltu mit weyſhayt allden,
So ſoltu ſex ding behalden:
Was, wa, *wie,* wem vnd wenn,
Von wem du redeſt, das bekenn.

71 Est bene contrita tuta perditis via.
Der himelſteg der wirt geſant
Den rechten vnd iſt doch vnbekant.

72 *Heu, nisi mors* faciat, non solvitur illa catena.
Dar von er auch hart ledig wirt,
In hab der tod den beſchirtt.

67, 3 heilig] weiß iälig *m.* 5. 6 Vnd wer da volgt nach dem böſen ratt Der kumpt zů ſchäden an der ſtat *m.*

68 *m hat* Welches menſch begert vmbgeben Mit tugenten vnd giettikait ſeines lebes *und nochmals dann die übersetzung von nr* 67, 2.

69, 2 *fehlt b ganz* quibus *m.* 3 die *fehlt.* 5 nicht baiſhait an dich nemeſt *m.* 6 Vnd der du dich im alter nicht entweneſt *m.*

70, 2 Quis *b,* Quod *m.* 3. 4 alden : behalten *m.* 5 wie] von *b,* wie *m.* wem *fehlt m.* 6 Von wem] Was *b,* Vnd von dem *m. vgl. auch Braunschweig, stadtbibl. Neuere hss.* 154 *bl.* 228ʳ:
Wilt du mit weisheit alten So solt du sechs ding behalten.
Was wem von wem wie wo und wan Und was du redest das beken.

71—76 *nur in m.*

71, 1 *hinter* 13. *es fehlt wol* vita *hinter* via*; der text bleibt aber verdorben.* 3 *lis* ſchlechten?

72, 1 Mors nisi faciat. *der vers steht richtig hinter* 26. *vgl. Braunschweig, stadtbibl.: bruchstück* [30]:
Femina quem superat, nunquam vivit sine pena.
Libertate caret, tali constrictus habena.
Heu, nisi [mors] faciat, non rumpitur illa catena.
Felices illi, quos non trahit ista sagena.

73 Nam vitiis vir est quicumque vilis obſtat.
Fürwar er iſt ain ſchneder man genant,
Der ſich der ſinden macht bekant.

74 Nativitas Christi nos liberet a nece tristi.
Gocz geburd voller genad
Erleß vnß vor dem ewigen tod.

75 Nec bene locum regit, qui crimina non sua tegit,
Auch wirt die ſtat nit wol bewart
Wann ainer der ſein ſind offenbar macht.

76 Hic libellus explicit; cuius *serves leges.*
Quas *si* tu servaveris, *te* honore reges.
Hie hat ain end das biechelein;
Des ler ſoltu behalten ſein.
Wenn behelſtu ſeine lere,
So erwirbeſt du gůt vnd ere.

73, 1 *hinter* 37. *text verdorben*, vilis *und* vitiis *sind umzustellen; es fehlt* non, *aber wo ist sein platz?*

74, 1 *hinter* 48.

75, 1 *hinter* 62. 2. 3 *lautete der reim* bewacht : macht *oder* bewart : offenbart? Wann ainer] *lis* Von ainem?

76, 1 cuius leges serves. 2 si *fehlt*. cum. — *diese schlusszeilen von m, in der wolbekannten vagantenstrophe, fallen aus dem rahmen des ganzen heraus; mit ihr schließen die in der hs. unserer sammlung vorangehnden 'schülerregeln'.*

SEELENWAGE UND SÜNDENREGISTER. Die SGeorgskirche auf der insel Reichenau enthält neben den bekannten fresken aus dem 10 jahrhundert ein wandbild jüngeren ursprungs, das bisher m. w. weiteren kreisen nicht bekannt, gleichwol sprachlich wie ikonographisch nicht ganz belanglos ist. zwischen den säulenarcaden des langhauses und dem triumphbogen des chores ist beiderseits ein stück durchlaufender wand, das raum für bildliche darstellung bietet. da hier einst in der basilica die chorstallen gestanden haben dürften, ist dieser abschnitt von der frühromanischen bemalung in arcadenhöhe frei geblieben. das hat sich eine spätere zeit zunutze gemacht, nachdem längst durch den hochliegenden choranbau das presbyterium wie die chorstallen ostwärts verlegt waren. erhalten ist nur das bild der (linken) nördlichen wand; auf der südwand waren zwar noch deutliche farbspuren, aber keine umrisse mehr festzustellen.

Die darstellung befindet sich etwa in der höhe des bogenfeldes der arcaden, sodass sie für den im chorraum stehnden in augenhöhe ligt. sie war ursprünglich rechtwinklig eingefasst; erst die ende des 19 jh.s der kirche zugefügte ausmalung hat die arcadenförmige umrahmung aufgesetzt.

Die untere raumhälfte nimmt eine kuhhaut ein, die von vier

gehörnten, vogelfüfsigen teufeln in aufrechter lage gespannt gehalten wird. vorne vor der haut hockt links ein teufel mit tintenhorn und feder in schreibender haltung, die inschrift der kuhhaut gleichsam selbst aufmalend.

Über der haut, im oberen bildfelde, schauen rechts von brusthöhe ab zwei frauengestalten heraus, auf dem kopf die von gebände gehaltene kronähnliche haube. beide in lebhaftem gespräch einander zugewandt und mit den händen gesticulierend. in der mitte hängt an cordeln (oder kettchen) ein kronleuchterartiger reif herab. auf ihm ligt, aber anscheinend von späterer hand aufgemalt oder doch übermalt, ein frauenkopf, wie man wol an seelenwagen gewohnt ist ihn zu sehen.

Übermalt ist vielleicht auch der linke obere der das fell haltenden teufel, uzw. durch braune grundierung und schattierung der sonst rötelfarbenen schlichten conturzeichnung. im übrigen ist nur die kuhhaut getönt, nämlich gelb, während die inschrift darauf in der farbe der conturen bleibt.

Stilistisch lässt die darstellung schwerlich eine genaue datierung zu. die beiden frauengestalten gehören nach tracht wie auffassung der früheren gotik an, während das frauenköpfchen der seelenwage die sinnlicheren formen des 16 jh.s aufweist: es passt weder zur übrigen zeichnung noch zur majuskelschrift auf der kuhhaut. an letzterer ist der quergestrichene H-bogen immerhin bemerkenswert, ohne dass ich in der lage wäre daraus zeitliche schlüsse zu ziehen.

Die zeichnerische behandlung der teufel, zumal ihrer gesichtsfratzen, ist frei und realistisch; ihre haltung — einige halten auswärtsschreitend die haut gespannt — ist gewollt bewegt. aus der gotischen steinplastik ist dergleichen an turmfialen und wasserspeiern wolbekannt. seltener dürften parallelen aus der kirchlichen innenarchitektur oder malerei sein.

Das bild selbst war längst bekannt. zutreffend hat man darin eine bildpredigt wider den kirchenklatsch der frauen erkannt. nicht von ungefähr findet es sich an der linken mittelschiffwand; ist doch die linke schiffhälfte seit alters die frauenseite. darf man vermuten, dass rechts die unarten der männlichen kirchgänger gegeiselt waren?

Von der inschrift dagegen war fast nichts mehr zu entziffern. erst die säuberungs- und erhaltungsarbeiten an den frühromanischen wandmalereien boten diesen sommer gelegenheit, auch unserem bilde mittels fixativs zuleibe zu rücken. und nun ergab sich mir folgende, von E. Hoffmann-Krayer und A. Leitzmann freundlichst nachgeprüfte reimschrift:

[die unsicheren zeichen schräg gedruckt, die letzte zeile ergänzt.]

ICH · WIL · HIE · *SH*[1] R*IB*
VN · VON · DIS*EN* ·
TVMBEN · WIBVN ·
WAS · HIE · WIRT ·
PLA*P*[2] LA · GVSPR
OCHVN · VPP^{I}GES /
IN DER · WOCHVN ·
DAS · WIRT · ALL
VS · WOL · GVD
AHT · SO · ES · W
IRT · FVR · DEN ·
[RIHTVR · BRAHT ·]

Seelenwagen gehören ikonographisch nicht gerade zu den seltenheiten. dagegen ist mir die verwendung der kuhhaut als sündenregister nach art unseres bildes fürs 14 jahrhundert (an das hier wol zu denken ist) noch nicht bekannt. über spätere verwendung dieses motivs gibt, worauf E. Hoffmann-Krayer mich freundlichst hinweist, das Schweiz. archiv f. volkskunde 23, 223 ff aufschluss. vgl. jetzt auch die bemerkungen von Hoffmann-Krayer zu unserem bilde ebenda bd. 24, 112.

Basel. **Franz Beyerle.**

College Beyerle bat mich, als er während unsres gemeinsamen Sylter aufenthalts mit mir die obige inschrift besprach, ich möge zu seinem artikel die nötigen sprachlichen bemerkungen beisteuern. das ist mit wenigen worten geschehen. am interessantesten ist die schreibung *u* für den irrationalen vocal: *schrîbun*, *wîbun*, *gusprochun*, *wochun*, *allus*, *gudâht*. Weinholds Alem. gramm. § 30 belegt sie bereits aus Schweizer urkunden; man wird auch die *u*, die ahd. *û* in den flexionen entsprechen und den versen ein archaisches aussehen verleihen, nicht als erhaltene alte qualitäten ansehen dürfen. rätselhaft ist das *plapla*. gehört es zu *blappen plappen* (DWb. II 66)? oder ist es widerholtes *blâ* im sinne von blauem dunst und blauen enten (ebenda 2, 82) = erdichtungen, lügen?

Jena. **Albert Leitzmann.**

[1] für SCHR ist kein raum. möglicherweise S^{C}HR oder, was H.-Kr. vorschlägt, SCR.

[2] der senkrechte strich ist gesichert, sodass kaum anders als P wird gelesen werden können.

LÜCKENBÜSSER. In dem gedicht 'Die beiden Knechte', nr 178 des cgp. 341 (Rosenhagen 173—183) findet sich ein einziger reim *âr : ar*, der durch naheliegende umstellung und notwendige streichung leicht zu beseitigen ist: für v. 469. 70 *mache ich daz recht und war, wilt du durch bosheit bliben kneht gâr* schreibe man *mach ich daz wâr unde reht, wilt du durch bôsheit blîben kneht.* **E. S.**

ZWEI BEISPIELE DER NACHWÜRKUNG FALSCHER ÜBERSETZUNGEN.

1. In Gleims 'Schlachtgesang bei Eröffnung des Feldzuges 1757' stehn die zeilen:

aus deinem Schädel trinken wir
bald deinen süfsen Wein,
du Ungar!

dieser wild-barbarische zug stammt aus den Krákumál, dem todesgesang des Ragnar Lodbrok, den zuerst Olaus Wormius (Runir seu Danica literatura antiquissima, Kph. 1636, s. 197 ff) im urtext mit lateinischer übersetzung herausgegeben hatte und der das ganze 18 jh. hindurch als der schärfste ausdruck altgermanischer heldengesinnung gefeiert wurde, obwol oder vielmehr grade weil dieses heldentum unecht, weil es das vorgestellte, übertriebene und zugleich sentimentalisierte heldentum später dichtung war. dass Gleim auf die hier in frage kommende stelle dieses gedichtes zuerst 1750 durch einen brief von Joh. Chph Schmidt, dem vetter und jugendfreund Klopstocks, aufmerksam gemacht wurde, hat Richard Batka nachgewiesen (Euphorion, erg. h. 2, s. 23 ff). wenn auch im 18 jh. von den alten 'Skaldrern' und 'Runen' [1] viel geredet wurde und man diese dichtungen nachzubilden suchte, war man doch genötigt, sich fast ausschliefslich an die von den skandinavischen gelehrten beigegebenen übersetzungen zu halten, die auch bei wachsender kenntnis des altnordischen noch lange ihre autorität behielten. der zug von den schädelbechern stammt aus der 25. strophe des Ragnarliedes, wo OWormius übersetzt: 'Hoc ridere me facit semper quod Balderi patris scamna parata scio in aula. Bibemus cerevisiam brevi ex concavis crateribus craniorum', mit der anmerkung: 'sperabant heroes se in aula Othini bibituros ex craniis eorum quos occiderant'. die späteren übersetzer folgen der autorität des OWormius (ich gebe nur beispiele): Biörner (Nordiska kämpadater, Stockholm 1737): 'bibemus cerevisiam alacriter ex cavatis crateribus craniorum'. J. C. Schmidt (1750):

[1] Olaus Wormius druckte das Ragnarlied (das er fälschlich Biarkamál nannte) in Runen. sein buch wird als Literatura runica citiert; W. Temple, Schmidts gewährsmann, sagt, Ragnar habe 'en langage runique' gedichtet, 1763 gab Percy 'five pieces of runic poetry', darunter natürlich das unvermeidliche Ragnarlied heraus. manche kamen daher auf den gedanken, runen im sinne von dichter zu nehmen, so Schmidt:

mich soll der weisen Runen Lied
einst meinen Söhnen preisen. Batka aao. s. 26.

Schmidt schreibt in seinem briefe: 'die dichter dieser nationen hiefsen Barden, Runen und so weiter'. Klamer Schmidt, Klopstock und seine freunde (Halberstadt 1810) I 140.

dort trinken wir in süfsem Wein
uns täglich neue Räusche,
Zamolxis[1] bringet ihn uns zu
aus unsrer Feinde Schädeln. Euphor., erg. h. 2, s. 61.

ChrFWeifse (Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften 2, 249 ff. Euphorion aao. s. 63):

hier trinken wir in kurzer Zeit
aus Feinde Schädeln Bier.

Percy: 'we shall drink beer out of the sculls of our enemies'. Mallet (Edda ou monumens de la mythologie et de la poésie des anciens peuples du Nord, citiert nach der 3. ausgabe von 1787 s. 297): bientôt, bientôt assis dans la brillante demeure d'Odin, nous boirons de la bière dans les crânes des nos ennemis'. FrDGräter (Nordische Blumen, 1789, s. 4 ff: Regner Lodbroks Todesgesang, aus dem original übersetzt):

nicht lange mehr, so trinken wir dort
aus der Feinde geräumigen Schädeln.

In den Antiquitates Danicae des Thomas Bartholinus (Kph. 1689), einem für lange zeit grundlegenden und vielfach ausgeschriebenen buche, wird bei der ausführlichen schilderung des lebens in Walhall auch die stelle des Ragnarliedes benutzt (p. 558). zwar trinkt man, wie Bartholinus aus Grímn. 36 richtig schliefst, dort auch das bier aus hörnern, die von den Walküren den helden gereicht werden, aber die schädelbecher sind eben die geschätzteren trinkgefäfse (p. 555). Bartholinus zeigt, dass solche becher bei Scythen, Galliern und Slaven würklich im gebrauch gewesen sind, und nimmt dasselbe für die Germanen an, indem er sich auf die erzählung des Paulus Diaconus von Alboin, Kunimund und dessen tochter Rosimund und die beiden zeugnisse der Edda (Vǫlkv. und Atlam.) beruft. der ansicht des Bartholinus schliefst sich der wackere Gottfried Schütze durchaus an (Exercitationum ad Germaniam sacram gentilem facientium sylloge. Lpz. 1748, p. 143 ff), obgleich ihm diese vorstellung peinvoll ist: 'mihi bilem movet barbara illa

[1] Wie kommt der Ζάλμοξις des Herodot unter die Einherier? Schmidt benutzt einen gedanken des WTemple, bei dem er die beiden strophen des Ragnarliedes gelesen hat. Temple meint, indem er die Goten mit den Geten verbindet, der skythische weise habe zuerst die idee des glücklichen jenseits in den norden getragen. KlSchmidt (Klopstock und seine freunde) hat den brief des JChphSchmidt mit gelehrten anmerkungen versehen, wir lesen da über Zamolxis (s. 397): 'einer ihrer ersten Heerführer und Gesetzgeber in Walhalda'. Thraker, Skythen, Kelten, Germanen flossen jener zeit in ein urvolk zusammen, daher schliefst die übersetzung der letzten strophe des Ragnarliedes bei Schmidt:

nun es vorüber ist (scil. das leben), nun geb ich's lachend auf
und sterbe wie ein Scithe (KlSchmidt aao. 145).

mit lächerlicher pose fügt er hinzu: 'wollen Sie auch so sterben, lieber Gleim?' —

maiorum nostrorum e craniis humanis potandi consuetudo. equidem vellem, ut maculam hanc a patrum gloria abstergere possim'.

Im 'verbesserten Hermann', dem anhang zu Wielands 'Ankündigung einer Dunciade für die Deutschen' (1755), wird dem epiker der einen altgermanischen stoff behandelt empfohlen, durch anspielung auf die besondern gebräuche und meinungen der nordischen völker seiner dichtung 'eine seltsame, wiewol barbarische Miene des Alterthums' zu geben, was die Schweizer eben bei Schönaich vermissten. vor allem sei bedeutsam die vorstellung von der 'Walhalle, dem seligen Sitze derer, die im Kriege umgekommen sind, wo sie sich bis zum Abend der Götter[1] enthalten, aus Hirnschalen Bier trinken und ritterliche Spiele und Übungen begehen' (Euphorion aao. s. 29, anm. 2; Wielands Werke 40, 661 Hempel).

Diese wildbarbarische vorstellung nun, die dem empfindsamen 18 jh. besonders charakteristisch für die rauhen ahnen erschien, von einem übersetzer zum andern fortgetragen und in alle älteren darstellungen altnordischen glaubens eingehend, beruht lediglich auf einer falschen übersetzung des Olaus Wormius. die verse lauten:

drekkum bjór af bragdi
ór bjúgriðum hausa. Skjaldedigtn. I B 655, 25 (A 648).

bjúgridr hausa, 'krummer baum der schädel', ist eine kenning für horn und vom dichter der Krákumál offenbar der gleichbedeutenden kenning *eyrna vidr*, 'Ohrenbaum' bei Egill (Skjalded. I B 43, 3) nachgebildet. die schädelbecher der einherier existieren also nicht; dass es noch dazu die schädel der feinde sein sollten, hatte ja OWormius aus eigner phantasie hinzugefügt. die Walhallgenossen tranken, wie sie es im leben gewohnt waren, aus hörnern[2].

Rafn (Krakas Maal, Kph. 1826, s. 144), der die verse richtig erklärt, zeigt in einer ausführlichen anmerkung, dass zwar schon vor ihm die kenning *bjúgvidr hausa* an einigen wenig beachteten stellen sinngemäfs gedeutet worden ist, dass aber er

[1] *ragna rokr* Lok. 39.

[2] sowol bei Schmidt wie bei Weifse erscheint in der übersetzung der 25. strophe Baldr als a h n h e r r der helden:

(Schmidt) in Balders, unsers Ahnherrn, Saal
ist mir nach meinem Tode
ein Sitz bestimmt (Euphorion aao. 61).

(Weifse) ich weis, dort sind für uns
in unsers Vaters Balders Haus
schon Sitze zugeschickt (aao. 63).

hier ist die übersetzung des Olaus Wormius misverstanden ('quod Balderi patris scamna parata scio in aula'), indem patris als apposition zu Balderi aufgefasst wurde, während doch Wormius in der anm. richtig erklärt: Balderi pater, Othinus nempe. Weifse hat aber seinen fehler selbst verbessert.

selbst noch seine auffassung in einer besonderen abhandlung zu verteidigen genötigt war [1].

Wenn nun auch die vorstellung, dass die Germanen becher aus schädeln für besonders kostbar hielten, nicht mehr durch die Krákumál gestützt werden kann, so könnte sie dennoch richtig sein. das ist jedenfalls noch die auffassung Weinholds (Altnordisches leben, Berlin 1856, s. 156): 'in die älteste zeit gehören die trinkschalen aus menschenschädeln. man hat sie nicht blofs aus den köpfen der feinde gemacht, denn wie hätte sonst Gudrun dem Atli in kinderschädeln den trank reichen dürfen, ohne sofort verdacht gegen sich anzuregen? ebenso bezeugen die schalen welche Wieland aus den köpfen von Nidungs söhnen fertigte, dass man überhaupt die hirnschalen zu solchem zwecke verarbeitete; der streitbare mann aber nahm feindesschädel am liebsten dazu'. entweder würkt im letzten satz immer noch die falsche übersetzung der stelle des Ragnarliedes nach, oder Weinhold hat an die langobardische sage gedacht. ich meine doch, dass die macula im ruhmesglanz unsrer vorfahren, über die Gottfried Schütze so bekümmert war, wol beseitigt werden kann. in keinem germanischen grabe ist ein sicherer schädelbecher gefunden worden [2], und nirgendwo wird in der litteratur angedeutet, dass die Germanen sich solcher trinkschalen aus menschenschädeln bedient hätten, immer abgesehen von jenen drei zeugnissen, von denen übrigens das der Atlamál ohne bedeutung ist, da hier nur eine törichte übertragung aus der Vǫlundarkviđa vorligt. diese zeugnisse beweisen, dass die Germanen von solchen trinkschalen gewust haben, zugleich aber auch, dass sie selbst sich solcher becher nicht mehr bedienten, dass es für sie ebenso ein wilder, barbarischer brauch war wie für uns. Wieland, dämonisch in seiner fürchterlichen rache, verfertigt die becher aus den schädeln der von ihm ermordeten kinder; und dass der vater der kinder überhaupt solche becher in gebrauch nimmt, ist nur ein zug mehr in seinem als

[1] GThLegis hat 1829 in seinen Fundgruben des alten Nordens bd. 1, 150 ff das Ragnarlied in übersetzung herausgegeben. er übersetzt richtig:

> aus den krummen Ästen der Häupter
> bald schon trinken wir Bier (s. 158).

aus Rafns anm. zur 25. str. (s. 146) entnehm ich, dass Gräter in der 2. aufl. der Nordischen Blumen (1812) den alten fehler verbessert hat:

> nicht lange mehr, so trinken wir dort
> aus der Häupter gebogenen Ästen.

in dem von Gräter und Münchhausen herausgegebenen Barden-Almanach der Teutschen (Neu-Strelitz 1803) steht s. 119 in einem gedicht 'An einen Kraft-Barden':

> die Helden in Walhalla trinken
> mit Gunst aus hohlen Schädeln Bier.

[2] schädeldecke mit gebrauchsspuren am rande in einem germanischen (?) grabe Zs. f. volksk. 22, 16.

wild und grausam gezeichneten charakter. und Alboin zieht durch den grausigen becher, den er aus dem schädel des Gepidenkönigs hat machen lassen, das verderben auf sich. es gehört dieser zug mit zu seiner schuld, die er grässlich steigert, indem er im rausch seine gattin zwingt, aus dem schädel ihres vaters zu trinken. wollte man aus solchen zeugnissen die vorstellung ableiten, dass die Germanen sich trinkschalen aus den schädeln der feinde verfertigt und für etwas wertvolles angesehen hätten, könnte man auch schliefsen, sie hätten kleine kinder für leckerbissen angesehen, weil Gudrun ihre jungen söhne geschlachtet und zum mahl zubereitet hat. die Germanen hatten aber kunde von solchen aus schädeln verfertigten trinkschalen, entweder von andern völkern her, oder aus eigner erinnerung. denn dieser brauch findet sich vielfach bei primitiven völkern, er beruht ursprünglich nicht auf triumphierender rachsucht, sondern gehört in den zusammenhang der mittel, die man anwante, um die kraft der getöteten feinde auf sich zu übertragen.

Ausführlich handelt über schädelbecher nach den geschichtlichen zeugnissen und dem gebrauch primitiver völker RAndree Zs. f. volksk. 22, 1 ff (vgl. 23, 159). folg. beleg aus der irischen heldensage verdank ich RThurneysen (übersetzung von KMeyer Zs. f. celt. phil. 1, 108): 'they took the head of Conall with them in revenge for Cúrói, whose head the men of Ulster had carried with them northward. And the head is still in the west. ... there is a prophecy for the men of Ulster that it shall be taken south again, and the same strength shall come to them again, if they drink milk out of it'. der meinung Andrees (aao. 32) dass die verwendung des schädelbechers als trophäe zur befriedigung der rachsucht gegen den getöteten feind das ältere und mit dem exocannibalismus verknüpft gewesen sei, kann ich nicht beitreten. endo- und exocannibalismus sind nicht sich ausschliefsende gegensätze, das verlangen, sich die kräfte des toten, sei es eines feindes oder auch eines anverwanten, zu gute kommen zu lassen, ist dem primitiven denken so angemessen, dass es auf höchste altertümlichkeit anspruch zu machen hat. aus dieser uralten vorstellung hat der mittelalterliche volksglaube die verehrung der trinkgefäfse aus heiligenschädeln entwickelt, die sich bis in die gegenwart erhalten hat. es ist nicht verwunderlich, dass Paulus Diaconus noch 200 jahre nach der ermordung Alboins den becher, der nach der sage aus dem schädel des Kunimund verfertigt war, im langobardischen königsschatze sah (*veritatem in Christo loquor, ego hoc poculum vidi*). solche becher galten als seltsame kleinodien. dass aber die Germanen es für heldenmäfsig und königlich angesehen hätten, sich solcher becher zu b e d i e n e n, und daher die Walhallgenossen hätten aus schädeln zechen lassen, ist nicht zu erweisen. freilich JGrimm Gesch. d. d. spr.[2] 102 nimmt die alte erklärung des Ole Worm wider auf und verwirft Rafns deutung von *bjúgviđir hausa*.

2. In dem oben erwähnten 'Verbesserten Hermann' stehn zwei bruchstücke in hexametern, die zeigen sollen, wie die verwendung von motiven aus der altnordischen dichtung und mythologie gedacht ist. citiert werden sie als 'etliche verse aus der runischen Litteratur'. das eine ist eine nachbildung der 57. strophe der Vǫluspá, das andre lautet folgendermaſsen:

auf dem Schlachtfelde sterben, ist keine geringere Wollust
als die prächtigste Jungfrau im Bette neben sich haben.
denn die Göttinnen, die in dem Saale des Vaters Odin sind,
gehen von ihm gesand den Erschlagnen entgegen und setzen
sie zu dem Gott, der am obersten Ende der Tafel mit ihnen
zechet, er Wein, sie Bier, sie lachen des irdischen Lebens.
(DLD. VI 9; Wielands Werke 40, 661 Hempel.)

mit ausnahme der vorstellung, dass Odin wein, die Einherier bier trinken, stammen alle züge aus dem Ragnarlied, gewis aber nicht unmittelbar (Euphorion aao.). v. 1—2 sind aus der 13. strophe entnommen: 'erat sicut splendidam virginem in lecto iuxta se collocare'. v. 3—6 sind eine freie umbildung der schlussstrophe: 'invitant me Dysae quas ex Othini aula Othinus mihi misit. laetus cerevisiam cum Asis in summa sede bibam. vitae elapsae sunt horae. ridens moriar'. dem germanischen helden gilt also der tod auf dem schlachtfelde so viel wie die höchste liebeswonne! welche erhabne steigerung des männlichen mutes! den germanischen helden dachte man sich ebenso zärtlich wie tapfer, diese vorstellung war der empfindsamen zeit bedürfnis, und die meinung fand ihre stütze in einzelnen stücken, die damals aus nordischer dichtung bekannt waren und natürlich ohne weiteres für das heroische altertum in anspruch genommen wurden. so bewunderte man vor allem die dem norwegischen könige Harald harđráđi (gefallen 1066) zugeschriebenen strophen (Skjaldedigtn. I B 328, 3 ff. A 357), in denen er sich seiner kriegstaten und seefahrten rühmt, und die alle mit dem refrain schlieſsen: 'und doch will die Gerđr des goldringes (= die frau) in Garđar (Russland) nichts von mir wissen'. Herder hat diese strophen unter dem titel 'Der verschmähte Jüngling' in seine Volkslieder aufgenommen. das Ragnarlied und das gedicht des königs Harald ist für Mallet ein beweis, dass der 'esprit de la chevalerie' im norden nicht nur älter ist als bei den Romanen, sondern dass er überhaupt dorther stammt (Edda 3. éd. p. 299): 'on se rappelle ce que dit Tacite du respect de ces peuples pour les femmes. ce ne sont point sans doute les Romains qui ont porté avec eux ces opinions et ces mœurs dans les pays qu'ils ont conquis. ce n'est point d'eux que l'Espagne, la France, l'Angleterre, etc. les ont empruntées. d'où vient donc que d'abord après la chûte de l'Empire l'esprit de la chevalerie se trouve établi partout? on voit bien que cet esprit propre aux peuples du Nord n'a pu se repandre qu'avec

eux.' in dieser auffassung gestaltete Klopstock seine germanischen helden, und dieser typus ist bekanntlich sehr langlebig gewesen. die zärtliche seite des germanischen helden konnte nach geschmack mehr sinnlich oder mehr sentimental gedacht werden. mit der keuschen strenge der Walküren wuste sich die zeit der anakreontik nicht abzufinden. selbst Schütze kann sich nicht denken, dass die freuden der Walhallgenossen nur in kampf und gelage bestanden hätten: 'schon auf der Welt paarte sich mit dem Heldenmuthe die zärtlichste Liebe: wie konten sie sich nach dem Tode des angenehmsten Vergnügens beraubet sehen? Der Himmel unsrer Väter hat also auch in diesem Stük etwas ähnliches mit dem Himmel der Türken; iedoch mit dem merkwürdigen Unterschiede, dass jene die himlischen Ergözlichkeiten nach den strengen Regeln der ihnen eigenthümlichen Tugend der Keuschheit, diese aber nach den sinlichen Vorstellungen der übertriebenen Geilheit abgemessen haben' (Lehrbegrif, Lpz. 1750, s. 320). worin die germanische keusche einschränkung bestanden haben soll, darüber weifs Schütze allerdings nichts zu sagen. JChphSchmidt macht aus dem satze des OWormius: 'invitant me Dysae quas ex Othini aula Othinus mihi misit' (str. 29 der Krákumál) folgenden unsinn, wobei die umwandlung der Walküren in Houris zu beachten ist:

Gott Othin rufet mich in seines Vaters[1] Saal,
wo Freens Töchter wohnen,
und jeden tapfern Mann mit Festen ohne Zahl
und süfser Wollust lohnen (Euphorion aao. 62 u. 25).

dazu die bemerkung, die 'Dysen' seien wol 'nicht die geringsten Wollüste des Paradieses' gewesen. die sentimentalisierung des heldentypus wird dann besonders durch die starke einwürkung der Ossianstimmung gefördert.

Bei der beurteilung der vorstellungen, die man sich im 18 jh. von der nordischen dichtung machte, muss man bedenken,

[1] Dass Schmidt den titel der abhandlung des sir William Temple in franz. sprache citiert, kann unmöglich, wie Batka meint (aao. 23, anm. 3), auf einem irrtum des Schmidt beruhen: er muss die abhandlung französisch gelesen haben. eine franz. ausgabe ist 1693 in Utrecht erschienen (Les œuvres mélées de Mr. le chevalier Temple). die beiden strophen der Krákumál stehn dort im 2. t. s. 295. da im abdruck der 29. str. die form Othinus neben Odinus verwendet wird ('invitant me Dysae quas ex Odini (OWormius: Othini) aula Othinus mihi misit'), meint Schmidt, es handle sich um zwei personen, und macht Odin zum vater des Othin. er schreibt an Gleim (Klamer Schmidt, Klopstock u. s. freunde I 138): 'um die Schönheiten der Gedichte in ein helleres Licht zu setzen, muss ich Ihnen vorher einen kurzen Begriff von der Scytischen Religion, von der die Celtische abstammt, machen. Ihre Götter waren Odin und Frea und ihr Sohn Othin'.

dass sich die kenntnis auf verhältnismäfsig wenige vollständige stücke und einzelstrophen beschränkte, auf ein zufällig zusammengekommenes material, dass die heldendichtung der Edda so gut wie unbekannt war, und vor allem, dass man dieser dichtung ohne jede kritik gegenüberstand. auf der einen seite empfand die unmännliche zeit eine mit grauen angenehm gemischte bewunderung vor dem ins wilde gesteigerten heldenmut, dem indianischen stoicismus gegenüber martern und tod, wie er in den Krákumál und dem sterbegesang des Ásbjǫrn prúði, einer noch späteren isländischen dichtung, sich ausdrückt, berauschte man sich an den in blut und leichen schwelgenden skaldischen umschreibungen, die man viel zu schwer, viel zu stofflich nahm, anderseits griff man begierig nach allen zeugnissen weicherer empfindungen — und alles war 'runisch', alles charakteristisch altgermanisch. Mallet, obwol ihm die lebenszeit des Harald harðráði wolbekannt ist, nimmt doch die stimmung der ihm zugeschriebenen strophen für die weit zurückliegende periode in anspruch, in die nach der damals herschenden ansicht das Ragnarlied gesetzt wurde. es kann natürlich keinem zweifel unterliegen, dass diese strophen schon unter dem einflusse fremder dichtung stehn, wie besonders das motiv des unbelohnten schmachtens zeigt. da Harald in seiner jugend ein abenteuerleben geführt hat und weit in der welt umhergezogen ist, kann eine solche nachahmung grade bei ihm nicht auffallen. das Ragnarlied zeigt deutlich den einfluss der südlichen minnedichtung, besonders durch die in der älteren Skaldendichtung unerhörten mannkenningar *meyjar drengr* (*hárfagr*), *ekkju málvinr* (str. 20), *meyja ástvinr* (str. 23). an der ersten stelle bringt Mallet unter benutzung der übersetzung des OWormius ein im ritterlich-galanten sinn verändertes bild zu stande:

> *hárfagran sák rǫkkva*
> *meyjar dreng of morgin*
> *ok málvini ekkju* (Skjalded. I B 653, 20; A 646).

Olaus Wormius (str. 19) list in der ersten zeile *raukua* (verdruckt in *rankua*) = *rǫkra*, das er mit 'crepusculare' (hier im übertragenen sinne) widergibt, in der dritten *málvin.* der inf. im ersten vers ist aber *hrǫkkva*, 'zurückweichen'. OWormius übersetzt: 'pulcricomum vidi crepusculare (dh. dem lebensende sich zuneigen) virginis amatorem circa matutinum et confabulationis amicum viduarum'. daraus macht Mallet (Edda, 3. éd. p. 296), indem er 'circa matutinum' mit 'amatorem' verbindet: 'le jour où mon bras fit toucher à son dernier crépuscule ce jeune homme si fier de sa belle chevelure qui rechercloit les jeunes filles dès le matin, et se plaisoit tant à entretenir les veuves'. *ekkja* ist hier natürlich lediglich im synonymischen spiel in dem allgemeinen sinn 'femina' gebraucht. Mallet nimmt es wörtlich und gibt seinem galanten, lockigen jüngling damit einen rührenden

zug. Gräter schränkt die vorliebe des jungen mannes auf junge witwen ein:

den schöngelockten Mädchenheld,
junger Witwen [1] Gespräche-Freund,
sah ich an jenem Morgen erbeben.
Nordische Blumen 1789, s. 16.

Auch an der zweiten stelle (str. 23) ist bei Mallet die tendenz deutlich, den ritterlich-galanten sinn herauszuholen:

æ skal ástvinr meyja
einarðr í dyn sverða (Skjalded. I B 654, 23; A 647).

OWormius: 'semper debet amoris amicus virginum audax esse in fremitu armorum'. *ástvinr* ist der teure, liebe freund, nicht der freund der die liebe sucht. Mallet verstärkt nun den von Wormius angedeuteten gedanken: 'celui qui aspire à se faire aimer de sa maitresse doit être prompt et hardi dans le fracas des épées' (aao. 296). die ritterliche vorstellung des werbens, des dienens ligt noch nicht in der kenning.

Ich kehre zu den oben angeführten hexametern des 'verbesserten Hermann' zurück. die ersten beiden verse beruhen auf folgendem satze des OWormius: 'erat sicut splendidam virginem in lecto iuxta se collocare'. im Ragnarlied (str. 13) ist vorher nicht vom tod auf dem schlachtfelde, sonderm vom kampf die rede. die veränderung ist vorgenommen, um die verbindung mit den folgenden, aus der schlussstrophe stammenden versen herzustellen. die strophe lautet:

Hjoggum vér með hjǫrvi.
Heldum Lakkar tjǫldum
hǫtt at Hildar leiki
fyr Hjaðningavági;
sjá knǫttu þá seggir
es sundruðum skjǫldu
at hræsildar hjaldri,
hjalm slitnaðan gotna.
vasat sem bjarta brúði
í bing hja sér leggja. Skjalded. I B 652, 13; A 645.

OWormius list zwar im vorletzten verse *varat*, übersieht aber die negation, verkehrt also den sinn 'das war damals nicht so, als wenn man usw.' ins gegenteil. die überstiegene todesfreude, die so charakteristisch-altgermanisch erschien, ist also garnicht ausgesprochen. auch hier folgen spätere übersetzer der autorität des Wormius. L. ten Kate (Aenleiding tot de Kennisse van het verhevene Deel der Nederduitsche Sprake (1723)) nach Rafn aao. 123: 'dit was zo lustig als eene edele bruid in't bedde neffens zig te leggen'. Percy (1763): 'the pleasure of that day was like having a fair virgin placed beside one in the bed'.

[1] nach str. 14, wo auch im original von einer jungen *ekkja* die rede ist, Gräter: 'blühende witwe'.

Mallet aao. 295: 'les flèches mugissaient dans les airs en allant chercher les casques; c'étoit pour moi un plaisir aussi grand que de tenir une belle fille dans mes bras'. dem entsprechend Schimmelmann (Edda, 1777, s. 72): 'die Spitzen klitschten in der Luft, und suchten die Helme. das war für mich ein so grofses Plaisir! als ein schönes mädchen in meinen armen halten'. und Gräter (Nordische Blumen, 1789, s. 12):

> Wonne wars mir, als ob ich eine glänzende Jungfrau
> auf meinem Lager umarmte.

Noch an drei anderen stellen wird in den Krákumál der kampfschilderung ein satz ähnlichen inhalts gegenübergestellt, und überall hat Wormius die in seinem texte stehnde negation nicht berücksichtigt:

> *vasat sem unga ekkju*
> *í ǫndvegi kyssa.* Skjalded. I B 652, 14; A 645;

O. W.: 'erat hoc veluti juvenem viduam in primaria sede osculari'.

> *vasat á Víkarskeiði,*
> *sem vín konur bæri.* B 653, 18; A 646.

O. W.: 'erat per hebdomadae spacium[1] quasi mulieres vinum apportarent'.

> *vasat sem varmar laugar*
> *vínkers Njǫrun bæri.* B 654, 20: A 647.

O. W. (19): 'erat sicut calidum balneum vinei vasis nympha portaret'. Biörner (Nordiska Kämpadater, 1737) hat zweimal die negation übersetzt und zweimal nicht: 'hoc non perinde erat ac splendidam sponsam in strato iuxta se collocare' (13); 'erat neutiquam quasi juveni viduae in suprema sede oscula figere' (14); 'erat hebdomadis spatio, quasi vina mulieres portarent' (18); 'erat instar calidi balnei, quod vinei vasis virgo adportabat' (19). Gräter (1789) hat an den drei letzten stellen die negation wol berücksichtigt, nimmt aber die sätze als rhetorische fragen und bekommt auf diese weise doch den gewünschten verstiegenen sinn heraus:

> wars nicht als küsst' ich eine blühende Wittwe
> auf meinem erhabenen Thron? (14)
>
> war nicht der Streit so festlich in Skaia,
> als reichten Jungfraun den Wein uns dar? (18)
> wars nicht Wonne in Ilasund,
> als reicht' uns Niorun selbst
> das rauchende Bad des Weinpokals? (19).

Gräter hat hier nicht erkannt, dass *vínkers Njǫrun* eine frauenkenning ist, und lässt daher seine helden eine art von punsch oder glühwein trinken. Legis (Fundgruben des Nordens. bd. I,

[1] *víkarskeið* wird als appell. genommen, 'verlauf einer woche', ebenso bei Biörner. die woche ist *vika, u.*

Leipzig 1829), obwol er die ausgabe des Rafn benutzt hat, bringt an allen stellen den alten fehler:

Str. 13: war's doch, als ob auf weichem Kissen
die Braut sich hold mir vertraute.

die beiden schlussverse der str. 14 stehn bei ihm in str. 20:

ach! es schien mir, als wenn ich
am Hochsitz die Jungfrau küsste.

Str. 18: wahrlich in Skadas Bucht
war's als ob Wein uns Jungfraun
spendeten.

Str. 20: war's als ob den rauchenden Trank (!)
die Göttin selbst uns gereicht.

Die unkünstlerische viermalige verwendung des gleichen motivs zeigt schon, dass wir es hier mit einer preciösen nachahmung zu tun haben. es ist in der tat in nordischer dichtung althergebracht, kampf und harte mannesarbeit den liebkosungen oder der weichen pflege der frau gegenüberzustellen, aber in natürlichem ausdruck und ganz ohne sentimentalität: 'ich wecke euch nicht zum wein, noch zum raunen mit der frau, nein, ich wecke euch zum harten spiel der Hild'. Skjalded. I B, 170, 2 (Bjarkamál); 'das war nicht so als hätte ich eine frau, die Steingerđ, in den armen, als ich zum starken ringen fasste den steuerer des rosses der taue'. I B 84, 61 (Kormák); 'das war nicht so, als wenn eine schmucke Gerđ des feuers der gebogenen schulterzweige dem iarl das bett richtete' (als der kampf angieng) I B 136, 1 (Tind Hallkellsson); 'das war nicht so auf dem ross der taue bei dem grüfsen der waffen, als wenn hier ein mädchen diesen gabenempfängern des fürsten met aufträgt'. I B, 218, 6 (Signat). der tapfere kann diesen gegensatz benutzen, um einen feind als weichling oder feigling zu schmähen. 'Skarđi, mutig und rasch wollen wir den feinden zu leibe gehn. wir zwei, lieber schwertschwinger, wollen ihrer neun erschlagen, während zu hause die Njǫrun des golddrats, die mich geliebt hat, mit gesenktem blick zu dem gottverhassten kerl in das geschmückte bett geht'. I B 78, 36 (Kormák; vgl. 77, 34; 79, 39); 'Uns steht ein gutes spiel bevor, aber der ehemann ligt daheim. auf uns dringt das wetter der gerte Odins (= 'gladii') ein, aber der weichling, mein ich, geniefst das warme plätzchen unter dem arm der frau. wir machen unsre speere fertig. er denkt an anderes'. I B 115 (Vígfús Víga-Glúmsson). 'Ich habe die wache auf dem stevenross, während die wogen über den starken schiffsbord schlagen, das ist meine arbeit: aber der feige kerl schläft zur nacht bei der guten linde des sammettuches (= der frau) mit der zarten haut. über die schulter schau ich hinüber nach Kreta'. I B 512, 4 (Armóđ).

Der altgermanische typus des helden wird in der Wikingerzeit mit einseitiger verschärfung des kriegerischen ideals bis zur

wildheit gesteigert, immerhin ein ausdruck würklichen erlebens; das heldenideal der späteren dichtung aber ist ein litterarischer typus, ausgebildet in sentimentalem gegensatze zur gegenwart. grade dieser heldentypus würkte begreiflicher weise bis zum erwachen der kritik am stärksten, als die altnordische dichtung zuerst wider bekannt wurde [1].

Bonn. **R. Meifsner.**

MONOPHTHONGIERUNG UND BRECHUNG DER DIPHTHONGE IM ALTHOCHDEUTSCHEN.

Die tatsache dass die drei germanischen diphthonge im althochdeutschen ein doppeltes schicksal haben, ist seit Jacob Grimm fester besitz unserer wissenschaft; im einzelnen haben uns die erkenntnis der vorgänge, ihre zeitliche ansetzung und die mundartlichen verschiedenheiten die zahlreichen monographieen und specialuntersuchungen gelehrt, welche nach Müllenhoffs vorrede zu den Denkmälern einsetzen, und unter denen keine wichtiger ist als die arbeit Braunes über die diphthonge *iu* und *eo* (PBBeitr. 4, 557—566). um so merkwürdiger scheint es, dass auch Braune weder hier noch in seiner Ahd. grammatik (§ 45f. § 47ff) die weitgehnde parallele betont, welche das schicksal des *eu* besonders im oberdeutschen (wie eben er es nachgewiesen hat) mit dem des *au* aufweist. Baesecke hat neuerdings in s. Einführung ins althochdeutsche die parallele zwischen *ai* und *au* einerseits (§ 18, 1b. § 19, 2a) und diesen beiden und *eu* anderseits (§ 20, 1c) angedeutet, ohne aber daraus irgendwelche schlüsse zu ziehen. ja indem er bei der behandlung des *ai* die monophthongierung, beim *au* die erhaltung des diphthonges voranstellt, hebt er den wert jenes hinweises wider auf.

Es ist gewis richtig: das endresultat der spaltung ist in allen drei fällen ein diphthong und ein langvocal:

ai —> *ei* — *ê*
au —> *ou* — *ô*
eu —> *eo*, *io* — *iû*;

und dies ergebnis ist in der gesprochenen sprache durchgehends schon um dieselbe frühe zeit, nämlich rund um 800 erreicht. die geltende annahme ist freilich, dass der übergang *iu* > *iû* wesentlich später: 'schon ums jahr 1000' (Braune § 49), 'sicher bei Notker' (Baesecke § 20, 3d) [2] eingetreten sei; sie gründet sich auf das auftreten der *iu*-schreibung für den umlaut des *û*

[1] Nicht zugänglich war mir: P. van Tieghem, La mythologie et l'ancienne poésie scandinave dans la litt. européenne au 18. siècle. Groningen 1920.

[2] Baesecke sagt freilich 'wo nicht schon bei Otfrid' und verweist auf seinen § 130, 2, wo sich aber nichts einschlägiges findet.

bei Notker. man darf aber wol eine weit ältere analogische schreibung anführen: *fiur*, das schon in Ben. Hymn. R^b^. Tat. für das ältere *fuir* auftritt (Baesecke § 20, 3e$_2$) und das weder ein diphthong noch zweisilbig sein kann: etwa gar eine 'metathese', wie man das früher wol für möglich hielt. vielmehr ligt die sache so, dass *fiur* eine frühe umlautsbezeichnung und dass der umlaut *fûir* und demnächst contrahiert *fûr*, geschrieben anfangs *fyur* (Is. Mons. fr.) dann *fiur*, dem umlaut *krutir*, geschrieben *krutir* dann *kriutir*, unmittelbar vorausgeht. dass sich die umlautschreibung in *fiur* früh durchsetzte, in *krûtir*, *brûti* hintangehalten wurde, ligt an der isolierung dort, an dem systemzwang hier.

Nehm ich also an, dass die monophthongierung *iu* > *û*, welche zufrühst durch die schreibung *fiur* erwiesen wird, annähernd derselben zeit angehört wie die abgeschlossene monophthongierung von *ai* > *ê*, *au* > *ô*, so darf man doch die parallele nicht weiter führen: denn bei *ai* > *ae* > *ê* und bei *au* > *ao* > *ô* haben wir es nicht mit der entsprechung der linie *eu* > *iu* > *û* zu tun, welche zum monophthong führt, sondern vielmehr mit der parallele *eu* > *eo*: gleichgiltig ob man hier noch eine zwischenstufe (*eu* > *iu* > *eo*) ansetzt oder nicht![1]

Die herschende auffassung ist nun die: bei der monophthongierung von *ai* > *ê*, von *au* > *ô* hat unter gewissen consonantischen bedingungen (die beim *au* andere sind als beim *ai*) eine annäherung des zweiten componenten an den ersten stattgefunden, welche auch in den 'übergangsschreibungen' *ae* und *ao* zu tage tritt; wo jene bedingungen fortfielen, da wurde umgekehrt der erste component dem zweiten angenähert: *ai* > *ei*, *au* > *ou*; im altsächsischen wurde diese annäherung zu *ê*, *ô* durchgeführt. beim übergang von *eu* > *eo* dagegen spricht man von einer 'brechung', welche durch die *a*, *ĕ*, *ŏ* der vorigen silbe hervorgerufen wurde und allerdings im obd. unter gewissen consonant. bedingungen eine hemmung fand. die schicksale des *au* und *eu* werden hier also scharf getrennt. ist das richtig?

Wenn wir die brechungsregel, wie sie Braune auf das oberdeutsche eingeschränkt hat, ins auge fassen, so entsprechen die consonantischen bedingungen unter denen beim *eu* die 'brechung' eintritt, genau denen unter welchen beim *au* die 'monophthongierung' erfolgt: vor dentalen (einschliefslich *n*, *l*, *r*) und vor *h*. die parallele wird aber noch deutlicher, wenn wir einmal die 'monophthongierung' bei seite lassen, die doch nur das spätere

[1] der übergang *eu* > *iu* muss unbedingt älter sein als der u-umlaut des *e* > *i* in *sibun*, *miluk*, *fihu*, ebenso wie *ei* > *î* weit älter ist als der i-umlaut des *e* > *i*. (bez. *Alateiviae* bleib ich trotz WSchulze Zs. 54, 173 bei Streitbergs zweifel Urgerm. gramm. § 64 a). danach bin ich geneigt, die schreibung *eu* der ältesten ahd. quellen für archaistisch zu halten und das *iu* unserer sprache höher hinaufzuweisen als es Braune und Baesecke tun. *eo* wäre dann aus *iu* gebrochen, nicht schon aus *eu*.

resultat, die dritte station ist. das erste resultat (und nicht eine bloſse übergangsbezeichnung) wäre doch beim *au : ao,* wie beim *eu* (*iu*) *: eo* : got. *biudan* — ahd. *beotan* und got. *bauþ* — ahd. *baot*, got. *liusan* — ahd. *leosan* und got. *laus* — ahd. *laos*, got. *tiuhan* — ahd. *zeohan* und got. *tauh* — ahd. *zaoh.*

Dass die brechung *eu* > *eo* bis zu einem gewissen grade der brechung *u* > *o* entspricht, hat man natürlich längst erkannt. nun gibt es aber auch eine brechung *i* > *e* : ansätze dazu zeigen sich im germanischen: *nist* > *nest,* weiter geht sie im as., am weitesten im ahd. (Braune § 31 anm. 1, ausführlicher Baesecke § 10), aber auch hier ist sie nicht durchgeführt, nicht gesetzmäſsig zu fassen wie beim *u* > *o*. und dem entspricht wider die sog. 'monophthongierung' *ai* > *ê,* in würklichkeit zunächst der übergang *ai* > *ae*, der gleichfalls eine engere beschränkung als der von *au* > *ao* zeigt, indem er regelmäſsig nur vor *h*, *r*, *w* eintritt, aber doch immerhin eine tendenz auch vor den dentalen zeigt: *wênag*, *zwêne*, *bêde* (Pa 40, 38 *paedem*); *Gaelsinda* tr. Wiz. 285. also eine gewisse parallele besteht auch zwischen *i* > *e* und *ai* > *ae.*

Aber die parallele hat doch ihre feste grenze: handelte es sich auch bei *au* > *ao*, *ai* > *ae* um eine echte 'brechung', dh. um einen a-umlaut, dann sollte man etwa erwarten *haoh*, **hauhiro*, **hauhist* und das factitivum **hauhen*; *laos*, **lausiro*, **lausist* und das factitivum **lausen*; **scauni*, **fraunisc*; weiter *gaer*, *laera*, aber **kairren*, **lairren*, **gikairit*, **gilairit*. und von dieser differenzierung ist auch in den ältesten quellen keine spur erhalten: schon in Pa heiſst es *ganaotit* 6, 11. *fraonisc* 26, 13. *scaoni* 30, 32, und auch in den frühsten SGaller urkunden, wo sich die monophthongierung sozusagen vor unsern augen vollzieht (Henning 118), finden wir nirgends die zu erwartende scheidung von *au* und *ao* oder gar *ai* und *ae*, die sich unter den begriff der 'brechung' stellen lieſse.

Es bleibt also bei einem unsichern ergebnis: zwischen der brechung *i* > *e*, *u* > *o*, *iu* > *eo* einerseits und der 'monophthongierung' *ai* > *ê*, *au* > *ô*, der aber ein älterer vorgang *ai* > *ae*, *au* > *ao* vorausligt, besteht ein gewisser zusammenhang, insofern dabei die gleichen oder ähnliche consonanten fördernd resp. hemmend würken, aber während bei der brechung der entscheidende einfluss eines *a*, *e*, *o* der folgenden silbe feststeht, ist er bei der 'monophthongierung' nicht nachzuweisen. immerhin wird man gut tun, die ähnlichkeit der vorgänge im auge zu behalten und die monophthongierung als etwas secundäres, nicht als das ziel, sondern als das endergebnis der bewegung anzusehen: zunächst wurde *ai* zu diphthong. *ae*, *au* zu diphthong. *ao*. **E. Schröder.**

TILGEN. Die mit JLFrisch aufgekommene herleitung aus lat. *delere*, der lautlich nichts im wege steht, scheint neuerdings mehr und mehr zurückzutreten: Schade schweigt davon, ebenso

Heyne, der mit Weigand *tilgen* im ablaut zu *teil* stellen möchte, und wie Weigand weisen auch Paul und Kluge die herleitung aus dem latein ab, letzterer wegen der 'weiten verbreitung über die westgerm. sprachen'. ganz ablehnend verhält sich Lexer DWB. XI 499 f, unter unberechtigter berufung auf Franz Lat.-rom. elemente im ahd. s. 40, und auch Mackel Zs. 40, 263 bleiben zweifel, die aber nicht auf lautlichem gebiete liegen. nur Weigand-Hirt hält jetzt (vHeltens nichtigem einwand Idg. forsch. 23, 93 n. 3 gegenüber) ausdrücklich an der fremden herkunft fest.

Gilt es ein lehnwort als solches wahrscheinlich zu machen, so muss vor allem die reale oder die begriffssphäre ermittelt werden, innerhalb deren eine entlehnung möglich oder wahrscheinlich ist. für latein. *delere* kommt da unmöglich die ganz allgemeine bedeutung 'zerstören, vernichten' in betracht, sondern nur die specialbedeutung 'eingegrabenes, geschriebenes auslöschen' ('delinere, antiquare'), die sich früh entwickelt hat und in unserer correcturnote ₰ = 'deleatur' bis zur gegenwart fortlebt. der Thes. ling. lat. V 435 ff behandelt jetzt diese seit Cicero (ja Terenz) im eigentlichen und übertragenen sinne ungemein häufig vorkommende bedeutung unter II als d i e specialbedeutung des wortes. spiegelt sie sich auch im deutschen wider?

Beginnen wir mit dem m i t t e l h o c h d e u t s c h e n. das Mhd. wb. und Lexer zeigen, dass das simplex selten und auch das compositum *vertilgen* und die zusammenrückung *ûz-tilgen* relativ spärlich bezeugt sind: für die classiker der blütezeit fehlen alle und jede belege. schon das führt darauf, dass es sich nicht um ein weitverbreitetes wort der umgangssprache von allgemeiner bedeutung 'perdere, destruere' handeln kann — alle verzeichneten stellen liefsen sich allenfalls mit 'tergere, extinguere' übersetzen: 'verwischen, auslöschen', im buchstäblichen und übertragenen sinne. ich gebe ein paar charakteristische beispiele: 'Heller der armen frau' (bei Rosenhagen Cod. pal. 341 nr 34) 45 f. *er hiez den namen tilgen sider, und sinen namen schrîben wider*; Barl. 361, 11 f *die schrift heiz alle tilgen abe, daz im dehein buochstabe von dir gebe der sünde vluoch*; Pass. in vdH. Germ. 7, 271, 6. 7 *ob des rehten brieves schrift aldâ vertiliget würde*; gereimter Physiologus Kar. 74, 12 *so vertiliget er daz spor mit dem zagele.* demnächst häufig 'sünde, missetat, leid tilgen': Albertus, Ulrich 1598 *dilge die sünde, mache uns rein*; Vor. Skl. 62 *nu verdilige mine sunde*; Lit. G. 233, 31 *daz die* (sünde) *got an uns vertilige*; ebda 218, 4 f *vertiliete daz pluot daz ûz diner sîte flôz*; HvMelk Erg. 168 f *daz opher wirdet lobesam: ez vertilget alle die missetât*; Pass. H. 224, 41 ff *swâ ich mit sündeclîchen siten indert got erzürnet habe, daz er daz welle tiligen abe*; Himmelreich 335 *ê wir iz virtielgen mit riuwe unde buozze*; Aneg. 11, 60 ff *wie den heilgen Christ darzuo treip sîn barmecheit ze vertilgen unseriu leit*; Vor. Moses Diem. 66, 7 *daz umpilde tillen*; W. Gen. 23, 15 f *daz der Adâmes val ... vertîligot wurde an dem gotes tôde.* überall = 'auslöschen'.

Diese beispiele mögen genügen! ihnen stehn aus der zeit vor 1300 keine mit der erweiterten bedeutung gegenüber, erst ganz spät stellen sich solche ein, etwa ostmd. Schachb. (Zs. 17) 227, 17 ('töten'). 264, 18 ('ausrotten'). aus der obigen liste aber ergibt sich zweierlei: das wort gehört der sprache der geistlichen an, und es muss in letzter linie aus der schreibstube stammen. den höfischen dichtern und dem heldenepos ist es fremd geblieben.

Die althochdeutschen belege bei Graff V 398 ff sind sehr viel zahlreicher, bestätigen aber durchaus was uns die mhd. gelehrt haben: das wort übersetzt lat. 'delere, tergere, obstergere, conterere, disperdere'. objecte sind mit vorliebe: *namo*, *gihuht*, *sunta*, *missidât*, 'miseria'; gelegentlich auch *rîchi*, 'judices', 'diabolus', 'iniquitas'; unter den 10 belegen Otfrids (3 *dilôn*, 7 *firdîlôn*) haben wir 3 × *sunta*, je 1 × *missidâti*, *dâti*, *werk*, *sêr*, *smerza*, 2 × steht allgemein *iz* (V 25, 62. 82), das sich auf *thaz guat* resp. *guata* bezieht. der gebrauch der ahd. glossen und übersetzungen lehnt sich vielfach direct an das 'delere' der Vulgata an, zb. *nomen delere* ps. 9, 6. 108, 13. *peccatum d.* ps. 108, 14; *iniquitatem meam d.* ps. 50, 3.

Für das altniederdeutsche haben wir die psalmbelege *fardiligo* 'dele' 50, 3; *fardiligot uuerthin* 'deleantur' 68, 29; im angelsächsischen fehlt das wort der alten dichtersprache ganz und kommt erst in den allitt. Psalmen vor, wo *âdîlgian* 3 × lat. *delere* widergibt. die specielle bedeutung 'ausradieren' findet sich in Aelfreds Past. care (ed. Sweet 423, 32): *Swa se writere, gif he ne dilegað ðæt he ær wrat . . . ðæt bið deah undilegod ðæt he ær wrat.* alle übrigen belege für (*â-*, *for-*) *dîligian* stammen aus übersetzungen, vorwiegend der psalmen, wo sie sich an lat. *delere* anschliefsen. man fühlte also in England wie in Deutschland noch etwas wie einen zusammenhang. aber im gegensatz zum deutschen blieb das englische wort stets auf die kirchliche sprache beschränkt, und noch vor 1200 scheint es völlig erloschen zu sein. an seiner lateinischen, gelehrten herkunft kann auch hier kein zweifel aufkommen. Pogatscher QF 64 hat *dîligian* ebenso übergangen wie nach ihm Mac Gillivray (Morsbachs Stud. z. engl. phil. VIII) u. FrSeiler, und leider auch Braune in seinem prächtigen aufsatz 'Althochdeutsch und Angelsächsisch' (Beitr. 43). ich habe schon aus sachlichem grunde keinen zweifel, dass es sich um ein wort handelt, das zuerst in einer insularen schreibstube übernommen wurde. ags. *dîligian* wurde dann ahd. *tîligôn*. ob daneben auch selbständige festländische entlehnung in Otfrids *tîlôn* vorligt, stell ich zur erwägung. der übergang *ê* > *î* ist irisch, angelsächsisch und vorahd. resp. frühstahd. möglich.

Göttingen. **Edward Schröder.**

BRUCHSTÜCKE EINES NEUEN MNL. KARLSROMANS.

Herr prof. Robert Gragger hatte die freundlichkeit, mir zwei pergamentstreifen zu wissenschaftlicher verwertung zu übergeben, die er von einem der bischöflichen bibliothek in Gyulafehérvár (Karlsburg) gehörigen foliobande losgelöst hat. das werk trägt den titel Summa Sacrae Theologiae ... Divo Thoma Aquinate Doctore Angelico autore, in tres potissimum partes, quatuor tomis contentas, divisa. Lugduni, apud haeredes Iacobi Iuntae. M. D. LXII. *darunter handschriftlich:* Ex libris Casparis Bartos. *ledereinband über holz. signatur (in rötel):* Bs. I, 1. *die beiden deutlich zur selben hs. gehörenden pergamentstreifen sind zum befestigen des einbands verwandt worden, und zwar so, dass sie in ihrer grösten breite mit dem texte der spalten B 3. 4. A 1. 2 und D 3. 4. C 1. 2 an den inneren kanten der innenseiten des vorder- und hinterdeckels auf das deckelholz geklebt waren, abgesehen von einem schmalen, durch bruchfalten und heftlöcher abgegrenzten randstreifen, der auf beiden seiten hinter die bogenlagen des drucktextes griff. die gegenseiten beider streifen, also die textspalten A 3. 4. B 1. 2 und C 3. 4. D 1. 2, sind mit dem vorsatzpapier beklebt gewesen. die streifen stammen von einer quarths. des 14 jh.s, deren blätter, zweispaltig beschrieben, in der breite 17,5 cm mafsen; ihre höhe lässt sich also auf ungefähr 24 cm schätzen. jede spalte dürfte gegen 45 verse enthalten haben. die ausstattung der hs. war einfach: nur die abschnittsinitialen, die über zwei zeilen greifen, sind rot gemalt. sonst erscheint in den bruchstücken keinerlei rubricierung, abgesehen von zwei randmarken vor dem versanfang (vgl. anm. zu 63). doppelblätter dieser hs. sind parallel zum unteren rande in streifen geschnitten worden; der streifen mit dem text AB ist 7,5 cm breit und stellte das untere stück eines doppelblattes dar; der mit dem text CD ist durchschnittlich 5,6 cm breit und aus der mitte eines doppelblattes herausgeschnitten. beide streifen gehörten aber nicht zu demselben doppelblatt. das bezeugt nicht nur der mangel eines inhaltlichen zusammenhanges, sondern auch die tatsache dass der schriftspiegel beider streifen nicht genau in dasselbe liniensystem passt. selbst ob beide streifen zu derselben bogenlage gehörten, ist nicht auszumachen. über die reihenfolge der textstücke ist sonach nur zu sagen, dass die je unter einem titelbuchstaben zusammengefassten stücke A 1—4, B 1—4, C 1—4, D 1—4 in der durch die zahlen gegebenen reihe aufeinander gefolgt sein müssen, und zwar so, dass die lücke vom ende des einen bis zum anfang des nächsten immer rund 30—35 verse ausmacht. in welche reihenfolge aber die vier complexe A B C D zu bringen sind, darüber lassen sich höchstens auf grund des inhalts vermutungen äufsern. aus der bei beiden streifen noch ziemlich deutlichen kniffalte des ursprünglichen doppelblattes scheint immerhin das eine hervorzugehn, dass A vor B und C vor D gehört.*

Der erhaltungsstand der beiden streifen ist sehr schlecht. das pergament ist vielfach durchlöchert, gerade innerhalb des schriftspiegels. die schrift hat überdies besonders durch abschaben, teils auch durch abblättern der tinte oder der ganzen obersten pergamenthaut beim ablösen von den holzdeckeln so gelitten, dass in den spalten A 1. 2. B 3. 4 und C 1. 2. D 3. 4 kaum eine zeile klar lesbar ist. dagegen haben sich die papierbeklebten kehrseiten beider streifen, also die spalten A 3. 4. B 1. 2 und C 3. 4. D 1. 2 besser gehalten und sind, wo nicht löcher die verse zerreiſsen, im ganzen gut und sicher lesbar. im folgenden abdruck ist unsicheres cursiv gegeben. puncte, die sich in der hs. finden, sind durch fettdruck gekennzeichnet.

A 1

Hordíjt ghi v̇ . . . . .
Mamet *moe* . . . . *ien*
Eñ alle die quadien**.**
Dor uwē willē ſta*k* . . . ht'
5 Dies ic nv hebbe l . . .
*D*ie goet warē . . . . .
Dies ic hebbe rou*w* .
Mijn v̇watē mahoe .
Sprac d . . *cō***.** ſy . goe**.**
10 *Mog* . . . .
Ghinc . . . .

A 2

Dais iamme*r* eñ ſcade got
Doe dat *og* . . *h*orde
Noopti mettē worde
15 Tgoede ꝑd gemeine
Eñ *w*ac tſwt corteíne
Gal*iante* hi ſo ſm*oet*
D*at h*ine totē gordele ſp*leet*
D' na *ſ*louchi guwa . e . . . .
20 *Dat mā* eñ ꝑt vel ter erde
Daer die . *m*ede toren
Menich paien wel geboren

1 *nach* v̇ *halbzerstörtes* n *oder* m, *dahinter loch.* 2 *l.* moette? *dahinter loch.* 4—10 *die ausgänge der verse durch ein loch vernichtet.* 4 *vor* ht' *spuren von* ac: *l.* ſtaken achter. 5 *nach* l *rest von* a: *l.* lachter. 6 *vor und hinter dem loch schwache spuren eines* e: *l.* eñ getrouwe? 7 *l.* rouwe. 8 *l.* mahoen. 9 l. die cō. ſynagoen; *der* n-*strich über* . . goe *fällt noch in das loch.* 12 *l.* grot? *über* g *ein nicht mehr deutbares zeichen.* 13 *l.* ogier. 17 *l.* ſmeet. 19 *schluss des verses durch loch zerstört; reimwort war* h'de, *reste noch vorhanden.* 20—22 *die ersten wörter dieser zeilen sind, weil die schrift völlig abgeblättert ist, fast nur zu erraten.* 21 *nach* die *loch; erg.* k' (= kerstine), k-*balken noch erkennbar.*

A 3

. . . de den he' ogier
. . . le die . .
25 Hadde gefeit ten he fijn
DOe dat ogier verftoet
Dāt hi wel na al v̄woet
Eñ feide bi den hemelfcē drochtijn
Eer fi mi maken farr'.
30 *Sal* . . . . eer .r^{M}. doen fterue.
Wat fi .k'. wanē onterue.
Do *r* . p moiofe ogier
Te hē quā van baiuier

A 4

Efpf*ant* . . . . . *tien*.
35 Makalijn . . . . wi doē
Ons begeeft *al* mahoen.
Dat moge . . . wel fien.
Siet hoe . . . . vlien.
Die ons . . . . . . ē tē ftride.
40 Wāt die . . . . mꝫ nide.
Stridē d . . . . ch mē fien.
Siet hoe . eni . paien.
Vliet oū d . . . . te dale.
It duchte dat wi altemale.

B 1

45 *Had*s rouwe en toren
Danemōt feide d*at* . . . . *hor*ē
Gaet te rade ede*l* . . . . .
Siet watt' nu mede ftaet te doene.
Doe gingen in ene kemenade.
50 .X. vanden hoochften ^{te}rade
Doen was fufflier en *aga*lāt.

23 f *anfang der verse abgerissen*. 25 *wol* he' *zu lesen, aber kein rest des hakens vorhanden*. 30 *anfang des verses durch loch zerstört; l.* Salic har, *reste von* har *vorhanden*. 31 *l.* Wāt, *strich über* a *fehlt wegen des loches*. 32 *l.* riep. 34 f *und* 37—43 *sind die lücken durch grosse löcher hervorgerufen*. 34 .. tien] *oder* cien *oder* tœn *oder* cœn. 35 *erg.* wat fulwi? *reste von* ul *vorhanden*. 37 *l.* mogen wi. 38 *nach* hoe *ansatz zu hohem buchstaben* (f *oder* h). 39 *nach* ons *ansatz zu hohem buchstaben; erg.* hare quamē? 41 *nach* d *spur von* i (?) *vor* ch *spur von* a, *also* mach *zu lesen*. 42 *l.* menich, *reste der fehlenden buchstaben vorh*. 43 *erg.* den berch, *reste vorh*. 45 Hads] Had *nur in der unteren hälfte erhalten*. 46 *nach* dat *ansatz zu niederem buchstaben* (m?); *danach loch (wie auch am schluss des folgenden verses)*. 47 *l.* edele baroene*; das unterste stück von* b *erhalten*. 50 te *ganz klein und fein nachträglich übergeschrieben*.

En boudifeer en galerant.
En mibrien en cadulant.
En ioftamât en balant.
55 En burbulant en ryoen.
En andre hoge baroen.

B 2

D . . . .
Seide m . . . . . .
. dom . . . .
60 Dat /ijt al he . . . . *ge* . . . *n*
Den toren entie ftade groot.
Si werde . oec gewijft t' doot.
Doe da . ho . e ryoen.
Spra . hi bi mahoen.
65 Ghi fult liegē fufflier.
Alŵdi noch alfo fier.
Doe dat horde galerant.
Entie soudaen cadulant.

B 3

70 Hi neder ter *er*den fpranc.
Van d' couder fonteinē h . dranc
Doe gedronk*e* . . . e . e h . .
*S*ach hi *uog*le . . . . e
*E*n *uant* enē fe . . . . . .
75 D' ŵt ginc hi eñ . . . . .
Datter . ond' do . . . . ch
Teerſt dat h . . . . . .

B 4

. . . . . . t f*o* was *te* fplede
Dat . . . . *t*ande bi̊cke
80 *R* . . . . *dreef*
Alfo ons die bouc befcreef
Eer dat hi vernam

57—60 *das fehlende abgeschnitten und -gerissen; auch von* **D** *nur die untere hälfte erhalten.* 60 *auf* he *scheint* b *zu folgen.* 62 werde] *das fehlende* n *durch loch zerstört, ebenso die fehlenden buchstaben in vv.* 63 *und* 64. 63 *vor* Doe *rote,* **C|** *ähnliche marke: ebenso vor* Doe *v.* 67. *l.* dat horde. 64 *l.* Sprac. 66 *l.* Alŵdich. 71 *l.* hi, i *durch loch zerstört.* 72 *l.* gedronkē hadde die here? 76 *l.* wond'? 78—80 *das fehlende durch ein loch vernichtet.* 78 *vor* t *rest von* f *oder* f, *wol* hooft. *unsicher, ob* fplede *oder* fplete; *der* n-*strich über dem schluss*-e *ist weggeschnitten.* 79 *erg.* hi liet die? bi̊cke] *lesung deutlich, hochstens könnte das ganz klein ubergeschriebene* e *einen andern buchstaben bedeuten; es wird* blecken *gemeint sein, das mnl. gelegentlich auch mit langem vocal auftritt.* 80 R *unsicher, nur obere hälfte vorhanden.*

Dat hi in barbaeſtre quā
En als ēnamen die ſarr̄.
85 E . . . dode met d . wine
V . . . . e ſi he wie die dode were
H . . . em lieden openbare
Dat . . . . was die here
Dat vole . . . ſere

C 1

90 En . . . .
Eñ ſtakene dor . . .
D . . . . dor th
B . . . . . . int ant.
. . . . nt.
95 Enē andien . . . ſcijn
. t hi doe m . . ſnie ſijn
Hem .iij. hi d̄ tlene nam
Des droef . . enich k̄ſtin ma
Daer na ſo . eeft die .cō . ſ . eit
100 Dha . . . . . tale geſeit
Hi ſeide met . . . . moede
Ic ſal badē . nder k̄ſtine bloede
Noch heden dat ſw̄t mijn

C 2

Doene was oec . ladijn
105 Eñ menich and̄ ſarr̄
Fiool vwoedde eñ damiſtat.
Eñ nameit en . adinat
Swoere ſi ſoudene . eke
Hoe quaet wa . . .
110 Die ſi penſden e . . . e.
God die ons gew . . . e.
Moete die kerſtine beware.
Sa . . . e met ſo grote ſcare
Die felle quade . .

85 vor dode *scheint den gestanden zu haben, nach* met *ein eigenname, dessen vordere hälfte stark zerstört ist; anscheinend* dodie *oder ähnlich.* 86 *l.* Vragede. were] *erstes* e *unsicher, scheint verbessert.* 87 *l.* Hi dede hem? 88 f. *von den anfangswörtern beider verse nur ganz schwache, sehr unsichere spuren vorh.* 92 *l.* thooft? *reste von* ft *vorh.* 93 *vor* int *scheint viel gestanden zu haben.* *l.* ſant 96 [nie] *buchstabencharakter der drei grundstriche nach* i *unentscheidbar;* Inien *wäre wol* Iniden. 98 *l.* droefde menich, *spuren des fehlenden vorh.* 99 *l.* heeft 100 *l.* harde? *reste von* d *vorh., das nächste wort begann anscheinend mit* d, *l.* dese? 102 *l.* inder
107 *oder* . adinat 108—111 *die lücken durch loch hervorgerufen.* 108 *l.* wreké, *reste von* wr *vorh.* 113 *erg.* came?, ca *scheint noch erkennbar.* 114 *erg.* paien

115 *God moette* v̓maledien
Want d' came' ſo vele
D . . . . . . iec vtē̄ ſpele.

C 3

Ic wiſt oec wel eer híj́t mi ſeide.
Bi míre man w̓heide.
120 Hen es die helt van .k'. uolke níet
Dat ghi hier ten ſtride ſiet
.K'. nes hier n . . niet comen.
W' .iij. coē̄. . . . . . er v̓nomē.
E̅ .xxxíj. *g* . . . . . xvij. h'togē.
125 Nv míct of . . . . ogen.
Wel connē eñ ten ſtride.
Oec *kl*. ſun w an h' zide.
. [M] man.
. lc *d*en ſtríjt wel houdē can.
130 . at ſcíínt onſē liedē wel.
Want die cōe ſíj́n h'de ſnel.

C 4

Eñ mares eñ brayhaerde.
Dat ſi comē metter vaerde.
Of ſi .k'. willen ſlaen.
135 Vare wech eñ haeſti zaē.
Doe noopte rohaert tp̄t mꝫ ſporē.
Eñ reet den wech voren
Saen hi vernam
Dat hi te furſine quā
140 Teeꝛſt dattene die paiē ſach
Ombooti hē goedē dach
Hi ſeide cō. furſijn
Biden voget apolíjn
Omme v ſent mi damiſtāt.

D 1

145 Die .v.[M.] por . . . . .
.K'ſtíne mogen hē wel ontſien.

117 *die zeile ist durchschnitten, sodass nur noch buchstabenköpfe vorhanden sind.* 122—125 *die lücken durch loch hervorgerufen.* 122 *l.* noch, *reste vorh.* 123 *erg.* hebic hier (*oder* eer)? *reste des ersten* h *vorh.* 124 *l.* graven eñ; *vor* xvij *spur eines weiteren* x *erhalten.* 125 *auf* of *folgte wol* ſi, *reste vorh.* 127 kl] *besonders der zweite buchstabe ganz unsicher.* 128—130 *die anfangsbuchstaben der verse sind weggerissen.* 128 *das zahlwort, zu dem* M *den index bildet, kann nur eine letter umfasst haben. ist der vers trümmerhaft oder ist vor ihm eine lücke anzunehmen?* 129 *l.* Elc. 130 *l.* Dat. 145 *der vers ist schräg zerschnitten, sodass von dem mit* por *beginnenden wort nur diese drei buchstaben sicher lesbar sind; es könnte* porreden *dagestanden haben.*

D' ſo meni*ch* paien.
Vp hem lieden comt gram.
Ogier die edel man.
150 Hilt corteinē alt . s *gereet*.
So wien hire mede ſmeet.
Bleef gewont ofte doot
Onſe liede wrochtē grote moort
Aȳ entie neuen ſíjn
155 Verflougē menígen ſarr'.
Dor helme eñ d*o*r ſtaelhoede.
Si vochtē met ſ . outē moede
Bínnen dien hadde die denoís

D 2

Die biſſcop noopte . er vaert.
160 Met ſ . ren dat go . e pt.
Se' hí . . et ſpore . . eet.
Mo*nuc* . e hi reet
In ſíj . . *e*moet quā wlike.
.K'. hen . . . ē. van cōe. rike.
165 .K'. . . . . . aen vnomen.
Den biſſ*ocp* mȝ haeſtē iege hē com.
Van vre hietene .k'. bide .
Eñ . al met ſtaden riden.
Teerſt datten die biſſcop '. . m.
170 Queddi den edelen man.
Doe ſeide die .cō. ſíjn
Biſſcop wat doē die liede míjn

D 3

Brumont . . . .
S . . . . . *go* . . . . . .
175 *Eñ* . . *hi* . . . .
O . . . deſe ſe . . . *die cō v* . . .
D*at* ſi ha . *ſt* . . *k*e tē ſtr . . . . . . ē
S*i* porde*n* *d* . . . . *t* v*na* . . .
Eñ *k'*. . . . . *ſ*ide

147 menich] e *aus* o *corr.*; ch *durch loch zerstört.* 150 *l.* altoos, oo *durch loch zerstört.* 157 *l.* ſtoutē, t *durch loch zerstört.* 158 *von der initiale* B *ist die untere hälfte weggeschnitten.* 159—165. 167. 169 *die lücken sind durch gröſsere oder kleinere locher hervorgerufen.* 159 *l.* ter. 160 *l.* ſporen, *reste von* po *vorh.* *l.* goede. 161 *l.* híjt (*?*) met ſporen ſmeet, *reste der meisten fehlenden buchstaben vorh.* 163 *l.* ſíjn gemoet. 165 *l.* hadde zaen*?* *reste von* h *und* z *vorh.* 169 die] d *aus* b *corr.* *l.* vnam. 172 *die untere hälfte der zeile ist weggeschnitten, doch bleibt sie sicher lesbar.* 177 *l.* haeſtelike tē ſtride quamē*?* 178 *l.* doe ſijt 'namen*?* 179 k'. *sehr unsicher.*

180 Die *goet* . . . . . *tē ſtri* . .
N*u k* . . . . . . *en ſtri* . .
dien . . . .
M*a* . . . . . *was h'de* g . .
Dat hi ſo grote ſcade *nam*
185 Inden ſtríjt hi vorē reet
Enē lōbaert *hi ſo ſmeet*

D 4

Er̄ vincne mꝫ *Eh* . . . .
Doe *ut* a*ȳ* ſe' o . ſta . .
Va*n* *vio* . . *d*en zone ſíjn
190 *En̄* . . . *m*enígen ſarr'.
. ſe *we* . . . . . ay
. e hē . . . . goede t*u*rpíjn
. oe h . . . d . . . *ſach ſo* g . .
. . . *enís e* . . . . . *ot*
195 . . nout *e* . . . . .
Ghe . *en̄* . . . .
. . . .
W . . *ier en̄* . ylo . .
*V*ueuoen eñ . . . . . íjn

180 *in der lücke scheint* waren *oder* weren *gestanden zu haben. l.* ſtride. 183 *auf* Ma *könnte ein* k *gefolgt sein; vgl.* 35. *l.* gram. 186 *die zeile ist schräg durchschnitten, sodass nur die beiden ersten wörter klar erkennbar sind.* 188 *der buchstabe nach* o *völlig abgerieben; man könnte an* onſtaen *denken, doch scheint der raum zwischen* o *und* ſ *zu schmal für ein* n. 190 *erg.* van? *reste vorh.* 191 *oder* . ſe`? we] w *sehr undeutlich, auch* ro *oder* re *denkbar.* ay] *strich über* y *fehlt.* 192 *l.* Te hē quā die; *reste vorh.* 193 *l.* Doe hi *l.* ſo groot, *reste vorh.* 194—199 *enthalten je zwei durch* en̄ *verbundene eigennamen.* 195 *nach den buchstabenresten* Renout *oder* Arnout. 196 *der vers enthielt zwei sehr kurze namen.* 198 . . ier *oder* ien? *vor* ylo *scheint ein* m *erkennbar.* 199 *der zweite name scheint mit* g *anzulauten.*

So geringen umfangs die einzelnen textfetzen sind, bieten sie doch einige markante scenen. der complex A 1—4, der mit der scheltrede eines heidnischen führers (wol Synagoen) beginnt, stellt einen hin- und herwogenden kampf zwischen heiden und christen dar, der durch Ogiers eingreifen zum vorteil der christen gewendet wird. der complex B berichtet in seiner ersten hälfte von einem kriegsrat, den Danemont, hier offenbar oberster führer der Sarazenen, beruft und in dessen verlauf es zu einem streit zwischen zwei heidnischen grofsen kommt. nur 30—40 zeilen weiter, in spalte B 3. 4, ist die situation völlig verändert: ein einsamer reiter, wol ein heide, der aus der schlacht zu kommen scheint, führt die leiche eines gefallenen, wol eines heidnischen fürsten, in die stadt Barbaestre (Barbastro in Spanien). complex C erzählt wider von einem kampf

zwischen heiden und christen, in dem die Sarazenen dank ihrer übermacht die vorhand haben; doch scheint ihnen nur ein teil, vielleicht die vorhut, des christlichen heeres gegenüberzustehn. das erhellt aus der rede, die ein heidnischer führer (Damistant? vgl. 144) in sp. 3 hält. daher er (oder ist es ein anderer?) denn auch in sp. 4 den boten Rohaert entsendet, um eine reihe heidnischer könige zu hülfe zu holen. auch der complex D hat eine grofse schlacht zwischen heiden und christen zum inhalt, in der wider Ogier besonders hervortritt: er scheint hier nach v. 158 auch träger einer episodenhandlung gewesen zu sein. eingeschoben ist (sp. 2) der bericht von dem ritt eines bischofs (vermutlich Turpin, vgl. 192) zu könig Karl, dem er nachricht, vielleicht auch einen hülferuf zu überbringen hat.

Das starke hervortreten Ogiers muss zunächst auf den gedanken führen, dass die fragmente zu einem Ogierroman gehören. aber mit dem aus einigen bruchstücken bekannten mnl. Ogier (De taalen letterbode 6, 241 ff) haben sie sicher nichts zu tun. die reimtechnik zeigt zwar keine durchschlagenden unterschiede, eher der erzählstil; aber stofflich lassen sich unsere fragmente nicht unterbringen in dem mnl. Ogier, zu dem jene bruchstücke gehören: wir können ihn dem inhalt nach ja reconstruieren aus der hd. bearbeitung im cod. Pal. germ. 363. man darf überhaupt zweifeln, ob von einem Ogierroman auszugehn ist. denn auch was von französischen bearbeitungen des Ogierstoffes aus älterer zeit bekannt und zugänglich ist, die dem Raimbert zugeschriebene Chevalerie Ogier, des Adenès li Rois Les enfances Ogier, die fragmente La délivrance d'Ogier (Journal des savants 1876, 219 ff), bietet keine handhabe, um unsere bruchstücke für einen Ogier in anspruch zu nehmen: schon das grösstenteils andere personal muss stutzig machen, obgleich anzuerkennen ist, dass immerhin zwei von den grofsen heidenfürsten der Ogierüberlieferung, Synagoen und Danemont, auch in den fragmenten in führender rolle auftreten. zu bedenken bleibt freilich, dass der Ogierstoff der alten chanson de geste im 14 jh. aufs diffuseste aufgeschwellt worden ist, und zwar gerade auf wallonischem boden. aber auch die ungeheuer stoffreiche darstellung von Ogiers leben und taten im Myreur des histors des Jean d'Outremeuse enthält nichts was dazu nötigte, die fragmente einem Ogier zuzuweisen.

Auch der versuch, die fragmente in einem der andern Karlsromane unterzubringen die Ogier eine bevorzugte rolle zuteilen, führte mich nicht zu einem ziel. der Renout van Montalbaen scheidet aus, so verlockend es auf den ersten blick sein könnte, einen zusammenhang herzustellen zwischen den Günser Renout-bruchstücken, die Roethe Zs. 48, 129 ff veröffentlicht hat, und unseren fragmenten. aber allein nach ihrem personenbestande ist für sie in einem Renout kein platz. gerade auf grund dieses personenregisters darf man die behauptung wagen, dass die bruchstücke mit keinem der bisher

bekannten mnl. Karlsromane etwas zu tun haben. aber auch in den französischen chansons de geste, die Ogier mehr in den vordergrund treten lassen (man kann sie sich nach dem namenbuch von E. Langlois leicht zusammenstellen), hab ich vergeblich nach einer unterkunft für sie gesucht. auch der ortsname Barbaestre, *der nicht häufig in den chansons auftritt und vor allem an den Bueves de Commarchis mit seinen grofsen heidenkämpfen denken lässt, hilft nicht weiter. wenn es sich, wie man zunächst annehmen muss, bei unsern fragmenten um einen roman handelt der einer französischen quelle folgt, so ist diese quelle entweder verloren oder sehr frei bearbeitet worden; denn eine ganze reihe von namen kommen nach Langlois in den chansons de geste überhaupt nicht vor, so* Boudifeer *(aber im mnl. Flovent mehrfach),* Brumont *(schwerlich = dem* Brunamont *des Ogier),* Burbulant *(entstellt aus* Brudalant, Burgalant*?),* Cadulant, Damistant, Espersant, Fursijn, Makalijn, Mares *(entstellt aus* Marec, Maroc*?),* Sufflier. *die barocke namenhäufung ist stilistisch der augenfälligste zug der bruchstücke (ein zug freilich, der in den chansons seine vorbilder hatte): in den knapp 200 zeilen text erscheinen an die 50 verschiedene eigennamen, wenn man die fragmentarisch erhaltenen einrechnet, und zwar dreimal in langen listen. es fällt auch auf, wieviele personen die aus andern Karlsdichtungen bekannt und berühmt sind, sich hier zusammenfinden, um sich, zu einem teile wenigstens, anscheinend mit statistenrollen zu begnügen, so* Agalant, Balant, Boudifeer, Burbulant, Galiant, Mibrien, Rohaert. *aber das ist doch ein zu unsicherer anhalt, um daran die folgerung zu knüpfen, dass wir es mit einer jüngeren form von Karlsdichtung zu tun haben, oder mit einem mnl. dichter von grofser selbständigkeit, der mit überkommener französischer Karlsüberlieferung frei geschaltet hätte, freier noch als der dichter des Doon de Mayence oder des Gwidekijn van Sassen. überdies machen die fragmente formal noch einen etwas altertümlichen eindruck. die reimtechnik steht mit 5 assonanzen bei rund 70 reimpaaren, rein procentual gerechnet, noch unter der des bären Wisselau; doch sind nur zwei fälle schwererer art:* tespleden : blecken *78,* doot : moort *152, sonst nur reim von auslautendem* m *auf* n ([ver]nam : man *97. 169;* gram : man *148). die taktfüllung ist öfter noch mager, vereinzelt in solchem grade dass man schon den text ändern müste, um der annahme dreihebig stumpfer verse zu entgehn (128. 138; vgl. auch 82). dreihebig klingende verse sind jedenfalls anzuerkennen (am ehesten 7. 14. 15), wenn sie auch selten bleiben.*

Berlin-Schöneberg. **A. Hübner.**

DER FISCHER VOM SEE BRUMBANE (PARZIVAL 225, 2 ff).

Untersuchungen der verschiedensten art über die ursprünglichen grundlagen der Gralsage, aus denen wir nicht nur die primitiven motive der sogenannten Parzivalsage sondern auch die christliche Nikodemuslegende als spätere bindungen erkannten, wiesen mit immer gröfserer deutlichkeit auf einen östlichen ausgangspunct der sage[1]. dabei schien der gral selbst in seiner specifisch schillernden form und bedeutung oft genug als trügerisches irrlicht, zumal man innerhalb dieser discussion die frage nach der rätselhaften sache, wie so häufig in der geschichte der geisteswissenschaften, mit der frage nach dem viel rätselhafteren wort aufs verhängnisvollste verwechselte. und die allgemeinere vorstellung eines märchenhaften wunschgefäfses, die den weiteren verlauf der sagenbildung mehrfach kreuzte, zeigte sich an keinerlei zeitliche oder räumliche schranken gebunden. so möcht ich versuchen auf einem seitenweg vorzudringen, und stelle zur erwägung, einen gleich ursprünglichen, aber eindeutigeren bestandteil der Gralsage zum ausgangspunct zu nehmen, einen bestandteil der weder in der Nikodemuslegende noch in der keltischen sage heimisch ist, nämlich: die uns im bereich der Gralburg begegnende, mit dem gral selbst aufs engste verbundene gestalt des angelnden fischers.

Wolfram erzählt 225, 2 ff, wie Parzival abends nach langem ritt an den see Brumbane kommt, auf dem er ein boot mit fischern erblickt. er fragt den einen fischer nach einer herberge und erhält auskunft über den weg der ihn zur Gralburg führt. auch bei Chrestien ist der wegweiser zur Gralburg ein fischer, dessen boot in einem flusse ankert. Parzival fragt zunächst nach einer furt oder brücke, dann nach einer herberge zur nacht. dabei wird besonders betont, dass ihm der eigentliche fischer selbst und nicht sein begleiter, der für die fahrt sorgt, antwortet. und des fischers tätigkeit wird von Chrestien ganz ausführlich als angeln beschrieben: ed. Baist 2969 ff *e cil qui devant fu peschoit a l'esmecon, si aeschoit son amecon d'un poissonet petit graignor d'un veironet* —, bei Wolfram dürfen wir dieselbe tätigkeit aus dem ruhigen vorankerliegen des bootes schliefsen. aus der sonstigen überlieferung wäre noch hervorzuheben, dass im Perceval der Didotschen hs. das gewässer *rivière* genannt wird, falls man darin kein misverständnis von *vivière* sehen will. die motivierung der für einen könig, mit dem der fischer identificiert wird, seltsamen beschäftigung des fischens durch eine krankheit, die ihm das weid-

[1] selbst ein vertreter der keltischen hypothese wie EWindisch sieht sich in seiner untersuchung Das keltische Brittannien bis zu kaiser Arthur (Abh. d. sächs. ges. d. wiss., phil.-hist. kl. 29 [1913] nr VI) zu dem zugeständnis gezwungen, dass zwischen dem gral und den wunderbaren kesseln der irischen sage kein genetischer zusammenhang bestehe, und dass es für die blutende lanze in der älteren irischen sage keine genaue parallele gebe, dass aber dieser zug vielleicht für die vorgeschichte der Peredursage erfunden sei (s. 197).

werk zu ross verbiete, erweist sich in ihrer hilflosen naivität so sehr als nachträgliche deutung des anstelle eines nomen proprium fungierenden appellativums einer unverstandenen alten überlieferung, dass wir darüber kein wort zu verlieren brauchen.

Hielt EMartin (Zur Gralsage s. 38) noch eine erklärung des fischers aus der autochthon-keltischen sage, freilich ohne den geringsten anhalt dafür zu bieten, für möglich, und sucht FKampers die Fischerepisode aus der Salomonsage (Lichtland der seelen s. 101) und weiterhin (Mitt. d. Schles. ges. f. volksk. 21, 47) aus griechisch orientalischem mythus abzuleiten, während WStaerk (Über den ursprung der Grallegende s. 55) unmittelbar an den babylonischen mythus von Adapa denkt, so hat sich doch im allgemeinen die anschauung durchgesetzt, dass wir diesen auch der Nikodemuslegende fremden zug auf die erzählenden evangelienberichte oder auf die christliche symbolik zurückzuführen haben (zb. Heinzel Gralromane 95 ff; WHertz Parzival [1898] s. 426 f).

Mit dem allgemeinen hinweis auf die evangelische bezeichnung der jünger als menschenfischer oder auf das seit dem ende des 2 jh.s bekannte christliche ἰχθύς-symbol oder gar auf den wundersamen fisch der volkstümlichen überlieferung ist es jedoch nicht getan, vor allem nicht mit dem letzteren, da wir ja nicht vom fisch, sondern vom fischer unsern ausgang nehmen wollen. aber auch die metapher 'apostolischer menschenfischer' ist allein zu unbestimmt, um das fest umrissene bild eines angelnden fischers zu erklären. denn von den evangelischen berichten spricht nur Matth. 17, 27 vom angeln, während sonst, vor allem in der auslegung von Joh. 21, 11, auf das symbolische unzerreifsbare netz der kirche besonderer nachdruck gelegt wird. die erzählung vom stater im munde eines fisches, die allein das anglermotiv enthält, ist sicherlich als bildliche ausdrucksweise einer späteren zeit zu deuten (s. Lietzmann Handbuch zum Neuen Testament II 277), eine vorstellung, der bereits die gleichung: 'fisch = neophyt' als nicht miszuverstehnde metapher zu grunde ligt. so weist der angelnde fischer in die frühchristliche zeit: über die scheinbare legende hinaus in das weitere gebiet der christlichen cultsymbolik, auf die schon KBurdach in seiner gehaltvollen besprechung der schrift von WStaerk (DLZ. 24 [1903] 3050ff: s. ebendort 2821ff) mit nachdruck hinwies, insofern die volkstümliche paganisierung der christlichen culthandlung für die entstehung der Gralsage weit bedeutungsvoller wäre als die christliche legende.

Das wol nicht von der jüdischen proselytentaufe, sondern von der johanneischen taufe der bufse übernommene fischsymbol für den christlichen neophyten (s. Clemen Einfluss der mysterienreligionen auf das älteste christentum s. 16) wurde durch die von Markus und Matthäus überlieferte berufung der apostel zu menschenfischern nachträglich gestützt, obwol Jesus die berufung seiner jünger zu täufern natürlich gänzlich fern lag. in Jesu

munde war der ausdruck menschenfischer (Mark. 1, 17; Matth. 4, 18) nur im zusammenhang mit Matth. 13, 47 ff als erklärung von Jerem. 16, 16 im messianischen sinne verständlich, und hätte in dieser völligen isolierung gänzlich misdeutet werden müssen (s. REisler Orpheus the fisher s. 85 ff), wenn ihm nicht aus der cultsprache der mysterien, besonders der orphischen des Dionysos ἁλιεύς, die überall verstandene nebenbedeutung 'mystagoge' oder 'priester' unterlegt wäre, ohne dass dabei der weitere vorstellungscomplex der ursprungssphäre mit anzuklingen brauchte.

In diesem zusammenhange wird ein in Melos gefundener, aus der kaiserzeit stammender mosaikfufsboden von Eisler (aao. s. 271 ff) als rest eines Baccheions erklärt. die darstellung zeigt einen runden teich mit einem angelnden fischer im boot. aufser verschiedenartigen fischen sieht man in nächster nähe des bootes eine mit rotem wein nicht ganz gefüllte bauchige flasche schwimmen. über dem fischer steht die inschrift *μόνον μὴ ὕδωρ*. der fischer-mystagoge will nach Eislers deutung die als fische verkleideten mysten, die in dieser tracht das sacramentale reinigungsbad der taufe empfiengen, durch den trank des Dionysos an sich locken: ein trank ungemischten weins — für die eucharistie war wein und wasser vorgeschrieben — soll die mysten zu *βάκχοι* machen. dass OWulff (Altchristliche kunst s. 315) für diese darstellung christlichen ursprung vermutet, ist für unsere fragestellung belanglos, insofern wir es hier unentschieden lassen dürfen, ob das auf synkretistischem grunde erwachsene fischer-symbol hüben oder drüben zur darstellung gelangte. dass es sich jedoch auch bei der annahme christlicher provenienz nur um symbolische und nicht etwa um rein decorative oder illustrative darstellung handelt, muss nach unserer nunmehrigen anschauung von frühchristlicher kunst, nach der heidnische formen nur als träger hineingedeuteter christlicher symbolik übernommen sind, apriori vorausgesetzt werden und lässt sich überdies in unserem besondern falle durch christliche grabbilder römischer katakomben, auf denen der m y - s t i s c h e a n g l e r zu widerholten malen, aber nie netzfischer vorkommen, noch eigens bestätigen.

So finden wir in der Domitilla-katakombe (Wilpert Malereien der katakomben Roms, taf. 7) am ende des 1 jh.s neben einem fischmahl das bild des a n g e l n d e n fischers dargestellt, die nämliche verbindung die uns für die zweite hälfte des 2 jh.s in SKallistus bezeugt wird (Wilpert taf. 27), nur dass hier den beiden symbolischen darstellungen von agape und fischer der alttestamentliche gegentypus des Moses, der das wasser des lebens aus einem felsen schlägt, zugesellt ist; ein anderes bild derselben katakombe zeigt den angelnden fischer neben einer taufscene. die agape stellt sich als brot- und fischmahl dar, aber der wein fehlt nicht immer (Eisler aao. s. 223); dabei spielen eine besondere rolle grofse mit brot gefüllte körbe, die in der Lucina-katakombe

(Wilpert taf. 28) isoliert ohne mahlzeit dargestellt sind: neben diesen symbolischen körben oder gefäfsen, deren leuchtend roter glanz mit oder ohne grund auf eine hineingestellte strahlende weinschale zurückgeführt wurde, ligt lediglich ein fisch. die illustration eines evangelischen berichts — etwa der speisung der fünftausend oder der jünger am see Genezareth —, bis ins 4 jh. hinein schon an sich unwahrscheinlich, kommt für diese isoliert dargestellten speisespendenden gefäfse sicherlich nicht in frage. fischer und brotgefäfs sind reine symbole für taufe und eucharistie ohne jeden epischen hintergrund. dabei sind eucharistie und agape so in eins verwoben, dass wir hier gerade in den katakomben im hinblick auf das himmlische mahl, das sie gleichnishaft verbürgen, geradezu von ihrer identificierung sprechen dürfen.

Anderseits wäre es verfehlt, in der symbolischen verkörperung der parallelität von taufe und eucharistie lediglich die lehrhafte verkündung heilsgeschichtlicher wahrheiten zu erblicken; als künstlerische offenbarung sind sie der niederschlag des religiösen mysterienerlebnisses eines neophyten, der unmittelbar nach der taufe durch eucharistischen genuss mit der gemeinde zu engstem zusammenschluss verbunden wird[1]. dies religiöse culterlebnis ist auch kern und keim der Gralsage: wie der taufende fischerpriester oder mystagoge zur nächsten mysterienstufe des eucharistischen sacraments geleitet, so weist die geste des fischers vom see Brumbane zur Gralburg mit ihrem wundersamen mahle einer aufs engste verbundenen gemeinde. dass ich mich an diesem entscheidenden punct, wie ich nachträglich sehe, mit ANitze (The Fisher King in the Grail romances. Publications of the Modern language association of America [1909] s. 366 ff) treffe, der einen völlig andern ausgang nehmend und einem andern ziel zustrebend (s. 395) das fischertum des königs als führerschaft zum Gral deutet und (s. 398) Parzival geradezu einen mysten (*initiate*) nennt, ist mir wertvolle bestätigung für den richtigen kurs meines weges.

Wie dichtende volksphantasie das nebeneinander dieser mystischen cultbilder christlich-heidnischer färbung auflöst und durch einfügung in irgendwelchen geschichtlichen zusammenhang von neuem bindet, zeigt das von Eisler (aao. s. 103 f) herangezogene neugriechische märchen von einem fischer, der ohne sein wissen schon mehrfach fische mit kostbarem schatz gefangen hat, bis er eines tages eine schöne palamide für sich behält und in ihrem bauch eine goldene schale findet. er selbst und seine freunde trinken wein aus dieser schale, die sich, so oft sie geleert wird, mit goldstücken füllt. als reicher mann widmet sich der fischer dann dem zitherspiel und lernt so wundervoll spielen, dass seine weisen kein herz ungerührt lassen. — fischer, mahl

[1] dass auch in antiken mysterien bei der speisung eines mysten das speisegefäfs eine rolle spielt, zeigen zb. Nitze (s.u.) s. 400 und ADieterich Mithrasliturgie s. 102 ff.

und wundersam spendendes gefäfs innerhalb des alten märchenschemas vom dankbaren tier, das auch dem interpolator von Matth. 17, 27 vertraut war, mit einander verbunden und schliefslich noch die deutliche reminiscenz an den leierspielenden Orpheus, des Dionysos ἁλιεύς (s. auch RKöhler Kl. schr. II 209)!

Die Gralsage, vom religiösen erlebnis getragen, entwickelt sich auf einer höheren linie, da die aus symbolen erwachsenen sacramentalen handlungen nicht ihrer mystischen heilsbedeutung entkleidet in einen willkürlichen zusammenhang gerückt werden, sondern das ethos einer immanenten läuterungskraft lebendig bewahren. und zwar sind nicht nur die christlichen mysterien — wie man uns von theologischer seite glauben machen wollte — sondern auch die heidnischen, vor allem die orphischen culte von wahrhaft ethischem geiste erfüllt (s. PWendland Hellenistisch römische cultur[2] s. 154). denn zum schauen Gottes gelangt auch hier nur der sittlich geläuterte. und der ritus der widergeburt würkt auch hier sittliche erneuerung. auf eine läuterungsfahrt ist auch das unter Plutarchs namen gehnde Themistiosfragment (s. EMaafs Orpheus s. 303 ff) zu deuten, nach dem der myste dieselben leiden durchkostet, die die scheidende seele auf ihren dunklen und grauenvollen wanderungen zu erdulden hat, bis sie eingeht in die strahlenden gefilde des lichts. diese vor allem der gnosis lebendige vorstellung der hier als sacramentales abbild erscheinenden seelenreise ward schon in hellenistischer zeit mit phantastischen zügen ausgestattet. die gefahren und leiden dieser reise hat auch Parzival zu erdulden, bis er würdig befunden wird der dauernden teilnahme am himmlischen mahl der Gralburg, die Wolfram mit irdischen farben schildert. ob wir darin dass der Gral in der hand der jungfrau als *wunsch von pardîs* (Parz. 235, 21) erscheint, und die früchte, die Parzival zur nacht gereicht werden, von paradiesischer art (244, 16) sind, über alle bildliche verklärung hinaus anklänge an die paradiesischen gefilde des messianischen mahls am ende der zeiten sehen dürfen, muss ernstlich erwogen werden, zumal im Perlesvaus die Gralburg *Edein* genannt wird (s. Iselin Morgenländ. ursprung der Grallegende s. 35). aber ganz abgesehen von diesen äufseren argumenten, zu denen man sich so oder so stellen mag, gehn Parzivals läuterungsfahrten aus triftigeren gründen, wie wir sahen, auf visionen gnostischer jenseitswanderungen zurück, und so glaub ich mit FKampers (s. vor allem Gnostisches im Parzival und in verwandten dichtungen, Mitt. d. Schles. ges. f. volksk. 21), der Parzival und Apollonius auf ein gemeinsames von der gnosis beeinflusstes urbild zurückführt, dass sich 'hinter der bewegten welt der ritterlichen gestalten der graldichtung die mystik der gnostiker auftut'. mir scheint jedoch das religiöse erlebnis des sacramentalen mysteriums ausgangspunct der sage, nicht aber die zu grunde liegende, auf babylonische astral-mythologeme rückführbare seelenfahrts-legende, so dass ich mir vom weiteren rückwärtsdringen über

das gnostische mysterium hinaus keine tiefere erkenntnis der Gralsage versprechen kann (s. auch KBurdach aao. sp. 3055). denn ein geistiges phänomen vom range der Gralsage, an deren entwicklung nur die gedankentiefsten geister ihrer zeit anteil nahmen, können wir nicht auf analytischem wege begreifen, indem wir es mechanisch in seine einzelelemente auflösen und diese elemente getrennt einer historisch genetischen betrachtung unterziehen, sondern allein durch erfassung der ursprünglichen, bereits im urkeim symbolhaft enthaltenen sinnvollen 'gestalt': vom einlass des durch leiden geläuterten zum himmlischen gemeinschaftsmahl. so zeigen sich Gral- und Parzivalidee schon in ihrem gnostischen keim unlöslich verschlungen, so dass es sich bei der weiteren entwicklung nicht etwa um verschmelzung ursprünglich heterogener bestandteile, sondern nur um verschiedene accentuierung der teile innerhalb des vorhandenen gesamtcomplexes handeln kann.

Das himmlische mahl als ziel aller sehnsucht erlebt die nach erlösung dürstende seele im eucharistischen cult, dessen formen unfassbares sinnlich gestalten. KBurdach, der das verdienst hat auf das culterlebnis als urquell unserer durch und durch religiösen sage hingewiesen zu haben, verdanken wir auch den hinweis auf die byzantinische messliturgie mit der allegorischen kreuzigungshandlung des zurüstungsteils und der introitus-procession mit kelch und lanze, die die phantasie des religiös ergriffenen volks aufs stärkste erregt haben muss. unter den einwürkenden reliquienlegenden und -märchen wird man nach den forschungen Wesselofskys, Sterzenbachs[1] und Iselins den fabeleien von den steinen auf Zion, dem tisch Salomonis und den typologischen tropen vom stein als Christussymbol besondere bedeutung einräumen müssen, die auf eine frühe zweigentwicklung der selbständigen überlieferung Kyot-Wolframs schliefsen lässt.

Für die identificierung des priester-fischer-mystagogen mit dem priester-könig-Christus-Melchisedek, dessen heilsbedeutung im eucharistischen ἰχϑύς-symbol beschlossen ligt, bieten hypologisch kirchliche tropen einer materialistisch percipierenden und combinierenden volksphantasie soviel möglichkeiten, dass es vermessen wäre, einen bestimmten weg der übertragung zu fixieren. — zudem soll es hier ja nicht unsere aufgabe sein, die einzelfäden im weiteren verlauf der entwicklung zu entwirren, sondern lediglich den schöpferischen ursprung der sagen'gestalt' zu enthüllen, wobei wir dem fischer vom see Brumbane schon innerhalb des ursprünglichen sagenschemas einen platz glaubten anweisen zu dürfen.

[1] für die vorstellung des portatile scheint mir in unserem zusammenhang wichtig, was Sterzenbach nicht hervorhob, dass der verhältnismäfsig kleine altarstein noch bis ins 12 jh. ohne jede holz- oder metallfassung vorkam, so dass also ein steinchen als solches als altar gelten konnte.

Hamburg. **J. Schwietering.**

UNTERSUCHUNGEN ÜBER OTFRIDS REIMKUNST.

Seit mit Zarnckes abhandlung über das Georgslied (Sächs. sitz.-ber. 1874) die wissenschaftliche behandlung des ahd. reimes begonnen hat, ist der reimvers Otfrids schon der gegenstand mancher untersuchungen gewesen. aus der ganzen litteratur heb ich hier nur zwei arbeiten hervor, welche mir durch umfassende vorführung des materials eine bequeme arbeitshilfe boten. das eine ist die abhandlung von Ingenbleek Über den einfluss des reimes auf die sprache Otfrids besonders in bezug auf laut- und formenlehre (QF. 37, Strafsburg 1880). I. gibt als anhang seiner arbeit, über die hälfte des heftes füllend, ein vollständiges reimlexicon zu Otfrid. leider haften ihm gewisse mängel an, auf die ich hier nicht eingehn will. — die zweite arbeit ist die dissertation des Amerikaners Holzwarth Zu Otfrids reim. eine rhythmisch-melodische studie (Leipzig 1909). auch er führt uns sämtliche reime übersichtlich vor, und zwar gruppiert er sie nach der ausdehnung und reinheit des reimes sowie gleichzeitig nach rhythmischen gesichtspuncten. diese arbeit — natürlich aus Sievers schule —, die zu beachtenswerten ergebnissen über den versbau Otfrids gelangt, leidet meiner ansicht nach unter einer gewissen schiefheit. gewis haben die metrischen typen auch bedeutung für die art des reimes, aber doch im wesentlichen nur mittelbar, soweit sie bestimmte schlusscadenzen begünstigen oder fordern, und diese schlusscadenzen wider reimwörter mit bestimmten accentverhältnissen mit sich ziehen. ich will nicht sagen dass Holzwarth dies verkannt habe, aber angesichts dieser sachlage will es mir wenig glücklich scheinen, das material, wie er es tut, unter zurückstellung des mittelgliedes zu ordnen, der schlusscadenz oder wortbetonung, die zwar deutlich unter dem einfluss der metrischen typen steht, aber doch nicht notwendig und eindeutig daraus folgt.

Wenn ich nun noch einmal die reimkunst Otfrids besprechen will, so werde ich nacheinander die beiden seiten des reimes betrachten: einerseits schlusscadenz und accentverhältnisse der reimwörter, anderseits ausdehnung und reinheit des reimes.

Bei der betrachtung der bei Otfrid vorkommenden schluss-

cadenzen ist zunächst die merkwürdige tatsache festzustellen, dass er den versausgang auf aufgelöste hebung, den zweisilbig stumpfen reim des mhd., überhaupt nicht verwendet, ein umstand der meist positiv mit dem satze ausgedrückt wird, dass seine verse den letzten ictus auf der letzten silbe tragen. in den 7416 langversen oder 14832 halbversen die wir von Otfrid haben, kommt nur 6 mal der ausgang auf paroxytonon mit kurzer stammsilbe vor. nur 2 dieser fälle bilden zusammen eine langzeile oder ein reimpaar guter vierhebiger verse nach mhd. princip: II 12, 31 *Nist ther in himilrîchi queme, ther geist joh wazar nan nirbere*; die andern fälle stehn einzeln: I 5, 3a und II 9, 31a zeigen durch bindung mit reimwörtern bei denen die letzte silbe einen ictus trägt (*himile* und *woroltmenigî*), dass sie nach den einfachsten forderungen die Otfrid an den reimvers stellt, als unzulänglich anzusehen sind, denn eine metrisch betonte silbe kann nur mit einer metrisch betonten reimen. nicht weniger unvollkommen sind I 3, 37a und I 4, 9a mit den reimen *giwago : wîzagôn* und *quena : zeizero.* die wörter *wîzago, zeizero* usw. im reime sind zwar häufiger, aber doch auch nur seltene ausnahmen, grösstenteils im 3.—7. cap. des I buchs. man vergleiche darüber Wilmanns Beitr. z. gesch. d. ält. dtschen litt., heft 3, Der altdeutsche reimvers (Bonn 1887) § 77, s. 99 f. nach reim und metrik sind sie so verwendet, als ob es metrisch dreihebige wörter wären wie *seltsânaz* usw. das heifst also, wir haben es nicht mit einer andern metrischen möglichkeit zu tun, sondern nur mit einigen fällen, in denen das sprachliche material den metrischen anforderungen nur unvollkommen genügt. zweisilbig stumpfer reim (nach der für das mhd. üblichen bezeichnung) oder versausgang auf aufgelöste hebung hat also in Otfrids verskunst keine stelle.

Aufs deutlichste tritt hierin der ursprung aus fremdem, aus lateinischem vorbild zutage. der Otfridsche reimvers steht hierdurch sowol zu dem mhd. verse wie zu dem alten alliterationsvers in einschneidendem gegensatz. die aus anfänglicher ungeübtheit entspringenden ausnahmen sind offenbar entgleisungen unter dem einfluss des alliterationsverses, dessen nachwürkung sich ja noch an andern stellen der zufrühst verfassten abschnitte zeigt. freilich, aus dem ambrosianischen hymnenvers können wir Otfrids vers auch nicht so einfach herleiten, der versuch

der Siebs-Unwerthschen litteraturgeschichte, welche die schwierigkeit erkennt, scheint mir verfehlt.

Auch die andern, wenig umfangreichen endreimenden dichtungen dieser zeit scheinen eine ähnlich ablehnende haltung gegen solche reime einzunehmen. ein verspaar mit gutem bau finden wir Sam. 25 *weiz ih daz dû wâr segist, daz dû commen ne hebist,* ein anderes Ps. 138, 34 *Sô fliugih ze enti jenes meres: ih uueiz daz dû mih dâr irferist.* so ist diese der deutschen sprache natürliche schlusscadenz offenbar erst langsam in den reimvers wider eingedrungen.

Nach dieser negativen feststellung über Otfrids versschluss hab ich nunmehr die von ihm würklich verwendeten schlusscadenzen anzuführen. es sind drei, die ich am einfachsten durch beispiele bezeichne: 1. *thaz,* 2. *scônàz* mit der untergruppe *séltsánàz* und 3. *managaz.*

Die frage ist nun, welche von diesen cadenzen Otfrid miteinander bindet, und welche bindungen er meidet.

Da ist zunächst ganz allgemein zu sagen, dass er das streben hat, bindungen ungleich accentuierter reimwörter möglichst zu meiden: über 90 % seiner verse sind bindungen von gleich zu gleich. eh ich aber über die ungleichen bindungen näheres sagen kann, ist es nötig, über die auffassung einer kleinen gruppe von versen klarheit zu schaffen. es handelt sich darum, ob worte wie *nerien, redia* als zwei- oder als dreisilbig anzusehen sind, ebenso ob in fremdwörtern wie *evangelio* das *i* consonantische oder silbische geltung hat. nach Holzwarths einordnung wären sie mit consonantischem *i* anzusetzen, meiner auffassung nach ist das gegenteil der fall. dies geht, wie mir scheint, deutlich aus den reimbindungen hervor, die ich hier deshalb vorführen muss.

Zunächst haben wir 25 neutrale reime: auf *-erie* II 19, 7. 22, 26; IV 7, 60. 17, 7. 21, 24; auf *-erien* I 1, 103; II 22, 12; III 7, 90; IV 13, 54. 14, 18. 17, 13. 18, 29; V 19, 14. 44. 66; *werie : giburie* III 4, 46; *rediôn : evangelion* Lud. 89; II 9, 71; III 14, 4. 20, 143; IV 34, 13; V 6, 6. 25, 33; *rediôn : Iudiôn* II 14, 66; *Maria : Bethania* III 23, 10. die hohe zahl dieser reime erklärt sich aus dem streben nach schönem, weitreichendem reim. hierzu kommen aber 10 reime mit wörtern vom schema *habêta*, nämlich *himile : ginerie* I 5, 54; *redie : zirrettinne* I 1, 75; *brediga : redia* III 17, 6; *widari : redii* III 19, 4; (*rediôn : bredigôn* III 20, 144 in P); *redinôn : evangelion* V 13, 20; *redino : evangelio* H.-W. 2; ferner *redinu : Macedoniu* I 1, 91 und *thanana : Be-*

thania IV 6, 1 sowie *Maria : habêta* I 7, 1. man beachte, dass bei meiner aussprache der reimklang sich fast immer auch auf die vorhergehnden silben erstreckt; das kann unmöglich zufall sein. wollte man umgekehrt consonantisches *i* annehmen, so wäre es nicht zu begreifen, weshalb gerade bei diesen wörtern die von Otfrid, wie ich gleich zeigen will, im allgemeinen gemiedene bindung der typen *scônaz* und *managaz* so unverhältnismäſsig oft eintreten sollte. reime der fraglichen wörter zum typus *scônaz* fehlen zwar auch nicht, es sind aber nur 5. zunächst haben wir da den reim *wîges : heries* IV 12, 59. auch diese bindung kann meine auffassung nur stützen, als vertreter des typus *mâri : wâri* wäre sie nämlich wegen unzulänglichen reims auffällig, wie aus meinen späteren ausführungen hervorgehn wird. weiterhin haben wir 4 reime des namens *Maria* auf ein paroxytonon: *Mariûn : rîchûn* I 3, 31; *frouûn : Mariûn* I 5, 7; *Maria : mâra* I 6, 1; *thiarnûn : Mariûn* I 7, 25. das ist allerdings auffällig, man könnte daran denken, dem namen *Maria* eine sonderstellung zuzuschreiben, oder auch ähnlich wie später bei so manchem dichter doppelformen anzunehmen (betonung auf dem *i* kommt aber nicht in frage). ich will das hier nicht entscheiden, bei den folgenden untersuchungen hab ich den namen *Maria* indessen als dreisilbiges proparoxytonon behandelt.

Zweifellos haben wir doppelformen bei dem Worte *Judeo.* hiervon kommt auſser dem dat. pl. an der angegebenen stelle noch viermal der gen. pl. im reime vor: V 6, 30 *Júdeôno : scôno,* also mit nebenton auf dem ersten *o*, was auf bewahrung des *e, i*-lautes schlieſsen lässt; nur mit ton auf der ersten und letzten silbe aber III 15, 48 *Júdeônò*, was gegen silbischen *e, i*-laut beweist; wahrscheinlich haben wir hier *Judôno* zu schreiben, wie es III 23, 27 und V 11, 1 überliefert ist, wo wir auch die betonung auf erster und letzter silbe haben. man beachte übrigens, dass V 6, 30 und III 15, 48 *e* und nur II 14, 16 wie immer bei den andern wörtern *i* geschrieben ist. wir haben es bei diesem worte wol mit einer volkstümlichen und einer mehr litterarischen form zu tun.

Aus den reimen II 14, 5; V 13, 27 und 25, 4 können wir nichts über die natur des *i* entnehmen.

Dies sind alle fälle welche diese wörter im reime zeigen. nehmen wir hinzu dass auch im Petruslied, nach ausweis der neumen, *(gi)nerian* und *skerian* mit silbischem *i* gebraucht werden, so scheint der beweis für die geltung des *i* mir gesichert, abgesehen höchstens von dem namen *Maria.*

Dass ich auch sonst einige verse anders lese als Holzwarth, will ich nur erwähnen; sie hier einzeln vorzuführen erscheint mir nicht nötig noch angebracht; selbst wenn man mir nicht in jedem fall zustimmen sollte, kann sich das ergebnis dadurch nicht verschieben.

Indem ich zum eigentlichen thema, den bindungen von reimwörtern verschiedener accentuierung, übergeh, betracht ich zunächst die reime vom schlage *scônaz : managaz*. es sind cadenzen die beide für dieselben fallenden verstypen charakteristisch sind. ich bemerke dass ich composita wie *woroltman* hier nicht berücksichtigt habe, weil sie doch andere tonverhältnisse, eine stärkere betonung der endsilbe zeigen als worte wie *giboranan*.

Im ganzen zähl ich in sämtlichen versen Otfrids 119 bindungen dieser art. das sind nur 1,6 %. betrachten wir aber, wie sie sich auf die verschiedenen abschnitte der dichtung verteilen. mehr als die hälfte, 63 fälle, entfallen auf das I buch, das an verszahl etwa 1/6 des ganzen ausmacht. im II buch hingegen überraschend wenig, nur 5 fälle. im III buch wider mehr, 23 fälle, dann wider abnehmend im IV buch 18, im V buch 10. es ist ganz augenfällig, dass Otfrid diese bindungen je später je mehr gemieden hat.

Es lohnt sich, diesen zahlen noch etwas weiter im einzelnen nachzugehn. im ersten buch finden wir im 1. und 2. capitel überhaupt kein beispiel. im dritten, vierten und fünften mit 7, 12 und 10 fällen je 14 %, im sechsten 2 oder 11 %, im siebten 5 oder 18 %, in den 28 versen des 8. capitels keinen fall, im neunten capitel 3 fälle oder 7 1/2 %, im zehnten 5 oder 18 %, im elften 2 oder 3 %, im zwölften 3 oder 9 %, im 13. bis 15. capitel keinen fall, in den folgenden nur so wenige, dass sich die procentrechnung nicht rechtfertigt (26. und 27. capitel zusammen 4 fälle oder 5 %). das zweite buch hat noch nicht 1/2 %, das dritte 1 1/2 %, das vierte 1 %, das fünfte 0,7 %.

Das 3. bis 7. und das 10. capitel des I buches heben sich also durch den besonders hohen procentsatz deutlich heraus. kein wunder, da man in ihnen die ältesten partieen sucht; sehr bemerkenswert ist nur, dass auch das 3. und 5. capitel, die Erdmann in seiner ausgabe s. LXII ff (vgl. aber Zs. f. d. phil. 24, 120 f) nicht mit zu den ältesten rechnete, auch zu dieser gruppe gehören. ähnliches zeigt sich übrigens in der verwendung des part. präs. im reim: von 165 fällen entfallen 100 auf das I buch, auch hier gehört das 5. capitel zu der gruppe, welche die meisten participialconstructionen zeigt (vgl. LTesch Zur entstehungsgeschichte des evangelienbuches von Otfrid, 1. teil. diss. Greifswald 1890, s. 4 ff und 43 ff).

Wenn Otfrid die bindungen *scônaz : managaz* je länger je mehr meidet, so könnte man meinen, es wäre, weil der typus *sagênti : klagônti* gelegenheit zu reicheren, ausgedehnten reimen böte. dass dies nicht der hauptgrund sein kann, zeige eine betrachtung der reime auf *-ti* von diesem typus. ich ordne sie nach der vollkommenheit des reimes, mit dem dreisilbigen reim anfangend. es sind folgende reime:

zweimal *irweliti : gizeliti*; einmal *gizeliti : queliti*; *biweriti : gineriti*; *farawî : gigarawi*; *klagônti : sagênti*; dreimal *worolti : worahti*; zweimal *worolti : korôti*; je einmal *worolti : giholôti* und *holôti*; zweimal *worolti : lobônti*; einmal *habêti : sagêti*; *habêti : zawêti*; *dragenti : scamênti*; *irweliti : neriti*; *gizeliti : legiti*; *gilegiti : deriti*; *wonênti : lobônti*; zweimal *worolti : wonanti*; einmal *manôti : gisagêti*; *inthabêti : darôti*; *ingagenti : gibadôti*; *gihogêti : worolti*; *habêti : lebêti*; *gizilôti : giholôti*; zweimal *chorêti : habêti*; einmal *gihogêti : habêti*; *holôti : giladôti*; *gisitôti : gerôti*; *fyrsagênti : gebenti*; *hogêti : fagôti*; *giwereti : korôti*; viermal *worolti : beranti, berenti*; einmal *worolti : gineriti*; je einmal *worolti : irweliti, wegônti, gebenti, dretenti, sehenti, legiti* und *habêti*; dreimal *worolti : sagêti, irsagêti*; einmal *altworolti : habênti*; zweimal *namiti, namati : gihogêti*; einmal *romêti : analegiti*; *habêti : sitôti*; *habêti : gizilôti*; *inthabêti : betôti*; *gisagêti : irretiti*; *gibadôti : gilegiti*; *zawêti : zeliti*; *zeliti : gisagêti*; *gisitôti : firseliti* und zweimal *gisitôti : irretiti* (die belege sind bei Ingenbleek leicht nachzuschlagen).

Der ertrag für den reim ist also nicht so grofs, als dass sich dadurch Otfrids selbstbeschränkung erklären liefse. es muss in erster linie der rhythmische gleichklang der reimworte gewesen sein den er erstrebte.

Ich habe bis jetzt die bindungen *scônaz : managaz* betrachtet, ohne zwischen den typen *scônaz* und *seltsânaz* zu unterscheiden. sehen wir sie daraufhin noch einmal genauer an, so ergibt sich die überraschende tatsache, dass von den 119 fällen nicht weniger als 70 den typus *seltsânaz : managaz* vertreten (durch bevorzugung verschiedener verstypen im zweiten und im ersten halbvers erklärt es sich, dass in 53 von den 70 fällen das reimwort von der betonung *seltsânaz* an zweiter stelle steht). man bedenke aber, dass zb. im 4. capitel des I buchs, in welchem reimworte vom typus *seltsânaz* noch besonders häufig sind, doch nur 44 reimworte mit der betonung *seltsânaz* 82 reimwörtern mit der betonung *scônaz* gegenüberstehn. die bindung *managaz : seltsânaz* scheint Otfrid also eher erträglich, als die bindung *managaz : scônaz*.

Sehr viel häufiger als diese bindungen findet sich der typus *thaz : allaz.* nicht einrechnen will ich dabei die fälle fehlenden oder ganz schlechten reims, *pad : strâza* I 5, 5; *tôd : finstri* I 18, 9; *werd : alles* IV 35, 15; *sitzen : êr* III 16, 9. ferner rechne ich, entsprechend dem was ich schon früher gesagt habe, composita wie *koufman* wegen ihrer anderen betonung nicht unter die worte vom typus *findan,* stelle sie vielmehr unter die oxytona wie *bigan,* was ich später begründen werde; *heimort* und *frammort* hab ich aber nicht mehr unter die composita gerechnet.

Im ganzen zähl ich dann 401 bindungen von der art *allaz : thaz* (darunter 20 vom schlage *kurzlîchaz : thaz*). eine grofse zahl, jedoch ist es unverkennbar, dass ein guter teil dieser fälle dem mangel an passenden andern reimen seine entstehung verdankt. dahin gehören zb. die 53 reime von *thaz* auf ein wort vom schlage *allaz*, oder die 28 reime von *thes* auf einen gen. wie *muates.* es scheint angebracht dass ich an einer einzelnen gruppe zeige, dass Otfrid würklich bestrebt war, solche bindungen zu meiden, wenn sich andere möglichkeiten boten. ich wähle die reime auf *-an.* wir haben bei meiner einordnung der composita rund 80 einsilbige oder endsilbenbetonte reimwörter auf *-an*; eine aufserordentlich grofse zahl von infinitiven auf *-an,* participien usw. würde eine leichte reimmöglichkeit bieten. aber es finden sich nur 11 reime vom typus *man : findan.* die einsilbigen oder endbetonten worte auf *-an* nur unter sich zu reimen, liefs sich aber auch nicht ohne unbequemlichkeit machen, die möglichkeiten sind nicht sehr zahlreich, es ist in der hauptsache das wort *man,* das immer widerkehrt (63 mal, als simplex und im compositum). wir haben daher nur 14 bindungen von der art *man : irban.* statt dessen greift Otfrid zu unreinen reimen und bringt nicht weniger als 39 bindungen vom schlage *fram : man,* ferner einmal *ioman : seal* (III 15, 23) und sogar eine bindung von *a : â, man : firdân* IV 22, 6 (*wan* IV 17, 31 — ebenso wie *odo wan* II 11, 29 — hab ich nach Zwierzina Zs. 44, 16 mit kürze angesetzt; sprach Otfrid doch langes *â,* so ist dies die zweite quantitativ unreine bindung, die in demselben mangel passender reimworte ihre erklärung findet wie die erste). bindungen von der art *bîtan : fram* sind hingegen ganz vereinzelt, es finden sich nur 4 fälle (IV 6, 10. 11, 29. 23, 20; V 13, 28), dazu einmal *fram : sehentan* (III 24, 78): hieraus ergibt sich die bestätigung des dargelegten.

Auf kosten des reinen reimes wird also erreicht, dass wörter gleicher betonung gebunden werden. composita wie *koufman* verhalten sich dabei ganz ebenso wie das simplex *man*; ich hebe, um dies deutlich zu zeigen, die betreffenden reime aus der grofsen gruppe heraus. obwol über 280 reimwörter vom schlage *findan* zur verfügung standen, reimt Otfrid nur einmal *findan : gomman* (III 14, 5). dagegen finden wir 7 reime eines solchen compositums auf oxytonon. nur einmal bot sich Otfrid dabei ein reiner reim, *bigan : gomman* I 16, 5; in den andern 6 fällen half er sich mit unreinen bindungen: *zam : gomman* II 14, 51; *gizam : gomman* III 6, 10; *fram : koufman* II 11, 25; *fram : drûtman* II 11, 42; *iaman : zam* III 17, 55 und *ioman : scal* III 15, 23. hierdurch rechtfertigt sich meine einordnung dieser composita in die gruppe der oxytona, das zweite compositionsglied kam für Otfrids gefühl dem betonungswerte nach dem oxytonon näher als der nebentonigen silbe eines paroxytonen simplex.

Ähnlich zeigt sich bei den reimwörtern *thaz, baz* usw. auf das deutlichste ein schwanken zwischen zwei übeln: der bindung mit dem in der betonung abweichenden typ *allaz* oder dem unreinen reim zu *las, was* usw. dass beides notbehelfe sind, zeigt wider die meidung des typs *was : niheinaz,* der nur zweimal begegnet (I 20, 8 und V 24, 12), bei 60 bindungen *allaz : baz* und 50 bindungen *baz : was* (*baz : thaz* 44 mal). wider reimt *liohtfaz* nicht mit einem der zahlreichen reimwörter vom typus *mînaz,* sondern mit *baz* und *thaz*: IV 33, 36 und II 17, 15.

Übrigens wirft diese sachlage ein bezeichnendes licht auf die betonung der wörter vom typus *bringan.*

Es ist nun sehr merkwürdig, wie die 401 bindungen *allaz : thaz* sich auf die verschiedenen abschnitte der dichtung verteilen. im I buch finden wir nur 41 fälle oder 3,3 %, im II: 67 oder 5,4 %, in b. III die meisten: 103 oder 6,5 %, dann wider abnehmend in b. IV: 94 oder 6 % und in b. V: 72 oder 4,9 %, dazu kommen Lud. mit 2, Sal. mit 1 und H.-W. mit 21 fällen. ob man hieraus für die chronologie noch schlüsse ziehen kann, scheint mir zweifelhaft, eben weil diese fälle grofsenteils auf reimnot beruhen. in einzelnen partieen kehren gewisse reimwörter immer wider und bedingen damit auch eine häufung dieser bindungen.

Besonders auffällig ist es, wie sich H.-W. mit 12,5 % von den andern beiden widmungen mit rund 2 % abhebt. dies stimmt

jedoch zusammen mit andern erscheinungen, zb. finden sich nach Holzwarth § 14 in Lud. und Sal. 6 ungenaue reime oder 4,2 %, in H.-W. aber 12 oder 7,1 %, und die reinen mehrsilbigen reime bleiben in H.-W. mit 39 fällen oder rund 23 % gegenüber den 53 fällen oder rund 37 % in den beiden andern widmungen weit zurück (Holzwarth § 69). offenbar hat Otfrid in H.-W. geringere ansprüche an den reim gestellt als in Lud. und Sal. psychologisch interessant und verständlich: in den widmungen an die hochstehnden persönlichkeiten, denen er mit ehrerbietung begegnete, hat er seine höchste kunst aufgeboten, in der widmung an seine klosterbrüder, die ja auch im ton ungezwungener ist, hat er seine aufgabe leichter genommen.

Es bleibt noch ein wort zu sagen über die bindungen von der art *thaz : managaz.* sie sind wenig zahlreich, ich zähle nur rund 90 fälle, die sich einigermaſsen gleichmäſsig auf alle bücher verteilen; am wenigsten enthält das II buch. auch hier ist reimnot im spiele, zb. bei den 8 reimen auf *widorort,* das ich wie *heimort* und *framwort* nicht mehr als compositum gerechnet habe. rund ein fünftel aller fälle bilden reime auf *thaz.*

Dass Otfrid an bindungen von der art *wâraz : seltsânaz* nie anstoſs genommen hat, braucht kaum erwähnt zu werden.

Soll ich noch einmal das ergebnis zusammenfassen, so ist es also dieses, dass Otfrid offensichtlich rhythmische gleichartigkeit der reimwörter erstrebt. durch eindringende beobachtung wird man manche einzelheit noch deutlicher erkennen. hier kam es darauf an, zunächst die grundlinien hervorzuheben, und dazu war eine gewisse schematisierung unvermeidlich. wie solche untersuchungen sich verfeinern lassen, zeigen etwa die feststellungen EdwSchröders über die *ô*-reime (GGN. 1918, 421 ff). danach reimt Otfrid *frô,* das einzige vollwort auf *ô*, nur auf die partikeln *thô* und *sô*, dagegen *thô* und *sô* (die er miteinander zu reimen verschmäht) auch auf tieftoniges *-ò*, das in der überwiegenden zahl aller fälle jedoch nur unter sich reimt. die mittelstellung dieser partikeln in bezug auf den accent kommt in Otfrids reimtechnik also deutlich zum ausdruck.

Ich wende mich nun der zweiten seite des reimes zu, der betrachtung seiner reinheit und ausdehnung. ich kann mich hier, namentlich im hinblick auf Holzwarths zusammen-

stellungen und andere untersuchungen wie die von Zwierzina Zs. 44, 13 ff. etwas kürzer fassen. was mir noch zu sagen bleibt, ist jedoch von grundsätzlicher bedeutung. es ist ein geläufiger satz, dass für Otfrid schon der reim vom vocal der endsilbe ab, also unter umständen der reim der auslautenden vocale, genüge. in dieser allgemeinen fassung ist der satz meiner ansicht nach irreführend. es ist notwendig, die reime nach der betonung der reimwörter in gruppen zu scheiden und für jede gruppe einzeln festzustellen, welche anforderungen an den reim gestellt werden.

Ich unterscheide, meinen früheren ausführungen entsprechend, folgende gruppen:

1. *wâr : sâr,*
2. *harto : worto,* mit der untergruppe *wâraz : seltsânaz,*
3. *redinu : managu,*
4. *bist : erkennist,* mit der untergruppe *thaz : fliazantaz,*
5. *thes : kuninges,*
6. *thinu : berantu,* hauptsächlich vertreten durch die untergruppe *antfangi : gisagêti.*

Über die composita gilt wider, was ich früher gesagt habe. in manchen fällen kann man schwanken, wo sie am richtigsten einzuordnen sind, ich habe mich wesentlich davon bestimmen lassen, wie Otfrid sie verwendet. zb. *herasun, tharasun, heimortsun* hab ich unter die oxytona gestellt, weil Otfrid sie trotz zahlreicher anderer reimmöglichkeiten fast ausnahmslos mit oxytonon bindet (27 mal mit *sun,* einmal mit *drûtsun,* je einmal *wîsûn* mit *herasun* und *tharasun*, einmal *tharasun : herasun*).

Bei gruppe 1, *wâr : sâr,* ist es nicht anders als im mhd. und noch im nhd.: reim vom vocal ab ist die regel. identische reime, zb. *sí : sí, thaz : thaz,* fehlen zwar nicht, sind aber anscheinend nur verwendet wo es an andern passenden reimmöglichkeiten fehlte. hätte Otfrid sie für ebenso gut wie die andern reime gehalten, so müsten sie häufiger sein. man beachte dass kein reim von *man : man* oder *man : niaman* vorkommt. auch für Otfrid ligt also das wesen des reimes in der verbindung von gleichheit und verschiedenheit. ob reime wie *sun : herasun* ihm erstrebenswert erschienen, wag ich nicht zu entscheiden; in den fällen die in betracht kommen fehlt es an geeigneten andern reimen.

Bei gruppe 4 und 5, *bist : erkennist* oder *thaz : fliazantaz* und *thes : kuninges*, genügt ebenfalls reim vom vocal ab und ist naturgemäfs das häufigste. indessen ist es deutlich, dass Otfrid besonders gern doch solche reime aufsucht, bei denen auch der vorhergehnde consonant mitreimt, wie *lant : heilant, firstantnissi : si, nôt : redinôt.*

Bei gruppe 3, *redinu : managu,* genügt auch reim vom letzten vocal ab. jedoch reimt meist auch der vorhergehnde consonant, *thanana : redina,* und Otfrid liebt es, reim oder gleichklang auch auf die zweit- und drittletzte silbe auszudehnen, wobei sich mannigfache möglichkeiten für art und vollkommenheiten des reimes ergeben, wie *ubili : fravilî, redinôn : ebonôn, legita : nerita, worahta : forahta* usw. beim durchblättern der zusammenstellungen Holzwarths wird man sich leicht ein bild von der art und häufigkeit dieser reime machen.

Auch bei gruppe 6, *thinu : berantu,* genügt reim vom letzten vocal ab. mehr als zwei drittel aller fälle zeigen jedoch auch übereinstimmung des vorhergehnden consonanten, zb. *drâgon : stetigon.*

Bei weitem die wichtigste gruppe hab ich bis zuletzt gelassen. es ist die gruppe *harto : worto*; sie ist es auf die es mir in erster linie ankommt, und im hinblick auf sie bestreit ich den satz, dass reim vom vocal der endsilbe ab genüge: *harto : scòno* oder *sprechan : reinan* waren für Otfrid zu keiner zeit ausreichende reime.

Es ligt mir ob, für diese behauptung den beweis zu erbringen.

Indem ich, meinem früheren verfahren entsprechend, reime wie *werie : nerie* der gruppe *redinu : managu* zuweise, ferner reime wie *Persi : wirs sî, sine : lantsê* und metrisch anstöfsige wie *lîhhamen : diuren* hier ausscheide (die dreihebigen formen der adjective auf *-îg* wie *sâlîgûn* hab ich aber trotz Wilmanns nicht beanstandet), zähl ich auf grund von Holzwarths listen alles in allem 4653 reime von der gruppe *harto : worto*, natürlich unter einschluss der untergruppe *wâraz : seltsânaz.* das sind rund 63 % aller verse. unter diesen 4653 reimen sind nun 2192 reine zweisilbige reime oder 47,1 %. ferner haben wir 717 doppelhebige reime, um die bezeichnung Holzwarths beizubehalten, dh. die letzten sowie die vorletzten silben reimen, aber der anlaut der endsilben ist verschieden (*folget : wollet*; *thàre : wâge*). dies sind weitere 15,4 %. in 248 fällen haben die vorletzten silben nur ähnlichen vocalismus: in den meisten fällen kommt noch eine übereinstimmung im consonantismus hinzu (*anascowôn : bluomon*; *firlâzan : niazan*). dies sind 5,3 %. weitere 770 reime (denen ich den von Holzwarth versehentlich in § 19, 1 eingeordneten reim *morgan : irsterban* IV 12, 56 zugerechnet habe) zeigen zwar keine ähnlichkeit im vocalismus der vorletzten silben, aber die den auslaut der vorletzten silbe bildenden consonanten

und in der überwiegenden zahl der fälle auch die die letzte silbe anlautenden consonanten stimmen überein (*harto : worto*). dies sind weitere 16,5 %. endlich haben wir noch 587 fälle, in denen der reim mit dem consonantischen anlaut der endsilbe beginnt (*warba : gilouba*). das sind 12,6 %. alles in allem sind dies 97 %, und es bleiben nur 3 %, 139 fälle, bei denen der reim erst mit dem vocal der endsilbe beginnt (darunter 3 ungenaue reime). schon hiernach kann man sagen, dass es nur ausnahmefälle sind in denen sich Otfrid mit solchem reim begnügt. sehen wir uns indessen diese 139 fälle noch etwas näher an.

Bei 9 von diesen fällen haben die vorletzten silben gleichen anlaut, die reime allitterieren: *wâra : wîla* IV 13, 4; *werde : wolle* I 5, 63; *werthên : wollên* H.-W. 134; *werren : wollên* IV 14, 16; *wârôn : wêwon* III 16, 28; *muases : mannes* III 6, 4; *sibunstirri : gistelli* V 17, 29 und *sâre : sîne* IV 7, 33 und 19, 5. zieht man diese fälle ab, so sinkt der procentsatz auf 2,8 (nicht mitgerechnet hab ich die fälle unvollkommener allitteration wie *stantan : scônan*, die Holzwarth auch in dieser gruppe aufführt).

Indessen hab ich nicht die absicht, die allitterierenden reime für die folgenden erwägungen auszuscheiden. vor der betrachtung der 139 reime werfen wir aber einen blick auf die ungenauen reime Otfrids, also reime mit ungleichheit der auslautenden consonanten. schon 1874 hat Zarncke (Sächs. sitz.-ber. 26, 34 ff) sie zusammengestellt, freilich nicht ganz vollständig, und hat gezeigt, dass Otfrid bei diesen reimen keineswegs beliebige, sondern fast nur klangähnliche consonanten gebunden hat, nämlich in erster linie verschiedene nasale (74 mal), verschiedene liquiden (8 mal, dazu *-rn : -l*), nasal und liquida untereinander (29 mal) und verschiedene reibelaute (79 mal, dazu *-z : -hs*), ferner ein paarmal verschiedene verschlusslaute (6 mal, dazu *-t : -ng*; *-rg : -rft*) und 9 mal verschlusslaut mit reibelaut.

Nachdem wir hiermit festgestellt haben, welche bindungen Otfrid für die erzielung eines reimklanges noch zulässig scheinen, wenden wir uns jenen 139 fällen vom typus *wâra : heila* zu, um festzustellen, ob dem vocal der endsilbe hier würklich ganz beliebige consonanten voraufgehn oder nicht.

Es ist geboten, aus der gruppe *wâra : heila* jetzt die untergruppe *herzblîdi : mâri*, 20 fälle, auszuscheiden, um sie nach untersuchung der hauptgruppe für sich zu betrachten.

Es bleiben also 119 fälle vom schlage *wâra : heila.* hierunter finden wir 44 bindungen von einfachem consonanten zu einfachem, 61 von zwei consonanten oder geminata zu zwei consonanten oder geminata, und nur 13 bindungen von einem consonanten zu zweien oder geminata, dazu einen fall, wo nur in dem einen reimwort dem vocal der endsilbe ein consonant vorausgeht: *mûen : wêwen* V 23, 153 (gesprochen *mûwen : wêwen?*).

Es ist sofort klar, dass wir auch hier dem auf die klangwürkung bedachten würken des dichters auf der spur sind.

Wir wollen zunächst die 44 bindungen von einfachem consonanten zu einfachem consonanten ins auge fassen. natürlich geht dem consonanten immer langer vocal oder diphthong voraus. in 26 fällen sind verschiedene nasale, verschiedene liquiden oder liquida und nasal miteinander gebunden: 9 *m : n*; 5 *l : r*; 11 *r : n*; 1 *r : m.* ferner ist es verständlich, dass das halbvocalische *w* 4 mal mit *r*, einmal mit *n* reimt. einmal reimt *b : g.* dies sind 32 reime. die übrigen 12 verteilen sich folgendermafsen (man beachte, wie stark das I buch hierbei beteiligt ist): je einmal *h* zu *n*, zu der nach diphthong vereinfachten fricativa *ʒ*, zu *b* und *t* (II 21, 28. 5, 21; I 4, 33 und 64), je einmal *w* zu *b*, *d* und *g* (III 10, 6; I 7, 17; II 16, 16); *v : d* (I 3, 23); *r : d* (V 25, 1), zweimal *n : b* (I 6, 14 und 10, 14) und einmal *n : t* (I 5, 47).

Eh ich die 61 bindungen von zwei consonanten oder geminata zu zwei consonanten oder geminata vorführe, muss ich noch eine bemerkung über die natur des *ng* machen. man hat aus einigen, natürlich unvollkommenen schreibungen geschlossen, dass schon im ahd. wie jetzt bei uns der verschlusslaut, das *g*, nicht mehr articuliert wurde (Schatz Altbair. gr. § 86, Braune § 128, 3, vgl. Baesecke § 69). dies scheinen Otfrids reime zu bestätigen: er bindet, bei gleichheit oder ungleichheit des vorhergehnden vocals (typus *harto : worto*, Holzwarth §§ 33, 34 und 47), 59 mal *ng* mit *nn*, dagegen nur 9 mal *ng* mit *nd*, *nth*; wenn er umgekehrt *nn* und *nd* zu binden liebt, so ligt das an der gleichheit der articulationsstelle, die ihn, bei gleichheit des vorhergehnden vocals, auch bindungen von *n : d* nicht ungern verwenden lässt. ich rechne daher im folgenden *ng* nicht als nasal + verschlusslaut, sondern als langen nasal.

Ich wende mich nunmehr jenen 61 reimen zu. 39 hiervon

sind bindungen von langer liquida, langem nasal und liquida + nasal miteinander: 3 *ll : rr*; 20 *nn : ll*; 1 *nn : rr*; 10 *ng : ll*; 1 *ll : rm*; 1 *ng : lm*; 2 *ng : rn*; 1 *lm : rn*. ferner zweimal nasal oder liquida + stimmhaftem verschlusslaut zu liquida + stimmhaftem verschlusslaut (falls *d* in der verbindung *nd* nicht vielmehr reibelaut war, Baesecke § 61), einmal nasal + stimmlosem verschlusslaut zu liquida + stimmlosem verschlusslaut: *nd : lb*, *rb : lg*, *nt : rk*. ferner *mb : nf*. aufserdem aber auch 14 mal langer nasal oder lange liquida zu liquida oder nasal + stimmhaftem verschlusslaut, nämlich *nn : ld*; *nn : lg*; 3 *nn : rd*; 2 *nn : rg*; *ng : lb*; *ng : rd*; *ll : nd*; 3 *ll : rd*; *rr : nd* (wobei das *d* wider reibelaut sein mag). weiterhin, und jetzt kommen wir zur gruppe der stimmlosen consonanten, *ff : ch*; *ss : tz*; *pf : ck*; *ck* (*gk*) *: ft*. man sieht, es ist kein reim dazwischen, bei dem nicht auf den zusammenklang der consonanten geachtet wäre, kein reim von stimmhaftem auf stimmlosen consonanten.

Wir haben jetzt noch die 13 bindungen von einem mit zwei consonanten ins auge zu fassen. in 3 fällen kehrt der eine consonant im andern reimwort wider: *nt : n* I 4, 21; *n : ng* III 6, 25; *r : rs* III 19, 29 (vgl. im auslaut zweimaligen ungenauen reim *g : gt*). nasal und liquida stehn sich gegenüber bei zweimaligem *n : rt* (I 4, 28. 6, 11) und je einmaligem *n : ll* und *n : ld* (I 10, 7; V 15, 28). dazu kommt einmal *w : mm* (I 9, 23). nichts lässt sich anführen zur rechtfertigung der einmaligen bindungen *n : gt*; *n : ss*; *st : l*; *ss : w* (I 7, 3. 15, 45; III 24, 83; V 19, 27). ein reim mit *s : nn* hat wenigstens noch anderweitige bindung durch allitteration der reimworte: *muases : mannes* III 6, 4.

Es ist zu beachten, dass 7 von den 13 fällen im I buch, cap. 4—15 stehn; 4 finden sich im III buch und 2 im V.

Im ganzen kann man meiner ansicht nach diese gruppe getrost zu jener handvoll misglückter oder unzulänglicher verse werfen, die niemand aus Otfrids kunstprincipien zu rechtfertigen sucht. jedenfalls kann man sie nicht als typen Otfridscher reimkunst nehmen und aus ihnen den satz ableiten, dass mit einem reim vom letzten vocal ab Otfrids ansprüche befriedigt wären. wir haben gesehen, dass er vom gleichklang der reimworte mehr fordert.

Wir müssen nun noch die 20 reime vom typus *herzblîdi : mâri* betrachten, die wir aus der hauptgruppe ausgeschieden haben.

hier erhalten wir ein bild, von dem sich die sorgsame bindung klangähnlicher consonanten in den andern fällen um so deutlicher abhebt. die meisten dieser reime binden einen zu zwei consonanten, stimmhafte und stimmlose consonanten stehn sich in den reimworten gegenüber. und doch lässt sich auch hier in den bindungen von *ns : nt*; *n : nt* (*nd*); *t : tw*; *r : rt*; *s : st* noch eine gewisse rücksicht auf den einklang der reimworte erkennen. ich führe die reime einzeln auf:

herzblidi : mâri I 4, 31; *druhtîne : sougе* I 5, 36; *unsêr : riazentêr* III 24, 63; *andremo* (*andermo*? vgl. IV 11, 50, im metrischen auch V 10, 23) *: ango* IV 12, 13; *mennisgî : umbi* IV 29, 12; *angusten : inzellen* V 20, 111; *thînaz : lûtentaz* I 2, 5; *sinaz : fullentaz* I 4, 6; *sînan : wirkendan* I 4, 7; *sînaz : wahsentaz* I 5, 66; *sînêr : sprechantêr* I 9, 29; *scôni : scînenti* I 12, 3; *witua* (*wituwa*?) *: iraltêta* I 16, 14; *gifuares : frammortes* IV 8, 27; *hûses : thionostes* V 25, 16; *duacho : wirkento* (allitterationsvers!) I 5, 11; *wîbo : zeizôsto* I 5, 16; *wîza : scînenta* I 5, 21; *heiles : fehtannes* I 10, 5; *ungiloubige : alle* I 15, 43.

Vierzehn von den 20 fällen finden sich im I buch, nur 6 und gerade die leichteren in den andern büchern. von den 14 fällen im I buch entfallen wider nicht weniger als 8 auf das 4. und 5. capitel, in denen Otfrid seine verskunst noch nicht mit sicherheit beherscht. wir werden daher auch in diesen versen nur unvollkommenheiten suchen, sie aber nicht als typen betrachten. gerade bei diesen versen ist nicht selten der reim (nachträglich?) nur erreicht, indem der sprache gewalt angetan ist; vgl. Kögel Litt.-gesch. II 23 f.

Hinweisen möcht ich noch darauf, dass 3 von diesen fällen allitteration der reimwörter zeigen (*scôni : scînenti, gifuares : frammortes, andremo : ango*); da wir wissen, dass Otfrid den allitterationsvers kannte und noch unter seinem einfluss stand, dürfen wir annehmen, dass er die allitteration in diesen fällen auch empfunden hat; vermutlich war sie ihm willkommen als verstärkende ergänzung des etwas dürftig ausgefallenen endreims.

Fass ich noch einmal zusammen, so genügte reim vom vocal der letzten silbe ab bei der gruppe *wâr : sâr* und bei den gruppen rhythmisch ungleicher bindungen *bist : doufist*; *thes : kuninges*; *thînu : berantu*; ferner bei der gruppe *redinu : managu*, hier machte der lebhaft ins ohr fallende rhythmische gleichklang die weitere ausdehnung des reimes wol entbehrlich, wenngleich sie ein erwünschtes mittel zur erhöhung des wolklangs blieb.

bei der gruppe *harto : worto* konnte sich Otfrid mit einem reim vom vocal der endsilbe ab hingegen nicht zufriedengeben. hier verlangte er entschieden einen deutlicheren gleichklang der reimworte: er erreichte ihn am häufigsten durch reinen zweisilbigen reim, oft auch durch reim von vocal oder vocal + consonant der vorletzten silbe, häufig auch durch gleichheit des die vorletzte silbe auslautenden oder des die endsilbe anlautenden consonanten, oder, wenn auch nur in selteneren fällen, durch gleichklang dieser consonanten, den gelegentlichen (in der regel durch reimnot begründeten) assonanzen ähnlicher consonanten im auslaut ungenauer reime vergleichbar. auch die allitteration ist ihm willkommen (beispiele ua. Holzwarth § 47). kurz, er verwendet alle mittel, einzeln und verbunden, um einen gleichklang der reimworte zu erreichen; nur in wenigen ausnahmefällen, besonders bei der gruppe *herzblîdi : mâri*, in fällen die vor allem im anfang seiner arbeit begegnen, fehlen solche mittel ganz.

Übrigens darf man im hinblick auf die mannigfaltigkeit der mittel, die alle dem einen zweck dienen den gleichklang der reimworte zu erreichen, bei Otfrid den begriff des doppelhebigen reims nur als einen hilfsbegriff zur classificierung der reime anwenden, nicht als bezeichnung für etwas im sinne Otfrids wesentliches. ihm kam es auf den zusammenklang der reimwörter an, und von den verschiedenen möglichkeiten die zu diesem ziele führten, haben wir bei dieser gruppe nur eine vor uns, die in keiner weise eine sonderstellung beansprucht.

Die frage die sich zum schluss aufdrängen muss, ist nun: stand Otfrid mit seiner handhabung des reims allein, stellte er besonders hohe anforderungen an den gleichklang oder war es in der ahd. reimdichtung überhaupt nicht üblich, bei reimen von der metrischen form *mâri : wâri* nur die endungen (vom vocal ab) zu reimen? gilt die umstellung die wir in unserer auffassung vorzunehmen haben, nur Otfrid oder dem ahd. reimvers überhaupt? ich lasse zur beantwortung die betreffenden reime der ahd. dichtungen vorüberziehen; composita wie *nioman* und einsilbige wörter mit encliticum führ ich dort mit an, wo sie sich deutlich dieser reimgruppe einfügen.

Muspilli: 61 *farprunnan : pidungan*; 62 *puaze : uuíze.* also wie bei Otfrid.

Petruslied: 4 *uuortun : portûn*; 8 *firtânên : ginâdên.* also wie bei Otfrid.

Samariterin: 1 *fuori : fartmuodi*; 4 *uuazzer : saz er*; 9 *uuissîs : gift ist*; 10 *ercantîs : kôsôtîs*; 11 *unnen : keeprunnen*; 13 *kiscirres : kiscephês*; 17 *smalenôzzer : uuazzer*; 20 *pruston : luston*; 26 *finfe : uolliste*; 30 *altmâga : genâda*; vgl. auch 25 *segist : nehebist*. also wie bei Otfrid: entweder reiner zweisilbiger reim oder übereinstimmung des vocalismus der vorletzten silben bei ungleichheit der folgenden consonanten oder übereinstimmung dieser consonanten oder doch des die endsilbe anlautenden bei ungleichheit der vorhergehnden vocale. nur ein reim der erst beim vocal der endsilbe beginnt (*kiscirres : kiscephês*), dieser hat bindung durch allitteration!

Psalm 138: v. 1 *gihôren : guoton*; 4 *aneginne : enti*; 5 *gidanchun : giuuanchon*; 6 *stîga : ginîgo*; 9 *zungun : piduungen*; 17 und 18 *rieton* (*rietun*) : *rîhtuom*; 23 *chrefti : scefti*; 24 *muozze : aneskiozze*; 28 *gipurti : uurti*; 32 und 33 *fliogen : nioman*; 38 *ginâdun : êuun*; vgl. auch 34 *meres : irferist*. also wie bei Otfrid, dieselben möglichkeiten kehren wider wie beim vorigen gedicht. einmal nur assonanz bei den vocalen der tonsilbe (*gihôren : guoton*), einmal gleichheit in den auslautsconsonanten der tonsilbe (*aneginne : enti*): dieser reim hat auch bindung durch allitteration. ein reim ohne weitere bindung: *ginâdun : êuun*.

Rheinfränkisches gebet: 4 *mildo : haldo*. wie bei Otfrid.

Sigiharts gebete: 1 *trohtin : mahtin*; 2 *rîche : gilîche*; 4 *êuun : uuêuuún*. wie bei Otfrid.

Georgslied (Steinmeyers text): 2 *marko : folko*; 3 *ringe : dinge*; 4 *mârista : liebôsta*; 5 *uuereltrîke : himilrike*; 6 *selbo : Georio*; 8 *erkêren : hôren*; 11 *selbo : Georio*; 12 *sâre : karekâre*; 13 *fuoren : skônen*; 15 *skôno : frôno*; 16 *dâre : uuâre*; 19 *sprekenten : hôrenten*; 22 *dâre : uuâre*; 24 *uuuoto : uunterdrâto*; 25 *uuâri : koukelâri*; 26 *fâhen : úzziehen*; 27 *harto : suer(e)to*; 32 *binten : uuinten*; 37 *fâhen : fillen*; 38 *muillen : uerprennen*; 50 *selbo : Gorio*; 52 *lêren : hôren*; 53 *Elossandrîa : dogelika*; 56 *êuuôn : gnâdôn*; 57 *selbo : Gorio*. also 9 mal reiner zweisilbiger reim. einmal nur gleichheit des vocals der vorletzten silbe, einmal vocalische ähnlichkeit bei gleichem klangcharakter des folgenden consonanten (*fuoren : skônen*). sonst bei ungleichheit im vocalismus der vorletzten silben beginn des reimes bei den folgenden consonanten (6 mal); einmal *rk : lk*. ferner 4 mal *lb : rj* (*selbo : Georio*), einmal *ll : nn*; *êuuôn : gnâdôn* wie Ps. 138. ein reim, dem es an sonstigen übereinstimmungen fehlt, hat allitteration. in v. 1 hab ich *herigo* (trotz *Georjo*) als dreisilbig gerechnet. einen bedeutenden gewinn für die reime brächte der besserungsvorschlag von CvKraus (Zs. f. d. österr. gymn. 1894, 132 f): *fâhen : *ûzziehen* (ergänzt); *fillen : muillen*; *verprennen : prunnun* statt der reime *fâhen : fillen*; *muillen : uerprennen*. ich möchte den gedanken noch einmal zur erwägung stellen. auf die dürftigkeit der überlieferten reime hinzuweisen, steht mir hier nicht an, da ich ja

den reimbrauch erst feststellen will. hingegen scheint es mir psychologisch unverständlich, dass ein dichter der sinn für volle reime hat und sie erstrebt, reimworte weifs die sich auf das leichteste zu klangvollen reimen brauchen lassen, und sie doch nicht zu diesen bindungen verwendet, sondern sie auf verschiedene verse verteilt in einer weise, dass der gleichklang noch störend ins ohr fällt.

Ludwigslied: 2 *thionôt : lônôt*; 6 *Urankôn : lango*; 7 *thanne : Karlemanne*; 10 *arbeidi : mahti*; 12 *Urancôno : sundiôno*; 17 *luginâri : skâchâri*; 19 *cruirrit : girrit*; 22 *Hluduîgan : rîtan*; 28 *Urankôn : Northmannon*; 29 *thancôdun : beidôdun*; 31 *lûto : guoto*; 32 *gisellion : nôtstallon*; 34 *thûhti : geuuhti*; 36 *uolgôn : holdon*; 39 *ellian : uuillion*; 41 *inne : kunnie*; 42 *errahchôn : uuidarsahchôn*; 46 *kuono : frâno*; 47 *sungun : Kyrrieleison*; 48 *gisungan : bigunnan*; 49 *uuangôn : Urankon*; 51 *kuoni : gekunni*; 53 *hanton : fîanton*; 54 *lîdes : lîbes*; 59 *truhtîn : êrgrehtîn.* vgl. auch 25 *Hluduîg : duon ih,* aber 1 *uueiz ih : Hluduîg* und 57 *Hluduîg : sâlîg.* also — ich brauche die charakterisierung der verschiedenen fälle nicht durchzuführen — sehr reiche, klangvolle reime. v. 46 gewinnt, wenn man *frâno,* das nicht zur mundart des gedichtes passt, in *frôno* ändert (vgl. Ehrismann Litt.-gesch. s. 221). wie sich in v. 10 die consonantische ungenauigkeit des schriftbildes zur aussprache des dichters verhält, ist natürlich fraglich. abgesehen von den reimen mit *Hluduîg* findet sich nur ein fall, bei dem der reimklang erst mit dem letzten vocal beginnt: es ist der reim mit dem undeutschen *Kyrrieleison,* das als machtvoller sang des ganzen heeres durch die beschwerung mit vier hebungen und sonderstellung in einem halbverse für sich so schön hervorgehoben ist.

De Heinrico, deutsche reime: str. 2 und 3 *Otdo : guodo,* str. 7 *sprâkha : Heinrîche.*

Verse aus der SGaller rhetorik: I 2 *slîemo : sciltrîemo*; II 1 *lîtun : sîtun*; 2 *éllin : uéllin*; 3 *fûoze : fûodermâze*; 4 *búrste : fórste*; 5 *sîne : zuuélifélnîge* (I 1 *snéllemo : ándermo* gehört, weil metrisch abweichend, nicht hierher).

Reim nur vom endvocal ab in dem kunstlosen reimspruch Wider den teufel v. 3 *ureidon : colbon* (Steinmeyer nr 80); vgl. in der reimenden übertragung eines lat. spruches (Steinmeyer nr 81) v. 1 *nieman : uorhtan.*

Die deutschen reimworte aus dem liebesgrufs im Rudlieb, *liebes : loubes*; *vvunna : minna,* sollen schliefslich noch erwähnt werden, wenn hier auch mit deutscher verskunst keinerlei berührung ist.

Alles in allem muss man hiernach sagen, dass die ganze ahd. reimdichtung bei den reimen, welche metrisch dem typus *harto : worto* angehören, sich nur in ausnahmefällen mit einem

reim vom vocal der endsilbe ab zufrieden gibt, in der regel vielmehr offensichtlich bestrebt ist, durch weitere klangliche übereinstimmungen den reim reicher und sinnfälliger zu gestalten.

Ganz ähnliches verfahren in der bildung der reime zeigen auch einzelne lateinische rhythmen dieses zeitraumes (man vergleiche auch Ratperts Lobgesang auf den hl. Gallus). im allgemeinen aber ist die merkwürdige tatsache festzustellen, dass in Deutschland die rhythmendichtung erst viel spater zu so regelmäfsiger und reicher ausbildung des reims, namentlich des zweisilbigen, gelangt. in dieser periode sind es hauptsächlich gedichte irischen ursprungs, die sich durch kunstvolle anwendung des reimes auszeichnen (WilhMeyer Ges. abhandlungen zur mlat. rhythmik I 190 ff, II 122 ff).

Im rückblick auf die ganzen untersuchungen, die ich hier in gedrängter form vorgelegt habe, kann ich sagen, dass in ihnen wider hervortrat, welch ein feines ohr Otfrid für sprachlichen wollaut hatte, das ihn gleichermafsen auf den rhythmischen wie auf den lautlichen gleichklang der reimworte bedacht sein liefs.

Göttingen. **Ludwig Wolff.**

ETZELS VERNOGIERUNG. In m. besprechung von JKörners buch über Klage und Nl. Anz. XLII 126 ff hab ich kurz meine abweichende ansicht vom ursprung des dem Hunnenkönig beigelegten glaubenswechsels Kl. 961 ff angedeutet. es sei mir gestattet, sie hier etwas ausführlicher zu entwickeln.

Fasst man Etzels leidenschaftliche selbstanklage v. 961—995 als ganzes, so kann m.e. kein zweifel bestehn, dass nicht Veldekes Servatius, sondern éin grofser strom von kreuzzugsüberlieferungen den autor des gedichtes geleitet hat bei der reicheren ausgestaltung des Etzelporträts. bekannt sind seit FVogt die beziehungen der Kl. zum Herzog Ernst. in dieselbe richtung führt die erzählung von Etzels apostasie. wir wissen dass die kreuzfahrt Heinrichs d. Löwen v. j. 1172 schon auf die älteste gestaltung der Ernst-sage nachhaltig eingewürkt hat, vgl. Bartsch s. CXXV ff und KSonneborn Die gestaltung der sage vom H. E. in d. altdtschen litt. (diss. Gött. 1914) s. 6. nach dem bericht des Arnold vLübeck (MG. SS. XXI) I 9 machte der herzog auf der rückreise einen misglückten versuch, den sultan von Axarat zu bekehren. es heifst dort: *Cumque omnibus modis benignissime eum* (sc. Henricum) *tractaret, arguit eum dux de superstitione gentilitatis, multa dicens ei de incarnatione Christi et fide katholica. Qui respondens: Non est, ait, difficile ad credendum, quod Deus, quando voluit, de immaculata virgine carnem assumpsit, qui hominem primum*

de limo terre plasmavit. Forte . . . libros Moysi audierat, in quibus de plasmatione primi hominis legerat. Sunt enim multi gentiles, qui Pentateuchum Moysi recipiunt, nec tamen ab idolatria cessant[1].

Sollten solche fälle von syncretismus[2] nicht auch vom verfasser der Kl. genutzt worden sein und seinem Etzel die befremdenden züge des renegatentums geliehen haben? aber damit nicht genug: auch die schmähung und verurteilung der götzen, die Etzels selbstanklage einleiten, verbunden mit der anerkennung der überlegenheit des christengottes, auch diese merkmale sind ein niederschlag von kreuzzugsberichten und nur als solcher verständlich. das wird deutlich, wenn man eine stelle aus der überarbeiteten fassung des Chevalier au cygne et Godefroid de Bouillon (14 jh.), ed. Reiffenberg zum vergleich heranzieht: Cornumarant, der könig von Jerusalem, hört dass die kreuzfahrer vor der stadt stehn, v. 17808 ff:

Il vint à Mahommet qui tournoit à compas,
Et ly a dit: Faus Dieux, tu ies plains de fastras!
Mais ly Dieux qui pendus fu delès Gorgatas,
Aide ses chrestyens et acroist leurs estaes.

ebenso erkennt Etzel die nichtigkeit der götzen Mahmet und Machazen und beugt sich vor der macht des Christengottes[3]. eine ähnliche situation im Rol. v. 7135 ff mag dem autor der Kl. nebenbei vorgeschwebt haben: aber sicherlich haben in erster linie erzählungen und anschauungen von der art der oben erwähnten das bild des Hunnenkönigs um manchen der zeitgeschichte entlehnten zug bereichert und in einem grade umgestaltet, dass sich zu dem barbarenfürsten der Edda und gar zum historischen urbild überhaupt keine brücke mehr schlagen lässt.

Kiel. **Fritz Loewenthal.**

[1] nach diesem zeugnis wäre die ansicht Schönbach (D. christentum in d. altdtschen heldendichtg s. 64) zu modificieren. ein gegenstück zu Arnolds erzählung bringt die latein. prosa des Herzog Ernst Zs. 7. 239, 1 ff. ich erinnere übrigens auch an die bereitwilligkeit des Marsilie zur scheintaufe, Rol. v. 605.

[[2] im obigen falle ligt kaum echter 'syncretismus' vor. E. S.]

[3] diese erhebung des Christengottes über heidnische götzen hat dann in der Dietrichsepik schule gemacht, zb. Wolfd. b, 578, 4: *dîn got gen dem mînen muoz ein gougel sîn.*

LÜCKENBÜSSER. Im Strafsburger Alexander v. 3374 *di kint an den wagen* (*sô si weinen sâgen*) l. *di an den wagen lâgen.* — ebenso ist der reim zu bessern: 2601 l. *têtc* (: *warnôte*). — 4902. 3 l. *gescribe : irlide.* — 5248 l. *ane vinc* (: *abe ginc*). — 5302 l. *ane velle und ane vasse.* — 6591 l. *gescreib.* **E. S.**

DIE KURZSILBIGEN I- UND U-STÄMME IM ALTHOCHDEUTSCHEN.

Die bekannte Sieverssche regel (PBBeitr. 5, 101 ff), wonach das *i* und *u* im auslaut zweisilbiger wörter im westgermanischen nach langer silbe schwindet, nach kurzer erhalten bleibt, hat bekanntlich im althochdeutschen störungen zu gunsten einer weitergehnden synkope auch nach kurzer silbe erfahren, die teilweise der litterarischen überlieferung vorausligt, teilweise sich vor unsern augen vollzieht. die tatsächlichen verhältnisse hat für *sunu sun* Braune Beitr. 9, 548 ff mit der ihm eigenen klarheit und sauberkeit dargestellt; im übrigen verweis ich auf Braunes Ahd. gr. § 217. § 230—232; Baesecke Einführung § 82. § 84; Schatz Altbair. gr. § 103. § 104[a]; Franck Altfränk. gr. § 142 bis 144. 145; für das sog. Keron. glossar auf Kögel s. 157 ff. 163 ff. — Nach dem grunde warum das *i* (resp. *u*) im einen fall geschwunden, im andern erhalten geblieben ist, hat, soviel ich sehe[1], nur Kluge in Pauls Grundr. I[2] 424 (§ 152) gefragt. an ihn will ich anknüpfen, obwol mein ausgangspunct ein anderer gewesen ist. ich beginne mit den masculinen *i*-stämmen.

'Treten diese *i* in den auslaut mehrsilbiger wörter', — so sagt Kl. — 'so kann wider synkope eintreten: ahd. as. *wini* 'freund' aber *Friduwin, Liobwin*, ae. *ryne* aber *ymb-ryn, cyn-ryn*'.

Das verschiedene verhalten der ahd. dialekte (urkundencentren) gegenüber den personennamen auf *win(i)* hat zuerst Müllenhoff (Dkm. [3]II 155) beobachtet, der sich aber, seinem anlass entsprechend, auf das bairische *-uni* und das alemannische *-ini* beschränkte; ihm ist dann Schatz Zs. 43, 41 f und Altbair. gr. s. 114 gefolgt.

Die aus der karolingischen kanzlei stammende latinisierung *Baldoinus, Ebroinus, Helmoinus* (nicht *-inius*!) setzt bereits den schwund des *-i* im fränkischen voraus. tatsächlich hat Fulda von vorn herein und ausschliefslich *-win* (Kossinna QF. 46, 28 f), und auch für Weifsenburg und Lorsch (wo die latinisierung häufiger ist) hab ich keinen sichern beleg für *-wini* gefunden. in merkwürdigem gegensatz zu Fulda bietet aber das wenige meilen nördlicher gelegene Hersfeld noch in einem schriftstück vom j. 835 (Zs. d. ver. f. hess. gesch. 6, 353 f) festes *-wini*: *Gerwini, Altwini, Otwini*. — Die altbair. *-uni* der ältesten Freisinger und Salzburger überlieferung sowie die altalem. *-ini* wollte Schatz Zs. 43, 42 davon trennen und rein suffixal auffassen, ist aber in s. Altbair. gr. s. 114 mit recht davon zurückgekommen und hat sich Müllenhoff angeschlossen: es handelt sich hier zweifellos

[1] denn dass die kurzsilbigen 'im anschluss an die langsilbigen' das *i* verloren haben (Braune § 217), ist natürlich keine ausreichende erklärung.

um eine frühe entwickelung aus *-wini*, und zwar hängt sowol die erhaltung des endungs-*i* wie der schwund des anlautenden *w* mit einer accentverschiebung zusammen: an stelle der betonung *Líubwìni* (oder *Líubwìni*), welche (wie ich mit Kluge annehme) den abfall des *i* begünstigte, trat die betonung *Líubwinì*, die unter erhaltung des *i* bei schwächerer articulation des *w*-anlauts zu alem. *Liubini*, bair. *Liupuni* führte[1]. natürlich brachte das auch eine verschiebung der silbengrenze mit sich — ja diese mag sich gleichzeitig vorbereitet haben, so dass die wandlung *Liu-bwini* zu *Liu-bini* resp. *Liu-puni* ihre parallele hat in der entwicklung von altem *quicken* (swv.) zu alem. *kicken* einerseits, bair. *kucken* (*kücken*) anderseits.

Das etymologische gefühl für den zusammenhang dieses *-win* der personennamen mit dem appellativum *wini* gieng sehr früh verloren, wie ja auch die entwickelung zu *-ini, -uni* zeigt. es blieb dem *-win* eine rückwürkung auf das simplex um so eher versagt, als dieses vorwiegend in betonter satzstellung gebraucht wurde: *wíni mìn, (dèr) mín wìni* usw., und so hat sich das (früh als archaisch gefühlte) *wini* bis zu seinem untergang im 13 jh. als *wine* erhalten.

Bei dem zweiten masc. *i*-stamm *risi*, dem einzigen der als solcher noch heute fortlebt (*Riese*), existierte die möglichkeit einer solchen einwürkung vom compositum her von vorn herein nicht. — die masc. verbalabstracta *kumi* und *quiti* sind schon im 8 resp. früh im 9 jh. ausgestorben.

Die masc. verbalabstracta des typus *slag, zug, flug, biz, grif, scrit* haben das *-i* durchweg abgestofsen — wenn die grammatiken als einzige ausnahme *scriti* 'passus' Ra 234, 19 anführen, so behält doch wol Graff VI 578 recht, der darin einen plural erblickte: als glosse zu II Reg. 4, 13 'sex passus' — die Bibel hat übh. nur éin beispiel für den singular (Acta 7, 5); auch Kögel hat diese möglichkeit ausdrücklich betont.

Von diesen wörtern erscheint nur *slag* sehr häufig im compositum: *hámarslàg, swértslàg,* besonders in der rechtssprache: *hántslàg, koúfslàg, búlislàg, hálsslàg, órslàg, wángenslàg*; aber auch die übrigen tragen im satz weit vorwiegend einen schwachen accent: *átemzùg* nicht nur sondern (ich bilde die beispiele auch ohne belege) *swértes, rúoders, nétzes zùg*; *fógales flùg*; *slángen, wólves bìz*; *ánagrìf, hántgrìf, swértes grìf*; *mánnes, fróuwen, rósses scrìt*; ferner *einen slàg, bìz, grìf, zùg, scrìt.* so stellten sich doppelformen heraus, die mir an sich das zeitweise nebeneinander-

[1] da sich die gleiche erscheinung (wie im bairischen) im altsächsischen widerholt — Werden und Corvey bieten zahlreiche beispiele für *-uni* —, sei daran erinnert, dass gerade das altniederdeutsche und altfriesische in den eigennamen diese accentverschiebung aufweisen: altsachs. *-bke*, (*Steimbke, Salbke*) < *-bekè* st. *-bèke*; *-essun, -sun* < *-húsùn* st. *-húsun*; fries. *-ma* < *-monnà* st. *-mónna.*

bestehn von *scriti* und *scrit* recht gut möglich erscheinen lassen. vielleicht haben sich davon sogar spuren, wenn nicht im ahd., so in der spätern sprache erhalten: ich verdanke den mhd. wbb. zunächst den hinweis auf ein durch den reim gesichertes *züge*: denn so ist gewis (gegen Seemüllers hsl schreibung) Ottokar 4669f *mug : zuc* (als *muge : züge*) aufzufassen; auch Lanz. 6893 *nôtzüge* (: *lüge*) könnte immerhin ein solches masculinum sein. –

Die neutra *bini* und *oli* erscheinen immer als simplicia, und jedenfalls das zweite dürfte im nom. u. acc. kaum anders als mit dem hochton vorkommen. bei *mari meri* hingegen widerholt sich die gleiche erscheinung wie bei *-wini*, nur diesmal in ortsnamen: in solchen tritt regelmäfsig, früher oder später, die kürzung ein: *Geismar* (*Gaesmere* Willibalds Vita Bonifacii), *Vilmar* u. *Velmar* (*Filumari*), *Witmar* (*Witmeri*) usw.[1], vgl. Arnold Ansiedelungen u. wanderungen s. 115f — aber auch hier war dann eine rückwürkung ausgeschlossen[2]: als simplex erhielt sich das hochbetonte *meri*.

Bei den femininen lass ich das ganz unsichere *turi* (alter plural resp. dual?) bei seite und stelle die verbalabstracta *wari weri* und *kuri* voran, die die erhaltung des *i* wider zweifellos der satzbetonten stammsilbe verdanken: man kann sich die simplicia im satz kaum anders als höchstbetont vorstellen, und auch composita wie *brustweri*, *selpkuri* haben den verlust der endung nicht erfahren, zumal sie nicht sehr alt und daher stets in engem zusammenhang mit dem grundwort geblieben sind.

Mit *-wari* sollten nach Schatz s. 114 auch die eigennamen auf *-war* zusammengesetzt sein, so dass sich bei ihnen genau das verhältnis von *-wini* — *-win* widerholen würde: allein es handelt sich hier um alte frauennamen, und zwar mit dem stamme *-warô*, *-wara*, das wird bewiesen durch ags. *-waru*, an. *-vǫr* und auf deutschem boden durch die latinisierung, die stets *-wara*, nicht *-waris* lautet.

Es bleiben von femininen *stat* und *bah* (as. *stedi*, *beki*), denn auch das letztere ist erst nachträglich und nur im oberdeutschen zu den masculinen übergetreten, sodann *huf* und das ausschliefslich in der zusammensetzung erhaltene *-scaf*. für *stat* hat man unsichere beispiele einer alten doppelform *steti* aufgetrieben: Schatz § 109[a], die andern erscheinen nur einsilbig. das erklärt sich bei *-scaf* ohne weiteres aus der verwendung im compositum,

[1] die am häufigsten und noch verhältnismäfsig spät vorkommenden formen auf *-mare* sind ein compromiss zwischen *-mar* und *-mere*.

[2] durchaus parallel mit *-mari* (*-meri*) > *-mar* läuft die entwickelung der ortsnamen auf *-lari* (*-leri*) > *-lar*: *Frideslare, -lere*, *Fritzlar*; *Goslari*, *Goslar*; *Usleri*, *Uslar*, die also mit kurzem *a* anzusetzen sind und mit *lâr* 'mansio' nichts zu tun haben. im übrigen ligt es mir fern, hier das 'lar-problem' aufzurollen, das durch die fleifsige programm-arbeit von Schnetz (Lohr a. M. 1913) keineswegs gelöst ist.

die es schon in ahd. zeit fast zu einem suffix herabsinken liefs; der fall ligt also genau so wie bei *-win* und *-mar.* aber auch um *stat* und *bah* steht es nicht viel anders. *stat* erscheint in zahlreichen alten compositis wie *dincstat, hovastat, koufstat* usw. (Graff VI 640—642), besonders aber in einer grofsen anzahl von flur- und siedlungsnamen an zweiter stelle (Förstemann II[3] 2, 846—851), und dazu treten zahlreiche verwendungen mit schwacher betonung, welche gleichfalls die kurzform begünstigen konnten: *fésta stàt, wúosta stàt, diu stàt ze Wírziburg, in kúninges stàt.* — *bah* schliefslich darf man sich in älterer zeit, wo sich die siedelung vor allem nach den wasserläufen orientierte und auch der kleinste von ihnen seinen eigenen namen führte (vgl. Förstemann II[3] 1, 327—834: rund 800!), fast nur als zweiten wortteil vorstellen: aus der schwachbetonten form des compositums hat auch das simplex seine einsilbigkeit erhalten [1].

Soweit übh. von einem 'anschluss' der alten kurzsilbigen an die langsilbigen *i*-stämme die rede sein kann, würden hierfür in erster linie die fälle wie *grif, huf,* (*-scaf*); *biz, fluz*; *bah* in frage kommen: dass gerade diese, ist das ergebnis der lautverschiebung.

Für die *u*-stämme wird man sich natürlich zunächst an dieselbe erklärung wenden, die bei den *i*-stämmen geholfen hat. tatsächlich haben wir ja in den namen auf *-frid* wie *Sigufrid* die gleiche kürzung des vollworts *fridu*, wie bei denen auf *-win* die kürzung von *wini.* aber ebenso wie dort ist hier eine rückwürkung unterblieben: *fridu* ist durchaus constant. und auch sonst versagt das princip durchaus — wir müssen uns nach einem weitern grunde der erhaltung des *u* wie seines schwundes umsehen.

Nun ergibt eine musterung der sämtlichen im ahd. erhaltenen kurzsilbigen *u*-stämme, dass sie in der mehrzahl auf den gebrauch im singular beschränkt sind: diese 'pluralia tantum' haben durchweg ihr *u* bewahrt, die wenigen übrigen haben es früher oder später abgestofsen.

Reine singulare sind zunächst die beiden neutra *fihu* und *filu.* dann von den masculinen — feminina sind nicht darunter — *sigu, hugu, witu, meto,* von denen übh. keine pluralformen bezeugt sind; aber auch *fridu* und *situ* treten erst ganz vereinzelt im plural auf und danken diese verwendung

[1] Die ganze behandlung der 'auslautgesetze', auf die soviel scharfsinn verwendet worden ist, leidet unter der nichtberücksichtigung der accentverhältnisse in der composition und im satz. sie rechnet viel zu wenig mit dem langandauernden nebeneinander von doppelformen (satzdoubletten). der durchaus vergleichbaren vorgänge im nhd. scheint man sich nie erinnert zu haben: dem mhd. *bóge — hérzòge* entspricht nhd. *Boge(n) — Herzog*, wir sagen und schreiben *am (bei) Tage — am Dienstag*, normal ist jedenfalls: *im Kriege — im Seekrieg, auf dem Rade — auf dem Zweirad*; daneben heifst es allerdings nicht nur *mit Urlaub*, sondern auch *mit Verlaub.*

gewis nicht der volkssprache. — auch für den zweiten teil des compositums kommen freilich alle diese wörter so gut wie gar nicht in betracht, wenn wir von den eigennamen auf *-frid* absehen.

Im gegensatz dazu ist *sunu*, das im ausgang des 8 und im anfang des 9 jh.s durch *sun* ersetzt wird, zunächst natürlich dem plural durchaus zugänglich. dann aber erscheint es doch auch sehr oft in alter wie junger zusammensetzung: *stiufsùn*; *swéster-, brúoder-, tóhter-, múomun-, fêtirun-sùn*; *húorun-, mèrihun-sùn*; *trûtsùn* — und wie oft mit dem vorangestellten genitiv des eigennamens: *Diotrîhhes sùn, Azalûn sùn* usw.! hier können also beide momente den abfall bewürkt haben, die schwäche der betonung und der pluralische gebrauch. dem abfall des *u* ist eine zeit der doppelform *sunu — sun* vorausgegangen.

Während *sunu* sein *u* vor unsern augen einbüfst, ligt der verlust des auslautenden vocals bei *lidu* weiter zurück: die einsilbige form *lid* teilt das ahd. mit dem as. u. ags. wenn hier den völlig gleichen got. *friþus* und *liþus* die von vorn herein und dauernd scharf geschiedenen *fridu* und *lid* gegenüberstehn, so ist natürlich jeder lautliche grund ausgeschlossen. aber auch die erklärung aus der betonungsverschiedenheit versagt: weder die ahd. noch die mhd. wörterbücher verzeichnen (aufser *gelid*) ein einziges compositum mit *-lid*, und auch für das simplex ist ein vorherschender gebrauch mit schwacher betonung im satze nicht auszudenken. es bleibt also factisch nur der eine ausweg, der in der vorwiegend pluralischen verwendung von *lid* gegenüber der fast ausschliefslich singularischen von *fridu* gegeben ist, dh. also der einsilbige singular muss aus dem plural gefolgert sein. sehen wir uns bei den schriftstellern des 9 jh.s um, die allein einen häufigern gebrauch des wortes bezeugen (Fr. theot. u. Tat. bieten nur 1 resp. 2 belege: plurale), so sind im Heliand 7 von 8, bei Otfrid alle 9 fälle plurale. im plural aber ist die vermengung und schliefslich der übertritt der *u*-stämme in die *i*-declination erfolgt, deren ursachen ich hier nicht zu erörtern habe: von den kurzsilbigen *u*-stämmen haben diejenigen ihr *-u* im sing. eingebüfst, welche vorher diesen übertritt vollzogen haben, nämlich zunächst *lidu—lid* und dann *sunu—sun*; *situ* schwankt zwischen *i-* und *u-* resp. *a*-decl. (d. pl. *situn* Prud. 1), *fridu* hat vereinzelt pluralformen nach der *a*-decl., von *hugu, sigu, witu, meto* gibt es keine mehrzahl. aus der zeit des unsichern schwankens stammt der vereinzelte acc. sing. *huki* Pa 144, 21.

Göttingen. **Edward Schröder.**

WODANS SPEER.

RMMeyer, der in seiner Altgermanischen religionsgeschichte (s. 181 f) den volksnamen der Sachsen im hinblick auf ihre stammesgottheit Saxnôt-Tiuz auf eine ursprüngliche cultgemeinschaft von schwertgenossen bezieht, erblickt darin mit recht einen offenbaren gegensatz zu einem stamm oder einer stammesgruppe, die unter einem a n d e r e n gott mit a n d e r e r waffe kämpfte. und ich stimme M. auch darin bei, dass sich dieser gegensatz der schwertgeweihten gefolgschaft des Tiuz gegen keinen andern als den immer mächtiger heraufziehenden speergott Wodan richten könne.

Wodan rang ja nicht als totengott mit dem kriegsgott Tiuz, dem damals nichts mehr von einem himmels- oder gewittergott anhaftete, sondern in der nämlichen eigenschaft eines schlachtengottes sucht er die alte gottheit vom höchsten göttersitz zu stürzen. das religiöse, specifisch germanische erlebnis, das an den kriegsgott als oberste gottheit knüpfte, lässt sich natürlich nicht, wie oftmals versucht, durch eine logisch mögliche entwicklungsreihe der gottesvorstellung begreiflich machen, sofern uns wenigstens am religiösen symbol nicht die zerlegbare äufsere form, sondern die sich offenbarende schöpferische triebkraft gottbegeisterter frömmigkeit als wesentlich erscheint. ist es doch für den nach schlachtenruhm dürstenden Germanen, der das leben nicht als der güter höchstes achtet, bedeutsam, dass er nicht, wie zb. Helm Altgerm. religionsgesch. s. 279 begrifflich ableitet, Wodan als gebieter über leben und tod auf den göttlichen herscherthron setzt, dass vielmehr Tiuz sowol wie Wodan ihr göttliches scepter führen als lenker der schlachten, als führer zu kriegerischen ehren und als verleiher unsterblichen heldenruhms. dem bekenntnis zu Tiuz und Wodan ligt dieselbe religiöse anschauung, dasselbe kriegerische ethos vom heldentum des waffenfähigen mannes als dem letzten sinn des lebens zu grunde. der übertritt von der einen gottheit zur andern bedeutet also keineswegs einen wechsel religiöser gesinnung, der in den ersten nachchristlichen jahrhunderten stattgefunden hätte, sondern ist als eine vornehmlich wirtschaftspolitische tat zu begreifen bei einem volke, das noch zum grofsen teile von kriegerischen beutezügen lebte (s. GNeckel Kriegerische cultur der heidn. Germanen GRM. 7, 19): weil in fehden unter einander oder im kampf gegen den gemeinsamen feind der auf nah- u n d f e r n k a m p f einstellbaren speerkampftechnik vor der gebundeneren art des einseitigen schwertkampfs der erfolg beschieden war, darum siegte der speertragende Wodan über den schwertgegürteten Tiuz. natürlich kann es sich dabei nicht etwa um erste einführung oder verbreitung der speerwaffe handeln, die dem Germanen seit je vertraut war, sondern um die übernahme und ausbildung einer auf den speer gegründeten

besonderen kampfesweise oder taktik, die vielleicht mit der entwicklung des in seinen ersten anfängen stehnden reiterwesens zusammenhieng (s. HvMangoldt-Gaudlitz Die reiterei in den german. u. fränk. heeren bis zum ausgang der deutschen Karolinger. arbeiten zur dtschen rechts- u. verfassungsgeschichte IV).

Aus dem gegensatz von speer und schwert, von Wodan und Tiuz, versucht RMMeyer (s. 182 f) dann weiter den namen der Langobarden zu erklären, indem er ihn zum namen der benachbarten Sachsen in unmittelbare beziehung setzt. diese contrastierung von Sachsen und Langobarden als schwert- und speermännern steht jedoch auf ganz schwachen füfsen. denn die unsichere etymologie der barden als männer der 'barda' (streitaxt) lässt sich für die gesamte zeit des übergangs von Tiuz zu Wodan durch archäologische funde in keiner weise belegen, ganz davon abgesehen dass der synonyme gebrauch von 'barda', 'barta' und 'hellebarde', der bezeichnung einer spätmittelalterlichen, zu hieb und stich gleich tauglichen waffe, völlig irreleitet. ganz haltlos erweist sich aber vor allem die weitere annahme, die die barde in ihrer eigenschaft als fernwaffe mit dem speer in verbindung bringt. darnach soll die alte bezeichnung *barda* auf den neu eingeführten wodanspeer übertragen und der neuen waffenform als *langiu barda* angeglichen sein. die bedeutungsübertragung wäre durch die gemeinsame function des wurfs vermittelt. hinter der die wesentlichere eigenschaft der barde als schlagwaffe und des speers als stichwaffe seltsamerweise zurückgetreten wäre. eine vom standpunct der waffenkunde höchst merkwürdige vorstellung, die in ihrer verworren vorgetragenen form kaum irgendwelche anhänger finden wird!

Dagegen wissen wir, dass den schwerttragenden stämmen. zu denen die Sachsen gehörten, zunächst sicherlich die Rheingermanen als speerträger gegenüberstanden. denn der Taciteische bericht (Germ. cap. 6): *rari gladiis aut maioribus lanceis utuntur. hastas vel ipsorum vocabulo frameas gerunt augusto et brevi ferro, sed ita acri et ad usum habili, ut eodem telo, prout ratio poscit, vel cominus vel eminus pugnent. et eques quidem scuto frameaque contentus est* — wird von der archäologischen forschung für die rheinischen Germanen, deren besondere verhältnisse Tacitus ja nicht nur an dieser stelle auf alle Germanen verallgemeinert, durchaus bestätigt: 'Während noch in den germanischen gräbern vom Nauheimer typus, also in der zweiten hälfte des letzten vorchristlichen jahrhunderts, schwerter keineswegs selten angetroffen werden, fehlen sie in den gräbern der Suebi Nicretes des ersten jh.s n. Chr. fast gänzlich, ebenso wie in den linksrheinischen Germanengräbern von Andernach, Weisenau etc., und sind meist durch lanzen (*frameae*) ersetzt, die zahlreich in den gräbern erhoben wurden' (KSchumacher Verzeichnis der abgüsse u. wichtigeren photographien mit Germanendarstellungen.

anhang s. 108). gerade in den reitergräbern jener zeit sind vielfach aufser schildbeschlägen nur lanzenspitzen, aber keine schwerter gefunden worden (ebendort s. 111). wenn auch die gräber der nördlichen Rheinlande leider noch nicht hinreichend untersucht sind, so lässt sich doch jetzt schon ganz allgemein feststellen, dass 'schwerter in den gräbern des 1 jh.s n. Chr. bei den Elbgermanen viel häufiger sind als am Rhein'.

Demnach haben die keltisch-germanischen stämme am Rhein, die Wodan zuerst als höchste gottheit verehrten, den speer über das schwert gestellt und darum ihren kriegsgott mit dem speer als der waffe *κατ' ἐξοχήν* ausgestattet. und so wird bereits der niederrheinische Wodan in seiner eigenschaft als kriegsgott durch die nämliche waffe charakterisiert, die noch mit dem nordischen Odin aufs engste verwachsen ist.

Hamburg. **J. Schwietering.**

SCHÄDELBECHER (zu Zs. s. 237). In einer weitverbreiteten novelle bestraft ein mann seine ehebrecherische gattin, indem er aus dem schädel des von ihm getöteten buhlen einen essnapf oder eine trinkschale herstellen lässt, und sie zwingt, vor ihm aus diesem geschirr zu essen oder zu trinken: Kaufringer 8, 229 ff, Gesta Rom. cap. 56. ThBenfey (Pantschatantra I 436 ff) hat diese novelle mit orientalischen erzählungen verbunden (diese kennen aber den schädelnapf nicht) und die entwicklung des stoffes bis zur ballade 'die Büfsende' von FrLStolberg (Werke I 162) verfolgt, die nach der 32. novelle des Heptameron der Marguerite de Valois gearbeitet ist; s. auch Oesterley zu Schimpf u. Ernst nr 223 und Gesta Rom. c. 56. ich weise noch hin auf die ungedruckte Jónssaga leikara (Finnur Jónsson Litt. hist. III 120). statt des schädelbechers wird hier der abgeschlagene kopf des buhlen vor die frau getragen; diese wendung findet sich auch sonst in den europäischen fassungen der geschichte von der bestraften ehebrecherin, zb. bei Pauli aao. und in der von Kittredge in den (Havard) Studies and notes in philol. and lit. VIII (1903) abgedruckten lat. erzählung 'Arthur und Gorlagon'. **R. Meifsner.**

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND **GUSTAV ROETHE**

ZWEIUNDVIERZIGSTER BAND

BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1923

INHALT.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XLII, 1. 2. december 1922

Primitive gemeinschaftscultur. beiträge zur volkskunde und mythologie von **H. Naumann.** Jena, E. Diedrichs 1921. 195 ss. 8°. — 24 m.[1]

Die sieben aufsätze H. Naumanns, denen sich einer seiner gattin zugesellt, behandeln volkskundliche und religionsgeschichtliche probleme unter dem gesichtspunct primitiver gemeinschaftscultur. sie sind ihrem inhalt und ihrem wert nach verschieden. am wertvollsten sind die schon früher veröffentlichten litterarhistorischen über das alte vagantenlied 'Stetit puella' und über den ursprung des bänkelgesangs. dort findet N. in den beiden ersten strophen ein latinisiertes volksrätsel, als vorbild des bänkelgesangs erklärt er die geistliche märtyrerlegende und sieht in ihm die reclametrommel gewinnsüchtiger drucker von flugblättern, in den bänkelsängern die colporteure der neuen zeitung des 16 jh.s. primitive gemeinschaftscultur ist, wenn man es kurz fasst, cultur der volksseele; in ihr wurzelt die höhere cultur. mit ihrer erforschung fordert N. dasselbe was ich schon 1907 für den wissenschaftlichen betrieb der volkskunde aufgestellt habe, und die auslegung meiner worte von OWaser (Die Schweiz XXII 366) stimmt ganz zu der auffassung Naumanns, nur dass dieser das psychologische moment unberücksichtigt gelassen hat. dies aber erklärt allein, weshalb sich stand, alter und geschlecht in der neigung zur gemeinschaftscultur unterscheiden und unter welchen bedingungen auch der höher gebildete in ihrem banne steht.

N. hat seine untersuchungen, namentlich die zweite und dritte (Primitiver totenglaube; Märchenparallelen), ganz auf den totenglauben und totencult eingestellt. mit vollem rechte fasst er diesen als präanimismus. aber er hat dabei die neueren religionsgeschichtlichen forschungen (Beths, Söderbloms, Friedrichs ua.), nach denen der glaube an die macht der dinge und der erscheinungen in der umwelt die unterste schicht religiösen lebens bildet, leider nicht berücksichtigt. und doch erklärt dieser allein zahlreiche fortlebende volksvorstellungen in worten und handlungen. dieser glaube hat aber auch zum grofsen teil die dämonen geschaffen. gewis hat N. recht, wenn er in den spukgestalten etwas dämonenhaftes findet, aber die behauptung, der

[1] die ausführliche besprechung des buches konnte wegen raummangels nicht zum abdruck kommen.

mensch werde durch den tod schlechthin dämonisches wesen (s. 51), ist doch sehr gewagt. hier steht N. ganz unter dem einflusse von Schonings Leichendämonentheorie, die aber jüngst erst wider durch vSydow (Jättarna i mytologi och folktradition) scharf zurückgewiesen worden ist.

Diese auffassung von der bedeutung der leichendämonen beherscht auch die arbeit über die märchenparallelen, die m.e. der schwächste teil des buches ist. sicher können ähnliche erzählungen in verschiedenen gegenden unabhängig von einander entstehn, sie mögen auch hier und da in präanimistischem totenglauben und -cult wurzeln. selbst die stilisierung und heroisierung dieser primitiven motivformeln ist recht wol möglich, aber ihnen eine solche ausdehnung zu geben wie es N. getan, heifst über das ziel hinausschiefsen und dürfte ebensowenig anklang finden wie Panzers Eisenhanstheorie. da soll der präanimistische mädchenräuber und leichenfresser in animistischer stilform zum drachen werden, in ritterlicher zum roten ritter der Artussage, Wieland soll einst ein unhold gewesen und Niđuđ aus dem alten unholdsfresser und heilbringer herausgewachsen sein. selbst der zwerg Alvís in den Alvíssmál soll im leichendämon wurzeln und Thor der heilbringer sein. so wittert N. überall den leichendämon und den heilbringer, der diesen zum wohle der menschheit beseitigt; das motiv soll bald in mythischer, bald in heroisierter oder ritterlicher, bald in animistischer stilform umgebildet sein. und da das höchste opfer des heilbringers das selbstopfer ist, so opferte sich auch Odin, als er den gang zum riesen Vafþrúđnir wagte. ich vermag beim besten willen nicht die idee des heilbringertums aus diesen beispielen herauszulesen oder sie hineinzuinterpretieren. das ist der boden auf dem sich alles erklären lässt, und den man doch meiden sollte, wenn wir der volkskunde und religionsgeschichte wissenschaftlichen wert erkämpfen wollen, was doch zweifellos Naumanns ziel gewesen ist. das zeigen ja vor allem auch die noch folgenden aufsätze, die sich mehr auf litterarischem boden bewegen, wo das quellenmaterial die zügel straffer zieht. 'Primitive gemeinschaftsdichtung ist die keimzelle der kunstdichtung. was wir meist als volksdichtung zu bezeichnen pflegen, ist gesunkene kunstdichtung, die dieser ungefähr hundert jahre nachhinkt' — das ist der grundgedanke der diese aufsätze durchzieht. schwer zu erkennen ist hier, wo N. die grenze zwischen gesunkenem gemeinschaftslied und volkslied sein lässt. denn alles was man unter volkslied zu verstehn pflegt, ist doch nicht gesunkene kunstdichtung. zahlreiche volkslieder, namentlich natur- und liebeslieder, durchzieht jahrhunderte lang der gleiche ton, und die kunstdichtung einer bestimmten zeit ist daraus nicht zu erkennen. — Besondere aufmerksamkeit ist dem gemeinschaftsdrama gewidmet, das sich nach N. aus dem mimischen tanze entwickelt hat: durch umstilisierung und über-

tragung der handelnden personen auf gestalten der götter- und heldensage ist die tragödie, auf volkstümliche gestalten dagegen die komödie, in Deutschland das fastnachtsspiel, entstanden. auch dass in den keimfiguren vegetationsdämonen stecken, wie schon Mannhardt annahm, halt ich für sicher. nur lassen sich diese, selbst bei der annahme von umstilisierung, schwerlich alle als totendämonen auch nur wahrscheinlich machen. scheinbar alter ritus ist oft nichts weiter als sitte die in der freude an lebensbetätigung wurzelt, wie zb. die alten innungsfeste, an denen jeder beruf die embleme seines handwerks zur geltung bringen wollte. am ehesten darf man noch das schwertfechterspiel (s. 124 ff) als ein von den städtern umgewandeltes ritual auffassen, denn dieses darf nicht ohne weiteres dem schwerttanze gleichgestellt werden. der schwerttanz ist von haus aus das innungsspiel der schwertfeger; er hat nichts mit dem schwerttanz des Tacitus zu tun. von den schwertfegern gieng er auch auf andere innungen über und fand eingang in ländlichen kreisen. das schwertfegerspiel dagegen ist die städtische umwandlung eines agrarischen vegetationstanzes, auf den allerdings der schwerttanz von einfluss gewesen zu sein scheint.

In den spuren ihres gatten bewegt sich auch der aufsatz der frau Naumann 'Zum Schutzgeisterglauben'. zunächst hier ein wort pro domo. frau dr N., die wol nicht wie ihr gatte am kriege teilgenommen hat und daher die arbeiten ihres specialgebietes eingesehen haben konnte, durfte es wissen, dass ich mit der seelenglaubentheorie längst gebrochen habe, zu deren verteidigern sie mich auch jetzt noch macht. sie knüpft in der arbeit selbst an ihre doctordissertation an und erklärt den nordischen fylgjenglauben aus dem glauben primitiver völker an das verborgene leben, das sich im sympathietiere zeigt. in diesem lebt der mensch auch nach seinem tode fort, und erst wenn das sympathietier getötet ist, erlischt seine existenz. so weit es sich um die tierfylgje handelt, kann man diese deutung gelten lassen, so unsicher auch der boden ist auf dem sie aufgebaut. wo dagegen die fylgje als weiblicher schutzgeist begegnet, da versagt die beweiskraft der frau N. ganz. denn weshalb der *hamr Atla* Atlis schutzgeist oder die stärke das bindeglied zwischen schutzgeist und sympathietier sein soll, ist mir unverständlich. und ebensowenig beweiskraft hat der büffel des afrikanischen märchens als parallele zu den frauen- und geschlechtsfylgjen. ebenfalls völkervergleichend, doch exact concentrisch vorgehend, deutet auch Rosén den nordischen fylgjenglauben, kommt aber zu ganz anderem ergebnis. er sieht seine wurzel in dem glauben und ritualgebrauch, der sich bei allen völkern an die nachgeburt knüpft. und so kommt er zu dem schlusse, dass zahlreiche völker die nachgeburt als einen teil des menschen selbst betrachten, ja als ihren und andrer menschen schutzgeist (Om

dödsrike och dödsbruk i fornnord. religion s. 224 ff). aber auch diese erklärung löst nicht alle rätsel; sie enthüllt wol das geheimnis vom fylgjenweib, aber nicht vom fylgjentier. so herscht über den fylgjenglauben noch keine einigkeit, und ich habe deshalb die fylgje schlechthin als zweites ich im menschen gedeutet, das den körper begleitet, ihn aber auch verlassen und alle möglichen gestalten annehmen kann. doch mit dem seelenglauben hat die fylgje nichts zu tun; sie ist nicht unkörperlich, transcendental, sondern immer körperlich, und kann daher sprechen und handeln, ja selbst getötet werden.

Leipzig. **E. Mogk.**

Vatnsdœla saga hrsg. von **W. H. Vogt** (Altnordische Sagabibliothek bd. 16). Halle, Niemeyer 1921. LXXVIII u. 144 ss. 8°.

Mit freude begrüfsen wir es, dass die bewährte altnordische Sagabibliothek sich trotz der ungunst der zeiten am leben erhält und auf die kriegspublication von Fr. R. Schröders Hálfdanarsaga Eysteinssonar nunmehr Vogts Vatnsdœlasaga folgen lässt. dass grade diese ausgabe ein würkliches bedürfnis war, darf behauptet werden, denn Vígfussons alte ausgabe in den Fornsögur war zwar kritisch nicht unbrauchbar, aber eine modernere litterarische behandlung, wie V. sie bietet, war sehr erwünscht. zudem waren die Fornsögur nicht überall leicht zugänglich, und so ist die deutsche publication in einer weit verbreiteten serie höchst erfreulich. grade deswegen hätte man freilich gewünscht, noch mehr von dem gesamten überlieferungsbestande zu sehen zu bekommen, und mindestens das fragment M mit seiner sonderstellung hätte wol bei seiner kürze einen erneuten vollen abdruck, nicht nur eine beschreibende textvergleichung verdient und ohne technische schwierigkeiten auch erhalten können.

Vogts neue ausgabe bedeutet das eindringen neuer und wertvoller methoden in die Sagabibliothek. sie fasst ihren stoff unter ganz anderen gesichtspuncten auf als etwa Finnur Jónssons einleitung zu seiner Egilssaga. diese beginnt mit einem sehr ausführlichen abschnitt über isländische geschichtsschreibung und behandelt später noch gesondert die 'glaubwürdigkeit' der Egilssaga. dh. ihm ist die saga in erster linie geschichtsquelle, der materielle teil der saga interessiert ihn besonders, der historische wie der altertumskundliche. quellen- und überlieferungsfrage wird sorgfältig erwogen, wie bei einer mittelalterlichen chronik. das alles hat seine zweifellose volle berechtigung. aber die künstlerische betrachtung tritt dabei in zweite linie. V. dagegen kommt von Heusler her. für ihn ist die saga zunächst nur kunstwerk, künstlerische individualität und bedingtheit zu erfassen und klarzulegen, ist hauptaufgabe des herausgebers. ästhetische gesichtspuncte walten bis zu dem grade vor, dass sie

— ebenfalls in Heuslerscher schulung — V.s eigene sprache stark und für meinen geschmack nicht immer ganz glücklich beeinflussen. auch V. beschäftigt und interessiert die quellenfrage, aber auch sie von ästhetischen gesichtspuncten aus. nicht inhaltlich, materiell wird sie geprüft, sondern formal. was ist in der fertigen saga tradition? wie weit war diese tradition geformt? was ist künstlerische neugestaltung des sagamannes? diese berechtigten und ergiebigen mafsstäbe anzulegen, lag für V. nahe, denn seine besten arbeiten liegen auf diesem gebiet. das classische werk stilistisch-künstlerischer analyse einer saga ist Heuslers behandlung der Vǫlsungasaga (Die lieder der lücke des Codex regius, Festschrift für HPaul 1902 s. 1 ff), die indessen nicht selbstzweck, sondern kritisches mittel war. V. ist früh mit seinen studien zur Egilssaga auf diese wege gekommen, die er neuerdings mit energie weiter gegangen ist. er gehört auch zu dem kreis der übersetzer in der sammlung Thule, die die saga als kunstwerk populär zu machen sucht, und hat dort ua. eine übersetzung der Vatnsdœlasaga gegeben. besonders wichtig ist sein aufsatz in der Zs. 58, 161 ff über die 'Frásagnir' der Landnámabok, in dem er seine principielle auffassung zur entstehungsgeschichte der saga darlegt und hinter den ausführlichen texten kurze einfache, anekdotische, aber doch künstlerisch fest geformte erzahlungskerne nachweist, die mehr oder weniger ausgestaltet in die fertige saga übergehn.

Diese auffassung findet ihre anwendung auch auf die Vatnsdœlasaga und führt auch hier trotz der starken persönlichkeit des sagamannes zum nachweis älterer kerne. V.s anschauung ist naturgemäfs nichts unvermittelt neues. schon 1885 hat die dissertation des Schweden U. Bååth (Studier öfver kompositionen i några isländska ättsagor) ähnliche gesichtspuncte geltend gemacht und in weniger eindringender analyse als V. im 'þáttr', dem erzählungsabschnitt die vorlitterarischen kerne der saga zu erkennen gemeint. in seine analyse bezieht er auch grade die Vatnsdœlasaga ein. mir war daher die kurze und abweisende form auffallend, in der Bååths arbeit in V.s von reicher litteraturkenntnis zeugender einleitung behandelt wird. mir scheint die abweisuug unverdient, denn genau wie V. hat schon Bååth die centrale bedeutung der *hamingja*-idee für die composition der Vatnsdœlasaga erkannt und sie wie V. in gegensatzbeleuchtung zur Grettissaga gesehen, deren leitgedanke die *ógæfa* (der unstern) ist. V. ist freilich über Bååths resultate bedeutend fortgeschritten. besonders ist sein nachweis wichtig, dass die einzelnen abschnitte der saga in der verwendung stilistischer schmuckmittel (stab-bindung und variation) erheblich von einander abweichen, also getrennte entstehung verraten. da diese stilmittel aber bewuste formung voraussetzen, so erhalten wir damit in der tat greifbar eine schon bewuste erzählungskunst, die der aus-

bildung der gesamtsaga vorausligt und geeignet ist, neben ihr ein selbständiges leben weiter zu führen. für jede saga ligt uns also die untersuchung ob, wie weit der verfasser unseres textes — resp. unserer verschiedenen texte derselben saga — nur redactor, zusammensteller gewesen ist, wie weit er künstlerisch selbständig und bedeutend geschaffen hat.

Vogts untersuchung lässt beide ingredienzien — erzählungskerne und sagamann — gut erkennen. die einleitenden capitel vor der landnáma sind mit ihrem fornaldarsagamäſsigen charakter weit verschieden von der einfachen höhe der Ingemundschen landnáma- und Isländerzeit und diese wieder von den zauberanekdoten der Ingemundsöhne. die würksamkeit des sagamannes tritt besonders stark centralisierend hervor. schon Baáth hob den ungewöhnlich einheitlichen charakter der saga hervor und erkannte als den durchgeführten faden die *hamingja*-idee, dh. die idee von der angeborenen oder auch erworbenen glückhaftigkeit des menschen, die hier als familienerbteil erscheint. diese idee wird — das erkennt V. richtig — dem sagamann in einem teil der kernerzählungen an die hand gegeben, und zwar in einer mehr volkstümlich-concreten form. sie ligt nicht nur in der von V. hervorgehobenen erzählungsgruppe der Ingemundsöhne, sondern auch in der von V. als ganz jung bezeichneten eingangspartie fornaldarsagahaften charakters, die ich für älter halten möchte. hier gibt die doch gewis nicht rein erfundene, sondern traditionelle genealogie mit ihrer betonten namensaufnahme die primitivere *hamingja*-vorstellung an die hand, nach der die *hamingja* etwas erblich mit dem namen übertragbares sei. das fehlen der *hamingja*-vorstellung in der vorstufe der saga hier aus den verhältnissen der Landnámabók zu erschlieſsen, scheint mir eben wegen ihrer verknüpfung mit der genealogie und namengebung gewagt. diese primitivere hamingja-vorstellung erhebt der sagamann zu einer höheren und abstracteren idee einer glücklich waltenden vorsehung, die er durch sein ganzes werk durchführt. dass diese gehobene *hamingja*-idee noch nicht christlich zu sein braucht, hätte noch deutlicher hervorgehoben sein sollen. eine vorchristliche entwicklung ist durchaus denkbar bei der zersetzung des heidentums schon in der Wikingerzeit, die einerseits zu trotziger glaubenslosigkeit, anderseits zu einer ethisierung und verinnerlichung der alten, heidnischen, concreten vorstellungen führt. in ganz anderem zusammenhang hat Magnus Olsen in seinem neuesten beitrag zur Röksteinforschung (Ark. f. nord. fil. 37, 201 ff) eine solche verinnerlichung der Ragnarökvorstellungen und des glaubens an den erben und rächer der götter zu erkennen geglaubt. erst eine letzte, dünn und locker aufliegende schicht ist speciell christlich resp. fasst ältere vorstellungen unter christlichem gesichtspunct.

Mit freude sieht man in Vogts darlegungen die romanti-

sierende tendenz der Vatnsdœlasaga mit den mitteln der fornaldarsaga gebührend betont. die lust des sagamannes an den starken, oft grellen farben der jüngeren gattung ist unverkennbar. doch dürfen die einleitungscapitel deswegen nicht dem sagamanne zugeschoben werden. hier haufen sich die romantischen motive denn doch so, dass sie nicht mehr als aufgeflickt gelten können, sondern als das grundelement würken, in dem umgekehrt die detaillierte und psychologisch nuancierende darstellungskunst als die secundäre leistung des sagamannes erscheint. und kaum dürfte dieser, der proben bedeutender fähigkeit zu einheitlicher durchgestaltung gibt, so planlos widersprechend zwei traditionelle züge anbringen, wie einerseits Ingemunds verachtung der lappischen vǫlva und ihrer prophezeiung, anderseits die inanspruchnahme lappischer zauberer durch denselben Ingemund. das ist aber denkbar in einer stoffhungrigen fornaldarsaga. kommt dazu die erwähnte primitive *hamingja*-auffassung und die bedeutung der namensmagie sowie die ganze stilisierung dieses abschnittes, so scheint es mir nicht zweifelhaft, dass auch hier der sagamann geformtes material verarbeitet hat und dass mit einer 'þáttr'artigen vorstufe zu rechnen ist. dass die familienchronik sich bei den ferneren vorfahren ins undeutliche und fabelhafte verliert, ist nicht verwunderlich, und es ist nur ein zufall, dass Þórstein und Ingemund nicht helden einer eigenen fornaldarsaga geworden sind wie die älteren generationen der Hrafnistaleute.

Für textgestaltung und anmerkungen war Vogt der rahmen der Sagabibliothek angewiesen. was in den commentar aufnahme findet, wird immer persönlicher geschmack bleiben: immer wird in einzelnen fällen der eine erwünscht finden was dem andern überflüssig scheint. die litteraturverweisungen sind reichlich gegeben, und so dass sie zu eigenem weiterbaue anreizen. erfreulich ist dass die syntaktischen eigenheiten der nordischen prosa in den anmerkungen berücksichtigung finden, und man hätte in dieser richtung noch ein mehr vertragen. insbesondere seit Heuslers elementarbuch eine bequem erreichbare verweisung gestattet, rechtfertigt sich das eingehn auf diese verhältnisse. die sachlichen anmerkungen sind im allgemeinen frei von ungesicherten hypothesen. den geographischen notizen kommt Vogts persönliche kenntnis des landes zu gute. die eigenart der einleitung, das ästhetische und psychologische stark in den vordergrund zu drängen, widerholt sich auch in den anmerkungen. vielleicht ist sie hier, wo es sich um tatsächliche, einzelne sacherklärung handelt, weniger glücklich als in der gesamtbehandlung und wird den bedürfnissen der studierenden benutzer der Sagabibliothek nicht ganz gerecht. dem gegenüber fallen die sacherklärungen zuweilen etwas kurz aus, so etwa die behandlung des namenstabu s. 34 f, der schiffsbestattung s. 64, wo Kålunds alte und nicht

leicht zugängliche arbeit kein ganz glücklicher verweis ist, der epischen dreizahl s. 6 f, wo Olriks name und die erwähnung von volkssage und märchen vermisst wird. aber solche mängel folgen notwendig aus dem zwang zur auswahl. sie berühren nicht das wesentliche dieser schönen und in ihrer art höchst originellen sagaausgabe.

Greifswald. **H. de Boor.**

Die Kreuzensteiner dramenbruchstücke. untersuchungen über sprache, heimat und text von **Kaspar Dörr** [= Germanist. Abhandlungen, hg. von Fr. Vogt, 50. heft]. Breslau, M. u. H. Marcus 1919. VII u. 136 ss. 8°.

Ein rheinischer student an der Wiener universität oder auch ein cleriker in der masse der pilger, die im 14 jh. von der Donau eine heiligtumsfahrt nach Aachen machten, mag eine handschrift des Aachener passionsspiels nach Niederösterreich verschleppt haben. 'eins der schönsten denkmäler seiner gattung' ist nur in trümmern, auf pergamentfälzen des 14 jh.s auf uns gekommen. sie haben in zwei papierhss. des 15 jh.s gesteckt die der burg Kreuzenstein in Niederösterreich gehören. JStrobl hat sie 1906/07 entdeckt, gelöst und veröffentlicht.

Bezüglich localisierung und textbehandlung erzielt Dörr neue, glückliche resultate. er sichert in eingehnder, wenn auch nicht einwandfreier untersuchung der sprache Aachen als heimat. einzelheiten: *sail* 'soll' 20 gegenüber gemeinem *sal* hat, wie mnl. *saelt*, dehnung in offner silbe vor angelehntem *in* 'ihn'. *gesait* 'gesagt' 9 geht auf *gesacht*, nicht auf *gesaget*. kampf zwischen nördlichem *-e-* und südlichem *-a-* bei 'manch' im rip. jetzt bei EKalisch Morant und Galie s. XVI. *goits* 351 und *hoifs* 290 haben reguläres langes *o*. *inde* 'und' ist nie limburgisch gewesen. *ê* = ahd. *ê* aus *ai* und *ê* aus ahd. *â* sind in der tat zusammengefallen. das einmalige *wief* 'weib' steht unmittelbar neben *lieflich*. *up* 'auf' hat altes kurzes *u*. *iu* für altes *û* in geschlossener silbe ist verschreibung (oder schlechte lesung?) für *ui* mit dehnungs-*i* nach ostfranzösischer orthographie (vgl. Zs. f. d. mdaa. 1921 s. 10). *intsluis* 'schliefs auf' 152 hat nicht *iu*, sondern präsens-*û*, wie der reim auf *ris* 'aus' beweist. *e* in *eniche* 200 usw. statt sonstigem *ei* weist auf *e*-kürze. *boegen* 100 ist mit langem *ö* zu lesen. 201 *Inde myn wesen vt intdecke* ist *vt* kaum als fortsetzung eines *iuwicht*, sondern als schreibfehler für *iet* (doch vgl. *y*ᵉ*t* 156) oder noch eher *vch* zu deuten. in dem *ů* von *vlů* 'flieh' 171, *nůwen* 'neuen' 308, *trůwcliche* 71 scheint mir ein *u*-wert angedeutet, den wir in diesen fällen für das gesamte ältere rheinische ansetzen müssen. der unerklärte rheinische typ *wunnenclich* (*n*-einschub!) ist von der concurrenz *künineclich* : *kunnclich* an der geographischen schnittfläche zwischen den ex-

tremen typen ndl. *koning* und d. *könig* ausgegangen. *mait* 'kannst' 136 = mhd. *maht* wie *gesait* = *gesacht*, es dürfte somit nicht bei den zwischenvocaligen *g*-fällen erscheinen, wo ich im übrigen *sain* 'ich sage', *sais* 'du sagst', *drait* 'tragt', *meeden* 'madchen' dat. pl. vermisse (vgl. s. 6 f). *sallich* 234 ist verschrieben für *salich*. fälle wie *schoinre* 7 (vgl. s. 22) sind nicht durch metathese, sondern durch synkope entstanden, vgl. Franck Mnl. gr.[2] § 198 und die rhein. belege bei Kalisch s. XVIII. *emmerme* hat keine *m*-gemination, die doppelschreibung bezeichnet die kürze des *ü*- oder *ö*-lautes. *alwege* 12 neben *alrewegen* 142 hat keinen *n*-abfall, vgl. mnl. *allewege*, *alrewege(n)*, bei *minne : sinne* 138 vermag ich nichts besonderes zu sehen, und *wulden : hulde* 227 kann durch den sg. *wulde* ersetzt werden, worauf auch *de is* statt *die is* (vgl. *alle die* pl. 182) weist, also *Wyf of man de is plegen wulde*. *eime* 'einem' 62 ist falsch gebessert aus hs. *eine*, das für *eme* 'ihm' steht. das nebeneinander von *kneet* und *knecht* zeigt den kampf von mundart und cultursprache, der die Rheinlande im ganzen zweiten jahrtausend durchtobt, der typus *knecht* spricht nicht notwendig für einen auswärtigen schreiber. *neiste* 'verwante' 165 mit *ei* = *ē* (mnl. *neest*, *naest*) hat zwischenvocaligen *h*-schwund. über den dat. *mich : dich* vgl. jetzt Zs. f. d. mdaa. 1919, 109 ff. wobei das einmalige *mir* 351 besondere bedeutung erhält. *he* 'er', *de* 'der' pron. dem. und rel., *we* 'wer' sind mit *ę̄* zu lesen (heute *ēə*), über ihre entstehung vgl. jetzt Zs. f. d. mdaa. 1919, 128 ff. 136 ff; *der walt de wil sich cleyden* 297 zeigt im sinne der dortigen erklärung die eingedrungene rein hd., unbetonte artikelform neben dem betonteren demonstrativen compromiss aus *die* + *der*. *egeine* 'keine' 119 (statt *engeine* mit vernachlässigtem *n*-strich?) stammt von *nechein*, nicht von *dechein*, und lebt in heutigem *je(n)* fort, das längs der Rheinstrafse und bis in die westlichen randzonen von culturdeutschem *ke(n)* bekämpft wird. *is* 'ist' hat nie ein *t* gehabt. das nebeneinander von *hain* 87 und *hauen* 345 findet sich nordöstlich Aachen noch heute. *gein wir* conj. 169 ist mit *ē*, aber *geit* 'er geht', *steis steit* 'stehst, steht' mit *ei* zu lesen. die vereinzelten *von* 'von', *vnd* 'und', *sint* 'sind', *ist* 'ist', *mir* 'mir' und auch die sonstigen eigenheiten der hs. (s. 45), die aus dem Aachener bezirk herausführen, weisen nicht notwendig auf einen südlichen, gar obd. schreiber (*pruct* 103 ist gewis für *pluct* verschrieben!). sie begegnen alle in rip. überlieferung und sind zum teil heute sogar in der mda. fest geworden; *lietekijn* ist für *liedekijn* 'liedchen' verschrieben. dichter und schreiber haben in der tat dieselbe heimat.

Zu verwerfen ist die immer wider auftauchende falsche vorstellung von den ndl. einflüssen im nordrheinischen. Dörr huldigt ihr s. 32 in der beurteilung des wortschatzes. alte gemeinschaft zerbricht vielmehr im laufe der jahrhunderte unter dem einfluss

des culturdeutschen, charakteristische stücke des mnl. wortschatzes haben einst bis in die Eifel gegolten. einzelheiten: ob *alwege* 12 nicht doch in *alrewege* (vgl. 142) zu bessern ist (vernachlässigung einer *re*-abkürzung in der überlieferung?), wodurch das metrum sich glättet: *Do ich alrewege vmme bat.* *baloeren* 'tanzen' 280. 295 und *baloerisse* 288 'tänzerin' stehn mit *oe* = *â* unmittelbar neben ital. *ballare*, prov. *balar*, nicht bei afranz. *baler*, mhd. *bal(l)ieren*, mndl. *bal(l)eren* (Salverda de Grave s. 346) und *ballerig(g)e* 'tänzerin'; aber es steht *ballerie* 303 'tanz'. oder sollte *oe* zeichen für langes *ö* sein, vgl. s. 15? dann wäre eine umbildung nach afrz. *baleor, baleeur, bal(l)eur* (Godefroy I 563) anzusetzen, wie auch Spitzer meint. jedenfalls ist die Aachener vocabelsippe gröster beachtung wert. *reysentlich* 307 ist richtig als 'abwechselnd' und als ableitung von mnl. *reise* f. 'mal' gedeutet; doch les ich *reysenclich* mit typ *wunnenclich.*

In den trümmern hatte Strobl zwei grofse scenenreihen erkannt. die erste zeigt nach ihm diese scenenfolge: 1. Simeon im tempel, 2. Tod des Herodes, 3. Rückkehr aus Ägyten (3a. Palmbaumscene, 3b. Räuberscene), 4. Versuchung Christi durch den teufel, 5. Berufung der apostel, 6. Hochzeit zu Cana. Dörrs eindringende untersuchung sichert Strobls ordnung; es handelt sich in der tat um die reste einer lage von drei doppelblättern. bei der kritik der einzelnen scenen unterscheidet D. drei gruppen: A) scenen, die das Aachener spiel mit dem sogenannten Maastrichter gemein hat, nämlich 3. 4. 5. 6; B) scenen apokryphen inhalts 3a. 3b; C) Simeon 1, Herodes 2.

Die berührungen zwischen dem Aachener und Maastrichter spiel hat Creizenach I² 118f als erster gesehen. sie beziehen sich auf die anordnung von 3—6, wobei die reihenfolge 4—6 zu Petrus Comestor stimmt, auf das gemeinsame Juda statt des biblischen Israel in 3, auf verarbeitung gleicher biblischer stellen in gleicher scenischer und gedanklicher entwicklung, ja bei wörtlicher übereinstimmung in 5, auf augenfällige ähnlichkeiten in auffassung und sprachlicher formulierung in 6: *archytriclinus* ist als eigenname, brautvater und wirt gefasst; Maastricht (M) 764f und Aachen (A) 198f steht die gleiche charakteristische participialconstruction *Wijf, wat soude mir ane genomen?* : *Wat sulde mich, wyf, dis* (= *dit?* vgl. 310, aber auch *bis* 'bist' : *dis* 'des' 108) *ain genúmen?* 'was hülfe es mir, dies zu unternehmen?' (Stoett § 274, Wilmanns III § 61, 7, Paul Mhd. gr. § 292, D. gr. IV § 328), Moltzer Middelnederl. dram. poezie s. 519 und Dörr s. 61 erklären falsch 'was geht es mich an?' einen von Strobl verkannten fetzen erweist Dörr als abschluss der versuchungsscene (s. 50) 4. auch macht er wahrscheinlich, dass vor der versuchung auf dem berge die versuchungen in der wüste und auf der tempelzinne, die taufe Jesu und die scene vom zwölfjährigen Jesus im tempel verloren sind. sie gehn in

M voraus und haben in A ein viertes und fünftes doppelblatt im erhaltenen dritten bedeckt. A ist das jüngere, an M inspirierte spiel, das aber durchweg selbständig gestaltet: erweiterungen bei freier behandlung des bibeltextes begegnen in 3 (nach der 'Erlösung'?) und 5. so ist auch m.e. der befehl zur rückkehr aus Ägypten auf Gabriel übertragen (bibel, M ein engel), weil A den vorausliegenden fluchtbefehl des Gabriel nicht dramatisiert. nicht alle plusstellen in 6 kann ich als erweiterungen ansehen. an dem verwehten stichwort architriclin M 759 erkennt D. mit seinen vorgängern zu recht eine lücke in M. mir scheint auch die folgende weinwunderscene in M zerstört und diesmal demnach in A die ursprünglichere fassung erhalten. dass im übrigen die freiere dramatische formung, die stärkere exegetische und darum klarere benutzung des bibeltextes (152 f. 200 f), die gemütvolle vertiefung (83. 89—92. 128—132) und die auflösung dürrer worte in belebte handlung (203—205) auf der seite von A liegen, hat D. hübsch herausgearbeitet. nachwürkungen der berufungsscene 5 glaubt er in den hessisch-wetterauischen spielen zu finden. in der Canascene 6 zeigen A und M auffällige beziehungen zur Himmelgartener passion, die schon Creizenach aao. nicht entgangen waren.

Zum text von 3—6. lis *weset* statt *weest* 83. vor 115 hat gewis das reimwort *al* gestanden, so dass 115 zu lesen wäre *Des* oder *Dis* (hs. *Dus*) *ich dich here machen sal,* vgl. Matth. 4, 9 'haec omnia tibi dabo' = M 698 *So bist du here all disser lant. volghen ain* 'bei einem sein, zu teil werden' 132 stimmt zum mndl., vgl. Mndl. wb. I 185 f. *wiederqual* 'böses' 145 ist als vocabel und durch das kurze *a* (: *al*) bemerkenswert, vgl. Lexer III 847; oder ligt verderbnis statt *wederval* 'unfall, unglück' Mndl. wb. IX 1996 vor? 152 f ergänz ich: *Do besluis ind intsluis, So wat* [*du*] *wilt* [*la*] *in of vis,* vgl. M 740 *Die da cloppent, die la in*; s. 30 wäre also unter 'wollen' *wilt* 2. sg. präs. nachzutragen. 162 *De en* (hs. *Dem*) *mach komen niet ze spode.* 165 ist *alle* zu streichen, das aus 167 stammt. 166 *groisse feiste* f. stimmt zum mndl. *feeste* f. 'fest', doch vgl. *feste* dat. n. : *geste* 'gäste' 177. 176 f stören mich die beiden unmittelbar aufeinander folgenden *dus.* 193 besser ich *Sitz* zu *sitzet.* vor 194 ist ein vers mit dem reimwort *wyn* 'wein' verloren. man fühlt sich versucht im anschluss an M 760 *Hie in is, meister, ingein win* zu ergänzen, wobei *meister* etwa durch *here* zu ersetzen wäre. 194—196 schlössen sich glatt an: *Wuldz du des ein meister syn, Dat mans hedde volkomenheit, Dich dat wail zu dúne steit* 'wolltest du daran deine meisterschaft zeigen, so dass man den eindruck, die gewisheit der vollkommenheit hätte, so solltest du das wol tun'.

Von den apokryphen stücken 3a. 3b ist nur 3a in einem mittelalterlichen drama, wider dem Himmelgartener spiel, nach-

zuweisen; beide aber finden sich in jüngeren volksschauspielen. A hat ganz selbständig gegen die legende, aus der Walther von Rheinau, Philipp der karthäuser, der Schweizer Wernher, Konrad von Fufsesbrunn und das Passional schöpfen, beide scenen von der flucht auf die rückkehr aus Ägypten verschoben, aus kluger dramatisch-scenischer überlegung: das herumziehen auf der bühne zwecks andeutung der flucht wurde gespart, die scene vom tod des Herodes, die zugleich die dauer der flucht ausfüllt, konnte breiter angelegt werden, das kleine kind wurde durch einen spielenden knaben ersetzt. die bitte des kindes um einen apfel zum spielen gehört zu den glücklichen selbständigen griffen des dichters. der Jesusknabe mit apfel in rheinischer malerei und legende hat ihn vielleicht veranlasst. es ist Dörrs besonderes verdienst, 3b als Räuberscene erkannt und durch einordnung eines weiteren fetzens bereichert zu haben, so schmal die reste auch bleiben.

In der Palmbaum-Apfelscene besser ich 98 *Lieflich kent, inde boegt* (hs. *roegt*) *he sich*; *boegt* stellt sich zu *sich boegen* 'sich beugen' 100 und *roegt* schwindet dann als ungewöhnliche vertretung eines mhd. *üe* s. 16. gleichbedeutendes *biucht* 103 (ohne reflexivpronomen!) gehört zu inf. *bûgen* mit präsens-*û* und *iu* statt *ui* = *û* (vgl. oben über *intsluis* und *iu* für *û*). die rede des Jesusknaben beginnt schon mit 100, nicht erst mit 101. ich lese 101 *brecht der* (hs. *des*) *eppel* nach 104 *pluct der eppele.*

Die scene vom tod des Herodes (2) hat ganz eigne prägung: sie fehlt den älteren weihnachts- und dreikönigsspielen (auch dem Maastrichter spiel), oder sie wird, wie im Benedictbeurer Weihnachtsspiel, stumm gespielt. sie ist dazu von milder, versöhnlicher stimmung gegen den bluttyrann der legende erfüllt, und nur in der empfehlung des sohnes an die ritter erinnert sie an die thronbesteigung des Archelaus im Benedictbeurer und Orleanser spiel. v. 76 *Inde notlich wesen vnderdoen* ist gewis zu der treurede des ritters zu ziehen: *notlich* ist hier gleich mndl. *nodelike* 'zum nutzen'. *nŏrme* 68 kann nur gleich **naerme*(*er*) sein, das etwa durch 'nachgerade, allmählich' zu übersetzen wäre.

Guelich 69 stellt D. s. 133 zu einem Aachener *quelich* (so statt *guelich*!), das soviel wie 'übel, schlecht' bedeutet. es ist das ostmndl. *quel*(*l*)*ike* für normales *qualike* 'mühsam'. ich denke auch an einen fehler für *Muelich mach ich vortme dragen Crone van dem riche.* in dem verse 75 *Want der doit hat mich gesiecht* ist *gesiecht* s. 133 falsch zu *sigen* 'sinken' gestellt. es kann im mndl. allerdings trans. sein, bleibt dann aber stark und hat die bedeutung 'seihen'. *gesiecht* steht zu mndl. *sichten* 'mähen', *sichte* 'kleine sense', das widerum von *sichten* 'sieben, sichten' zu scheiden ist. *ie* (*gesiecht* : *pliecht* 'pflegt') ist zeichen des langen geschlossenen *ē*, das vor *ch* aus *i* gedehnt ist.

Die breit angelegte Darstellung im tempel (1) stellt Simeon

mit fühlbarer liebe in den mittelpunct und streicht die prophetin Anna, offenbar aus dem localpatriotischen bedürfnis nach verherrlichung des heiligen, dessen arm seit dem 11 jh. im Aachener reliquienschatze ruhte. Bibel, exegese, predigt, officium und lichtmessbräuche haben zur freien gestaltung des vorwurfs beigesteuert. insbesondere kommt für den sceneneingang 4—29 (der im tempel harrende Simeon: Gabriels prophezeiung) die einwürkung eines prophetenspiels in frage, das der 'Erlösung' nahe stand (s. 78—80). freilich kann ich der ausdeutung von 44—58 (s. 76) nicht zustimmen. Simeons 'nunc dimittis servum tuum in pace' soll nicht auf seinen tod, sondern auf den frieden zwischen Gott und mensch bezogen sein; darum heifse es auch 44 *Nu blijft ze vrieden heirre inde knect.* aber mir scheint *inde* für *din* verschrieben, und 44 bliebe in der übersetzung 'Nun geht zum frieden ein, Herr, dein knecht' eine sinnentsprechende widergabe der bibelstelle. auch die weitere umschreibung von 44 in 45—47, wo nur von Simeon die rede ist, spricht für diese correctur nach dem bibeltext, wie denn überhaupt die ganze stelle 44—58 eine naive verdeutschung von Simeons lobgesang nach einem kirchlichen officium ist. die eingangsverse 1—3 des bruchstückes, die Strobl zu einer verkündigungsscene rechnet, erweist D. durch vergleich mit dem hier verwanten StGaller spiel von der Kindheit Jesu als stück der lichtmessscene.

Einzelnes zur Lichtmessscene: vor 1 hat im reim auf *menichvalt* gewis *gewalt* gestanden. v. 1—3 sind s. 81 sinntreffend, aber gegen den wortlaut des textes in 3 übersetzt. *As sal id* (hs. *si*) *sin by minen ziden* muss Marias versicherung lauten. 6 *Gewore* (hs. *Gewoer*) *scheppere.* 26 f ist falsch geheilt. 26 *Des wil ich mich vreuwen sere* ist zu 25 zu ziehen, wobei hinter 24 punct zu setzen ist. *werden here* 27 ist richtig als acc. gefasst, aber *sich vreuwen over* ist unmöglich. die ergänzung des anfangs von 27 bleibt ungewis. 45 *ich* gegen hs. *icht* (doch vgl. Stoett § 34, Paul § 328) und 46 ist bei *Din wort* der hs. (verbum tuum Luc. 2, 29) zu bleiben. 47 darf nicht durch punct von 41—46 getrennt werden. die stelle ist eine breite umschreibung von Luc. 2, 29 und 47 heifst demnach: 'denn ich werde nach deinem wort (*wils*) bei dir ausharren, bleiben, meinen frieden finden'; oder ist gar *Want* 47 aus *Want* 45 eingeschlüpft und demnach in *Dat* zu ändern? auch an *Want* 'bis' wäre zu denken. *as ze leren id* (hs. *inde* aus 59) *in der glorien eren* ist die bei Stoett § 283 erwähnte mndl. infinitivconstruction 'um es zu lehren im glanze der herrlichkeit'. 55—58 ist also eine umschreibung von Luc. 2, 32. 63 hat das reimwort *wunt* (: *stunt* 64) gestanden.

In der ersten scenenfolge vermisst man die flucht nach Ägypten und den kindermord der andern spiele. ich glaube, dass sie in der tat nicht dramatisiert waren. mit knapper dar-

stellung von geburt und anbetung der hirten und könige mag das Aachener spiel begonnen haben. dann folgte die breit angelegte Lichtmessscene. Gabriels ausdrücklicher hinweis auf Herodes mordtaten und -absichten in der ungewöhnlich langen rede gelegentlich der aufforderung zur rückkehr aus Ägypten (85—87) soll die mordscene augenscheinlich ersetzen. die sanfte stimmung bei des Herodes tode würde bei einem vorhergehnden blutbad allzu unwahrscheinlich. die verlegung der apokryphen Palmbaum- und Räuberscene auf die rückkehr wäre somit nicht allein aus scenisch-dramatischen rücksichten zu erklären. auf die augenfällige übereinstimmung der scenenfolge 1. 2. 3 im Aachener spiel und in der antiphonenfolge der lichtmessmatutin im Responsoriale et Antiphonarium S. Gregorii papae hätte D. näher eingehn sollen.

Die zweite scenenfolge enthält die trümmer eines Johannes- und eines Magdalenenspiels, die drei doppelblättern entstammen. D.s anordnung der streifen weicht von Strobl stark ab, und es gelingt ihm, auch den bei Strobl verbliebenen restfetzen ihre stelle im ganzen der scenen anzuweisen. nach anfänglicher skepsis stimm ich ihm jetzt zu. doch interpretier ich stellenweise anders und mache einen vorbehalt und eine umstellung: 1. 245 *Ind wat vr wille* | *is datz der myn* erscheint an der verbindungsstelle zweier fetzen zu glatt vernäht. da die hs. die verse offenbar absetzt (weder Strobl noch Dörr äufsern sich ausdrücklich darüber), so wären die beiden stücke wol eher zwei versen zuzuweisen. 2. 218f und demnach auch 227f, die rückseite, rück ich zwischen 224 und 225 bezw. 232 und 233. ich stelle dann folgenden gang der handlung und des dialogs fest, wobei ich ausgefallene stücke in [...] setze. scene: Gastmahl des Herodes; handlung: Johannesspiel, das der dichter mit grofsem technischen geschick (anders als im spiel von Künzelsau) um das éine fest concentriert. begrüfsungsrede der Herodias an Herodes (220—224). antwort des Herodes (218f. 225f). begrüfsungs- und strafrede des Johannes an Herodes und Herodias (230—232. 227f, wobei ich 227 interpungiere: *Aln verlore ich, here, din hulde*). [ungestrafter abgang des Johannes.] zärtliche besänftigung der empörten Herodias durch Herodes (233f, vgl. Alsfeld 748—752) [die jedoch die einkerkerung oder gar enthauptung des Johannes nicht erreicht]. complott der Herodias mit ihrer tochter (235—242), wol auch mit zwei rittern (243 bis 245 aus der zustimmenden rede des einen). des Herodes erneute aufforderung zur festesfreude (246—249). [neues auftreten und neue strafrede des Johannes. forderung der Herodias auf verhaftung.] [ausweichende] antwort des Herodes (250). forderung des ersten ritters, Johannes zum schweigen zu bringen (251—252). antwort des Johannes (so auch Strobl s. 22, D. weist die verse dem ersten ritter zu), unter hinweis auf Gottes

strate, falls Herodes seinen widersachern den willen tut. reizrede des zweiten ritters (259—264). verhaftungsbefehl (265—271), rückkehr der ritter-häscher. einkerkerungsbericht (272—276), wobei 269 f eine wolgemeinte warnung an Johannes enthalten haben. des Herodes drittes mühen um die freudige stimmung der gäste: aufforderung zum tanz (277 - 284). die tochter bietet sich als *baloerisse* an (285—292). von einem vierten doppelblatt im dritten, das den ausgang des Johannes- und die überleitung und den eingang zum Magdalenenspiel enthielt, ist nichts erhalten.

Einzelnes zum Johannesspiel: 240 f ist zu übersetzen 'ich werde euch sofort und noch heute helfen' (*Zu stunden inde zu dage*, vgl. *wes bereit zer vart* 'sofort' 236). und demnach ist 242 zu ergänzen [*Of uch*] *dat wail behage* (vgl. 261) statt D.s Dy. 251 *wilt* 3. sg. nach hs. *will* statt D.s *wil*; das *Bin* des eingangs ist verderbt, ein *De* wäre zu erwarten. ob man in *hait* 271 die rip. entsprechung von *hacht* 'gefangenschaft, gefängnis' erkennen darf? 276 lis *So dat* (hs. *da*) *he is lidet vngemach*. 291 lis *mit dinen danc* (hs. *dune*) und vgl. 336.

Das Aachener Johannesspiel, an Marcus inspiriert, hat augenscheinlich den rachedurst der Herodias zur triebfeder des geschehens gemacht. sie ringt mit einem harten, hoheitsvollen prediger, der einen schwachen könig in seinem banne hält. mit geschickter verwendung ihrer mitspieler, der ritter und der tochter, presst sie ihm die verhaftung und die enthauptung ab. dreimal lässt der weiche könig die festesfreude anklingen, aber der trauerschritt der tragödie stapft, von der starken frau dirigiert, dreimal hinterher. die verhaftung erstreitet die erste, den tod die zweite gruppe der mitspieler. in fein überlegter verknüpfung und abwechslung der stimmungen und schachzüge türmt sich der dreistöckige bau. auch hier hat der localpatriotismus den dramatischen eigenwillen des dichters geführt; denn Aachen besitzt das tuch, auf welchem Johannes enthauptet wurde.

Das M a g d a l e n e n s p i e l berührt sich mit der entsprechenden partie des Wiener und Maastrichter spiels, aber auch der späteren hessisch-wetterauischen gruppe (Alsfeld!). die abhängigkeit von M, aber auch die selbständige darstellungskraft von A springt diesmal besonders deutlich heraus. die in landläufigen formeln hervorquellende maienfreude der Maastrichter Magdalene setzt sich in A in eine genrezeichnung, in ein stück lebendiger dorfpoesie um: Lore und Windrut sollen mit der schwärmenden Magdalene die süfse ballerie treten. das maienlied von M, augenscheinlich ein verbreitetes, bekanntes rheinisches stück, da A der ersten zeile *alle creaturen* ein etc. beifügen kann, ist in A als tanzlied verwertet. statt toilettenkünste bietet Magdalene in A an ihre hörerschaft eine weltliche minnelehre aus. die gegenspielerin Martha ist zur mystikerin vertieft und als nonne oder begine gedacht; ihre gegenrede stellt der sündigen weltliebe die mystische

Jesusliebe gegenüber: es ist D. gelungen, aus stimmung, vorstellungen und wortschatz den einfluss der niederrheinischen Ruysbroeck-Taulersphäre nachzuweisen.

Erkennt man meine obige umordnung in der Johannesscene an, so sind auch die correspondierenden fetzen der Magdalenenscene zu verschieben. ich setze also 345—347 zwischen 351 und 352 und 354 f zwischen 359 und 360. damit aber lösen sich die letzten schwierigkeiten, über die D. nicht hinweg gekommen ist. 348—351 treten zur mystischen minnelehre der Martha, die auch an umfang den vorausliegenden weltlichen reden die wage hält. sie schliefst mit dem unklaren vers 345. 346 *Nu antwert Maria* leitet die kurze besserungsfrage 347. 352. 353 ein. 356—359 gehören zur antwortenden bekehrungsrede der Martha, die nun in 354 f *Sine minne is din verlangen* einen trefflichen abschluss findet. 360 f sind worte der bekehrten Maria. der geschlossene aufbau, der sich damit aus den fetzen herausschält, ligt ganz im bereich der immer wider beobachteten gestaltungskraft des Aacheners.

Im einzelnen bietet gerade die überlieferung des Magdalenenspiels grofse schwierigkeiten, deren überwindung D. aus dem wege geht. 310 besser ich *Dus* (hs. *Dur*) *sal sin dis liedekijn,* 312 *gemeine* (hs. *gemeinen*) *: reine.* darf man das *alen* 315 zu *qualen* 'minneschmerz' ergänzen? vgl. Mndl. wb. VI 832 *quale : minnen strale* beim herzog von Brabant, und dazu *stroele* A 344, das D. s. 106 glücklich zu *minne stroele* ergänzt. 317 *De* (hs. *Do*) *volge minen worden.* 318 *Sal* (hs. *Dat*) *he hain inde steten muit*; ich halte also Strobls *hain* gegen D.s *hait* und setze hinter 318 einen punct; verfehlt ist D.s vorschlag s. 136 *hain* = mhd. *hagen* 'gefallen'. *besmercen : hercen* 320 ist das mndl. *besmerten* 'onkennbaar, leelijk, scherp, bitter maken' Mndl. wb. I 1064. 324 ist in D.s besserung unmöglich. es ist bisher von den sittlichen voraussetzungen der veredelnden, dauernden minne die rede gewesen. nun spricht Magdalene vom gegenteil. ich bessere das *Wuldz du dich . ich hie minne* Strobls in *Wuldz du lichtelich hie minnen* 'wolltest du hier leichtsinnig lieben' unter verweis auf Dirc Potter Minnen Loep I 1667 ff *Al wort si* (*minne*) *dicwijl begonnen Lichtelic ende onversonnen, Het valt wael ende tgheschiet oick vake, Dat si mit groten onghemake Besloten wort in langher sorghe.* dann ist der folgende vers, unter annahme von D.s *dyn* statt *syn* und unter herstellung des infinitiv-*n* zu lesen: *Is das nomoels dyn verdinnen* 'so ist das später dein mühen', wobei D. das seltene *verdinnen* s. 35 stützt. 326 ff: 'denn der minne gesetz ist unerbittlich, ihr wird mancher herr unterworfen. aber das ist seine eigne schuld (*syn verdien,* vgl. Mndl. wb. VIII 1584): wer von der rechten linie ablenkt (*sich van den rechten zien,* vgl. Mndl. wb. VI 1104. VIII 316), der muss inzwischen in unsicherm zustand, d.i. in mühsal leben (*sweven,* vgl. *in arbeit*

sweren Mndl. wb. VII 2548). gegenüber der minne haltet das gleichmafs' (*Ingein die minne drait uch even*, vgl. *Effene so drach in dine saken* 'aequam memento ... servare mentem' im Spiegel Historiael und *hem dragen* in gleicher spalte des Mndl. wb. II 384). so interpretier ich unter abänderung von D.s interpunction. in *Vnderhait* 332 muss *underhain* = mndl. *onderhebben* stecken. in der lücke zwischen 331. 332 ist vielleicht zu ergänzen: 'die rechte minne behersch die welt' (vgl. 326 f) und dann weiter zu übersetzen: 'und ist selbst die wonne aller wonne': *wunne alre wonsamcheide*, wie ich nach *minsamcheide* 358 statt *wonisamcheide* bessere; diese vocabel nach Lexer III 996 in der Elisabeth und in Mariengrüfsen aus SGeorgen-Schwarzwald (15 jh.). *cynen brief lesen* 335 mocht ich nicht mit D. 104 wörtlich nehmen, eher 'eine rede halten'. 336 les ich *Zu danke* (hs. *danken*) nach mndl. *te danke* Mndl. wb. II 61, 337 *Wuldz* (hs. *wurez*, D. *Wurtz*). 338 *entlich exponieren* 'folgerichtig zu ende denken'. 343 ist wol *eme* statt *eine* zu lesen, vgl. 62. 348 les ich *Dat du diges mit dinem live* (hs. *Dat du digss mit d* ...): *wive*, *diges* zu *dien*, *dihen*, *digen* 'gedeihen, blühen', und stelle die zeile in inhaltlichen gegensatz zu 351, wo ich statt des sowieso auffallenden *mir* (vgl. s. 27) *du* vorschlage: *Dat du mit der goits genoden*. die öftere und begreifliche verwechslung von *e* und *o* legt 359 die besserung *Ich swert* statt *swort* 'ich schwöre es' nahe, womit s. 16 absatz 3 nunmehr ganz verschwindet.

Ich hätte mit dem vf. noch zu rechten über die behandlung von apokope und synkope im blick auf überlieferung und versmafs. in seinen tüchtigen litterarischen excursen hat er vergessen, die linie Arras—Maastricht—Aachen—Alsfeld abzulaufen. die frappanten zusammenhänge springen schon bei einer lectüre von Marie Baths trefflichen untersuchungen über die linie Arras-Alsfeld heraus (diss. Marburg 1919). ich muss meine stellungnahme zu den wichtigen fragen einer besonderen arbeit vorbehalten. sie sollten nur im zusammenhang mit den rheinisch-flämischen culturbeziehungen behandelt werden und dabei mit ständigem blick auf die rheinische eigenleistung: die dramatischen fähigkeiten unseres Aacheners geben uns das recht darauf. eine notwendige vorarbeit wäre eine untersuchung des Maastrichter Osterspiels nach dem muster der Dörrschen arbeit. [FVogt macht mich aufmerksam auf PhHamacher Untersuchungen zum Maastrichter passionsspiel, hs. diss. Marburg 1922.]

Bonn, z.z. Leiden. **Th. Frings.**

Der bildliche ausdruck in den predigten Johann Taulers von **Antoinette Vogt-Terhorst**. [Germanistische abhandlungen hrsg. von Friedrich Vogt, 51. heft.] Breslau, M. u. H. Marcus 1920. 171 ss. 8°.

Will der mystiker über seine erlebnisse, seine mystische technik belehren, so wird er durch die natur der sprache unablässig zu umschreibungen gedrängt. daher offenbart sich seine eigenart aufs allerstärkste in den von ihm gewählten bildlichen ausdrücken. es ist drum zu begrüfsen, dass A. V. aus den predigten Taulers die metaphern, allegorieen und gleichnisse zusammenstellte.

Die verf. beginnt mit den metaphern (s. 8—109), über die sie einen 'einigermafsen vollständigen überblick' geben will. da sie auch solche ausdrücke heranholt, deren uneigentliche bedeutung in der religiösen sprachwelt des mittelalters kaum noch als bildlich gefühlt wird, findet man bei ihr eine übersicht über die gesamte theologische und mystisch-theologische terminologie Taulers. sie zeigt zunächst, mit welchen sprachlichen mitteln Tauler 'die personen der überwelt' und 'das leben innerhalb der trinität' darstellt. 'die metaphern für das verhältnis zwischen dem menschen und dem göttlichen' tragen uns sodann mitten in die mystische welt hinein. wer nachschlagen will, wird störend empfinden, dass im hauptteil dieses abschnittes die wendungen in loser anordnung vorbeigeführt werden. nur auf einen punct will ich hindeuten. V. führt das sonst deutschen schriften fremde bild von der seele als der geistlichen 'mutter' der gottesgeburt im anschluss an Tauler 11, 6 auf die parallele Maria-seele zurück (s. 97). der unmittelbare anlass diese metapher zu bilden mag damit richtig angedeutet sein. dabei bleibt bestehn, dass ältere theologen vorbereitet hatten, als sie die seele als gebärende oder empfangende mutter bezeichneten (Banz wies auf Gregor I und Richard von SVictor; siehe auch Bernhard vClairv. in Cant. 85, 12. 13). es ist verhältnismäfsig gleichgültig, dass die früheren mit dieser metapher etwas anderes meinten als Tauler; denn der mystiker list 'sich selbst' in seine vorgänger hinein.

Die verf. lässt uns sodann überblicken, wie Tauler bibeltexte allegorisch deutet (s. 110—141). sie unterscheidet dabei stets zwischen eigentlich mystischen und allgemein verbreiteten auslegungen. mystikerart, eine stelle oder ein wort als anreger mystischer erwägungen zu nehmen, wird recht deutlich. ich vermisse Ephes. 3, 18 = Tauler s. 238, 33—239, 30 (ausdeutung räumlicher beziehungen). V. wird Taulers übersetzungen nicht immer gerecht. nach ihrer ansicht deutet er *terra desiderabilis* = *begerlich ertcrich* (Jer. 3, 19) auf den 'von begierden erfüllten körper'. indem er *desiderabilis* ungenau, also etwa durch 'begehrend' übersetzt (s. 113. 121). so plump weicht er vom lateinischen nicht ab. der körper *von naturen widerspenig* soll so *begerlich*

und gefügig werden, wie sein träger ihn will; auf diese weise umgeschaffen ist er *begirlich zuo allem guote* (63, 26—32). für Tauler schliefst *begerlich* die bedeutungen 'begehrenswert' und 'begehrend' in sich ein (siehe das wortverzeichnis Vetters); diese doppeldeutigkeit des deutschen wortes wird ausgenutzt. *conferta mensura* (Luc. 6, 38) wird in pred. 38, s. 150, 26 durch *überstrichende* (s. 147, 17 *volle*), in pred. 62, s. 337, 29 durch *zuo gegeben mosse* widergegeben. wie man auch über diese übersetzungen urteilen mag, man darf nicht mit V. sagen, dass T. die *überstrichende mosse* 'einfügt' (s. 113, 123). wenn T. *exercituum gentium* (Jer. 3, 19) durch *übunge der heidenen* (63, 25) verdeutscht — der einzige echte fehler den V. anmerken kann (s. 121) —, so hatte er ohne zweifel *exercitium* im ohre.

V. stellt sodann die allegorieen und gleichnisse zusammen in denen T. 'weltlichen' stoff verwendet (s. 141—164). zum schluss reiht sie auf, welche visionen, wunder, welche taten frommen lebenswandels von ihm als 'beispielerzählungen' genutzt werden (s. 164—167). vollständigkeit ist leider nicht erreicht. ich kann auf eine recht eilige nachprüfung hin folgende bilder nachtragen, wobei ich mir erspare, ihre ausdeutung anzugeben: die durch wolken gemäfsigte glut der sonne 387, 22 ff (a)[1]; die schlange die ihre haut abstreift 95, 7 ff (f; nur erwähnt s. 111, 122); das pferd das man mit hilfe des zaumes vor dem sturze bewahrt 216, 6. 7 (f); der löwe der die tiere fängt, indem er sie erschreckt 324, 2 ff (f); die betäubung des gehörs durch das stürmen des windes und durch das klappern der fenster und türen 63, 17 ff (g, 2); die verarbeitung der speise im körper 56, 13 ff (g, 3); der mensch der in ein haus durch ein fenster oder ein loch licht schafft 329, 30 ff (g, 4); begriffsbestimmung des kaufes 392, 27 ff (g, 8); die kinder die wein getrunken haben und durch den hausvater in traurigkeit und nüchternheit versetzt werden 53, 31 ff (h); die flucht vor dem unwetter 93, 26 ff (h; undeutlich erwähnt s. 68); die aufforderung ein fass in ermanglung des weines mit steinen und asche zu füllen 333, 3 ff (i). auch vermiss ich (s. 146) die beispiele vom tätigen schuhmacher und bauer 243, 12 ff.

In knappen sätzen sucht V. auf grund ihres stoffes Taulers stil zu kennzeichnen. sie bereitete allmählich auf dieses ziel vor. um in ihrem urteil fester zu stehn, stellt sie zu den metaphern T.s die wendungen mhd. schreibender prediger und mystiker, rührt gelegentlich den Areopagiten, Augustin, Gregor I und Bernhard vClairveaux an, benutzt das Thomaslexikon Schützes und sieht für die biblischen allegorieen Beda und Haymo ein. ihre allgemeinen erwägungen zwingen mich zu einigen bemerkungen.

Die verf. glaubt, dass die mühe den erfolg überragt, wenn

[1] in klammer geb ich den abschnitt an, dem sie bei V. einzureihen sind.

man Tauler mit allen theologen die er anführt systematisch vergleicht (s. 6). darin geb ich ihr recht. aber man kann die wenigen theologen die sie benutzt hat in ganz anderer weise heranziehn, als es von ihr geschehen ist. durch würkliche interpretation lässt sich zeigen, wie der gröste teil der metaphern nur lateinische formeln deutsch wendet. so steht, um auf einiges hinzuweisen, das wort *grunt* für die *profunda Dei*, für Gott als die *causa efficiens et finalis* (s. 14—16), für den 'seelengrund', für das *infernum*, für *causa* im neuzeitlichen sinne (s. 27—31); *ûzgân* = *procedere*, *geisten* = *spirare* gehören zur trinitätslehre (s. 24—26); *übervart*, *überslac*, *überswanc* geben *excessus*, *elevatio*, *extasis*, *raptus* wider (s. 88), *smecken* das mystische *frui* und *gustare* (s. 90). die prosa der mystiker ist noch nicht durchrationalisiert, ihre ausdrücke stehn auf der grenze zwischen bildlich zu nehmendem alltagswort und farblosem, eindeutigem fachwort. wenn man jedoch aus dem lateinischen heraus die deutschen worte interpretiert, so werden sich trotz grenzschwierigkeiten entstehnde fachausdrücke gegen echte, das heifst rhetorische, rein verdeutlichende metaphern abheben. — wo V. Taulers fähigkeit beurteilt, biblische stoffe oder dem leben entnommene bilder auszudeuten, da fasst sie die uns erhaltenen predigten allzusehr wie eine sammlung ausgefeilter abhandlungen an (ss. 111—114. 142. 143. 145. 146. 167). die predigten spiegeln gesprochene rede wider, gesprochen zudem in einer sprache, deren syntax noch nicht einem sauber ausgebauten wegenetz gleicht. schwerlich darf man überdies T. selbst für alle unebenheiten verantwortlich machen (vgl. auch Strauch DLZ. 39, 1918, s. 185). — will man T.s rhetorisches können nach seinen weltlichen gleichnissen bewerten, so sind letzte ergebnisse nur dadurch zu gewinnen, dass man die übrigen mystiker in gleicher weise durcharbeitet. denn allein von Tauler aus lässt sich nicht hinreichend feststellen, welche lebensgebiete er bevorzugt und welche er zurückschiebt, ob er im verhältnis zu den predigern seiner zeit einen besonders reichen oder recht durchschnittlichen bilderschatz verwaltet. V. meint, dass ihm nur 'der einfache lebenskreis des klostermannes' geläufig sei (s. 167). man könnte von ihrem stoffe aus wol mit demselben rechte sagen, dass er besonderen sinn für das werktätige leben habe. wer übrigens T.s gleichnisse beurteilen will, muss zuvor in mittelalterliche anschauungen sich einleben. zwei beispiele! Tauler versinnlicht die mystische einung durch das verschwinden eines wassertropfens im wein. V. bemäkelt dies bild, da der wassertropfen wasser bleibe (s. 145). nun, dieser vergleich ist viel älter als Tauler (Bernhard vCl.), entspricht auch durchaus den anschauungen der kirchlichen mystik, die eine pantheistisch gedachte vergottung ablehnt. die bilder vom feuer das in seinen *ursprunc* zurückkehrt, und vom meere das ausfliefst und wider in seinen *ursprunc* zurückeilt, erscheinen

der verf. künstlich 'zurechtgemacht' und nahezu sinnlos (s. 145. 151. 152). man muss natürlich bei solchen bildern sich die naturlehre des mittelalters ansehen: *origo fontium et fluminum omnium mare est* beginnt übrigens Bernhard vClairveaux in Cant. 13, 1.

A. V.-T. hat mit grofsem fleifs die bildlichen ausdrücke Taulers zusammengerückt und wertvolle hinweise auf die übrige mystik gegeben. als sie dem an sich ehrenden drang nachgab, ihre zusammenstellung des stoffes zur beurteilung Taulers zu verwenden, gieng sie über die grenzen hinaus die ihr durch ihre arbeitsweise gesteckt waren.

Leipzig. **Friedrich Neumann.**

Die briefe und predigten des mystikers Heinrich Seuse, gen. Suso, nach ihren weltlichen motiven und dichterischen formeln betrachtet. ein beitrag zur deutschen litteratur- und kulturgeschichte des 14 jahrhunderts von dr **A. Gebhard**, oberlehrer in Frankfurt a. M. Berlin u. Leipzig, Vereinigung wiss. verleger, Walter de Gruyter & co., 1920. XII u. 272 ss. 8°.

G. löst aus Seuses 'grofsem briefbuche' und predigten die stellen heraus, in denen 'weltliche' motive oder, um es genauer zu sagen, natur und leben herangeholt werden, um mystische zustände und strebungen in gehobener prosa zu versinnlichen. er stellt nicht blofs diese motive zusammen, sondern trägt aufserdem aus mittelhochdeutscher epik und lyrik herbei was im ausdruck verwant ist, blickt auf die geistliche dichtung und achtet auf das volkslied. Seuses sprache wird also vor den hintergrund der poetischen formeln gestellt, die das 13 jahrhundert erarbeitet hatte. das ganze wird überdies nicht als blofse stoffanhäufung gegeben, sondern G. fühlt sich in seiner weise in die gegebenen bilder ein, sucht die vergleiche aus mittelalterlicher naturbetrachtung und lebensauffassung heraus zu verstehn und damit lebendig zu machen, wie Seuse mit dichteraugen in die welt sah.

Die untersuchung ist verständig nach sachgruppen geordnet. sie beschäftigt sich zunächst mit licht, sonne, sonnenschein und sternenwelt (I, s. 18—40), sie kommt sodann zu den mittelalterlichen elementen (II, s 41—63), zur pflanzenwelt (III, s. 64—94), zur tierwelt (IV, s. 95—121), zur landschaft (V, s. 122—146). ich halte ein, um an vier beispielen zu zeigen, dass der für Seuse so begeisterte verf. seinen standort nicht hoch genug gewählt hat. 1) Seuse stellt in gesteigerter sprache den kalten *aquilo* gegen den blüten treibenden *auster*. G. setzt (s. 59. 60) dagegen, wie nüchtern Konrad vMegenberg die winde beschreibt. er hätte auf Isidor (Etym. XIII 11) zurückgreifen sollen, der hier das mittelalter belehrt hat. will man S. richtig einschätzen, so reichen jedoch die naturlehren nicht aus. S. fasst den *auster* als den wind des heiligen geistes, der erneuernd das erstarrte herz trifft

(s. 60. 61). über dem briefe (XV) stehn die bibelworte: *surge aquilo et veni auster* etc. Cant. 4, 16. da muss man nachprüfen, wie mystisch gerichtete theologen, angeregt von der naturlehre, diese stelle des Hohen liedes auslegen. bei Richard vSVictor kann man lesen, wie der *auster, id est Spiritus sanctus* den *hortus animae* durchweht, wie damit *dissipata corporis glacie* die *aquae gratiae* fliefsen (in Cant. 31). man tut gut, sich darüber hinaus die blühende sprache Bernhards vClairveaux zu vergegenwärtigen. erst von solchen vorbildern aus kann man beurteilen, wie weit und mit welchen mitteln S. das ihm von anderen gegebene motiv in eigner weise färbt, wie weit er überkommene wendungen auflockert. 2) S. zielt mit dem geblümten *bettelin*, dem *lectulus floridus* des Hohen liedes (1, 15) auf ein lauteres gewissen ab (predigt I). menschen die an seelischen *gebresten* leiden, deren *gewissene ist nüt mit bluomen bestecket, mer ir herze ist mit miste bezettet.* wer sich um S.s mystische vorgänger kümmerte, wird hier nicht viel zu bemerken haben. ein blick in Bernhard vClairveaux genügt: *lectulus respersus floribus conscientia est bonis referta operibus* in Cant. 47, 7; es gibt menschen denen die *flores* fehlen, und die doch den 'herren' *ad tam foedum conscientiae suae lectulum* einladen; ihr *lectulus non est floridus, magis autem et putidus est* in Cant. 46, 6 (siehe überhaupt in Cant. 46, 5—7). da haben wir alles was wir brauchen. nach G. hat *bettelin* noch 'die alte bedeutung des höfischen blumenlagers'. die 'brücke' zwischen dem *bettelin* und dem 'gewissen' wird für ihn durch die 'volkstümliche auffassung von dem (ruhigen) gewissen als einem sanften ruhekissen' gebildet. da natürlich auch in mittelhochdeutscher dichtung von blumigen lagerstätten die rede ist, werden von dort stellen herangeführt; aber sie helfen nicht, da sie sich den worten S.s nicht eng anschmiegen. wieweit es überhaupt sinn hat, die hier unnötig bemühte vorstellung vom 'ruhigen gewissen' als 'volkstümlich' anzusprechen, diese frage will ich gar nicht aufwerfen. zwei wortreiche seiten (66—68), die nicht fördern, da S. in falsche umgebung gestellt ist! 3) hinter dem satz S.s, dass der *süesse smak* des weingartens die *leiden slangen* vertreibe, wittert G. (s. 116) das motiv vom panther, dessen atem den drachen (!) verscheuche. er gewinnt dieses motiv recht künstlich aus der antik-mittelalterlichen auffassung, dass der panther nur den drachen (!) als feind habe, die übrigen tiere durch seinen *süessen smak* anziehe. wer diese 'kühne combination' S. nicht zutraut, wird nach seiner ansicht (s. 117) auf ein 'weltliches motiv — wenn auch nur volkstümlicher natur' geworfen: 'das vertreiben von gewissen tieren' 'durch gewisse stark riechende kräuter'. nun, den kopf des briefes (VI) bilden die worte *vineae florentes odorem dederunt* etc. Cant. 2, 12. als Bernhard diese stelle erläutert, erklärt er: *hic odor serpentes* (!) *fugat. aiunt florescentibus vineis omne reptile venenatum cedere loco*

(in Cant. 60, 6). S.s satz verdankt mithin der exegese des Hohen liedes seinen inhalt. G. sucht den ursprung des bildes an falscher stelle; widerum ist nur die frage, wie weit die ausmalung des bildes für S. kennzeichnend ist. man wird bemerken, wie leicht dem verf. das wort 'volkstümlich' in die feder geht. es ist doch wahrlich über die herkunft eines motivs noch gar nichts damit festgestellt, dass es einem menschen von heute als 'volkstumlich' erscheint. 4) Seuse erzählt einmal (brief XIV), wie der geblümte anger, den das vieh verwüstet, in schönheit leuchtet: denn *das vich ist us getriben* und *das tor ist beslossen.* indem G. 'verwüstet' falsch bezieht, denkt er an das vieh das auf die matten getrieben ist (s. 142, siehe auch s. 111); aus der wendung vom *beslossenen* tore klingt ihm nahezu das recht unmittelalterliche motiv 'auf den bergen ist freiheit' entgegen. S. dagegen frohlockt, dass das vieh aus den blühenden gefilden f o r t - getrieben ist, dass es den zugang zur blumenwelt verschlossen findet. er lehnt sich an den biblischen *hortus conclusus* (Cant. 4, 12) an. von ihm heifst es bei Richard vSVictor: *cogitationum terrenarum multitudo, si hortum hunc irruperit, bestialiter* (!) *conculcat* (in Cant. c. 29, Migne 196, 488 C). vom verschlossenen garten des himmlischen Jerusalem gilt ihm jedoch: *confortatae sunt serae portarum, omnis exclusa miseria, omnisque inclusa felicitas* (aao. 491 A). auch S. meint das *meiental der himelschen fröuden.* wenn der mystiker vom *vich* spricht, denkt er würklich nicht an friedlich weidende kühe.

Diese beispiele werden hinreichend begründen, dass G. trotz aller vorsicht auf zu schmalem grunde baut. grade weil er mit so viel liebe an seine arbeit herangeht, ist es doppelt zu bedauern, dass er nicht nachforschte, welchen bilderschatz und welche sprachlichen formeln dem mönch und theologen S. die mystische theologie bot. viel war schon gewonnen, wenn er die wichtigsten erklärungen der Cantica canticorum heranzog. dann konnte er zeigen, wie S. die bildersprache der theoretischen mystik umdeutscht, bereichert, sinnlicher macht. auch musten die in deutscher sprache abgefassten schriften der mystiker gründlicher als es geschehen durchgesehen werden. G. hütet sich vor dem fehler, da wo S. mittelhochdeutscher dichtung nahe kommt, von abhängigkeit zu reden. dies war um so notwendiger, als die von ihm aus weltlicher lyrik und epik beigebrachten wendungen meist nur sehr leise in S.s sätzen anklingen. es ist im wesentlichen doch nur die stilistische verbrämung, nicht das kleid der motive, worin S. und die mhd. dichter sich ähneln. G. hebt gern hervor, dass S.s bilder aus lebendiger anschauung geboren sind, 'spiritualiter gewendet, realiter empfunden' (s. 128). durch den nachweis, dass das gerüst vieler sätze auf fester theologischer überlieferung ruht, wird diese ansicht nicht ertötet, aber doch gedämpft werden. 'weltliches, geistliches: alles fliefst' (s. 147), meint einmal der

behutsame verf. ja, was ist denn überhaupt für das mittelalter ein 'rein weltliches' motiv? so sehr das mittelalter irdisches und überirdisches auseinanderzieht, es gibt keinen scharfen schnitt zwischen rein weltlichem und rein geistlichem. der wird erst in zeiten möglich, die das überirdische aus dem irdischen herausgeschoben haben, so dass das irdische an fähigkeit eingebüfst hat, sich gleichsam von selbst zum religiösen symbol zu verflüchtigen.

Wir müssen weiter. reichhaltig muste der abschnitt ausfallen, der zeigt, wie S. den *amor spiritualis* in seiner 'verminniglichenden' sprache (vgl. s. 196) versinnlicht (VI, s. 147—239). eindringlich wird beleuchtet, wie er den 'liebesverkehr Christi mit der minnenden seele' darstellt, wie er den 'geliebten' gestaltet und benennt, wie er 'falsche' und 'wahre' minne gegeneinandersetzt. der letzte teil (VII, s. 240—271) trägt wendungen herbei, die nach ansicht des verf.s den 'bereich der höfischen standes- und dienstverhältnisse' voraussetzen. gar oft muss ich wider G.s darstellung mit einem fragezeichen versehen. auch hier rächt es sich, dass er sich nicht an die lateinisch schreibenden mystiker wante: manches übertreibende urteil wäre dann unterblieben. um nicht blofs zu behaupten, geb ich wenige anmerkungen. zum satz S.s, dass das kleinste *creatürli* dem menschen ein *stapf* sei, *got zuo nehen* (s. 235), wies Bihlmeyer auf Bonaventura hin. G. mag recht haben wenn er meint, dass S. hier echtes naturgefühl bekunde (s. 235/36). dabei bleibt doch bestehn, dass diese worte einen dem mittelalter selbstverständlichen, ja dogmatisch festgelegten satz umschliefsen. die 'trunkenheit' soll für S. ein 'rein volkstümliches, weltliches motiv' sein, da er sie im gegensatz zu den anderen deutsch schreibenden mystikern nicht 'nur als äufseren sprachlichen aufputz' betrachte (s. 238). wer gelesen hat, was führer der mystik über die *ebrietas spiritualis* sagen, wird sich vorsichtiger ausdrücken. die von S. genannten anstandsregeln (s. 259 ff) führen durchaus in die klosterwelt; allerdings gehn klostersitte und höfische sitte — nicht zufällig — gar sehr zusammen. das mag genügen. auf kleinigkeiten geh ich nicht ein[1].

Noch eins muss ich hervorheben. G. beschäftigt sich in vielen dem text eingestreuten anmerkungen mit der stilkunst S.s. so weist er, um einiges zu nennen, oft mit unnötig grofsem wortaufwand auf häufung der synonyma, auf verwendung der klimax, der allitteration, des reimes hin. er fühlt dass diese rhetorischen mittel in entscheidender weise die mit sinnlichem gehalt beschwerte sprache S.s verwürklichen helfen. er stellt es

[1] der zweifel ob das 'testament der minne' (brief 28) von S. stamme, wird durch gelegentliche beobachtungen verstärkt (zb. s. 171. 174. 192. 257). G. geht über diesen zweifel nicht hinaus; es kommt sogar vor dass er ihn aufser acht lässt (s. 184. 233/34).

als möglich hin, dass er später einmal, vielleicht 'in gröfserem zusammenhang' (s. 272), diese verzettelten beobachtungen geordnet vorlegt. drum möcht ich seinen blick auf einen von ihm bisher nicht beachteten bezirk von regeln lenken, nach denen mittelalterliche rede sich formte. Ehrismanns schöne studien über Rudolf vEms konnte er noch nicht neben seine arbeit legen; Burdachs schriften waren ihm bekannt. von ihnen mag er sich den weg weisen lassen. wo G. stilistisches bespricht, sieht er auf dichtung und predigt. er fühlt sich sogar einmal an den euphuismus erinnert (s. 109, siehe auch s. 196). mit all seinen beobachtungen dringt er nicht tief genug. S.s briefbuch ist im *genus floridum* geschrieben, seine *elocutio* ist *figurata, claris coloribus picta*. nicht umsonst ist, wie G. immer wider betonen kann, 'süfs' = *suavis* S.s lieblingswort. man darf die theorie der mittelalterlichen rhetorik nicht übersehen, wenn man S.s stil verstehn will.

Seuses bildersprache entspringt einem bestimmten stilwillen. indem er, seiner sinnlichen natur folgend, seine rede schmückte, muste er hineingreifen in den bereitliegenden formel-schatz mittelhochdeutscher kunstsprache. G. sagt selbst einmal, dass das was aus mittelhochdeutscher dichtung in S.s motiven und formeln anklingt, 'oftmals' 'recht vager natur' sei (s. 238). ich denke, wir können, was seine beispiele angeht, das 'oftmals' durch 'fast immer' ersetzen. mystische theologie und mittelhochdeutsche poesie sind von haus aus in einem grofsen teile ihres bilderschatzes eng verwant. es wird richtig sein, dass Seuse als mensch des 14 jahrhunderts individueller erlebte als menschen vorausliegender zeiten. aber G. beachtet zu wenig, wie sehr die kerne der von S. gegebenen motive der mystischen theologie und predigt entstammen, wie sehr S. lateinische formeln umsetzt, wie sehr er auf der sprache der 'deutschen' mystiker aufbaut. so wird durch seine interpretation S. übermafsig 'verweltlicht'. auch hier zeigt es sich, dass man bei keiner art von betrachtung, mag sie dem gehalt oder der form gelten, ungestraft einen deutsch schreibenden mystiker aus der kette der gesamten mittelalterlichen mystik herauslösen kann.

Noch dreierlei muss gesagt werden. G. ist gründlich der gefahr unterlegen, sich von keinem beleg trennen zu können, den er seinen zetteln anvertraut hatte. er empfindet wol selbst, dass er unnötiges mitschleppt. sein persönliches schicksal wird mitverschuldet haben, dass sein buch sehr die spuren der entstehung an sich trägt. sodann, die arbeit breitet viele einzelheiten aus; da durfte ein register nicht fehlen. endlich, G. hat seinem buche eine wenig glückliche, weil schwer citierbare überschrift gegeben; denn das ziel seiner untersuchungen hat er in einer participialwendung versteckt, die als untertitel auftritt.

Zum schluss eine frage! G., dessen arbeit in schwerer zeit

und offenbar unter schwierigen verhältnissen wurde, hat sein gebiet nicht nach allen seiten durchwandern können. er sagt selbst, dass die vergleiche die Seuse aus dem 'bürgerlichen leben' nimmt, noch auf ihren 'bearbeiter warten' müssen (s. 271/72). warum will er nicht dieser 'bearbeiter' sein? denn ihm eignet die fähigkeit, sich in vergangenes einzuleben, er strebt nach weitem gesichtsfeld, er geht mit spürbarer liebe an Seuse heran. grade weil ich grundsätzliche einwände gegen diese seine in begeisterung geschriebene erstlingsschrift vorbringen muste, sei dies besonders betont.

Leipzig. **Friedrich Neumann.**

Geschichte der deutschen litteratur von den anfängen bis zur gegenwart von **Karl Borinski.** Stuttgart, Berlin, Leipzig o. j. (1921), Union Deutsche verlagsgesellschaft. 2 bde. XVI u. 643, VIII u. 673 ss. 8°.

Wir sind nicht so reich an guten litteraturgeschichten für die gebildete deutsche familie — dies die bestimmung der vorliegenden — dass das neue werk überflüssig erscheinen könnte. Borinski, dessen ableben wir beklagen, mochte durch seine vielseitige gelehrsamkeit und seine lange praktische erfahrung auf dem katheder besonders geeignet zur lösung der aufgabe erscheinen.

Leider bedeutet sein buch dennoch eine enttäuschung. der stoff ist weder sachlich noch darstellerisch befriedigend bewältigt, das gepräge des undurchgebildeten haftet ihm überall an, auch die correctheit wäre recht wol einer steigerung fähig.

Der erste eindruck der lectüre war für mich insofern niederdrückend, als mir die ganze ungeheuerlichkeit und verderblichkeit der teilung zwischen 'älterer' und 'neuerer' litteraturgeschichte, wie sie sich leider in der akademischen praxis durchgesetzt hat, selten mit solcher stärke zu bewustsein gekommen ist. bald werden wir soweit sein, dass überhaupt niemand mehr eine deutsche litteraturgeschichte wird schreiben können. auch Borinski hat es streng genommen nicht gekonnt, obschon es ihm an fleifs und belesenheit auf dem 'älteren' gebiete vermutlich nicht gefehlt hat. man sieht es den ungefähr 200 ersten seiten an, wie weltenfern der vf. zu diesen dingen steht. wie verfehlt seine periodisierungen, wie schief seine urteile, wie versehenreich seine einzelangaben!

Die vorlitterarische zeit, die periode des heldensangs in der völkerwanderungszeit, ist ganz unterschlagen; überraschend minderwertig ist alles was er über das volksepos zu sagen weifs; die ableitung des Nibelungenstoffes zeugt von einer rückständigen verworrenheit, in die nie ein strahl Heuslerschen, klärenden lichtes gefallen zu sein scheint. andachtsvoll, wenn-

gleich mit gelegentlich angedeuteter leiser skepsis, werden die ältesten legenden und hypothesen noch wider aufgewärmt: das Hild. lied von zwei mönchen nach dem gedächtnis aufgezeichnet, das Muspilli vielleicht von Ludwig dem Deutschen; man hört noch von Albrecht von Scharffenberg? als Titureldichter, von der *domus de Wirtziburg* in Basel, von d e n büchlein Hartmanns, von Ortnit und Wolfdietrich als Dioskuren. dazu zahlreiche schiefheiten: s. 31 ist Otfrids vers, dessen 'dipodischer charakter', mit nicht zu überbietender unklarheit gekennzeichnet. s. 35 spricht von 'dem von Karl dem Gr. aufgezeichneten lied von Ermanrich' — in einer formulierung, die jeder laie misverstehn muss. Veldeke, das dürfte doch allmählich feststehn, hat die Eneit eben n i c h t in seiner Maastrichter ma. geschrieben (s. 92), Rudolfs preis der Veldekeschen kunst bezieht sich nicht auf die einführung des reinen reims (s. 98). Thomasin hat nicht in je z e h n monaten éin buch seines Welschen Gastes geschrieben, sondern auf ein buch immer éinen monat verwant, wie das v. 12 278 ganz deutlich ausgesprochen ist (s. 157). Wickrams Ovid — das wol der schwerste fehlgriff — ist bekanntlich in versen gehalten und keine prosaauflösung (s. 107).

Irrtümer jeden grades würde man bei der bewältigung eines so grofsen stoffes schliefslich durchschlüpfen lassen. aber es fehlt diesen partieen über die mittelalterliche litteratur so vollkommen an leben, an nähe und vertrautheit! übersubjective urteile liefern dafür keinen ersatz, zumal wenn sie so wunderlich sind wie etwa die sittliche entrüstung über den Tristan, die verurteilung des 'form- und planlosen Trojanerkriegs' Konrads, die abschätzige bemerkung über die dichtenden fürsten, die doch in den meisten fällen künstlerisch durchaus ernst zu nehmen sind. am wenigsten ist zu billigen, dass der vf. in diesen partieen durch eine reihe minder geschmackvoller, salopper wendungen lebendigkeit und anschaulichkeit vorzutäuschen versucht. Wolfram der 'salonzauberer', der 'knallwürkungstitel' der Krone, die 'blöde jugendeselei' der minnesinger; eine seitenüberschrift bei dem abschnitt über den minnesang lautet: 'die Deutschen keine schmachtlappen' etc.

Ein günstigerer eindruck erwächst aus der behandlung der beginnenden renaissancezeit; da herscht gediegene kennerschaft, und sie macht auch die lectüre des ganzen ferneren 1. bandes lehrreich und auf manche strecken würklich angenehm; so bei dem letzten meister den er uns vorführt, bei Lessing, dessen gewiegter biograph auch hier wider geistreiches und wolformuliertes zu sagen hat. das gefühl der sicherheit verlässt den leser auch im zweiten band nur noch in einzelfällen. kleine ungenauigkeiten könnten freilich in reichlicher zahl ausgejatet werden: Hoffmann wird zum kammergerichtsassessor degradiert, dem guten Glasbrenner macht Holtei die schöpfung des Nante streitig, Hebbels

Moloch soll in Deutschland spielen (s. 365), und über Kleist findet sich folgender satz: 'der dichter der zukunft war er nur für seinen freund Adam Müller, der ihn bei seinen presseunternehmungen verwante und im Dresdener Phöbus (1805—1809) eines von Kleists werken (Penthesilea) veröffentlichte (s. 260)'. es verdriefst auch, wenn auf der folgenden seite Kleists erstling einfach als 'die Schroffensteiner' citiert wird, wie später der Grabbes als 'Herzog Gothland'. wir wissen, wie die titel würklich lauten, dem laien gegenüber ist correctheit am platz.

Es ist aber richtiger nicht in kleinigkeiten zu kramen, sondern auf einen viel bedenklicheren organischen mangel des werkes hinzuweisen, der den stofflich wol beherschten partieen genau so anhaftet wie dem eingangsteil: er betrifft anordnung und ökonomie. der vf. möchte den anschein erwecken, als schliefse er die wichtigsten litterarischen erscheinungen zu stofflichen gruppen zusammen, denen gegenüber er die chronologie geflissentlich vernachlässigen darf. anfangs jahrhunderte, später jahrzehnte werden mehrmals nach verschiedenen sachlichen gesichtspuncten durcheilt. aber die nachprüfung ergibt, dass die betr. gruppe des würklichen inneren zusammenhalts meist völlig enträt und oft nur die möglichkeit eines bequemen übergangs den einen autor an den anderen gekettet hat. am schlimmsten ist, wenn litterarische persönlichkeiten oder strömungen weit früher erscheinen als andere, von denen sie selbst erst bedingt sind. schon eine folge: 'Grobianus, Epistolae, Murner und Gengenbach, Erfurter humanisten' ist innerlich unmöglich, und was soll man zu einem sammelsurium sagen wie 'Sebastian Frank — Johann Faust — Hans Sachs' — dieser der hauptheld eines capitels in dem Zinkgref, Alberus, Poggio, Wikram, das Faustbuch, Aventin, Tschudi zueinandergestopft sind. seltsam oft schon anordnung und auswahl, wie sie die capitelüberschriften treffen: 'Der humanismus und das drama. Melanchthon. Erasmus, Celtes, Lotichius, Macropodius, Rebhun'!

Besonders schwierig ist natürlich das problem der anordnung im 19 jh., wie das namentlich RMMeyers widerholte, stets geistreiche aber nie gelungene anläufe gezeigt haben. einer solchen verwirrung wie bei Borinski wird man bei ihm freilich nicht begegnen. das capitel über den pessimismus mustert nacheinander Schopenhauer, Lenau, Rückert, Platen, und geradezu grotesk würkt die umkehrung aller chronologie in dem capitel 'Oesterreich. Wien, Theater, Stifter, Grillparzer': da folgen sich nämlich: Stifter, Pyrker, Paoli, Feuchtersleben, Vogl, Bauernfeld, Bäuerle, Holtei, Nestroy, Raimund, Zedlitz, Halm, Grillparzer! der geographische gesichtspunct wird völlig auf die spitze getrieben in dem capitel 'Münchens weitere und engere kunst', das Keller, Geibel, Heyse, Wagner, Hopfen, Jensen etc. zusammenkoppelt. die bedeutung Münchens als litterarischer centrale wird dabei doch

überschätzt, und dazu mag stimmen, dass B. vergebliche mühe aufwendet, um dem lyriker Ludwig I zu einem sitze auf dem deutschen Parnass zu verhelfen; seine verse haben wir doch schon als Münchener schulbuben nicht mehr schön finden müssen, und an dem hexameter *Steine warfest du Berg aus einstmals Erobrer die Gegend* ist würklich nichts zu retten!

Man wird mit dem vf. seines persönlichen geschmackes wegen nicht rechten, auch wenn man da und dort, zb. bei Heine, den eindruck der zu starken voreingenommenheit hat. aber es war zu verlangen, dass er ökonomie walten liefs und jedem das seine gab. es ist schlechterdings nicht angängig und verwischt jeden mafsstab, wenn auf Keller 21 seiten kommen, auf Raabe 12, auf Heyse 12, auf Freytag 11, auf Geibel 9, auf HvKleist dagegen (dem B. völlig hilflos gegenübersteht) 2, auf CFMeyer 1½, auf Anzengruber knapp eine! gegen schluss artet diese litteraturgeschichte in einen namenkatalog mit ganz kurzen etiketten aus. von durchgreifender gliederung des stoffes nach bestimmten strömungen, von ernstem eindringen in die geistigen und äufserlich litterarischen charakteristika einer epoche ist hier ebensowenig die rede wie sonstwo in dem buche.

Es ist zu bedauern, dass Borinski dieses offenbar sehr eilig unternommene werk aus der hand gab; noch viel mehr, dass es sein letztes bleiben sollte, und ihm die gelegenheit versagt bleibt, das gute aus dem buche in eine vollkommenere neugestalt zu retten, deren notwendigkeit er selbst jedenfalls am ehsten und am dringendsten empfunden haben würde.

Tübingen. **Hermann Schneider.**

Blätter für deutsche art und kunst hg. von **Richard Benz.** 1. R. Benz, Die renaissance, das verhängnis der deutschen cultur. 2. Verkündiger deutscher kunst. 3/4. R. Benz, Die grundlagen deutscher kunst I. Mittelalter. Jena, Eugen Diederichs 1915/16. 40. 73. 105 ss. 8°.

'Die übliche geschichtsbetrachtung, die nur die eine geistige anstrengung kennt: gründe dafür aufzusuchen, dass es so kommen muste, wie es gekommen ist, mag etwas sehr befriedigendes und beruhigendes haben: zeugungsfähig ist sie nicht, neue wege und ziele kann sie dem geiste in ihrer gewollten blindheit nicht erschliefsen. wenn uns die deutsche zukunft am herzen liegt, so dürfen wir die deutsche vergangenheit nicht mit historischem fatalismus hinnehmen: wir müssen von ihr fordern, wir müssen sie mit zorn und liebe befragen'.

Diese worte, die man s. 96 im 3. der genannten hefte list, hätte der verfasser seinem gesamten werke als geleitwort vorsetzen dürfen: in ihnen ist die geschichte der deutschen bildung mit zorn und liebe geschrieben. vor allem mit zorn. ausgang und dauernder grund ist ihrem vf. eine leidenschaftliche ver-

dammung der renaissance, die das grofse unglück über unser volk und seine entwicklung gebracht hat, den verhängnisvollen bruch mit der eignen vergangenheit, die erstickung bodenständigen lebens, da sie ein der innersten verfassung unserer nation angemessenes ziel durch ein fremdes kunstideal ersetzte. denn als etwas von grund aus verschiedenes, in ausgang und ziel schlechthin unvereinbares stehn romanisches und germanisches kunstwollen einander gegenüber. die romanische kunst, ausgehend von der freude am formalen, was für den künstler gesetzmäfsiges bilden der schönheit bedeutet, für den aufnehmenden erkenntnis dieser gesetzmäfsigkeit und vergnügen an der sinnlichen form; die germanische kunst, innerlichst gestellt auf das metaphysische verlangen, das dasein zu deuten, woneben die form nur ausdrucks-, nicht eigenwert besitzt. entsprechend das ziel für den künstler: geistiger ausdruck, für den aufnehmenden: seelisches erlebnis.

Das mittelalter hatte die kraft besessen, alle fremden einflüsse, die ihm reichlich genug zuströmten, so weit zu überwinden, dass doch an seinem ausgange in der gotischen kunst, der deutschen prosa der volksbücher eine wahrhaft germanische kunst und bildung sich entfalten konnte, die dem ganzen volke gleich zugänglich war. die blüte aber wurde auf ihrer höhe mitten im triebe kräftigsten lebens geknickt durch humanismus und renaissance. die der ganzen nation gemeine cultur ward zerstört, indem das volk sich nun in gebildete und ungebildete spaltete, eine kunst kam auf die gelehrte bildung erforderte, so dass denn seither alle anstalten zu ihrer pflege durchaus darauf gerichtet sind, wissenschaft und kennerschaft zu erzeugen und zu befriedigen, oder aber blofser unterhaltung zu dienen. wir haben eine schule, die den modernen menschen zwingt seine jugend der renaissancebildung zu opfern: mit dem ergebnis dass er eine Venus von einer Diana unterscheiden lerne, während die überlieferung des eigenen volks und würkliches kunsterleben in ihrem unterricht keine rolle spielen. wir haben kunstmuseen, die nichts anderes sind als belegsammlungen für diesen wissenschaftlichen unterricht, bestimmt die anwendung der erworbenen kennerschaft zu lehren. wir haben theater, in denen auf der bühne der virtuose, im zuschauerraum die kritik herscht, haben concertsäle, in denen selbst die einzige kunst die in Deutschland vor dem verderben durch ausländische einflüsse glücklich bewahrt blieb, unter dem einflusse des theaters nicht minder misbraucht wird, gelegenheit zur bewunderung oder verurteilung technischer fähigkeiten zu bieten.

Es gibt solchen zuständen gegenüber nur éine rettung: rückkehr zu unserer nationalen künstlerischen vergangenheit, widergeburt der alten deutschen kunst und cultur.

Dies im einzelnen auszuführen, nach der hier vorherschenden verneinung nun das positive zu bringen und uns zu zeigen, wie

sich denn diese doch gewis nicht ohne weiteres übernehmbare deutsch-mittelalterliche kunst und cultur für gegenwart und zukunft zu gestalten hätte, sollte einer ferneren schrift vorbehalten werden, die noch nicht erschienen ist. einstweilen gibt der verfasser an seiner stelle grofsen Deutschen der vergangenheit das wort, indem er im 2. hefte Fichte, Herder, Arnim, WGrimm, Görres, Goethe, Wackenroder, Nietzsche und Langbehn auf den plan ruft mit äufserungen die in den entwickelten gedankenkreis einschlagen.

Der verfasser der vorliegenden schriften ist den fachgenossen vorzüglich aus seinen büchern über die märchendichtung der romantik und die deutschen volksbücher bekannt. bekannt als ein mann von kenntnissen, geschmack und selbständigem, freilich auch eigenwilligem urteil. dies eigenwillige und einseitige erscheint hier ungewöhnlich gesteigert. ich brauche kaum auszusprechen, dass ich dem grundgedanken des verfassers in weitem mafse gleichgesinnt gegenübersteh, aber ich bin aufser stande, die blinde einseitigkeit mit ihren vielfaltigen übertreibungen, die mannigfache vergewaltigung geschichtlicher tatsachen und vorgange mitzumachen, die man in den heften findet. zweifellos schadet der vf. dadurch den praktischen zielen die er verfolgt. auch verlieren die geschichtlichen constructionen des 3. heftes sich auf weite strecken stark in mystische speculationen und bieten, was hier nicht auszuführen ist, der kritik im einzelnen starke blöfsen, gerade auch in ihren litterargeschichtlichen ausführungen. hier wird bei der würdigung unserer mittelalterlichen dichtung wider der schon aus der schrift des verfassers über die deutschen volksbücher bekannte gedanke eingehend dargelegt, dass die höfische poesie, insbesondere die epik, keine blüte, vielmehr einen künstlerischen tiefstand bedeute; sie werde nur deswegen von den gelehrten so hoch geschätzt, weil ihre leere formkunst dem renaissance-ideale so nahe kommt, zu dessen anbetung wir erzogen sind. man bedauert diesen ausführungen gegenüber, wie sehr durch sie ein gesunder kern durch mafslosigkeit um seine fruchtbarkeit gebracht wird. der verfasser, der so beredt und anregend über den ausduckswert des freien deutschen verses zu reden weifs, sollte würklich einmal etwa die abhandlung von C. von Kraus über wort und vers bei Gottfried studieren, um ein berichtigtes urteil über die kunstform der höfischen epik zu gewinnen.

Wir wollen aber nicht aufzählen was an schiefem und übertriebenem in den heften steht, und lieber betonen, dass auch hier gar manches mit feinem empfinden und gutem geschmacke gesagt wird: über das verhältnis von antikem und deutschem vers, von antiker und deutscher kunst überhaupt, über frühgermanische kunst, über gotische schrift und architektur, über holzschnitt und kupferstich, die antiken urteile über germanischen gesang, den

wesensunterschied von end- und stabreim, das mittelalterliche drama usw. selbst das sehr harte und einseitige urteil über den germanistischen universitätsunterricht (1, 20 ff) mag von uns hochschullehrern nachdenklich gelesen und auf seine berechtigung geprüft werden. wie denn überhaupt ein kritischer leser sich vielerlei anregung aus den mit leidenschaftlicher beredsamkeit geschriebenen heften zu holen vermag.

Heidelberg. **Friedrich Panzer.**

Andreas Gryphius und die bühne von **Willi Flemming.** mit 8 abb. Halle, Niemeyer 1921. XII u. 450 ss. 8°.

Die vorliegende arbeit gehört in die reihe theatergeschichtlicher untersuchungen, wie sie uns in den beiden letzten jahrzehnten mehrfach beschert worden sind, und wie sie bisher in Max Herrmanns Forschungen zur theatergeschichte eine zwar nicht unbestrittene, in ihrer ganzheit aber doch imponierende höchstleistung aufweisen. mit grofser energie fasst der verfasser seinen stoff an, und um das hauptergebnis des buches gleich vorwegzunehmen, so ist ihm der beweis durchaus gelungen, dass Gryphius in seinen tragödien keineswegs ein weltfremder buchdramatiker war, sondern in den trauerspielen ebenso wie in den lustspielen durchaus eine feste bühnenvorstellung hatte und stets damit rechnete, dass seine dramen auch aufgeführt wurden. der verfasser hat mit grofsem spürsinn alle ihm erreichbaren nachrichten über Gryphius-aufführungen gesammelt und insbesondere die schulgeschichtliche litteratur auf solche nachrichten hin durchgesehen. er kommt dabei zu dem fürs erste überraschenden, aber durchaus richtigen ergebnis, dass Gryphius seine stücke in erster linie für die protestantische schulbühne des 17 jahrhunderts schrieb, deren typus insbesondere die bühne des Breslauer Elisabethgymnasiums darstellt, dh. ein in vorder- und hinterbühne geteiltes bühnenfeld mit vorder- und zwischenvorhang. die einrichtung der bühne zeigt alle übergangserscheinungen des jahrhunderts, von der mit teppichen behangenen bühnenwand bis zur modernen kulisse. die rückwand ist ein gemalter prospect zur perspectivischen verlängerung der hinterbühne, sie kann jedoch wie bei dem bühnentypus älterer art auch mit teppichen behangen und mit türen versehen sein. ist die zweigeteilte kulissenbühne die normalform des dichters, so können die stücke doch auch auf jeder andern bühnenform ohne zwang aufgeführt werden. wenn der verfasser dann weiter geht und den nachweis zu führen versucht, dass eine reihe von stücken zunächst für einen ganz bestimmten andern bühnentypus geschrieben wären, dass zb. der Piast für die einteilige höfische saalbühne, das mischspiel Verliebtes Gespenst — Geliebte Dornrose für die grofse dreiteilige opernbühne gedacht seien, so kann ich ihm auf diesem wege

nicht bis zum ende folgen. wenn der dichter für einen ganz besonderen zweck ein festspiel schrieb, bestimmt vor einem geladenen kreise aufgeführt zu werden, so wird er natürlich auf die gegebenen verhaltnisse rücksicht genommen haben. das war auch zu Goethes zeit noch so, als er die Fischerin für die aufführung im park schrieb, und das ist heutigentags noch dasselbe; mit der bühnenanschauung aber, von der der dichter im ganzen beherscht ist, hat das nur sehr wenig zu tun. von der annahme der dreiteiligen opernbühne (vorder-, mittel- und hinterbühne) für einzelne Gryphische stücke können mich die ausführungen des verfassers vollends nicht überzeugen.

In der entwicklungslinie der theaterverhältnisse stellt Flemming seinen dichter in die mitte zwischen Rist und Christian Weise. seine stücke, durchaus als dichtungen gedacht und für die aufführung bestimmt, bilden 'eine harmonie zwischen drama als kunstwerk und theater als socialer institution' (s. 135).

Dass der verfasser mit der legende von dem 'buchdramatiker' Gryphius aufräumt, sei ihm von herzen gedankt. einen richtigen, bewusten buchdramatiker hat es in Deutschland bis zu den romantischen satiren in dramatischer form nur einmal gegeben, nämlich die alte Hrotsuit von Gandersheim. alle andern schrieben ihre dramen für die aufführung. wenn die stücke für uns ungeniefsbar sind, so waren sie es für ihre zeit ebenso wenig wie Zieglers vielgelesene Asiatische Banise. und Gryphius dramen stellen in der tat das höchste dar was das deutsche barock in dramatischer form hervorbringen konnte.

Soweit kann man dem umfangreichen, durch die äufseren und inneren hemmungen des krieges glücklich hindurchgesteuerten buche freudigen beifall zollen. wenn blofs der verfasser es uns nicht so furchtbar schwer gemacht hätte, bis zu seinen ergebnissen durchzudringen, wenn blofs die anlage des buches nicht gar so weitschweifig und undurchsichtig wäre! hätte er alles das was er zu sagen hat, auf die hälfte des umfanges zusammengedrängt, so wär es wahrlich leichter gewesen ihm zu folgen. ein grundfehler in der anlage ist es, dass von 20 capiteln nur ein einziges der schauspielkunst gewidmet ist. was der dichter von den schauspielern verlangt und was diese zu bieten imstande sind, ist theatergeschichtlich mindestens von gleicher bedeutung wie der gerade im 17 jh. durchaus dem zufall und der örtlichen gelegenheit unterworfene bühnenbau. wie tiefschürfend dagegen hat Max Herrmann die schauspielkunst der meistersinger behandelt! es ist aber ein mangel der meisten arbeiten aus der jungen theatergeschichtlichen wissenschaft, dass sie am bühnengerüst kleben bleiben.

Gänzlich unnötig sind ferner die breiten wirtschaftsgeschichtlichen erörterungen, mit denen der verfasser sein buch beginnt und die auch im verlauf desselben immer wider hervortreten.

sie beweisen weiter nichts als dass der verfasser als nebenfach nationalökonomie studiert hat, für die erkenntnis des bühnenproblems führen sie uns nicht einen schritt weiter.

Auf sichern boden, der als grundlage für seine untersuchung geeignet ist, kommt der verfasser erst bei der erörterung der theaterverhältnisse zur zeit des dichters im ersten teil des buches. und da folgen wir ihm gern. mit sorgfalt geht er allen theatereindrücken nach die auf Gryphius in seiner jugend gewürkt haben oder gewürkt haben können: der jugendzeit in Glogau, dem schulleben in Fraustadt mit seinen schulaufführungen, der Danziger zeit mit den lebhaften eindrücken der englischen komödianten und der ebenfalls in blüte stehnden schuldramen. er kommt dann zu den holländischen eindrücken, untersucht alle möglichkeiten theatralischer beeinflussung in Frankreich und Italien, wo der dichter in Rom die aufführung des Leo Armenus von Simonis sah, und behandelt endlich die zeit der reife nach der rückkehr von der grofsen bildungsreise, deren dramatische frucht der in Strafsburg entstandene Leo Armenius ist. fünf verschiedene bühnentypen fand der dichter in Deutschland vor: die bühne der wandertruppen, die höfische saalbühne, die jesuitenbühne, die protestantische schulbühne und die opernbühne, und von allen hat er irgendwelche eindrücke empfangen. die frage ist nun: hat Gryphius die bühneneindrücke aus Holland, Frankreich und Italien in Deutschland zu verwerten gesucht? und welchem der in Deutschland vorhandenen bühnentypen hat er sich vorwiegend angeschlossen? der zweite teil des buches ist der untersuchung dieser frage für die tragödien, der dritte für die komödien gewidmet.

Der verfasser sucht nun aus den stücken selbst den typus der bühne seines dichters zu gewinnen und zu beweisen, dass seine bühnenanschauung so fest geschlossen war, dass er selbst seine übersetzungen aus dem holländischen, französischen, italienischen und lateinischen, die doch andere bühnenformen voraussetzen, leise in sein eigenes bühnenbild hineincorrigiert. stück für stück werden so zunächst die originaltragödien vorgenommen. diese bühnentechnischen analysen nun sind der am wenigsten gelungene abschnitt des ganzen buches, und an ihnen ligt es hauptsächlich, dass das buch so schwer lesbar ist. wenn man nicht den verlauf der dramen ganz genau im kopfe hat oder die Palmsche ausgabe danebenlegt und dauernd in ihr hin- und herblättert, so list man nur worte, ohne mit ihnen eine rechte vorstellung zu verbinden. der gegebene weg wäre eine scenische analyse gewesen, in der scene für scene auf ihren theatralischen gehalt hätte untersucht werden müssen. dann hätte man ein übersichtliches und überzeugendes schema gehabt.

Im anschluss an diese scenische betrachtung der tragödien fasst der verfasser alles zusammen, was über die bühneneinrichtung

der stücke aus ihnen selbst folgt. dann kommt ein capitel 'Die entwicklung der bühnenanschauung' — bei einer scenischen analyse in chronologischer folge der dramen hätte sich das von selbst ergeben —, wobei das resultat der vergleichung der beiden Stuartbearbeitungen merkwürdig blass herauskommt; es folgt die zusammenfassung aller erreichbaren nachrichten über aufführungen — ein capitel das man logischerweise am anfang suchen möchte —, und schliefslich wird untersucht, welche elemente von der höfischen saalbühne, von der bühne der wandertruppen, von der holländischen bühne und vom Jesuitentheater sich bei Gryphius widerfinden, bei welcher gelegenheit Vondels Gibeoniter und Caussinus Felicitas in Gryphs übersetzung in derselben zerblasenen weise wie die originaltragödien scenisch analysiert werden. in der zusammenfassung wird dann die protestantische schulbühne als der haupttypus aufgestellt. der dritte teil des buches wendet dasselbe verfahren auf die komödien an, bringt dann das vergleichsweise dürftige capitel über die schauspielkunst und dringt endlich im 20 capitel zu den 'Ergebnissen' vor, die man nach all dem vorangegangenen mit einem seufzer der erleichterung list.

Man sieht, diese disposition ist reichlich zerfahren. es ist dem verfasser nicht ganz gelungen, die fülle des stoffs zu meistern. das eigentümlich schwankende der darstellung scheint mir aber auch darin seinen grund zu haben, dass man eben nicht, wie der verfasser tut, so scharf zwischen den fünf deutschen bühnentypen jener zeit scheiden darf. Fl. kommt zu dem resultat, dass die stücke Gryphs auch auf jeder andern als der protestantischen schulbühne aufgeführt werden konnten. dieses schicksal teilen sie mit den meisten stücken ihrer zeit. wir führen doch auch Shakespeares dramen auf einer ganz andern bühne auf als sie dem dichter vorschwebte! aber die bühnentypen giengen schon damals vollständig durcheinander. es ist beispielsweise zum mindesten einseitig, von dem typus der Jesuitenbühne so zu sprechen wie es der verfasser tut. unter dem begriff des Jesuitendramas vereinigt sich das dürftigste schulmeisterdrama und das prunkvollste ausstattungsstück, und die grenzen zwischen schuldrama und bandenstück sind im 17 jh. derartig fliefsend, dass es manchmal schwer ist, ein stück einer oder der andern gattung zuzuweisen; schliefslich geht die vermengung soweit, dass schüler und berufskomödianten sich zu einer aufführung zusammenfinden, eine entartung die dann im beginnenden 18 jh. zum untergang des schuldramas führte. die bühne des protestantischen schuldramas wird in den meisten fällen nichts anderes als eine einfache saalbühne gewesen sein.

Ich habe diese ausstellungen nicht gemacht, um den wert des gebotenen zu verkleinern, aber es lag mir daran zu zeigen, wie die wertvollen ergebnisse unter der wenig glücklichen anlage leiden. wir würden dem mit grofsem fleifse gearbeiteten werke

unrecht tun, wenn wir mit einem tadel der form abschlössen. und so soll es denn nicht unerwähnt bleiben, dass dieses buch, das so viel von culturellen und wirtschaftlichen dingen spricht, in seinem äufseren ein wehmütiges zeichen unserer gegenwärtigen cultur darstellt: auf prachtvollem papier begonnen, vom 14. bogen an auf entsetzlichem kriegspapier fortgeführt und schliefslich auf einem etwas besseren beendet. ein symbol des tiefen sturzes von glänzender höhe herab, und des langsam beginnenden wideraufstiegs. dem verfasser und dem verleger aber sei besonders dafür gedankt, dass durch alle hemmungen hindurch das buch planmäfsig zu ende geführt worden ist.

Berlin-Friedenau. **C. Kaulfufs-Diesch.**

Die deutsche lyrik in ihrer geschichtlichen entwicklung von Herder bis zur gegenwart von **Emil Ermatinger.** zwei bände. Leipzig, Teubner 1921. VI u. 443. 310 ss. 8°.

Der verlag Teubner, sonst gewohnt sehr vorsichtig zu rechnen, gönnt sichs, neben Witkops zweibändiger arbeit über neuere deutsche lyriker, die jetzt doch auch schon zur zweiten auflage fortgeschritten ist, noch eine umfangreiche darstellung ungefähr gleichen inhalts zu bringen. wenig fällt dabei ins gewicht, dass Ermatinger später einsetzt und etwas tiefer in die gegenwart hineinschreitet als Witkop, stärker, dass er in gegensatz zu Witkop nicht schlechthin ein nacheinander von würdigungen einzelner dichter bringt, sondern ausdrücklich die geschichtliche entwicklung der neuern deutschen lyrik, also eines überindividuellen ganzen aufzeigen will. tatsächlich ordnet er den stoff in gruppen. im ersten band sind unter der überschrift 'Die entdeckung der natur' vereinigt die sänger des Sturm und Drangs, der Hain und drei vertreter der lyrischen idylle: Matthisson, Salis, Hebel. der abschnitt 'Lyrik des gedankens' umfasst Schiller, Hölderlin, Novalis. als 'Das deutsche lied' enthüllt sich die lyrik Wilhelm Schlegels und Tiecks, Arnims und Brentanos (auch das Wunderhorn ist einbezogen), Eichendorffs, der Schwaben, Mörikes und Chamissos. 'Lyrik forcierter talente' ist — im zweiten band — für Ermatinger der sang Rückerts und Platens, Heines, Lenaus. alles folgende, soweit es nicht dem 'Ausblick' zugewiesen ist, der mit Dehmel beginnt, verteilt sich auf die zwei gruppen Realismus und Naturalismus.

Sieht man näher zu, so bleibt freilich auch Ermatinger immer noch gern beim einzelnen lyriker stehn. der grofse abschnitt über Goethe drängt mit fast 170 seiten alle nachbarschaft in den hintergrund, nicht blofs die unmittelbare. für Goethes balladen ist mehr raum beansprucht als für den ganzen Mörike. Heine ist aber noch rascher abgetan als Mörike. nicht sei da gleich die anklage erhoben, E. hätte vorsichtiger und planmäfsiger

ordnen sollen. gerade für ihn bedeutet solche raumverteilung etwas. sie entspricht der wertung die er vornimmt. nicht in der eile, sondern im bewusten abwiegen der verschiedenen dichter ist er zu seinen raumverhältnissen gelangt. freilich liefs ihn da und dort auch lebensgeschichtlicher stoff etwas ausführlicher werden, wenngleich ihm zugestanden werden muss, dass er weniger als sonst immer noch üblich ist, beim äufsern erleben stehn bleibt, auch mehr als Witkop es meidet, vom denken und schaffen eines dichters selbst dort ausführlich zu berichten, wo dies denken und schaffen mit dessen lyrik wenig zu tun hat.

Von Witkop unterscheidet sich E. auch durch hinweise auf die forschungen anderer. auch meiner ist in diesen anmerkungen gedacht. allein gerade solche nachweise verraten leicht, dass manches wichtige übersehen ist. nicht mangelnde vollstandigkeit mein ich und nicht verdenk ich, dass blofs eine auswahl von angaben getroffen ist. doch wozu werden namen und arbeiten über irgend einen gegenstand angegeben, wenn beachtenswertere stimmen, die sich in gleicher angelegenheit geäufsert haben, ungehört bleiben? ausdrucklich bemerkt überdies E. (I 436), dass der abschnitt uber Goethe geschrieben sei, bevor Gundolfs werk erschien es ist bedauerlich, dass ein jahrfünft nach Gundolfs buch gerade über Goethes lyrik ausführliches vorgebracht wird, ohne dass auf die äufserungen Gundolfs über Goethes lyrik bezug genommen ist.

Ich möchte mich hier nicht im einzelnen mit E.s darstellung auseinandersetzen. wer lange auf einem gebiet der wissenschaft sich bewegt hat, ist sicherlich nicht der dankbarste empfänger zusammenfassender arbeiten über dieses gebiet. soll ich etwa gar auf schriften von mir verweisen, die erkennen lassen, wieweit ich anders über diesen oder jenen lyriker denke? das schiene mir recht zwecklos. hier indes meine abweichende meinung zu begründen, fehlt es an raum. letzten endes fragt es sich, ob E. selbst da und dort nicht anders sich geäufsert hatte, wäre ihm bekannt gewesen, was ältere forschung über den gegenstand vorgebracht hat. leider kann ich seiner arbeit nicht zubilligen, dass sie durchaus auf der höhe der forschung steht. dafür sei ein zeugnis angeführt.

Als 'Lyrik der aufklärung' ist am anfang der arbeit die reihe von Brockes, Haller, Hagedorn bis Klopstock kurz besprochen. es soll blofs ein knappes einführungscapitel, ein rascher rückblick sein. ists solche kürze der darstellung, dass ich auf diesen seiten den eindruck gewinne, als stünde E. den dingen sehr fern? da beleuchtet er (I 14) Klopstocks pathetische sprache, wie sie umrieselt wird von allen schauern des unheimlichen. als beispiel erscheint die ode 'Der Eislauf'. dann heifst es, Goethe habe später, aus einer ähnlichen pathetischen stimmung heraus, seine gefühle in freie rhythmen ergossen. 'Klopstock,

und darin ist er noch ganz in dem ästhetischen codex der aufklärung befangen, beugte sich dem gesetz'. weil im gegensatz zu Goethe ihn der gedanke völlig vom erdreich abgelöst hatte, habe er das bedürfnis verspürt, sich nun in den weiten des reinen geistes feste form und fassung zu geben ... ich versteh das nicht. ich kann doch unmöglich annehmen, dass E. von der bedeutung die in der geschichte der deutschen freien rhythmen Klopstock hat, nichts wisse. der 'Eislauf' ist gewis nicht in freien rhythmen abgefasst. (warum aber sagt E., der doch sonst für den rhythmus feines gehör hat, nichts über die kunstvolle, aus dem gegenstand geborene rhythmik dieser ode?) doch das beeinträchtigt nicht die tatsache dass Klopstock der eigentliche schöpfer der deutschen freien rhythmen ist. soll hier angesichts von erkenntnissen die jeder hochschulvertreter unseres fachs seinen hörern vorträgt und in der prüfung abfragt, auf Minors metrik verwiesen werden?

Wenn jedoch Klopstock schon (und nicht erst Goethe) sich im freien rhythmus dem gesetz des ästhetischen codex der aufklärung entzieht, darf er dann überhaupt so bedingunglos wie E. es tut der aufklärung zugewiesen werden? ligt die frage nicht vielmehr an ganz anderer stelle? ist für Klopstock nicht gerade das so bezeichnend, dass er zwischen den beiden polen aufklärung und höchste spannung, ja überspannung des gefühls hin und her schwingt? sicherlich stofsen in seiner dichtung prosa der aufklärung und überschwang des gefühls hart aufeinander.

Aber auch noch die nachfolgenden sätze E.s kann ich nicht ganz verstehn. Klopstock soll die deutschen bodenständigen formen, vers, strophe und reim, verschmäht und sich den Alten zugewendet haben, weil durch die Anakreontik diese deutschen formen entweiht worden seien. 'man konnte nicht aus dem gleichen becher mit dem zechbruder auf seine liebste trinken und das blut Christi im abendmahl geniefsen'. als ob nicht die Anakreontik vor Klopstock auf deutsche bodenständige formen verzichtet, vor ihm — und nicht einmal als erste — den reim aufgegeben hätte. und wo bleiben die oden Klopstocks, in denen er mit zechbrüdern den becher leert?

Das weckt wenig vertrauen zu E.s zuverlässigkeit. seine vorzüge liegen an anderer stelle. wo er mit eindringlicher betrachtung liebevoll bei einer einzelnen dichtung verweilt, eröffnen sich ihm einblicke in deren kunstvolle gestaltung. er hat ein ohr für lyrische klänge. indes auch längeres verweilen schützt ihn nicht vor entgleisungen. an seiner deutung von 'Wanderers Sturmlied' (I 119 ff. 128 f) bleibt manches recht anfechtbar. die ausführliche umschreibung des gedichts, die es gegen Goethes eigenes urteil ('Halbunsinn' heifsts in 'Dichtung und Wahrheit') rechtfertigen will, bringt viel worüber sich streiten lässt. ist

würklich der Jupiter Pluvius des gedichts 'das symbol des alls'? verkündet der schluss tatsächlich die 'aussöhnung zwischen ich und welt'? mit der selbstironie dieses schlusses kommt E. (auch s. 122) nicht zurecht. unbestreitbar falsch ist die satzfolge, die den zweiten absatz in verständliche prosa wandeln will: '... der genius führt ihn (den pantheistischen dichter) sicher empor und klärt seinen blick. Deukalion wird er, der nach der grofsen sündflut menschen aus steinen schuf, und Pythius Apollo, der mit den sonnenpfeilen den giftigen sumpfdrachen erlegte'. der dichter w i r d Pythius Apollo, er wird gar Deukalion? *Wandeln wird er wie mit Blumenfüfsen über Deukalions Flutschlamm, Python tötend, leicht, grofs, Pythius Apollo.* das heifst doch wol: er wird leicht und grofs wie Pythius Apollo, als er den Python getötet, mit blumenfüfsen über Deukalions flutschlamm wandeln. der genius schenkt dem dichter die freie und grofse haltung des Pythontöters Apollo. gedacht ist dabei natürlich an den sogenannten Apoll vom Belvedere. ihn hatte Winckelmann als den Pythontöter gedeutet. der zusammenhang ist so bekannt dass ich kaum zu dessen begründung auf meinen sammelband Vom geistesleben des 18. und 19. jahrhunderts (Insel-verlag 1911 s. 44) zu verweisen brauche. wo steht da auch nur eine silbe davon dass der dichter zu Apoll w i r d? und vollends von E.s annahme, dass der dichter eine andere beziehung zu Deukalion finde als über dessen flutschlamm zu wandeln? wozu überhaupt in 'Wanderers Sturmlied' einen pantheismus hineingeheimnissen, der für Goethe damals sicherlich noch nicht bestand? Apollo muss da gleich im neunten absatz zum 'glühenden allgefühl' werden. das heifst das wahre verständnis des 'Sturmlieds' blofs erschweren oder gar unmöglich machen.

Genug des einzelnen! welche gesamtanschauung von einem der deutschen lyriker sich in E.s buch herausstellt, sei an dem abschnitt über Gottfried Keller geprüft. hier ist E. völlig zuhause, hier wäre viel von ihm zu erwarten. grofse und dankbare aufgaben bot Ricarda Huch in ihrem büchlein über Keller dem ergründer von Kellers lyrik. gegen beurteiler gewendet die in Kellers gedichten nur mühsam verkleidete prosa sahen, bekannte sie, was ihr Kellers lyrischer rhythmus, was ihr überhaupt Kellers lyrik bedeute. E. hält auffällig stark zurück, wenn er von Kellers liedern spricht. einmal heifst es: 'keine frage: die vernunft führt das scepter, die vernunft, aber nicht der verstand'. nur ganz leise ist angedeutet, dass Keller hie und da einmal auch reine lyrik schafft. auch E. meint, Keller habe doch eigentlich der epischen formen bedurft, um den naturhaften reichtum der in ihm war zu gestalten. 'lyrische dichtungen musten ihm der notwendige ausdruck geklärter stimmung sein, ätherisierter gefühlshauch'. das schliefst sich an ein paar feine worte an, die gesagt werden über die verse 'Jugendgedenken' (*Ich will*

spiegeln mich in jenen Tagen . . .). gern hörte man mehr über diese zusammenhänge. E. bleibt im übrigen stehn bei den gedichten die von Kellers naturgefühl und von seinem verhältnis zum staat künden. Kellers naturgefühl, heifst es, sei so ursprünglich und tief wie das Goethes, Mörikes und Eichendorffs. doch treffe man auch bei ihm bilder die an Heine und Lenau gemahnen, und in denen die natur denaturiert und mit geistreicher gewalttätigkeit in den kreis menschlichen lebens hineingezogen werde (s. 140). um das ganz zu verstehn, muss nachgelesen werden was anderswo (s. 50) über, vielmehr gegen Lenaus naturvermenschlichung gesagt ist. gerade diese naturvermenschlichung hat in neuerer zeit beachtung gefunden bei den ergründern von Lenaus lyrik. auf Kellers verwante gedichte wurde da hingewiesen. es ist als wolle E. ein nicht leicht errungenes verständnis für eine seite von Lenaus wie von Kellers kunst mit einem federstrich vernichten.

Zugestanden sei, dass er selbst viel mühe und viel feinsinn daran wendet, die kunst der echten begabung von der eines forcierten talents zu scheiden. Goethes wort vom forcierten talent wendet er ja an Heine wie an Lenau. fraglich bleibt blofs, ob die gegensätze die er etwa zwischen Mörike und Heine festgestellt, nicht eine andere deutung vertragen, vor allem eine die auf Heines seite minder verneint. würklich muss E. selbst, nachdem er seine einwände gegen Heines sachlichkeit vorgebracht, zugestehn, dass es Heine gar nicht um sachlichkeit zu tun gewesen sei. wozu also verneinung, wenn der weg zu bejahender würdigung, zu rechtem verstehn sich schon aufgetan hat? je tiefer E. in die gegenwart hineinschreitet, desto verneinender wird seine haltung. er setzt sich den vorwürfen aus, die immer wider von lebenden dichtern gegen die geschichtschreiber der litteratur erhoben werden. er meidet nicht den anschein, klügelnd wie ein schulmeister an seinem gegenstand sich zu versündigen.

Ist das recht zu solchem vorgehen schon gewonnen durch die wenigen worte des vorworts (s. vf), die beachtenswertes, wenn auch nicht gerade neues gegen positivistische litteraturforschung einwenden und gegen deren wunsch sich zu einer exacten wissenschaft zu erheben, indem sie sich auf rein psychologische beschreibung einengt? der ergründer von dichtung, sagt E., dürfe sich nicht begnügen mit der beobachtungsgabe und dem verstand des naturforschers, er müsse auch die liebe und erlebniskraft des künstlers haben. gewis! nur sehr neu klingt das heute nicht mehr. es müste doch etwas vertieft und verfeint zum ausdruck gelangen, wenn es wie neu würken sollte. von einem forscher solcher art aber, also auch von sich selbst, erhofft E., dass er befähigt sei, dem würken des sittlichen gesetzes im innern des geschichtlichen lebens nachzuspüren. das wäre mindestens einfacher zu sagen, wenn es nicht phrasenhaft klingen

soll. aus diesen voraussetzungen erschliefst E. die notwendigkeit eines subjectiven, ja metaphysischen zugs der geschichtschreibung. 'aber sei man doch ehrlich: gibt es überhaupt eine wissenschaft ohne metaphysik? ist nicht die 'exacteste' ein geflecht von beobachtungen, vermutungen, ahnungen? ist nicht in jeder ein rest mythologie?'

Gern hätte man mehr gehört über die grundsätze von E.s arbeit als diese vieldeutigen, allzu kurz gefassten worte? als Ermatingers arbeit erschien, beklagt ich, dass sie gar nichts grundsätzlich zusammenfassendes über lyrik sage, dass also der wert seiner mafsstäbe, das recht seiner wertungen nicht erkannt werden könne. inzwischen ist die grundsätzliche begründung, die ich damals vermisste, hervorgetreten. es ist E.s jüngste leistung:

Das dichterische kunstwerk. grundbegriffe der urteilsbildung in der litteraturgeschichte von **Emil Ermatinger.** Leipzig. Teubner 1921. VII u. 409 ss.

Das vorwort nimmt den kampf auf, den in der arbeit über die lyrik E. gegen historisch-positivistische geschichtschreibung der dichtung begonnen hatte. es wendet sich ebenso gegen die 'philosophisch-reflectierende' richtung. etwas ungenau wird dieser ganzen richtung, die doch vertreter von recht verschiedenen zielen hat, vorgeworfen, dass sie äufsere tatsachen höchstens vielsagend streift, dass sie überdies auf eine ergründung dessen was tatsächlich gewesen ist, grundsätzlich verzichtet, weil das ergebnis aller forschung doch nur sinnentrug sein könne. gemeint ist in erster linie Ernst Bertram. ausdrücklich wird als Bertrams grundsatz hingestellt, alles was vom wesen eines menschen auszusagen sei, dessen gedächtnis auf die lebenden gekommen ist, bleibe mythos; wissenschaft von der geschichte sei also mythologie.

Ich muss es meinem geschätzten Bonner collegen überlassen, sich mit E. auseinanderzusetzen. mir selbst fällt auf, dass E., dessen vorwort zu seiner 'Deutschen Lyrik' nicht blofs in der erforschung von dichtung, vielmehr in jeder wissenschaft einen rest mythologie festgestellt hatte, sich über Bertrams verwante äufserung derart verneinend äufsert. die vorsicht eines erkenntnistheoretisch geschulten, die aus Bertrams wendung spricht, scheint E. allerdings nicht ganz erfasst zu haben. er fürchtet, die richtung die er die philosophisch-reflectierende nennt, müsse in haltlosem relativismus sich verlieren. E. spielt gegen diesen relativismus wie gegen den des positivistischen historismus die forderung aus, in 'lebendiger ideenauseinandersetzung einer zeit' zum werten zurückzukehren. das bewustsein, an einer stelle in einer grofsen bewegung mitzuschaffen, also die verantwortlichkeit, würke ausgleichend zwischen dem wissen um das gewordene und dem bedürfnis des werdenden. die geschichte, 'mit den wahrhaft grofsen ideen der gegenwart geschaut', werde dem lebenden ge-

schlechte dann zum spiegel seines strebens und seins. solche 'dynamische' oder 'organische' methode kehre sich ab vom positivismus und psychologismus.

Da ist viel recht unklar ausgedrückt. wenn ich E. recht versteh, so möcht ich sogar die behauptung wagen, in meiner 'Deutschen dichtung seit Goethes tod' ähnliches angestrebt zu haben. mindestens haben mir ein paar wertvolle menschen zugebilligt, dass sie ihr streben und sein in dieser arbeit gespiegelt fanden. stellung zu der bewegung der gegenwart hab ich dort zu nehmen getrachtet, dann aber aus solcher stellung ein zum teil neues verhältnis zu finden zu der vergangenheit. mich wundert nur, dass aus diesen verwanten voraussetzungen etwas so ganz anderes sich mir hat ergeben können als E.s 'Deutscher Lyrik', in der bewertung des stoffs nicht blofs, auch in der haltung der forschung wie der darstellung.

Sicherlich werden wir im zug dieser gegenwart wider zu bewusterm werten kommen als die jüngste vergangenheit, die, mehr im grundsatz als in der durchführung, herschendem relativismus gehorchend, auf das werturteil verzichten zu müssen glaubte. (tatsächlich wurde meist viel mehr mit werturteilen gearbeitet als man es wort haben wollte; und weil es nicht mit vollem bewustsein geschah, war es um so häufiger ein herzlich unsicheres herumästhetisieren um das kunstwerk.) nur vergesse der eilige nicht, wie schwer und wie verantwortungsvoll das werturteil ist. und er meine nicht, im handumdrehen wider zu einer wertenden geschichtschreibung auf dem feld der dichtung gelangen zu können. es soll doch nicht schlechthin blofs ein verkleideter rückzug in eine philosophische ästhetik von einst sein. etwas von den gewinnen die uns eine jüngere zeit geschenkt hat, sollte übrigbleiben.

Zu meinem bedauern muss ich gestehn, dass ich in E.s neuer arbeit nicht einmal rechte nutzung des besitzes alter philosophischer ästhetik feststellen kann, noch weniger aber den versuch, von neuern oder neuesten erkenntnissen etwas zu lernen. am wenigsten indes verspür ich in dieser darlegung, die vom erlebnis des dichters aus zu einer urteilsbildung gelangen will, irgendwelche erfüllung des grofsgemeinten vorsatzes einer auseinandersetzung mit den ideen der zeit.

Verblüfft nicht schon dass E. eine einleitung voranschickt, betitelt 'Das Erlebnis', dann die darlegung teilt in drei abschnitte mit den überschriften 'Das Gedankenerlebnis', 'Das Stofferlebnis', 'Das Formerlebnis', und dass eine arbeit die dergestalt mit dem wort 'erlebnis' hantiert, nicht stellung nimmt zu der begriffsbestimmung W. Diltheys, noch weniger zu den weiterbildungen die nach Dilthey diesem begriff erstanden sind. ich darf bei dieser gelegenheit füglich bemerken, dass ich da mitgetan habe. E. nennt sogar an anderer stelle eine schrift von mir, die schon

vor etwa zehn jahren hier einsetzte. sie hat ihn nicht davor bewahrt, den begriff erlebnis im äufserlichsten sinn zu nehmen und in ihm das recht zu — wie mir scheint — überwundener lebensgeschichtlicher deutung des kunstwerks zu entdecken. mindestens meint E., er könne das künstlererlebnis das in Goethes 'Werther' zum ausdruck gelangt, leichthin auflösen in einen concret-sichtbaren stoff, der dem äufseren erleben angehört, und in einen abstracten gedankencomplex oder — wie er es nennt — eine idee im sinne des (vom dichter persönlich erfassten) lebensgesetzes. als ob ein künstlerisches erlebnis mit ein paar verstandesbegriffen sich ausschöpfen liefse.

Was E. über erlebnis vorbringt, bestärkt mich in einer überzeugung die ich bald vorzutragen hoffe, dass von dem kunstwerk nur wegführt, wer mühelos sicher das erlebnis zu erfassen glaubt das dem kunstwerk zugrunde ligt. dass es also dringendst sich empfiehlt, lieber unmittelbar ans kunstwerk heranzugehn und sich nicht in dem meer von meist unzureichenden, ja schiefen ahnungen herumzutreiben, das sich auftut, wenn das erlebnis des künstlers mit worten des forschers zum ausdruck kommen soll.

Vielleicht wird die arbeit die ich bald zu bringen gedenke, E. nahelegen, dass er nicht blofs in sachen des erlebnisses etwas unvorsichtig schnell vorgeht, auch sonst. aus Diltheys dreitypenlehre ist meines erachtens auf dem feld der dichtung viel zu gewinnen. E. verknüpft Diltheys drei typen (s. 117f) wenig glücklich mit den drei stufen gedanklicher entwicklung der menschheit, die von Comte aufgestellt worden sind. da kann der wahre sinn von Diltheys dreiteilung blofs verkannt werden. von vorhandenen versuchen, die drei typen Diltheys für die erfassung von kunstwerken zu nutzen, weifs er nichts zu sagen. dagegen verbaut er sich selbst den weg zu rechter nutzung, indem er selbstverständliches über den unterschied des denkers und des dichters vorlegt und dadurch die erforschung von dichtung und dichtern um die gewinne bringen will, die aus der verknüpfung von kunst und weltanschauung zu holen und geholt worden sind. abermals muss ich auf meine kommende arbeit hinweisen und auf das was dort nicht an den bestehnden forschungsergebnissen vorbeigeredet, sondern in auseinandersetzung mit ihnen dargetan wird.

Ob E. das überhaupt lesen wird? gerade an seiner arbeit wird mir mindestens recht fraglich, wozu man überhaupt in fachzeitschriften aufsätze veröffentlicht. die die es angeht lesen sie doch nicht. mit der mehrzahl der fragen, die von E. erwogen oder wenigstens berührt werden, hab ich mich in diesen jüngsten jahren beschäftigt. er scheint diese arbeiten nicht zu kennen, obwol ich am schlusse meiner schrift 'Die künstlerische form des dichtwerks' (zuerst Berlin 1916) eine längere reihe meiner zeit-

schriftaufsätze über diesen gegenstand verzeichne. da ich, anders als E., in diesen arbeiten mich grundsätzlich mit bestehender forschung beschäftige, hätte E. in ihnen einen bequemen zutritt zu ansichten gefunden die er augenscheinlich nicht kennt. über novelle (s. 181), über den rhythmus der prosa (s. 359) hätte er sich dann vielleicht vorsichtiger geäufsert. doch meiner beihilfe hätte es wahrlich nicht bedurft, nur einer sorgsamern selbstbesinnung, um E. vor der unglaublichen begriffsbestimmung zu bewahren, der stoff des dramas sei das von einer willensstarken persönlichkeit als handlung erlebte würklichkeitsgeschehen (s. 362). soll da etwa gar gemeint sein, dass der held der tragödie willensstark sein müsse? dass auch der held der komödie solcher forderung zu genügen habe, diese absicht wag ich E. gar nicht zuzumuten, wenngleich der wortlaut das zuliefse. E. selbst wird bei einigem nachdenken sich rasch der dramatischen helden entsinnen die alles eher als willensstark sind. oder ist mit der willensstarken persönlichkeit der dichter selbst gemeint? das wäre kaum richtiger.

Mit gleicher unbedingtheit wird in sachen der lyrik dem dichter von E. ein gesetz vorgeschrieben. 'die zeit der lyrischen sprache ist, der zeitlosigkeit des stoffes entsprechend. das präsens und nur das präsens', verordnet E. (s. 316f). meine kleine untersuchung über 'Zeitform im lyrischen gedicht' (Funde und Forschungen. eine festgabe für Julius Wahle 1921 s. 193ff) konnte E. noch nicht kennen. aber er wird wol, wenn er sie list, staunen über die tatsächlichen möglichkeiten der zeitform in der lyrik. und staunend wird er etwa bei Goethe widerfinden, was ihm bei Lenau als 'zeichen von stilunsicherheit und zersetzung der lyrik' erscheint, als lyrisch geformte journalistik: das präteritum.

Allein vielleicht wird E. über diese ergebnisse meiner forschung ebenso leichten herzens wegschreiten wie über anderes das mir beachtenswert erscheint. am schluss der vorrede nennt E. es eine unerlaubte grenzsteinversetzung, erkenntnis dichterischen stils dadurch gewinnen zu wollen, dass man einfach grundbegriffe der kunstgeschichte auf die betrachtung von dichtwerken überträgt. ob E. meine schrift über wechselseitige erhellung der künste meint, ist nicht zu erkennen. da auch andere verwantes erstreben, ist es möglich dass E. gar nicht an mich denkt, gar nicht weifs dass auch ich hier getroffen werde. hätte E. versucht, statt mit ruhiger hand etwas beiseite zu schieben was ihm nicht auf den ersten blick einleuchtete, lieber dazu den weg sich durch einen andern zeigen zu lassen, ihm wäre nicht widerfahren, den grundsatz tatsächlich selbst durchzuführen den er ablehnt. so meint er (s. 247) würken und bedeutung der ideendynamik als motivierung oder inneres formprincip des dichtwerks durch vergleich mit dem analogen formgesetz der linearperspective

in einem gemälde oder einer zeichnung klar veranschaulichen zu können. wieweit und ob überhaupt er hier förderliches bietet, stehe dahin. aber wenn das nicht wechselseitige erhellung der künste ist, was ist es denn? doch E. kehrt sich gegen übernahme von grundbegriffen der kunstgeschichte. das deutet so ausdrücklich auf Wölfflin, dass eingewendet werden könnte, verwertung des begriffs der linearperspective greife hinaus über die grenzen von Wölfflins grundbegriffen. E. arbeitet indes auch ausdrücklich mit diesen grundbegriffen, wenn er etwa (s. 313) von optischer geschlossenheit der hymnen Goethes spricht, oder wenn er (s. 356) angesichts einer erzählung Edschmids von dem widerspruch eines architektonisch gegliederten inhalts und einer ungegliederten sprache berichtet.

Hätte E. doch lieber, statt voreilig abzusprechen, in eine betrachtungsweise einzudringen versucht, die ihm augenscheinlich nicht ganz fremd ist. er hätte dann vielleicht erkannt, wieviel die erforschung von werken bildender kunst schon erreicht hat in der erfassung des kunstwerks und seines wesens. er ahnte dann vielleicht auch, wieweit dagegen die noch zurück sind, die das dichterische kunstwerk zu würdigen haben. mit bestem willen kann ich ihm nicht zubilligen, dass er für die erkenntnis des dichterischen kunstwerks etwas würklich und entscheidend förderliches bringe. sicherlich hat er feingefühl genug, um da und dort eine beachtenswerte reihe von beobachtungen zu bieten, das kann an dieser stelle nicht näher dargetan werden. hier war zu sagen dass das ganze verfehlt ist.

Bonn a. Rh. **Oskar Walzel.**

Nikolaus Lenaus lyrik. ihre geschichte, chronologie und textkritik von **Heinrich Bischoff**, von der Kgl. belgischen akademie gekrönte preisschrift. erster band: Geschichte der lyrischen gedichte von N. Lenau. Berlin, Weidmann 1920. XVI u 815 ss. 8°. 80 m. — zweiter band: Chronologie und textkritik. mit einem anhang: Tagebuch von Max Löwenthal über Lenau. ebenda 1921. 221 ss. 8°. 30 m.

Das buch hat eine seltsame geschichte gehabt. die Kgl. belgische akademie der wissenschaften hatte einen preis für die beste darstellung der entwicklung von Lenaus lyrik ausgesetzt. B., damals professor an der universität Lüttich, reichte am 1. nov. 1910 seine lösung ein und erhielt den preis. der druck verzögerte sich. B. konnte seine arbeit im manuscript wesentlich verbessern und seine vorrede — zufall? — noch am 31. juli 1914 unterzeichnen. dann brach der krieg aus. und erst als die weltlage sich ganz verändert hatte, erschien 1920 der erste, 1921 der zweite band, nun aber nicht mehr in den Mémoires publiés par l'Académie Royale de Belgique, sondern im verlag von Weidmann in Berlin, der erste band noch in typisch fran-

zösischer ausstattung in Brüssel gedruckt, der zweite schlichter, aber würdig, in Gräfenhainichen.

Auf mehr als tausend lexicon-octav-seiten ist in gewaltiger breite, mit mancherlei widerholungen nur von der lyrik Lenaus im engsten sinne die rede. denn wenn der blick des vf.s gelegentlich den mit mancherlei lyrischen episoden durchsetzten 'Faust', den 'Savonarola', die 'Albigenser' und auch die kleineren erzählenden gedichte, die 'Marionetten' (s. 217 f), 'Klara Hebert' (s. 265 f) uaa. streift, so geschieht das nur flüchtig und nur zur aufhellung der lyrischen dichtungen. der erste band gibt die fortlaufende darstellung, der zweite hauptsächlich ein sorgfältiges 'Quellenverzeichnis' (bibliographie) s. 13—17, eine 'Chronologie' aller lyrischen gedichte Lenaus s. 18—38 und eine 'Textkritik' s. 39—174.

In diesen beigaben des zweiten bandes stellt B. mit grofser gründlichkeit fest (II 1—4), dass die 'schreibweise' (orthographie) Lenaus durch alle handschriften und drucke hin so wenig folgerichtig ist, dass hier dem herausgeber erlaubt sein müsse zu normalisieren. anders aber verhält es sich mit der 'zeichensetzung' (interpunction). nach dieser richtung ist Lenau sehr achtsam gewesen, denn er hat durch die zeichen den text nicht grammatisch-logisch, sondern rhetorisch-musikalisch abstufen wollen. 'die zeichen sind gradmesser für die gliederung des vortrages und die länge der ruhepausen'. da nun der dichter zeitweilig die zeichensetzung sehr gründlich nahm, so sollte man denken, die ausgabe letzter hand müsse hier unbedingt die zuverlässigste sein. das ist aber nicht der fall. gerade gegen das ende seines schaffens hat Lenaus sorgfalt wider nachgelassen. und ein künftiger herausgeber wird nach B.s forderung sich in den sinn dieser zeichensetzung erst einmal grundsätzlich einzuarbeiten und des dichters absichten dann ausnahmelos durchzuführen haben. unter keiner bedingung dürfen mehr die von Anastasius Grün besorgten, ganz gewissenlos vernachlässigten drucke die grundlage abgeben. aber auch Castles ausgabe im Insel-verlag genügt dem strengen richter in diesem puncte nicht. eine abschliefsende textkritische ausgabe von Lenaus gedichten ist obendrein deshalb so schwer, oder sogar fast unmöglich, weil die handschriften weit verstreut sind und von den besitzern ungern auf ausreichende zeit hergeliehen werden. begreiflicherweise übrigens, da wir II 11 erfahren, dass selbst aus der obhut der belgischen akademie der wissenschaften während des krieges kostbare anvertraute Lenau-handschriften entwendet worden sind.

Wenn nun B. so wie ich mitgeteilt habe über den wert der Lenauschen zeichensetzung und die gänzliche belanglosigkeit seiner orthographischen willkür urteilt, dann ist es schlechterdings unbegreiflich, warum er, seinem eignen ergebnis widersprechend, in seiner 'Textkritik' dennoch die zufälligkeiten der

rechtschreibung aus den verschiedenen ausgaben (*gieng* und *ging*, *Schäferinn* und *Schäferin* usw.) zu vielen vielen hunderten bucht. hier ist viel mühe und raum zwecklos vergeudet worden.

Die anlage von B.s buch ist sehr unpraktisch; es ist aufserordentlich mühevoll und oftmals ganz unmöglich, in der 800 seiten langen darstellung den ort zu finden, wo ein gedicht das man sucht besprochen ist. B. citiert nämlich nach der ausgabe von Castle, die von den gedichten weder ein alphabetisches verzeichnis der anfangszeilen noch der überschriften bringt. er selbst druckt nun zwar II 217 ff ein verzeichnis der überschriften ab; dieses verweist aber nur auf die 'Textkritik', nicht auf die 'Chronologie' im zweiten und den darstellenden teil im ersten bande. umgekehrt gibt nur der darstellende teil, nicht aber die 'Chronologie' und nicht die 'Textkritik', die citate nach Castles ausgabe an. es kann daher oft eine viertelstunde dauern, bis man ein gedicht in allen drei abteilungen bei B. und aufserdem bei Castle aufgestöbert hat. und oft ist jede mühe vergebens. denn wer vermag Lenausche gedichte aus den überschriften zu identificieren? zwei, drei, bisweilen vier gedichte sind betitelt: 'An *', 'An den Frühling', 'Einsamkeit', 'Erinnerung', 'Frage', 'Guter Rat', 'Herbstgefühl', 'Meeresstille', 'Wunsch', 'Zuflucht'. und selbst wo kleine abweichungen des titels vorhanden sind: wer kann nach der blofsen überschrift gedichte unterscheiden wie; 'Aus!', 'Dahin!', 'Eitel nichts!' 'Ohne Wunsch', 'Vanitas', 'Vergänglichkeit', 'Vorbei', 'Zu spät!' oder: 'Der Lenz', 'Frühling', 'Frühlingsblick', 'Frühlingsgedränge', 'Frühlingsgrüfse', 'Frühlings tod', 'Im Vorfrühling', 'Lenz', 'Liebesfrühling', oder: 'An meine Rose', 'Das Rosenmädchen', 'Die Nonne und die Rose', 'Die Rose der Erinnerung', 'Meine Rose', 'Welke Rose'? wenn ein so monotoner dichter wie Lenau (worüber später noch ein wort) im gegensatz etwa zu Rückert oder Heine den ehrgeiz hat, jedem seiner lieder eine überschrift zu geben, er dabei aber gar keine erfindungsgabe verrät, dann muss der verfasser eines buches von 1000 seiten auf hilfsmittel für den leser sinnen. und das mindeste wäre ein alphabetisches register der gedichtanfänge mit hinweisen auf alle drei abteilungen des werkes gewesen.

Nun zum inhalt des buches. es steht allerlei neues material darin: ein brief Lenaus an Schleifer vom 7. februar 1832 (I 250 ff), einer an K. E. Bauernschmid vom 30. jan. 1843 (I 706 f), ein bisher nur in der Oesterr. Rundschau 25, 107 veröffentlichtes gedicht 'Auf dem Hochberg' (I 421). am wertvollsten sind die aufzeichnungen Max Löwenthals (II 11 f und 175—213). sie reichen vom 17. sept. 1837 bis 1. nov. 1838, so dass sich die von Ed. Castle 1906 veröffentlichten unmittelbar an sie anschliefsen.

Durchweg ist B. gründlich unterrichtet und in der Lenau-

litteratur völlig belesen; er hat sich viele briefe und besonders die gedichte, so weit es möglich war, in der originalhandschrift besorgt und kann daraus manche textbesserung mitteilen. in einzelheiten erweist er sich auch als kritisch. merkwürdig absprechend ist er gegen alles was Schurz berichtet. dagegen versteht man es, dass er Lenau gegen den unverstand französischer beurteiler, besonders Reynauds, in schutz nimmt. aber eine ironische abfertigung wäre hier viel würksamer gewesen, als die miene des gekränkten die B. so oft zeigt. manche biographische einzelheit, schon bei Berta Hauer, bei Lotte Gmelin, aber auch durch das ganze leben Lenaus hin wird richtiggestellt, einige datierungen bei widmungsgedichten und liebesliedern (I 329; 372 ff usw.) kundig ermittelt.

Viel raum gönnt B. der darlegung von Lenaus geistigen interessen. wird auch das ganze seiner philosophischen ausbildung nirgends klar entwickelt, so sieht man doch die unmittelbare würkung F. X. Baaders in den gesprächen von 1837/8. die nachweise, wie stark der eindruck der werke Gottl. Heinrichs von Schubert (I 275 f. 288 f. 436 uö.) gewesen, ist ebenso lehrreich wie der hinweis auf Martensen oder auf Hegel (I 609 ff). altbekanntes wird hier vertieft und ergänzt. Lenaus Spinozalectüre von 1831/2, durch die er sich zu einem froheren handelnden menschen aufraffen wollte (I 235. 263), wird ebenso beleuchtet, wie anderseits 1835 (I 424 ff. 456 ff.) der einfluss Herbarts auf Lenaus religiosität und damit die überwindung des bisherigen Spinozismus, des 'pantheistischen luders'.

Ebenso eifrig ist B. bei dem nachweis, wie sehr sich Lenau an andern dichtern gebildet hat. gewis kann durch solche untersuchungen manche datierung von gedichten gestützt werden. es ist auch klar, dass Lenau, besonders in der jugend, stark von Klopstock, Hölty, Bürger, Schiller (I 560), Lamartine abhängig war. aber vielfach verirrt sich B. doch auch beim aufstechen solcher 'parallelen'. I 91 zb. handelt es sich in dem gedicht 'Am Bette eines Kindes' bei *ernsteren* und *dichteren* nicht um sogenannte Klopstockische comparative; denn der tod ist würklich ernster als sein bruder, der schlaf; und der schleier des todes ist tatsächlich dichter als der des schlafes. vollends I 86 anm.: wie sollte da ein einfaches *es pickt die Pendeluhr* durch Höltys 'Armen Wilhelm' angeregt sein, wo es sich bei dem älteren dichter doch um die 'totenuhr', den klopfkäfer, anobium pertinax, handelt! — energischen widerspruch äufsert B. durchweg dort wo man seinem dichter Byronismus nachsagt; und hie und da hat er gewis recht: Lenaus 'An mein Vaterland' (I 280) hat zb. nichts mit 'Childe Harold' zu tun. aber an dutzenden von stellen ist doch der einfluss Lord Byrons gar nicht zu leugnen; und da bleibt B. jede erklärung schuldig.

Ich möchte nun eine gewissenhafte prüfung, wie viel ein

dichter einem früheren meister entleiht, gewis nicht unterschätzen. in solcher nachahmung kann gelegentlich ein dank, ein bekenntnis liegen; es kann sich darin wesensverwantschaft zweier künstler aussprechen. aber das eben muss unterscheidend erwiesen werden. die bloſse nebeneinanderstellung zweier gedichtstellen sagt an sich noch nichts. bei Lenau, diesem grundmusikalischen menschen, scheint mir nun sehr häufig, worauf wol noch nie hingewiesen ist, die lebhafte schallerinnerung, ganz unabhängig vom sinn, würksam gewesen zu sein. ihm klingt beispielsweise unbewust die Fauststelle (1. teil, v. 638 f) im ohr: *Die uns das Leben gaben, herrliche Gefühle, Erstarren in dem irdischen Gewühle*; und nun reimt er in dem gedicht 'Zu spät': *Die holden Träume, seligen Gefühle, Erstarben in der bangen Sommerschwüle.* dass B. für solche züge eines ausgesprochenen akustikers kein augenmerk hat, scheint mir ein mangel.

Dann aber ein weiteres bedenken: darf man gedichte so auseinanderreiſsen und einen einzelnen vers hüben und einen entsprechenden drüben als beweismaterial einfach neben einander stellen? vor langen jahren haben wirs ja alle einmal so gemacht und müssen an die brust schlagen. aber es ist doch in der interpretationskunst vieles anders geworden. B. steht offenbar noch auf dem standpunct von 1890. das was nun schon seit vielen jahren an deutschen universitäten mit hingebendem bemühen geübt wird, der versuch mit allen mitteln und so weit es möglich ist zu dem wesenskern eines dichters vorzudringen und selbst in der einzelinterpretation stets das gesamte kräftespiel seiner seelischen anlagen aufzudecken, — die fähigkeit, eine solche aufgabe zu lösen, scheint B. versagt zu sein.

Und damit rücken wir dem grundmangel seines werkes näher. es ist unendlich vieles vorhanden: an irgendwelchen stellen wird von allen äuſseren lebensumständen Lenaus, von freundschaften und liebeserlebnissen, von gelesenen büchern, von wanderungen und vielem mehr berichtet. breit angelegte, gewis sehr mühselige collectaneen mögen dazu gehört haben, das alles zusammenzubringen. aber die durchdringung fehlt. durch dieses labyrinth von sonderbeobachtungen führt keine leitschnur. man braucht nur einmal in dem abschnitt 'Chronologie' die kurzen bemerkungen zu lesen, die den einzelnen zeitlich geordneten gedichten beigefügt und ein kurzer auszug aus den darlegungen des ersten bandes sind. ich gebe proben, indem ich auf gut glück zwei kleine reihen solcher charakterisierender bemerkungen, so wie sie unmittelbar auf einander folgen, mitteile; vom anfang und vom ende des verzeichnisses. was von anführungsstrichen eingefasst wird, bezeichnet immer die charakteristik je eines gedichts oder die begründung für seine chronologische einordnung an der jeweiligen stelle: 'Nach Schiller-Bürgerschem muster'; 'Veranlasst durch eine halsentzündung';

'Im briefe an Kleyle vom 26. märz 1826'; 'Dasselbe thema wie das vorige'; 'Vermutlich aus dem sorgenvollen frühling des jahres [1826]'. oder: 'Angeregt durch die damalige beschäftigung mit einem trauerspielstoffe'; 'Brief an Emilie Reinbeck vom 14. dezember'; 'Übereinstimmendes im brief an G. Kolb aus dem februar 1843'; 'Bezug auf Heines Atta Troll'; 'Bei einer am 17. april stattgefundenen feier gesprochen'. — ich weifs nun sehr gut: bei diesen kurzen notizen handelt es sich für B. nur um die begründung der angenommenen zeitfolge; und da müssen alle beweise willkommen sein, directe und indirecte, stilistische und biographische, beweise aus erster wie aus zweiter und dritter hand. und es ist für die 'chronologie' genug geschehen, wenn man das einzelne gedicht an seine richtige stelle gesetzt hat. aber — und da beginnen nun ernste bedenken — dasselbe bunte und planlose durcheinander von betrachtungen und begründungen durchzieht auch den ganzen ersten band, die 'geschichte' der lyrischen gedichte. B. sieht die dinge immer nur von aufsen an. behandelt er ein gedicht nach dem andern (oft nur in einer dürftigen inhaltsangabe mit ein paar versproben), so behauptet er zwar zu widerholten malen, dies oder jenes lyricum gehe auf dies oder das erlebnis zurück; er teilt aber fast regelmäfsig nur ein ereignis mit und macht über den weiten weg, der von diesem äufseren anlass zu dem gedicht führt, keine andeutung. wie es kam, dass das ereignis zum seelenerschütternden, phantasie-erregenden erlebnis und dies erlebnis zum motiv eines gedichtes wurde, das findet der leser nie erörtert. denn nie kommt B. auf das ganze von Lenaus begabung zu sprechen. dass hier wie bei jedem würklichen dichter eine von der natur vorbestimmte künstler-individualität vorhanden war, die durch übung und pflege nur fruchtbar gemacht, aber nicht erzeugt werden kann, kommt nirgends zum ausdruck. B. umkreist Lenaus lyrik nur von ferne; er fingert an der peripherie umher. bisweilen legt er die hand auf eine stelle wo würklich etwas zu beobachten ist. aber er gibt dem beobachteten keine tiefere deutung. die grundlegenden fragen: was ist das besondere von Lenaus begabung? durch welche einwürkungen, förderungen oder hemmungen hat sich diese anlage günstig oder ungünstig, vollständig oder nur teilweise entwickelt? wodurch verraten Lenaus gedichte die besonderheit dieser veranlagung und entwicklung? — alle diese fragen werden bei B. nie im zusammenhang beantwortet. ja, es wird dazu nicht einmal anstalt gemacht, mit keinem mittel, nicht mit philologischer, historischer, philosophischer, psychologischer oder ästhetischer betrachtung.

Vereinzelte bemerkungen sind sehr gut. ich greife nach zufall ein paar heraus. I 59: 'Das glück reizt Lenaus muse nicht, nur das unglück weckt sie, und das erlebnis würkt nur ganz ausnahmsweise unmittelbar bei ihm'. I 453: 'Die melan-

cholie verband sich bei ihm mit dem willen zum schmerz. dieser ist die treibende kraft in seinem leben und dichten ... der schmerz war sein erbteil, seine lebenserfahrung, sein lebenselement; er wurde auch sein lebenszweck. er betrieb ihn wie einen beruf und entwickelte eine unvergleichliche fertigkeit in der pflege desselben, er schwelgte darin bis zur verzückung'. solche zwar nicht ganz unanfechtbaren, aber im ganzen richtigen beobachtungen finden sich hier und da. sie bleiben aber so sehr freischwebende zufallsbemerkungen, dass B. beispielsweise bei einem der jähen stimmungsumschlage Lenaus (I 190) bekennen muss: 'überraschend genug lautet der erste brief', während er bei tieferer seelenkenntnis wahrscheinlich hätte sagen dürfen: 'solch ein brief überrascht uns bei einem dichter wie Lenau gar nicht'. — der vf. gerät auch bisweilen, weil er der charakteristik Lenaus keinen festen unterbau gegeben hat, mit sich selbst in widerspruch. so müht er sich zb. I 218f., einen äufseren grund nach dem andern für Lenaus verhalten zu Lotte Gmelin in den jahren 1831/2 beizubringen: unsicherheit seiner zukunft, verlust des grofsväterlichen erbes, sehnsucht nach Amerika, syphilitische ansteckung. mit einem schlage aber wirft er dann, unter berufung auf Betty Paolis worte über Grillparzer, alles wider über den haufen und unterschreibt die worte der menschenkundigen österreichischen dichterin: 'Solche stimmung wird durch keine äufseren erlebnisse ... hervorgerufen; sie erzeugt sich nur in den tiefen der eignen brust'.

So vermag denn auch die vermutung des gutherzigen Karl Meyer (I 229), dass Lenaus schwermut sich aus seiner grüblerischen beschäftigung mit der philosophie herschreibe, uns nicht weiterzuführen. denn kein mensch kann sich ein philosophisches bekenntnis oder eine lebensanschauung nach gutdünken wählen oder fertig anlernen und beim erlernen trübsinnig werden. sondern auch solche beschäftigung erwächst aus neigung und angeborener anlage. und so stellt sich immer wider die forderung ein, erst einmal die seelische structur Lenaus zu ergründen. das hätte in B.s buch geschehen müssen. an hundert stellen erfahren wir da von des dichters leichter erregbarkeit, von seinem hastigen wechseln mit den lebensplänen, seiner unstäten lebensführung, der sinnlichen entzündbarkeit, dem glauben an einen dämon des unglücks der in ihm wohne, der nachgiebigkeit gegen stimmungen, dem jähen wechsel von hoffnungsfrische und verzagtheit, den selbstvorwürfen und der selbstverkleinerung. wir hören dass sentimentale damen und männer mit occultistischen neigungen Lenaus hang zur trauer verstärken; und dass seine phantasie alles was er sich vorstellt zur äufsersten, grausamsten folgerung verzerrt: die untreue geliebte sieht er vor sich als ein weib das ihn noch obendrein verhöhnt; ein freund der nicht schreibt, erscheint ihm als ein sterbender; er selbst glaubt an unheildrohende tage und findet

in seiner seele einen 'unerschöpften vorrat von dolchen und pfeilen'. alles im einzelnen ganz richtig. aber die synthese fehlt; aus den vielen steinen wird kein bau. ob man die gesamtanlage des dichters, wie B. hier und da tut, als 'melancholie' im rechten medicinischen sinne bezeichnen darf ('schwermut' soll wol dasselbe sagen), weifs ich nicht. es scheint mir dieser diagnose, wenigstens zu anfang der dreifsiger jahre des jahrhunderts, also z.zt. der ersten anknüpfung mit den schwäbischen dichtern, der pläne-reichtum des dichters, seine immer neue initiative zu widersprechen. doch hat hier der arzt das wort. schneidet man solche fragen aber an und zieht man aus ihnen folgerungen für zahlreiche gedichte Lenaus, dann muss man — selbst unter mithilfe andrer wissenschaften — auch ernst machen und die frage beantworten, ob alle diese einzelzüge auch richtig beobachtet sind und eine einheitliche gesamtcharakteristik ergeben. diese untersuchung vermiss ich bei B.; und weil sie fehlt, kommt auch über die verschiedenen frauen die in Lenaus leben getreten sind nichts seelenkundlich aufschlussreiches, nichts auf den grund dringendes, die einzelnen gestalten unterscheidendes zutage. zwischen der sanften, befriedenden nähe Lotte Gmelins und dem meines erachtens für diesen dichter gradezu katastrophalen, launischen verkehr mit der stark auf sich selbst bedachten, künstereichen, berechnenden Sophie Löwenthal tritt kaum ein unterschied hervor, ein grundsätzlicher gewis nicht. erst ganz am ende des buches (I 765 f) wirft B. die frage auf, ob die leidenschaft für Sophie nicht vielleicht pathologischen charakter gehabt habe. aber da kommt solche erwägung zu spät. einzig die verlobung mit Marie Behrends sucht B. aus den seelischen voraussetzungen aller beteiligten heraus zu begreifen, weil er das urteil widerlegen will, als sei diese verbindung übereilt geschehen und schon als ein erstes anzeichen von Lenaus krankheit zu deuten.

Auf so unsicherem grund kann nun natürlich keine geschichte von Lenaus lyrik stehn. man erkennt denn auch vielfach (zb. I 326 f) B.s ratlosigkeit. wider bringt er vereinzelte zutreffende bemerkungen: I 520 'Der so überaus feinfühlige melancholiker barg in seiner seele eine starke vorliebe für alles rein instinctive, ursprüngliche, gewalttätige im menschenleben und in der natur'; I 527 'Der finsteren brust des melancholikers entströmen die erhabensten trostgedichte'; mit recht wird I 694 nachdruck auf Pfizers kluges wort von der 'melancholischen skepsis' Lenauscher dichtung gelegt. aber wider bleibt auch alles dies eine sammlung von einfällen, die sich nicht zu einer gesamtcharakteristik verdichten.

Nun geschieht aber noch etwas verhängnisvolleres: B. weifs seine einzelbemerkungen über Lenaus charakteranlage und leben und seine einzelbemerkungen über Lenaus gedichte nicht von einander zu trennen; sie geraten durcheinander. so kommt es

dass B. I 291 aus dem gedicht 'Der Postillion' einen widerwillen des dichters gegen die amerikanische landschaft herauslist, oder dass er einen abscheu Lenaus vor den Amerikanerinnen in die gedichte von der Sennin (I 295) hineindeutet. solche gefühle hat Lenau gehabt, kein zweifel; aber in den gedichten steht davon nichts; die ernüchterung und den ekel, unter denen Lenau in Amerika leiden muste, hat er offenbar als unkünstlerisch von seinen gedichten fast ganz ferngehalten. was aber der dichter getrennt hat, das soll der interpret nicht durcheinander wirren; ungeformtes leben und formvolle kunst sind getrennte gebiete. ein satz wie I 313: 'Als seitenstück zu dem gedichte kommt der brief vom 16. oct. 1832 in betracht' ist der tod jeder wahren interpretation. denn einen nicht ausdrücklich zum kunstwerk gestalteten brief kann man niemals zum unmittelbaren vergleich neben ein kunstwerk legen, so lange man jedes von beiden als ganzes betrachtet. nur wenn man sie beide zerzupft und eine zeile hüben mit einer zeile drüben parallelisiert, ist es möglich. und diese zerfaserung geschieht nur allzu oft bei B.

Nun möcht ich nicht zu sehr ins einzelne gehn. fragen, wie die, ob Lenaus dichtung innerlich wahr oder unwahr ist, dann die erörterung von des dichters stellung zur natur (es kommen besonders die seiten B. I 234. 249. 280 in betracht) sind bei dem verfahren das B. einschlägt nicht zu beantworten. ich glaube jedoch, der grund dafür dass dem vf. so manche einzeldeutung, vor allem aber die gesamtwürdigung Lenauscher lyrik mislingt, ligt tiefer. wenn wir I 16 lesen: 'Bevor Lenau die technik der dichtkunst einigermafsen beherschte, konnte dieses geigenspiel, das selbst nur übung war, keine dichtung gebären'; oder I 175: 'Es gehörte eine längere übung, namentlich in der naturdichtung, dazu, um solche heidebilder zu schaffen'; oder I 337: das gedicht 'Waldgang' 'ist ein rückgedenken an das liebesverhältnis zu Lotte und aus verschiedenen erinnerungen, wie der dichter sie seiner familie in Wien erzählt haben mag, zusammengestellt', so setzt das eine auffassung vom künstlerischen schaffen voraus, die jenseits aller erörterung steht. in diesem urteil wird man bestärkt, wenn man gewahrt, wie unsicher das stilgefühl B.s ist. er teilt I 51 ein vergessenes jugendgedicht Lenaus 'Das Ideal' mit und bespricht I 72 das dritte abendbild (Castle s. 87, nr 2); in beiden glaubt er mit berufung auf einzelne wörter und wendungen starke abhängigkeit von Klopstock zu erkennen. das mag richtig erscheinen, so lange man wörter neben wörter stellt. nimmt man aber die beiden gedichte im ganzen und weifs man bei dem ersten von ihnen auch nur die überschrift richtig zu bewerten, so ist man etwa ein halbes jahrhundert von Klopstocks bester zeit entfernt und ganz im umkreis der almanachpoeten und jener verweichlichten lyrik, die von Hölty und Claudius über Matthisson etwa zu Friederike Brun leitet. voll-

ends für die befreiung Lenaus von solchen einflüssen hat B. gar keinen sinn. I 73 ff werden das 'Bruchstück einer Ode' und das gedicht 'Am Grabe Höltys' so besprochen, als ob sie beide schülermäfsige erstlingsleistungen seien, während doch jedem tiefer schauenden leser sofort klar wird: 'Am Grabe Höltys' ist ein liebenswürdig unselbständiger centone aus lauter phrasen und motiven des elegischen Haingenossen; auch der vorgespiegelte tatbestand ist reines hirngespinst, Lenau hat nie an Höltys grab gestanden. im 'Bruchstück einer Ode' jedoch bot das leben dem dichter ein motiv das ihn ergriff; und sofort befreit sich sein blick und seine sprache, neue teilmotive erscheinen (*Der Stadt Getös ward banges Gemurmel; Das grofse Werk des Brüdervereins der streng geschiedenen Völker* ua.), denen gegenüber das eine 'donnerwort' gar nichts bedeutet, das obendrein nicht klopstockisch, sondern seit Rist gemeingut ist. — Auch das rhythmische gefühl, der sinn für die melodie der verse ist bei B. nicht entwickelt; man braucht nur I 173 ein 'rhythmisches schema' anzusehen oder I 245 die behauptung, ein gedicht von 4 sechsreihigen strophen, das Lenau fälschlich als sonett bezeichnet, das aber keins ist, rechtfertige 'einigermafsen' diese bezeichnung wegen seiner 'reimverschränkung'. da kann es denn wol gar passieren, dass wir I 25 lesen müssen, Klopstock gebreche die schönheit des rhythmus und der harmonische wollaut. — es ist mir an vielen stellen von B.s buch die vermutung gekommen, dass dem vf. auf dem gebiet robusterer, wenig complicierter kunst, besonders der erzählungskunst, vielleicht gröfseres gelingen beschieden sein könnte; für die empfindlichen gebilde der lyrik, besonders auch Lenauscher lyrik, mangelt ihm offenbar die nötige zartheit der tastorgane.

So mag denn vielleicht auch B.s gesamturteil über Lenau nicht nach jedermanns sinne sein. es läuft an vielen stellen und so auch noch in der schlussbetrachtung I 784 f auf eine rettung dieses dichters hinaus. darüber liefse sich streiten, wenn für eine debatte der boden durch B.s buch bereitet wäre, wenn der mensch oder der künstler Lenau neu oder gar entscheidend gedeutet wäre. aber das eben vermisst man an B.s leistung.

Es ist doch nicht zu leugnen, dass Lenau sehr in der gunst der leser verloren hat, dass zwar etwa 50 seiner gedichte, die geschenke glücklichster stunden, weiter leben, die meisten aber unrettbar der vergessenheit verfallen sind. und wider wäre die grundfrage zu beantworten, ob die ursache dieses schnellen veraltens nicht vielleicht in unüberwindbaren hemmungen und begrenztheiten des menschen und künstlers Lenau zu suchen ist. B. selbst weist, freilich an ganz versteckter stelle (I 240, anm. 2) und wider ohne die nötigen folgerungen zu ziehen, auf die 'eintönigkeit' hin, die Schwab unter Lenaus eigner zustimmung diesen gedichten vorwarf.

Solcher tadel ist würklich zutreffend. Lenaus motivschatz und auch der umkreis seiner stimmungen ist sehr gering. ist man erst einmal auf die ewige widerkehr der rose und der nachtigall aufmerksam geworden, dann wird man ihrer so überdrüssig wie der liebe und des weins bei den Anakreontikern. eine armut ligt auch darin, dass in zeitlich benachbarten gedichten sehr oft die gleichen motive und wendungen erscheinen; und es ist zu bezweifeln, ob B. seinem dichter einen besonderen dienst erwiesen hat, wenn er uns über solche widerholungen besonders eingehend unterrichtet, abermals ohne diese zwangsläufigkeit innerlich zu erklären.

Die monotonie bei Lenau zeigt sich auch im metrischen; fast ein drittel all seiner gedichte (ich zähle 115) ist in müden trochäen abgefasst. und auf die gedicht-anfänge achte man einmal und vergleiche sie etwa mit dem reichtum Goethes, wobei rund 400 Lenauschen etwa 3600 Goethische gedichte an die seite treten. ich greife beliebige beispiele heraus. Lenau beginnt gedichte: *Schon hat der Lenz verblüht; Schon ist der Berge Purpurglut verglommen; Schon seh' ich Hirt' und Herde; Schon sieben Jahre treibst du dies wunderliche Wandern; Schon verrauscht der Tag; Schon weht es kühler auf Erden; Schon zerfließt das ferne Gebirg mit Wolken; Schon zog vom Wald ich ferne wieder*, während Goethe bei etwa neunmal so grofser zahl einen solchen anfang eines gedichtes mit *Schon* nur in seiner jugendode 'An Zachariä' und vier epigrammen kennt. oder Lenausche gedichte heben an: *Durch Blüten winket der Abendstern; Durch den Hain mit bangem Stofse die Gewitterlüfte streichen; Durch den Wald, den dunkeln, geht Holde Frühlingsmorgenstunde; Durch einen schmalen Felsenritz Siehst du am Himmel Nacht und Blitz; Durchs enge Tal nachts irret ein Wanderer; Durchs Fenster kommt ein dürres Blatt*, wo *durch* stets so viel wie 'durch—hin', niemals 'vermittelst' oder ähnliches bedeutet; bei Goethe in sechzigjährigem schaffen ist eigentlich nur ein analoger fall ('Musensohn') zu nennen; denn zwei epigramme scheiden ebenso wie der unbedeutende Divanspruch *Durch allen Schall und Klang* und die verse an Mellish *Durch Vermittlung einer Teuren* von der eigentlichen lyrik aus. am einförmigsten würkt bei Lenau, dass er in der ersten zeile so oft eine ortsbezeichnung oder ähnliches nackt hinstellt, wie der dramatiker eine scenische angabe über einen act seines dramas schreibt, und dass er dann erst mit einem geschlossenen satz fortfährt: *Sonnenuntergang. Schwarze Wolken ziehn; Hohe Klippen, ringsgeschlossen, Wenig kümmerliche Föhren* usw.; *Trübe Wolken, Herbstesluft, Einsam wandl' ich meine Strafsen; Wirres Durcheinanderwallen In den lichten Säulenhallen* usw.; *Stille! — jedes Lüftchen schweiget; Der Morgen frisch, die Winde gut, Die Sonne glüht so helle; Tiefe Nacht; — der stille Vollmond Hebt sich jenseits von den Auen; Schlaflose Nacht, der Regen rauscht;*

Betäubendes Erzgerassel, Und sprühendes Feuergeprassel, Hoch kommen die Dämpfe geschnoben; Wild verwachsne dunkle Fichten, Leise klagt die Quelle fort; Stoppelfeld, die Wälder leer, Und es irrt der Wind verlassen; Kühl herbstlicher Abend, es weht der Wind; Rings ein Verstummen, ein Entfärben, — Wie sanft den Wald die Lüfte streicheln. solcher einförmigkeiten lässt sich noch eine ganze reihe nachweisen. sie deuten auf eine künstlerische bequemlichkeit und energielosigkeit, vielleicht auch auf geringe erfindungskraft hin. bei regsameren dichtern wären sie unmöglich.

Und auf die gleiche willensschwäche ist möglicherweise — das alles gilt es in einer gesamtcharakteristik und 'geschichte' der lyrik Lenaus zu ergründen — die compositorische uneinheitlichkeit so mancher seiner gedichte zurückzuführen. B. erwähnt diesen mangel wol gelegentlich, zb. bei der 'Heidelberger Ruine' (I 287); aber er erklärt ihn wider nicht. ist er verursacht durch fragmentarisches schaffen, durch eine art von klebearbeit? ist er einfache nachlässigkeit? ist er, wie Auerbach meinte, eine ermüdungserscheinung aller neuösterreichischen lyriker? oder fällt er nur Lenau zur last, dem leicht erlahmenden? auf keine dieser fragen gibt B.s buch antwort, immer wider deshalb, weil der vf. die gedichte blofs von aufsen anschaut; gedichte aber 'sind gemalte fensterscheiben'. auch den musikern sind bisweilen die matten ausgänge Lenauscher lieder, selbst der besten, unbequem geworden. das dritte der Husarenlieder zb. schnappt plötzlich ab; und Rob. Schumann muss, um es abzurunden, die erste strophe noch einmal ans ende stellen. oder, eines der schönsten gedichte Lenaus, das erste lied 'An die Entfernte': mit strophe 3 würde das vierstrophige lied syntaktisch, aber nicht der stimmung nach enden können; eine vierte strophe scheint erforderlich. aber die würklich vorhandene vierte sieht wie angeklebt aus; sie dreht sich nicht im gelenk des liedkörpers, sondern hängt schlaff herunter. und nun ist es aufschlussreich und würkt bestätigend: Mendelssohn, als er die ersten drei strophen auf éine melodie componiert hatte, weifs als musiker mit der vierten ebenfalls nichts anzufangen; auch bei ihm lahmt sie, klappt nach und hat kein rechtes gefüge.

So stellen sich, wenn man das ungeheuerlich dicke buch von B. durchgearbeitet hat, überall erst die probleme ein; keines ist recht angeschnitten, keins gelöst.

Die monotonie Lenaus scheint auch auf den geschichtschreiber seiner lyrik gewürkt zu haben; die gleichförmigkeit des vortrags ermüdet sehr. aber noch mehr: der vf. scheint in Belgien auch einen teil seines gefühls für die deutsche sprache verloren zu haben. manchmal klingt ein satz, als sei er ungeschickt aus dem französischen übersetzt: I 649 Es ist wahrscheinlich auch um diese zeit, dass er ihr die verse ins album schrieb; I 644 Dort fand er ein brieflein, am kopfe dessen die gemalte blume

fehlte; I 527 Sie grämte sich über ihre kinderlosigkeit und über ihr ganzes dasein, als ein darum verlorenes; I 364 Gewohnt, die landschaft stets in einem seelischen zustande zu sehen, erscheint ihm eine enge schlucht wie eine tiefe wunde; I 87 Gerade die wenig vorhandenen zeugnisse zeigen dieses deutlich in bezug auf Lenau; ähnlich I 21. 82. 211. 222. 295. 389. 765 uö., von entgleisungen und geschmacklosigkeiten wie I 208. 333. 475. 507 ua. abgesehen. auch im einzelnen ist der ausdruck oft erstaunlich. wie kann man das feine verhältnis zu Lotte Gmelin (I 218), die schmerzenreiche liebe zu Sophie Löwenthal (I 454), die kurzen leidenschaftlichen beziehungen zu Caroline Unger (I 524) unterschiedslos als 'liebschaften' bezeichnen und I 340 gar von einer Lotte-liebschaft sprechen! und wie seltsam bildet B. von den eigennamen Schurz und Wolf die adjective 'Schurzesch' und 'Wolfesch'!

Zusammenfassend darf man wol sagen: wir wollen dankbar sein für das was an dem buche brauchbar ist, für die hunderte von einzelheiten die da verstreut sind. ein künftiger biograph Lenaus wird sie verwerten. wenn er dabei auch unsäglich viel überflüssiges und langweiliges mit in kauf nehmen muss. das werk hält das versprechen seines titelblattes nicht, es bringt keine geschichte von Lenaus lyrik, sondern nur vorarbeiten dazu, studien zur datierung der gedichte Lenaus. der vf. hätte genau denselben inhalt viel besser in gestalt einer kritischen ausgabe der gedichte Lenaus geben können, die er nach ihrer zeitfolge geordnet und mit textgeschichtlichem apparat und historisch-kritischen anmerkungen versehen hätte, dh. mit anmerkungen durch die die richtigkeit der chronologie erwiesen worden wäre.

Leipzig. **Albert Köster.**

LITTERATURNOTIZEN.

Die kindersprache, eine psychologische und sprachtheoretische untersuchung von Clara und **William Stern** [Monographieen über die seelische entwicklung des kindes I]. zweite, um ein nachwort und eine beobachtungsanleitung erweiterte auflage. Leipzig, J. A. Barth 1920. XII u. 429 ss. 8°. — Ich darf mich bei der besprechung dieses wichtigen werkes kurz fassen, da sein hauptteil einen unveränderten neudruck der ersten, 1907 erschienenen auflage darstellt und da die verfasser ohne zweifel recht haben, wenn sie s. 420 schreiben: 'In den zwölf jahren seit erscheinen der ersten auflage ist eine ziemlich umfangreiche litteratur über themen der kindersprache erschienen ... soweit wir sehen, sind diese veröffentlichungen als willkommene, zum teil sehr wertvolle ergänzungen und erweiterungen des inhalts unseres buches zu betrachten; dagegen wird dieser

inhalt durch sie nicht eigentlich überholt oder in wesentlichen puncten als irrig erwiesen'. — Man hat in der tat den eindruck, dass eine reihe derjenigen probleme, die bisher in der litteratur über die kindersprache im vordergrund standen, durch Sterns klare, besonnene und auf reichhaltigem beobachtungsmaterial ruhende ausführungen ihrer lösung zugeführt oder wenigstens nahe gebracht sind. dies gilt vor allem von der frage der spontanen worterfindung, in der wol nunmehr der standpunct derjenigen autoren, die die sprachliche schöpfungskraft des kindes wenn nicht direct leugnen, so doch sehr gering einschätzen, als der richtige erwiesen ist. auch die ansicht, dass bei der sprechtätigkeit des kindes der anteil der affectiven wunsch- und begehrungsregungen weit gröſser ist als der des intellects, darf wol als endgiltig festgestellt gelten.

Nicht ohne beschämung muss man den verfassern auch dort recht geben, wo sie über den unverhältnismäſsig geringen anteil klagen, den die zünftige sprachwissenschaft an der erforschung der kindersprache nimmt. es besteht für mich kein zweifel, dass es nun, da die psychologie eine reihe der bisher behandelten probleme ihrer lösung zugeführt hat, aufgabe der sprachforschung wäre, neue fragen aufzuwerfen. zum beispiel glaub ich, dass die lehre von der wortbildung wichtige impulse erhalten könnte, wenn man ernstlich an die frage herangienge, unter welchen psychischen und äuſseren verhältnissen beim kinde der drang entsteht, durch selbständige combination aus dem vorhandenen material an wortstämmen und ableitungselementen neue ausdrucksmöglichkeiten zu gewinnen, und welche voraussetzungen nötig sind, damit ein bestimmtes wortbildungselement productiv werde.

Wichtige aufschlüsse principieller art lieſsen sich auch wol erlangen, wenn man die beobachtung nicht auf das kind allein beschränkte, sondern die sprachliche wechselwürkung zwischen dem kind und seiner erwachsenen umgebung einer systematischen feststellung unterzöge. man darf ruhig annehmen, dass es kein elternpaar gibt, das nicht vom augenblick der geburt an, ja vielleicht schon früher, in seinen sprachgewohnheiten, soweit sie sich auf das neue familienmitglied beziehen, irgendwelche änderungen platz greifen lässt. es entsteht mit dem eintritt des kindes in die familie eine art sondersprache, an der sich im engsten kreis so ziemlich alles beobachten lässt was wir für die sprachliche entwicklung gröſserer gemeinschaften wissen müssen: wie das auftauchen bisher nicht vorhandener gegenstände und tätigkeiten zur erweiterung des wortschatzes zwingt, wie der gesteigerte affectwert aller mit dem kinde zusammenhängenden vorstellungen zur schaffung neuer ausdrucksmöglichkeiten anregt, wie der gleiche factor eine deutliche verstärkung des sprachlichen nachahmungstriebes nicht nur beim kinde, sondern auch bei den eltern zur folge hat, und vieles andere. — Schlieſslich wäre noch

darauf hinzuweisen, von wie hohem wert es für die sprachwissenschaft wäre, wenn irgend einmal die sprachliche entwicklungsgeschichte eines individuums: nicht, wie dies bisher gebräuchlich ist, nur in seinen ersten lebensjahren, sondern bis ins reifere alter hinein verfolgt würde. wir wissen bisher noch so gut wie gar nichts über die bedingungen unter denen ein individueller sprachstil entsteht, dürfen aber ruhig annehmen, dass, wie jugenderlebnisse überhaupt, auch die ersten sprachlichen eindrücke für die spätere entwicklung entscheidend sind.

Auch für solche weiter ausholende untersuchungen ist natürlich die exacte beobachtung der sprachanfänge von gröster bedeutung, und es ist daher freudig zu begrüfsen, dass die neue auflage eine ausführliche anleitung zur beobachtung der kindersprache gibt, die allerdings durch beschränkung auf die wichtigsten fragen an praktischer verwendbarkeit wahrscheinlich gewonnen hätte. **Hans Sperber.**

Der dreieinige gott in religionsgeschichtlicher beleuchtung von **Ditlev Nielsen.** bd I. Berlin, Gyldendal 1922. 472 ss. 8°. — Woher stammt die trinitätslehre? woher der christl. polytheismus, der durch die späteren concile nur notdürftig verschleiert wurde? woher schon im N.T. die mythologische sacramentslehre, der mythologische Jesus, der heilige geist? gewöhnlich hält man die jüdische religion für die mutter der christlichen. das ist falsch. das judentum ist monotheismus, zwar auch nicht im vollen sinn; 'ein würklicher monotheismus, wie Zaratustra in Persien predigte, kommt auf semitischem boden erst mit Muhamed und Islam rund um 600 n. Chr. zum vorschein'. das christentum ist 'eine mythologische Erlöserreligion wie die gnosis, eine typische mysterienreligion wie der Mithra-, Attis-, Osiris- und Isiscult'. zu dieser 'sonnenreligion' wurde Paulus vor Damaskus bekehrt. die auffallend schnelle ausbreitung der neuen religion datiert von ihrem übertritt aus Palästina auf syrisches gebiet, denn dort verschmolz sie mit der alten syrischen 'Herr'- (*κύριος*) religion. Jesus wird zum Kyrios, zum Adon, zur zweiten person der gottheit, zur incarnation des göttlichen königs, zum auferstehungsgott.

Die syrische religion ist aber nichts weiter als entwicklung der uralten gemeinsemitischen religion. bisher wuste man mit der grofsen zahl von göttern nichts anzufangen. in würklichkeit gibt es nur drei götter, eine götterfamilie: vater, mutter und sohn, ursprünglich naturgottheiten. vater = mond, mutter = sonne, sohn = Venus. diese altarabische anordnung änderte sich allerdings in der nordsemitischen culturreligion, indem dort die sonne männlich, die Venus weiblich wurde. im alten Arabien spielte nur der vatergott eine rolle. bei den Nordsemiten trat er gänzlich zurück, in den vordergrund dafür der jüngere, der sohn, Marduk, Schamasch, Bel, Baal, Adon, Melek, Mar, Kyrios —

éine gestalt unter vielen namen —, die göttliche projection des königs, der sonnen- und auferstehungsgott, entsprechend dem kleinasiatischen Attis, dem persischen Mithra. die altsemitischen könige sind seine incarnation, später die Seleukiden und Cäsaren. die weibliche gottheit, Istar, die muttergöttin, die bei den Indogermanen die sittliche jungfrau-mutter blieb (madonna), wurde bei den Semiten zur götterdirne, aufserdem zur gattin des sohnes. man ersetzte sie darum durch den heiligen geist, im vierten evangelium durch den parakleten.

Der vf. gewinnt seine überraschenden resultate vor allem durch deutung theophorer eigennamen. aus ihnen ergebe sich die altsemitische göttertrias zur evidenz. aufserdem durch hemmungslose combination. er ist in der religionsgeschichtlichen litteratur sehr belesen, aber er arbeitet mit ihr wie der alchymist in seinem laboratorium. richtiger wäre doch wol die strenge historische methode auf grund genauer kenntnis der einzelnen religionen, und gröfsere verwendung des fragezeichens anstelle fröhlicher behauptungen.

Ob N. die einzelnen semitischen religionen gründlich kennt, erscheint mir zweifelhaft. seine kenntnis der israelitischen religion bestreit ich. 'Wir finden bei den Hebräern, da neben Jahwe (Jahu) auch Baal nnd Astart verehrt wurden, die gleiche trias wie bei den Phöniziern'. 'Über die familienbeziehungen zwischen Jahve, der muttergöttin und dem jüngeren Gott ist natürlich im A.T. jede directe überlieferung unterdrückt. aus den personennamen und aus dem niederschlage der mythen in sagen, cultus und der religiösen bildersprache ersehen wir aber, dass auch bei den Hebräern die muttergöttin die gemahlin und der jüngere männliche Gott der erstgeborene sohn Jahves war'. 'Punct für punct kann man nachweisen, dass die jüdische theologie, der glaube an éinen Gott, sich aus einer art tritheismus, aus dem glauben an drei götter, vater — sohn — mutter, entwickelt hat'. leider versucht vf. diesen interessanten nachweis nicht einmal; er lehnt sich vielfach an FrDelitzsch an, mit dem er die abneigung gegen die alttest. religion und deren starke verkennung teilt.

Göttingen. **Hans Duhm.**

J u b i l e e j a u n t s a n d j o t t i n g s. 250 contributions to the interpretation and prosody of old west teutonic alliterative poetry by **Ernst A. Kock** [ur Festskrift utgiven av Lunds universitet vid dess tvåhundrafemtioårsjubileum 1918]. Lund, Gleerup. Leipzig, Harrassowitz (1918). IV u. 82 ss. 8⁰. — Die hauptmasse der bemerkungen bezieht sich naturgemäfs auf ags. gedichte. die mehrzahl scheint mir unmittelbar evident, manche erklärung geistreich. überall tritt die intime vertrautheit mit dem stil der stabreimdichtung zutage. sie ist auch mehreren Heliandstellen zugute gekommen. alts. Genesis 287 setzt Kock

semikolon nach *an allara selida gihuuem,* hält also offenbar ruheconstruction von *nâhian* für möglich. Hildebrandslied 41 nimmt er cäsur nach *ewin* an, 61 nach *hregilo* (er bleibt bei dem hsl. *hrumen,* gewis mit recht). *sind* Muspilli 47 wird als 'kriegszug' gedeutet, *mord* 93 als 'verbrechen, sünde, böses'. für *vazza* (Musp. 82) vermutet er eine dem nhd. *fassen* und *Fessel* nahekommende bedeutung. warum aber der wolbezeugte sinn 'last, bürde' nicht passen soll, seh ich nicht ein.

Gegen die vorgänger die er nennt ist K. meist recht unliebenswürdig. er hätte ein gegengewicht schaffen können, wenn er öfter als es geschehen ist angemerkt hätte, dass seine deutungen auch von andern ausgesprochen worden sind: ags. *ágétan* hat schon Bugge PBBeitr. 12, 107 für das causativum zu *géotan* erklärt, und bei den bemerkungen über alts. *sô* als einleitung von consecutivsätzen und *sô* + negation = 'ohne dass', 'ohne zu' (s. 43 f) war denn doch auf Behaghel Syntax d. Heliand s. 317 ff zu verweisen. **M. H. Jellinek.**

Einführung in das gotische. texte mit übersetzungen und erläuterungen von **Sigmund Feist.** mit 1 tafel [Teubners philologische studienbücher]. Leipzig, Teubner 1922. VI u. 156 ss. 8⁰. — 48 m. — Inhalt: I Einleitung s. 1—13 (über die Goten, Wulfila, die gotischen texte, das gotische alphabet, die aussprache der gotischen schriftzeichen). II Texte nebst übersetzung und erläuterungen s. 14—98 (stücke aus den Evangelien, dem Römerbrief, der Skeireins, proben der unterschriften der urkunden, aus dem krimgotischen vocabular). III Laut- und formenlehre des gotischen s. 99—146. — Wörterverzeichnis s. 147—156. beigegeben ist die autotypie einer seite des codex Carolinus.

Man sieht, der zweite abschnitt füllt mehr als die hälfte des buches. die erläuterungen betreffen vorwiegend die etymologie, syntaktisches und formantisches kommt zur sprache, tritt aber doch im vergleich zur wortforschung zurück. wer sich vornehmlich für etymologie interessiert, wird den commentar mit nutzen studieren.

Aber der grammatische abschnitt hat mich nicht befriedigt. der vf. hat aufser acht gelassen, dass eine einführung ins gotische für solche bestimmt ist, die noch nicht gotisch können, für leute, die nicht so gescheit sind wie wir doctoren und magister, und von denen nicht vorausgesetzt werden darf, dass sie lücken ergänzen, widersprüche lösen, flüchtigkeiten einrenken werden. s. 106 zb. wird gelehrt, dass für *ƀ, đ, ʒ* schon urgermanisch nach nasalen, später auch an andrer stelle stimmhafte medien *b, d, g* eintreten, s. 114, dass der urgerm. consonantenbestand im got. im allgemeinen unverändert geblieben ist, dass wir aber freilich nicht wissen, ob *ƀ, đ, ʒ* überall erhalten oder anlautend und nach nasalen schon zu medien geworden sind. aber in der einleitung s. 13 hat der lernende erfahren, dass *b* und *d* im an-

laut und nach consonanten verschlusslaute darstellen. oder s. 116: *ō*-declination: 'die gotischen endungen sind meist die lautgesetzlich daraus [nämlich: aus den urgerm. endungen] entwickelten (bis auf den acc. sing., der gleich dem nom. sing. ist)'. als urgerm. endung des nom. sg. war *-ō*, als endung des acc. sing. *-ōm* angesetzt worden. folgen die paradigmen von *þiuda, sibja, haiþi.* was soll sich der anfänger da denken? ist der acc. *haiþja* gleich dem nom. *haiþi*, und ist das *i* von *haiþi* aus *-ō* entwickelt? es steht so manches in dem buche, was der vf. nicht niedergeschrieben haben würde, wenn er sich ein wenig zeit zum nachdenken genommen hätte. besonders arg sind fehler in den paradigmen s. 118: *augona, augone, augonam, augona*! s. 143: 3 plur. imperativi *habaina*. nicht als blofse gedankenlosigkeit ist zu werten was der vf. über die auslautsgesetze sagt. er ist nicht in den sinn der lehre von den zwei- und dreimorigen längen oder in den der terminologie vom acut und circumflex oder schleifton eingedrungen. er weifs nicht, dass die unterscheidung von stofs- und schleifton nicht an die accentsilben gebunden ist; daher glaubt er (s. 103), dass die gen. pl. auf *-ē* auf ursprachliche endbetonung mit circumflex weisen. er lässt s. 115 das *a* von *(dag)a* aus der idg. locativendung von *-oį* entstehn. er setzt als idg. form des nom. sing. der *n*-stämme s. 118 *-ōn*, *-ēn* an. er ist sich nicht klar über die entwicklung auslautender durch nasal gedeckter längen. beruht es auf überlegung, dass die got. pluraldative für ursprüngliche locative erklärt werden? auch aufserhalb des grammatischen abschnitts finden sich allerhand flüchtigkeiten. nach s. 1 traten die Goten 'kaum in ihren neuen wohnsitzen angelangt' in feindliche berührung mit dem Römerreich, 'speciell dessen oströmischen herschern'. Philippus, Decius, Claudius oströmische herscher! nach s. 3 erhielt Wulfilas gemeinde neue wohnsitze vom kaiser Konstantin. Rom. 11, 27 *jah so im fram mis triggwa* 'und so ist ihnen von mir der bund'. 13, 9 *þata auk: ni horinos . . . jah jabai hvo anþaraizo anabusnz ist, in þamma waurda usfulljada* 'denn das (ist gesagt): du sollst nicht ehebrechen . . ., und wenn irgend ein anderes gebot ist, so wird es in diesem wort erfüllt'. 14, 14 *þatei ni waiht gamamn þairh sik silbo* 'dass nichts gemein ist durch ihn selbst'.

M. H. Jellinek.

Ordbog over det danske sprog, grundlagt af **Verner Dahlerup,** med understøttelse af undervisningsministeriet og Carlsbergfondet udgivet af det Danske sprog- og litteraturselskab. andet bind: *Basar-Brystværn.* tredje bind: *Bra-dø.* København, Gyldendalske boghandel, 1920 u. 1921. VIII ss. + 1284 spp. und VIII ss. + 1268 spp. 4°. — Das von Verner Dahlerup in angriff genommene und unter seiner leitung fortgeführte grofse Dänische Wörterbuch nimmt einen der ankündigung genau entsprechenden fortgang: der zweite band ist

1920 erschienen, der dritte 1921. V. Dahlerup steht den redactoren noch mit auskunft und rat zur seite und list eine correctur. aber er hat für die beiden bände nur einen artikel selbst ausgearbeitet und zieht sich auch von der revisionsarbeit allmählich zurück, nachdem ein gröfserer stab von redactoren ausgebildet ist. als redactoren und revisoren sind aufser den nunmehrigen leitern des unternehmens H. Juul-Jensen und Lis Jacobsen noch tätig: Morten Borup, Johannes Brøndum-Nielsen, Jørgen Glahder, Aage Hansen, Paul V. Rubow. Kr. Sandfeld und Holger Sandvad.

Wenn wir die zwei neuen bände des Ordbog durchgehn. dürfen wir uns des geleisteten herzlich freuen. die Dänen hatten eine weniger umfangreiche litteratur aufzuarbeiten, und wissenschaftliche wörterbücher anderer cultursprachen lagen als lehrreiche muster vor, dafür zeigt ihr werk aber auch grofse vorzüge: heranziehen der litterarischen erscheinungen bis in die gegenwart, äufserste knappheit des ausdrucks, klare und übersichtliche anordnung der bedeutungen, reiche fülle von sprach- und culturgeschichtlich aufhellenden belegen. die zwei bände führen bis zum abschluss des buchstaben *d*. der wortreiche buchstabe *b* bringt längere artikel über die wichtigen verben *bide, bringe, bryde, brænde, byde, bære, bøge* und einen artikel Dahlerups über *blandt*, der geschickt das allmähliche zurücktreten dieser präposition aufser an druckstarker stelle veranschaulicht. mit *c* lautet nur eine grofse zahl fremdwörter an. unter *d* erscheinen wider recht ausführliche, reichhaltige artikel: über das adverb und die conjunction *da*, die pronomina *de, den, det, denne*, das adjectiv *dyb*, die verben *droge* und *drive*. culturhistorisch interessantes bietet *dans* und *danse*, ferner etwa *Dannebrog* = rotgefärbte fahne, später aufgefasst als fahne der Dänen, *dannemand* = ehrenmann, auch ehemann, dessen ältestes kind ein knabe, das zweite ein mädchen ist, zuweilen auch als achtungswürdiger Däne misverstanden. ein stückchen culturgeschichte geben die belege für *cigaret*, die ich übersetzt mitteile: 'er zog langsam und träumend an einer feinduftenden cigarette (Gustav Wied, geb. 1858). bevor ich gieng, bot ich ihm eine cigarette (Joh. V. Jensen, geb. 1873). sie hatte sich eine cigarette angesteckt und sah gekränkt aus (Sv. Leopold, geb. 1874). einige damen rauchen am ehesten aus ethisch-ästhetischen gründen, weil die cigarette in der litteratur eines der attribute der modernen frauen geworden ist (Fr. Hallager, Hysteri 1901). und endlich bildlich in einem gedicht von Joh. Jørgensen (geb. 1866): und ich bin einsam. alle sterne fallen. ausgebrannt und ausgelöscht sind die cigaretten meiner jugend.'

Osnabrück. **W. Ranisch.**

Vårt språk. Nysvensk grammatik i utförlig framställning af **Adolf Noreen.** Lund, CWKGleerup 1903 ff. heft 14—30. 8⁰. — Das lebenswerk Adolf Noreens, die Neuschwedische gram-

matik, von deren inhalt ich nach den ersten 13 heften im 33 bande des Anz. eine vorstellung zu geben suchte, ist seither kräftig weitergediehen. es ist billig, dieses fortgangs kurz berichtend zu gedenken.

Im zweiten bande wird die descriptive lautlehre und zwar ihr zweiter teil, die prosodie, zu ende geführt. an das dritte capitel von der intensität oder druckstärke schliefst sich das vierte: tonalität oder tonhöhe. der wechsel zwischen höhern und tiefern tönen in der gesprochenen sprache wird erwogen im gegensatz zum gesang. die gründe für einen solchen wechsel: vermehrte druckstärke, bewegte seelenstimmung, rhetorisch-stilistische absicht, erbschaft aus ältester zeit, werden angegeben. den tonfall der schwedischen reichssprache näher zu bestimmen ist unmöglich, da in dieser beziehung noch keine feste norm anerkannt oder auch nur vorgeschlagen ist; so begnügt sich Noreen, in einer kurzen übersicht zusammenzufassen was bisher über den tonfall in den daraufhin untersuchten dialecten festgestellt ist.

Von der etymologischen lautlehre ligt die behandlung der sonanten im dritten und dem angefangenen vierten bande zum gröfsern teile vor. es empfahl sich, von den lauten der zeit auszugehn in der die schwedische orthographie sich festsetzte, der zeit nach 1350, obwol das neuschwedische erst von 1500 gerechnet wird. ein erster teil behandelt die qualitativen veränderungen der schwedischen sonanten; eine gewaltige menge von wortgeschichten werden uns vorgeführt unter den gesichtspuncten: verschiebung der zungenarticulation nach hinten und nach vorn, labialisierung und entlabialisierung, reducierung der vocale; die sonanten in lehnwörtern schliefsen sich an. danach bringt ein zweiter teil die prosodischen veränderungen: 1. änderungen der sonorität, des hörbarkeitsgrades, d.s. übergang von sonant zu consonant und umgekehrt, svarabhakti, metathesis; 2. änderungen der quantität, d.s. verlängerung und kürzung, wegfall eines sonanten; 3. änderungen der intensität, d.s. verschiebung des haupttons und des nebentons im einzelwort und in den zusammengesetzten wörtern, reducierung der intensität, wechsel der tactformen acut und gravis.

Im fünften bande ist die bedeutungslehre weiter fortgeschritten: von der descriptiven bedeutungslehre ist die kategorieenlehre zu ende geführt. nach den concreten und abstracten glossen sind nun auch die assumptiven glossen, die etwas als ein bereits gegebenes accidens bezeichnen — früher sprach man von attributiven bestimmungen —, beendet: eine schier endlose reihe adjectivischer bildungen zieht wolgeordnet an uns vorüber. ein viertes capitel gilt den finiten glossen, die ein gerade an etwas substantiellem beobachtetes accidens hinstellen — früher sprach man von prädicativen bestimmungen. ein scharf eindringender excurs sucht den bisher mehr gleichmäfsig empfundenen als ein-

wandfrei definierten gegensatz von transitivum und intransitivum festzulegen: transitiv ist ein verb das in activer und passiver form auftreten kann und so construiert wird, dass, was in dem einen fall hauptglosse (subject) ist, in dem andern fall nebenglosse (object) wird und umgekehrt, ohne dass dieser übergang von der einen zur andern constructionsart eine eigentliche änderung der bedeutung des ganzen mit sich bringt (*der bediente bot ihm thee an; von dem bedienten wurde ihm thee angeboten*). in allen andern fällen ligt ein intransitivum vor (*es blitzt; die zeit geht hin; 'mensa' bedeutet 'tisch'; ich wundre mich über deine aufführung; hierin sündigen die machthaber schwer, hierin wird von den machthabern schwer gesündigt*). es werden die möglichkeiten der bildung von transitiven aus intransitiven besprochen. — was einst als tempuslehre zusammengefasst wurde, behandelt Noreen, die arbeiten mehrerer vorgänger nutzend, in drei paragraphen: 1. actionsart, dh. die art wie die handlung ausgeführt wird, wobei geteilt wird in uniforme oder continuierliche und intermittente oder discontinuierliche actionsart, die sich wider in unterabteilungen verzweigen, 2. aspect, dh. ob die handlung vollendet wird oder unvollendet bleibt; 3. tempus, wobei 9 tempora angenommen werden. diese bedeutungskategorieen werden aufgestellt auch mit rücksicht auf andere sprachen; ihr vorkommen und ihre ausdrucksweisen im neuschwedischen werden beobachtet.

Von der formenlehre oder morphologie bringt der vollendete 7 band die lehre vom wort, von der ableitung und zusammensetzung der wörter. der wortschatz des neuschwedischen, soweit er mit präfixen oder suffixen gebildet oder durch die arten der zusammensetzung entstanden ist, wird in wolerwogener ordnung vor uns ausgebreitet.

So sind denn fünf bände der neuschwedischen grammatik abgeschlossen, vier weitere, von denen erst 3 hefte vorliegen, werden folgen und das grofse werk vollenden.

Osnabrück. **W. Rantsch.**

Olafs saga hins helga. efter pergamenthaandskriftet i Uppsala universitetsbibliothek, Delagardieske samling nr 8 II utgit av den Norske Historiske Kildeskriftkommission ved **Oscar Albert Johnsen.** Kristiania, Dybwad in comm. 1922. LVII u. 115 ss. 8⁰. — Der hg. schickt dem abdruck der saga in der einleitung die widergabe späterer eintragungen voraus; nr 4, bruchstück einer wetter- (u. ereignis-)regel für die julzeit hat volkskundliches interesse. — was die wahl der lettern für die neue ausgabe (erste und einzige von Keyser u. Unger) dieser in drontheimscher mda. geschriebenen saga angeht, so scheint die ersetzung der ags. zeichen ꝼ und ẏ durch lat. f und v nicht glücklich; es ist doch ein vorteil wenn man beim lesen sich im banne auch der drontheim. schreibweise fühlt. ganz gleichgültige unterschei-

dungen wie a A, i j ua. sind beibehalten. ohne not und vorteil sind dagegen wider die majuskeln alle durch die lat. capitalbuchstaben normalisiert. — M. Hægstad hat die darstellung der grammatik der hs. beigesteuert. besonders möge auf den versuch, auch aus dem wortschatz die drontheim. heimat der hs. zu erweisen, hingedeutet werden (s. LIII nach *bardage* lis 102, 24 statt 102, 21). H. meint sogar die nördlichsten landschaften Innerdrontheims als ursprung der hs. bezeichnen zu können. — auf des hg.s abhandlung über die entstehung der saga gedenk ich in einer besprechung von Nordals buch Om Olaf den helliges saga einzugehn.

Kiel. **W. H. Vogt.**

Germanische götter und helden in christlicher zeit. beiträge zur entwicklungsgeschichte der deutschen geistesform von dr phil. **E. Jung.** München, Lehmann 1922. 393 ss. 8°. — In seinem versuch, die uns vielfach unverständlichen tier- und menschengestalten und linearen figuren an deutschen kirchen, kapellen und andern bauten des christlichen mittelalters als quellen für deutsches heidentum auszuschöpfen, setzt der verfasser die bemühungen der von ihm aufs höchste verehrten mythologen aus der mitte des vorigen jahrhunderts, JWWolf, FPanzer und vor allem Joh. Nepomuk Sepp fort. er kommt nicht über sie hinaus. seine methode ist durch einige oft widerholte grundgedanken ausreichend gekennzeichnet: die bauhütten pflegten sehr alte, streng geheim gehaltene überlieferungen, in denen sich sicher vorchristliche erinnerungen bergen; die figuren und zeichen an den aufsenseiten von kirchen stellen feindliche, dh. heidnisch-germanische mächte dar, die durch die anbringung ihres bildes gebannt (oder insgeheim verehrt?) werden sollten; sind sie verändert, umgebogen, 'verhehlt', so beweist das, dass ihre gefährlichkeit noch empfunden wurde; wenn die katholische kirche heute einen heiligencult bekämpft, so ist das der beste beweis dafür, dass der cultgegenstand vorchristlicher, dh. für Jung germanisch-heidnischer herkunft ist; dass die sagen, die uns nur in der Edda erhalten sind, aus Deutschland stammen, ist nicht mehr zweifelhaft. — Mit hilfe solcher grundgedanken und unter bewuster misachtung der neueren germanistischen wissenschaft wird aus dem kunstgeschichtlichen material eine reiche ernte an heidnischen überlieferungen für die deutsche mythologie eingebracht. — das ganze umfangreiche, mit vielen abbildungen geschmückt im deutsch-völkischen verlag von Lehmann erschienene buch ist ein musterbeispiel für die tatsache, dass kenntnisse und arbeit vergeudet sind, wo ungezügelte phantasie, politische leidenschaft und einseitige einstellung auf ein im voraus festgelegtes ergebnis die forschung bestimmen. **F. Ranke.**

Die heldensagen der germanischen frühzeit von **Friedrich Wolters** und **Carl Petersen.** [Werke der schau und forschung aus dem kreise der Blätter für die kunst.]. Breslau,

Ferd. Hirt 1921. 315 ss. 8°. — Eine künstlerische nacherzählung der germanischen heldengedichte, wie wir sie bisher nicht besafsen, ausgezeichnet durch die fülle des gebotenen, die bis auf die beiden Helgi Hjörvardsson und Haddingjaskati und bis auf Orendel tatsächlich alle zb. von Heusler bei Hoops behandelten stoffe umfasst; ausgezeichnet aber auch durch kraft und schönheit der sprache, die, vom glatten papierdeutsch wie vom lyrismus moderner 'kunstprosa' gleich weit entfernt, sich möglichst eng dem sprachlichen stil der jeweils zu grunde liegenden dichtungen anschmiegt. in diesem engen anschluss ligt freilich auch das bedenkliche des buches für mich: 'das zaumzerrende ross' und 'der zwistzeugende hort' — das ist stabreimpoesie, nicht aber prosa; für stilreine prosa aber sind wir gerade auf dem gebiet altgermanischer dichtung durch die sagakunst empfindlich geworden. — Mit der neueren forschung zeigen sich die verfasser in erfreulichem mafse vertraut; die einwände die ich vom philologischen her zu machen hätte, wiegen dem nicht für die wissenschaft geschriebenen buch gegenüber nicht schwer: bedenklich bleibt etwa, wenn Randwer 'vom speer durchbohrt' am windkalten wolfsbaum hängt und damit für die umstrittene 'speerung des gehenkten' ein neuer beleg geschaffen wird; bei der zusammenziehung des Dietrichstoffes hätte die gefangennahme der 8 mannen und damit das motiv von Dietrichs herrentreue doch wol nicht fortfallen dürfen uä. — Die einleitung zeichnet ein von hoher warte geschautes bild vom 'geist und leben der germanischen heldendichtung'; in dieser einleitung klingt der tiefe orgelton am stärksten, der uns verrät, dass das buch dem kreise der 'Blätter für die kunst' entstammt. **F. Ranke.**

Studien zum märchentypus von Amor und Psyche von **Ernst Tegethoff** [= Rheinische beiträge und hülfsbücher zur germ. philologie und volkskunde band IV]. Bonn und Leipzig, K. Schröder 1922. 133 ss. 8°. — 217 vorwiegend europäische varianten des märchens von Amor und Psyche, die im I. capitel des buches nach der praktischen citiermethode Antti Aarnes zusammengestellt sind, werden im cap. II zug für zug und formel für formel analysiert. nach dem aus der volksliedforschung übernommenen grundsatz, dass verworrene und abgerissene formen sich erst aus einer zusammenhängenden und einheitlichen urform entwickelt haben, scheidet cap. III unter den verschiedenen einleitungs- und schlussformeln einige als unorganische, innerlich unberechtigte weiterbildungen ab und stellt damit den ursprünglichen handlungsverlauf des märchens fest. cap. IV gibt eine kritische übersicht über die bisherige forschung: die mystisch-allegorischen (Reitzenstein), meteorologischen (EHMeyer, MMüller), totemistischen (Frazer), ethnographischen (ALang) erklärungsversuche werden abgelehnt; Laistner mit seiner zurückführung des märchens auf traumerlebnisse sah im wesentlichen

das richtige, nur dass seine einstellung auf den alptraum zu eng war. vf. geht lieber vom einfachen erotischen wunschtraum aus, der zb. in polnischen und serbischen fassungen noch offen zu tage ligt. hier wäre neuerdings noch etwa auf die von Frobenius (Atlantis I s. 107) mitgeteilte vorstellung der Kabylen von ehen mit den geisterhaften 'Trochannin' zu verweisen: 'wenn ein mann tagsüber eine frau sieht und grofses verlangen nach ihr hat, erscheint ihm seine Trochannith abends in der ersehnten gestalt'. — Nachdem so der ausgangspunct im erlebnis gewonnen ist, versucht cap. V die entwicklungsgeschichte des märchentypus von der gestörten mahrtenehe in ihren grundlinien nachzuzeichnen: die traumerzählung wird zur sage mit der aus dem erlebnis stammenden schlusskatastrophe; ein dichter fabuliert die suchfahrt ins seelenland und die widervereinigung der getrennten hinzu und schafft so aus der sage das märchen; auf dieses würken nachträglich vorstellungen aus der alptraumsphäre: verwundung des alpdämons (Yonec), raub und rückgewinnung des vehikels (Schwanfrau), namensnennung (Lohengrin), übertretung des sprechverbots (Lanval) treten für den scheuchenden lichtstrahl der urform ein. soweit folg ich dem vf. gern und ohne wesentliche bedenken; ob freilich das motiv der erlösungssehnsucht und der (misglückten oder gelungenen) erlösung richtig für christliche neuerung erklärt wird, erscheint mir recht zweifelhaft (vgl. Naumann Primitive gemeinschaftskultur s. 22f; Zs. f. deutschkunde 1922 s. 8f). — cap. VI erweckt durch seinen titel ('Der anteil der nationen') erwartungen, die schliefslich doch enttäuscht werden: die sehr summarische zuweisung der urfassung des märchens an die indogermanische urheimat, seiner einzelnen hauptzweige an die einzelnen völker bleibt zwar bei aller auch von T. betonten unsicherheit ein anerkennenswerter versuch, und die geringe rolle die Indien dabei spielt ist von interesse; wer aber einmal das material in so umfassender ausdehnung in sich aufgenommen hat, der sollte doch auch über die kleineren untergruppen und ihre verwantschaften unter einander, vor allem aber über die nationalen eigenarten der erzählenden völker noch etwas mehr zu sagen haben. — cap. VII bringt einige beobachtungen über die unterschiede zwischen der sage und dem märchen nach aufbau und stil. ein letztes cap. VIII behandelt kurz die litterarischen bearbeitungen des märchens von Apulejus bis in die neuzeit, sucht aber nur die jeweilig zugrunde liegende volkstümliche 'urform', nicht ihre wandlung in den verschiedenen dichterindividualitäten zu erfassen. bleibt so infolge der ausschliefslichen einstellung auf die ältesten entwicklungsstufen noch vieles und vielleicht gerade das principiell wertvollste ungetan, so ist Tegethoffs studie doch gewis ein dankens- und lesenswerter beitrag zur märchenforschung. F. Ranke.

Grundformen volkstümlicher erzählungskunst

in den Kinder- und Hausmärchen der brüder Grimm von **Walter A. Berendsohn.** Hamburg, W. Gente 1921 (auf dem umschlag 1922). 143 ss. 8°. — Diese Hamburger habilitationsschrift versucht durch 'folgerichtige anwendung stilkritischer betrachtungsweise' auf die Grimmschen märchen unser wissen vom wesen und von den formgesetzen der volkstümlichen erzählungsgattungen zu klären. die grundsätze nach denen diese stilkritik geschieht, sind ua. folgende: 'eine erzählung, in der die hauptfigur nicht in das zaubererfüllte seelenreich eindringt oder nicht entscheidende hilfe empfängt aus der jenseitswelt, ist kein echtes märchen, auch wenn sie einige seiner stilformen trägt' (s. 35); hauptmerkmale für den durchgang eines märchens durch die litteratur sind 'abgesehen von der zerstörung des märchengefüges: fehlen der jenseitsmotive an entscheidender stelle, unanschaulichkeit der jenseitsmotive, spiegelung der handlung im traum, eigennamen, verschiebung oder wechsel der hauptrolle' ua.; hauptmerkmale für litterarische grundlage eines märchens: 'fehlen der jenseitsmotive, ganz oder an entscheidender stelle, heilmittel der tiere, liebe durch bild, verstümmelung des helden oder der heldin, untreue der frau, mangel an heldentum, eigennamen, erweiterung um neue teile' ua. auf diese weise glaubt B. unter der grofsen zahl der bisher als 'märchen' i.a. unbeanstandet gebliebenen stücke der sammlung nur 32 'eigentliche märchen' feststellen zu können; die übrigen seien entweder 'litterarische liebesgeschichten' (und zwar litterarische erzählungen auf volkstümlicher oder volkserzählungen auf litterarischer grundlage) oder 'animistische zweizahlgeschichten' (zb. der singende Knochen, Machandelboom, aber auch Fundevogel, Wassernixe, Goldkinder), oder 'märchenschwänke' oder 'kindergeschichten'; und B. scheint von seiner methode und ihren ergebnissen eine sehr hohe meinung zu haben. wenigstens trägt er seine thesen mit einer apodiktischen sicherheit vor, als habe er nunmehr den weg entdeckt, auf dem sich die rätsel der märchenforschung werden lösen lassen. dabei handelt es sich ersichtlich zt. nur um eine neue terminologie, die nicht einmal von B. selbst immer streng durchgeführt wird (vgl. den auf s. 89 und 96 so scharf abgelehnten terminus 'schwankmärchen', der doch auf derselben s. 96 unbesehen wider auftaucht), und die mir teilweise recht unglücklich gewählt scheint (wie die ausdehnung des begriffes 'sage' und 'sagenhaft' auf alle begründenden und erklärenden züge im märchen); zt. handelt es sich um rein subjective eindrücke, die, an sich discutierbar, doch nirgends bis zu wissenschaftlicher verwertbarkeit durchgearbeitet werden. — die märchenforschung wird der B.schen arbeit vielleicht einige anregungen entnehmen; die 'stilkritische methode' aber bedarf zum mindesten noch gründlicher verfeinerung, ehe von ihr auf dem gebiet der märchenkunde erwähnenswerte ergebnisse zu erwarten sind.

F. Ranke.

Nibelungenstudien von **Franz Rolf Schröder** [Rheinische Beitrage und hülfsbücher zur germanischen philologie und volkskunde band VI]. Bonn und Leipzig, K. Schröder 1921. 58 ss. 8⁰. — Die 'Nibelungenstudien' Schröders beginnen mit der einleuchtenden these. das vor allem bei den Russen gefundene märchen vom Brautwerber (mit rittermäfsiger freierprobe und bezwingung der spröden in der brautnacht durch den helfer) stelle nicht, wie Panzer wollte, eine vorform der Brünhildfabel, sondern eine erst unter einwürkung der deutschen heldendichtung vom hauptstamm abgespaltene russische sprossform des märchens vom Dankbaren toten dar. bedenklicher ist schon die nächste these: die Brünhildfabel selber ein heroisiertes märchen vom Dankbaren toten. die ähnlichkeiten zwischen dem märchen und der heldendichtung beschränken sich auf die formel: eine spröde jungfrau wird mit hilfe eines überkräftigen helfers vom unfähigen gatten erworben; alle einzelheiten, auch vorbedingungen und fortgang sind völlig verschieden. wer der menschlichen phantasie nicht zutraut, eine solche formel zweimal neu zu erfinden, mag annehmen, dass eine wanderfabel hier zum germanischen heldenlied, dort zum (orientalischen?) märchen geformt wurde. jedenfalls dient die weitere these: der übernatürliche helfer der Brünhildfabel sei ursprünglich nicht Sigfrid sondern Hagen (dh. 'das gespenst' = der tote) gewesen, nicht gerade dazu, den kühnen bau zu stützen. — Sigfrid hat für Schröder also in der Brünhildfabel ursprünglich nichts zu tun, er ist lediglich der drachentöter und horterwerber; in den burgundischen kreis trat er zuerst als held der als vorgeschichte für Kriemhild gedichteten 'erlösungssage'. damit wird wider einmal das Seifriedslied zur reinsten überlieferung von Sigfrid gestempelt. wir stutzen schon, wenn Sch. uns diese seine hohe meinung von dem jungen gedicht durch den hinweis auf das jüngere Hildebrandslied 'und vor allem das niederdeutsche lied von könig Ermenrichs tod' einleuchtender zu machen sucht, die uns 'aufs deutlichste zeigen, wie getreu das volk seine lieder und stoffe durch mehr denn ein volles jahrtausend gepflegt und bewahrt hat'; gerade aus dem jungen Ermenrichslied wird ein unbefangener beurteiler doch gewis eher das gegenteil ersehen: wie gründlich ein stoff durch die überlieferung entstellt werden kann; denn ohne die eddischen Hamdismal würden wir aus dem ndd. lied die alte fabel doch gewis nicht widergewinnen können. — Aber das sind nebendinge. wichtiger ist, was uns im weiteren zugemutet wird: Sigfrids ermordung 'ein kunstgriff oder besser notbehelf des dichters, der zuerst die widerstrebenden sagengebilde (dh. erlösungssage mit Sigfrid, Burgundenuntergang mit Attila als Kriemhilds gatten) unter ein joch spannte und kühnen streichs den knoten durchschlug' (s. 51); ermordet wurde Sigfrid ursprünglich aus gier nach dem drachenhort (der erlösungssage), erst später, nachdem

er in der werbungssage an Hagens stelle getreten war, erfuhr sein tod die tiefere seelische motivierung. damit erhalten wir also, ganz abgesehen von der dürren errechnung von Sigfrids tod nur um Kriemhilds späterem gatten platz zu machen: 1) ein lied von Kriemhilds erlösung und vermählung mit Sigfrid und von dessen ermordung, die ohne folgen bleibt[1]; 2) ein lied von Gunthers brautwerbung mit Hagens hilfe, das ohne folgen der stellvertretung mit Gunthers und Brünhilds hochzeit schloss: erst der spätere dichter, der Sigfrid an Hagens stelle schob, 'erkannte das problem, das sich hinter der stellvertretung barg' (s. 54). ich denke, es leuchtet ein, dass beide Schröderschen lieder mit ihrer unvollkommenen fabel innerhalb der germanischen heldendichtung undenkbar sind. **F. Ranke.**

Böhmerwälder hausindustrie und volkskunst von **Josef Blau.** I. teil: Wald- und holzarbeit. II. teil: Frauenhauswerk und volkskunst [= Beiträge zur deutsch-böhmischen volkskunde XIV 1. und 2. hälfte]. Prag 1917 und 1918 (jetzt Sudetendeutscher verlag Franz Kraus, Reichenberg, Nordböhmen). XIV u. 422, I u. 352 ss. 8⁰. — Die zwei starken bände über die Böhmerwälder hausindustrie bieten uns eine volkskundliche leistung ersten ranges: der eifrige vorkämpfer des deutschtums in Böhmen, oberlehrer und conservator in Freihöls bei Neuern Josef Blau, kennt nicht nur seine landsleute, er beherscht seinen stoff auch wissenschaftlich nach seiner geschichtlichen, volkswirtschaftlichen und allgemein volkskundlichen seite in bewundernswertem und vorbildlichem mafse. er zeichnet uns den deutschstämmigen Böhmerwaldbauern bei der arbeit, wie er mit urwüchsiger kraft und zähem fleifs dem holzreichen, sonst aber unergiebigen boden seiner heimat den oft kärglichen lebensunterhalt abringt. nach einer allgemeinen einleitung über geschichte und litteratur der Böhmerwälder hausindustrie und ihre wirtschaftliche und nationale bedeutung führt uns der vf. zunächst in den wald selber; wir besuchen — und unsere phantasie wird durch zahlreiche vortreffliche photographieen und zeichnungen unterstützt — den holzhauer, den flöfser, den köhler, den aschenbrenner und pottaschensieder, den pechler, teer- und wagenschmierbrenner, den sägemüller, den verfertiger von schuhleisten und schuhnägeln, von zündhölzchen und bürstenbrettchen, den bürstenbinder bei ihrer arbeit. und sehen zuletzt 'das meisterstück der heimischen holzbearbeitung', das hochgebirgshaus erstehen. weiter gehts zur erzeugung von wirtschafts- und hausgeräten, von rechen, senswarbe und heugabel, schaufel und trog, von fassbindergeschirr und wagnergerät, zum holzschuhmacher und zu den bastlern und holzschnitzern des Böhmerwalds, von

[1] dass Sigfrids tod in der Brünhildsage ohne folgen bleibt, ist etwas ganz anderes: da ist die ermordung selbst folge und widerherstellung des sittlichen gleichgewichts.

deren kunstfertigkeit eine reihe von abbildungen beredt zeugnis gibt. es folgen die bauernmöbel, deren bemalung der vf. für eine von Bayern ausgegangene kunst anspricht, die totenbretter mit ihren sprüchen; dann gehts zum drechsler, zum knöpfler und zum schindelmacher, zum spahnschachtel-, resonanzholz- und siebmacher, zum kürbenzäuner und weidenkorbflechter, zum besenbinder und endlich zum 'schwammkappenmann', der in vergangenen zeiten kappen aus zunderschwamm zu fertigen verstand. — Der II. teil führt uns in einem umfangreichen abschnitt von der leinsaat bis zur leinwand und damit in das elend der deutschböhmischen weber, das sich erschütternd vor uns auftut, aber auch in die spinnstube mit ihrem übermut. es folgen als weitere frauenheimarbeiten das spitzenklöppeln, das sticken, das knöpfelnähen und federnschleufsen. ein abschnitt 'Nahrungs- und genussmittel' erzählt von brot und 'kochet' (graupen und gries), von bier und branntwein, besonders ausführlich aber vom brisiltabak in seiner ernsten und heiteren bedeutung für das volksleben des Böhmerwalds. dann lernen wir die altböhmische goldwäscherei kennen, die graphitgewinnung, die perlenfischerei, den ameisler und die wurzelgräber, die heidelbeeren- und pilzsammler und den kümmelhändler. ein letzter abschnitt 'Volkskunst' führt uns die zt. recht beträchtlichen leistungen der bäurischen steinmetzen, schmiede, glasbläser, glasbildmaler, bilderbrenner, maler und wachszieher, endlich die ostereiermalereien und ostereierreime in beschreibung und bild vor. — Die trockene aufzählung gibt von dem reichen inhalt des buchs und seinem wert nur eine sehr dürftige vorstellung: für den volkskundler und volkswirtschaftler öffnet sich in ihm eine quelle reichster belehrung, aber auch der germanist im engeren sinn kann aus ihm für sein handwerkswörterbuch manches neue wort, vor allem aber zu schon bekannten worten viel neuen anschauungsinhalt holen; ein ca. 400 wörter umfassendes 'Verzeichnis der mundartlichen ausdrücke', das den II. band abschliefst, gibt ihm davon eine erste, bei weitem nicht erschöpfende kostprobe. **F. Ranke.**

Die architektur des graltempels im jüngeren Titurel von **Blanca Röthlisberger.** Bern, A. Francke 1917 [Sprache und Dichtung, hg. von H. Maync und S. Singer. heft 18]. 63 ss. 8°. — Die schilderung des graltempels im jüngeren Titurel nimmt eine einzigartige stellung ein. der nach deutscher weise geringe würklichkeitssinn unserer mittelalterlichen dichtung hat uns nirgends eine auch nur annähernd gleich ausführliche beschreibung irgend welcher architektur beschert. in wahrheit schildert ja auch der jüngere Titurel kein tatsächliches bauwerk. aber eben weil er ein nirgend verwürklichtes wunschbild zeichnet, sind seine ausführungen auch für den kunstgeschichtler von der höchsten bedeutung; lässt sich doch aus ihnen lernen, welche gedanken der zeit für ihre baukunst vorgeschwebt haben. die

dichtung in diesem sinne zu nützen, ist der philologe nicht zu entbehren, denn der text ist schwierig: in der überlieferung wie in der deutung. nach Boisserée, Droysen, Zarncke hat die verfasserin in der vorliegenden doctorschrift noch einmal seine auslegung unternommen.

Ihr verdienst ligt wesentlich darin, dass sie das bisher geleistete zusammenfasst, sichtet, und zu einer systematischen beschreibung des baues ordnet. indem sie dem früher behaupteten mit gesunder, verständiger kritik gegenübertritt, gelingt es ihr, eine anschaulichere vorstellung von dem bauwerk zu erwecken, hie und da auch in einer einzelheit eine richtigere auffassung als bisher vorgebracht zu begründen. ein irgendwie wesentlicher fortschritt über das hinaus, was Boisserée in baulicher, Zarncke in philologischer hinsicht beigebracht haben, ist nicht bewürkt und konnte nicht bewürkt werden, denn dazu reichten die aufgewendeten mittel in keiner weise aus. gewis wird es überhaupt nie gelingen, eine vollkommen deutliche vorstellung zu gewinnen von dem was dem dichter vorschwebte, oder seine kirche gar in grund- und aufriss verbindlich zu zeichnen. dazu ist seine beschreibung viel zu undeutlich und unvollständig, und man ist in ihrer ausdeutung schon an vielen puncten weiter gegangen als sie eigentlich gestattet. immerhin liefsen sich einige fortschritte doch noch erzielen, wenn zweierlei zu hilfe gezogen würde: einmal eine einsicht in die bauliche kunstsprache der zeit, die uns noch vollkommen fehlt, zum anderen die erhaltenen baudenkmäler des 13 und 14 jh.s und die nachrichten über so manches untergegangene. ich habe einiges dafür gesammelt und hoff es in absehbarer zeit zur prüfung vorzulegen.

Heidelberg. **Friedrich Panzer.**

Neu aufgefundene lateinische werke deutscher mystiker von **Martin Grabmann.** [Sitzungsberichte der Bayer. ak. d. wiss., philos.-philol. u. hist. klasse, jahrgang 1921, 3. abhandlung.] München, Franz in comm. 1922. 68 ss. 8°. — Die auffindung scholastischer schriften des Johannes vSterngassen und Nicolaus vStrafsburg bedeutet für die mit Eckharts Opus tripartitum zusammenhängenden probleme eine beträchtliche förderung. sie bestätigt Denifles mehr negativ orientierte these mit positivem material. Johannes vSterngassens sentenzencommentar im cod. 102 der Lilienfelder stiftsbibliothek (226 bll. gr. 4° 2 col., vor 1323 geschrieben) und im cod. Vat. lat. 1092 (s. XIV) entstammt der älteren Thomistenschule, mag er auch in der lehre vom realen unterschied zwischen wesenheit und existenz von Thomas abweichen. der cod. lat. 2165 der Wiener hofbibliothek, Johann Quidorts von Paris sentenzencommentar enthaltend, der durch seine zahlreichen auszüge aus 'Sterngacius' zur entdeckung des St.schen sentenzencommentars führte, bringt ferner eine im thomistischen sinn gelöste einzelquaestio jenes Sterngacius. wie

hier. so fehlen auch in den wenigen deutschen stücken die bekannt sind die neuplatonischen züge, die bei Ulrich vStrafsburg, Dietrich vFreiberg und Eckhart den ausschlag geben: Johannes lehrt in seinen lateinischen und deutschen schriften den wesensunterschied zwischen Gott und Seele; er ist nicht, wie Preger wollte und schon Strauch ablehnte, schüler, sondern wol unabhängiger altersgenosse Eckharts.

Umfangreiche fragmente einer Summa des Nicolaus de Argentina entdeckte Gr. in der Catena aurea des Heinrich von Herford, und von hier aus fand er die Summa selbst im cod. Vat. lat. 3091 (s. XIV) auf fol. 1r—296v. die berufung des, vom vf. als anhang beigegebenen, prooemium auf die dicta fratris Thome bestimmt auch für diese hs. als terminus ante quem die canonisation. in der Summa, soweit Gr. sie bisher prüfen konnte, zeigt sich Nicolaus, der im Eckhartprocess für seinen ordensgenossen würkte, als durchaus aristotelisch-thomistischen denker.

Die Medela anime languentis des Gerhard vSterngassen, als 'Liber qui dicitur pratum animarum compilatus a fratre Gerhardo dicto de Sterrengassen ordinis predicatorum' aus 2 Trierer teilhss. bekannt, hat Gr. vollständig im clm. 13 587 (s. XIV, 300 bll.) nachgewiesen und erstmalig untersucht. sie enthält eine ethik, wider ausgesprochen thomistisch, die für die theorie der mystik besonders durch ausführungen über das wesen der mystischen contemplatio wichtig ist.

Das zb. bei Tauler auffallende schwanken zwischen thomismus und neuplatonismus, der allmähliche sieg der von Böhmer bernhardinisch genannten richtung in der altd. mystik, die frage nach dem verhältnis von mystik und scholastik gewinnt durch Gr.s nachweise neues licht.

Göttingen. **Günther Müller.**

Bayerische hefte für volkskunde herausgegeben vom Bayer. Landesverein f. heimatschutz, verein für volkskunst und volkskunde. schriftleitung: dr Friedr. v. der Leyen und dr Friedrich Lüers. jahrg. VIII 1921. jahrg. IX 1922. München, C. A. Seyfried u. comp. in comm. 176 u. 144 ss. breit 8°. — Diese vortreffliche zeitschrift, durch deren begründung und zugleich wissenschaftliche wie volkstümliche ausgestaltung Friedrich v. d. Leyen seiner Münchener würksamkeit ein bleibendes denkmal gesetzt hat, bringt auch in den neusten bänden eine ganze reihe wertvoller abhandlungen und dazu allerlei lehrreiche miscellen und litteraturnotizen. an der spitze, nicht nur räumlich, steht die umfangreiche monographie von G. Schierghofer, 'Umrittsbrauch und rosssegen' VIII 1—96: mit reichstem material, besonders für Altbayern, wird hier ein höchst interessantes stück altheidnischen cultwesens eindringend und in musterhafter disposition erforscht, der brauch in seinen

geschichtlichen entwicklungsformen vorgeführt, seine begleitumstände kritisch analysiert, schliefslich das ross als 'formbildner des brauches' behandelt, der repräsentative charakter dieses brauches und seine eigenschaft als weihehandlung gesichert. — der religiösen volkskunde neuerer zeit gilt der aufsatz von A. Becker, 'Die weiheknäblein des hl. Philipp von Zell (Pfalz)' VIII 145—152. — Weit über den bayerischen rahmen hinaus greift die den stoff erschöpfende arbeit von Fr. Ranke, 'Der Huckup' IX 1—33, die als psychophysische ursache des Huckuperlebnisses die angst feststellt. — 'Die ortsnamen des östl Oberösterreich' behandelt mit guter methode ein schüler Lessiaks E. Schwarz IX 34—108, während V. R. Vollmann [von dessen trefflicher 'Flurnamensammlung in Bayern' soeben eine zweite auflage erscheint] allerlei anregende 'Beiträge zur flurnamenforschung' liefert IX 109—117 und H. Schlappinger seine untersuchung über 'Ortsbewustsein und ortsbezeichnung im altbayerischen' IX 117—123 auf diesem engern gebiete gewis als grundlegend bezeichnen darf. gegen welch abscheuliches kauderwälsch (selbst aus der feder akademisch gebildeter!) man heute noch in der namenkunde ankämpfen muss, zeigt die 'abwehr' von Fr. Lüers IX 128 bis 131 (vgl. auch VIII 117). — Aus voller sachkenntnis stammt der artikel von H. Marzell, 'Der wegerich in der volkskunde' VIII 130—144; aus der zusammenarbeit des leiters der volkskundeabteilung Fr. Lüers und des auf eigener bahn schreitenden lehrers Fr. Zimmermann in Törwang ist der anziehende aufsatz über 'Mundart und deutschunterricht auf dem lande' VIII 97—129 entstanden; ein heiteres capitel bringt R. Kubitschek: 'Der Böhm im bayer. volksspott' VIII 152—159.

E. S.

Heimatbuch des bayerischen bezirksamtes Cham von **Johann Brunner**, studiendirector in Cham [Heimatstudien. sonderbeigaben zu den Bayerischen heften f. volkskunde hrsg. vom Bayer. landesverein f. heimatschutz]. München, verlag d. Landesvereins 1922. VI u. 289 ss. 8°. — Dies werk ist vom Verein f. bayerische volkskunde und mundartforschung in Würzburg mit einem preise gekrönt worden, und auch aufsenstehnde, kritisch gestimmte leser werden diese entscheidung freudig gutheifsen: es ist was reichtum des inhalts, sachkunde und wissenschaftliche grundlegung angeht, eine vortreffliche leistung, getragen und durchdrungen von warmer heimatsliebe und doch nirgends störend durch überschwang und phrase. in vier teilen werden Heimat-geschichte, Heimat-natur, Heimat-volk und Heimat-orte vorgeführt. das schwergewicht liegt natürlich auf dem 'Volk', das nicht nur räumlich (s. 105—280) am stärksten bedacht ist, sondern auch im inhalt die eigenste heimatart so gut wie die eigenste sammelarbeit des verfassers aufweist. ich hebe als besonders wertvoll hervor die abschnitte über das bauernhaus (s. 113

bis 133), über die mundart (s. 133 - 164, freilich keine grammatische beschreibung), über kirchweih, tanz und gesang (s. 182 bis 205), über die totenbretter (s. 239—260, mit 12 lichtbildern und 60 federzeichnungen). **E. S.**

Das land ob der Enns. eine altbaierische landschaft in den namen ihrer siedlungen, berge, flüsse und seen von dr **Konrad Schiffmann**. München u. Berlin, Oldenbourg 1922. 248 ss. 8⁰. 68 m. — Der verf. wehrt es zwar ausdrücklich ab, dass man in seinem buche eine nachahmung von WArnolds Ansiedelungen und wanderungen ... zumeist nach hessischen ortsnamen suche, gleichwol ist der einfluss und das vorbild dieses gewis bahnbrechenden, aber freilich auch verführerischen werkes bei ihm schritt für schritt zu spüren — in der vielseitigkeit dessen was angestrebt, wie in den mängeln dessen was geboten wird. um gleich eine äufserlichkeit hervorzuheben: dass Arnold für sich und seine leser auf jede veranschaulichung durch das kartenbild verzichtete, war schon damals schwer verständlich — heute muss das fehlen jeder kartographischen beigabe bei einem werke das (trotz seinem bescheidenen titel) doch tatsächlich siedelungsgeschichte zu bieten versucht, als ein schwerer mangel gerügt werden. für den rechtshistoriker Arnold, der in sprachlichen dingen immer ein dilettant blieb, war die etymologie der ortsnamen eine durchgangsarbeit, bei der er sich zuweilen recht unbehaglich fühlte, Schiffmann, der von der deutschen philologie herkommt und dem es beim etymologisieren wohler ist als seinen kritischen lesern, wollte in erster linie die wissenschaftliche begründung der in einem populären büchlein gebotenen namenserklärungen liefern, und kam erst allmählich zu einer darstellung der wichtigsten siedlungsprobleme des landes und des Baiernstammes überhaupt. ob bei dieser letzten erweiterung des programms die beschränkung auf das land ob der Enns ratsam oder auch nur möglich war, wird man von vorn herein bezweifeln, und dieser zweifel verstärkt sich, je weiter man mit der lectüre des bandes kommt. wo immer die schwierige frage fränkischer oder alemannischer besiedelung angeschnitten wird, wie schon s. 135, wo in *Chlowæinsdorf, Chrugelndorf, Chlotendorf* des 12/13 jh.s westfränkische formen (!) angesprochen werden, oder s. 138f, wo Sch. mit einer unglücklichen einschränkung des bedeutungswertes von *wang* die bildungen mit diesem wort auf Alemannen zurückführt, kommt man über ein starkes unbehagen nicht hinweg. und wenn der name der Slawen mit der form *Wint-* fast ausschliefslich in dem nach Schiffmanns eigener angabe gegen 50 mal bezeugten *Wimpassing* uä. (alt *Wintpózinga, Wintpóz* usw.) begegnet, so muste doch schon das häufige vorkommen in Oberbaiern vor solcher deutung warnen: die deutsche ableitung lag hier wahrlich nahe genug und wird obendrein durch das gleich bedeutende *Windschlag* empfohlen, das als appellativum auch in

der heutigen forstsprache fortlebt was Sch. s. 215 f über *Wimpassing* phantasiert, leuchtet mir nicht mehr ein als was Riezler und Fastlinger früher vorgebracht haben. es ist eben heute wider an der tagesordnung, dass die einfachste erklarung eines ortsnamens angezweifelt und womöglich verworfen werden müsse.

Sch. meint, die vor mehr als 50 jahren ausgesprochene klage Förstemanns über die rückständigkeit der österreichischen lande in der ortsnamenkunde treffe aufser für Tirol auch noch heute zu — er hat dabei vollständig übersehen das ausgezeichnete Ortsnamenbuch der Steiermark im mittelalter von Jos. v. Zahn (Wien 1893). solche werke sind es vor allem die wir brauchen! auch aus dem buche Schiffmanns lässt sich gewis recht viel lernen, aber der verfasser hat es uns nicht leicht gemacht, indem er uns aufser der karte auch ein register vorenthalt und im texte die urkundlichen belege, über die er doch reichlich verfügte, um der raumersparnis willen nicht mit der wunschenswerten bestimmtheit bietet. E. S.

Was die Danziger strafsennamen erzählen. Altdanziger leben im spiegel der strafsennamen von dr **Edward Carstenn.** mit 9 abbildungen. Danzig, Danziger verlagsgesellschaft m. b. h. 1922. 94 ss. 8°. — Was sich über die Danziger strafsennamen historisch ermitteln lässt, hat Walther Stephan in heft 7 der Quellen u. darstellungen zur geschichte Westpreufsens (1911) alphabetisch zusammengestellt, wobei man freilich gern öfter die urkundlichen belege wörtlich und buchstäblich vor sich sähe. auf dieser grundlage hat C. seine mit anmutigen bildern älterer und neuerer entstehung geschmückten plaudereien aufgebaut, in denen er die siedelungsumstande, die politischen schicksale und das wirtschaftliche wachstum der stadt, sowie das gewerbliche und gesellige leben und treiben ihrer bewohner den heutigen nachkommen vorführt, soweit es sich aus den strafsennamen ablesen lässt. dass diese namen oft die wunderlichsten entstellungen erleben, dass viele sich gegen jede sprachliche deutung sträuben und nur allenfalls einem mehr oder weniger plausibeln einfall sich erschliefsen, das sind wir bei derartigem wortmaterial nun einmal gewohnt. sonderbar ist die von Stephan übernommene deutung von *Drehergasse* als 'Trägergasse' — trotz *dreyergasse* 1415! der verf. selbst hat in einem anhang zwei namen ausführlich behandelt: den *Ketterhagen*, der (so oder als *Ketzerhagen*) in Elbing und Marienburg widerkehrt, will er mit den wollwebern resp. garnspinnern in verbindung bringen, und *Rosengarten, Rosenstrafse* geben ihm anlass die bekannte flüssige grenze gegen *Roszgarten* abermals zu beleuchten, wobei freilich seine sprachlichen vorstellungen und ihr ausdruck etwas bedenklich erscheinen. E. S.

Das bürgerliche mittelalter von **Walther Classen** [Das werden des deutschen volkes 6. heft]. Hamburg, Hansea-

tische verlagsanstalt 1922. 111 ss. 8⁰. — Eine in gutem sinne populäre, lebendig und mit innerer anteilnahme geschriebene darstellung der geschichte und cultur Deutschlands vom interregnum bis zur reformation, von einem nicht gelehrten aber wolgebildeten verfasser, der nicht eben viel, aber doch die wichtigsten quellen und die besten neueren specialwerke gelesen hat und dessen phantasie vielfach angeregt ist durch historische romane, epen und dramen. am wenigsten scheint er mit den neuern forschungen zur kunst- und bildungsgeschichte des ausgehnden mittelalters vertraut, eine merkbare lücke bezeichnet die ungenügende verwertung der arbeiten Burdachs. **E. S.**

Der Altmärker. eine reihe sprüchwörter plattdeutsch auf altmärkische manier ausgelegt nebst einigen plattdeutschen gedichten von **Fritz Schwerin** 1859. 3., vom Allerverein herausgegebene auflage. Neuhaldensleben, verlag d. Allervereins 1922. X u. 224 ss. 8⁰. — Dies anspruchslose und liebenswürdige büchlein, im gleichen jahre mit Danneils Wörterbuch (1859) zuerst erschienen, ist zwar nicht der einzige, aber gewis der reichhaltigste und sprachlich wertvollste litterarische vertreter der altmärkisch-plattdeutschen mundart. der verfasser, der 1870 als cantor in Altenhausen (kr. Neuhaldensleben) gestorben ist, hatte den dialect seiner heimat Rohrberg bei Salzwedel zu grunde gelegt, eine 1896 erschienene neuauflage aber war zu gunsten von Gardelegen davon abgewichen, — mit vollem recht ist der neue herausgeber dr Otto Held zum ursprünglichen text zurückgekehrt. sprachlich wie litterarisch wird man den prosaischen teil, die prächtige auslegung altmärkischer sprichwörter, unbedingt über den poetischen stellen; dieser selbst bietet wol das ansprechendste im anhang: 'Vöggel-Sproak un Snack'. hinter dem ganzen aber steht eine kerntüchtige persönlichkeit, die auch als solche die widererweckung verdient; männer wie dieser wackere dorfschullehrer haben ihren landsleuten auch heute noch etwas zu sagen.

E. S.

Die Chronik Heinrichs Taube von Selbach mit den von ihm verfassten biographieen Eichstätter bischöfe herausgegeben von **Harry Bresslau** [= Monumenta Germaniae historica. Scriptores rerum Germanicarum, nova series tomus I: Chronica Henrici Surdi de Selbach]. Berlin, Weidmann 1922. LXXVII u. 167 ss. 8⁰. grundzahl 6 m. — Seit GWaitz im j. 1875 die leitung der Monumenta Germaniae übernahm, hat die sammlung der 'Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum ex MGh. separatim editi', die bis dahin nur textabdrücke ohne wissenschaftlichen eigenwert umfasste, eine starke verschiebung ihres charakters und eine beständig wachsende wissenschaftliche bedeutung erfahren; neben die revision und völlige neugestaltung alter editionen traten zuletzt neuausgaben von werken für die sich in den alten reihen nicht der rechte platz fand. jetzt ist

der letzte schritt geschehen: neben die alte folioserie der Scriptores, die mit dem 30 bande demnächst abgeschlossen sein wird, und die quartserie, die nach altem programm bis zum j. 1313 weitergeführt werden soll, tritt auch äufserlich gleichberechtigt die neue octavreihe in freier, loser folge: neubearbeitungen und neue texte umfassend. und an ihrer spitze begrüfsen wir mit herzlicher freude den greisen geschichtschreiber der Monumenta Germaniae und vielbewährten herausgeber, der hier durch editionskunst, commentar und sachkritik ein vorbild geschaffen hat, das sich die nachfolger immer vor augen halten mögen.

Die chronik Heinrich Taubes oder: 'Heinrichs des Tauben' (Bresslau schreibt 'Heinrichs Taube' — aber er spricht doch gewis nicht von den gedichten Friedrichs Schiller ?!), deren letzte ausgabe die Fontes rerum Germanicarum vol. IV (1868) als 'Annales Heinrici monachi in Rebdorf' aus FBöhmers nachlass brachten, ist durch Al. Schultes dissertation (1879) für die bischofsstadt Eichstätt gesichert und ihr verfasser als ein Eichstätter cleriker erwiesen. Br. hat seine stellung und tätigkeit genauer ausgemacht und darüber hinaus die herkunft Heinrichs aus dem Siegerland und seine zugehörigkeit zu der ganerbschaft von Selbach ermittelt: den familiennamen 'Taube' ('Dove'), 'Surdus' brachten er und sein bruder Volkmar bereits nach Eichstätt mit. die chronik zerfällt deutlich in zwei teile, von denen der erste bis 1343, der zweite bis 1363 reicht; dass beide vom gleichen verfasser herrühren, der obendrein auch die anhangsweise abgedruckten sechs Eichstätter bischofsviten verfasste, hat Br. gegen Schulte erwiesen. die hss. der classe A wurden aus dem originalms. des verfassers abgeleitet, noch eh die in B enthaltene fortsetzung existierte. nach ausgangspunct und anlage stellt sich das werk dar als fortsetzung der dem chronisten vorliegenden und von ihm copierten 'Flores temporum'. die bildung und die interessen des Eichstätter capellans und kanzleibeamten haben manche ähnlichkeit mit dem Würzburger protonotar Michael vom Löwenhofe: nähere beziehungen, die Schulte annahm, lehnt Bresslau ab.

Die litterarische leistung steht nicht eben hoch, die darstellung ist ohne schmuck und ziemlich reizlos, nur spärlich durch anekdoten belebt, die dann wol gar so unmotiviert auftreten, wie 60, 10 ff die geschichte von Stephan von Gumpenberg und Heinrich Swinkreist (di. 'Saugestöhn') gen. Ungeheuer. bemerkenswert ist die starke durchsetzung der zeitgeschichte, besonders der päpstlichen, mit sagenhaften zügen. 'der wert der chronik beruht wesentlich auf ihrem stoffreichtum', und dieser ist im verhältnis zum umfang recht beträchtlich. aber freilich fehlt es dem verf. vielfach an ausreichenden quellen, und so erfordern seine angaben, insbesondere auch im puncte der chronologie, eine genaue controlle, die Bresslau in den anmerkungen schritt für

schritt übt: mit einer unvergleichlichen beherschung der tatsachen, der quellen, der litteratur. man wird beklommen wenn man daran denkt, dass dies reiche wissen den Monumenta nicht für alle zeit zur verfügung stehn wird.

Die edition selbst bot gewisse schwierigkeiten, welche die ausgabe Böhmers unterdrückt hatte; Bresslau ist ihrer auch technisch herr geworden. **E. S.**

Morant und Galie nach der Cölner handschrift herausgegeben von **Erich Kalisch** [Rheinische Beiträge und Hilfsbücher bd 2]. Bonn u. Leipzig, K. Schröder 1921. XIX u. 167 ss. 30 m. — Wir haben es mit einem 'handschriftenabdruck nebst apparat' zu tun, der 'zu studien- und übungszwecken und zugleich als vorarbeit zu einer kritischen ausgabe dienen' soll. in der hauptsache also mit der diplomatischen widergabe (ohne interpunction und ohne auszeichnung der eigennamen) der papierhs. des 15 jh.s aus dem Cölner stadtarchiv (C), die aber nicht erst, wie s. VI gesagt wird, bei der katalogisierung der deutschen hss. durch die Deutsche Kommission der Preufs. Akademie bekannt geworden ist, von der wir vielmehr seit reichlich 40 jahren wusten, wo uns Al. Reifferscheid widerholt eine ausgabe versprach; auch was s. VIII über die schicksale der Blankenheimer bibliothek, der dieser codex entstammt, gesagt wird, bedarf der berichtigung.

Vor C kannten wir bereits die von Keller in seinem Karlmeinet zum abdruck gebrachte etwa gleichaltrige Darmstädter hs. A (Morant und Galie bei K. s. 326—450) und die von Lachmann publicierten, aber falsch geordneten alten Meusebachschen fragmente M. das hss.-verhältnis wird s. XIII ff festgestellt: AC gehn auf einen codex der zu anfang des 14 jh.s entstandenen grofsen compilation zurück, das selbständige gedicht ist also nach wie vor nur durch die bruchstücke Meusebachs vertreten. die wenigen und unbedeutenden fehler welche M mit AC resp. einer der beiden hss. gemeinsam hat, können recht wol aus dem archetypus stammen, dessen trennung von dem 'original' kaum notwendig scheint; denn die vorstellung, als ob ein 'original' absolut fehlerfrei sein müsse, sollte man doch endlich aufgeben.

Für die zuverlässigkeit der widergabe von C scheint jede mögliche gewähr geboten; aber auch Kellers abdruck von A erweist sich als recht gewissenhaft. die vollständig aufgeführten lesarten dieser hs. ergeben, dass der textkritische gewinn durch C nur mäfsig ist; lücken von C sind aus A im text in klammern ergänzt, so namentlich die in C fehlende partie gegen den schluss (4983—5506). die vorläufigen, recht knappen bemerkungen zum laut- und formenstand der hss. (s. XVI—XVIII) sollen in heft 10 der sammlung durch eine ausführliche darstellung ersetzt werden.

E. S.

Untersuchungen zu Gundacker von Judenburg von dr **Kurt Stübiger** [Germanische Studien heft 15]. Berlin, Ebering 1922. XV u. 169 ss. 8°. — Man hat in dieser ungemein fleifsigen und gewissenhaften, aber freilich (für unsere zeit!) erschreckend breitspurigen arbeit alles zusammen was sich über das auch litterarisch nicht eben interessante werk des — trotz Schönbach, Nagl und Zeidler — herzlich unbedeutenden steirischen dichters und dessen person ermitteln und vermuten lässt. erschöpfend ist die reimgrammatik (s. 1—58) und die reimtechnik (s. 58—77) dargestellt. ein einfall Schönbachs, der für die drei teile abfassung zu verschiedener zeit annehmen wollte, wird s. 77 f abgewiesen, aber ernster genommen als er es verdient. über stoff und quellen wird (s. 79—124) mit ausschüttung aller aufgesammelten notizen gehandelt, ohne dass eine würkliche klärung erzielt ist. ohne brauchbares ergebnis bleibt auch die erörterung litterarischer beziehungen (s. 124—133); kenntnis des 'Anegenge' ist abzulehnen, solche der 'Urstende' durch die beigebrachten anklänge nicht erwiesen. über die person des dichters bleibt es bei unsichern vermutungen (s. 133—140). aus dem anhang heb ich den vorschlag zum 'Vespasian' des Wilden mannes hervor (s. 143 f), in v. 2 für *vor : ovir* zu lesen. damit entfiele die einschaltung von *dûsunt* (WGrimm) und die daran geknüpfte unwahrscheinliche vermutung. — den schluss bildet ein reimregister (s. 148—169). **E. S.**

Steinmar im Strafsburger münster. ein beitrag zur geschichte des naturalismus im 13. jahrhundert, m. e. tafel in lichtdruck, von **Franz Schultz** [Schriften d. Strafsburger wissenschaftl. gesellschaft in Heidelberg. n. f. heft 6]. Berlin u. Leipzig, Vereinigg wiss. verleger 1922. 15 ss. gr. 8°. — Von dem dombaumeister Knauth geführt lernte FSchultz 1914 in der wandarcatur des nördl. seitenschiffes, unterhalb des gesimses des 1. spitzbogenfensters, die sculptur einer zwickelfüllung kennen, die auch früher nicht unbekannt gewesen war, deren beischrift aber man als STEINMETZ oder auch STEIMER gelesen hatte, während Sch. zum ersten male das richtige STEIMAR feststellte. hatte man in der figur bisher einfach die darstellung eines trinkenden steinmetzen gesehen (Sch. nennt das 'eine haltlose vermutung, die nicht mehr als ein notbehelf war'!), so erschien sie ihm sofort als der herbst- und zechliederdichter herr Steinmar: an diesem verführerischen einfall hat Sch. durch acht jahre festgehalten, er hat ihn mit reger phantasie ausgebaut und von dem harmlosen genrebildchen schliefslich gar noch eine litterarhistorische brücke zu dem zecher des Weinschwelg geschlagen. ich kann diese sprünge nicht mitmachen und halte den einfall für eine momentan verständliche selbsttäuschung, die ruhiger nachprüfung nicht standhält. das einfachste und natürlichste ist eine selbstdarstellung des steinmetzen, wie er in einer arbeits-

pause das trinkgefäfs hebt, das sich trefflich zur raumfüllung eignet. die von sachkundiger seite gegebene datierung 'vor 1270' schliefst ja wol den dichter nicht gerade aus, aber das vorkommen des namens 'Steinmar' in Strafsburg (14 jh.) hat sicher mit dem aargauischen ritterlichen geschlecht der Steinmar von Klingnau nichts zu tun, während es sich mit einer ortsangesessenen persönlichkeit des keineswegs seltenen namens wol vereinen lässt. obwol auf dem lichtdruck (und gewis auch am original) nicht alle details klar erkennbar sind, will es mir absolut nicht in den sinn, dass der bequem hingelagerte, ausruhende mann in der tracht eines wanderers oder kunsthandwerkers, mit nackten beinen und füfsen, ein zechender ritter aus der nächsten umgebung des kaiserlichen hofes sein soll. auffällig für den 'arbeiter' wäre allerdings die vierblättrige blume an der rechten seite der kopfbedeckung (die sich rein zufällig auf dem helm einer figur des spätern ölbergs widerfindet, Meyer-Altona, Die sculpturen des Strafsburger münsters nr 34). dagegen besteht keinerlei bedenken, das steinmetzzeichen mit dem namen in directe verbindung zu bringen: sind solche marken einmal geheimzeichen gewesen, so haben sie diesen charakter sehr früh verloren, wie ihre massenhafte verwendung im wappen seit dem 14 jh. deutlich beweist; auch an selbstporträts von steinmetzen mit dem zeichen fehlt es durchaus nicht, vgl. zb. Otto II⁵ 482. man darf sich heute (nach Pipers Burgenkunde!) für das steinmetzzeichen nicht mehr auf die wunderliche monographie von Rziha stützen. **E. S.**

Middle english humorous tales in verse edited by **George H. McKnight.** Boston u. London, Heath & co. o. j. [The Belles-Lettres Series sect. II] LXXV u. 156 ss. kl. 8⁰. — Das hübsche, sauber gedruckte bändchen bringt das fablel 'Dame Sirith', den tierschwank 'Fuchs und Wolf' und die spielmannsromanze 'Sir Cleges', von denen die ersten beiden dem 13, das letzte stück wol erst dem anfang des 15 jh.s angehört. voran geht eine ausführliche einleitung, welche die stoffgeschichte mit erschöpfender heranziehung der litteratur erörtert. den texten folgen anmerkungen, bibliographie und ein glossar, auf das sichtbare sorgfalt verwandt ist. die schwache seite bildet die textbehandlung: für die kritik ist nichts geschehen, und die 'notes' bezeugen in diesem puncte die absolute naivetät des herausgebers.

'Dame Sirith' ist nur in dem von EStengel (1871) vortrefflich beschriebenen cod. ms. Digby 86 der Bodleiana überliefert, wo es von dem anglonormannischen schreiber die überschrift *Ci comence le fablel et la cointise de dame siriz* erhalten hat. die form *Siriz* begegnet auch im text mehrfach neben dem im reim erhaltenen (268) oder doch gesicherten (161) *Siriþ*, das auch einmal im vers vorkommt (297) und natürlich die einzig mögliche englische form ist, nach der man das gedicht doch endlich benennen sollte. es handelt sich natürlich um den nordischen

frauennamen *Sig(f)ridr*, und es ist unbegreiflich, dass der hrsg. dieser längst erkannten etymologie noch die ableitung von ae. *Sigehred* ('analogous with the oe. *Sigebryht*'!) zur seite stellen kann (n. zu 154). wir besitzen nunmehr 5 textabdrücke (neuerdings noch von EWolff in s. Münchener habilitationsschrift 1911 und von Brandl-Zippel Mittelengl. sprach- u. literaturproben s. 118 bis 123), aber nur allein Matzner und ihm folgend Zippel haben schüchterne versuche gemacht, die sünden des schreibers anzutasten, keiner hat an die zweifellos vielfach zerrüttete metrik gerührt. — Ähnlich steht es mit dem in der gleichen hs. überlieferten gedichte 'Of the Vox and of the Wolf', wo unser herausgeber nicht einmal den durchsichtigen schreibfehler v. 148 *rolf* st. *vox* beseitigt. v. 120 hat er wol den namen der wölfin *Cristine* verkannt, wenn er im glossar s. 104 ansetzt: '*Cristine* adj. [!] Christian, anglo-fr. Cristien'. — 'Sir Cleges' ligt in zwei hss. vor, einer Oxforder und einer Edinburger, die im paralleldruck von Treichel Engl. stud. 22 bequem zugänglich sind. sie weichen so stark von einander ab, dass die herstellung eines kritischen textes unmöglich erscheint. McKnight aber druckt die Oxforder hs. ab, ohne jeden versuch auch nur die schlimmsten fehler zu beseitigen, wie gleich v. 3 *Yn tyme of 'rter and pendragonn', Kyng artour fader of grete renoun* st. *Uterpendragoun*, oder die rührenden reime wie 52 f *thynges* (E *rynges*) : *thynges*. dass beide hss. (durch mündliche vermittlung?) auf eine bereits entstellte vorlage zurückgehn, beweist zb. v. 101 *Off herpers, 'notys'* (E. *luitys*) *and gytherners*, wo ein nomen actoris einzusetzen ist: *roters* oder *luters*. E. S.

Romanische Texte zum gebrauch für vorlesungen und übungen hrsg. von **Erhard Lommatzsch** und **Max Leopold Wagner.** h. 4—6. Berlin, Weidmann 1920—1922. die neuen hefte dieser praktischen sammlung, deren erscheinen wir nach dem stocken der Bibliotheca Romanica doppelt freudig begrüfsen dürfen, bringen h. 4: Cantar de Mio Cid (120 ss. — 8 m. u. zuschlag), h. 5 Giovanni Boccaccio Vita di Dante (IV u. 76 ss. — 5 m. u. zuschlag), h. 6 Le Lai de Guingamor. Le Lai de Tydorel (IX u. 84 ss. — grundzahl 1,50 m.). die hefte 5. 6 hat wider prof. Lommatzsch besorgt: beiden ist eine reichhaltige bibliographische notiz vorangestellt, die jedesfalls vielen erwünscht, wenngleich für die anfänger und, wie ich denken sollte, für den gebrauch im seminar eher entbehrlich wäre, als ein paar angaben über die überlieferung. — Dem Danteleben Boccaccios ist im anhang der um ein menschenalter ältere abschnitt über den dichter aus der chronik des Giovanni Villani beigegeben: in heft 6 füllt ein, wie ich mich überzeugt habe, sehr sorgfältiges und für form und bedeutung gleich zuverlässiges glossar die hälfte des raumes und macht die beiden reizvollen märchenlais (von denen Guingamor wahrscheinlich

der Marie de France zuzuweisen ist), besonders geeignet auch zum selbstunterricht für germanisten, welche keine zeit finden oder gefunden haben für romanistische vorlesungen: diesem heft glaub ich eine besonders freundliche aufnahme prophezeien zu dürfen. — Einiges kopfschütteln dagegen erregt das 6. heft, das einzige welches bisher dr Wagner beigesteuert hat: es liefert einfach den von dem spanischen herausgeber gestatteten nachdruck der kritischen ausgabe des 'Cantar de Mio Cid' (früher 'Poema del Cid' genannt) von Ramon Menendez Pidal (1911), oder vielmehr der kleinen textausgabe desselben gelehrten (1913) — ohne ein wort über überlieferung und bibliographie; nicht einmal Vollmöllers abdruck des hsl. textes (1879), den wol jeder docent den studenten (die über die grofse dreibändige ausgabe nicht verfügen) in die hand geben muss, wird erwähnt. natürlich fehlt auch der vielumstrittene schreiberzusatz am schluss der einzigen Madrider hs., auf dessen lehrreiche erörterung doch gewis nicht verzichtet werden kann, und ebensowenig erfährt der leser etwas über die herkunft des ergänzten eingangs. es handelt sich also um eine reine setzerarbeit, bei der der 'herausgeber' nur eben correctordienst geleistet hat. das geht soweit, dass zb. das einer rein graphischen unart entsprungene scheinbare *ff* da stehn bleibt wo M. P. es belassen hat (*ffallaron* 835, *ffagamas* 3862), und da fehlt wo er es streicht *Fañez* 30). ich gesteh dass ich das ganze heft weniger als eine huldigung an die spanische wie als eine beschämung für die deutsche wissenschaft empfinde. **E. S.**

Aus dem alten und neuen Burgtheater von **Jacob Minor.** mit einem begleitwort von Hugo Thimig [Amalthea-bücherei 16 u. 17 bd]. Zürich-Leipzig-Wien, Amalthea-verlag (1920). VII u. 258 ss. 8°. — Es sind jetzt 44 jahre her dass uns Jacob Minor in Berlin im anschluss an ein von ihm geleitetes lesekränzchen widerholt proben seiner virtuosen mimik und seines erstaunlichen gedächtnisses gab, indem er stücke wie den Hamlet-monolog des III actes, die erzählung des Raoul aus der Jungfrau von Orleans I 9 uaa. nach einander in der vortragsweise von 4 oder 5 schauspielern recitierte; und in dem dankbaren gedenken an diese stunden bring ich hier die mit 15 bildern geschmückte sammlung zur anzeige, in welcher St. Hock 14 schauspieler-charakteristiken und zwei weitere aufsätze seines lehrers über schauspielkunst vereinigt, in zwei fällen auch erst aus mehreren vorlagen in eins redigiert hat. denn im übrigen wär ich, der ich das alte Burgtheater nicht gekannt und im neuen nur einer einzigen vorstellung beigewohnt habe, der ich von den 13 Wiener schauspielern, von dem einen Kainz abgesehen, nur 5 von auswärtigen gastvorstellungen her in mehr oder weniger eindrucksvoller erinnerung habe, ein schlechtberufener recensent.

Die schwierigkeiten welche sich der charakteristik eines

schauspielers, ja selbst der beschreibung einer einzelleistung in den weg stellen, hat M. in dem letzten aufsatz 'Zur geschichte der schauspielkunst' (240—255) lehrreich und drastisch aufgewiesen. von ihm selbst wird man sagen dürfen, dass er sie mehr als irgend einer seiner vorgänger seit den tagen Lichtenbergs überwunden hat. denn wie er, den es seit jungen jahren zur bühne hinzog und der, so oft und so lange er in Wien lebte, einen grofsen teil seiner abende dem theater und besonders dem Burgtheater gewidmet hat, mit der technik der kunst innig vertraut war und würklich tiefe einblicke in die werkstätte des schauspielers getan hat, so besafs er auch in hohem grade die fähigkeit, 'das kunstwerk im gedächtnis oder in der phantasie des lesers wider nachzuerschaffen', und 'die seltene gabe künstlerische eindrücke in worten festzuhalten und mittels der sprache zu reproducieren' (162). es ist geradezu erstaunlich, wie überaus selten (und niemals störend) er sich im ausdruck widerholt, so oft sich auch anlass bietet, von der betrachtung der persönlichkeit und der schauspielerischen auffassung und darbietung auf allgemeinere fragen: dichter und darsteller, classisches und modernes drama, 'stil' und realismus überzugreifen.

Die charakteristiken umspannen zwei menschenalter Wiener theatergeschichte: von dem 1850 in den verband des Burgtheaters eingetretenen Josef Wagner bis zu dem 1911 gestorbenen Josef Kainz; sie sind zum teil zur ehrung der lebenden, zum teil als nekrologe geschrieben, immer verständnisvoll und warmherzig, aber zum panegyricus nur eben in der glänzenden schilderung von Rossis Othello (224 ff) gesteigert. den breitesten raum beanspruchen Charlotte Wolter (19—47) und Josef Sonnenthal (48—80), und sie dürfen am ehesten als gerundete monographieen gelten (obwol gerade der letztere artikel compiliert werden muste); aber fast ebenso reich ist der aus einer polemischen kritik des büchleins von Guglia erwachsene artikel über Friedrich Mitterwurzer (162—180), und zu einer ganzen reihe sich neu aufdrängender fragen nimmt der aufsatz über 'Ibsen und die moderne schauspielkunst' (181—192) stellung.

Es ist bei dem litterarhistoriker selbstverständlich, dass neben und, wo es nottut, vor dem schauspieler auch der dichter überall zu seinem rechte kommt, und man möchte fast bedauern, dass der band nicht nach dieser seite hin durch ein register noch besser erschlossen wird: denn was hier über Othello, Hamlet und Macbeth, über Faust (und Mephistopheles), über Don Karlos (und Philipp) und Wallenstein zu finden ist, darf sich keiner der unsrigen entgehn lassen, so eindringlich es auch zunächst an die adresse der schauspieler gerichtet sein mag. **E. S.**

Bettina von Arnims Sämtliche werke VII band herausgegeben mit benutzung ungedruckten materials von **Waldemar Oehlke.** Berlin, Propyläen-verlag 1922. 563 ss. 8⁰ —

In diesem mit bildlichen beigaben noch reicher als seine vorgänger geschmückten bande gelangt eine ausgabe zum abschluss die durch ihre anmutige ausstattung die freude der bücherliebhaber sein und bleiben wird. die erwartung freilich, welche der titelhinweis auf das ungedruckte material erweckt hatte, wird auch jetzt nur in recht bescheidenem mafse erfüllt: es bleibt im wesentlichen bei dem Varnhagenschen nachlass und der bilderspende einer enkelin, der frau von Heyking: speciell die familie von Arnim auf Wiepersdorf scheint sich dem herausgeber gegenüber, obwol das verschwiegen wird, durchaus spröde verhalten zu haben.

Den hauptinhalt des bandes bilden die 'Gespräche mit Dämonen' 1852, Bettinas letztes, geistreich confuses werk, das ursprünglich den titel 'Die Wolkenkammer' führen sollte. warum dies buch, von dem nach Varnhagens angabe im october 1856 'noch nicht ein einziges exemplar' verkauft war, 'heute, da das weltbild völlig verändert ist', eine 'um so höhere bedeutung' gewonnen haben soll, hätte uns der herausgeber doch wol erläutern müssen. dass einer jener verleger die in unsern tagen der geistesverwirrung alles versuchen, auch davon einen neudruck riskierte, beweist gar nichts — wir möchten erfahren, wieviele leser dieser gefunden hat! — Es schliefsen sich vier gedichte an, von denen drei zwangsläufig dem Wunderhorn folgen: zwei erscheinen hier aus dem nachlass Varnhagens zum ersten male; ein viertes, aus dem besitz Jos. Joachims, 'scheint' nach des herausgebers vager äufserung 'auf die politischen kämpfe der dreifsiger und vierziger jahre hinzudeuten' — in würklichkeit setzt es offensichtlich die Berliner revolution vom märz 1848 voraus. — Dann die drei märchen, die Steig zuerst in Westermanns Monatsheften (1912) und demnächst im II bande des Arnimwerkes (1913) s. 138 ff gedruckt hat. — Den schluss bildet eine auswahl von briefen: an Claudine von Piautaz, Karoline von Günderode, Arnim, den fürsten Pückler, könig Friedrich Wilhelm IV, die wir sämtlich aus ältern publicationen des herausgebers, RSteigs, LGeigers und der Ludmilla Assing kannten; dazu noch der im facsimile gegebene, im Register und Inhaltsverzeichnis nicht berücksichtigte brief an AvHumboldt in angelegenheit der berufung der brüder Grimm. die schmerzlichste lücke die wir hier empfinden ist inzwischen von anderer seite ausgefüllt: ich meine die originalbriefe an Goethe, die aus dem nachlass RSteigs, leider in wenig befriedigender weise, herausgegeben wurden (s. GGA. 1922, s. 230 ff). **E. S.**

Gottfried Kellers Werke. kritisch durchgesehene und erläuterte ausgabe mit einer einleitung über des dichters leben und werke von **Harry Maync.** Berlin, Propyläen-verlag o. j. [seit 1921]. 8°. I bd: Gedichte. Therese. 623 ss. — II bd: Der grüne Heinrich. ursprüngliche fassung. 886 ss. — III bd:

Der grüne Heinrich. 849 ss. — IV bd: Die Leute von Seldwyla. 591 ss. — Unter den zahlreichen ausgaben der werke GKellers, die wir seit dem ablauf der schutzfrist erhalten haben, beansprucht die von Jonas Fränkel (bei Schroll in Wien) begonnene allein den wert einer kritischen, da nur diesem herausgeber der handschriftliche nachlass des dichters zur verfügung steht: 'kritisch durchgesehen' sind auch die Reclamsche, der Carl Enders ein lebensbild und eine charakteristik Kellers, beide von glücklicher rundung, beigegeben hat (auch separat erschienen: Reclams Dichter-biographien 22. bd), sowie die des Bongschen verlags, an der mehrere herausgeber mit reichlichen vorberichten und sonstigen beigaben beteiligt sind. in der äufsern erscheinung tritt die vorliegende ausgabe: durch grofses format, leidliches papier, klaren druck und soliden einband vorteilhaft auf. sie ist recht eigentlich was man heute eine 'bibliotheksausgabe' nennt. dem ganzen hat Harry Maync eine biographisch-litterarische einleitung vorangestellt, die das günstige vorurteil das wir dem bewährten dichterbiographen entgegenbringen vollauf bestätigt: im übrigen hält sich der herausgeber einstweilen zurück. seine kritische tätigkeit hat darin bestanden, dass er mit der ausgabe letzter hand die erstdrucke (hoffentlich bei den Legenden und den Leuten von Seldwyla auch die zweite ausgabe?) verglichen und so den text 'von manchem versehen des dichters und zahllosen [!] druckfehlern gesäubert' hat. diese selbstverständliche mindestleistung sollte ein philologischer herausgeber übrigens nicht als 'mühselig' bezeichnen, zumal wenn ihr ergebnis würklich so reich gewesen ist. ich selbst hatte zwar in meinem exemplar der Gesammelten Gedichte (1884) einzelne mehr oder weniger ärgerliche druckfehler notiert, die bei Mayne nicht widerkehren, aber davon abgesehen hab ich den text der Kellerschen werke für im ganzen recht sauber und zuverlässig gehalten, und diesen eindruck hat mir die neue ausgabe vorläufig nicht verändert. in der 'Therese' zb., wo ich es am ehsten für möglich hielt, hab ich bei M. auch nicht eine einzige besserung auffinden können. nun, im letzten (VI) bande werden wir ja 'berichte über die textverhältnisse sowie die erläuternden bemerkungen zu allen werken' erhalten: bis dahin mag ein urteil über das verfahren des herausgebers und seine früchte hinausgeschoben werden. vorläufig hab ich durchweg den eindruck eines erfreulich reinen druckes.

Die ausgabe der 'Gedichte' bringt hinter der vom dichter selbst getroffenen auswahl ('Gesammelte Gedichte' 1883) eine 'nachlese' aus den 'Gedichten' von 1846 und den 'Neuern Gedichten' von 1851 u. 1854, dazu das 'Lied an das deutsche volk' und das Züricher jubiläumsgedicht von 1858. zur textbehandlung muss ich aber schon hier eine bemerkung machen, die eben gerade die gedichte betrifft. Keller macht von der

eigentlichen apokope (vor consonant und im reime) einen reichlichen, nicht immer glücklichen, aber doch im ganzen wenig störenden gebrauch; die synkope und die elision sind ihm erlaubte und vielhundertfältig angewandte mittel, und wie Goethe und so viele andere pflegt er sie ungleichmäfsig durch den apostroph zu markieren. der herausgeber hat also bei Keller das recht, den apostroph anzubringen wo sein fehlen im druckbild stört, und er hat die pflicht synkope und elision da einzuführen wo durch ein versehen des setzers oder auch des autors (was in diesem falle ganz gleichgültig ist) die kürzung unterblieben und so ein unschöner hiat resp. eine vom dichter sicherlich nicht gewollte überladung der senkung entstanden ist. dieser editorenpflicht ist Mayne, soviel ich sehe, nirgends nachgekommen. ich greife etwa, ganz beliebig, das gedicht 'Ufenau' (s. 219 f) heraus, wo in der ersten strophe *röm'schen Reich* (st. *römischen*), in der letzten *lust'ge Silberflut* (st. *lustige*) zu drucken war. **E. S.**

MISCELLEN.

STRAVA (zu Zs. 59, 240 ff). *strava* bei Jordanes, das noch heute im west- und ostslavischen lebendig ist, kann als slavisches wort nicht aus dem germanischen stammen. germ. **străva* müste slavisch als *strŏva* auftreten, und von einem urgerm. **strāva* kann man natürlich erst recht nicht ausgehn. denn urgerm. *ā* erscheint schon in den germanischen lehnwörtern der Finnen und Lappen, die in sehr viel ältere zeit zurückreichen als die entlehnungen der Slaven aus dem germanischen, nirgends mehr, wenigstens gilt das unbestritten für wurzelsilben. für endsilben wird urgerm. *ā* zwar neuerdings für die älteste lehnwörterschicht der finnischen und lappischen entlehnungen von einigen forschern vorausgesetzt, aber auch da m. e. mit unrecht. germ. **strōva* aber hätte im slavischen nur *strūva* oder *strȳva* werden können. scheut man sich also, *strava* bei Jordanes für slavisch zu halten, so bliebe nur eine skythisch-iranische sprache als quelle übrig, und aus dieser hatten es dann auch die Slaven entlehnt. über die starken beziehungen zwischen Skythen und Hunnen brauch ich nichts zu sagen, aber das wort selbst ist mir im iranischen unbekannt.

Übrigens ist an finn.-ugrische herkunft von *strava* schon deshalb nicht zu denken, weil die Hunnen mit den Ugrofinnen nichts zu tun haben. sie sind sicher türkischer herkunft. aber auch die Türksprachen kennen keine anlautende doppelconsonanz. es wird die leser dieser zeitschrift interessieren, dass man neuerdings in *Attila* ein ungermanisches wort sehen möchte. so hält Mikkola Journal de la soc. finn.-ougr. 30, 33, 24 *atly* für die ursprüngliche, hunnisch-türkische form des namens und setzt sie dschagataischem *atliy* 'berühmt' gleich.

Marburg i. H. **H. Jacobsohn.**

SPÄTAHD. *SITWALD.* Dies wort gibt im Wiener Notker Ps. 28 zweimal den namen Lybanon wider, beide male im genetiv: Piper III 80, 31 *des sîtuualdes*; 79, 23 *des siduualdes.* letztere form hat ein unetymologisches *-d* für *-t*, was in diesem denkmal nach langem selbstlaut noch einige mal vorkommt (*nesid scamec* 99, 3; *sid ir* 238, 24; *liud* 69, 18. 122, 6. 144, 12 usw.); *sîtwald* ist die gut ahd. form. die SGaller hs. der psalmen hat in beiden fällen den lat. genetiv *lybani,* vom glossator das zweite mal mit *uualdis* erläutert (Piper II 91, 27). die Wiener hs. müste ihr wort an entscheidender stelle im Ps. 71 wider bringen, aber bekanntlich fehlt in ihr das ganze mittlere drittel der psalmen. Notker selbst strebt in Ps. 71, veranlasst durch Augustin, nach einer umschreibung des begriffes Lybanon. dieser ist der ausgezeichnete, gröste berg, und Notkers glossator schreibt im geiste seines meisters richtig (*über*) *hômberg* bezw. *hômberch* Piper II 286, 3. 4.

Dazu ist nun *sîtwald* eine gegenprägung = 'wald mit den tiefen hängen; tiefer, weiter wald'. es steckt darin ein ahd. eigenschaftswort *sît* 'geräumig, weit', im ags., nord. usw. wolbekannt. besonders sei erinnert an die ags. zusammensetzungen *sîd-land, sîd-weg, sîd-folc.* im ahd. war bisher nur das umstandswort *sîto* aus den frühalemannischen glossaren Rd und Ib bekannt (Gll. I 283, 27), wo lat. *laxe* (= Exod. 39, 19 *ne laxa fluerent*) durch *uuito sito* erläutert wird. ein weiterer beleg, und sogar für unser compositum, steckt in den späten Salomonischen glossen (IV 145, 31): *Heremum,* darüber *sitiwald.* (der junge fugenvocal erklärt sich nach Gröger s. 32 f.) Steinmeyer hat daran geistreiche, aber irrige vermutungen geknüpft, die sich mit einem früheren gedanken Heinzels WSB. 80, 691 berühren. in würklichkeit steht *Heremum* (mit der üblichen unsicherheit des *h*) für lat. *eremum,* zu griech. ἔρημος 'wüste, unbewohnte gegend': die alten übersetzer geben dies im christlichen schrifttum häufige wort sehr bezeichnend wider durch *wald,* zb. Gll. I 280, 61 *Heremum uuald* — auch Otfrieds *uuuastuueldi* ist etwa das gleiche — und *sitwald* ist dessen verstärkung, wahrscheinlich veranlasst durch die ausdrucksvolle stelle Deuter. 1, 19 *per eremum terribilem et maximam.* as. *sin-uueldi* steht selbständig neben ahd. *sît-wald,* man darf nicht eines der worte für eine verschreibung des andern erklären.

Auf Notker selbst geht keines der beispiele für *sîtwald* zurück. aber als wortbildung sind sie aus demselben guss und geist, wie wenn in seinen psalmen bezw. bei deren glossator die 'ceder' mit *hôhpoum,* 'in Syon' durch *in hôhuuarto* widergegeben wird.

Freiburg i. B. **Ernst Ochs.**

GESTRICKTE KLEIDER? MHeyne Deutsche Hausaltertümer III 250 ff hat in seiner meisterlich sichern art auch

über die technik des strickens und ihre 'jüngere' verwendung im dienste der bekleidung gehandelt: 'selbst ganze kleider', heifst es s. 252, 'männliche wie weibliche, allerdings keine prunkgewänder', seien so hergestellt worden, und dazu wird dann als einziger beleg gegeben Kudr. 107, 2f *jâ wâren niht ze guot ir kleider diu si truogen, diu strikte ir selber hant*; ebenso führt er die stelle in seinem Wörterbuch III 876 an. es ist in der tat die allgemeine auffassung der herausgeber, mögen sie nun das *strickte* der hs. als *stricte* resp. *strikte* widergeben (Vollmer, Sievers) oder richtiger als *strihte* (Bartsch, Martin, Sijmons, Piper). ausgeschlossen sind natürlich 'gestrickte' kleider, tricotgewänder im modernen sinne; auch die *strîchhosen* Limb. chron. 35, 23 (la. *strickhosen*) sind keine 'gestrickten', sondern 'eng anliegende strümpfe'. aber ich gebe die deutung 'zusammengebastelt' als möglich zu: für kleidungsstücke welche sich die prinzessinnen selbst notdürftig herstellten. doch bietet sich auch eine andere erklärung: *ir kleider diu si truogen diu* s t r î c h t e *ir selber hant dâ si der junge Hagene in ir ellende vant. strichen,* das sowol stark als schwach flectiert, bezeichnet das inordnungbringen der kleider, insbesondere in erwartung eines besuchs oder bei überraschung durch einen solchen: *Gegen den unkunden strichen si ir lip* heifst es von den mägden der Brunhild (Nibl. 395, 1 B); *si begunden ir lip zieren, strichen und zimieren, und kleiden mit gewande* bei der brautschau in Ottes Eraclius 1823 ff (mit dem bekannten *ὕστερον πρότερον*); *ir sult iuch ze fröuden strichen* Neidh. 13, 21 (u. ähnl. mehrfach); und besonders charakteristisch Ulr. v. L. Frauenb. 619, 28 *man giht, si strîch sich ûf die man.* so haben sich die jungfrauen beim eintreten des jungen Hagen 'gestrichen', und zwar mit 'ir selber hant': bei vornehmen damen wie diesen königstöchtern hätten das eigentlich die zofen besorgen müssen. die stelle gehört in den zusammenhang jener leicht ironischen wendungen wie 81, 2. 3 *daz wir unser schenken selten haben gesehen noch unser truhsæzen*; 104, 4 *si muostenz selbe bî der glüete brâten*; auch 99, 4 *sin kuchen diu rouch selten.* **E. S.**

AVA UND BETTINA. Scherer in seiner charakteristik des Lebens Jesu, das er ja der frau Ava absprechen wollte, hebt QF. VII 70 (vgl. Gesch d. d. litt. s. 82 f) als den höhepunct des werkes — oder wie er sagt: 'des dritten gedichtes' — die schilderung der kreuzigung hervor, und aus ihr wider die vier apostrophen an Maria Magdalena, die jungfrau Maria, Joseph von Arimathia und Nicodemus, in denen er 'den gipfel seines fühlens und könnens' erblickt. ich stimme ihm durchaus zu, aber es ist mir von jeher unfassbar gewesen, dass er hier das specifisch weibliche in empfindung und ausdruck verkennen konnte: so oft ich die dichtung im colleg behandelt habe, hab ich die von Scherer aao. herausgehobene partie Diem. 262, 22 bis 263, 12 = Piper 1693—1722 vorgelesen und gewis immer

die einhellige zustimmung meiner hörer gefunden, dass, wenn irgendwo in der altdeutschen litteratur, so hier eine frau spreche. ich will nur die eine anrede an Joseph von Arimathia (Pip. 1711—1716) hersetzen:

Owi Jôsêp der guote,
dô du mînen hêrren ab dem crûce huobe:
hête ich dô gelebet,
ich hête dir vaste zuo gechlebet
ze der pirilde hêre
mînes vil lieben hêrren!

An diese stelle muste ich unwillkürlich denken, als ich vor kurzem in dem aus RSteigs nachlass herausgegebenen briefwechsel Bettinas mit Goethe s. 61 z. 15 v.u. die worte las: *hätt ich damals gelebt, ich hätt ihn nicht verlassen.* diesen gefühlsausbruch entlockt der briefschreiberin (am 27. april 1808) der anblick eines dichterporträts 'mit dem breiten vollen lorbeer', zweifellos das des Tasso (s. GGA. 1922, s. 234), das einen tief schwermütigen ausdruck zeigt: *man mögt mit ihm gewesen seyn, um alle Pein mit ihm zu dulten, um alles ihm zu vergüten, durch tausendfache Liebe* heifst es vorher. E. S.

EIN BEITRAG ZUR THEATERGESCHICHTE DES 17. JAHRHUNDERTS. *Die ersten berufsschauspieler welche auf deutschem boden spielten waren Engländer; bald aber bildeten sich gesellschaften aus Deutschen, welche den 'englischen comödianten' concurrenz machten. eine der ersten dieser schauspielertruppen war die des Hans Schilling aus Freiberg in Sachsen. die frühste urkundliche nachricht über diesen mann stammt aus dem jahre* 1626; *er erbat vom kurfürsten Johann Georg I ein patent, im ganzen lande seine komödien aufführen und wilde tiere zeigen zu dürfen. später wird er ausdrücklich als 'kurfürstlicher Springer' bezeichnet.* 1644 *und* 1646 *zeigte er seine kunst in Dresden;* 1651 *treffen wir ihn mit seiner truppe in Prag, wo er um spielerlaubnis ansuchte und eine liste der tragödien und komödien einreichte, welche er aufzuführen gedachte. Schilling gab in dem ansuchen um spielerlaubnis seine absicht nach Wien zu gehn, kund und führte diese absicht auch aus. die letzte kunde über sein würken gibt uns ein privileg welches kaiser Ferdinand III ihm und seiner truppe verlieh. dieses ligt in einer abschrift im Haus-, hof- und staatsarchiv in Wien vor und ist undatiert, muss aber zwischen* 1651 *und* 1657 *verliehen worden sein. es räumt den komödianten äufserst weitgehnde begünstigungen ein und dürfte das erste kaiserliche privilegium an eine deutsche schauspielergesellschaft sein. es lautet:*

Wir Ferdinandt der Dritte etz. Bekhennen offentlich mit diesem Brief und thuen kund allermänniglich; demnach unß fürweiser diß Hannß Schilling, Hannß Heinrich Schilling, Hannß Christoph Längsfeld, und Hannß Paul Schilling, Chur Sächsische befreyte Comoedianten, unterthänigst fürgebracht und zuerkhennen

geben: was maßen Sie nunmehr ein ziembliche Zeit an unterschiedtlicher hoher Potentaten Höfen und Städten allerley lustige Comoedien Tragoedien und Pastoralen exhibirt, unterthänigst bittend, weiln Sie solch ihre lange Jahr geübte profesſion ferners so wohl im Röm: Reichs alß Unsern Erbkönigreichen und Landen zuexercieren und zugebrauchen entschloßen wären, Wir ihnen zu desto beßer: und fruchtbahrer Fortsezung solches ihres Vorhabens unser kayserl Privilegium mitzutheilen allergdst geruhten. Wann Wir nun gnädiglich angesehen, wahrgenomen und betrachtet solch ihr unterthänigst gehorsambste Bitt, besonderlich aber erwogen, daß, so offt sie alhier in Unserer Stadt Wien Comoedien agirt, sich darin also bezeigt und verhalten, daß einige Klag wieder Sie nicht vorkomen, So haben wir mit wohlbedachten Muth, gueten Rath, und rechten Wißen Ihnen diese kayserl: Gnad gethan und Freyheit gegeben, daß Sie nun hinfortan so wohl im heyl. Röm: Reich alß auch Unsern Erbkönigreichen, Fürstenthumben und Landen mehrberührt Ihre Profesſion offentlich treiben mögen, unverhindert männiglichs. Und gebieten darmit allen und jeden Churfürsten, Fürsten, Geist- und weltlichen Praelaten, Grafen, Freyen, Herren, Rittern, Knechten, Land Marschalln Landshauptleuthen, Landvoigten, Hauptleuthen, Vizdomben Voigten, Pflegern, Verwesern, Ambtleuthen, Landrichtern, Schultheißen, Burgermeistern, Richtern, Räthen, Burgern, Gemeinden und sonst allen andern Vnsern und des Reichs auch Unserer Erbkönigreich, Fürstenthumb und Lande Unterthanen und Getreuen, in was Würden, Stand oder Wesen die seind ernstlich und vestiglich mit diesem Brief, und wollen daß Sie obgemelte Chur Sächßische Comoedianten in dem heyl. Röm: Reich und Unsern Erbkönigreich; Fürstenthumb und Landen mehr berührt ihre Profesſion in agirung allerhand Comoedien, Tragoedien und Pastoralen nicht irren, verhindern oder betrüben, sondern Sie auch sambt ihren Leuthen, Pferden, Wägen und allen zugehorigen und nothdürfftigen sachen nicht allein aller orthen zu Waßer und Land, wie obgemelt, frey, sicher und unverhindert durchkommen, pasſiren und repasſiren, sondern Sie auch bey dieser Unserer Ihnen ertheilten Gnad und Freyheit ruhiglich verbleiben, und derselben aller orthen Ihrer Gelegenheit nach frey ungeirret gebrauchen und genießen laßen, darwieder nicht beschwehren, noch das jemand andern zu thuen gestatten, in keine weiß noch weeg. Das mainen Wir ernstlich, mit Urkhund diß Briefs, besiegelt mit unsern kayserl. anhangenden Insiegel der geben ist in unserer Stadt Wien den

Wo die truppe Schillings nach empfang des privilegs gespielt hat, wissen wir nicht; nur von Hans Heinrich Schilling hören wir, dass er 1685 (nach auflösung der truppe?) als inspector und garderobier am Dresdner opernhause mit 300 fl. gehalt angestellt wurde.

Später als die truppe Schillings durchzog jene J a k o b K u h l-

manns das reich. Kuhlmann war einer der tätigsten principale von wandertruppen aus der 2 hälfte des 17 jahrhunderts. er taucht zuerst in Dresden 1665 *auf, und wir können ihn dann von ort zu ort verfolgen:* 1666 *Leipzig, Erfurt, Bautzen, Frankfurt a. M., Strafsburg, Prag;* 1668 *Dresden;* 1669 *und* 1670 *Wien, Leipzig;* 1675 *Prag, Leipzig;* 1676 *Leipzig;* 1677 *Leipzig, Hamburg, Lübeck;* 1685 *Süddeutschland. im j.* 1673 *suchte Kuhlmann um ein kaiserliches privilegium an:*

Allerdurchleuchtigster Großmächtigster vnd vnuberwindlichster Römischer Kayser auch zu Hungarn vnnd Boheimb König etz. etz. Allergnädigster Kayser vnd Herr. Es ist weltkündig, waßgestalt Ew: Kayſ: May: dero angebohrnen miltigkeit nach, all diejenigen welche sich eineß Ehrbaren aufrichtigen wandels befleißen, mit sonderlichen Kays: Gnaden zu begnadigen pflegen. Wan dan Allergnädigster Kayser vnd Herr, Ich von villen Jahren her, so wohl in Heil: Rom: Reich alß dero Erbkönigreichen, Fürstenthumb vnd Landen mit meiner vnterhabenen Compagnia Comoedianten meiner profeſſion nach, in repraesentirung so wohl geist: alß weltlicher schönen Comoedien, mich : ohne ruhm zu melden :/ also verhalten: wie ich auch zum öfftern die hohe kays: Gnad gehabt vor Ew: Kays: May: selbsten zu Agiren, worab dieselbe iederzeit ein allergnädigstes gefallen getragen, daher auf ein Kays: gnade zu zaigen vertröstet worden. Alß gelanget an Ew: Kays: May: Mein allervnterthänigstes gehorsambstes Bietten, Sie geruhen mich, auß dero Kays Reichs Hoff Cantzley /: gleichandern Comoedianten zu begnädigen welches von dero österreichischen Hoff Cantzley auch beschehen :/ Mitt dero Kays: privilegio (: daß ich so wohl in heyl: Römi Reich alß deroselben Erbkönigreichen vnd wo die Kays: Hoffstadt sein wirdt, meine profeſſion ohnbeeinträchtiget treiben möge :) zu gewühriger allergnädster resolution mich aller vnterthänigste Empfehlend Ewer Kays: May: Aller vnterthänigster Gehorsambster Jacob Kuhlman Director der hochteüschen Compagni Comoediant.

Obwol nun der vermerk, der sich auf dem gesuche findet 'expediatur, pro ut opponit 13. martjj 1673' *auf verleihung des privilegs hindeutet, nennt sich Kuhlmann erst im jahre* 1695 'Kaiserl. privilegierter Direktor der hochteutschen Compagnie, Comödiant'. *von ihm vermittelt eine* 1697 *ausgestellte spielerlaubnis die letzte nachricht.*

Frz. Hadamowsky.

PERSONALNOTIZEN.

Am 8 oct. 1921 ist 91 jährig HENNING FREDRIK FEILBERG gestorben, der liebevolle erforscher des volkstums und ausgezeichnete lexikograph seiner jütischen heimat.

Im juli 1921 verschied zu Zürich der anglist prof. THEODOR VETTER im 70 lebensjahre; am 5 sept. 1922 zu Bremen 59 jahre alt der director der Stadtbibliothek prof. HENRICH SEEDORF, wolbewährt als langjähriger mitarbeiter des Deutschen Wörterbuchs; am 31 oct. 1922 71 jährig in Königsberg ADALBERT BEZZENBERGER, der, nachdem ihm der osten zur heimat geworden war, seine erfolgreiche gelehrte arbeit fast ausschliefslich den baltischen studien und der vor- und frühgeschichte Ostpreufsens gewidmet hat.

In Leipzig wurde der ao. professor dr FRIEDRICH NEUMANN zum ordinarius befördert.

Als ord. professor der neuern litteraturgeschichte ward der privatdocent dr ERNST BERTRAM von Bonn nach Köln berufen.

Auf den lehrstuhl der englischen philologie zu Basel wurde prof. dr FRIEDRICH BRIE von Freiburg i. Br. berufen; das Königsberger anglistische ordinariat wurde dem privatdocenten dr GUSTAV HÜBENER von Marburg verliehen.

Prof. GUSTAV HERBIG folgte einem rufe von Breslau nach München; sein Breslauer ordinariat für vergleichende idg. sprachwissenschaft erhielt prof. ALOYS WALDE von Königsberg.

Habilitiert haben sich: in Giefsen dr CARL KARSTIEN für deutsche philologie und vergleichende sprachwissenschaft; in Wien dr HERBERT CYSARZ für neuere deutsche litteraturgeschichte; in Frankfurt a. M. dr KARL VIËTOR für deutsche philologie und dr MARTIN SOMMERFELD für neuere deutsche litteraturgeschichte; in Göttingen dr GÜNTHER MÜLLER und dr LUDWIG WOLFF für deutsche philologie; in Helsingfors dr EMIL ÖHMANN für deutsche sprache und litteratur.

EINGEGANGENE LITTERATUR.

Wir verzeichnen an dieser stelle (einstweilen notgedrungen ohne preisangabe) alle der redaction (resp. der Weidmannschen buchhandlung für uns) zugesandten schriften, mit ausnahme derjenigen welche verlegern oder autoren inzwischen zurückgegeben worden sind. eine besprechung zu liefern oder andernfalls das buch zurückzusenden verpflichten wir uns nur in dem falle wo wir das recensionsexemplar angefordert haben.

Vom 1 juni bis 30 november 1922 sind eingelaufen:

J. Andree, Bergbau in der vorzeit. I Bergbau auf feuerstein, kupfer, zinn, salz in Europa. [Vorzeit hrsg. v. H. Hahne bd 2.] Leipzig, Kabitzsch 1922. 72 ss. u. 13 tafeln. gr. 8⁰.

Heliand und Genesis, herausgegeben von **Otto Behaghel.** 3 aufl. [der Heliandausgabe 4. aufl.]. Halle, Niemeyer 1922. XXX u. 289 ss. 8⁰.

Clair H. Bell, The sister's son in the medieval german epic. a study in the survival of matriliny. Berkeley, Un. of California press 1922. 182 ss. 8°.

E. Bethe, Mythus, sage und märchen. Leipzig, Quelle & Meyer 1922. 132 ss. kl. 8°.

E. Bonjour, Reinmar von Zweter als politischer dichter [Sprache u. dichtung h. 24]. Bern, P. Haupt 1922. 59 ss. 8°.

B. Bretholz, Geschichte Böhmens und Mährens. II bd Hussitentum u. adelsherrschaft bis 1620. Reichenberg, P. Sollor nachf. (1922) 261 ss. 8°.

E. Brodführer, Untersuchungen zur vorlutherischen bibelübersetzung. eine syntaktische studie [Hermaea XIV]. Halle a. S., Niemeyer 1922. 304 ss. 8°.

E. Cohn, Gesellschaftsideale und gesellschaftsroman des 17 jahrhunderts [Germanische studien h. 13]. Berlin, Ebering 1921. 237 ss. 8°.

G. O. Curme, A grammar of the german language. revised and enlarged. New-York, the Macmillan company 1922. 623 ss. 8°.

V. Dahlerup uaa., Ordbog over det danske sprog. IV bd. København, Gyldendal 1922.

M. Enzinger. Das deutsche schicksalsdrama. eine akademische antrittsvorlesung. Innsbruck, verlagsanstalt Tyrolia [1922]. 48 ss. 8°.

S. Feist, Etym. wörterbuch d. gotischen sprache. 3 lfrg. Halle a. S., Niemeyer 1922. 8°. s. 193—288.

G. T. Flom, The language of the Konungs-skuggsjá: p. I The noun stems and the adjectives [Univ. of Illinois Studies in language and literature vol. VII nr 3]. Urbana 1921.

Th. Frings u. **J. Kuhnt.** König Rother [Rhein. beiträge u. hilfsbücher bd 3]. Bonn, K. Schröder 1922. 48 u. 226 ss. 8°.

E. Frischbier, Germanische fibeln unt. berücksichtigung des Pyrmonter brunnenfundes [Mannus-bibliothek nr 28]. Leipzig, Kabitzsch 1922. 102 ss. gr. 8°.

H. Günter, Buddha in der abendländischen legende? Leipzig, Haessel 1922. 306 ss. 8°.

Halldór Hermannsson, Islandica vol. XIV: Icelandic books of the seventeenth century. Cornell univ. library 1922. 121 ss. 8°.

H. Jacobsohn, Arier und Ugrofinnen. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1922. VIII u. 261 ss. 8°.

Elizab. Fr. Johnson, Weckherlins Eclogues of the seasons. diss. Johns Hopkins. Tübingen 1922. 67 ss. 8°.

T. E. Karsten, Fragen aus dem gebiete der germanisch-finnischen berührungen. Helsingfors 1922. 150 ss. 8°.

F. Klaeber, Beowulf and the Fight of Finnsburg edited with introduction, bibliography, notes, glossary and appendices. New-York, Heath & co. [1922]. CLXII u. 412 ss. 8°.

W. Kosch, Geschichte d. dtschen literatur im spiegel d. nationalen entwickelung von 1813—1918. 1. lief. Arndt u. Schenkendorf. Die alte deutsche burschenschaft. München, Parvus & co. 1922. 44 ss. u. 4 taf. gr. 8°.

O. R. Kuehne, A study of the Thaïs legend with special reference to Hrotsvithas 'Paphnutius'. thesis of the university of Pennsylvania. Philadelphia 1922.

H. Levin, Die Heidelberger Romantik. München, Parvus & co. [1922]. 152 ss. 8°.

K. Liestøl. Norske ættesogor. med bilete og 1 kart. Kristiania, Olaf Norlis forlag 1922. 182 ss. 8°.

E. Littmann, Friesische erzählungen aus Alt-Wangerooge. Oldenburg, Littmann 1922. 32 ss. 8°.

O. Manthey-Zorn, Germany in travail [The Amherst books]. Boston, Marshall Jones company 1922. 139 ss. 8⁰.

F. Maurer, Beiträge z. sprache Oswalds v. Wolkenstein [Gießener Beiträge z. dtschen philologie III]. Gießen, vMünchow 1922. 76 ss. gr. 8⁰.

G. Müller, Brentanos Romanzen vom Rosenkranz. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1922. 95 ss. 8⁰.

H. Naumann, Grundzüge der deutschen volkskunde [Wissenschaft u. bildung 181]. Leipzig, Quelle & Meyer 1922. 158 ss. 8⁰.

Neophilologus jaarg. VIII h. 4; jaarg. IX h. 1. Groningen, Wolters 1922.

Snorris Königsbuch (Heimskringla) übertragen von **Felix Niedner** bd I [Thule II reihe, 14 bd]. Jena, Diederichs 1922. 328 ss.

R. Palgen, Der stein der weisen. quellenstudien zum Parzival. Breslau, Trewendt u. Granier in comm. 1922. 60 ss. 8⁰.

W. Pessler, Niedersächsische volkskunde. m. 52 abbildungen. 4. aufl. Hannover, Th. Schulze 1922. 124 ss. u. 6 tafeln. 8⁰.

L. Polak, Untersuchungen über die sage vom Burgundenuntergang [sa. aus Zs. 54. 55. 60]. acad. proefschrift. Groningen 1922. 124 ss. 8⁰.

E. Richter, Lautbildungskunde. einführung in die phonetik. Leipzig, Teubner 1922. 114 ss. 8⁰.

M. Rychner, G. G. Gervinus. ein kapitel über literaturgeschichte. Bern, verlag Seldwyla 1922. 136 ss. kl. 8⁰.

A. Schreiber, Neue bausteine zu einer lebensgeschichte Wolframs von Eschenbach [Deutsche Forschungen hrsg. v. F. Panzer und J. Petersen h. 7]. Frankfurt a. M., Diesterweg 1922. IX u. 233 ss. 8⁰.

R. Schröder, Lehrbuch der deutschen rechtsgeschichte. 6. verb. aufl. fortgeführt von **Eb. frh. v. Künßberg**. m. e. abbildung im text, fünf tafeln u. einem bildnis. 2 teile. Leipzig, Veit & co. 1919. 1922. X u. 1124 ss. 8⁰.

F. Seiler, Die entwicklung d. dtschen kultur im spiegel d. dtschen lehnworts. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 8⁰. bd I 3. gänzl. umgearb. u. stark verm. aufl. 1913: XXXII u. 268 ss.; bd II 3. verm. u. verbess. aufl. 1921: X u. 314 ss.; bd III 1910: XVI u. 430 ss.; bd IV 1912: XVI u. 465 ss.; bd V 1921: VIII u. 305 ss.

E. Steinmeyer u. **E. Sievers**, Die althochdeutschen glossen. V bd: Ergänzungen u. untersuchungen bearb. v. E. vSteinmeyer. Berlin, Weidmann 1922. XII u. 524 ss. gr. 8⁰.

Cl. Stockmeyer, Soziale probleme im drama des Sturmes und Dranges [Deutsche forschungen h. 5]. Frankfurt a. M., Diesterweg 1922. 244 ss. 8⁰.

B. A. Uhlendorf, Charles Sealsfield, ethnic elements and national problems in his works. Chicago, sa. aus den Deutsch-amerikanischen Geschichtsblättern, 1922. 242 ss. 8⁰.

K. Wutke, Der minnesänger herzog Heinrich von Pressela in der bisherigen beurteilung [sa. aus d. Zeitschr. f. gesch. Schlesiens]. Breslau 1922. 32 ss. 8⁰.

E. Ziehen, Die deutsche Schweizerbegeisterung in den jahren 1750 bis 1815 [Deutsche forschungen h. 8]. Frankfurt a. M., Diesterweg 1922. 214 ss. 8⁰.

Ferner die im vorliegenden heft bereits besprochenen schriften: BvArnims Samtl. werke hrsg. von **Oehlke** bd VII (s. 91), Bayerische hefte (s. 74), **Brunner** (s. 75), **Carstenn** (s. 77), **Grabmann** (s. 73), **Kalisch** (s. 80), **Schultz** (s. 81), **Schwerin** (s. 78), **Tegethoff** (s. 67).

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XLII, 3. 4. juli 1923

Die urbevölkerung Europas und die herkunft der Germanen von **Friedrich Braun.** [Japhetitische studien zur sprache und kultur Eurasiens. hrsg. von F. Braun und N. Marr h. 1]. Berlin, Stuttgart, Leipzig, W. Kohlhammer 1922. 91 ss. 8°.

Die frage nach den nichtindogermanischen bestandteilen verschiedener europäischer völker und sprachen tritt mit recht mehr und mehr in den vordergrund. sie besteht grundsätzlich auch für die Germanen. nur die stärke, art, zeit der fremden einschläge bedarf noch näherer bestimmung. — in vorliegender schrift sucht der bekannte kaukasist F. Braun mit sprachwissenschaftlichen mitteln den beweis zu führen, dass in den Germanen ein vorindogermanisches urvolk stecke, das zum kreis der kaukasischen oder japhetitischen völker gehöre, und auf dessen sprache nicht nur eine grofse zahl von wörtern, sondern auch die germanischen lautverschiebungen zurückgehn.

B., der die ansicht vertritt, dass wir es bei allen alten südeuropäischen sprachen, also aufser dem etruskischen auch dem ligurischen und baskisch-hiberischen mit japhetitischen sprachen zu tun haben, hält es von vornherein für wahrscheinlich, dass auch der Norden ursprünglich von gliedern der gleichen völkerfamilie besiedelt war. 'wie sollte', meint er, 'auf dem immerhin begrenzten raume Europas in postdiluvialer zeit, als das Schwarze meer, mit dem Kaspischen verbunden, noch jahrtausende hindurch bis hoch hinauf in den mittleren Ural reichte, eine vielheit von völkerfamilien entstanden sein können, selbst wenn wir eine polygenese annähmen, von der sich jetzt auch die anthropologen loszusagen scheinen?' so glaubt er denn vor einem problem zu stehn, das für ganz Europa geschlossen aufgefasst und einheitlich gelöst werden sollte.

Dass seine voraussetzungen dabei unrichtig sind, ergibt sich aber schon daraus, dass Europa bereits in paläolithischer zeit wesentlich voneinander verschiedene menschliche rassen beherbergt hat und in neolithischer bis herab in frühgeschichtliche und geschichtliche zeit immer heimat verschiedener rassen gewesen ist. ebenso lässt die archäologische hinterlassenschaft Europas verschiedene culturkreise erschliefsen. unmöglich können die nordischen langköpfe und die träger des brachycephalen planoccipitalen typus von haus aus ein und dieselbe sprache gesprochen haben.

Gleichwol könnten ja die Germanen irgendwie und irgendwo einen japhetitischen einschlag erfahren haben, der ihre sprache veränderte. aber wenn die zweite lautverschiebung auf den Etruskern nahestehnde elemente zurückgeführt wird, muss man doch fragen, wo und wie diese würksam werden sollten, da der nachweis nicht erbracht werden kann, dass die auf dem boden des Römerreiches einwandernden Germanenstämme mit einer nichtromanischen und sogar vorkeltischen und vorillyrischen bevölkerung zu tun hatten. und warum hat das gleiche element nicht auch auf romanische dialecte gewürkt? das japhetitische volk das die erste lautverschiebung herbeigeführt haben soll, schwebt aber vollends in der luft. und da wo idg. völker würklich und nachweislich mit elementen die B. als japhetitisch bezeichnet, in verkehr traten, wie die Griechen und Italiker, haben sie ihre sprache nicht 'verschoben'.

B. will aber seinen beweis auch auf die deutbarkeit germanischer wörter und formen aus dem japhetitischen stützen. wir erfahren da unter anderm, dass das germ. präfix *ga-* nicht mit lat. und kelt. *co-*(*com-*) zusammengehört, sondern ein japhetitisches element ist, das je nach den sprachen und dialecten *sa, šo, he, ›e, ne, le* usw. lautet. man wird zugeben müssen, dass sich wenn es auf die vocale nicht und auf die consonanten ebenso wenig ankommt, hier auch *ga-* anreihen lässt. und immer unter dieser voraussetzung kann man auch *hrinþa-* mit armen. *a-rd-or* 'hornvieh', *e-rind* 'kalb', mingr. *o-rid-i*, *o-rind-i* 'vieh' und demselben nominalpräfix *ho*, *he* zusammenbringen. *Faust* wird von slav. *pestí*, zu dem es laut für laut stimmt, getrennt und aus swan. *q̔uшϑ* (*q̔ušϑ*) erklärt. *Tuisto* soll bedeuten 'kind, sohn der erde' = 'terra editus' nach *sko* || *sto* 'kind, nachkomme' und einer wurzel **tui*(*r*), **twi-*, die aus georg. mingr. *twer* 'erde', tschan. *m-twer* 'asche', swan. *bu-ǧwer* 'staub', *bi-rǧw* dasselbe, *i-rǧw* 'erde' erschlossen wird. das sind aufs geratewol herausgegriffene beispiele aus 20 fällen, die im übrigen ebenso wenig beweiskraft besitzen, abgesehen davon dass worte wie *Erbse* neben lat. *ervum*, griech. *ὄροβος*, *ἐρέβινθος* für das germanische nichts beweisen würden. auch wenn würklich das kaukasische ihre quelle wäre.

Wir müssen aber im grunde dankbar dafür sein, dass einmal ein so guter kenner der Kaukasussprachen es versucht hat, spuren von ihnen im germanischen nachzuweisen und zu keinem besseren ergebnis gekommen ist. darin ligt der wert der hier besprochenen arbeit, abgesehen davon, dass aus ihr über die den meisten recht wenig bekannte japhetitische sprachfamilie selbst mannigfache belehrung zu schöpfen ist. **R. Much.**

---

1. Die Indogermanen, ein abriss, von **Gustaf Kossinna.** I teil: Das indogermanische urvolk. mit 150 textabbildungen und 7 karten auf 6 tafeln. [Mannus-bibliothek nr 26.] Leipzig, Kabitzsch 1921. 79 ss. gr. 8°.
2. Die deutsche vorgeschichte eine hervorragend nationale wissenschaft von **Gustaf Kossinna.** 3. verbess. aufl. mit 456 abbildungen im text und auf 50 tafeln. [Mannus-bibliothek nr 9.] Leipzig, Kabitzsch 1921. VIII u. 255 ss. gr. 8°.

1. Wir rechnen es dem verf. dieser schrift als verdienst an, dass er es immer als ziel der urgeschichtsforschung betrachtet hat, die vorgeschichtlichen grundlagen der europäischen völker zu ermitteln und dem zusammenhang der culturkreise und ethnischen einheiten nachzugehn. auch an greifbaren erfolgen fehlte es ihm und seiner schule nicht. aber was er an überzeugenden ergebnissen zu verzeichnen hat, ligt auf den grenzgebieten von geschichte und vorgeschichte. es darf an dem festen grund nicht fehlen, von dem aus weiter gebaut werden kann.

Wo K. anders verfahren ist, mangelt seinen aufstellungen die überzeugende kraft. denn um an eine besondere intuition glauben zu lassen, die den beweisen vorgreift, hat er seine überzeugungen, die er gegen andere nicht selten mit persönlich verletzender schärfe vertritt, zu oft geändert. wenn er zuerst die annahme, dass die Bandkeramiker Indogermanen gewesen seien, entschieden und mit gründen zurückweist, dieselben aber später, ohne sich selbst widerlegt zu haben, für Südindogermanen erklärt, darf er auf überzeugte gefolgschaft in dieser frage nicht mehr rechnen.

Auch die vorliegende schrift fasst die stammeskundlichen probleme beim verkehrten ende an. zudem sieht ihr verf. nicht, dass er sich und andere eines der wichtigsten beweismittel beraubt durch die sonderbare und in sich widerspruchsvolle annahme, dass es drei europäische rassenstämme gebe, die je einen kurz- und einen lang-köpfigen zweig in sich schliefsen. was hätte dann die schädelform für die rassenzugehörigkeit noch zu bedeuten?

Aber es ist mit den beweisen überhaupt in der ganzen arbeit schlecht bestellt. man stöfst auf sätze wie den: 'Ich sehe in ihnen die Vorindogermanen', wobei es in der natur solcher behauptungen gelegen ist, dass sie meist auch nicht widerlegt werden können. das gilt auch für äufserungen wie die: 'Die sprache dieser (di. der Dobbertin-)leute (in der ancylusperiode, 6000—10000 v. Chr.) kann nur die fortentwickelte westeuropäische sprache der nacheiszeit gewesen sein: sicherlich noch agglutinierend', oder: 'Bei den Ellerbeker leuten erscheint in der zweiten hälfte des 5 jahrtausends, zur zeit der jüngeren dänischen muschelhaufen, . . . der gewaltige fortschritt zu ackerbau und viehzucht . . . gleichzeitig wird wol auch ein sprung in der entwicklung der sprache eingetreten sein, die nun aus der vor-

indogermanischen stufe zum vollentwickelten rein flectierenden i n d o g e r m a n i s c h fortschritt'.

Schon mit rücksicht auf die grofse gelehrsamkeit des verf.s wird trotzdem vorauszusetzen sein, dass seine schrift wissenschaftlich wertvolles in sich schliefst. dieses aber fällt ganz in den bereich des rein archäologischen. völkernamen wie Vorfinnen, Urfinnen, Urindogermanen und alles was drum und dran hängt wären besser aus ihr zu streichen.

2. Wir lesen in diesem buch s 17f über die erfindung der schrift folgende sätze: 'Bereits aus ziemlich frühen abschnittten der jüngeren steinzeit, also etwa 4000 jahre v. Chr., kennen wir aus portugiesischen megalithgräbern beigaben von kleineren steinen, die mehrzeilige inschriften in buchstaben tragen. die buchstaben leben in gleicher gestalt und meist auch in gleicher lautbedeutung (!) einesteils in den bronzezeitlichen und den eisenzeitlichen schriftsystemen den iberischen halbinsel fort, andernteils zeigen sie sowol mit den germanischen runen, als auch mit den auf Kreta entdeckten alten ägäischen alphabeten die schlagendsten übereinstimmungen. während nun in West- und Nordeuropa diese nur zu religiösen zwecken verwendete buchstabenschrift strenge lautschrift war, herschte im ganzen Orient ... ursprünglich die unvollkommene reine bilderschrift ...'.

Diesen äufserungen K.s kann man seine eigenen worte aus einer anzeige des buches 'Die Germanen' von Ludwig Wilser im Archiv für rassen- und gesellschafts-biologie 1, 785 aus dem j. 1904 entgegenstellen: 'Mit widerstreben gehe ich schliefslich noch auf das capitel über die frage nach der entstehung der germanischen runen ein. das 'runenrätsel' hat Wilser ja schon 1895 den staunenden teilnehmern an der damaligen versammlung der geschichtsvereine gelöst, und noch immer nicht können die runologen sich erholen von dem staunen über Wilsers alteuropäisches uralphabet, von dem die runen ebenso wie die anderen europäischen alphabete abstammen sollen. die ähnlichkeit der runen mit anderen alteuropäischen schriftarten ist ihm hiefür beweis. als ob nicht die gemeinsame abstammung aller aus dem griechischen alphabete die sachlage vollkommen erklärte. aber es verlohnt sich nicht, auf die krausen gedankengänge Wilsers näher einzugehen'. damit hat der Kossinna von 1904 nicht nur über Wilser sondern auch über den Kossinna von 1921 das urteil gesprochen. die abkehr von der wissenschaftlichkeit hat ihn selbst notwendig auf die wege geführt die Wilser wandelt. — Was soll man gar dazu sagen, wenn s. 96 den Germanen von alters her eine fünftägige woche zugesprochen und behauptet wird, es könne n a c h d e n s p ä t e r e n n a m e n nicht zweifelhaft sein, dass die alte götterdreiheit dreien dieser tage den namen geliehen habe und der vierte von der alten fruchtbarkeitsgöttin Frija (= Venus) herrühre. dass es einen lateinischen dies Martis,

Mercurii, Jovis, Veneris gibt, ist also wol nur zufall? oder sollen gar die lateinischen namen aus dem germanischen übersetzt sein? daran muss K. wol denken, wenn er weiter erwägt, ob sich hinter Saturn (engl. Saturday) etwa der germanische Loki verberge. selbst mit dem grösten aufwand von phantasie hat man bisher wenig finden können, was sich in den nordischen felszeichnungen mit den litterarisch überlieferten religiösen vorstellungen der Germanen vereinbaren liefs. aber nach K. s. 98 erzählen sie uns, 'dass, was die Edda im 9 jahrhundert nach Chr. aus Norwegen und Island uns berichtet, ein spiegel dessen ist, was die Germanen der alten bronzezeit um 1600 vor Chr. dachten'. 'was haben', fragt er, 'einer solchen überlieferung Griechen und Römer gegenüberzustellen?'

Und welche überschwenglichkeit, wenn aus der darstellung eines römischen bildhauers herausgelesen wird: 'zumal des königs edles antlitz blickt zwar ernst, ja sorgenvoll in die zukunft — wol in gedanken an sein volk, — aber dennoch ruhig und gefasst'.

Wer solches list wird leicht rasch fertig sein mit einem urteil über das ganze buch und es als unbrauchbar bei seite legen. aber das wäre verfehlt und zu bedauern. denn trotz allen schrullen und absonderlichkeiten steckt in K. ein gutes stück von einem würklichen gelehrten, und wer es beurteilen kann, wo er ernst zu nehmen ist und wo nicht, wird auch aus dem vorliegenden werke nicht geringen nutzen ziehen können. das vorgeschichtliche fundmaterial und die einschlägige litteratur behersclit K. wie kaum ein anderer, aber auch mit seiner auswertung des materials wird sich die wissenschaft auseinandersetzen müssen, die prähistorie sowol wie die germanische altertumskunde. um eine einzelheit herauszugreifen, sei auf die zutreffenden bemerkungen verwiesen, die der angeblichen hosentracht der Germaninnen gewidmet sind. diese hat man aus bildlichen römischen darstellungen erschliefsen wollen; aber K. zeigt, dass es sich um solche der Germania handelt, die wie auch sonst vertreterinnen von ländern in mannestracht erscheint.

Besonderes interesse beansprucht das was über die ostgermanischen völkerschiebungen und -schichtungen auf grund der funde festzustellen versucht wird: mit berücksichtigung auch der von Sernander nachgewiesenen klimaverschlechterung zu beginn und im ersten verlauf der eisenzeit, die zu auswanderungen aus Skandinavien geführt hat. auf die vorgeschichte der Wandalen, Burgunder, Goten und anderer oststamme fällt von da aus licht. was über die Rugier gesagt wird, deren es deutsche und norwegische gibt, ist freilich schief. ihr name, meint K. im anschluss an andere, bezeichne sie spöttisch als 'roggenesser'; die norddeutschen Germanen müsten diese getreideart damals also neben ihrem weizen und ihrer gerste noch nicht sonderlich ge-

achtet haben. in Norwegen sei man aber durch den klimasturz gezwungen worden, zum roggenbau überzugehn. — so könnte man sichs allenfalls erklären, warum eine aus Norwegen in Deutschland eingewanderte völkerschaft, nicht aber warum ihr stammvolk in Norwegen 'roggenesser' genannt wurde. dass die norwegischen Rugier, *Rygir* daneben auch *Holmrygir* 'Inselrugier' heifsen, beweist umgekehrt deren herkunft von den auf den inseln des Weichseldeltas sitzenden *Ulmerugi*, die von dort durch die Goten vertrieben wurden. damals, im 1 jh. v. Chr., hatte sich das klima so weit gebessert, dass auch Norwegen wider als siedlungsgebiet an bedeutung gewann.

Leider fehlt es uns an raum, auf den mannigfachen inhalt des buches hier näher einzugehn. es sei nur noch der zahlreichen trefflichen abbildungen rühmend gedacht. für das bild des norwegischen malers Edvard Munch 'die sonne' und seine beziehung zu den bronzezeitlichen sonnenscheiben fehlt dem ref. allerdings das verständnis.

R. Much.

Die überlieferungen vom gotte Balder dargestellt und vergleichend untersucht von **Gustav Neckel.** Dortmund, Ruhfus 1920. VII u. 265 ss. 8°.

Dieses buch hat eine merkwürdige vorgeschichte. es sollte ursprünglich einen teil der von dem Münchner botaniker frhrn vTubeuf geplanten monographie über die mistel bilden, deren erscheinen aber auf äufsere, in den zeitverhältnissen begründete schwierigkeiten stiefs. der ursprünglichen bestimmung entsprechend ist die arbeit in gemeinverständlichem und nebenbei bemerkt sehr gutem deutsch geschrieben; es ist aber doch fraglich, ob sie nicht über das interesse und verständnis der botaniker weit hinausgreift. umso mehr wird sie auf dasjenige von germanisten im sinne JGrimms rechnen dürfen.

Um es gleich zu sagen: N.s schrift hat nicht den zweck zu zeigen — sofern der ausdruck zweck schon den gedanken an voreingenommenheit in sich schliefsen könnte —, wol aber das ergebnis, dass die germanischen überlieferungen vom gotte Balder einfuhr aus dem vorderen Orient seien. man denke dabei aber nicht an aufstellungen im geiste Bugges, dessen ansichten N. sogar ausdrücklich zurückweist. nicht späte gelehrte, litterarische einflüsse kommen in betracht, sondern alte volkstümliche, die nicht nur die göttergestalten und -geschichten betreffen, sondern hand in hand damit elemente des cultes mit sich führen.

Grundsätzlich hat N. dabei gewis recht. jeder andere zweig der culturforschung rechnet beständig mit solchen übertragungen. wenn das auf mythologischem gebiet nicht längst ebenso der fall ist, trägt einen teil der schuld eine aus der schule übernommene vorstellung von der griechischen und lateinischen mythologie als etwas einheitlichem, festem und abgeschlossenem.

man weifs aber heute, wenn auch noch immer nicht genugend, in einem weiteren kreis humanistisch gebildeter, wie die alte römische, zunächst unter griechischem einfluss umgebildete mythologie ganz verdrängt und überschichtet wurde durch eine reihe fremder, aus dem Orient stammender culte, deren letzter schliefslich das christentum gewesen ist. haben derartige wellen niemals germanischen boden berührt?

Vielleicht würde N. mit seinem sehr lesenswerten buch noch stärkeren eindruck machen, wenn er nicht nach zu luckenloser erklärung der gesamten überlieferung und raumlich und zeitlich zu festbegrenzten ergebnissen strebte und vieles zu gewaltsam in den dienst seiner hypothese stellte. so lässt sich die art wie Balder und Orpheus ihr ende finden, nicht ohne zwang als verwant betrachten, und das was über deren tod berichtet wird unter voraussetzung ihres charakters als vegetationsheroen oder götter mit dem todaustragen in deutschen volksbräuchen zu vergleichen, geht nicht an, weil in diesen der tod oder winter doch gerade das gegenteil von einem mythologischen vertreter des wachstums in der natur ist.

Für gezwungen halt ich auch die zusammenstellung der mistel, die Balders tod bewürkt, mit dem ramus aureus, den Aeneas pflücken muss, um als lebender in die unterwelt eingehn zu können, und einer wunderpflanze, die im altbabylonischen epos dem Gilgamesch zur glücklichen heimkehr aus dem jenseits verhelfen soll. eher findet sich dieses amulett wider in dem wintergrünen kraut, das könig Haddings dämonische führerin bei seinem besuch der unterwelt mitführt und ihm vorweist. und jedenfalls wird uns von diesem Hadding eine fahrt in die unterwelt berichtet, so dass schon mit rücksicht auf ihn — wenn wir selbst von Thorkillus absehen — N.s bemerkung ungerechtfertigt ist, die Baldersage sei die einzige stelle in der altnordischen litteratur, wo eine schilderung der Hel und der reise dorthin gegeben werde. auch der schluss, dass deren schilderung mit der Baldersage den Nordleuten zugekommen sei, ist daher hinfällig. aber gelten lassen wird man dürfen, dass mehrere solche sagen die vorstellungen von dem Helreich verbreitet haben, und diese sich wesentlich an solche geschichten und lichtungen knüpfen, woneben der glaube an andere, beschränktere aufenthaltsorte der toten der verbreitetere und volkstümlichere war.

Den grund warum gerade die mistel die verhängnisvolle rolle spielt, sucht N. in der volkskundlichen bedeutung dieser pflanze, die gelegentlich als lebensrute verwendet wird. er betrachtet das bewerfen des gottes Balder als einen cultischen vorgang. zu dem gedanken der gottestötung sei man dann so gelangt: 'da der gott, den man quickte, ein sterbender oder toter war — so lag es nahe, die steine und andere dinge die auf ihn hagelten als todesursache und weiterhin als tötungsmittel auf-

zufassen'. aber das bewerfen des sogenannten 'tod' mit steinen und stecken, auf das N. sich dabei beruft, ist kein 'quicken'; es geschieht in tötungsabsicht und gilt nicht dem frühling, sondern dem winter, der sich ja im volksbrauch vom todaustragen in die rolle mit dem tod teilt.

Dagegen gelangen wir ganz einfach aus der erzählung selbst heraus zu einer erklärung der mistel als todbringender waffe. wir erfahren ja von den eiden, die allen wesen abgenommen worden sind, Balder nicht zu schaden, und davon dass dabei die mistel übergangen wurde. das konnte leicht geschehen, wenn etwa zusammenfassend alles in eid genommen wurde was aus der erde wächst. und selbst wenn schon jedes einzelne wesen vereidigt wurde, konnte man sie leicht übersehen, weil man sie für einen zweig des baumes selbst hielt.

Bei dem *vǫllum hǽri* = 'höher als die gefilde', gesagt von der nicht aus dem boden, sondern auf dem aste des baums wachsenden pflanze, hat es also zu bleiben. nach N.s auch sprachlich kaum haltbarer auffassung handelte es sich dabei um eine aus der erde, aber auf ödem, vegetationslosem boden wachsende und deshalb ihre umgebung überragende pflanze. aber das dabei geforderte ödland westlich von Valhall entbehrt aller stützen. und dann muss doch name und vorstellung von der mistel aus einer gegend stammen wo man dieses gewächs kannte.

Obwol es die erwägungen die N. an den namen knüpft nicht weiter berührt, sei doch festgestellt, dass *Baldrs brā* nicht mit 'Balders braue', sondern 'wimper' übersetzt werden muss. ich weiſs auch nicht, wie man für ein adän. *bōi* ohne weiteres zur bedeutung 'der zeugende' gelangen kann. überdies passt ein name dieses sinnes nicht gut für eine gestalt, deren rolle sich darin erschöpft den bruder zu rächen. umso entsprechender wird sich *Bous* aus norw. dial. *boa*, flandr. *boc*, erweitert mnd. *bōle* 'bruder' deuten lassen, und umso näher rückt bei solchem sinn seines namens *Bous* an *Vali*, den 'kleinen, di. jüngeren Vanen', heran.

Sehr beachtenswert sind N.s ausführungen über die bildlichen darstellungen, die in der Hūsdrāpa des Ulf Uggason geschildert werden. dass zwischen dem nur in dieser quelle erwähnten katzengespann der Freyja und dem löwengespann der Magna Mater Idaea beziehungen bestehn, ist anderen schon aufgefallen; N. aber lenkt zuerst die aufmerksamkeit auf die bedeutung, die gerade bildwerken bei übertragung religiöser vorstellungen zukommt.

Man wird überhaupt, auch wenn man einen streng kritischen maſsstab anlegt, zugeben müssen, dass N.s gedankenreiches buch uns weiter bringt. Balder ist keine vereinzelte erscheinung, sondern jener heilbringer, dem wir auch anderswo, vor allem in Vorderasien, begegnen. aber dass die religiöse culturwelle die ihn bringt grade semitischen ursprungs sei, wird mehr voraus-

gesetzt, als bewiesen. und zu wenig ist der verf. wol den verwanten gestalten innerhalb des germanischen nachgegangen; auch die über diese bereits vorhandene litteratur hätte gelegentlich mehr beachtung verdient. das ergebnis wäre dann wol ein anderes gewesen. der ref. glaubt den nachweis in aussicht stellen zu dürfen, dass es sich bei der religiösen schicht der Balder angehört um vorgeschichtliche cultureinfuhr handelt, und dass die gestalt des göttlichen heilbringers schon den Germanen der Römerzeit bekannt war.

R. Much.

Der stein der weisen. quellenstudien zum Parzival von **Rudolf Palgen.** Breslau, Trewendt & Granier in comm. 1922. IV u. 60 ss. 8°.

Diese 'quellenstudien zum Parzival' suchen besonders zwei gedanken herauszuarbeiten: 1. in dem was Wolfram namentlich durch Trevrizent über den gral und die krankheit des Anfortas berichten lässt, ist ein bedeutender alchemistischer einschlag, der von Kyot eingeführt worden ist; 2. die zwei ersten bücher des Parzival bewahren ein Gahmuretepos, das ursprünglich als selbständiges werk nicht zu der Parzival-gralmaterie gehörte, aber von Kyot mit allerlei änderungen als vorgeschichte Parzivals verwendet wurde. auch anderes findet bei P. eine gänzliche oder teilweise erledigung: der ursprüngliche wortlaut des 'lapsit exillis' ist als 'lapis elixir' zu lesen; die verbindung der gralsage mit Anjou findet wahrscheinlich ihre erklärung in der begünstigung der alchemie durch dieses haus; die ursache von dem verluste von Kyots werk ligt in dem alchemistischen charakter dieser dichtung, der nur von einem kleinen kreis eingeweihter verstanden wurde aa. — P. zieht manches aus der alchemistischen litteratur zur stütze heran. er bespricht für das Gahmuretepos mehrere motive aus geschichte und dichtung, die der ursprüngliche dichter benutzt und umgearbeitet haben soll. aber trotz dem überzeugten tone sind die combinationen des vf.s nicht dazu angetan auch andere zu überzeugen. denn das alchemistische material ist nichts weniger als beweiskräftig, und die parallelen für das Gahmuretepos sind zu fragmentarisch und zu weit abliegend, als dass man mit P. sagen dürfte, es bleibe uns sicher, dass 'das Gahmuretepos einer selbständigen secundärquelle, der Anjouchronik, zu verdanken ist' (s. 41).

Zum alchemistischen thema, das P. s. 40 übrigens den ausschliefslichen gegenstand seiner arbeit nennt, muss ich ua. folgendes bemerken:

Nach P. haben Wolframs gral und der alchemistische stein der weisen drei eigenschaften gemeinsam, und muss daher Wolframs gral alchemistisch beeinflusst sein, denn in keiner anderen graldichtung finden sich diese eigenschaften: beiden wird ver-

jungende kraft zugeschrieben, durch beide verjüngt sich der phönix. und der name des grals 'lapis elixir' (!) erinnert unzweideutig an den stein der weisen, der ua. auch 'elixir' heifst. grofsen wert legt P. darauf, dass nach der allgemeinen eigenschaft der verjüngung gleich bei Wolfram der phönix genannt wird. — Obgleich P. von anfang an mit dem namen 'lapis elixir' operiert, sind es eigentlich nur zwei gemeinsame eigenschaften, denn das angegebene 'lapis elixir' darf erst eingesetzt werden, sobald wir wissen, dass der gral als stein aus alchemistischer vorstellung hervorgieng. — es scheint P. entgangen zu sein, dass, allerdings sehr vereinzelt und nicht zusammen, in der gralitteratur auch bei dem gral als schüssel verjüngung oder ein vogel erwähnt wird: im Perceval li Galois verleiht die gralschüssel einmal verjüngende kraft, und im Gr. st. Graal wird ausführlich berichtet, wie der vogel serpolion, der seinem wesen nach der phönix ist, sich zu seiner verbrennung auf dem immer glühenden stein pyratiste vorbereitet (s. ua. Zs. 47, 113). es wird übrigens seit der ältesten zeit vom phönix und seiner erneuerung viel wunderbares erzählt, so dass es an sich kein charakteristischer zug ist, dass bei der verjüngung der phönix genannt wird. und aufserdem: die verjüngung die Wolfram von seinem gral berichtet, ist doch etwas anderes als die verjüngung durch den alchemistischen stein: der blofse anblick des grals macht die farbe jung wie in den besten jahren, auch wenn die haare grau werden, durch den anblick empfangen fleisch und bein jugend (469, 24 ff); trotzdem altert man dabei, wie Titurel zeigt und die gralhüter, die als kinder zum graldienst berufen wurden. vom stein der weisen heifst es allerdings schon früh und bis in die späteste zeit, dass er, wie Arnoldus de Villanova (1237—1314) es ausdrückte, 'facit de sene juvenem et omnem expellit aegritudinem', aber doch nur wenn kleine stückchen oder pulver in wasser oder wein gelöst werden und der kranke oder gesunde das 'aurum potabile' trinkt; dann werden sogar die grauen haare wider schwarz. aber Titurel ist alt und 'noch grâwer dan der tuft' (240, 30), und bei allen heilmitteln mit denen man Anfortas behandelt kommt kein 'aurum potabile' oder etwas medicinartiges vom gralstein vor. und abgesehen von diesen paar eigenschaften mit entfernter ähnlichkeit, in welchem glanz steht Wolframs gral, los und unbeeinflusst von allem irdischen! in seltener fülle zeigt er eigenschaften, die sogar einem idealisierten alchemistischen stein, der übrigens kein stein, sondern ein streusel, eine tinctur uä. ist, widersprechen. die kraft von Wolframs gral kommt ausschliefslich vom himmel, jeden karfreitag erneuert sie die himmelstaube, der gral verkündet den himmlischen willen. und wie soll ein alchemist bei der vergleichung seines präparates mit dem gral dazu kommen zu behaupten, dass nur getaufte den gral sehen können, dass nur eine

reine jungfrau ihn heben kann, dass nur jungfrauen ihn in ihrer engeren hut haben? berufen sich doch zu allen zeiten die alchemisten, auch die christlichen, auf die verschiedensten heidnischen persönlichkeiten, die in ihrer kunst das höchste leisteten. und steht es nicht in flagrantem widerspruch mit allem was wir von dem stein der weisen wissen (s. die litteratur unten), wenn wir bei Wolfram erfahren, und nur bei ihm, dass die gralhüter als kinder berufen werden, dass nur der könig verheiratet sein darf, dass öffentlich die jungfrauen nach auswärts vergeben werden, in geheimer weise die ritter, dass die hüter sich templeisen nennen? diesen zügen gegenüber ist doch das wenige was P. als stütze anzuführen vermag — verjüngung, sich erneuernder phönix — zu dürftig. sogar eine noch gröfsere anhäufung von alchemistischem material — P. schöpft meist aus alchemistischen sammelwerken des 16 und 17 jh.s — führt nicht einmal zu der vermutung, ein alchemist könnte den Wolframschen gral mit den eigenschaften seines steines ausgestattet haben.

P. hat s. 23 zu erklären gesucht, warum Kyot, der alchemist, aus der gral s c h ü s s e l einen stein gemacht, denn nötig war dies nicht, da die alchemisten ihren philosophischen stein nicht für einen würklichen stein hielten und ihre mischung in einem gefäfs bereiteten, das sie 'vas mirabile' nannten. die erklärung sieht freilich recht alchemistisch aus: 'inhalt und function der gralschüssel schwankten'; die alchemisten 'bemächtigten sich des juwels und behaupteten [wo?], das mysterium [sc. der gral] sei nichts andres als das vas mirabile, die scutella ihrer kunst, die die alten verborgen hatten. das heilige gefäfs aber ist nichts andres als der stein selbst, dh. das geheimnis des goldes ligt in ihm verborgen'. — P. scheint nicht zu bemerken, dass er bei einer solchen erklärung, wobei er übrigens seine deutung 'lapis elixir' gesichert glaubt, als bewiesen annimmt was er zu beweisen hat. und wir fragen, warum blickt denn bei Kyot-Wolfram niemals der begriff schussel durch? ich fürchte dass man die erklärung P.s nicht bei einem alchemisten des 12 jh.s suchen muss, sie scheint mir entstanden in einem modernen studierzimmer des zwanzigsten.

'Lapsit exillis' — damit fängt P. seine studie an — sei zu deuten als 'lapis elixir', denn die alchemisten nannten ihren stein ua. auch elixir, und Parz. 469, 8—28 bietet 'den unbedingt zwingenden beweis für unsere auflösung', indem die erneuernde kraft des grals mit dem speciellen beispiel des phönix gegeben wird, wie beim alchemistischen stein. (das beispiel das P. s. 4 aus der litteratur anführt spricht von der verjüngung des menschen, des phönix und des adlers.) sogar KBurdach wird mit in die discussion gezogen, der sich brieflich an Kampers zu derselben deutung bekannt haben soll (s. 3). P. ist 'bei der suche nach orientalischen einflüssen im Parz. unabhängig von Burdach auf

dieselbe deutung gelangt'. — Abgesehen von dem was ich soeben vom gral und vom stein sagte, hab ich gegen die benennung 'lapis elixir' an sich schon das bedenken, dass sie wol kaum aus alchemistischen kreisen herrührt. der lapis philosophorum, lapis philosophus wurde allerdings sehr oft elixir genannt, es wurde sogar unterschieden in grofses elixir und kleines elixir, je nach der kraft (vgl. HKopp Beiträge zur geschichte der chemie, Braunschweig 1869, II. stück, s. 449 ff). aber eine combination 'lapis elixir' scheint es nicht gegeben zu haben, auch nicht bei den späteren alchemisten; lapis philosophorum, lapis philosophus sind die verbindungen mit lapis. auch P. ist nicht imstande ein 'lapis elixir' nachzuweisen. dass der lapis auch elixir genannt wurde, genügt nicht. er hiefs auch tinctur, panacee, magisterium usw., aber auch daraus entstanden keine verbindungen mit lapis (vgl. noch zu dem angeführten werk von HKopp dessen Geschichte der chemie, Braunschweig 1844—1847, besonders t. II, s. 160 bis 262, MBerthelot La chimie au moyen âge t. I—III, Paris 1893, und dessen Les origines de l'alchimie, Paris 1885, ferner was P. selbst aus späteren gedruckten sammlungen mitteilt). zudem ist neben einem substantiv lapis sprachlich kaum elixir oder einer der anderen speciellen namen in substantivischer gestalt zu erwarten. weiter muss ich darauf weisen dass, wenn nach P.s erklärung ein alchemist in dem gral sein vas mirabile mit inhalt erblickte, wir wahrscheinlich nicht ein lapis als name erhalten hätten, sondern im anschluss an die gralschüssel ein 'vas' mit irgend einem adjectiv. obendrein ist das einsetzen von 'lapis' für 'lapsit' nichts weniger als sicher. und da P.s beweismaterial nicht einmal ausreicht zu der vermutung, dass Wolframs gral alchemistisch beeinflusst sei, so kann ich das mit zweifelloser sicherheit gegebene 'lapis elixir' nur eine durch nichts gestützte conjectur nennen.

Aber P. hat noch anderes beweismaterial für die alchemistische beeinflussung von Wolframs gralgedicht. in den auseinandersetzungen die Trevrizent dem Parzival gibt sieht P. hie und da allegorische vorstellungen eines alchemisten. ich greife einen für P.s methode charakteristischen fall heraus. P. hält Parz. 489. 24—491. 28 für in alchemistische bilder eingekleidete technische vorgänge des goldmachens. wenn der planet Saturn, heifst es im Parz., seinen höchsten stand erreicht, oder andere sterne hoch über einander stehn und zugleich einander entgegen ziehen, oder bei abnehmendem mond, wird das fleisch des Anfortas kälter als schnee und leidet der könig durch die kälte furchtbare schmerzen. zur linderung legt man ihm die giftige speerspitze in die wunde und zieht sie blutigrot heraus. die glasartige masse, die sich um die speerspitze gebildet hat, wird durch die zwei silbernen messer Trebuchets entfernt. — P. weist mit recht darauf hin, dass die alchemisten, wenn sie einen

chemischen vorgang ihrer kunst darstellen, sich gern in dunkeln allegorieen ergehn. so teilt er s. 27 aus dem sammelwerk Artis auriferae quam chemiam vocant (veröffentlicht 1572) eine erzählung mit, nach welcher ein könig, als er im begriff steht aufzubrechen, durch den zu starken genuss eines trankes schwer erkrankt, durch die behandlung ägyptischer ärzte stirbt, aber durch die kunst alexandrinischer ärzte wider zu voller gesundheit gebracht wird, indem sie ihn reiben, waschen, trocknen, mit pulver und leinöl behandeln usw. und schliefslich unter einblasendem feuer in eine heruntertröpfelnde flüssigkeit auflösen und so ihm zu neuem, frischerem leben verhelfen. am schluss der erzählung wird durch recepte angegeben, dass der könig der stein der weisen ist. P. sieht in der krankheit des Anfortas eine ähnliche allegorische darstellung vom zustandekommen des steins. Kyot hat nämlich sein 'alchemistisches wissen verraten und [zugleich] verdecken' wollen (s. 39). da Saturn der alchemistische name für blei ist und nach alchemistischer auffassung das blei grofse kälte erzeugt, so weist das kaltwerden des Anfortas auf eine alchemistische bleilösung; der speer mit dem gift, der wärme erzeugt, ist die 'virga ferrea', die die alchemisten zum umrühren der blei- und zinnmasse brauchen; das gift ist von der substanz des steins der weisen — der alchemistische stein dürfte auch gift und gegengift genannt worden sein (s. 31 f) —; das blutigrot herauskommen weist wider auf den stein; auch das abkratzen des speeres findet seine analogie bei der bereitung des steins der weisen; der see Brumbane passt gleichfalls in die deutung: Anf. wird dorthin getragen wegen des übeln geruchs seiner wunde, 'der alchemistische ausdeuter sah darin den see vorgebildet, in welchem der noch stinkende rex seiner kunst [sc. der stein der weisen] von allem übeln geruch befreit wird, dh. also eine allegorie für eine bekannte abwaschung der masse' (s. 38). — P. klammert sich an Saturn, aber er lässt dabei unberücksichtigt, dass auch ua. bei Virgil von der kälte erzeugenden kraft Saturns die rede ist (s. Martin z. st.). überhaupt kommt man nicht aus mit der erklärung, dass die sterne alchemistisch aufzufassen seien, also für Saturn, Mars, Jupiter: blei, eisen, gold einzusetzen wäre, und dass Wolfram von dem technischen der alchemie nichts verstand. zu verschiedenen malen erfahren wir im Parzival, dass der hohe stand oder der lauf der sterne dem Anfortas grofse schmerzen verursachen. 483, 12 ff hofft man, dass das gewürz, das aus drachenblut hervorwächst, dem einfluss der sterne und des mondwechsels vorbeugen möge; 489, 24 ff. 492, 23 ff ist es Saturn, 490, 2 ff. 493, 25 ff der hohe stand der sterne, die die schmerzen ins ungeheure steigern, und 789, 4 ff, dh. gegen das ende des Parzival, sind es Mars und Jupiter, die wider schnell zu ihrem ausgangspunct zurückkehrend, den schmerz des königs beeinflussen, gleichsam eine ausführung von 490, 2 ff:

sterne, die so hôhe stênt und ungeliche wider gênt. die ansicht von dem einfluss der himmelskörper auf den menschen ist übrigens uralt. — Gerade eine so verzweifelte deutung, zu der P. greifen muss, zeigt mit, dass zur aufhellung der Parzivalprobleme von der alchemie wenig, vermutlich gar nichts zu erhoffen ist. auch nicht eine einzige stelle vermag P. zu geben, die einem einwandfreien alchemistischen zusammenhang ähnlich sieht. allerdings hat er sich gegen einwände zu sichern gesucht: Wolfram habe den alchemistischen charakter des grals nicht verstanden und auch wol von den technischen dingen der alchemie nichts gewust (ua. s. 7); Kyot habe wol zeigen wollen, dass er eine alchemistische auffassung hatte, aber nach art der alchemisten sich nicht klar und am liebsten allegorisch ausgesprochen; die werke des Flegetanis und Kyot seien verloren usw. aber mit oder ohne sichernden vorbehalt: von dem gral als philosophischem stein kann bei einer beweisführung wie P. sie vorlegt nicht die rede sein. das von ihm aufgebotene material zur begründung weist vielmehr in andere richtung. P.s studie hat das negative resultat: Wolframs gral ist alchemistisch nicht beeinflusst.

Auf das Gahmuretepos geh ich nicht näher ein.

Zum schlusse heb ich hervor, dass P. manches an sich interessante zusammengetragen hat. aber ich vermisse den ruhig abwägenden blick, der das zusammengetragene für den zweck auch richtig zu werten versteht.

Tilburg (Holland). **J. F. D. Blöte.**

Der Borte des Dietrich von der Glezze. untersuchungen und text von **Otto Richard Meyer** [Germanistische arbeiten herausgegeben von Georg Baesecke 3]. Heidelberg, Winter 1915. 118 ss. gr. 8°.

Die untersuchungen M.s berichtigen und ergänzen vielfach die von R. Brendel in der Hallenser dissertation von 1906 mitgeteilten angaben und ergebnisse. das verhältnis des mhd. gedichtes zur antiken erzählung von Prokris und Kephalos ist nachträglich von M. ausführlich Zs. 59, 36 ff und dann von mir ebenda 60, 192 kurz besprochen worden. hier sollen einige die überlieferung und textgestaltung betreffende fragen kurz erörtert werden.

Das gedicht steht in den beiden berühmten sammelhss. von Kalocsa (K) und Heidelberg (P) und in einer Heidelberger hs. (A), die der Augsburger schreiber Konrad von Öttingen in der zweiten hälfte des 15 jh.s angefertigt hat. M. hat erkannt, dass in K der Borte von dem copisten γ in P herrührt, der in diesem codex den copisten β ablöste, den schreiber seines hauptteils und darin auch des Borten. nun meint M., dass der K-text des Borten zwar direct nach P copiert sei, aber unter gelegentlicher heranziehung auch der vorlage von P. ich kann dieser

auffassung das resultat der untersuchungen Zwierzinas entgegen halten, dem ich für die folgenden, das verhältnis von K zu P aufklärenden mitteilungen zu herzlichstem dank verpflichtet bin. Zw. hat festgestellt, dass der ganze codex K vom schreiber *y* und zwar in den meisten nummern einfach direct nach P copiert worden ist. das für andere stücke sicher beweisbare verhältnis einfacher, directer abhängigkeit wird gewis auch beim Borten geltung haben, wenn mit seiner annahme die erklärung der discrepanzen beider niederschriften sich vereinbaren lässt. Zw. hat mich auch darauf hingewiesen, dass dies würklich der fall ist, dass nämlich die übereinstimmungen von K mit A nur den schein einer unabhängigkeit der copie K von P gelegentlich vortäuschen. in 502[1] ist *erhal* in P durch *dante* ersetzt worden, und dieses in K unter der einwürkung des vorhergehnden reimworts durch *erschal*. die fehlerhafte vertauschung der verse 43 f in P muste aber von dem copisten in K bemerkt und corrigiert werden, der, wie feststeht, fast nie gedankenlos abschrieb. dreimal haben dann K und A unabhängig von einander zufällig in gleicher weise gefehlt: mit der vertauschung der verse 428 f im vierreim, mit der entgleisung aus *gerlorieret* 654 in ein unsinniges *er florieret* (nicht *erfl.*: vgl. M. s. 26) unter dem eindruck des schriftbildes *er f-* am anfang der nächsten zeile, und mit der verlesung des *genert* 223 in das durch den sinn so nahe gelegte *gewert*. in diesen drei fällen wäre daher der text nicht nach KA sondern nach P herzustellen gewesen. K kommt somit überhaupt als selbständiger zeuge nicht in betracht. aber auch der wert von A ist ein verhältnismäfsig geringer. allerdings ist dieser text weder aus P noch aus K direct copiert. dies geht, wie M. s. 28 hervorgehoben hat, auch daraus hervor, dass in A mit Konrads v. Ö. orthographischen gepflogenheiten in widerspruch stehnde schreibungen an ein paar stellen erscheinen, an denen P und K die dem Augsburger copisten geläufigen schriftzeichen bieten. seine copie grenzt aber mitunter an eine bearbeitung: er hat vor starken willkürlichen eingriffen sich nicht gescheut und nachweislich sehr gern aus sprachlichen und metrischen gründen geändert. und er ist zu solchen veränderungen geradezu herausgefordert worden, denn hinter dem archetypus steht zunächst eine sprachlich und metrisch sehr ungeschickte, das original vielfach in ganz entstellter form widergebende bearbeitung: vgl. die schlussbemerkung. unter solchen umständen müssen alle sprachlich und metrisch ansprechenden varianten in A unter den verdacht gestellt werden, dass sie correcturen Konrads v. Ö. sind, mit denen freilich gelegentlich auch der wortlaut

[1] zu allen in dieser anzeige besprochenen versen sind auch die erörterungen an den sie betreffenden stellen in dem aufsatz Zs. 60, 153 ff zu vergleichen.

des originals zufällig wider hergestellt worden sein kann. Brendel hat s. 17 in 12 fällen angenommen, dass doch die hs. A mit ihrer glatteren diction und metrik den archetypus widergibt. M. aber hat gewis mit recht an 7 von diesen stellen seinen text dennoch nach P K gestaltet: in der richtigen erkenntnis, dass hier die A-varianten als verbesserungen Konrads zu gelten haben. um solche handelt es sich jedoch auch in 48. 118. 153. 526. 541, wo M. der hs. A gefolgt ist. abgesehen von den schon erörterten fällen 43 f und 502 wird man blofs die lesarten in 462 und 712, wo der wortlaut in P K unverständlich ist, als sichere beispiele für die bewahrung des ursprünglichen nur in A ansehen dürfen. trotz der grofsen willkür Konrads und auch der trennung durch einen zeitraum von über 100 jahren ist ein verhältnis enger verwantschaft zwischen A und P (K) an den gemeinsamen störungen bei der widergabe der reime 669 f und 701 f und an einem gemeinsamen schreibfehler wie *bitterlich(en)* für *ritterlich* 28 erkennbar. ebenso ist aber auch ein zeugnis nur hiefür die tatsache, dass, während sonst in P (K) *Cunrat,* in A auch *Cůnrat* erscheint, im vers 13 alle drei hss. *Conrat* bieten; die annahme M.s, dass gerade diese schreibung der des originals entspricht, kann mit dem hinweis darauf dass der name hier zum ersten mal begegnet, nicht begründet werden. auch in der ungewöhnlichen widergabe des mhd. *î* in *bîzekeit* 565 durch *e(i)* in P (K) und durch *ai* in A spiegelt sich gewis nur die orthographie des archetypus: der Augsburger schreiber war gewöhnt die meisten *ei* seiner vorlage durch *ai* zu ersetzen, und dies tat er irrtümlich auch bei dem selteneren wort, ohne sich über den lautwert seiner stammsilbe rechenschaft zu geben; M.s ansatz mit *ei* ist an sich unwahrscheinlich und auch unnötig. es ligt nahe mit M. s. 28 die texte P und A als copieen nach derselben vorlage aufzufassen und aus dieser die spuren md. orthographie in A herzuleiten. ansprechend ist auch die vermutung, dass diese gemeinsame vorlage aus Böhmen stammt, ebenso wie P und K mit ihrer für böhmische niederschriften des 14 jh.s charakteristischen mischung md. und bair.-österr. orthographie. aber principiell verfehlt erscheint mir der versuch, aus dem md. einschlag in der orthographie des zu erschliefsenden archetypus dann auch den md. charakter des originals zu folgern. die eine von M. hervorgehobene reimbindung 577 ist als beweismittel dafür ganz untauglich, schon weil *sîn* hier nicht, wie M. glaubt, der ind., sondern der conj. 3 pers. pl. ist. M. bekennt selbst s. 32 mit rücksicht auf die *gân-* und *stân*-reime, dass dem denkmal 'eine eigentümliche mittelstellung zwischen md. und litteratursprache' zuzuweisen sei. aber nur wenige zeilen darnach eröffnet er in dem abschnitt der 'Die sprache des gedichtes' betitelt ist die orthographische hetzjagd nach md. idiotismen in den hss. dabei hat er im eifer einmal auch die überlieferten tatsachen

gründlich übersehen: als 'md. eigenart' des originals wird s. 38 das *-e* der endung bei der adjectivflexion im nom. sing. fem. und nom. acc. pl. neutr. erschlossen, denn '*-eu* < *-iu* findet sich nur zweimal in P: 251 und 822' und 'ist also wol dem copisten zuzuschreiben'. aber nach M.s apparat steht *-eu* in P noch sechsmal: 478? (684). 872. 873. 875 (zweimal), an drei von diesen stellen auch in K; natürlich fehlt es in A, aber es stammt sicher aus dem archetypus und darf im text nicht durch *-e* vertreten erscheinen. die anm. zu 92 und 222 constatiert den 'durchbruch' der md. mda. des dichters, weil zweimal in allen drei hss. der dativ sing. masc. des stark flectierten adj. auf *n* ausgeht; in beiden fällen aber ist *m* vor *man* mit rücksicht auf die euphonie gemieden. es ist überhaupt nur festzustellen, dass in dem offenbar böhmischen archetypus mehrfach auch md. *zu* für *ze* und auch md. monophthonge vorhanden waren. ein schluss auf die dialectische beschaffenheit des originals darf daraus nicht gezogen werden. das md. kostüm, in das M. den text gekleidet hat, kann somit nicht als ein vorzug vor seiner mhd. uniform in vdHagens Gesamtabenteuer erscheinen. dass bei der regelung der lautansätze dem neuen herausgeber in 256 ein *leit* für *lit* passiert ist, sei nebenher vermerkt. im gegensatz zu seiner kühnheit bei der normierung einer bestimmten orthographie steht M.s zurückhaltung gegenüber dem überlieferten wortlaut selbst. abgesehen von der correctur der schon genannten verschreibungen und der beiden störungen bei der widergabe von reimen hat M. den text nur einmal abweichend von allen drei hss. hergestellt: er hat in 208 die conjectur vdHagens *minnenclobe* für *minnenzobel* übernommen. in einer mir vorliegenden einsendung an die redaction der Zs. will M. aber jetzt auch hier an der überlieferung festhalten; ich glaube mit recht, nur möcht ich das in den hss. bewahrte compositum nicht wie er mit dem hinweis auf *zobel* 'leichtfertiges frauenzimmer' DWb. 16 I 5 rechtfertigen, sondern einfach als den 'liebespelz' dem *minnestrick* 274 und den übrigen in dem überlieferten text erscheinenden galanten metaphern für die geliebte zugesellen, unter denen gewis kein obscöner ausdruck sich befindet. an der richtigkeit des von M. im allgemeinen befolgten grundsatzes, dass das vorliegende denkmal im engsten anschluss an P widergegeben werden muss, ist nicht zu zweifeln. für meine behauptung, dass damit aber blofs eine aufschwellende und entstellende bearbeitung des originalgedichtes reproduciert wird, ist Zs. 60, 153 ff der beweis erbracht.

Wien. **Dietrich v. Kralik.**

Forschungen zur Artusepik. I: Ivainstudien von **Rudolf Zenker** [Beihefte zur Zeitschrift f. rom. Philologie, hg. von Alfons Hilka heft 70]. Halle, Niemeyer 1921. XXVIII u. 356 ss. 8°.

Vor zwanzig jahren hat Rödiger in den 'Ergebnissen und Fortschritten' einmal klage geführt, dass ein wichtiges romanistisches werk, das in germanistisches gebiet stark einschlug, in den Jahresberichten unerwähnt geblieben sei. die beschwerde hat nichts gefruchtet, und noch heute gehn auf manchem gebiete die studien der romanisten und die unseren unbeeinflusst nebeneinander her. wie s.z. Voretzschs 'Epische studien', so sind auch die untersuchungen Zenkers über die quellen des Hartmannschen Erek im Jahresbericht nicht vermerkt und wol den meisten fachgenossen unbekannt. wir dürfen aber nicht die romanisten geradezu zwingen, solche probleme über unsere köpfe hinweg zu lösen. wenige fragen der frz. litteraturgeschichte haben solchen anspruch auf unser tätiges interesse wie die nach der entstehung der Artusepik.

Im germanistischen lager hat die energische art, mit der WFörster speciell der Mabinogionfrage zu leibe gieng, manchen anhänger gefunden. auf seinen geistes- und temperamentsverwanten keltischen collegen Zimmer gestützt, hat er mit genialem blick für die kunstleistung und artung des individuums dem éinen grofsen dichter die gesamte leistung auf das verdienstconto geschrieben, für die andere eine langandauernde poetische tradition verantwortlich machen wollen. es ist kein zweifel, dass Förster als gelehrter (in universeller bedeutung, keineswegs blofs in der des vielwissers) so ziemlich allen überlegen gewesen ist, die sich nach ihm mit dieser frage befasst haben. dennoch hat er in dieser angelegenheit eigentlich nur einen machtspruch gefällt, und der eigensinn, an dem es ihm keineswegs fehlte, muste ihm widersprechenden argumenten gegenüber gar zu sehr die augen verschliefsen.

Zenker hat sich, wie bekannt, schon lange um die lösung der Mabinogionfrage im entgegengesetzten sinn gemüht; hier nun tritt er, wie in seinem früheren aufsatz über den Erek, mit dem anspruch hervor abschliefsendes zu bieten, es ist sogar von einem mathematisch genauen nachweise die rede. ich muss bekennen, dass ich mich bereits vor der lectüre der Z.schen ausführungen mehr der ansicht derer zuneigte, die die Mabinogion nicht mit Förster als abklatsch der romane Chrestiens, sondern als selbständige zweige am baume der keltischen sagendichtung ansehen. ich glaube auch jetzt noch, dass diese ansicht sich halten lässt, selbst nach dem Zenkerschen buche; t r o t z diesem buche. seine ausführungen waren freilich oft nahe daran mich zur Försterschen partei hinüberzuziehen; so kann wesen und vorgehen des advocaten die beste sache ins unrecht setzen.

Das umfangreiche werk Z.s erforderte eigentlich eine seite für seite vorgehnde widerlegung. ich beanspruche für meine recension, wie ich fürchte, ungewöhnlich viel raum, aber soviel denn doch nicht. ich muss mich mit andeutungen und ganz wenigen ausgeführteren beispielen begnügen. dass ich als germanist mit nicht immer vollwertigem rüstzeug dem romanisten gegenübertrete, bedarf nicht erst der entschuldigung, denn es sind meist allgemeine methodische fragen die zur discussion stehn. das ist deshalb vor allem nötig, weil bei Z. das wort methode eine grofse rolle spielt. die sorgfalt und gewissenhaftigkeit seines vorgehens zieh ich nicht in zweifel; im gegenteil hab gerade ich die restlose aufarbeitung der vorhandenen litteratur und die eingängliche erläuterung mancher stelle dankbar empfunden; aber alle peinlichkeit hat den vf. nicht vor dem betreten eines irrweges zu schützen vermocht.

Das buch zerfällt in zwei teile, verwunderlicherweise folgt der nachweis, dass das Mabinogi (Mb) gegenüber dem Yvain selbständigen quellenwert beanspruchen darf, der allgemeinen quellenanalyse der Yvainfabel erst nach; ich habe den eindruck, dass die unbefangenheit des späteren vergleichs zwischen Chr(estien) und Mb dadurch gestört wird. die grundlage der Yvaingeschichte sucht Z. an der hand zahlreicher vorgänger zu reconstruieren; durchweg ist er besonnener als sie und nimmt ihre resultate nur an, wenn er aus eigenem neue stützen für ihre ansicht gefunden zu haben glaubt. es ist ihm aber bei keinem einzigen puncte gelungen, diese älteren hypothesen zur sicherheit oder auch nur zu starker glaubhaftigkeit zu erheben.

Stoffgeschichtliche und stoffvergleichende untersuchungen werden stets darunter leiden, dass ihre resultate nur bedingte, subjective überzeugungskraft besitzen; ich kann mich aber kaum an einen fall entsinnen, in dem ein mangel an objectiver ähnlichkeit zwischen vermeintlich identischen und von einander abhängenden erzählungen derartig verstimmt hätte wie hier. wenn ich lese dass die geschichte der matrone von Ephesus mit der Laudines gar nichts gemein habe, und dann die beiden irischen heldenmärchen (s. 11 ff. 23 ff) auf mich würken lasse, die nun die wahre quelle der Yvainsage darstellen sollen — dreimal hab ich sie durchgehn müssen, um zugestehn zu können, dass von ähnlichkeit überhaupt die rede sein darf! — da könnte ich eigentlich das buch zuklappen und mich damit bescheiden, dass bei untersuchungen solcher art das aneinandervorbeireden offenbar fatum sei.

So schlimm steht es nun aber in wahrheit nicht. Z. ist auf einen ähnlichen abweg geraten, wie er auch schon bei uns manchen guten sagenkenner in die irre geführt hat; er sucht nach einem ausgedehnten märchen- oder sagenschema, das (in diesem fall sogar als ganzes aus zwei teilen) die quelle der ge-

samten vorliegenden dichtung gebildet haben soll, während unsere kenntnis doch nur erlaubt, einzelne sagen- und märchen z ü g e aufzudecken, die sich aus keltischer vorstellung und mündlicher tradition in frz. romane gerettet haben. die methode die er anwendet ist die des Prokrustes: auf das streckbett der quelle wird das romanschema gelegt und was nicht passt abgeschnitten oder zurechtgerenkt. dem zuschauer ist bei diesem schauspiel nicht immer wol.

Es mögen annehmbare hypothesen sein, dass Laudine ein überirdisches wesen, der wahnsinn von ihr verursacht, der löwe ihr abgesandter sei; aber die existenz innerlich ganz anders gearteter keltischer geschichten, in denen sich annähernd ähnliche züge einzeln widerfinden, darf doch nicht als stricter beweis dieser vermutungen ausgegeben werden. am wenigsten rechtfertigt sich die kühnheit die nun auf so schwankem grund ein neues hypothesengebäude errichtet und gar nach den internationalen mythischen grundlagen des construierten keltischen märchens gräbt. ich kann in seiner ableitung aus dem culte der aricianischen Diana und der Kybele nicht das geringste überzeugende finden, halte solche erwägungen auch ganz und gar nicht für nötig. die gewitterquelle, das ist eine vielverbreitete märchenhafte vorstellung, die sich an alle möglichen örtlichkeiten angeschlossen hat. was ist unser guter Mummelsee anders als der deutsche vetter der quelle von Broceliande, und so wenig zwischen dem britannischen und dem Schwarzwald eine directe verbindung zu bestehn braucht, so wenig zwischen jenem und dem haine von Aricia. freilich fehlt dem Mummelsee die quellnymphe; aber sie ist ja auch erst durch moderne hypothesenfreudigkeit an die quelle in der Bretagne gelangt. 'la dame de la fontaine' — diese bezeichnung der Laudine im Mb bedeutet noch lange nicht quell n y m p h e, sondern einfach herrin der quelle. dass die gewitterquelle den eingang in die andere welt darstellte, glaub ich auch und kann es durch das zeugnis des Simplizissimus beweisen. aber wissen wir, ob dem dichter, der die geschichte Laudinens an das quellenabenteuer anschloss, diese beziehung noch lebendig, Laudine ein geschöpf der unterwelt gewesen ist? so ist hier alles brüchig, und keine argumentation hält einem festen zupacken stand. beweise für die existenz eines abgeschlossenen vorchrestienschen romans von Yvain sind schlechterdings auf diesem wege nicht zu erbringen.

Da kann also nur ein letztes helfen: der stricte nachweis dass das Mb gegenüber Chr das ursprüngliche darstellt. dann würde sich wenigstens hinterher noch das eifrige fahnden nach keltischen analogieen einigermafsen rechtfertigen. auch dieser zweite beweis, um es gleich vorwegzunehmen, ist nicht geglückt, zum mindesten nicht mit 'mathematischer sicherheit' erbracht. Zs vorgehen zeugt auf schritt und tritt von einer höchst un-

gerechten, ja höchst ärgerlichen verkennung Chr.s und einer blinden voreingenommenheit für Mb. selbst wenn man zur an-

X

erkennung des stammbaums / \ neigt, wird man nicht zugeben

Chr Mb

dürfen, dass schlechterdings alles in majorem gloriam Mabinogii ausschlägt, und wird einem wegbereiter mistrauen der mit ihm durch dick und dünn geht.

Es ist uns oft gesagt worden, Förster überschätze Chr. mag sein. aber sein fehler in dessen abschätzung ist unter allen umständen geringer als der Z.s. das mafs von verunglimpfung das sich der grofse dichter hier gefallen lassen muss, geht über alles erlaubte hinaus. er erscheint durchweg als törichter, gedanken- und anschauungsloser verschlechterer einer guten vorlage; deren wahrer geist soll uns aus dem ja leidlich logischen, aber ach! so herzlich nüchternen Mb entgegenleuchten.

Gegen solche einwertung muss entschieden verwahrung eingelegt werden; ich darf es als germanist zugleich im namen Hartmanns, der dabei als der gedankenlose in der zweiten potenz erscheinen muss. es kann Z. der vorwurf nicht erspart werden, dass er mit Chr voreilig und verständnislos ins gericht gegangen ist.

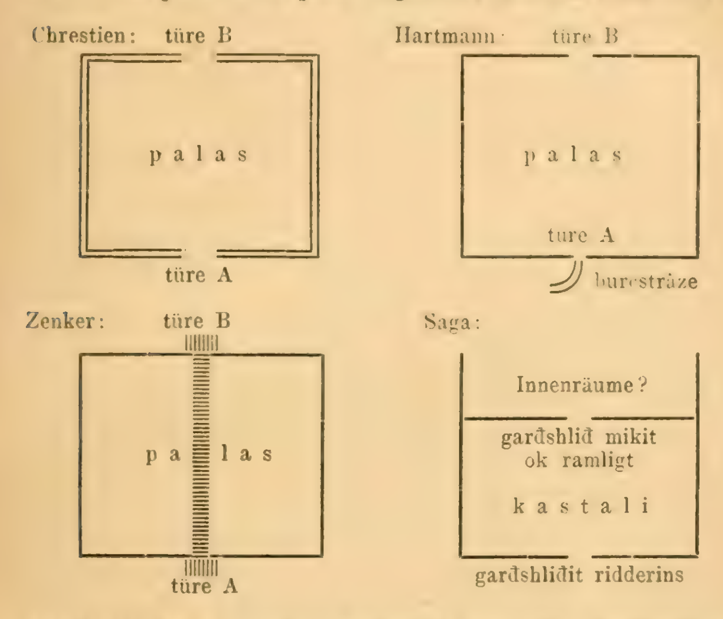
Ich halte mich hier lediglich an die fälle die als hauptstützen der Z.schen argumentationen haben dienen müssen. zunächst — die verwünschte fallgitterepisode! sie hat Förster schon kopfzerbrechen bereitet, und es lässt sich nicht bestreiten, dass er versäumt hat sie völlig zu klären. seine skrupel und die Zenkers erscheinen um so berechtigter, wenn man sieht dass alle drei späteren bearbeiter, Hartmann, Füetrer und der vf. der saga sich auf eigene art abmühen, die situation etwas klarer zu machen. Hartmann hat mit dem meisten glück geneuert, der sagamann am ungeschicktesten, Füetrer am radicalsten.

Der raum ist knapp, so muss ichs kurz machen: die wurzel alles übels ist, dass Z. sich in die vorstellung verrannt hat, Yvain und sein gegner befänden sich in einem e n g e n t o r w e g, der sich nach ein paar versen plötzlich und unmotiviert in eine weite kostbare halle wandle. von einem engen torweg ist aber nicht die rede. ich folge paraphrasierend der erzählung Chr.s in den versen 900ff: die beiden gegner kommen an die pforte des castells, eines weiten stadtartigen burgbaus, beide reiten ein (902), finden die strafsen leer (903f), kommen schliefslich an die türe des palasgebäudes (906; also nicht an ein burgtor, sondern an den eingang in ein einzelstehndes grofses gebäude). die pforte ist hoch und breit (907), hat aber einen so engen eingang, dass zwei nicht zu gleicher zeit hindurchkönnen, ohne dass die fallgattervorrichtung in tätigkeit tritt. der durchgang ist so schmal wie ein begangener fufspfad (907/31). ich versteh das so: die

pforte ist rein architektonisch breit, praktikabel ist aber nur ein kleiner ausschnitt aus ihr. durch die türe können nicht zwei reiter zu gleicher zeit, und das wäre doch jetzt nötig, wo Yvain 1/2 pferdelänge hinter seinem gegner reitet. so muss er den mechanismus der falltüre, den Esclados geschickt zu vermeiden weifs (932), in tätigkeit setzen. seltsam ungeschaut ist nur der vergleichende hinweis auf einen *santier,* einen fufspfad, der das breitenmafs vergegenwärtigen soll. er hat verschuldet, dass Z. die vorstellung von einem fufspfadschmalen torweg gefasst hat; davon steht aber wie gesagt kein wort da. die rede ist lediglich von der schmalheit des eingangs, will man mit aller gewalt die vorstellung eines pfadschmalen engpasses hineindeuten, so braucht man sich nur die durchschnittliche mauerdicke mittelalterlicher bauten zu vergegenwärtigen: auf die enge tür mochte ein ebenso enger eingang durch die sagen wir 2 m breite mauer folgen; das war dann ein kleiner engpass. wo kam man nun aber hin, wenn man diese schmale passage überwunden hatte? die antwort darauf wird nicht sofort und nicht klar gegeben, und das hat wider zur störung der anschaulichkeit beigetragen. sie muss natürlich lauten: in das erdgeschoss des palasgebäudes, das, wie wir dann hören, zur prunkvollen halle ausgestattet war. auf der anderen seite dieser halle nun befindet sich eine ebensolche türe. Esclados ist jetzt um mehrere pferdelängen voraus, da Yvain ja von seinem verstümmelten ross stürzen muste; so kann er die zweite türe passieren und dafür sorgen, dass der falltürmechanismus auch dort in tätigkeit tritt. der held ist gefangen und sieht aus dem weiten raum mit den zwei engen türen kein entkommen; die fenster sind vergittert und hochgelegen. erst später zeigt sich die geheime tür und das kleine schiebefensterchen, das einen bequemen auslug bietet.

Die baulichen verhältnisse sind also, das geben wir zu, nicht besonders anschaulich herausgestellt, aber von einer inconsequenten oder gar törichten und oberflächlichen darstellung bei Chr. darf keine rede sein. sie ist nun aber geschickt und knapp gebessert von Hartmann, der offenbar auch an dem unanschaulichen *santier* anstofs genommen hat. kurz entschlossen verlegt er die enge passage vor statt hinter das tor. *Nu was diu burcstrâze zwein mannen niht ze mâze: sus vuorens in der enge beide durch gedrenge unz an den palas: dâ was vor gehangen ein slegetor* (1075—1080). der ausdruck 1128 f, dass Iwein *zwischen den porten zwein beslozzen unde gevangen* sei, mag Z.s vorgefasste meinung bestätigt haben, aber von einem engen gewahrsam, in dem er sich zwischen den zwei türen befand, ist nichts gesagt. der sagamann allerdings scheint sich die situation auf eine Zenker nicht ganz unähnliche weise zurechtgelegt zu haben, aber zu voller klarheit gelangt auch er nicht, wenn er (III 33) sagt: *En skamt frá þeim var eitt mikit*

gardshlid ok ramligt, ok var en þykkvasta hurd fyrir. Um þetta gardshlid reid riddarinn inn, ok at honum in komnum lukdiz hlidit eptir honum. also seine vorstellung entfernt sich hier von dem rel. einfachen bilde, das Chrestien entworfen hat: seine zweite türe ist auch ein e i n g a n g, offenbar in innenraume des palastes, bei Chr. und Hartmann ist sie ein a u s g a n g, die beiden gegner sind in das parterre des palas eingeritten, Esclados reitet d u r c h.



v o r s t e l l b a r ist die halle Chrestiens: quod erat demonstrandum. eine nebensächliche frage: besitzt sie realität, kommt dergleichen vor? es gibt natürlich bewehrte palasbauten, auch solche mit fallgattern an beiden eingängen mögen sich nachweisen lassen. vom standpunct der uns bekannten deutschen architektur würde die einstöckigkeit des palas, die offenbar angenommen wird, verwunderlich erscheinen; aber welche baulichen ungeheuerlichkeiten zwingen uns die Tristanromane in kauf zu nehmen! die geheime tür, das schiebfensterchen — dergleichen mag man ruhig der poetischen licenz oder der märchenatmosphäre zugute halten, in der wir uns im Artusroman befinden. aber merkwürdig: gerade der verfechter des märchenhaften ursprungs unserer dichtung wird zum nüchternsten realisten und rationalisten, wo es sich um die vorstellung der örtlichkeit handelt. warum? weil es Chr und nicht das Mb ist, der uns die etwas verwickelte vorstellung zumutet. es ist aber hier einer der vielen fälle gegeben, in denen sich ein methodischer hauptgrundsatz Z.s glänzend ad absurdum führen lässt: der nämlich, dass das klare, das einfache

und verständige als das ursprüngliche zu gelten habe. nein! selbst wenn Chr. der grofse tor war den Z. aus ihm machen möchte, wäre es ihm unmöglich gewesen, aus einem platten und planen bericht in der art des Mb durch unachtsamkeit und confusion die ortsdarstellung abzuleiten, mit der wir uns haben abmühen müssen. dagegen kann ich mir sehr gut denken, dass auch ein mäfsiger kopf aus einer schilderung wie der Chr.s (ich sage nicht: der Chr.s selbst!) durch energisches ordnen die darstellung des Mb zuwege brachte, deren sämtliche elemente bei Chr ja vorhanden sind.

Mb neuert also; es neuert auch in jenen handlungselementen, die Z. so nachdrucksvoll als echt und gegenüber Chr als ursprünglich ausgibt: örtlichkeit und vorgang gehören aufs engste zusammen. bei Chr tritt Lunete aus der geheimen tür, sobald Yvain gefangen ist. sie gibt ihm den unsichtbar machenden ring, empfiehlt ihm sich auf dem bette zu halten, und geht ab. die gefolgsleute des toten kommen, durchsuchen alles, finden den mörder nicht; schliefslich erscheint der leichenzug, die dame an der spitze, von der Yvain sofort den tiefsten eindruck empfängt. als der zug vorbei ist, werden die türen geschlossen (aus besorgnis, der rätselhaft verschwundene möchte am ende doch noch in der halle sein!), Yvain ist wider gefangen. Lunete weist ihn nun aber seinem wunsche gemäfs zu dem fensterchen, aus dem er Laudine weiter beobachten kann. später erst führt sie ihn in ihr eigenes kabinett, um ihm mehr bequemlichkeit zu bieten.

Z. stellt hier (s. 259) allerlei fragen: 1. warum nimmt Lunete den helden nicht gleich mit in ihr zimmer? darauf ist zu erwidern: Yvain ist unsichtbar. wird er von Lunete entfernt, wozu dann der ring? und wenn er den ring hat, wozu sollte er sich entfernen? aber, so hör ich Z. einwenden, der aufenthalt auch des unsichtbaren in der halle ist gar nicht so unbedenklich. Lunete gibt ängstliche verhaltungsmafsregeln, warum also, können wir widerholt fragen, lässt sie ihn in der halle zurück? und dazu seine 2. frage: warum entflieht Yvain nicht so schleunig wie möglich, nachdem sich der zug entfernt hat? — o der törichte Chrestien (s. 268)! und sein scharfsinniger moderner erklärer, der so fest davon überzeugt ist, dass der 'naive geist' des höfischen publicums und des dichters selbst die 'subtilitäten raffinierter moderner psychologie' nicht kannte (s. 337). muss ich es erst sagen? will nicht Lunete von vornherein Yvain in Laudine verliebt machen? kann Yvain, nachdem er Laudine einmal gesehen hat, überhaupt noch von der stelle?

Angeblich soll wider, im gegensatz zu Chr, im Mb alles in schönster ordnung sein; jawol, in zu guter. ein flachkopf hat die feinheiten der vorlage verwischt, hat Lunete den Yvain sofort ins kabinett führen und zum überfluss noch unsichtbar machen lassen (!), ermöglicht ihm weiter, von dort aus in schöner

sicherheit alles mit anzusehen. das leuchtet vielleicht auf den ersten blick mehr ein. aber wider frage man sich, ob denn die darstellung Chr.s aus der so nüchtern selbstverständlichen des Mb hat erwachsen können! — dass durch secundäre, planvolle änderung eine dem Mb entsprechende platt vernünftige zurechtrenkung zustandekommen konnte, wird uns später noch Z.s kronzeuge Füetrer zeigen müssen.

Fahren wir zunächst fort in der interpretation der schlossscene; da ist denn zum zweitenmal und mit erhöhtem nachdruck klage zu erheben gegen einen Chr.erklärer, der seinen dichter so wenig versteht. kann man sich etwas meisterlicheres, 'psychologisch raffinierteres' denken als die zeichnung der Laudine, dieser gesteigerten witwe von Ephesus? der zorn über die zofe, die ihr gleich den neuen gemahl präsentiert, verraucht ebenso schnell wie bei ihrem vorbild. andere stimmungen nehmen in ihr überhand, ihre phantasie gaukelt ihr den neuen verehrer vor, mit dem sie abrechnung hält in jenem glänzenden, teils episch, teils dramatisch gehaltenen monolog 1734 ff. gedankengang: 1. die quelle ist ungeschützt; 2. Lunete wird ihr sicherlich keinen schlechten und unvorteilhaften rat geben; 3. so ist der mörder eigentlich zu entschuldigen — und nun beginnt sie schon in gedanken ein gespräch mit ihm, in dem sie ihm schliefslich volle verzeihung gewährt. *Et par li meisme s' alume aussi con la busche, qui fume, tant que la flame s' i est mise que nus ne sofle ne atise* (1777 ff). schon ist sie so gespannt auf Yvains anblick, dass fünf tage frist bis zu seiner ankunft sie allzulang dünken (1821). endlich wird der freier ihr zugeführt 1943 ff. seine liebe kommt schnell und rückhaltslos zu wort, die ihre, natürlich, wird klug zurückgehalten. wie raffiniert vor allem der schlussatz 2040 ff 'wir wollen in jenen saal gehen; da sind meine leute, die mich beraten haben bei dem bedürfnis das sie hier sehen; sie fordern mich auf, einen gatten zu nehmen; ich will es tun, weil es nötig ist. ich übergebe mich nun an euch, denn einen guten ritter und königssohn darf ich als herrn doch nicht zurückweisen'.

Meisterlich! ich sehe Chr. sarkastisch lächeln, als er diese worte schreibt, und die ritterlichen zuhörer verständnisvoll schmunzeln: ja, so machens die frauen! das hat sich aber Chr. wol nicht träumen lassen, dass ein gelehrter erklärer nach vielen hundert jahren die reizenden heuchelreden der Laudine für bare münze nehmen würde!

Z. lässt sich s. 270 A. wie folgt vernehmen: 'ich stelle fest, dass von liebe Laudines zu Ivain vor der vermählung mit keiner silbe die rede ist: sie entschliefst sich nur deshalb ihm die hand zum ehebunde zu reichen, weil Lunete ihr klar macht, dass die quelle eines verteidigers bedürfe, und sie selbst

sich sagt, dass Ivain ihren gatten im offenen, ehrlichen zweikampf getötet und somit keine schuld auf sich geladen hat'.

Ich stelle fest, dass wol selten ein dichter so schmählich verkannt worden ist wie Chr hier, und wünschte vor allem, dass Z. seine 'feststellungen' auf ein besseres fundament gestellt, dh. noch über den v. 2048 hinausgelesen hätte, über den schluss der soeben citierten rede Laudines. die folgende scene ist von Chr wider ganz köstlich entworfen: die gravitätische rede des seneschalls, dann die acclamation der vasallen, die, nach Laudines listigem arrangement, sie alle zu dem geradezu zu drängen scheinen was sie doch von selbst tun will. das wird mit aller denkbaren deutlichkeit ausgesprochen 2109 ff: 'sie lässt sich gerne bitten, bis sie scheinbar wider willen zugesteht, was sie doch getan hätte, wenn auch jeder ihr widersprochen haben würde'. — ist das wol immer noch die pure angst um die quelle? hören wir was Chr. schliesslich noch ganz unverblümt ausspricht: 'die liebe schreibt ihr das vor, wozu sie sich ratschläge erbittet; aber sie hält es für ehrenvoller, wenn sie dazu auch den rat ihrer leute hat' (2139 ff). und verurteilt der dichter nicht deutlich genug die frivolität des ganzen verfahrens, wenn er resümiert: *Ore est mes sire Yvains sire et li morz est toz obliez*? (2164 f). auch der sagamann kann VII 14 eine missbilligende bemerkung über die unbeständigkeit der frauen nicht unterdrücken: *Fyrir þat verðr mörgum vant við at sjá kvenna hverflyndi* (unbeständigkeit).

Also es steht, jener 'feststellung' zum trotz, recht wol bei Chr zu lesen, dass die liebe im spiele ist: *Amors afeire li comande* 2139. ich verarge aber dem interpreten offen gesagt das überlesen dieser stelle längst nicht so sehr — wem ist nicht schon im eifer der darlegung derartiges begegnet? — als die völlige verkennung der feinen unausgesprochenen psychologie Laudines, der unter der oberfläche bleibenden symptome ihrer liebe, oder sagen wir deutlicher verliebtheit, sinnlichkeit.

Ein seitenblick auf Hartmann: längst hat man gesehen dass er veredelt. aber völlig verkehrt wär es zu behaupten, dass erst er die liebe in Laudines herzen hat erstehn lassen. er hat, so könnte man es wenden, die lüsterne verliebtheit der schnell getrösteten witwe in reine, nach der ehe strebende minne umgewandelt. er möchte seine Laudine, die er aus seinem nicht nur galanten, sondern guten herzen heraus neuzuschaffen trachtet, ausdrücklich vor der misdeutung schützen, dass sie nur eine neuauflage der oberflächlichen französischen dame sei. deshalb verkündet er gleich nach dem für Yvain so günstig endenden selbstgespräch der Laudine: *dô was gereite dâ bî diu gewaltige minne, ein rehtiu süenærinne under manne und under wîbe.* frau Minne hat sich der Laudine, ihr selbst unbewust, bereits bemächtigt, als sie über Lunetes vorschlag grübelte, und es ist

nicht die echt weibliche lüsternheit die nach einem neuen buhlen verlangt, sondern das hohe liebesmysterium, das sich in ihrer schnellen gemütswandlung kundtut. deshalb kann diese Laudine auch recht gut in dem ersten gespräch mit Iwein der raffinierten ziererei ihrer vorläuferin entbehren und ihre alsbald erwachte herzliche neigung in dem berühmten, reizenden geständnis kundtun: *Ich wil iuch gerne; welt ir mich?* die innerlich viel weniger reine Französin würde das nie gesagt haben; man erinnert sich daran, welchen anstofs Frankreich an dem zöfchen der Minna genommen hat, das sich selbst ihrem wachtmeister anträgt.

Was führte nun Z. zu einer solchen verkennung des dichters, verschloss ihm so beharrlich die augen gegenüber den feinheiten seiner kunst? ein doppeltes vorurteil muss seine interpretation beherscht haben: erstens der glaube an die vortrefflichkeit und ursprünglichkeit des Mb, das in all diesen dingen zwar künstlerisch und psychologisch unter dem nullpunct bleibt, aber wider eine knapp zusammengepresste und ganz logische handlung bietet. zweitens die von Browne übernommene vorgefasste meinung von dem feencharakter Laudines; sie ist ihm eben die 'dame de la fontaine', also muss noch bei Chr. die fürsorge für die quelle sie beherschen und alle erotik ausschalten. aber das irische feenmärchen, das aus lauter postulaten zusammengesetzt ist, ist hier würklich die taube auf dem dach, es ent- und zerflattert, wenn man es anfassen will. der sperling in der hand aber, das ist die 'Matrone von Ephesus'. s. 270, in derselben unglücklichen anmerkung, hebt Z. nochmals in sperrdruck hervor, dass die geschichte von der witwe von Ephesus auf die Laudines nicht habe von einfluss sein können. von einem blofsen einfluss würde ich allerdings auch nicht sprechen, sondern eigentlich fast schon von identität. beide geschichten, so hat Z. schon s. 4 gegen Förster argumentiert, haben nur gemein, dass 1. eine witwe sich bald nach dem tode ihres gatten wider vermählt, und 2. dass eine zofe die partei des helden ergreift. nur? was für charakteristische züge weist denn die herkömmliche matronenhandlung sonst noch auf? etwa den schauplatz in der grabhöhle oder den zug von dem gestohlenen leichnam? das sind nebendinge, die in so und so vielen offenkundigen nachahmungen fehlen! wenn eine witwe bald nach dem tode ihres gatten, lediglich durch die schmeicheleien eines neuen liebhabers verführt, eine zweite ehe eingeht, dann nenne ich die ähnlichkeit mit der 'Matrone' schwach: wenn aber eine zofe den ganzen liebeshandel einfädelt, von der dame erst gescholten und weggejagt, dann zu gnaden angenommen und schliefslich erhört wird — ja dann ist eben völlige übereinstimmung mit der kecken antiken fabel vorhanden. Laudine ist sogar eine gesteigerte witwe von Ephesus insofern, als sie den mörder ihres gatten ehelicht. also lasse man alle versuche des weifswaschens! auch bei Lunete, für die

Z. ebenfalls keinerlei verständnis aufbringt. sie handelt vom ersten zusammentreffen mit Yvain bis zur vermählung des paars nach einem überlegten plan, und muss das später auch ihrer herrin eingestanden haben; denn was hätte sonst die verurteilung zum feuertod für einen sinn? — ich bedaure es sehr, dass Förster sich hat verleiten lassen, in späteren auflagen die von ihm erst richtig erkannte beziehung zu der 'Matrone' zu leugnen.

Der 'quellen'fanatismus Z.s interpretiert aber auch die ferneren geschehnisse ganz einseitig vom standpuncte des Mb aus. er bezeichnet es zb. als das einzig richtige und vernünftige, wenn Owein in der kymrischen erzählung in erster linie sich als beschützer der quelle fühlt und sie drei jahre lang gegen eine menge von angreifern verteidigt; denn Laudine hat ihn ja nur deshalb zum manne genommen! dann endlich fällt es Artus auf, dass der held Owein sich nicht mehr am hofe blicken lässt, und er rüstet ein heer aus, um nach dem verschwundenen zu forschen! zur not mag man diese darstellung ja noch logisch nennen; aber auf wessen seite ist flottheit, geschick, dichterische anschaulichkeit, psychologische wahrscheinlichkeit, auf der des Mb oder vielleicht doch Chr.s, der einfach erzählt: Artus ankunft droht in 14 tagen; deshalb haben die vasallen hauptsächlich zu einer neuen heirat gedrängt? Artus macht sich am bestimmten tage auf, Yvain begegnet ihm an der quelle, nimmt ihn in seiner burg auf, lässt sich dann aber alsbald von Gavain bereden, seine gattin um urlaub zu bitten. der fahrende ritter steckt ihm eben zu sehr im blute, und er fürchtet sich zu verliegen. auch Laudine vermag ihn nicht zu halten, so wenig wie Condwiramurs den Parzival[1].

Diese begegnung mit Artus an der quelle veranlasst Z. zu einem abermaligen vergleich mit einer späten deutschen stoffbearbeitung, mit dem 'Iban' Füetrers. wir müssen, um diesen zu würdigen, nochmals kurz auf die frühere scenenfolge zurückgreifen.

[1] Ich kann auch sonst, wo immer ich die parallele verfolge, mit dem besten willen nicht zugeben, dass Chr hinter Mb zurückstehn soll. man nehme das letzte abenteuer der kymrischen erzählung: 'Yvain als Lunetes champion'. zwei schwere bedenken hab ich gegen Mb: 1. Owein lässt die arme Lunete voller ungewisheit und todesfurcht in ihrem gefängnis zurück, kein wort hat ihr verraten, dass ihr in dem unbekannten ritter ein helfer erstehn wird. bei Chr. lüftet er die maske und gibt ihr dadurch wider lebenshoffnung. 2. Lunete, so erfahren wir im Mb, soll verbrannt werden, wenn nicht Yvain ihr beisteht. Y. ist nun pünktlich zur stelle, die scheinbar unerfüllbarste bedingung, die die heimtückischen gegner gestellt haben, ist also erfüllt. dennoch bittet der unerkannte held, man möge ihn an stelle Yvains treten lassen, und dieses ansuchen wird ohne bedenken erfüllt! das ist doch heller unsinn! bei Chr. ist alles in ordnung: ganz allgemein hat man von Lunete verlangt, sie solle einen kämpfer stellen, ob Gauvain oder Yvain oder wen sonst. auf wessen seite ligt hier wol ungeschick und confusion?

Ich kenne den Iban leider nur aus Z.s proben. diese genügen aber, um mir einstweilen eine ganz andere meinung von dem verhältnis des bairischen malers zu seinen quellen beizubringen. — auch bei ihm führt, wie im Mb, Lunete den gefangenen Yvain sofort in ihr kabinett, von dessen fenster aus der unsichtbare alles gemächlich mitansehen kann. hier wie dort wird also der gleiche geschickte ausweg aus einer unklar geschauten situation der vorlage gefunden. es war nicht schwer ihn zu beschreiten.

Auch an der zweiten für Z. entscheidenden stelle hab ich mich von der benutzung einer Mb nahestehnden nebenvorlage Füetrers nicht überzeugen können; allerdings ist meine skepsis hier erst später erwacht, zunächst schien mir das von Z. angeführte argument s. 275 f schlagend. Füetrer stimmt mit Mb gegen Hartmann darin dass der neue quellenbeschützer beim herannahen des Artusheeres Kei und Gawan als gegner vorfindet; mit Chr gegen Hartmann in ein paar einzelheiten des gespräches zwischen Yvain und Artus an der quelle, wobei der hier wie dort zu Laudine vorausgeschickte 'garçon' besonders hervorgehoben werden muss. leider scheint mir das erste argument nicht mehr so belangvoll, seit mir aufgefallen ist, dass Yvain schon früher, Chr 687 ff, Hartmann 915, die befürchtung ausgesprochen hat, gerade Gauvain könne ihm *des strîtes vürkomen*, dh. das quellenabenteuer bestehn. es lag also nahe, den Gawan dann würklich an der quelle zum kampfe mit dem ihm noch unbekannten schützer antreten zu lassen; zu einem förmlichen zweikampf zwischen den unerkannten freunden kommt es ja bei Füetrer im gegensatz zu Mb nicht. ein derartiges motiv anzuschlagen — das konnte auch einem bearbeiter in den sinn kommen, der von dem Mb gar nichts wuste und lediglich darauf bedacht war, die erzählung aus eigenem heraus etwas aufzuputzen. dass Füetrer ein solcher war, dass er sich keineswegs mit ganz genauer nacherzählung begnügen wollte, wissen wir zumal aus Z.s nachtrag s. 348, wo die absolute selbständigkeit mancher neuerungen des Baiern betont werden muss. so wird auch jener sendling an Laudine naheliegende neuerfindung des 'Iban' sein. eine systematische untersuchung von Füetrers verhältnis zu Hartmann wäre nicht überflüssig; was Z. vorlegt macht die annahme einer zweiten quelle vielleicht zur möglichkeit, aber sicher nicht zur unbedingten pflicht[1].

[1] der zufall bringt oft merkwürdige übereinstimmungen in ganz unabhängigen bearbeitungen derselben vorlage zuwege. ich habe einmal Mb und die saga parallel gelesen. da fanden sich, von kleinigkeiten abgesehen, folgende übereinstimmungen: 1. die 2. türe, an der das fallgatter niedergeht, ist für beide die eingangstüre zu inneren palasträumen. 2. (ein von Z. zugunsten des Mb hervorgehobener zug) in der episode von 'Harpin de la Montagne' (Chr 3770 ff) fordert der riese bei Chr dem ritter seine tochter ab, um sie 'den gemeinen

Dennoch wollen wir noch weiter fragen: wenn Füetrer eine zweite quelle hatte, wie haben wir sie uns zu denken, wo sie zu suchen? kenntnis Chr.s allein würde nicht genügen, es muss ein anderes, auch nicht aus Mb, sondern aus jenem X direct geflossenes vorbild existiert haben. die frage fordert erörterung deshalb, weil sie uns in viel dringenderer weise nahegelegt worden ist von Zenker selbst in seinem aufsatz über den Erec Zs. f. frz. sprache und lit. 45, 47 ff. ich freue mich, am schluss dieser ausführungen über die neueste sorgfältige aber gänzlich verfehlte arbeit Z.s aussprechen zu können, dass ich seine früheren erörterungen über den Erec ernstlicher beachtung für wert halte. ich glaube kaum, dass man mehr an der notwendigkeit vorbeikommen wird, eine nebenquelle für die erste Hartmannsche dichtung anzunehmen. an einen aufenthalt Hartmanns in Frankreich freilich, an eine zweite quelle in französischer sprache denk ich nicht. vielmehr geben Z.s feststellungen zum erstenmal einen greifbaren stofflichen anhalt für die existenz einer vorhartmannschen deutschen Artusepik, wenigstens für einen deutschen Erec. so waren also jene träume von niederrheinischen Artusgedichten doch mehr als träume? kein geringes verdienst des romanisten, wenn er so eine der wichtigsten streitfragen der nachbardisciplin in neuen, zielbewusten fluss gebracht hätte! das könnte ihn darüber hinwegtrösten, dass die untersuchung über das verhältnis des Mb zu Chr und die herkunft der Yvainfabel ohne allen zweifel noch einmal und besser gemacht werden muss.

Tübingen. **Hermann Schneider.**

Die Klage und das Nibelungenlied von **Josef Körner.** Leipzig, Reisland 1920. 71 ss. 5,35 m.

Ausgehend von FVogts bekannten, aufschlussreichen darlegungen in der festschrift z. Breslauer jahrhundertfeier 1911, s. 484—516 und in der Marburger festschrift z. philologenversammlung 1913, s. 137—167 [1], untersucht K. die verwickelten wechselbeziehungen zwischen Kl. und Nl. noch einmal im zusammenhang und gelangt — in manchen puncten über Braunes feststellungen hinaus — zu einer im keime widerum von Vogt

burschen seines hauses auszuliefern'. das Mb lässt ihn das mädchen für sich selbst begehren, er zeigt sich 'erfüllt von sinnlicher begier', was Z. viel glaubhafter erscheint. ich kann nun zwar auch hier nicht zugeben, dass die 'völlig unklare' motivierung von des riesen begehren einen nachteil von Chr.s darstellung bedeuten soll; bei ihm ist der unhold wider märchenhaft brutal. im Mb herscht die übliche platte verständigkeit. aber der Nordmann empfindet wie Zenker und ändert X 62 ganz selbständig: der riese droht, so sagt bei ihm der burgherr, meine söhne zu töten, *útan ek gipta honum dóttur mína*. solche übereinstimmungen mahnen zur vorsicht!

[1] unten kurz als Bresl. und Marb. angeführt.

angeregten neuen beurteilung und bewertung der redaction C*
für die textgeschichte der beiden gedichte. der erste teil der arbeit (s. 10—51) gilt — von mancherlei abschweifungen abgesehen — dem erneuten nachweis der durchgehenden abhängigkeit der Kl. vom Liede, der zweite der erklärung des umgekehrten verhältnisses.

Nach einigen recht überflüssigen bemerkungen über die aufgaben immanenter kritik fragt K. zunächst nach anlass und zweck der Kl. (s. 5 ff). der ungeheuren tragik des Nl., der trostlosigkeit seines ausgangs stand ein grofser teil des publicums verständnislos gegenüber. hier einzusetzen, die wucht der geschehnisse zu mildern, sie dem gaumen weiter kreise mundgerechter zu machen, erschien dem dichter als dankbare aufgabe. in diesem sinne interpretiert K. v. 1—16. ich halte diese auf allzu moderner einstellung beruhende auffassung nicht für richtig. der verfasser wollte in erster linie die neugier derer befriedigen, die wie er nach dem schicksal der überlebenden fragten. das zeugnis des Marners, der die 'liet' von Siegfrieds tod und 'wen Kriemhilt verriet' zu seinen bevorzugten vortragsstücken zählt, zeigt, dass auch in den niederen schichten ein gefühl für die gröfse der heldendichtung lebte, und in verstärktem grade muss das für die höfischen leser des buchepos gelten.

Die eingangsverse der Kl. besagen nur: es ist das redliche bemühen des autors, die unsäglich traurige 'alte' mär in beifälliger weise fortzusetzen und auch widerstrebende (v. 14: *ob ez iemen missehaget*) in ihren bann zu ziehen, dh. auch der fassung, die er vorträgt, freunde zu gewinnen. v. 9—11: *hete ich nu die sinne, daz siz gar ze minne heten diez erfunden* enthalten weiter nichts als die übliche captatio benevolentiae; ähnlich spricht etwa Hartmann von seinem werk im aH. v. 14 f: *dâ mite er sich möhte gelieben den liuten.*

Nach kurzer inhaltsübersicht (s. 6—8) mustert K. die ergänzungen und umgruppierungen der Kl. sie entstammen in der hauptsache drei quellen: einmal sollen sie vermehrte sagenkenntnis vortäuschen (s. 10 ff). eine zweite reihe von zusätzen erklärt sich aus der absicht, bei der schilderung der letzten kämpfe traditionsgetreu alles licht auf die Burgunder fallen zu lassen (s. 14 ff). das dritte und bedeutsamste teil ist in der stellung des verfassers zur schuldfrage begründet (s. 20 ff). daran schliefst K. eine erörterung der quellenfiction am schluss des gedichtes, der Pilgrim-strophen des Nl. und eine musterung der Kl. auf interpolationen (s. 28—51). eingebettet in dieses stück sind reichlich weitschweifige excurse über den wandel der epentheorieen in jüngster zeit und das problem der benutzung litterarischer oder historischer seitenquellen in gedichten des mittelalters.

Die ursachen für die vielfachen änderungen und erweiterungen

der Kl. hat K. im ganzen besonnen und richtig entwickelt und so neu bestätigt, dass sie 'eine phantasie über unser Nl. ist, nicht über dessen vorstufen' (so AHeusler Nibelungensage und Nibelungenlied, Dortmund 1921, s. 232). im einzelnen kann ich ihm aber nicht durchweg beistimmen. zwar dass die namenhäufung zt. wenigstens über das lied hinausgehnde sagenkenntnis vortäuschen soll, glaub ich auch. Dancrat aber ist sicher keine contamination aus Dancwart + Herrat, sondern, wie schon Vogt wegen des Boymunt v. 2855[1] Marb. s. 160 vermutete, ein verdeutschter Tankred, wobei ich aber an den berühmten Tankred d. ält. denke (vgl. auch Droege Zs. 58, 16)[2]. denn Tankreds I ererbter reichtum (vgl. Kl. v. 16: *der in diu wîten lant liez*) wird schon von seinem biographen Raoul de Caen hervorgehoben (vgl. Le chevalier au cygne et Godefroid de Bouillon, ed. baron de Reiffenberg, Bruxelles 1846—48, anm. zu v. 3823). dass ein berühmter name wie Boymunt zur bezeichnung eines rosses herabsinkt, ist nicht verwunderlicher, als wenn etwa der name Isolde auf einen Ungarn in Dietrichs flucht in der form Isolt übertragen wird (WGrimm DHS[3] s. 220). der name von Wolfwins vater Nere stammt m.e. aus dem Rol. v. 4827, das, wie ich noch zeigen werde, die Kl. weitgehend beeinflusst hat (anders HSchneider Zs. 58, 102 f)[3]. *Wicnant* ist möglicherweise analogiebildung zu *Wichart* Nl. 2281, 1. Kl. 1563 (K. s. 12). doch wird der name wol eher aus ungenauer erinnerung vollzogene verschmelzung aus *Witrant* + *Otnant* Rol. 4951 P (*Wittram unde Otrant* A) sein[4]. das dem Nl. fremde motiv von dem nach verlorner schlacht zu Etzel fliehenden Dietrich und der vermittlung Rüdegers zwischen beiden Kl. 1986 ff leitet K. s. 18 f aus mündlicher überlieferung her, aus einer 'in den Donauländern sehr bekannten sage'; s. 33 aber spricht er mit rücksicht auf das zeugnis des Metellus von Tegernsee von einem Dietrichsepos derselben gegend. eindeutigkeit der terminologie im sagengeschichtlichen ist überhaupt nicht seine stärke. davon noch später. mir scheint kein zweifel, dass Kl. und Nl. ein älteres obd. Dietrichsepos gekannt haben, vgl. Schneider Zs. 58, 102 f.

Besonders ausführlich würdigt K. die dritte quelle der erweiterungen, die bemühungen des autors der Kl. um die klärung der schuldfrage (s. 20 ff). er deutet sie im ganzen richtig als ausfluss seines unheldischen weinerlich-frommen naturells. dabei fallen auch gute bemerkungen zum tragischen gehalt des liedes. der Etzel der Kl. ist aber bei aller plumpen vergröberung durch-

[1] citate beider gedichte nach Bartsch. [2] nur glaub ich nicht, dass die namen der beiden kreuzzugshelden schon aus der vorstufe des Nl. stammen. ein Baiernherzog Boimunt taucht übrigens Kchr. v. 300 auf. [3] ich citiere das Rol. der bequemlichkeit halber nach Bartschs ausg. [4] vgl. als gegenstück die form *Heurodis* < *Herodias* + *Eurydike* im Sir Orfeo ed. Zielke.

aus nicht so unvereinbar mit dem des Liedes (K. s. 25). auch hier hat der könig schon etwas tatenscheues und müdes; erst Hagens hohn str. 2020 lässt ihn halb widerwillig zum schilde greifen (vgl. jetzt Heuslers feine zeichnung Ns. u. Nl. s. 148 f). auch legt K. dem verfasser manchen zug zur last der sicher nicht sein eigentum ist, so Etzels verhalten vor Dietrichs und Hildebrands endlicher heimkehr Kl. 4135 ff. genau ebenso schildert die Ths. II 330, 23 ff den abschiedsschmerz des königs, nur lässt sie ihn nicht ganz zusammenbrechen und verblöden. ich sehe in dieser zeichnung der Kl. spuren einer nd. Attiladichtung, die uns noch einmal beschäftigen wird, vgl. WHaupt Zur nd. Dietrichsage, 1914, s. 274 ff.

Etzels vernogierung Kl. 961 ff leitet K. s. 25, anm. 3 gleich FWilhelm Nibelungenstudien I, 1916 (= Münch. archiv h. 7), s. 12 aus dem Serv. Heinrichs vVeldeke her. einleuchtender erscheint mir eine andere deutung, die ich aus mangel an raum an anderer stelle genauer vorgetragen habe [1]. hier nur soviel, dass m.e. die angabe von Etzels glaubenswechsel auf kreuzzugsüberlieferungen beruht, die bereits auf die älteste gestaltung der Herzog Ernst-sage nachhaltig eingewürkt haben, vgl. Bartschs ausgabe s. C XXV ff und KSonneborn Die gestaltung der sage vom H. E. in der altdeutschen lit., Göttinger diss. 1914, s. 6. ich meine im besondern die kreuzfahrt Heinrichs des Löwen v. j. 1172, namentlich den bericht über seinen misglückten versuch, den sultan von Axarat zu bekehren, vgl. Arnold vLübeck (MG. SS. t. 22) I 9. auch die schmähung der götzen und die anerkennung der überlegenheit des christengottes, die Etzels selbstanklage vorausgehn, sind erst als niederschlag zeitgeschichtlicher begebenheiten verständlich. das wird deutlich wenn man Etzels worte Kl. v. 961 ff einer französischen kreuzzugsdichtung, der schon genannten, überarbeiteten fassung des Chevalier au cygne (ed. Reiffenberg), v. 17808 ff, gegenüberstellt. auch darüber genaueres an anderer stelle.

Die berühmte quellenberufung am schluss der Kl. wird mit Vogt als fiction erklärt (s. 28 f), die Nibelungias-these abgelehnt (s. 42), im übrigen die möglichkeit der benutzung historischer quellen im Nl. offen gelassen. merkwürdig berührt s. 28 die wendung: 'cleriker und spielleute machten einander um die mitte des 12 jh.s starke litterarische concurrenz', als ob diese erscheinung nicht schon seit Otfrieds vorstoſs gegen den laiçorum cantus obscenus bezeugt wäre! überhaupt findet sich in diesem abschnitt mancherlei schiefes und direct falsches. der wandel der epentheorieen in der neuern forschung wird auf die nicht sehr glückliche formel: epenentwicklungs-epenschöpfungstheorie

[1] s. darüber oben Zs. s. 283.

gebracht (s. 31 f)[1]. geradezu irreführend ist der ausdruck 'prosaische märchenerzählung', angewandt auf die vorstufen des Nl. (s. 36): es kann sich doch immer nur um die aufnahme vereinzelter märchenzüge, nie aber um das einströmen ganzer märchen handeln. Taverniers hypothese von der identität des am ende des afr. Rol. sich nennenden Turoldus mit dem bischof Turold von Bayeux ist noch keineswegs gesichert, vgl. KVossler Französische philologie, Gotha 1919, s. 48. die 'erstaunliche tatsache', dass die ostgrenze des Passauer bistums nur zwischen 975 und 985 mit den im Nl. angegebenen grenzen übereinstimmte (s. 36), ist längst von Neufert Der weg der Nibelungen (progr. Charlottenburg 1892) s. 15 ff schlagend widerlegt. die einmalige bezeichnung der Nibelungen als *Rînfranken* Kl. 303, hinter der K. s. 39 eine gelehrt-commentierende absicht wittert, stammt mitsamt dem reim: *danken* aus Rol. 7851/52[2], was auch Wilhelm aao. s. 12 angemerkt hat. ebendaher wird der name *Ritschart* Nl. 2281, 1 entlehnt sein, vgl. den *Ritscart von Tortune* Rol. 1183 (*Ritschart* P). (oder wurde das statistenpaar *Ritschart* und *Wichart* hervorgerufen durch die beiden Haimonskinder *Richard, Guichard*?). die starke einwürkung des Rol. auf die Kl., eine frage der K. trotz Vogts vermutung Bresl. s. 511 ff nicht nachgegangen ist, mögen folgende stellen zeigen:

Kl. 954 f wande ez ist der gotes slac (: tac) über mich ergangen.	Rol. 7023 f er sante sînen slah (: tah) uber sine vîante.
Kl. 1220/22 (des ligent elliu mîniu lant) in jâmer und in vreise. ja ist vil manec weise,	Rol. 2391 f sîniu kint werthent weisen unde nekomen niemer ûzer vreisen.
Kl. 1443 f ein iteniuwes rüefen, vil gremeliches wüefen.	Rol. 1542 f thâ wart michel wuofen, weinen unde ruofen.
Kl. 1488 f lieht alsô die sterne im lûhten steine durch die wat.	Rol. 1551 f gesteine thie vile ethelen[3] lûhten sam thie sterren wither abant.
Kl. 2070 si ligent rehte als ein vihe.	Rol. 5421 si vielen sam thaz vihe ze tale
Kl. 2359 f und sante Michahîle ze genâden ir aller sêle.	Rol. 6919 f theme bevalh er sine sele mit sente Michahele, (auch von Wilhelm aao. s. 12 angemerkt, vgl. noch Roth. 4445/46).
Kl. 4272 ff verspricht Dietrich der verwaisten Dietlinde, für einen mann zu sorgen. hier verrät sich	Rol. 8695 ff gibt kaiser Karl der Alde in gleicher situation dasselbe versprechen.

[1] was die anwendung der kunstgeschichtlichen grundbegriffe H. Wölfflins zur erhellung des stilproblems lied > epos beitragen soll (s. 34), ist mir nicht klar geworden. K. wollte hier wol Walzels methode der wechselseitigen erhellung der künste am untauglichen object erproben. [2] das hat auch Droege Zs. 58, 10 übersehen. [3] sc. von den gewandern.

die unerträglich philiströse art des verfassers besonders deutlich, dessen Dietlinde sich nach solchen schicksalen so schnell zu fassen weifs [1].

Zur auseinandersetzung mit Bruiniers gedanken, die namensform *Cremhild* (Lorsch 766) sei ein unumstöfslicher beweis für übernahme des bairischen namens (K. s. 42, anm. 2), verweis ich K. hier nur auf Baesecke Deutsche philologie (Gotha 1919) s. 89. der fall ligt verwickelter als K. annimmt [2].

Den bischof Pilgrim schreibt K. s. 44 schon dem Nl. zu, erklärt aber alle strophen die seiner verwantschaft mit den Burgunden gedenken, für secundär, die verwantschaft selber für erfindung des autors der Kl. ich sehe in der einführung Pilgrims und seinen beziehungen zum königshaus eine huldigung des letzten spielmännischen dichters an seinen gönner Wolfger von Passau und verweise hier nur auf Heusler, Ns. u. Nl. s. 124 f.

Der verfasser unsers Nl. war nach K., der hierin Fischer folgt, 'zweifellos ein geistlicher', eine annahme, die m.e. ein ähnlicher misgriff ist wie seinerzeit Sarans versuch, das Hildebrandslied als christliche Theodicee zu erweisen. begründung fehlt. ich halte K. nur dieses entgegen: was Schönbach und noch eindringlicher Fischer an kirchlichen elementen im Nl. hervorheben, betrifft nur die äufsere gewandung des werkes, sozusagen das kostümliche, also zugeständnisse an den zeitgeschmack. nur eine einzige gestalt, Rüedeger von Bechlaren, hat christlicher geist, christliche ethik geformt, und darauf allein kommt es doch an. wenn irgendwo, so besagt hier eine wortstatistik garnichts, und unkenntnis der etikette beweist noch nicht gegen einen spielmann als dichter. die einladung an Etzels hof durch zwei spielleute, die Fischer unvereinbar findet mit dieser annahme, sie erklärt sich einfach als überrest aus der vorstufe (s. auch Droege Zs. 51, 177), und an solchen 'überlebseln', mit Heusler zu reden, ist das Nl. doch wahrlich nicht arm. was ein pfaffe aus der urväter hort gemacht hätte, davon gibt ja die Kl., zt. auch der bearbeiter des liedes einen kleinen vorschmack. im übrigen vgl. Heusler aao. s. 96 ff. 107 f. 125 ff u.ö. und Vogt: Französischer und deutscher nationalgeist im Rolandslied und Nibelungenlied (Marburg 1922) s. 17 ff.

In der annahme von interpolationen innerhalb der Kl. geh

[1] in dem bericht der Ths. von Dietrichs heimkehr II 328, 13 ff, der in allem wesentlichen zur darstellung der Kl. stimmt, ist von Rüedegers tochter mit keinem wort mehr die rede. auf vereinzelte entlehnungen aus Rol. in Kl. C allein kann ich nicht näher eingehn.

[2] nur eine bemerkung sei mir hier gestattet: abweichend von Baesecke glaub ich nicht, dass die Nibelungenmutter schon auf der urstufe vorhanden war, und halte Grimhild vielmehr für den ursprünglichen namen der heldin.

ich nicht so weit wie K. so halt ich die vv. 543—586 gegen Vogt und K. s. 46 f für echt: widerholung desselben motivs, in diesem falle die verherrlichung der gattentreue um jeden preis, kann doch bei einem so redseligen und ärmlichen poeten der textkritik keine handhabe bieten. K. weist s. 24 selber darauf hin, wie oft zb. der gemeinplatz vorkommt, durch rechtzeitige aufklärung Etzels hätte das verhängnis beschworen werden können. die vielbesprochenen vv. 569/570:

Des buoches meister sprach daz ê:
dem getriuwen tuot untriuwe wê,

bezieh ich auf Nl. str. 1141/42: ermordung des gatten und schatzraub, die taten der untreue, hielten in Kriemhild die schmerzvolle erinnerung wach, 1142, 4:

si was im getriuwe: des ir diu meiste menige giht
(C: *si was triuwen stæte unt tet vil willecliche daz*).

Die vv. 3459—84, in denen Pilgrim Swämmel bittet, auf der heimreise von Worms wider vorzusprechen und ihm genauern bericht zu geben vom untergang der Burgunden, sind ebenfalls ursprünglich. denn der spielmann kehrt ja, der angabe des liedes str. 1495 entsprechend, noch einmal in Passau ein.

v. 4102 ff *der in dâ von im sande*
under die Burendenære,
dem sagt er disiu mære,

kann mit 'der' nur Pilgrim gemeint sein (nicht Etzel, so K. s. 49). von Etzel ist erst v 4105 f die rede:

sus kom er wider in Hiunen lant.

für die in B Ca überlieferte schlussinterpolation zwei interpolatoren zu bemühen (s. 48), halt ich für überflüssig.

Im zweiten teil seiner arbeit kommt K. auf grund der tatsache, dass keine hs. des Nl. einen reinen Not-text überliefert, s. 71 zu dem ergebnis: 'die Not ist das durch eine heute nicht mehr feststellbare, aber keineswegs grofse zahl von interpolationen verfälschte original des Nl. diese interpolationen stammen aus C*, einer durch aufnahme der Klage-zusätze inhaltlich bereicherten, etwa um 1230 entstandenen umarbeitung'. mit andern worten: sämtliche Not-hss. sind aus einer späten, schon durch C* beeinflussten vorlage abzuleiten. ich knüpfe hier gleich an: Braune hatte noch in plusstrr. von B, abgesehen von der einleitung, rein äufserliche, gelegentliche entlehnungen erblickt, vgl. Beitr. 25, 64 f. dass aber bereits die stammhs. der Not-gruppe von der Liedredaction beeinflusst war, kann auch m.e. nach Vogts darlegungen (Marb. s. 152) zur zusatzstr. 1477, die allen Not-hss. gemeinsam ist, keinem zweifel mehr unterliegen. innerhalb der red. C* haben wir dann eben mehrere stadien der umarbeitung anzunehmen, eine notwendige folgerung, die man bei K. vermisst. denn daran, dass Id* vorstufe von C, dh. dem letzten product dieser entwicklung ist, muss mit Braune festgehalten werden.

das beweisen vor allem die organisch fortschreitenden änderungen. die str. 1912 in Id und C erfährt im sinne einer zunehmenden entlastung Kriemhilds, vgl. schon vLiliencron Über die Nibelungenhs. C s. 111 f und jetzt Heusler-Ns. u. Nl. s. 159 f. ich verweise noch auf str. 1585: um die traurige rolle des abtretenden kaplans zu heben, schiebt [I]d schon hinter str. 1583 drei neue strr. ein, was C aber nicht genügt. der bearbeiter streicht die ihm anstöfsige str. 1585 und fügt statt dessen noch zwei läppische eigner erfindung an, in denen Gunther den erbosten geistlichen auf seine rückkehr vertröstet, sowie nur C kurz davor in den plusstrr. 1520, 5—12 den könig die weinende Brünhild trösten lässt.

K.s zweite aus vergleichender betrachtung der handschriftenverhältnisse beider gedichte erwachsene these ist: Nl. C* hat die Kl. noch nicht mitgeführt (s. 60). denn Kl. AB hat sich von einflüssen der bearbeitung C ganz frei erhalten im gegensatz zur textgeschichte des Nl.: wie Nl. C auf die Not, so müste Kl. C auch auf die den Not-hss. beigelegte Kl. eingewürkt haben, wenn sie von anfang an neben Nl. C gestanden hätte. Kl. C kann nach K. erst geraume zeit nach Nl. C entstanden sein, weil sie in der verurteilung Hagens, in der rechtfertigung Kriemhilds ebensoweit über Nl. C hinausgehe, wie dieses über Kl. AB. Als weitere stütze für seine these zieht K. die zusatzverse von Etzels ende 4323—60 in BCa heran, die eine ursprünglich nur B zugehörende interpolation seien; somit müsse Kl. Ca später entstanden sein als Kl. AB, und da Nl. B den Lied-text bereits voraussetze, auch später als Nl. C. als drittes argument dient K. die schlussstr. der Not, die er für unecht, für eine zusammenziehung der beiden letzten strr. von C erklärt.

Ich habe bedenken: 1. Nl. C gibt an feindseligkeit der haltung gegenüber Hagen der schwesterhs. der Kl. nichts nach: eine niedrigere verdächtigung seines charakters als sie str. 2368, 5—8 ausspricht, hat auch Kl. C nicht aufzuweisen. und was Kriemhild betrifft, so geht durch Nl. C innerhalb der grenzen die das einmal festgelegte grundschema des Liedes auch dem änderungstrieb des bearbeiters zog, ein ebenso starker rechtfertigender zug, wie durch den paralleltext der Kl. — 2. Sagengeschichtliche erwägungen, die K. durchweg zu wenig in rechnung stellt, sprechen dafür, dass die schlussinterpolation der Kl. schon im archetypus gestanden hat. v. 4337 und 4340/41 spielen an auf die Ths. II 369—74 breit ausgeführte erzählung von Etzels hungertod in der felshöhle; sie enthalten also älteres deutsches, vermutlich nd. sagengut, das seit mindestens 1200 in Oberdeutschland bekannt geworden sein mag, vgl. WHaupt Nd. Dietrichsage s. 275 und Heusler in Hoops RL I 361 [1]. ein trüber widerschein dieser

[1] die v. 4345/46 beruhen dagegen auf verwechselung mit den bekannten fabeleien von Dietrichs ende.

nd. Attiladichtung spiegelt sich in str. 83/84 der grönländ. Atlamál, die noch dem 11 jh. angehören (vgl. FJónsson Den islandske litteraturhist., København 1907, s. 74). der schreiber von A hat diese betrachtungen unterdrückt, um mit der titelzeile 4322 schliefsen zu können. ich komme damit auf Bartschs ansicht ausg. s. XVII zurück. — 3. Nl. str. 2379 hat der dichter die schlussworte der älteren, obd. Not entnommen. ich brauche darauf wol nicht näher einzugehen.

Die zunächst auffallende erscheinung, dass die Not-recensionen beider gedichte in so verschiedenem grade von C* einwürkungen erfahren haben, lässt sich m.e. ganz natürlich erklären. die Kl. bot nicht soviel anlass zu stärkeren eingriffen in den grundtext wie das lied, ein gedanke der bei K. selber s. 58 anm. 4 nur zu flüchtig aufblitzt, weil er, wie oben erwähnt, in irrigen ansichten über den letzten dichter unsers Nl. befangen ist. zwischen original und bearbeitung der Kl. besteht nur ein unterschied des grades, nicht der art, des ethos; beide atmen die gleiche, christlich-sentimentale grundstimmung. ganz anders beim Nl. es kann nicht eindringlich genug betont werden: der überlebensgrofse wuchs seiner gestalten, das riesenmafs ihres noch von heidnischer luft umwitterten heroismus im handeln und dulden, das vereinzelte hereinspielen des übernatürlichen, die gleichgültigkeit gegen kirchliches, das alles muste einen nüchternen pedanten vom schlage des bearbeiters C zu eingriffen bisweilen in das edelste fleisch der dichtung reizen[1]. für den geistlichen stand dieses mannes, eine frage die K. selber einmal schüchtern aufwirft (s. 70), spricht schon allein die art wie er den kaplan einführt (str. 1523, 5 ff: *In den selben zîten was der geloube kranc, doch fruntens einen kappelân, der in messe sanc*) und seinen unrühmlichen abgang hebt. dazu treten dann noch Etzels vernogierung Nl. 1261, 5—8 und Pilgrims auftrag an Kriemhild, Etzel zu bekehren (str. 1330, 2).

Kann man somit die these von der ursprünglich ohne die Kl. überlieferten red. C* fallen lassen, so bleibt doch noch die frage zu beantworten: ist Nl. C vor Kl. C entstanden oder umgekehrt? m.e. spricht die innere wahrscheinlichkeit für die priorität von Kl. C: der weg Kl. AB > Kl. C > Nl. C ist natürlicher als Kl. AB > Nl. C > Kl. C. diese auffassung scheint mir eine stütze zu finden in der art wie Kl. C die angabe von Etzels vernogierung behandelt; sie unterdrückt sie bekanntlich, aber nicht ganz: v. 996: *deich mich anderstunt* (*aber* AB) *bekêren solde* und die ohne AB ganz unverständliche anknüpfung v. 997: *nû hân ich mich unervorht sô sêre wider in verworht* verraten noch deutlich die lücke: C hat somit nachträglich, dh. nach einflechtung der zutat in das Lied str. 1261, 5 ff,

[1] schon Simrock meinte, die zusätze des bearbeiters könnten ihm das ganze gedicht verleiden, vgl. Heusler aao. s. 92.

die parallelstelle gestrichen, dabei aber vergessen, auch das verdächtige *'anderstunt'* zu tilgen; a hat es weggelassen[1]. im übrigen vgl. Vogt zu Utes beisetzung in Kl. C, Marburg s. 159 f.

Auch sonst bleibt im chronologischen noch manche frage offen. warum die Urnot, dh. das original des Nl., vor Wolfram fallen soll (K. s. 65 f), nachdem Fischer durch den ansatz: '1200 hoftag könig Philipps zu Nürnberg' die persönliche berührung zwischen dem Nibelungendichter und dem schöpfer des Parz. und damit das übereinandergreifen der beiden gedichte in hohem grade wahrscheinlich gemacht hat, ist mir nicht klar geworden. die entstehung der Kl. rückt K. im gegensatz zu Wilhelm unmittelbar an das lied heran, was richtig sein wird. man vermisst aber eine auseinandersetzung mit Edzardis vermutung, Freidank habe aus Kl. C geschöpft (ausg. s. 263) und anderseits eine stellungnahme zu Vogts hinweis auf Veldekes Eneit (DLZ. 1912, 3173 ff). überhaupt wird nirgends ein anlauf genommen, auf breiterer philologischer grundlage das seltsam zwiespältige bild des autors der Kl. zu zeichnen, der, aufser aus dem Liede selbst, aus vorhöfischer und höfischer dichtung das armselige bächlein seiner erfindung speist und anderseits in seinem lehrhaft-hausbackenen vortrag schon deutlich zur spruchdichtung hinüberdeutet. K. überschätzt diesen 'reimschmied', wie ihn Heusler aao. s. 91 kurz und bündig nennt[2], erheblich (zb. s. 15).

Alles in allem ist K.s schrift keine entschiedene förderung der forschung, wol aber ein beachtenswerter versuch, die probleme die das ineinandergreifen der beiden gedichte stellt, noch einmal selbständig zu durchdenken. das besondere verdienst der arbeit seh ich darin, dass die bedeutung der red. C* für die textgeschichte des Liedes in das gebührende licht gerückt wird.

Kiel. **Fritz Loewenthal.**

[1] K. hat s. 25 anm. 2 nicht die nötigen folgerungen aus diesem sachverhalt gezogen. [2] vgl. auch Vogt Bresl. s. 511.

---

1. **Sigurđur Nordal,** Om Olaf den helliges saga. en kritisk undersøgelse. København, Gads forlag 1914. 205 ss. 8°.
2. **Derselbe,** Snorri Sturluson[1]. Reykjavík, þor. B. þorláksson 1920. VIII + 266 ss. 8°.

In die forschung über Nóregs konunga sǫgur ist in den letzten jahrzehnten neues leben gekommen. wenn ich recht sehe, geht es von Halvdan Kohts versuch aus, den gesichtspunct der officiösen geschichtsschreibung für sie geltend zu machen. er steht mit seiner meinung, Snorris auffassung der norwegischen geschichte sei eben die Snorris und von seinen

[1] vgl. Nordal, Snorri Sturluson. brot úr mannlýsingu (Skírnir 90, 225—250).

zeitverhältnissen bedingt, in verbindung; sie treffe nicht den wahren sachverhalt. K.s gedanken (vgl. die sammlung s. aufsätze in Innhogg og utsyn, Kristiania 1921) haben lebhaften widerspruch bei Oscar Albert Johnsen (Hist. tidsskr. [norsk] V 3, 213—232) und Finnur Jónsson (Arkiv f. n. fil. 30, 97—138) und zur ablehnung führende grundsätzliche erwägungen Frederik Paasches (Edda 17, 1—17) über die bedingungen, die die nordische erzählgattung der tendenzschriftstellerei stellte, hervorgerufen. Paasches Kong Sverre (Krist. 1920) ist mir bisher nicht zugänglich gewesen. K.s anregung hat aber auch unmittelbar auf die philologische arbeit gewürkt. Gustav Indrebøs schriften Fagrskinna (Avhandlinger fra universitetets historiske seminar utgit av HKoht, OJohnsen, EBull, 4-de bind. Krist. 1917) und Ágrip (Edda 18, 18—65) gehn mit neuen gesichtspuncten an die quellenkritik und verwenden K.s gedanken kritisch zum gesamtverständnis der werke. auch I.s ausgabe der Sverris saga (etter cod. AM 327, Krist. 1920) steht in diesem strome.

Unabhängig von dieser bewegung arbeitet Sigurđur Nordal. der anteil deutscher gelehrter an der forschung über Nór. kga.ss. ist ja bisher geringer gewesen als an der über die Islendinga ss. trotzdem fällt es auf, dass in einschlägigen deutschen zeitschriften und büchern seine arbeiten noch nicht zur würkung gekommen zu sein scheinen — in Niedners einleitung zur Heimskringlaübersetzung (Thule) ist ihr einfluss wol zu spüren. es macht sich eben die valuta verderblich fühlbar. ich mache mit besonderer freude auf N.s zwei schöne, arbeitsreiche und gedankenvolle bücher aufmerksam. seinem Snorri Sturluson wünsch ich eine deutsche übersetzung.

1. Die aufgabe der 'kritischen untersuchung über die saga von Olaf dem Heiligen' ist, 'das verhältnis zwischen den verschiedenen darstellungen der geschichte O.s d. H. innerhalb der alten norwegisch-isländischen litteratur zu beleuchten. . . . historische würdigung und litterarische charakteristik ligt aufserhalb ihres plans' s. 5. der vf. gibt jedesmal einen kritischen überblick über die bisher geäufserten wissenschaftlichen meinungen, eh er seine untersuchungen vorträgt. sein gebiet umfasst den gesamten stoff von Theodrics Historia de antiquitate regum Norwagiensium bis zu den sammelwerken der verfallzeit.

N. untersucht mit dem blick auf Th.s aussage, dass er keine schriftliche gesamtdarstellung der norw. königsgeschichte gekannt habe, die frage nach den quellen der Hist. de ant. und kommt zu dem ergebnis, dass des vf.s angabe zuverlässig sei; Catalogus reg. Norw. und O.s. legende rechnen nicht. er weist m.e. überzeugend Th.s unkenntnis der ältesten O.s. nach und erklärt richtig die durchlaufenden übereinstimmungen zwischen Ágrip

und Hist. aus benutzung durch Ágr. klarer blick für würklichkeit lässt ihm die bedingungen für die überführung der gelehrten werke Sæmunds und Aris durch handeltreibende und abenteuernde Isländer nach Norwegen als wenig günstig erscheinen. der durch gedächtnis und vortrag gepflegten, gefestigten erzählung traut er gern etwas zu. wenn nichts anderes, so ist die Ä. und die leg. O.s. beweis genug für das leben der einzelerzählung und Styrmis sammeltätigkeit für das der einzelangaben. geschlossene sǫgur von einzelnen königen müssen in der tat sehr deutlich bewiesen sein, ehe an ihr vorhandensein zu glauben ist.

Ágrip, letztes jahrzehnt 12. jh.s, ist als ein wesentliches mittel zur schaffung der erhaltenen Leg.s. in die Ä. O.s. hineingearbeitet worden. dafür bringt N. den vollgültigen beweis, und es folgt daraus gewis, dass Ágr. nicht im ganzen ein auszug aus Ä. O.s. sein kann; sonst hätte der vf. der Leg.s. eben nicht so viel aus ihm zu holen gehabt. aber dass Ágr. die Ä. O.s. nicht doch gekannt haben könnte, ist daraus nicht zu schliefsen. auch in Mork. ist Ágr. eingeschoben worden; das hat Indrebø in seinem buche Fagrskinna ausführlich dargetan. Th. ist Ágr.s quelle gewesen. sollte die auffallende abschweifung über 'jól' sp. 1, 11—22, die ich im Ágr., nicht im Halfd.þ.sv. Flt. I 564 für ursprünglich halte, ein versuch zur nachahmung der *digressiones* Th.s sein? ob Hist. Norw. oder eine mit ihr sehr gleichartige schrift von Ágr. benutzt sei, entscheiden weder N. noch I.; vgl. Hægstad zu alter und heimat der Hist. Norw. (Edda 12, 118—121). mir däucht es sehr gewagt, für diese anfangszeit der norw. geschichtsschreibung sozusagen ein duplum zur Hist. Norw. anzusetzen. Th.s zeugnis darf nicht entwertet werden. über Ari als teilquelle hält sich N. vom entscheid zurück. inzwischen ist die untersuchung über die quellen des Ágr. durch Indrebø auf ein gleis geschoben worden, das zu fruchtverheifsendem lande führt. er sucht heimisch norwegische stofffassung und -überlieferung. damit wird ein wichtiger factor für das verständnis der Nór. kga ss., der gewis schon früher beachtet worden ist, gebührlich betont. es scheint mir aber, dass in dem von I. gesammelten stoff zwischen stücken abgezweckter (officiöser?) fassung und volkssagen (die wären als *frásagnir* anzusprechen) unterschieden werden muss. die stilbeurteilung muss an die stoffe geführt werden.

Mit der besprechung der ältesten Olafss. (Ä. O.s) tritt N. in das mittelgebiet seiner forschung ein. er lässt die entstehung zwischen 1160 und 1185 offen. vom beschauen der überlieferten bruchstücke aus sucht er das bild der saga und der leistung ihres vf.s zu gewinnen. er stellt sie neben die Olafss. Tryggvasonar des Odd, uzw. auf grund scharf beobachteter und stark hervorgehobener compositionsfehler. N. schreitet mit diesem urteil über die selbstgesteckte grenze seiner arbeit (s.o.)

hinaus. das muste er; aber er scheint mir hier nicht glücklich zu sein. FJónsson (Litt. hist. II 614—617) hat besseren blick, und OAJohnsen Indledning zur ausg. d. O.s.h. cod. Delag. 8 II wird dem vf. der Ä. O.s. entschieden mehr gerecht. die erhaltenen bruchstücke gehören m.e. einer deutlich verderbten recension der saga an. die abschrift aus Olafs legende dem original abzusprechen, ist N. s. 136 selbst geneigt. ein galimathias wie der bei gelegenheit der schlacht *við ána helgu* dargebotene ist einem ersten vf. überhaupt kaum zuzutrauen. und wenn er eine probe von kritik und überlegung wie s. 2, 16—25 abgelegt hat, muss unbedingt hiernach das verständnis seines werkes gesucht werden. N.s prüfung von FJ.s entwurf zur gewinnung der Ä. O.s aus der. Leg.s. läuft im ganzen auf ablehnung der vorgeschlagenen ausscheidungen hinaus, wenn es auch nicht als unwahrscheinlich hingestellt wird, dass einzelne episoden interpoliert sein können. N. selbst stellt fest, dass Leg.s. ihre vorlage kürzt; mir sind in den als interpolationen in betracht kommenden stücken merkmale von kürzung nicht aufgefallen. die ganze frage lässt sich nicht ohne sehr sorgfältige beurteilung des ethos der einzelnen stücke beantworten.

Das schwergewicht des buches s. 97—154 macht, gewis entsprechend der aufgewandten arbeit, die untersuchung über Styrmir fróðis O.s.h. und ihr verhältnis zur Ä. und Leg.s. aus. zunächst soll St.s eigentum aus dem gesamten stoff herausgehoben werden. die *smáir articuli* Flt. III 237—48 geben eine vorstellung von St.s text. dann tritt folgende überlegung ein: Snorre baut seine O.s.h. auf der St.s. aber Flt. wie die übrigen hss. der erweiterten O.s. Sn.s (AM 61 fol., Tómásskinna, Bæjarbók á Rauðasandi, Bergsbók) haben zt. von einander unabhängig St.s buch eingearbeitet. ihre zusätze können durch abzug des Snorrischen werkes von ihren texten gewonnen werden. aber diese subtraction kann nur das geben was Sn. nicht selbst von St. aufgenommen hat, unwichtige einzelheiten, die Sn. verschmäht. über St.s sammelfleiſs erhalten wir auskunft, nicht über seinen geistigen einsatz. ferner: die form der stücke kann verändert sein und ist es zt. nachweislich. unter durchsicht des gesamten, groſsenteils ungedruckten quellenstoffes bringt N. 107 nummern zusammen. das ergebnis ist der mühe wert; es wird sofort klar: Leg.s. und St.s O.s. können nicht in unmittelbarem abhängigkeitsverhältnis zu einander oder zur Ä. O.s stehn. sie gehn beide auf eine bearbeitung der Ä. O.s., die 'Mittlere saga' (M) zurück.

Aus der untersuchung über die wunderzeichen O.s möcht ich auf N.s feine beobachtung hinweisen, dass die legenden, die die Ä. O.s. aus volkstümlichem umlauf geschöpft hat, durch ihr interesse für orts- und personenangaben der sagaart näher stehn, als die für das wunder als solches interessierten legenden

Eysteins. gewis mit recht hält N. erneute widerbenutzung der legende bei neubearbeitung der O.s. durch Styrmi offen. als wichtig für die erforschung der Isl.ss. fällt im weiteren der nachweis heraus, dass die erzählung von Þormóds übergang zu O. in der Ä. O.s. nicht aus Fóstbr.s. geschöpft ist. sie ist erst für Þ.s ende durch M, und zwar in höchst ungeschickter weise benutzt: vielleicht hat Sn. sie selbständig zu rate gezogen. M. wird m.e. für die grofse masse der einschübe in Ä. O.s. verantwortlich zu machen sein.

In der grofsen O.s.h. (O.H.) sieht N. das erste geschichtswerk Snorri Sturlusons. er hat es nach der rückkehr aus Norwegen auf grund seiner bekanntschaft mit St.s buch und im widerspruch gegen seine zwar sehr stoffreiche, aber unkünstlerische und unkritische art als ersten niederschlag seiner die geschichte O.h.s überschreitenden studien verfasst. dem cod. Holm. 2, 4⁰, der Sn.s arbeit am besten bewahrt, schreibt N. eine reihe von änderungen zu — vor allem die vorsetzung des veränderten Heimskringlaprologes. der O.H. ist er von haus aus nicht eigen. diese behauptung erhärtet N. durch den nachweis, dass der Holm.-prolog überhaupt nur in drei hss. steht, dass zwei andre ihn unabhängig aus Hkr. geschöpft haben und die übrigen vier, die durchaus nicht auf verkürzung aus sind, keinen prolog bringen. im buche über Sn. St. s. 163f wird auf die wertung Aris in O.H.s. 188; Hkr. II 417 als nur möglich hingewiesen, wenn sie nicht schon im prolog geschehen war; in Hkr. ist sie mit O.H. übernommen worden. diese lösung der vielumstrittenen prologfrage ist sozusagen eine erlösung. widerspruchslos wird sie nicht bleiben; N. spricht sich nicht über den letzten teil des Holm.-prologs aus, der nur auf O.H. geht. zum letzten satz des Hkr.-prol.s s. N.s deutung Sn. St. s. 167. die vor- und nachgeschichte in O.H. versteht N. als erste verarbeitung der sammlungen und studien Sn.s; sie wurde bei der ausarbeitung des umfassenden werkes benutzt und geändert. O.H. wurde als mittelteil in das neue werk eingeschoben: so erklärt sich der unverhältnismäfsige umfang der O.s.h. in Hkr.

2. N.s auffassung der O.H. und Hkr. beruht auf seinem gesamtbilde Sn. St.s. es ist höchst wertvoll, dass er dies in einem besonderen buche gemalt hat. ehe er an diese arbeit gieng, hat er allen bibliothekenstaub abgeschüttelt; er schreibt sich das herze frei. und so schafft er ein schönes populäres und wissenschaftliches werk. zwei perioden des geisteslebens Sn.s scheidet er: die des poeten und poetikers und die des historikers. er lehnt also die Müllenhoff-Mogksche vermutung, dass Sn. seine Edda unvollendet hinterlassen habe, ab und begründet das. mit den erfahrungen und studien auf der reise nach Norwegen und Gautland schlägt der wissenschaftlich historische geist seiner tage von Oddi in Sn. durch, und Sn. erklimmt

die vor ihm unerreichte höhe der vereinigung wissenschaftlicher arbeit und kunst. eine ausführliche darstellung der grundkräfte der isl. saga. wissenschaft und ergötzung (*fróðleikur, skemtun*), ihres kampfes, ihres friedens in Sn.s kraft und ihres verfalls gibt N.s auffassung der litt.-gesch. der saga. aber unter der feder verengert sich ihm m.e. das blickfeld auf Nór. kga.ss. für dieses gebiet scheinen mir seine gesichtspuncte glücklich gebildet und verwant. für die entwicklung der Isl.ss. und die im felde der volkssage liegende vorgeschichte der kga.ss. ist der gesichtswinkel zu eng. Nór. kga.ss. sind von haus aus litterarisch — von einigen nur erschlossenen sǫgur lässt sich das gegenteil nicht behaupten. für sie kommt von vornherein wissenschaft in ganz anderem grade als für die Isl.ss. in betracht. N.s treffende bemerkungen über die Fornaldarsǫgur drängen auf verwertung für die Ísl.ss.

N. geht an die psychologische erklärung der fassung die Sn. dem stoff gegeben hat; der zweck des buches hindert ihn, mehr als proben zu geben. ich halte diesen abschnitt für den wissenschaftlich fruchtbarsten des buches. da ist fast überall neuland. durch die philologische arbeit müssen erst Sn.s quellen und das aussehen seines textes im verhältnis zu ihnen festgestellt werden. das ist gutenteils geschehen. es ist vorarbeit. was wir wissen wollen ist: welche motive haben Sn. zu seiner gestaltung des textes veranlasst? me. kann diese arbeit jetzt in angriff genommen werden. sie wird dauernd im reciprok-verhältnis zur reinen quellenkritik stehn. sie kann nur von der stilkritik unter historischer wertung und litterarischer charakteristik geleistet werden. N.s proben wecken den lebhaften wunsch, dass er uns diese schwere, feine arbeit einmal vorlegen möchte. die beiden besprochenen bücher erweisen seine ausstattung mit den beiden wesentlichen gaben dafür: quellenkritik und verständnis für persönlichkeit.

Kiel. **W. H. Vogt.**

G. G. Gervinus. ein capitel über litteraturgeschichte von **Max Rychner.** Bern, verlag Seldwyla 1922. IX u. 136 ss. 8°.

Dass in den tagen einer so lebhaften discussion über aufgaben und methoden der deutschen litterarhistorie auch die gestalt des begründers der neueren deutschen litteraturgeschichtschreibung zum gegenstande einer an den heutigen bewegungen orientierten geistesgeschichtlichen untersuchung gemacht werden würde, war zu erwarten; fühlt man sich doch auch in jeder litterarhistorischen vorlesung gradezu gedrungen, Gervinus stellung und einstellung nachdrücklich zu charakterisieren. doppelt erfreulich daher die — bei aller lebhaftigkeit — objective und unabhängige art, in der die neue schrift dem vielangefeindeten gerecht zu werden strebt.

Es kommt R. hauptsächlich darauf an, die anscheinende grundparadoxie von Gervinus zu erklären: die deutsche litteratur sei zu ende, von jetzt an habe sich jede begabung der politischen neugestaltung zuzuwenden — und zu diesem behufe schreibt er fünf bände litteraturgeschichte. der anfang wissenschaftlicher deutscher litteraturgeschichte war als abschluss gedacht —. bei solcher erklärung kann natürlich nur geschichtlich vorgegangen werden. und so gelten die beiden ersten capitel, nach der die problemlage zeichnenden einleitung, der persönlichen und der sachlichen vorgeschichte: 'Die gestaltung des weltbildes' und 'Vorläufer und vorstufen'. in jenem wird die jugendentwicklung von Gervinus geschildert, der schon früh im verkehr mit freunden wie Hessemer seine neigung zu selbstbewustem doctrinarismus erkennen liefs, bis zu der entscheidenden einwürkung des so ausgesprochen politischen Schlosser und der daran anschliefsenden ausgestaltung seiner stoisch-energetischen weltansicht; in diesem die linie gezogen, die von Herder zu Wilhelm und Friedrich Schlegel führt, im gegensatze zu den Eichhorn-Bouterwek, von denen sich Wachler woltuend abhebt, vor allem dadurch dass er eine durchgehnde idee hat, dieselbe wie Gervinus: die der nationallitteratur. an Eichhorn-Bouterwek schliefst R. kurzerhand und ungerecht Koberstein an. der unmittelbare vorläufer von Gervinus, wenn auch tief unter ihm stehend, ist natürlich der politische Menzel. die litterarhistorische bedeutung von 'Dichtung und Wahrheit' erscheint nicht genügend gewürdigt.

'Das litterarhistorische programm' von Gervinus (cap. 4) erscheint schon in der recension der beiden litteraturgeschichten von Bohtz und Herzog in den Heidelberger jahrbüchern (1833). schon hier ist die aufgabe des historikers gegenüber der des ästhetikers in scharfer scheidung formuliert, schon hier findet sich das 'gesetz der entwicklung', die forderung der freien unbefangenheit des historikers vor jedem standpunct — höchst wertvoll, auch wenn G. selbst sie so oft nicht erfüllt hat —, das verlangen an die dichter, zu den kämpfen ihrer zeit stellung zu nehmen, ja partei zu ergreifen, und die ganze politische einstellung. schon hier aber auch die neigung den dichter zu schulmeistern, und die geringe fähigkeit, rein künstlerische naturen zu begreifen. schon in dieser ideenreichen schrift, die das wunschbild einer von irgend jemand zu schreibenden geschichte der deutschen nationallitteratur entwirft, steckt der ganze Gervinus. 'über die schulter des historikers blickt der politische patriot'.

Der 'Geschichte der deutschen dichtung' gilt das nun folgende hauptcapitel. (R. hält sich gleich an die 5. auflage 1871, wegen der grundsätzlich gleichen haltung, trotz der erweiterungen und der mitwürkung von Bartsch, nicht an die erste, 1835—42, oder eine der folgenden, etwa die dritte, bekanntlich die beste

— eine übersicht über umfang und etwaige tendenz der veränderungen hätte nichts geschadet). ausgehend von den begleitbriefen des ersten bandes an die brüder Grimm, Gervinus eigenen kurzlebigen Jahrbüchern, den vorreden, der selbstbiographie (1860 geschr.) und den 'Grundzügen der historik' (1837) werden erstmalig die — ja tatsächlich lebenslang dauernden — hauptgesichtspuncte von Gervinus, und das heifst auch die ausgangspuncte für den beurteiler, gewonnen, die sich dann sämtlich in dem nun zu eingehnder untersuchung kommenden grofsen werke widerfinden. in der formulierung R.s: künstlerische litteraturgeschichtsschreibung, ohne die kalte haltung irgend einer gemimten objectivität, unüberhörbare betonung der eigenen erlebenden persönlichkeit, die ihren gegenstand unter dem augenpunct der gegenwart aufnimmt'. oder, um wenigstens die wichtigsten puncte mit Gervinus eignen, so bezeichnenden worten zu geben: 'ich schrieb das werk von vornherein in der tendenz, den Deutschen zu zeigen, dass alle echten lorbeeren, die sie auf dem feld der dichtung zu pflücken hatten, vorläufig eingetan seien; ich schrieb die erste zeile mit der aussicht auf das letzte blatt des werkes' (selbstbiogr.); 'In einem puncte weicht es [das buch] besonders von andern litterarischen handbüchern und geschichten ab: dass es nichts ist als geschichte. ich habe mit der ästhetischen beurteilung der sachen nichts zu tun' (bd. 1, einleitung). und: 'Ich fasse die deutsche dichtungsgeschichte von einer bestimmten seite auf; man kann sie von hundert anderen auffassen, die ebenso richtig und in sich bedeutender sein können. wer mein buch beurteilt, muss es von meinem gesichtspunct aus beurteilen'.

Dies nun tut R. im folgenden, und es ist sehr zu billigen. aber freilich muss er dazu die eröffnenden schlüssel in G.s charakter, seiner weltanschauung suchen, um sein bild des objectes seines werks, der dichtung, sich zu erwerben. und das ist ohne eigne, wenn auch beherschte kritik nicht möglich.

Die untersuchung greift die hauptpuncte heraus. unter den 'grundsätzlichen haltungen' (1) die wichtigste ist die parteinahme für den staat, für das leben und — gegen die litteratur, soweit sie noch jetzt entsteht, dh. gegen die gesamte nachclassische. 'Unsere dichtung hat ihre zeit gehabt'. 'In der Romantik ging unsere dichtung in fäulnis über'. ja er meint, man hätte 'die talente die nun kein ziel haben, auf den staat locken sollen', als ob das würklich dichterischen ingenien gegenüber möglich wäre. und seltsam muss es erscheinen, wenn Gervinus geglaubt hat, nur zur 'selbstermunterung seiner zeit' so gallig haben schreiben zu müssen. aber R. hat recht wenn er sagt: 'man kann leichthin seinen satz 'unsre dichtung hat ihre zeit gehabt' einen irrtum schelten, es bleibt immerhin der irrtum eines grofsen mannes, der davon durchdrungen war, dass die poesie der mensch-

heit keine verwürklichungsfähigen ideale mehr schenken könne', und zur rechtfertigung seines nützlichkeitsstandpunctes auf sein 'weites, in seiner geschlossenheit an gröfse heranreichendes ideensystem' hinweist. seltsam paradox, aber von seinen allgemeinzeitlichen, den nationalen, und den persönlichen voraussetzungen aus verständlich, bleibt G.s eigene wendung zum 'denkenden leben', der geschichtsschreibung, statt zum 'wirkenden', das er so viel höher stellte. das 'denkende' war ihm doch nur ein mittel für das 'wirkende', in hinblick auf die nation, für den theoretiker freilich das einzige — und so ist dieser widerspruch, den er selbst empfand, ein notwendiger.

Der zweite punct den R. näher untersucht betrifft das verhältnis von individuum und epoche bei Gervinus und seine erklärung. nur derjenige individualgeist erregt G.s tiefere aufmerksamkeit, in dem sich der geist der epoche ausspricht, der 'repräsentant des volkswillens und zeitgeistes, eine verkörperte idee' ('Grundzüge der historik'); wobei er unter idee, zeitgeist, das allgemeine geistige lebensgefühl einer zeit versteht, nicht gerade vorzüglich ihre tiefsten und feinsten erkenntnisse. die persönlichkeit wird 'epochisiert', wie die litteraturgeschichte politisiert wird. darum sind Hutten, Luther und Lessing seine lieblinge. der grund ligt in der principiellen einstellung auf die entwicklung der nationallitteratur als eines gesamtwesens, auf das 'wirkende leben', und was schematisierung von epochen mit würkendem zeitgeist und charakteristischer haupttendenz betrifft, in der einwürkung Hegels, die stärker war als G. zugestehn wollte; ich würde diesen punct viel stärker betonen als R. es tut. daneben natürlich in seiner relativ geringeren fähigkeit die gestalt eines dichters zu sehen und herauszuarbeiten, seinem schwächeren verständnis für das specifisch-dichterische und den poeten, wie man an seiner stellung zu den Romantikern, zu Hölderlin und Mörike, aber auch zu Goethe sehen kann. — Aber dies ist ja wider nur die andre seite derselben sache: subtiles verständnis für die einzelpersönlichkeit ist nicht sache des mannes, den die natur ganz auf die erfassung der nationalen, politisch gesehenen gesamtentwicklung hin construiert und mit den organen dafür grofsartig-einseitig ausgerüstet hatte.

Hiermit kommt man schon hinein in die erwägungen die R. beim dritten punct anstellt oder in uns anregt, der 'idee der persönlichkeit'. ausgezeichnet formuliert R. den tatbestand: 'das werk als gehalt, nicht als künstlerische gestalt erkor sich G. als forschungsobject. die notwendige idee einer zeit, repräsentiert durch einen dichter, dargestellt in dessen werken. damit ist aber die idee einer persönlichkeit nicht erschöpfend dargestellt, denn Gerv. bleibt beim blofs gedanklichen stecken; die tiefen triebhaften, imponderabilen kräfte, die das complicierte wesen einer idee in sich begreift, der 'holde wahnsinn' oder das un-

erklärlich geniale in der poesie, das sind himmlische mächte, die er nicht kennt'. aber mit der bloſsen feststellung begnügt R. sich nicht; er betrachtet ihre auswürkungen und sucht den zusammenhang mit dem ganzen.

Im begriff erfasst G. die idee, nicht in der individualtätigkeit. daher meint er alles erklären zu können, mit jenem unfehlbaren rationalismus, der ihm so viel hass eingetragen hat. so muste ihm die lyrik am unzugänglichsten bleiben. sehr hübsch zeigt R., wie G. sich um eine doctrin, ein princip bei der lyrik etwa Goethes umschauen, es sich besorgen muss, um sie zu beurteilen, 'ohne selber mitschwingen zu müssen'. lyrik ist ihm die niederste gattung, die des unentwickelten menschen, der kindheit. ihr höchstes lob ist, wenn sie, wie zt. bei Goethe, dem volkslied gleichgesetzt werden kann. vollkommen consequent, meines erachtens, aus der nationalen, demokratischen, collectiven grundidee gefolgert; daneben wol uneingestandene einwürkung der romantik. 'ein abstrahiertes mittelmaſs' als maſsstab ist bei G. freilich die folge, der allen groſsen lyrikern gegenüber versagt. der dichter gehört ihm immer der zeit an, von ihr bestimmt und wissenschaftlich bestimmbar; alles persönlich-eigene darüber hinaus tritt für G. in zweite linie. aus 'schicksal und natur' ist der mensch mit sicherheit zu entwickeln. so sind denn 'zeiten und verhältnisse' ganz folgerichtig für Gervinus wichtig genug; trotzdem würde er sich der milieutheorie widersetzen; denn milieu, die umgebung, würde ihm nur kleine und unwesentliche dinge zu enthalten scheinen, die der humorlose den gering geschätzten humoristen und pragmatischen historikern überlässt. s e i n milieu, das ist das 'netz historischer ideen', sie sind d a s erklärende bei ihm, und ihnen zuliebe sublimiert er alles möglichst ins geistigste. der schüler Hegels wider willen, in gewissem sinne auch der zeitgenosse Rankes scheint mir hier unverkennbar. ist so bei G. alles in der sich entwickelnden zeit verankert, historisch bedingt und bedingend, die dichtung also auch als ein durchaus relatives erfasst, so fehlt notwendig mein ich, der sinn für das un- und überhistorische, individuelle und ewige des dichtenden schöpfergeistes, das symbol, wie es R. in einem vortrefflichen absatz nennt.

Das dichterideal ist ihm identisch mit dem mannesideal, und notwendig gilt seine sympathie nicht den epikureern unserer litteratur mit ihren 'heiteren grundsätzen' — auch denen muss er noch 'grundsätze' zuschreiben —, sondern den handelnden, tapferen stoikern. auch nicht den werdenden oder den ewig sich bildenden — den festen, gewordenen, zur klarheit über sich gediehenen oder von vorn herein zweifellosen (wie er selbst). Lessing verherrlicht er aus voller seele, Goethe muss er ehren, Schiller liebt er, nicht so sehr den energisch werdenden, als den mann, den Römer, den moralischen idealisten. denn der dichter

wird vor allem als sittlicher wert bestimmt und gewürdigt, und der ethische wert ist ihm immer etwas absolutes, im sprechendsten gegensatz zur historischen relativität des dichterischen bei ihm, genau umgekehrt wie in der moderne, 'charakter' die hauptforderung an den dichter.

Das drama ist die fast einzig manneswürdige kunstform, Lessing, der mann unserer litteratur, unser erster dramatiker, Shakespeare das urbild des dichters, vor allem weil er 'tätiges würken den zeitgenossen mit hilfe der vaterländischen geschichte inspirierte' (wie es Gervinus selber wollte). seine meisterwerke sind nach G.s wort 'wie eine moralische gallerie geordnet'. und Goethe? er hätte noch weit mehr werden können als er geworden ist, wenn er, subjectiv und objectiv, ein vaterland, ein grofses vaterland, gehabt hätte. sehr viel hat Gervinus ihm gegenüber auf dem herzen. wie man sein sollte, wie die jugend sein soll, vorab die dichtende, das hat G. in seinem liebling, Georg Forster, entdeckt, dem 'typus des activisten' (R). die Romantiker, denen er den berühmten anhang widmet, sind ihm fast eine schmerzliche scham. (muste es ihm nicht so sein?) Grillparzer nennt er mit Houwald zusammen. und so kommt er zum letzten blatt, auf das hin er die fünf bände geschrieben hat: lasst die kunst und wendet euch dem leben zu! zimmert euch endlich euren s t a a t!

Was R. jetzt noch bringt, ist mehr rascher abschluss — ausgewählte 'stimmen über Gervinus' (VI); so Vischer, Hillebrand, Treitschke, Ranke, Nietzsche (der dem 'platten und dummen G.' eine Unzeitgemäfse widmen wollte), Grillparzer, Hebbel, in gerechter stellungnahme. —

Was für eine tief merkwürdige erscheinung ist dieser begründer unserer litterarhistorie fast wider willen! eine fülle der berechtigtsten einwände kann gegen ihn erhoben werden, der schlimmste, der von Grillparzer, dass er von kunst, und wie es eigentlich gemacht wird, nichts verstehe: die eiserne geschlossenheit und consequenz des mannes und seines werkes bleibt dadurch ganz unberührt. die eine grofse grundabsicht waltet in ihren consequenzen mit notwendigkeit bis in die einzelnsten stellungnahmen hinunter. aber diese grundabsicht, ist sie nicht selbst paradox und widerspruchsvoll? nicht so sehr als es scheint, wenn man sich nur genügend in die mit überdruss und zukunftsungeduld geladene litterarische und politische atmosphäre der epigonenzeit der dreifsiger jahre vertieft. konnte man da, an einer sehr deutlich gespürten wende der zeiten, nicht sehr wol auf den Gervinusschen gedanken kommen? dass die geste schulmeisterlich ausfiel, ist eine sache für sich, etwas persönliches. würklich erstaunlich bleibt nur zweierlei: die vorstellung dass die nationale dichtung nun gewissermafsen aufhören werde, mindestens in ihrer früheren, allzu hohen inneren und äufseren be-

deutung für die nation, und noch mehr die idee, dass es möglich sei die begabungen von der litteratur weg auf die politik zu locken. aber hat, was den ersten punct betrifft, nicht die entwicklung der folgezeit G. in weitem umfang recht gegeben, insofern als für einige jahrzehnte mindestens aus dem volke der dichter und denker eines der kaufleute und ingenieure wurde, und wahre dichtung tatsächlich in die hinterste reihe der die nation interessierenden angelegenheiten trat? und was den zweiten angeht, so gibt es immer einen grofsen schwarm litterarischer begabungen, die sich ebenso gut der politik zuwenden könnten als der litteratur, und an diese durchschnittsbegabungen, etwa vom grade der üblichen Jungdeutschen, hat Gervinus natürlich ganz vorwiegend gedacht, nicht an die grofsen, denen er nur, mit grund, einen schuss nationalen bewustseins und lebendigen sinn für die geschicke ihres volkes ins blut wünschte. jene mittleren aber waren es gerade, die noch zu G.s zeit in spätromantischen schwärmen die luft frischerer politischer hoffnungen verdichteten und ganz gewis eine gefahr für die nationale politische zukunft bildeten. vgl. selbstbiographie s. 271. 45. 66. 335.

Es war wol auch mehr G.s saure, und, um mit FVischer zu reden, möglichst widerwärtige manier den gedanken auszusprechen, als der gedanke selbst, was verletzte. auch die ästhetisch gestimmten unter den Heidelberger studenten noch der fünfziger und sechziger jahre werden wol gewust oder gefühlt haben, warum sie so oft über die Neckarbrücke nach Neuenheim zogen, um dem strengen manne ihre huldigungen darzubringen. und vielleicht ist die generation die 1918 und die feindesnot der folgenden jahre erlebt hat und erlebt, wider mehr in der lage, die grundintentionen dieses mannes zu verstehn, als es in der zeit der nationalen saturiertheit möglich war.

Gervinus reiht sich, als einer der hervorragendsten, ein in die dichte schar von denkern und dichtern, die mit glühender seele aus dem alten privaten Deutschland in ein neues der öffentlichen interessen, der realitäten, eines nationalen tatsachenstiles auch in der dichtung hinüberwollten und als ihre mittel nur die alten, rein geistigen zur verfügung hatten. G., der sich dem 'denkenden leben', dh. dem bücherschreiben, ergeben muss, um das 'würkende' zu fördern — ironische tragik, dadurch noch ironischer, dass der über die entwicklung bis 1871 grollende demokratische doctrinär, nach den vorliegenden versuchen zu schliefsen, auf dem gebiet praktischer realpolitik keine lorbeeren geerntet haben würde. sind doch seine politischen prophezeiungen fast alle nicht eingetroffen. in seiner schroffen einseitigkeit, in der notwendigkeit und consequenz seiner gesamten geistigkeit, von den für ihn unentrinnbar gegebenen voraussetzungen aus, hat dieser stoiker, dieser unerträgliche professor, dieser unfehlbare, eisenstirnige rechthaber, eine herbe grofsartigkeit, ja gröfse. —

Die notwendigkeit und folgerichtigkeit, mit der G.s grundforderung sein werk wie sein gedankengebäude bis in die verästelung einzelner litterarischer stellungnahmen durchdringt, klar aufgewiesen oder dem weiterdenkenden an die hand gegeben zu haben, ist das hauptverdienst der Rychnerschen arbeit.

Die verbindungslinien von G. nach rückwärts hätten weit zahlreicher gezogen werden können, und wol noch erklärender behandelt — indes findet man dies, oder mindestens weiteres material dazu, schliefslich auch anderswo (vgl. vorwort s. VIII). doch war Schlosser jedenfalls eingehnder zu würdigen; auch die frage zu beantworten, ob Carl Braun, in der s.z. vielbeachteten schrift gegen G., und Karl Hillebrand (Zeiten, völker und menschen II s. 248) recht hatten, wenn sie Niebuhr als vorläufer von G. in anspruch nahmen hinsichtlich der grundthese von der erschöpftheit der deutschen litteratur und der notwendigkeit ihrer politisierung. am schluss hätten die Grillparzerschen einwendungen, gegen die sich vom standpunct einer am kunstwerk orientierten litteraturgeschichte schlechterdings nichts sagen lässt, wol eine eingehndere behandlung verdient. auch die von Hillebrand lassen sich nicht so leicht abtun. und endlich hätte ich in einem buch in dem notwendiger weise so viel kritik am helden vorkommt, gern ein capitel gesehen, in dem die ungeheuren litterarhistorischen verdienste seines werkes zusammenhängend geschildert würden, statt dass dies nur in zerstreuten hinweisen, die eigentlich schon die würdigung voraussetzen, geschähe. das doch durchaus positive werk würde so an innerer consequenz gewinnen. — Einmal ist vf. ein opfer seines eigenen wortspiels geworden: s. 131 z. 8 'gläubiger' statt 'schuldner', was doch wol gemeint ist (zeile vorher dieselben leute 'gläubige' genannt), in einem formal überhaupt etwas verunglückten satze.

Dies letzte und anderes sind natürlich kleinigkeiten. das geistvolle buch bedeutet eine entschiedene förderung.

Wien. **W. Brecht.**

Erfahrung und idee. probleme und lebensformen in der deutschen litteratur von Hamann bis Hegel von **Herbert Cysarz.** Wien u. Leipzig, Braumüller 1921. XII u. 320 ss. 8°.

Es wird dem ref. nicht ganz leicht, zu diesem buche stellung zu nehmen. einerseits sollte man das messer und die schere des gärtners wegwerfen und nur mit der giefskanne herbeieilen, wo sich, wie in diesem falle, eine so glänzende begabung im keime regt. denn dieses schon wegen der kühnen bewältigung seiner stoffmasse bewundernswerte werk ist nur eine weiter ausgeführte dissertation! anderseits aber häufen sich gerade auf litterarwissenschaftlichem gebiete jene constructiven 'synthetischen' arbeiten, die mit der bisherigen, brüchig gewordenen analytischen

forschungsmethode nun auch deren unantastbare gewissenhaftigkeit und gründlichkeit bei seite schieben. gleichzeitig mit C.s buch ist Fritz Strichs ungemein geistvolle schrift 'Deutsche Klassik und Romantik' (München 1922) entstanden, die in ihren ergebnissen manche berührung mit der vorliegenden arbeit hat und die der verlag als ersten versuch ausgab, die methode Wölfflins auf die litteraturwissenschaft zu übertragen, wiewol meines erachtens der Münchner kunsthistoriker gerade in diesem buche viel von seinem geist und seiner darstellungskunst und nur wenig von seiner glänzend fundierten methode finden wird. so wie das buch von Strich geht das von C. ja nicht mit der mode. der verfasser hat sich überall die ergebnisse der specialforschung, wenn auch nicht immer die besten und neuesten, zu eigen gemacht, wie ihn auch glücklicherweise kein horror vor historischer betrachtungsweise dazu verführt, die dinge mit einemmal in ein licht zu stellen das sie vielleicht gar nicht vertragen. dennoch ist der überschuss an geist und kühnem wagemut auch für C.s arbeit nicht immer vorteilhaft gewesen. sie verrät eine nervöse unruhe, sowol in der durchdringung des oft wol nur flüchtig zusammengelesenen materials, wie auch in der stilistischen darstellung. allzuhäufig lässt sich der verfasser vom einfall regieren. im drange, möglichst rasch lange entwicklungsreihen zu übersehen, die verschlingung geistiger complexe in führende linien aufzulösen und die ergebnisse scharf pointiert und antithetisch zugespitzt vorzutragen, kennzeichnet C. litterargeschichtliche erscheinungen zuweilen mit schnoddrigen schlagwörtern, die einem forschen leitartikler, aber keinem gelehrten anstehn. manchmal gleiten wir ganz in den bereich übler zeitungsphrasen hinab: 'Günther war der erste gewesen, der auf dem Parnass einer weihrauchumwölkten, scharfsinnigen poetenzunft wider ein lied aus frohgemuter kehle geschmettert ...' (s. 8). anderseits überfrachtet der verfasser in einer nicht genug zu rügenden freude an fremdwörtern und lastzugartigen wortcompositionen seinen bis zur schwerverständlichkeit zusammengedrängten stil mit dem 'symbolgewebe der zeitgenössischen philosophie' (vorwort s. X). so wird die lectüre des buches stellenweise zu wahrer qual. da treten einem satzgebilde in den weg, deren schwerfälligkeit zu ihrer charakterisierenden kraft in keinem verhältnis steht: 'In Gerstenbergs individualismus verbinden sich die früchte des Hallischen und Herrnhutischen pietismus mit dem genialischen einheitsenthusiasmus des allen begriffskrücken entwachsenen persönlichkeitsbewustseins' (s. 38). je weiter man in C.s buch vordringt, desto rascher verliert man den faden des grundgedankens, der zu dem vom verf. erstrebten typologischen bild der weltanschauung führen soll. diesen grundgedanken bildet das verhältnis von erfahrung und idee im geistesgeschichtlichen werden des jahrhunderts von Hamann bis Hegel. die vielgestaltigkeit

seines begriffes 'erfahrung' setzt C. leider nur in der leicht zu übersehenden anmerkung des vorwortes (s. VI) auseinander. schon dass sich die darstellung bald auf lebensformen bald auf kunstformen bezieht (s. VII), trägt nicht zu ihrer übersichtlichkeit bei. auch scheint die etwas merkwürdige gliederung des stoffes, bei der ein abschnitt die charakteristik einer ganzen richtung und der andere wider nur die einer bestimmten persönlichkeit bringt, oft nicht so sehr im stofflichen bedürfnis begründet zu sein, als in der persönlichen anteilnahme des verf.s an diesem und jenem gegenstand und in der günstigen vorbedingung, die eine reichlicher fliefsende specialforschung gerade für die bearbeitung des einen oder andern abschnittes bot. so wenig leider auch aus diesem umfangreichen werk für die der litteraturwissenschaft unbedingt nötige typologie der künstlerischen form herauskommt, C. besitzt zweifellos auch für diese fragen volles verständnis (vgl. seine ausführungen auf s. 38 f u. 110). vor allem aber erhebt sein ungemein feines einfühlungsvermögen manche seiner charakteristiken, wie zb. die Jean Pauls und Hölderlins, zu dem allerbesten was bisher über diese dichter gesagt worden ist. nur sind diese charakteristiken meist wider gar nicht recht auf den grundgedanken der arbeit abgestimmt, weshalb sich C. widerholt genötigt sieht, den leser darüber zu belehren, wie weit aus dem dargebotenen das wechselnde verhältnis von erfahrung und idee erhellt.

Das I capitel 'Die befreiung des natürlichen' schildert uns in allgemeinen zügen die geistige haltung im zeitalter der aufklärung, das schon keime zu individualistischen krisen und naturalistischer umwälzung in sich birgt. wer einen grofsen sprung tut, muss einen weiten anlauf nehmen. entdeckungsfahrten wie sie C. unternimmt dürften nicht erst am wüstensaum der rationalistischen epoche beginnen, sie müsten zum mindesten im seelischen gestrüpp des 17 jh.s ansetzen. dann wird nicht mehr so einseitig wie bisher Hamanns auftreten als erster schöpfungstag für ein moderneres verhältnis zu leben und kunst erscheinen, sondern es werden sich vorbereitende regungen auch schon in dem so vielverzweigten geistesleben der deutschen barockzeit entdecken lassen. die immer mehr sich verändernde stellung der litteratur- und geistesgeschichtlichen forschung zum 17 jh. scheint C. entgangen zu sein. was er zur charakteristik des barocks vorbringt beweist, dass ihm bisher die reichen seelischen energieen gerade dieser epoche geheimnis sind. es fehlt daher auch für die schilderungen seines I cap. der rechte hintergrund. man verkennt Hallers stellung zum barock ganz, wenn man das neue in der kunst dieses dichters darin sucht, dass er in einer 'körnigen, stockend-ringenden sprache alle glätte und correctheit, das erbe der galanten zeit, zugunsten des bewegtern, prägnantern ausdruckes' preisgegeben habe (s. 9).

C. bemüht sich in der anakreontik des Halberstädter kreises ansatze zu einer realistischeren kunstauffassung zu finden, aber übersieht vollständig den fortgeschrittenen realismus eines Weise, Reuter und Henrici. es würde zu weit führen, im einzelnen zu zeigen, wie oft hier C. in die falsche kerbe haut und wichtiges zu gunsten von unwichtigem übersieht. aber bei dem polyhistorischen gehalt des buches weifs ref. nicht, ob der verfasser von der philosophie oder litteraturgeschichte herkommt. jedenfalls ist sein philosophisches wissen tiefer verankert als sein litterarhistorisches.

Festern boden gewinnt C. erst in seinen ausführungen über die Schweizer ästhetik, die aber, wie es scheint auf grund von Servaes nun doch schon überholter schrift, die zukunftsträchtigen keime dieser richtung weit überschätzt. der realismus in der kunst der Bremer Beiträger wird übersehen, auch die von Bieber so vorzüglich beleuchtete stellung Adolf Schlegels zu Batteux. — Das 'gewissen' der aus rein rationalistischen bindungen zur freiheit drängenden litteratur dieser zeit ist Lessing, von dem s. 19—22 eine charakteristik gegeben wird, die freilich nichts wesentlich neues bietet, aber die grenzen von Lessings begabung sehr gut umschreibt und mit recht seine kraft als eine lebensnotwendigkeit für die erwachende originallitteratur erkennt. neue regungen im geistigen leben Frankreichs und Italiens bereiten auf Rousseau vor, den 'ersten apostel des individualismus' (s. 25).

II cap.: 'Von Hamann zu Herder': eine vorzügliche charakteristik Hamanns spricht der gefühlseinstellung dieses universalisten und sensualisten eine stärke zu, die genügte 'einen ganzen kosmos zu tragen', betont aber auch, dass der formwille des Magus an der 'untersten objectivationsstufe' haften bleibt (s. 28). merkwürdigerweise wird in der charakteristik Gerstenbergs, mit dem die einfühlung in die litterarische kritik kommt, der 'Ugolino' gar nicht erwähnt! in Herder begegnen sich einwürkungen Hamanns mit denen solcher persönlichkeiten die C. 'herolde classischen geistes' nennt: Shaftesbury, Winckelmann, Mengs, Hagedorn: alle übergangserscheinungen. bei Shaftesbury noch keine saubere scheidung zwischen form- und substanzästhetik, bei Winckelmann neben einer in die zukunft weisenden berührung mit dem plotinischen schönheitsbegriff formelle analogieen zur aufklärungsästhetik. so gelangen wir zu Herder. treffend wird hervorgehoben, dass dessen werk in der totalität einer lebensäufserung, nicht in der objectivität einer zweckerfüllenden leistung (s. 56) besteht. im übrigen aber enthält dieser abschnitt kaum etwas was über KSiegels (Herder als philosoph, Stuttgart 1907) weitaus klarer entworfene zeichnung von Herders geistiger structur wesentlich hinausführte.

III cap.: 'Formen und formeln der Geniezeit'. durch Herders auswertung und abrundung des universalismus gewinnt der in-

dividualismus erst festen boden zu freier entfaltung. 'Die Werther und Läuffer leben dem pfahlbürger ihren naturüberschwang und ihre conventionsledige leidenschaft handgreiflich vor. diese litterarische figur wird culturtypus ...' (s. 69). solche sätze zum beweis dafür wie C. oft ganz flüchtig heterogenes unter einem generalnenner zusammenrafft und verallgemeinert! sehr fruchtbar an ebenso geistvollen wie feinen bemerkungen sind die ausführungen über den geniebegriff (s. 73—82), den C. nicht nur an Young anknüpft, sondern für den er, gestützt auf gute specialarbeiten, auch schon bei Platner und dem jungen Kant ansätze findet. die 'Kritik der urteilskraft' bringt dann nochmals einen geniebegriff, der dem der Stürmer und Dränger verwant ist. etwas überraschend wird von da der übergang zu Hemsterhuis unausgeglichener weltanschauung gefunden (s. 80 f). nun wird das ringen nach naivetät und natürlichkeit von der Anakreontik durch den Sturm und Drang hindurch verfolgt in den etwas allzurasch zugreifenden charakteristiken von Schubart und Bürger (s. 83). was sonst noch von der realistik der Stürmer und Dränger gesagt wird, bleibt doch allzusehr an der oberfläche haften.

Hier hat in C. der geistreiche feuilletonist wider einmal den forscher erschlagen. wenn der verf. den eigentlichen hohen stil der Stürmer und Dränger mit dem modernen expressionismus, nicht aber mit dem naturalismus der neunziger jahre vergleichen möchte, so kann ihm ref. im hinblick auf die hymnendichtung und die fragmente des jungen Goethe beistimmen, aber bei Lenz nicht, trotz des 'kupierten stils' (der doch beim Maler Müller noch stärker hervortritt!). Klinger wird leider in diesem zusammenhang gar nicht genannt. gerade er aber muss meines erachtens als unbewuster revolutionär gegen die erstarrende eindruckskunst des Sturmes und Dranges aufgefasst werden. denn dass sich in dieser epoche auch tendenzen finden die denen des 'consequenten naturalismus' verwant sind, hätte C. das beispiel HLWagners zeigen müssen, den er freilich in seinem buche nicht einmal erwähnt!

Mit einem sprung sind wir dann bei Georg Forster (87 f), dem merkwürdiger weise Heinse angereiht wird, von dem wir hier eine feinsinnige charakteristik erhalten, die ohne frage den glanzpunct des sonst nicht allzuhoch stehnden abschnittes bildet. von den activen genies wendet sich C. den 'passiven' zu (Jacobi, Moritz, Claudius und den Stolbergen). Lavaters weltbild bleibt aufserästhetisch, hat aber als lebensform typische bedeutung für eine der wichtigsten wendungen in der geistesgeschichte des 18 jh.s (s. 94). Lavater und Jacobi sind übergangserscheinungen, die gegenüber den andern Stürmern und Drängern annäherung an das classisch-romantische ideal zeigen. im allgemeinen aber gilt, dass im vorclassischen zeitalter erfahrungszusammenhang

und ideenverknüpfung immer wider gegeneinander auftreten. erst bei Goethe vollzieht sich reine ineinsbildung von erfahrung und idee, ohne dass dabei das eine mathematisiert oder das andere naturalisiert würde. aufserordentlich reich an neuen, fruchtbaren gedanken ist die geistvolle charakteristik Jean Pauls (s. 107—116), der C. als 'kreuzweg' erscheint, von dem verbindende linien führen zur 'gegenständlich symbolisierenden classischen' wie 'progressiv ausschöpfenden romantischen' richtung (s. 115).

IV cap.: 'Die deutsche Hochrenaissance' (s. 117—167). die lebensenergieen des naturalismus werden hier mit den reifsten hervorbringungen der verstandescultur vermählt und die moralischen tendenzen der aufklärung zum weltproblem erhoben. Cysarz mustert nun zunächst die entwicklung Goethes unter dem gesichtspunct des verhältnisses von erfahrung und idee. dem jüngling ist die charakteristische kunst die einzig wahre. seit Italien aber tritt in des dichters auffassung die typik beherschend in erscheinung. seine kunst wird ihm jetzt als spiegel des weltganzen bewust, seine erfahrung ist nun idee, lebensgesetz aller welt. während bei Kant idee über erfahrung und begriff steht, glaubt Goethe auf dieser stufe seine idee nur durch beobachtung aus dem object gewonnen zu haben und wird erst von Schiller darauf aufmerksam gemacht, dass es sich dabei um etwas spontan der beobachtung hinzugefügtes handelt. Schillers 'idee' gehört wider dem Kantschen vernunftbereich an. das einverständnis beider classiker geht nun dahin, die idee zu symbolisieren. jetzt wird für Goethe gesetz, dass sinnliches material und vernunftgestaltung ununterbrochener wechselwürkung bedürfen. als den gipfel von Goethes reifster bildung betrachtet C. Iphigenie, Tasso, Herrmann und Dorothea. dieser epoche voraus geht bei Goethe der naturalismus, auf sie folgt allegorisierende abstractheit.

Aufserordentlich fruchtbar an anregenden ideen ist der umfangreiche abschnitt über Schiller. hier kann auf diese über Schillers schaffen vielfach neues licht verbreitenden ausführungen nur verwiesen werden. was C. besonders über das dramatische ethos Schillers sagt und über die befähigung dieses dichters zum volkserzieher (s. 152 ff), gehört nach ansicht des ref. zum besten des ganzen buches. — Wie Schiller strebte auch WvHumboldt nach einheit des moralischen charakters, doch zeichnet ihn vor Schiller ein stärkeres einfühlungsvermögen aus, das ihn auch allmählich der kunstauffassung Schellings nahebringt. auch Hölderlin wird von C. in die hochrenaissance einbezogen, 'unbedingt' als der classische lyriker. die züge die diesen dichter mit der Romantik verbinden, werden zwar nicht verkannt, doch scheint dem ref. hier Strich in seinem buche das romantische in Hölderlin viel feiner herausgefühlt zu haben als C., und zwar auch in der lyrik des dichters (Strich s. 99). mit Strich in

widerspruch aber kommt C., wenn er s. 161 Hölderlin alle titanische hybris abspricht (vgl. Strich s. 54 f).

V cap.: 'Die Romantik'. sie wird von C. als kategorie, naturbegriff und system erfasst. die Romantik erscheint dem verf. als eine grofse gesamtkrisis, wie ja auch Strich ihre tendenz zum chaotischen betont. durch den intuitionismus der Romantiker werden allenthalben die schranken niedergerissen, die die transcendentalphilosophie errichtet hatte (172). sehr geistvoll was C. dann ausführt über das classische zwischenreich des 'schönen scheins' und die romantische oberwelt, sowie über den unmittelbaren und deductiven weg, auf dem sich die Romantiker mit dem absoluten in verbindung setzen (s. 174 ff). der kern jedes romantischen stilprincips ist nicht, eine bestimmte idee in ihrem sinnlichen körper zu zeigen, sondern die eine, göttliche idee an einer bestimmten stelle der würklichkeit. treffend auch die feststellung, dass Kant auf kritischem, die Romantik auf platonischem standpunct steht. eingehend wird dann der begriff des universalismus und des progressivismus auseinandergesetzt, der dynamische charakter des romantischen denkens und der darin eine so bedeutsame rolle spielende entwicklungs- und organismusgedanke beleuchtet. die weitern ausführungen beschäftigen sich mit der synthese von natur und intelligenz in der Romantik. 'Die romantische idealität ist nicht scheindurchdringung, sondern ganz natur und ganz instinct zugleich. instinct und geist werden zu einem kosmischen parallelismus von erfahrung und idee vereinigt' (s. 205). daraus ergibt sich auch gegenüber dem Sturm und Drang ein neuer geniebegriff. nicht ganz mit recht, wie ref. glaubt, hält C. die schon längst festgestellten unterschiede in den beiden geniebegriffen für 'psychologisch überschärft', wenn man ihm auch darin wird beistimmen müssen, dass zwischen dem geniebegriff in Goethes Prometheus und in andern erzeugnissen des Sturms und Dranges immer noch eine kluft besteht. C. prüft nun das verhältnis der Romantiker zur genialität des naiven und stellt Novalis mit Schelling zusammen, weil beiden die intuition des einen, umfassenden lebensvorganges 'alpha und omega des denkens' ist (s. 216). Schleiermacher wird in seinem denken als Romantiker charakterisiert, der aber auch verwantschaft mit dem kriticismus und classicismus hat, und dessen individualismus die eigentliche überwindung des 18 jh.s in sittlichkeit und gesellschaftslehre bedeutet. s. 224 interessantes über das fruchtbarwerden des individualitätsbegriffs im drama des 19 jh.s. ein weiterer abschnitt verfolgt den durch die Romantik angeregten historismus in seiner entwicklung, doch zeigt sich gerade hier wie auch im schlusscapitel des buches, dass C. nicht mehr imstande ist, die nahezu unübersehbaren und noch wenig durchgearbeiteten stoffmassen unter seinen synthetischen gesichtspuncten zu meistern. der leser wird hier stellenweise einem

wahren trommelfeuer von namen und schlagwörtern ausgesetzt. recht unvermittelt wird in diesem zusammenhang auch Kleist behandelt, über dessen verhältnis zur antike aber C. manch feinsinniges zu sagen weifs (s. 248 f), und dessen dramatischen stil er aufserordentlich lebendig charakterisiert.

VI cap.: 'Die zwei letzten stufen des idealismus'. als vorstufe für Hegel construiert sich C. eine 'klassisch-romantische', wo der allorganismus und spiritualismus der Romantik aufs tiefste von den synthetischen energieen des classischen menschen durchwürkt ist. eine unumgängliche materiale voraussetzung für diese epoche wird die bedeutung des religiösen. damit wendet sich C. den romantischen conversionen zu, besonders der Friedrich Schlegels, die er aus einer gewissen ermüdung an der progressivität der romantischen weltanschauung erklären möchte. in sehr dankenswerter weise befasst sich der verf. einmal eingehend mit dieser letzten lebenszeit Friedrichs, und neben Schlegel wird auch Solger ausführlich behandelt, der die fuge ist 'zwischen der identitätsphilosophie Schellings und der dialektik Hegels' (s. 266). es folgt dann die eindringende darstellung von Hegels system selbst, und den schluss des werkes bildet ein panoramischer überblick über das geistige leben in der nachromantischen epoche und in der des Jungen Deutschland, entworfen unter dem gesichtspunct der auswürkungen der Hegelschen philosophie und der durch sie hervorgerufenen gegenströmungen.

Bei aller inneren unausgeglichenheit, häufigen unklarheit und unübersichtlichkeit, bei allen ungenauigkeiten und constructiven gewaltsamkeiten doch ein buch, das niemand ohne reichste belehrung und anregung aus der hand legen wird, und dessen verfasser jedenfalls zu den grösten hoffnungen berechtigt.

Halle a. d. S. **Ferdinand Josef Schneider.**

---

(1) Uhland, leben, dichtung, forschung von **Hermann Schneider.** [Geisteshelden (Führende geister) 69. u. 70. bd.] Berlin, Ernst Hoffmann & co. 1920. VIII u. 527 ss. 8°.

(2) Uhlands gedichte und das deutsche mittelalter von **Hermann Schneider.** gedruckt mit unterstützung der Preufs. Akademie der wissenschaften [Palästra 134]. Berlin, Mayer & Müller 1920. VI u. 130 ss. 8°.

Eine umfassende, wissenschaftliche würdigung Ludwig Uhlands, des menschen, dichters und gelehrten, war der letzte, leider nie verwürklichte wissenschaftliche plan Erich Schmidts; er selbst hat noch im verein mit Julius Hartmann die kritische ausgabe der gedichte besorgt (Stuttgart 1898 in zwei bänden), und der schwäbische arbeitsgenosse hat ihm kostbares material durch die ausgabe der tagebücher (2. aufl. Stuttgart 1898) und die vorbereitung der briefsammlung (erschienen seit 1911 in Stuttgart

in 4 bänden) dargeboten. Hermann Schneider hat nun in verhältnismäfsig kurzer zeit, wol vorbereitet durch eine reihe von einzelstudien über U.s forschung und dichtung, die schwierige aufgabe bewältigt, die persönliche und die ganze lebensarbeit des mannes zu einem wolabgerundeten und in allen wesentlichen zügen zutreffenden gesamtbilde zu vereinigen.

Sch. hat das handschriftliche material in Tübingen und Stuttgart samt allen erreichbaren gedruckten quellen verschiedenster art sorgfältig durchgearbeitet und sich in der einschlägigen litteratur auch aufserhalb des engsten, durch sein thema gezogenen kreises umgesehen; er entwirft mit geschickter hand farbige bilder aus der politischen und gelehrten geschichte Württembergs und umreifst mit raschen und sicheren zügen die menschliche und dichterische silhouette von Imm. Bekker und Josef von Lassberg, Fouqué und Chamisso, Kerner, Schwab und Rückert; er schöpft durchweg aus dem vollen und beurteilt alles einzelne aus dem gesichtspunct des ganzen. dabei kann es freilich nicht ausbleiben, dass mancher leser und kritiker (wie sich seit dem erscheinen der biographie gezeigt hat), der von der einen oder andern seite her an Sch.s darstellung herantrat, diesen oder jenen zug vernachlässigt zu sehen glaubte, der für das ihm persönlich vorschwebende bild des dichters und des forschers U. besonders charakteristisch war. aber solche 'hervorstechenden' züge verblassen tatsächlich, sobald wir den g a n z e n U. zu erfassen und in seinen rahmen hineinzustellen versuchen; der mensch, der poet und der gelehrte in U. verlangen gleichermafsen ihr recht und müssen sich, wenn man nicht den einen hinter den andern zurückdrängen will, notwendig in ihrer würkung auf den leser gegenseitig beeinflussen, ja beeinträchtigen. dieser von grund auf 'einfache mensch' (im moralischen sinne des wortes) ist eben doch, rein psychologisch genommen, gar keine so 'einfache erscheinung'! und ein versuch die fäden aufzudecken, die eine seite seines wesens mit den andern jeweils verbinden, rückt nicht blofs manches dunkle ins licht, sondern auch manches strahlende in tieferen schatten. man merkt Sch. auf schritt und tritt das bemühen an, ausgleichend zu würken und jeder seite in U.s wesen und schaffen das ihrige zu geben; aber dieses deutliche bestreben nach besonnenem abwägen und unparteiisch-kritischer haltung bringt eine gewisse trockenheit mit sich, die sich bei einer reinen dichterbiographie oder bei der darstellung eines reinen gelehrtenlebens wol eher hätte vermeiden lassen. am freiesten bewegt sich Sch., wo er sich im wesentlichen berichtend verhalten konnte, vor allem U. als politiker gegenüber, den zuletzt W. Reinöhl (1911, Tübinger dissertation) mit aller erwünschten documentarischen genauigkeit geschildert hatte. immerhin hat Sch. auch hier die ganz eigentümliche haltung des conservativ-demokratischen 'altrechtlers' scharf und mit einem gewissen

humor umrissen, hat auch eine reihe traditioneller schiefheiten und abgestandener legenden zerstört. es war nicht leicht, von hier die fäden zu den wissenschaftlichen, geschweige den künstlerischen leistungen U.s zu spinnen, deren darstellung zudem noch durch die biographisch-chronologische anlage des buches einigermafsen auseinandergerissen wird. hier muste immer auf die letzten formkräfte der persönlichkeit zurückgegangen werden, und vielleicht hätte es sich empfohlen, von den ausstrahlungen her schon früher auf ihren kern durchzustofsen als in dem schlusscapitel; hier bringt Sch. eine ganze reihe treuer und feiner beobachtungen (etwa über U.s religiöse haltung), die er aber in der eigentlichen darstellung nicht recht ausgewertet hat. sicherlich wäre ein tieferes eingehen auf jene geistespsychologischen betrachtungen von nutzen gewesen, mit denen W. Dilthey und seine schüler für jede künftige biographik eine gesicherte grundlage geschaffen haben: heute wären etwa E. Sprangers 'Lebensform' (3. aufl., Halle 1922), auch wol H. Nohls typisierungsversuche (Stil und weltanschauung, Jena 1920) mit erfolg zu verwerten — werke freilich die Sch. bei der abfassung seiner arbeit noch nicht zugänglich sein konnten und deren anwendung auf litteraturgeschichtliche fragen überhaupt noch viel nachdenken und kritik erfordern wird.

Wenn irgendwo so wird es uns bei U. klar, dass in einer rechten unverkümmerten kernnatur alle jene 'lebensformen', dh. alle jene wertsetzungen irgendwie vorhanden und auch tatsächlich würksam sind, in denen sich das geistige leben der europäischen culturmenschheit entfaltet: U. ist nicht nur als forscher ein 'vertreter' des theoretischen, als dichter einer des ästhetischen typus, er wird als guter hausvater der ökonomischen, als abgeordneter der politischen, als warmherziger, immer hilfsbereiter, wenn auch wortkarger und äufserlich oft mürrischer freund der socialen seite des lebens gerecht, und hat ein lebendiges verhältnis zur religion, wenn auch nicht zur kirche. aber auf allen diesen zuletzt genannten gebieten betätigt sich U. doch mehr gelegentlich, sie greifen ihm nicht an die seele; und selbst in seiner politischen mitarbeit kommt eigentlich viel mehr der sittliche verteidiger des 'alten guten rechts' als der geborene 'machtmensch' zum ausdruck, wie denn auch alles eigentlich diplomatische rechnen mit gegebenen möglichkeiten U.s sache nicht war. ganz und gar mit dem herzen dabei ist er doch nur als dichter und als forscher. aber Sch. hat ganz sicher recht mit seiner feststellung, dass U. auch keine kritische gelehrtennatur im eigentlichen sinne war: er umfasste die germanische philologie, oder was ihm besonders nahe lag, eben vorzugsweise mit dem gemüte, gerade wie die religion und im wesentlichen auch die politik. auf allen diesen gebieten spricht der dichter, nur sozusagen in wechselnder verkappung, mit. nicht wie bei Goethe,

wo die wissenschaftliche tätigkeit im engern sinne, 'der betrachtung strenge lust', oder die rein administrative tätigkeit sich zwar mit der künstlerischen gelegentlich nahe berühren, sie aber doch auf weite strecken ablösen und ihr geradezu das gegengewicht halten. U.s lebensgang vollzieht sich nicht unter stärksten polaren spannungen und immer widergewonnenen harmonieen — weshalb ihn auch Goethe niemals richtig gewürdigt hat. das verhältnis des dichters und des gelehrten in ihm ist nicht ganz einfach zu beurteilen, und doch will es verstanden sein, wenn wir dem ganzen mann gerecht werden wollen.

Was den dichter angeht, so zeigt Sch.s analyse, die vielleicht nicht immer die letzten künstlerischen werte herausholt, dafür aber die biographische einstellung wahrt, wie schwer sich U. aus allerlei abhängigkeiten zu eigenen schöpfungen durchgerungen hat, wie er nach kurzem liederfrühling wider verstummt, um dann nach jahren noch einmal, nun aber mit auffallender vertiefung, formaler läuterung und verselbständigung als der gefeiertste sänger des damaligen Deutschland hervorzutreten; wie er sich aber auch dann wider auf ein verhältnismäfsig enges gebiet beschränkt und nachher seiner muse nichts mehr abzwingt, sobald sie nur 'ihn in ruhe lässt'. U.s dichterkraft hat nichts hinreifsend-überwältigendes; sie gestaltet sein ganzes leben nicht um, sie bricht mehr gelegentlich und innerhalb gewisser grenzen hervor — und doch verlässt ihn die poetische einstellung niemals ganz, und doch gehört U. im letzten grunde der 'ästhetischen lebensform' im sinne E. Sprangers an. wie stark sein r e l i g i ö s e s verhalten von seiner phantasie mitbestimmt war, hat Sch. am ausgang seines buches richtig betont. weit bedeutsamer aber sind die beziehungen zwischen dem dichter und dem f o r s c h e r. naturen mit einer verhältnismäfsig geringen oder mit einer sozusagen intermittierenden dichterischen begabung pflegen ganz ausgezeichnete übersetzer, nachdichter und kritiker poetischer werke zu sein: wir denken etwa an Herder und die brüder Schlegel. und widerum besteht ein grofser unterschied zwischen diesem typus und jenen echten forschernaturen, denen ein secundäres dichterisches talent innewohnt, das sie zu umfassenden darstellungen von künstlerischer geschlossenheit und leuchtkraft befähigt: wir brauchen nur an die grofsen geschichtsschreiber aller zeiten zu erinnern und nur darauf hinzuweisen, dass man in neuester zeit gerade von der historiographie (und biographie) her in die geheimnisse der künstlerischen menschendarstellung einzudringen versucht hat. eine solche gestalt ist U. nicht! er ist nicht der dichterisch ausgestattete, geborene gelehrte, sondern der dichter der sich in wissenschaftliche fragen vertieft; der sich, mit aller redlichkeit die ihm als menschen eigen ist, um stramme methodische zucht bemüht, aber schliefslich sein bestes doch eben da leistet, wo er als dichter auf

dichterisches stöfst, wo er ihm verwantes herausarbeiten kann. U. vertritt, wie Sch. fein und treffend entwickelt, neben Jacob Grimm dem grammatiker und Lachmann dem kritiker den typus des litterarhistorikers (noch besser vielleicht: des kritikers der älteren deutschen dichtung), doch hat er es nie zu einer umfassenden, voll ausgereiften litterarischen darstellung gebracht. ihm fehlte als künstler wie als gelehrten die gabe massen zu gestalten: er blieb der meister der kleinkunst, der stimmungsvollen, von feinen persönlichen werten getragenen einzeldarstellung. nur innerhalb seiner eigenen, persönlichen schranken vermochte er die höchste pflicht des interpretierenden philologen zu üben: das 'verstehen' im Diltheyschen sinne. jenseits dieser schranken und überhaupt in seinen späteren jahren, wo die frische, unmittelbare einstellung der jugend nachliefs, wo die rationalen züge in U. stärker hervortreten, versuchte er es mit den problemen der wissenschaft auf andere weise: er suchte verstandesmäfsig zu 'erkennen', wo er sich früher liebend eingefühlt hatte. kein wunder dass er hier schiffbruch erlitt, dass er bei kalten constructionen und schalen allegorieen endete, und vor allem jede herschaft über den stoff verlor. es entspricht also doch wider den biographischen verhältnissen, wenn Sch. die wissenschaftliche altersschriftstellerei U.s von derjenigen seiner meisterjahre abtrennt: umso kräftiger leuchtet nun dasjenige hervor was wir an U.s früheren prosaschriften schätzen, vor allem die Waltherbiographie und die besten teile der sagengeschichtlichen vorlesungen.

Aus einer eindringenden sonderuntersuchung Sch.s[1] geht freilich mit überwältigender sicherheit hervor, dass die eigentlich s a g e n t h e o r e t i s c h e   m e t h o d e U.s für immer überwunden ist und sein muss, soweit man überhaupt hier von methode sprechen will, während seine ästhetischen und ethischen würdigungen der mhd. epen ihren wert als ausdruck einer künstlerischen persönlichkeit behalten. die 'entwicklung' seiner forschungen auch auf diesem gebiete bedeutet einen abstieg vom 'verstehen' zum 'erkennen-wollen', zum ängstlichen haschen nach einer exoterischen 'bedeutung' der sagengebilde, dh. zur anwendung wesensfremder principien auf einen stoff der durchaus nur mit seinen eigenen mafsen zu werten ist. ganz ähnlich ergeht es dem m y t h o l o g e n U., dem Sch. ebenfalls eine sonderstudie gewidmet hat[2]. auch hier überwiegt zunächst die 'physikalische' methode, die bei aller einseitigkeit eine fülle von feinen und geistreichen erklärungen zeitigt, doch bricht schon in der heute

[1] Uhland und die deutsche heldensage von H. Schneider (= Abhandlungen der Kgl. preufs. Akademie der wissenschaften, jahrgang 1918, phil.-hist. klasse nr 9. Berlin 1918).

[2] H. Schneider, Der mythus vom Thor. Archiv für d. stud. d. neueren sprachen bd. 143, s. 165 ff und bd. 144, s. 1 ff.

noch geniefsbaren abhandlung über den 'mythos von Thor' gelegentlich 'die allegorisierend-geistige deutung' durch, die seine schrift über 'Odin' unerträglich macht.

Aus U.s geringer kraft zur gestaltung grofser massen und seinem mangel an eigener, seelischer dynamik im sinne kräftiger polarität erklärt sich auch sein fast völliges versagen auf dramatischem gebiete. Sch. hat diese gründe weniger betont, hat aber mit einer anerkennenswerten offenheit die schwächlichkeit auch der erfolgreichsten bühnendichtung U.s, des 'Herzog Ernst', zugestanden. nur scheinbar besteht hier ein widerspruch gegen die tatsache dass U. würksame bühnenbilder zu stellen und den schauspielern dankbare rollen oder besser dankbare scenen zu schreiben wuste. zur stimmungsvollen ausgestaltung einzelner teile, zur sympathischen und selbst für augenblicke kraftvollen darstellung einzelner gestalten war der lyriker, war der balladendichter durchaus imstande; aber so gut ihm das 'mimische' liegen mochte, von einer grundsätzlich dramatischen einstellung mit ihrer unablässig bohrenden, im gegensätzlichen schwelgenden dialektik ist bei dem manne keine rede, dem eben das 'negative', das problematische auch im leben fehlte.

So gipfelt denn auch Sch.s darstellung des dichters U. in der kritik seiner lyrik. die biographische einstellung des verfassers und U.s eigene, sehr allmähliche entwicklung zur künstlerischen selbständigkeit bringen es mit sich, dass von einer durchgreifenden gesamtcharakteristik des poeten abstand genommen wird, obwol die einzelnen abschnitte des buches erhebliche ansätze zu einer solchen bringen, und dass auch die analyse der einzelnen werke hinter der eigentlich litterarhistorischen und besonders stilgeschichtlichen darstellung zurücktritt. für die behandlung der jugendlichen anfänge U.s und der ersten periode seiner mehr selbständigen dichtung, also für das 2., 3. und 6. capitel der lebensbeschreibung, kann der verf. die ergebnisse seiner breiteren und genaueren untersuchung über 'Uhlands gedichte und das deutsche mittelalter' verwerten. auch diese arbeit darf sich das verdienst zuschreiben, mit einer ganzen reihe veralteter, aber von einem buche zum andern mitgeschleppter, auch in H. Maynes dissertation (Berlin 1889) noch nicht überwundener anschauungen gründlich aufgeräumt zu haben. freilich wird manches von dem was Sch. hier mit strenger beschränkung auf seinen gegenstand ausführt, jetzt erst im lichte der biographie recht klar und verständlich. man muss den jungen U. in seiner etwas welt- und gegenwartsfremden, verträumten art, mit seinen rauhen formen und seiner zarteren innerlichkeit kennen gelernt haben, um das merkwürdig weiche, sentimentale bild des mittelalters zu verstehn, das er sich, unter dem einflusse Saxos und Ossians, oder dem noch stärkeren L. Wächters aufbaut und mit einer fülle von typischen motiven und wendungen ausführt, wobei

er an den kräftigeren, blutvolleren zügen seiner gewährsmänner fast geflissentlich vorbeigeht. neben diesen quellen treten heldensage und volkslied weit zurück, soweit es sich um das mittelalterliche weltbild seiner frühen balladendichtung handelt. auch jene vorbilder aber kommen eben nur für die stoffelemente des weltbildes in betracht; nach sinn und geist erscheint U.s 'romantik', soweit man von ihr reden will, als eigenes gewächs, als ausgeburt der sehnsucht nach einer verschwundenen herrlichkeit, neben der die gegenwart zunächst trübe und prosaisch erscheinen muss. die bekanntschaft mit echten dichtungen des mittelalters hat die bejahung der vorzeit dann stärker betonen lassen als die verneinung der gegenwart, hat das 'düstere nebelgrau' in ein 'intensives himmelblau' umgefärbt, hat aber doch U.s dichtung zunächst nur gesunden lassen, ohne sie zu vertiefen. von dem romantischen sehnen ins unendliche, von romantischer ironie und grundsätzlicher problematik, von einem gehalt der alle formen sprengte, von einer 'progressiven universalpoesie' ist bei U. keine rede. was er mit den romantikern teilt, ist nur die gläubige hingabe an das deutsche altertum, dessen werte aber für ihn weit greifbarer, irdischer sind, dessen erscheinungen nicht symbolisch in unergründliche tiefe und unerreichbare ferne weisen.

Der gehalts- und stoffanalyse lässt Sch. im 2. capitel eine eingehnde musterung der altertümlichen formelemente in U.s jugendballaden folgen. hier vor allem galt es mit überkommenen phrasen aufzuräumen, und wir dürfen Sch.s ergebnisse in allem wesentlichen als überzeugend ansprechen. also: der durchgehnde gebrauch sprachlicher wendungen 'die den gedichten den charakter des treuherzigen verleihen sollten, während sie in wahrheit auf den leser manieriert, unlebendig, erkältend würken', ist eine langandauernde jugendkrankheit, für die tatsächlich nicht das 'Wunderhorn', sondern die ältere volksliedfreundliche bewegung, vor allem die englisch-nordische gruppe in Herders 'Volksliedern' verantwortlich zu machen ist. Schillers lehrer Seybold dürfte den vermittler abgegeben haben. auch Wächter scheint auf diese sprachliche künstelei eingewürkt zu haben, stärker als die Göttinger balladendichter. neue sprachelemente mittelalterlicher art bringt dann das studium von Tiecks 'Minneliedern', ein stärkeres überwiegen der archaischen elemente setzt erst seit 1805 mit der lectüre des (aus Herders bibliothek erworbenen) 'Heldenbuches', des 'Wunderhorns' und der Nibelungen ein. das ergebnis für U.s dichtung ist eine 'geradezu unerträgliche affectiertheit'. erst allmählich lernt er sich freier bewegen und beginnt mit hilfe eines weitschichtigen materials selbst 'volkslieder', vor allem im balladenton, zu schreiben, schafft sich auch für übersetzungen aus dem mittelalter eine eigene sprache, ein möglichst mhd. klingendes neuhochdeutsch. dass Fouqué auf diese dich-

tungen irgend welchen mafsgebenden einfluss geübt habe, wird mit guten gründen gegenüber der allgemeinen ansicht verneint. die entwicklung beider dichter verläuft ohne tiefere berührungen. bei U. führt sie ganz allmählich zu einem freieren verhältnis zu den vorbildern: vom nachläufer wird er zum nachahmer und schliefslich zum congenialen nachbildner.

Diesem befreiungsprocess, dem eigentlichen ausbau des balladenstils, gilt das 3. capitel der darstellung. U. archaisiert nun nicht mehr aus princip, sondern hat eine fülle von altertümlichen sprachlichen stoffelementen zur verfügung, mit denen er ganz frei im sinne des jeweiligen themas verfährt so gelingt ihm denn mit einigen typischen zügen des mhd. epos die schauerlich-tragische ballade von 'Des Sängers Fluch', wie mit einigen anlehnungen an das volkslied das humoristische (nach meiner anschauung geradezu ironisch gemeinte) stücklein vom Rechberger [1].

U.s spätere dichtung von 1829 und 1834 charakterisiert Sch.s biographie wesentlich als gedankendichtung: ihre feine, liebenswürdig-abgeklärte art, ihre reine formvollendung, ihre ungesuchte volkstümlichkeit, die sich von aller plattheit fernhält, alles wird mit grofser liebe gekennzeichnet. noch stärker dürfte freilich hervorgehoben werden, dass das körnchen lebensweisheit, das U. so gern in diesen gedichten anbringt, immer mehr angedeutet ist, und oft mehr gesucht werden muss, als dass es sich mit überwältigender bildkraft dem leser aufdrängte. es ist übrigens bezeichnend, dass U.s erstaunlicher fortschritt gegenüber seiner jugenddichtung durchaus nur auf dem gebiete der gedanklichen vertiefung und formalen vollendung zu suchen ist; von wesentlich neuen problemen oder gar von dichtungen gröfseren ausmafses ist auch jetzt keine rede. vielmehr scheinen U. auch die grofsen pläne die er nun als forscher hegt, zwischen den händen zu zerfliefsen, und selbst die kleinen abhandlungen die er gelegentlich abstöfst, bringen zumeist langatmige erörterungen ohne festes ziel. leider gilt das auch von der grofs angelegten, aber unvollendeten und in den vorliegenden teilen nicht durchweg geniefsbaren abhandlung über das volkslied. auch was die sammlung der Volkslieder selbst angeht, muss Sch. als ehrlicher kritiker die üblichen lobsprüche herabstimmen und uns vor blindem vertrauen in die philologische zuverlässigkeit der texte

[1] der beschränkte raum verbietet es, auf einzelheiten einzugehn, obwol an mancher stelle fragezeichen zu setzen waren, ohne dass dadurch die gesamtergebnisse des buchs berührt wurden. ich glaube nicht, dass der vers: *denn was er sinnt, ist Schrecken* usw. notwendig an Rosengarten 32 sich anlehnen muss, möchte auch für die form der ballade vom 'Weifsen Hirsch' nicht die 'Zwei schelme' des Wunderhorns verantwortlich machen. in dieser ballade vom nussbraunen mädchen haben wir es doch im wesentlichen mit einem zweiteiligen schreit-rhythmus (unter gelegentlicher auflösung) zu tun, bei U. mit einem ganz offenbaren dreiteiligen reit-rhythmus.

warnen. so sehr U. gerade in dieser hinsicht das 'Wunderhorn' überragt. aber auch hier verfuhr er eben mit den zeugnissen der vergangenheit als poet oder als poetisch gestimmter betrachter deutscher vorzeit, wie der lyriker und balladendichter U. als treuer, ehrenfester, doch wesentlich von gefühlswerten bestimmter betrachter des lebens vor uns steht. bei dem alternden tritt dann eine rationalistische unterströmung gelegentlich grell hervor, weil er sein verstandes- und gefühlsleben nicht restlos zur einheit zu verschmelzen gelernt hat. aber was uns U. als menschen und schriftsteller wert macht, und was ihm seine stelle in der geschichte unserer dichtung und unserer forschung sichert, das ist eben seine wahrhaft poetische einstellung gegenüber der natur und gegenüber der deutschen vergangenheit.

Hamburg. **Robert Petsch.**

Studien zu Heines 'Reisebildern' von **Erich Loewenthal** [Palästra 138]. Berlin und Leipzig, Mayer & Müller 1922. 172 ss. 8°.

Die arbeit L.s gilt im wesentlichen dem teil von Heines schaffen der im III. bd. der Elsterschen ausgabe vereinigt ist. cap. 1 zeigt bei behandlung der vorbilder insbesondere eine in solcher fülle noch nicht bemerkte gruppe von verbindungslinien zu Cervantes, während die beziehung zu Thümmel, Irving und Lichtenberg mehr als ausdruck verwanter geistesstructur dargetan wird. auf die neuerdings von Schuster und Wolff herangezogenen satiren des Horaz geht L. nicht ein. aus der betrachtung von H.s stellung zu volkslied, märchen, sage (cap. 3) liefse sich sein gebrochenes verhältnis zum volkstümlichen schärfer erfassen. der hinweis Frantzens auf ein mutmafsliches niederländ. vorbild der ersten Loreleistr. (Neophil. 3, 131) hätte erwähnung verdient. das wichtigste sonderergebnis bringt cap. 4 mit dem überzeugenden nachweis der quelle für die Holländersage — Hudtwalckers 'Bruchstücke aus Karl Bertholds tagebuch' (Berlin 1826) — und der originalität von H.s dramatischer skizze. nicht glücklich scheint nur, wenn bei erörterung des erlösungsmotivs die deutschheit von H.s idee der treue betont wird. ein ähnliches misverständnis ligt vor, wo L. in den worten über den 'warmen, treuen tod' (III 238) eine einschränkung des 'hymnus auf das leben' (136 f) findet. abgesehen davon dass all solche 'einfälle' rein impressionistisch 'aneinandergereiht' sind (III 382), haben die worte über den tod im zusammenhang einen recht fatalen beigeschmack. hier wie im Holländermotiv sieht H. das positive in der ästhetischen bezw. erotischen sphäre, nicht in der ethischen.

Aus dem reichhaltigen 2. capitel 'Gedankenkreis und inhaltliche tendenzen' sei hervorgehoben der nachweis dass dem

von Elster misverstandenen cap. XIII des 'Buchs Le Grand' Bernhards 'Kurtzgefaste curieuse historie derer gelehrten'... (Frankfurt 1718), zum teil wörtlich, zu grunde ligt, dass H.s haltung gegenüber religiösen fragen stärker als man schon wuste, und bis ins einzelne hinein, von Voltaire bestimmt ist, dass die politisch orientierte begeisterung für eine 'religion der freiheit' den einheitspunct des durcheinander verschiedenster motive bildet, dass und wie Heines abneigung gegen Maſsmann vor der persönlichen berührung in München entstand. — Die ergänzung nach der seite des ethos, die dies capitel ermöglicht, deut ich an, indem ich L.s beobachtungen über das verhältnis der 'Reisebilder' zu Brentanos philistersatire vervollständige. zunächst lässt sich die annahme, dass H. dies schriftchen nicht in Paris, wo er auf die satirische kupfertafel anspielt (IV 263), sondern schon in Berlin kennen lernte, durch folgende erwägung stützen. Heine schreibt aao. 'Ich sah mal eine karikatur, die eine Fichtesche gans vorstellt. sie hat eine so groſse leber, dass sie nicht mehr weiſs, ob sie die gans oder die leber ist. auf ihrem bauch steht Ich = Ich'. in der tat lautet die aufschrift aber A = A, und nr 2 der 'Erklärung der kupfertafel' in der philisterabhandlung zeigt, dass die satire nicht gegen Fichte gerichtet ist, von dem es vielmehr kurz vorher heiſst, er habe 'siegreich gefochten' (I 509; vgl. auch 506), sondern gegen 'die philosophierenden philister'. anderseits zeigt der angeführte satz, dass Heine die 'Erklärung' gelesen hat. ich möchte danach weitergehn als L. und behaupten, dass Heine in Paris Brentanos abhandlung nicht mehr in der hand gehabt hat. ihre nachwürkung in der philistersatire der 'Reisebilder' hat L. zutreffend hervorgehoben. dass sie sich beträchtlich weiter erstreckt, mag ihm entgangen sein, weil seine einstellung zu einer gliederung des 2. capitels führte, die zwar einzelne schichten gut abhebt, aber auch manche zusammenhänge zerschneidet; ich verweise nur auf folgende parallelen, die gerade nach dem was L. für H.s arbeitsweise gezeigt hat, wichtig sind: E(lster) III 17, A(melung-Vietor) I 486; E III 526 ff. A I 493 ff (zustand des deutschen theaters); E III 99, A I 483 (Goethe); E III 22, A I 500 (Prometheus); E III 426, A I 470 (Ham). aber während neben den verwanten zügen Heines mit Hegel und Voltaire auch die abweichungen von L. klar herausgearbeitet sind, hat er die tiefgehnden unterschiede zwischen Heines und Brentanos philistersatire, die für eine nähere bestimmung der 'tendenzen' ergiebig sein würden, nicht berücksichtigt, und in dieser einseitigkeit ligt eine gewisse gefahr, insofern das litterarhistorische bild durch aufzählung nur der verbindungslinien getrübt wird (das gleiche gilt von der parallelisierung der 'Harzreise' mit Eichendorffs 'Taugenichts'). es handelt sich dabei weniger um die antisemitische haltung Brentanos als um centrale fragen. sehr richtig hebt L. hervor, dass 'für Heine

der gegenpol des philisters nicht der student, sondern der dichter ist', aber er übersieht dass Brentano am gegensatz zum studenten ausdrücklich festhält. dabei nimmt Brentano nun den begriff des studenten 'im weiteren sinn eines menschen, der in der erforschung des ewigen, der wissenschaft oder Gottes begriffen . . ., der anbetung der idee' (I 482). an diesem punct lässt sich manches für die unterscheidung der zwei litteraturperioden gewinnen, die Heine in seiner anzeige von WMenzels 'Deutscher litteratur' am gegensatz dieses werkes zu FSchlegels 'Geschichte der alten und neuen litteratur' zu klären sucht, und damit zugleich für die charakteristik Heines. ein weiterer gegensatz ligt in der art wie die beiden dichter sich in einem besonderen capitel über die verbindung des tragischen mit dem komischen äufsern: Heine fasst sie verstandesmäfsig, pessimistisch, satirisch (III 161 f), Brentano begreift sie als ehrfurcht vor dem 'allertiefsinnigsten', über das man 'von herzen lachen könne, aber nicht von verstand' (I 461 ff). Heines haltung zur welt ist eben im grunde negativ, wenn auch L. in der satire spuren positiver tendenzen aufgezeigt hat, zb. in dem was er mit glücklichem terminus Heines popularphilosophie nennt. aber auch diese spuren sind doch stärker skeptisch getönt als es in L.s darstellung den anschein hat; ich denke etwa an die lehre von der seelenwanderung. eine runde bejahung, wie sie in Brentanos boehmisierenden gedanken über 'Gott und die schöpfung' zum ausdruck kommt (I 464), fehlt bei Heine gänzlich. das würkt sich überall aus; man vergleiche etwa die auffassung Brentanos von der trinitätslehre (465) mit Heines sarkasmen (III 17; 153), oder Brentanos verwendung des bildes 'ihr heilgen geistes lichter' in den schlussversen der philisterabhandlung mit Heines bekanntem 'ritter von dem heilgen geist'. daher würkt manches aus der abhandlung wie ein spott über die gesinnung der 'Reisebilder', so die sätze über die Deutschen (492), über die 'alten sitten, . . . wappen, schilder' (502), über das ah ça ira als 'actives philistertum' (484 f). auch die von L. nicht ganz richtig verstandene ideenbegeisterung H.s (vgl Boucke Euphorion 16, 121. 131. 451) und die nur kurz gestreifte naturdichtung in den 'Reisebildern' würde noch manches für diese frage ergeben.

Das schlusscapitel (5) rundet das bild von der arbeitsweise des dichters ab. es zeigt seine sensibilität, die auf anderen gebieten ja bekannt ist, auch gegenüber litterarischen eindrücken, zugleich aber seine fähigkeit, eine staunenswerte menge fremder anregungen zu verarbeiten und sie, selbst wo er sich an den wortlaut anschliefst, doch dem eigenen organisch einzuverleiben.

Göttingen. Günther Müller.

Conrad Ferdinand Meyer und das kunstwerk seiner gedichtsammlung von **Walther Brecht.** Wien u. Leipzig, Braumüller 1918. XVIII u 233 ss. 8°.

1882—84 hat WScherer im 3—5 bande des Goethe-jahrbuchs 'Über die anordnung Goethescher schriften' gehandelt und insbesondere den verschiedenen sammlungen der gedichte eine eingehnde besprechung gewidmet. er betonte dass Goethe auch in der anordnung seiner werke immer künstler ist, der nicht pedantischen zwang, sondern künstlerische freiheit walten lässt, und wies bis ins einzelne nach, wie schon die zusammenstellung der gedichte in den 'Schriften' von 1789 in ihren gruppen einen wolüberlegten gang erkennen lässt — 'von kindlichen spielen, von jugendlichen freuden und schmerzen durch rastlosigkeit, durch lebens- und liebessturm zum frieden' —, und wie für die 'Neuen Schriften' von 1800 rubriken geschaffen wurden, die in der ersten Cottaschen ausgabe mit geringen zusätzen und veränderungen beibehalten, in den beiden bänden der zweiten durch neue rubriken ergänzt, auch noch für die ausgabe letzter hand mafsgebend blieben: 'verwantschaft des motives, der form, des stiles hält benachbarte stücke zusammen. allmähliche übergänge vom nahen zum fernen, vom bekannten zum geheimnisvollen führen bedeutende gedanken mit sich'.

Allzuviel nachfolge hat Scherer auf dem von ihm mit bewuster methode betretenen gebiet nicht gefunden. Brecht, der ihn nicht nennt, aber natürlich kennt und doch wol ihm die hauptanregung verdankt, hat den reiz empfunden, den auch hinsichtlich ihrer zusammenstellung die gedichtsammlung CFMeyers ausübt, in dem wir heut einen der vornehmsten dichterischen repräsentanten einer zeit sehen, die als arm an poetischen talenten gilt, deren reiche cultur wir aber vielleicht bald schmerzlich vermissen werden. 'gestern', sagte Gottfried Keller einmal zu AFrey, 'hatte ich einen schönen nachmittag; ich safs wider stundenlang über CFMeyers gedichten. ich bin überzeugt, das publicum weifs diese feinheit und grazie noch lange nicht nach gebühr zu würdigen' (Erinnerungen an GKeller[3] 33). schon die eigenartigen, zunächst befremdlichen und scheinbar schlecht zu einander stimmenden überschriften fordern zum nachdenken heraus und zeigen, dass der dichter, der dem publicum im jahre 1882 in einer völlig ausgereiften, gleichwol in den späteren auflagen von 186 auf 229 nummern angewachsenen sammlung ein 'universales lebensdocument' vorlegte, in eine welt der rätsel führen will, die ihn selbst beschäftigt hat und die er nun andern nahe bringen möchte. Brecht hat die mit glücklichem blick erkannte, nicht leichte aufgabe mit grofser einsicht und umsicht gelöst. er dreht und wendet sein problem nach allen seiten und weist überzeugend nach, dass CFMeyer mit einer künstlerischen überlegung zu werke gieng die ihresgleichen sucht.

Moser und Kraeger haben seinerzeit das verhältnis der verschiedenen fassungen der gedichte eingehend erörtert (vgl. Anz. XXIX 268 ff). B. legt die abschliefsende fünfte ausgabe von 1892 zugrunde und berichtet über die andern in dem dritten seiner einleitenden capitel zunächst nur kurz. voraus geht ein erstes allgemeines capitel, in dem das verschiedene verhalten einzelner moderner lyriker gegen die compositionellen forderungen lediglich andeutend besprochen wird, und ein zweites specielleres, das sogleich mitten in die gedankenwelt Meyers hineinführt. eine 'antithetische natur' nennt B. den dichter, die zur harmonie strebt, und er bringt die grofsen ihn bewegenden probleme auf die formeln: 'gegensatz der fülle und strenge'; 'gegensatz der germanischen und romanischen art' ('das nord-südliche problem'); 'gegensatz des humanistisch-ästhetischen und des reformatorisch-ethischen princips'; 'princip von Meyers abnorm langsamer entwicklung'. erschöpfend ist das nicht, soll es natürlich auch nicht sein. ich möchte insbesondere für das was an letzter stelle berührt wird lieber sagen: gegensatz von leben und tod; denn unter diese umfassendere formel scheint mir zu gehören was B. meint. Meyers langsame entwicklung [1] ist ja gewis ein sehr wichtiges biographisches factum, aus dem mancherlei abzuleiten ist. aber ich kann nicht finden dass es ein 'problem' ist, das den dichter zur zeit der entstehung der meisten gedichte beschäftigte und sich in ihnen widerspiegelt. aber dass Meyer erst in einem alter zur production und damit zum genuss des lebens kam, wo der gedanke an alter und tod sich einzustellen pflegt, hat es mit sich gebracht, dass der gegensatz von leben und tod, blühen und welken, entwicklung und verfall sich ihm immer wider aufdrängte. er spielt auch in die composition seiner gedichtsammlung mit hinein. auch das was B. gelegentlich als 'problem der verjüngung' bezeichnet, gehört unter diese formel.

Das vierte, 150 seiten (s. 26—175) umfassende capitel bildet nun den eigentlichen kern der arbeit. B. untersucht was jede abteilung zusammenhält, und bemüht sich die stellung der einzelnen gedichte innerhalb derselben, ihre verbindungen nach vorn und hinten festzustellen. die resultate lässt er in tabellen mit sorgsam gewählten stichworten überschauen. so hat er etwa für die abteilung 'Stunde' richtig erkannt, dass die gedichte nach

[1] beiläufig. auch Brecht betont s. 19 unter anderm: 'erst gegen vierzig bekam er einen spärlichen bartwuchs', wozu Frey, CFMeyer sein leben u. s. werke' s. 305 zu vergleichen ist: 'dass er erst gegen das vierzigste jahr hin einen richtigen (!) schnurrbart bekam'. um nicht falsche vorstellungen aufkommen zu lassen, muss doch darauf hingewiesen werden, dass dem siebenundzwanzigjährigen (der sich damals mit heiratsgedanken trug) die mutter nach Lausanne ein rasiermesser nebst streichriemen schickt mit der ermahnung, zum reinigen ja nicht wider wie früher taschentücher zu verwenden (bei Frey s. 69).

der jahreszeit geordnet sind und von lenz bis neujahr reichen. in der zugehörigen tabelle schneiden sich mit den sechs hauptrubriken, welche die vier jahreszeiten nebst 'Auftakt' und 'Schluss' ergeben, 16 unterrubriken mit überschriften wie: Verjüngungsproblem des alternden; Baumgedichte (Baum und alternder mann, ausklingen des verjüngungsproblems); Waldgedichte (wald und seele); Waldseegedichte (ruhe und unruhe der seele: stillschöner abend, beklommener abend); Verbindung mit göttlicher hilfe auf nächtlichem lager; Lebensstimmungen, sich entwickelnd (schwermütig-dumpfe abendstimmung und einziger trost; volle beruhigung in spätabendstimmung, ausklang) usf.

Im einzelnen kann man natürlich abweichender meinung sein. schon Scherer hat bemerkt, dass betrachtungen dieser art zuweilen über das ziel hinausschiefsen und absichten vermuten die der dichter nicht würklich gehabt hat. 'in der kunst werden mit den hauptzwecken oft nebenzwecke erreicht, an welche der künstler selbst von vorn herein nicht dachte, die ihm nachträglich zum teil auffallen, zum teil aber auch nicht zum bewustsein kommen mögen. die betrachtung des späteren liebhabers wird dann immer im sinne des künstlers handeln, wenn sie alle vorteile seines verfahrens aufdeckt; aber sie kann sich nicht anmafsen, haupt- und nebenzwecke, bewustes streben und zufälliges erreichen überall zu scheiden. die mannigfaltigkeit möglicher beziehungen schmückt alle kunstwerke. auch in der poesie folgt man der führung der linien mit entzücken; und wer will sagen, welche schönheiten die wir entdecken, der künstler selbst gesehen und gewollt hat. wir dürfen ihm jedoch darin eher mehr als weniger zutrauen. denn mühelos wird in der kunst selten etwas erlangt, und hinter jeder schönheit des kunstwerkes darf man in der regel einen gedanken des künstlers vermuten'. ich glaube zb. nicht, dass B. richtig und erschöpfend erklärt, wenn er meint, die überschrift 'Stunde' sei 'in dem prägnant antiken sinne der hora' zu nehmen, 'der tages- und jahreszeit bedeutet'. Meyer hat in dem (der abteilung 'Liebe' zugewiesenen) gedicht 'Ohne Datum' die 'Stunde', den immer fliehenden augenblick und ein sie überdauerndes ideales gut, die treue der schwester contrastiert: *Die Stunde rennt — doch hab' ich einen Hort, Den keine mir entführt, in deiner Treue! Sie ist die alte wie die ewig neue, Sie ist die Rast in dieser Flucht und Flut, Ein fromm Geleite leisen Flügelschwebens, Sie ist der Segen, der beständig ruht Auf allen Augenblicken meines Lebens*[1]. der gegensatz von zeit und ewigkeit, also von tod und leben schwebt dabei wenigstens leise

[1] Meyers bemerkungen im briefwechsel mit Rodenberg s. 319 darf man nur die tatsache entnehmen, dass diese dritte strophe dem gedicht ursprünglich fehlte. die harten bemerkungen über die schwester sind nur als ausfluss der krankhaften stimmung zu bewerten in der der brief geschrieben ist.

vor[1], wie die folgenden verse zeigen: *Ich hemme die beschwingten Rosse nicht, Ich freue mich mit jedem neuen Licht, Das Feld gestreckten Laufes zu durchmessen, Ein fernes dunkles Gestern zu vergessen, Ich fliege — hinter mir versinkt die Zeit — Im Morgenstrahl verjüngten Strebens!* an das 'Hora ruit' ist zweifellos auch bei der überschrift 'Stunde' gedacht. beweisend dafür ist mir 'Das Heute' als schlussgedicht unserer abteilung in der ausgabe von 1882. es zeigt im bilde, wie das 'Heute' zum 'dunklen Gestern' wird: *Das Heut ist einem jungen Weibe gleich. Schlag Mitternacht wird ihm die Wange bleich* usw.[2]. die abteilung hat aber später ein neues, 1882 noch fehlendes schlussgedicht erhalten: 'Unter den Sternen', das erst die notwendige ergänzung dazu bietet und den gegensatz der ewigkeit gegen die rastlos schwindende zeit klar hervorhebt. die 'Sterne', 'die ewigen Lichter'[3] versinnlichen 'die heiligen Gesetze', an die der rastlose, in der sonne kämpfende sohn der erde, solange er kämpft, nicht recht zu glauben vermag. erst wenn in dem brünstigen ringen 'nach eines Zieles Ferne' ein ermatten eintritt, wenn 'die Pfade dunkeln', wenn — anders ausgedrückt — der tod seine schatten zu werfen beginnt, werden sie sichtbar, und erst dann wird 'der Tag', das rastlose leben ('die Stunde') 'richtbar' — vor dem tribunal der ewigkeit. dieser gegensatz von zeit und ewigkeit durchzieht denn auch in der tat die ganze abteilung[4]: immer wider regt das erlebnis der stunde zum nachdenken über die ewigkeit an. aber ich glaube, 'Stunde' meint hier denn doch in erster linie die genossene, durchkostete, mit bewustsein erlebte stunde. *Gönne den verliebten Faltern die Stunde,* sagt in der

[1] vgl. über Mathilde Escher: *Wo sie aber einmal eine Zuneigung gefasst hatte .... blieb sie unverbrüchlich treu. Man hatte in ihrer Nähe das Gefühl des Stetigen, ich hätte fast gesagt, des Ewigen* (Frey[3] 114).

[2] Gestern — heut — morgen stellt Meyer gern neben einander: Die Hochzeit des Mönchs, Novellen 2, 23 = s. 34 *Glücklicher! Du hast einen Stern! Dein Heute entsteht leicht aus deinem Gestern und wird unversehens zu deinem Morgen.* vgl. *Seliges Gestern und Morgen und Heute, Herr, dir die Rose von Newport bedeute!*

[3] vgl. Die Hochzeit d. Mönchs, Novell. 2, 34 *Die ewigen Lichter, ob sie nun unsere Schicksale beherrschen oder nicht, wanderten nach ihren stillen Gesetzen, bis ein junger Tag, der jüngste und letzte Astorres und Antiopes, die göttliche Fackel schwang.*

[4] der gegensatz wird an Rom angeknüpft in dem 1864 entstandenen, bei Frey, CFMeyer[3] 126 abgedruckten gedicht, demzufolge Meyer in Rom 'den Ernst des Lebens', 'den Sinn des Grofsen', 'der Gedanken reichen Hort' gewann. vgl. die zweite strophe: *Sacht tritt zurück in seiner Schwestern Reih'n Das ungeduld'ge, ruhelose Heut, Und keine Welle flutet mehr allein Im tiefen Strom der Zeit. – Den Augenblick verewigt ihr,* lässt der dichter Michelangelo zu seinen statuen sagen, in dem 1865 entstandenen gedicht, *Und sterbt ihr, sterbt ihr ohne Tod. Im Schilfe wartet Charon mein, Der pfeifend sich die Zeit vertreibt.* vgl. 'Papst Julius': ... *Charon, aus dem Sonnenlichte Weg ins Schilf mit deinem Boot!*

Hochzeit des Mönchs der Sarrazene Abu Mohammed). was sie ihm geboten hat 'in dieser Flucht und Flut', ist in der so überschriebenen abteilung vereinigt, und zwar zu hause am Zürchersee, in den normalen verhältnissen des lebens, während dann die folgenden abteilungen 'In den Bergen' und 'Reise', wie B. zeigt, in die unter besonders glucklichen umständen verlebten zeiten, die feiertage des lebens in den Alpen und im ausland versetzen. (wie das was 'die gunst der stunde' bot, zum liede wird, berichtet 'Liederseelen'). das schöne 'Morgenlied' (*Mit edlen Purpurroten Und hellem Amselschlag, Mit Rosen und mit Floten Stolziert der junge Tag*), das die abteilung eröffnet, deutet an, dass es auch stunden und tage ganz andrer art gibt, solche die ungenossen verrauscht sind; von ihnen soll hier nicht die rede sein: *Hinweg, du dunkle Klage, Aus all dem Licht und Glanz! Den Schmerz verlorner Tage Bedeckt ein frischer Kranz*. der genuss der stunde, die volle ungehemmte lebenslust aber hat ihren besonderen ausdruck gefunden — freilich indem der dichter nur als zuschauer erscheint — in den beiden wundervollen, den eigentlichen höhepunct bildenden erntegedichten 'Erntegewitter' und 'Schnitterlied', denen B. vollauf gerecht wird. die meisten gedichte ruhen ja auf verklärenden reminiscenzen.

Die anordnung der abteilung 'Liebe' scheint mir für Meyer besonders charakteristisch. dass der dichter die einzelnen stücke dieser abteilung absichtlich so gemischt hat, 'dass der leser nicht erkennen kann, auf wen sie sich beziehen', hat auch B. gesehen. aber ich würde stärker betonen: nicht blofs weil er sein liebesleben neugierigen blicken entziehen wollte, sondern auch aus freude am fabulieren, weil er das bedürfnis fand, das was ihm das eigene leben an poetischen einzelheiten geboten hatte, als stoff für eine selbständige erfindung zu verwerten. gerade auf diese abteilung, die G Keller besonders rühmte, trifft am meisten der eine der beiden Meyerschen aussprüche zu, die B. seinem buch als motti vorangestellt hat: *Je ne suis pas du tout un 'artiste'. Au contraire, je n'écris que toutes les fois, qu'un fait moral me frappe ou même m'a ébranlé, sans doute en effaçant dans l'œuvre d'art tout ce qui pourrait être trop individuel*. auf die beiden einleitenden gedichte, das als avis au lecteur an die spitze gestellte 'Alles war ein Spiel', welches das einzelne erlebnis der biographischen beurteilung durchaus entziehen will: Omnia ludus — et seria omnia (wie wir ergänzen mussen), und das stimmunggebende tiefsymbolische 'Zwei Segel', folgen zunächst (auch für den ganz unbefangenen leser deutlich erkennbar) der mutter und schwester geltende gedichte: eine art präludium. mit düsteren klängen setzt der dichter ein. 'Hesperos' und 'Das begrabene Herz' sind stark retrospectiv. sie erzählen von den schmerzen welche die liebende mutter um den sohn erlitten, 'Hesperos' mit dem sehnsuchtsruf *Mutter, Mutter, komme wieder!* — Aber es

kommt schon hier nicht so sehr auf die personen, nicht so auf das erlebnis des dichters als solches, wie auf das 'fait moral' und seine allgemein menschliche bedeutung an. 'Ohne Datum', durch besondere untertitel ausdrücklich auf die schwester bezogen, lässt, wie schon bemerkt, die liebe als etwas über die 'Stunde' hinausweisendes erscheinen; deshalb aber sind auch die ihr geltenden gedichte in einer besonderen abteilung vereinigt, die zwischen den dem individuellen leben und den der menschheitsgeschichte geltenden ihren platz gefunden hat. von der empfangenen liebe spricht der dichter zuerst. damit ist dann aber der übergang zum folgenden gewonnen, wo von erwiderter liebe die rede ist. 'Liebchen' tritt auf, und 'Die Ampel' kündet mit überwältigend schöner symbolik, welche erhellung sie dem leben des dichters gebracht hat. diesen übergang hat B. besonders hübsch herausgearbeitet. 'Unruhige Nacht' mit dem abschluss *Nun weist es sich bei Tagesschein, Was drin geschafft die Rangen, Sie haben mir im Herzensschrein Dein Bildnis aufgehangen!* hält den angeschlagenen scherzenden ton fest, ja verstärkt ihn und deutet bereits vor auf die lieder beglückter liebe. aber gleich das folgende 'Der Kamerad' paart — ein lieblingsthema — liebe und tod, immerhin noch halb scherzend, und das den munteren ton voll wider aufnehmende 'Spielzeug' erzählt, wie liebchen im spiel vor das ländliche heim die kirche stellt, worin ich denn doch nicht blofs mit B. den schalkhaften gedanken finde, dass der weg zu dauernder liebe über die kirchliche trauung führt, sondern den tieferen, erst durch diese anordnung — freilich nur spielend — angedeuteten, dass das liebesglück nur mit religiöser bindung, mit dem ständigen ausblick auf die ewigkeit dauerhaft ist. deshalb hat es auch nichts überraschendes, dass hier der scherz plötzlich abbricht und der Clelia-cyclus eingeschoben wird, die einer toten geweihten gedichte, die, wie es das letzte von ihnen ausspricht, für den dichter nicht tot ist, weil eben die liebe nicht stirbt. für den leser der über die biographischen verhältnisse nicht unterrichtet ist, wird nun aber damit geradezu der anschein erweckt, als gehörten auch 'Die Ampel', 'Unruhige Nacht', 'Der Kamerad' und 'Spielzeug' mit in diesen cyclus hinein ('Der Kamerad' dient als brücke): losgelöst von des dichters realen erlebnissen erzählt diese ganze gruppe von einer in scherz und spiel beglückend angeknüpften liebe, die der tod der geliebten vor der zeit getrennt hat — und doch nicht getrennt hat. mit 'Ihr Heim' setzt eine neue zweite gruppe ein, indem die folge der der gattin gewidmeten gedichte, biographisch betrachtet, lediglich fortsetzt, was durch den Clelia-cyclus unterbrochen wurde; auch hier aber sind den wenigen volles liebesglück atmenden gedichten 'Ihr Heim', 'Liebesjahr', 'Weihnacht in Ajaccio', 'Schneewittchen' andre angefügt, die von einem scheiden und räumlichem getrenntsein sprechen, das keine

geistige trennung bedeutet, gedichte deren beziehungen wir nicht kennen: 'Hirtenfeuer', 'Lass scharren deiner Rosse Huf', 'Dämmerung'. widerum sind, gewis nicht ohne absicht, die realen verhältnisse verwischt, und es ist ein ganzes entstanden, aus dem der unbefangene leser etwas den individuellen erlebnissen gar nicht entsprechendes herauslesen muss, nach dessen höherer und allgemeinerer bedeutung wir aber zu fragen haben. ich denke also, wir dürfen nicht übersehen, dass der novellist Meyer hier geschaltet hat, und auch das darf nicht übersehen werden, dass der zug zum tragischen, der für Meyer in so hohem grade charakteristisch ist, bei der anlage auch dieser lebens- und liebesnovelle zur geltung kommt. für den philologen verdient dabei angemerkt zu werden, wie geringen biographischen wert liebesverhältnisse haben können, die sich aus einer gruppierung von gedichten ergeben. nicht alles ist ein 'spiel', wol aber das ganze. — Das tiefsinnige gedicht 'Die tote Liebe' bildet endlich den abschluss beider so entstandenen gruppen von liebesliedern: die tote liebe ist in wahrheit die auferstandene, die unsterbliche liebe. wenn sich, so wag ich die gedanken des dichters zu deuten, im leben jedes einzelnen das schauspiel von knüpfung und lösung zarter verhältnisse widerholt, mag tod, mag räumliche trennung die unvermeidliche lösung bewürken, es gibt ein etwas das alle lösungen überdauert.

Spiegelt die 2—5 abteilung Meyers verhältnis zur natur und dem was ich kurz die naturereignisse im einzelleben nennen möchte, so gelten die 6—9 abteilung seiner stellung zur welt der geschichte: sie enthalten, wie es B. s. 186 ausdrückt, Meyers 'historische culturphilosophie'. 'Götter' führt in die welt der antike, 'Frech und Fromm' in die des mittelalters, 'Genie' in die der renaissance, 'Männer' in die der reformation. aber sehr hübsch zeigt B., wie sich bei Meyer zwei principien mit einander verschlingen: mit dem chronologischen ein gedankliches, indem der dichter mit den begriffen antike usw. nicht blofs die vorstellung eines bestimmten zeitabschnittes, sondern, wie billig, eines bestimmten ideengehaltes verbindet. dabei scheint mir 'Götter' anzudeuten, dass uns der dichter in ein zeitalter und eine anschauungsweise führen will, in der die naturgebundenen ideale, mit leidenschaft ergriffen, gutes und schlimmes würken[1], 'Frech und Fromm', dass der natürliche und der sittliche mensch mit einander ringen[2]; 'Männer' weist auf das bewuste erfassen des sittlichen ideales. aber ich gesteh denn doch nicht voll zu verstehn, und auch von B. nicht recht darüber belehrt zu sein, was Meyer mit der überschrift 'Genie' sagen will. das wesen

[1] schwebt Vischer Aesthetik I 165 vor?

[2] 'frech' etwa in dem sinne wie 'frevel', wie im 'Erntegewitter', wo von einer 'frevlen Maid' geredet wird, auf die individuelle kraft pochend. s. Schweiz. Idiotikon I 1271 u. 1286.

des genies kommt eigentlich nur in den Michelangelo-gedichten zum vollen ausdruck. B. bemerkt nun gewis mit recht, dass es bei der zuweisung der einzelnen gedichte an die abteilungen auch nicht ganz ohne zwang abgegangen sei, und s. 148 meint er, 'Die Conquistadores', 'Don Fadrique' und 'Die Schweizer des Herrn von Tremouille' gehören nur insofern in diese abteilung, als sie renaissanceleben spiegeln. das sind aber doch immerhin 3 von 14 gedichten, und wenn wir die ausgabe von 1882 zugrunde legen, gar 3 von 11 und wenn man auch noch das ursprünglich schliefsende gedicht 'Auf Ponte Sisto' abrechnet, in dem noch einmal die 'Stunde' ihr recht erhält, von 10, weit über ein viertel, fast ein drittel! 'Genie' scheint also demnach hier in einem erweiterten sinn gebraucht zu sein. meint Meyer einfach den naiven zug zur gröfse, jener 'grandezza', die nach Macchiavells discorsi I 27 von jeder tat die 'infamia' ausschliefst?[1]. eine gewisse monumentalität haben ja auch die spanischen conquisitadores, mit denen Columbus in die neue welt eindringt, und man wird sie auch dem Don Fadrique nicht absprechen, der tänzelnd in den Hades eingeht. aber man wird doch tiefer schürfen müssen, und Meyer mag etwa gemeint haben, dass in einem individuum, ihm selbst unbewust, in besonders auffallender und ästhetisch würksamer weise in die erscheinung trete was Hegel den 'Weltgeist' genannt haben würde, sei es auch nur in einem bestimmten moment. auch die Schweizer des herrn von Tremouille, die ihre kanonen selbst die berge hinaufschleppen, offenbaren den geist einer neuen zeit; sie sind gleichsam mit dem 'weltgeist' im bunde. Benvenuto Cellini, dem Meyer ein charakteristisches momentbild gibt, rechnet Goethe einmal zu den 'geistigen flügelmännern', 'die uns mit heftigen äufserungen dasjenige andeuten, was durchaus, obgleich oft nur mit schwachen, unkenntlichen zügen in jedem menschlichen busen eingeschrieben ist'. ich weifs nicht, wieweit Meyer in den gedankengängen der Hegelschen philosophie zu hause war; ganz fern wird sie ihm nicht geblieben sein: schon FrThVischer konnte vermitteln, dessen ästhetik Meyer gelesen hat. auf die wahl des ausdrucks selbst mag französischer sprachgebrauch eingewürkt haben, wo ja *génie* nicht selten so angewant wird, dass wir es mit 'geist' übersetzen müssen (*le Génie du Christianisme* usf.). — das problem des gegensatzes von tod und leben kommt übrigens auch in dieser abteilung zum ausdruck, die der 1882 noch fehlende grandiose 'Chor der Toten' abschliefst, der sich zu 'Auf Ponte Sisto' ähnlich verhält wie 'Unter den Sternen' zu 'Das Heute'.

[1] Jac. Burckhardt, Die cultur der renaissance I 14 anm. 3 spricht von dem 'verein von kraft und talent', 'der bei Macchiavell *virtu* heifst und auch mit *sceleratezza* verträglich gedacht wird, zb. Discorsi I 10 bei anlass des Sept. Severus'. auch das liefse sich allenfalls mit 'genie' widergeben.

Brechts fünftes und sechstes capitel können die resultate zusammenfassen, sowol nach der subjectiven seite, indem nun erst hier das eben schon angedeutete verhältnis der einzelnen abteilungen zu einander eingehend besprochen und die composition als ausdruck der problemwelt Meyers gewürdigt wird, wie nach der objectiven, indem auch die künstlerische leistung beleuchtet wird. das schlusscapitel macht sozusagen die probe aufs exempel, da jetzt von der fünften, bisher allein berücksichtigten auflage auf die früheren ausgaben zurückgegriffen und gezeigt wird, wie die später entstandenen gedichte in das 1882 entworfene schema eingefügt sind.

Eine reihe wertvoller einzelbemerkungen findet sich zerstreut, so dass das buch in verbindung mit den arbeiten von Kraeger und Moser, die es an feinfühligkeit und sorgfalt weit übertrifft, recht wol als die willkommene grundlage eines commentars zu Meyers gedichten betrachtet werden kann. es zeigt sich wider einmal, wie ernste philologische arbeit letzten endes auch dem ästhetischen genuss dient. wenn die vorrede andeutet, dass uns eine betrachtung wie die vorliegende in zwiefacher hinsicht bereichern werde: in dem verständnis der seelischen structur des dichters und 'vielleicht darüber hinaus im verständnis gewisser gesetze des lyrischen schaffens überhaupt', so tritt der zweite gesichtspunct freilich sehr zurück. ein paar zusammenfassende bemerkungen wären erwünscht gewesen.

Jena. Victor Michels.

LITTERATURNOTIZEN.

Bergbau in der vorzeit I von **Julius Andree.** bergbau auf feuerstein, kupfer, zinn und salz in Europa. mit 27 textabb., 179 tafelabb. und 3 tabellen [= Vorzeit, nachweise und zusammenfassungen aus dem gebiete der vorgeschichtsforschung, herausgegeben von Hans Hahne, band 2]. Leipzig, Kabitzsch 1922. 72 ss. kl. 4°. — Das buch ist eine erweiterte neubearbeitung des aufsatzes des verfassers in Hahnes '25 jahre siedelungsarchaeologie' (Mannusbibliothek 23). aber aufser dem dort behandelten bergbau auf kupfer und salz ist auch ein besonderer abschnitt dem wichtigen abbau des feuersteins und den meist freilich wenig sicheren funden die auf vorgeschichtliche zinnwäscherei und zinnbergbau hinweisen gewidmet. alles durch die fachlitteratur bekannt gewordene material ist sorgfältig zusammengetragen und wird durch viele, meist ausreichende und klare federzeichnungen illustriert. auch das ganze in diesen gruben gefundene handwerkszeug wird eingehend behandelt und im bilde vorgeführt. das gute litteraturverzeichnis ermöglicht bequemes nachprüfen und weiterstudium. für tagbau auf feuerstein kann ich eine ziemlich ausgedehnte station bei der ferme 'zum guten Alten' westlich Masnières bei Cambrai hinzufügen,

die dort durch unsere schützengräben angeschnitten wurde; die aufgenommenen pläne sind aber in der tankschlacht bei Cambrai verloren gegangen. das Andreesche buch kann als eine bequeme, grundliche und klare zusammenstellung unserer kenntnisse über die vorgeschichtlichen bergwerke, für die vor allem durch die schöne, reich ausgestattete publication der salzburgischen bergwerke von Kyrle und Klose (Österreichische kunsttopographie band XVII) das interesse sehr gewachsen ist, warm empfohlen werden. in einem anhang sind auch die dürftigen tatsachen die eine bergmännische gewinnung von kalkspat, ocker und bergkristall in Frankreich und Belgien bezeugen zusammengestellt.

Walther Bremer.

Germanische fibeln unter berücksichtigung des Pyrmonter brunnenfundes von **Erich Frischbier.** [Mannusbibliothek nr 28.] mit 1 abb. und 14 tafeln. Leipzig, Kabitzsch 1922. 102 ss. gr. 8°. — Die arbeit ist eine Hallenser dissertation, die aus Hahnes schule hervorgegangen ist, und behandelt die typologische entwicklung der germanischen und keltischen fibeln der römischen kaiserzeit im anschluss an den Pyrmonter brunnenfund. dieser wichtige fund von etwa 230 fibeln wurde 1863 bei der neufassung des Pyrmonter mineralbrunnens zusammen mit einem bronzenen römischen schöpfgefäſs, 3 silberdenaren (Domitian, Trajan, Caracalla) und einigen anderen gegenständen gemacht, und er ist schon häufig behandelt worden. auch Almgren (Studien über nordeuropäische fibelformen, 1897), auf dessen untersuchungen alle späteren arbeiten über die kaiserzeitlichen fibeln aufbauen, hat diesem funde schon einen besonderen kurzen abschnitt gewidmet. die Pyrmonter spangen, die in viele museen zerstreut wurden, gehören den verschiedensten typen an. so eignet sich dieser fund ganz besonders zur grundlage für typologische untersuchungen. dabei kommt der verf. zu teilweise auſserordentlich wichtigen ergebnissen und führt uns in einer langen reihe von puncten weiter als Almgren, so dass man das buch als eine der wichtigeren neuerscheinungen auf dem gebiete der kaiserzeitlichen archäologie bezeichnen muss. nur hätte man wünschen mögen, dass F. sich einer gröſseren straffheit in der äuſseren form der darstellung befleiſsigte. fast alles hätte sich weit knapper und weniger weitschweifig sagen lassen. gerade Almgrens buch konnte ihm da zum vorbild dienen. auſserdem ist nicht zu leugnen, dass F. der formentwicklung der fibeln mit einer so starken liebe und gründlichkeit nachgeht, dass sie bisweilen an haarspalterei grenzt. doch vermag das den groſsen wert der meisten resultate die er seinem material abringt nicht zu schmälern. nur einiges wenige kann hier hervorgehoben werden.

Die kaiserzeitlichen fibeln teilen sich in zwei gruppen, deren jede an den mittellatènetypus sich anschlieſst, die erste an den

mit unterer, die andere an den mit oberer sehne. der formwandel der gewandhaften vom mittellatène- zum spätlatènetypus wird treffend als der übergang von der schmiede- zur gusstechnik charakterisiert. aus der ersten gruppe wird zunächst der untersehnige spätlatènetypus, dem das formal älteste stück des Pyrmonter fundes angehört, in seiner entstehung auf das Ostalpengebiet festgelegt und sehr glaublich den Boiern zugeschrieben. erst nach der einwanderung der Markomannen in Böhmen kommt diese form kurz nach 9 v. Chr. zu den Germanen. aus dieser Boierspange entwickeln sich die schüsselfibel und der Nauheimer typus einerseits, und im gebiete der Langobarden an der unteren Elbe die eingliedrige armbrustfibel mit breitem fufs anderseits, die bis in das 2 jahrhundert hinein in mode bleibt. von dieser frühkaiserzeitlichen armbrustfibel — nicht, wie man bisher annahm, von einer der untersehnigen spätlatèneformen — ist nach F. die in den rheinländischen gräbern der kaiserzeit allgemein verbreitete legionsfibel abzuleiten. damit ist ein neuer wichtiger chronologischer punct gewonnen worden, denn die eingliedrige armbrustfibel kann erst um 50 v. Chr. ins Rheinland gekommen, die legionsfibel füglich erst in dem darauf folgenden jahrzehnt dort entstanden sein. dazu stimmt das spärliche vorkommen der letzteren im Hofheimer lager und ihre häufigkeit in Neufs. so ergibt sich als sicher, was schon Dragendorff erkannt hatte, dass die zwei Halterner spätlatènefibeln, durch deren falsche typologische einreihung man diese legionsfibel bis in die augusteische zeit hinaufrücken wollte, nichts mit diesen zu tun haben können. wenn diese legionsfibel kurze zeit auch in Pannonien bräuchlich wird, so bringt F. das mit grofser wahrscheinlichkeit mit den bekannten legionsverschiebungen nach der niederwerfung des aufstandes des Saturninus im jahre 89 in zusammenhang. für die formentwicklung der zweiten reihe kaiserzeitlicher fibeln, der mit oberer sehne, stellt F. im anschluss an eine m. w. zuerst von Kostrzewski (Die ostgermanische kultur der spätlatènezeit s. 19) gemachte beobachtung fest, dass man keltische und germanische formgebung fast überall scheiden kann. die zurückgebogene lage der sehne, bei der die ganze spiralrolle aufserhalb des fibelbügels ligt, ist für die Kelten, die zurücknahme der spiralrolle, bei der der bügeldraht vor beginn der windungen einen knick nach innen beschreibt, für die germanischen spangen dieser art bezeichnend. in der fortführung dieser gedankengänge ergibt sich ein neues wichtiges resultat, dass nämlich der typus der spätlatènefibel mit oberer sehne germanischen ursprungs ist, und dass die im keltischen gebiet auftretenden typen dieser art in den einzelnen entwicklungsstadien vom Germanenland beeinflusst sind. von dieser spätlatèneform stammen die drei wichtigsten gruppen der römischen zeit ab, die eingehend behandelt werden: die balkenfibeln (und augenfibeln), die kräftig profilierten fibeln

und die fibeln mit zweilappiger rollenkappe, während die kniefibeln (Almgren V serie 9) direct an das mittellatèneschema anknüpfen. alle diese genealogischen zusammenhänge sind in einer tafel verzeichnet, die aber inzwischen übersichlicher als beilage zu einem vortrage F.s im 3. ergänzungsband des Mannus taf. VII erschienen ist. wie man sieht, ermöglichen die typologischen untersuchungen F.s eine reihe wichtiger chronologischer und ethnologischer schlüsse. **Walther Bremer.**

Studien zur mittelalterlichen keramik von **Konrad Straufs.** mit 37 abb. und 4 tafeln. [Mannusbibliothek nr 30.] Leipzig, Kabitzsch 1923. 48 ss. 8⁰, grz. 2,50. — Kaum ein gebiet der deutschen altertumskunde ligt so sehr im argen wie das der mittelalterlichen keramik. dem vorgeschichtsforscher, der sich für sein gebiet der grofsen wichtigkeit der tohnware für chronologische schlüsse und culturelle zusammenhänge klar bewust ist, erscheint sie zu modern, dem kunsthistoriker zu unbedeutend, und auch der historiker hat sich kaum jemals ernsthaft bemüht, ihre wortlose sprache zu verstehn. nicht einmal bei den ausgrabungen hat man sich immer die mühe gegeben, die reste mittelalterlichen tohngeschirrs zu sammeln. erst in allerneuster zeit ist das anders geworden. namentlich SLoeschcke in Trier hat das verdienst, die chronologie der mittelalterlichen keramik energisch in angriff genommen zu haben (Jahresber. d. Prov.-museums Trier 1916/7 s. 63f. Trierische Heimatblätter I 1922 s. 5f. 138f. 172f), und auch Luthmer in Cassel hat reiches material für diese fragen gesammelt. Str. legt jetzt einen versuch einer chronologie der ostdeutschen keramik vom 12.–16. jh. vor. die culturelle beeinflussung des ostens durch den westen, die schon in der slavischen keramik deutlich ist, tritt seit der germanisierung besonders klar hervor, und es ist sicher, dass bei genauerer durcharbeitung der keramik auch auf die wege der widergermanisierung des ostens neues licht fallen wird. die materialsammlung, die den ersten teil der vorliegenden arbeit ausmacht, ist sehr reich, gibt aber natürlicher weise nur einen willkürlichen ausschnitt wider; leider ist sie wenig übersichtlich, so dass zb. der Ketziner töpfereifund zweimal behandelt ist. umso klarer ist der zweite teil, der die formentwicklung und die haupttypen der einzelnen jahrhunderte behandelt. durch begleitfunde fest datierte gefäfse geben dabei die stützpuncte. auch in den gefäfsen spiegelt sich das formempfinden der einzelnen zeiten wider, von den romanischen kugeltöpfen zu den schlanken gotischen bechern mit oft wellig ausgedrücktem fufs und den meist reich decorierten und glasierten renaissancevasen. hoffentlich ist dieser wertvolle beitrag nur ein anfang zu weiteren arbeiten des verf.s auf dem dankbaren und schönen gebiet. dem herausgeber der Mannusbibliothek aber muss man dankbar sein, dass er auch der von allen seiten stiefmütterlich behandelten mittelalterlichen hauskeramik in seiner sammlung einen platz eingeräumt hat. **Walther Bremer.**

Die germanischen stämme und die kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen kaiserzeit von **Erich Blume.** II. teil: Material. aus dem nachlass herausgegeben von Martin Schultze. [Mannus-bibliothek hrsg. von prof. dr G. Kossinna, nr 14.] Würzburg, Kabitzsch 1915. XIII u. 212 ss. gr. 8⁰. — Die vorliegende veröffentlichung zeugt von der gründlichkeit mit der ihr verfasser sein im titel genanntes buch vorbereitet hat. wir sehen hier das material auf dem sich jenes aufbaut, bis auf einige vom herausgeber vorgenommene zusätze und berichtigungen von B. selbst zusammengestellt. mit wehmut blättern wir in diesem fundkatalog, der uns das bild des so hochbegabten, durch ein tückisches schicksal uns entrissenen jungen urgeschichtsforschers vor augen führt und uns überdies in seiner ausstattung daran erinnert, was für veröffentlichungen vor 8 jahren noch möglich waren. **R. Much.**

1. **Maurice Cahen,** Études sur le vocabulaire religieux du vieux-scandinave. La libation [Collection linguistique publiée par la société de linguistique de Paris IX.] Paris, Champion 1921. 325 ss. 8⁰. — 2. **Ders.,** Le mot 'dieu' en vieux-scandinave [Collection etc. X]. ebda. 81 ss. 8⁰. — 1. Von einem französischen linguisten, der sich in Skandinavien mit den nordischen sprachen und litteraturen vertraut gemacht hat, wird hier der ganze mit dem trinken zusammenhängende wortschatz des skandinavischen eingehend untersucht und besprochen: mit beständiger beziehung auf den religiösen hintergrund aller trinksitten. das buch ist in seiner breiten ausführlichkeit auch für den laien interessant und verständlich, aber deshalb doch auch für den fachmann nicht wertlos, schon wegen des reichen zusammengetragenen materials. besonders auf den abschnitt 'Le toast' und das dort über die ablösung des älteren *full* durch jüngeres *minni* beigebrachte sei hier verwiesen.

Die sachen mit denen die wörter zusammenhängen interessieren den verf. sichtlich weniger, von den religiösen gesichtspuncten abgesehen. aber auch von seinem standpuncte aus hätte er sich vielleicht mit der geschichte vom Kvasir befassen dürfen, in der ein streiflicht fällt auf einen altertümlichen, durch kauen — wahrscheinlich einer stärkehaltigen wurzel — hergestellten rauschtrank und auf dessen gemeinsame bereitung durch friedenschliefsende parteien. auch mit den etymologieen beschäftigt sich C. nicht sonderlich und einmal recht unglücklich, wenn er *laga* in *laga drykkja* 'einen trank bereiten', das doch nichts als das bekannte anord., schwed. *laga,* dän. *lave* 'bereiten' ist, von *lǫgr* 'liquide' ableitet und durch 'mouillier (le molt)' umschreibt. doch ist diese entgleisung keineswegs für das buch und seinen recht vorsichtigen verf. kennzeichnend. — 2. In derselben art beschäftigt sich C. in der zweiten schrift mit den nordischen worten für den begriff 'gott', besonders ausführlich was ihre

formelle seite, den genuswechsel, die flexion und das verhältnis der formen *goþ* und *guþ* zu einander betrifft. von den poetischen ausdrücken wird *regin, rǫgn* mit recht im sinne von 'gott' als gemeingermanisch angesprochen; das auch westgerm. verstärkende *ragin-* hat ursprünglich jene bedeutung, wie schon das seitenstück anord. *týframr* 'sehr tapfer', das mit *týr* zusammengesetzt ist, zeigt. auf das eigentlich etymologische geht C. auch hier nicht näher ein, obwol es interessante fragen in sich schliefst. so wäre es von religionsgeschichtlicher bedeutung, wenn sich nachweisen liefse, dass idg. *deiwo-* zunächst nur ein singular ist und 'himmel, himmelsgott' bedeutet wie in lat. *sub dīvo*. und gott *guda-* 'das angerufene wesen' macht den eindruck eines deckwortes, eingeführt, weil man aus frommer scheu oder abergläubischer furcht die eigentlichen namen für gott und götter aufserhalb des cultactes nicht auszusprechen wagte. gar nicht behandelt ist das wort *āss*, das allerdings meist den angehörigen eines göttergeschlechts im gegensatz zu einem andern bezeichnet; aber die *ǣsir* sind daneben doch auch die götter schlechtweg. **R. Much.**

Archäologische erläuterungen zur Germania des Tacitus von **Georg Wilke**. mit 74 abbildungen im text. Leipzig, Curt Kabitzsch 1921. 84 ss. gr. 8⁰. — Es war ein recht glücklicher und schon durch die einseitigkeit und unzulänglichkeit aller Germaniacommentare gerechtfertigter gedanke, einmal das zusammenzutragen, was die bodenforschung zum verständnis und zur ergänzung und berichtigung des taciteischen berichtes beisteuern kann. auch die durchführung ist lobenswert für einen ersten versuch, trotz den nicht zu verschweigenden schönheitsfehlern die ihm noch anhaften, wozu ich vor allem die ausführungen über das vorgeschichtliche alter der runen rechne. am meisten auszustellen ist vielleicht an dem was W. aus germanistischer fachlitteratur in gutem glauben herübernimmt, und dafür trägt er selbst den geringsten teil der verantwortung. *Leudisio* und *Maguso* sind sicher falsch construierte namenformen, von den verfehlten deutungen abgesehen, und auch die erklärung 'der männermordende' für den beinamen *Halamardus* des Mars ist nicht glaublich. das wort *segel* ist zwar ur- und gemeingermanisch, aber wahrscheinlich doch eine alte entlehnung aus dem keltischen, das dasselbe wort besitzt. was sich der verf. unter entbitterten eicheln vorstellt, dh. was für ein verfahren zur entbitterung ihm dabei vorschwebt, bedürfte näherer ausführung. die im südlichen Europa zur menschlichen nahrung verwendeten eicheln entstammen einer anderen eichenart, bedürfen einer entbitterung nicht und können für eichelnahrung in Nordeuropa nicht sprechen. diese und andere kleine mängel fallen aber nicht ins gewicht gegenüber dem nutzen den die schrift zumal in der hand des mittelschullehrers stiften kann, und angesichts der zahlreichen bei einem grofsen teil der gebildeten eingewurzelten irrtümer, die sie berichtigt. **R. Much.**

Kulturgeschichte der urzeit Germaniens, des Frankenreiches und Deutschlands im frühen mittelalter (bis 919 nach Christi geburt) von **Rudolf Goette.** Bonn und Leipzig, K. Schroeder 1920. 274 ss. gr. 8⁰. — Es handelt sich bei diesem buche, das auf seinem äufseren umschlag den noch unzutreffenderen titel 'Kulturgeschichte der Urgermanen' führt, in würklichkeit um eine geschichtsdarstellung, bei der aber allerdings das culturgeschichtliche mit gröfserer ausführlichkeit behandelt wird als es gewöhnlich geschieht. dabei tritt der verf. mit besten absichten und ohne vorurteil an seine aufgabe heran und hat sich, wie die auf jeden fall dankenswerten litteraturangaben zeigen, nicht wenig mühe gegeben. es zeigt sich aber bei ihm wie bei manchem andern, dass in den anfängen deutscher geschichte keiner sich zurechtfindet oder gar zum wegweiser taugt, dem germanistische schulung abgeht. es sind vielleicht in wenigen fällen eigene irrtümer die er vorträgt; aber in ungezählten andern findet er veralteten, längst überholten aufstellungen der fachlitteratur oder ganz dilettantischen meinungen gegenüber nicht den richtigen standpunct. so sind ihm, um nur einige beispiele anzuführen, die Embscher nach den Ampsivariern, Quakenbrück nach den Chauken, Hersfeld (*Heroluesfeld*) und Herbstadt (*Herolfestat*) nach den Herulern benannt. begreiflicherweise leiden unter solcher schwäche mehr die ersten abschnitte des buches, die der vorzeit und frühgeschichtlichen zeit gewidmet sind, als die späteren, für die litterarische quellen reichlich fliefsen. das werk würde im ganzen sehr gewonnen haben, wenn dem verf. für jene gebiete die sich seinem verständnis zum teil entzogen, ein sachkundiger berater zur seite gestanden hätte. **R. Much.**

Die Germanen und das christentum von **Walther Classen** [Das Werden des deutschen Volkes 4. heft]. Hamburg, Hanseat. verlagsanstalt a.-g. 1920. 184 ss. 8⁰. — Schon die inhaltsangabe dieses büchleins mit drei hauptabschnitten 'die Völkerwanderung und die Heimat', 'das Frankenreich', 'das deutsche Volk tritt in die Welt' lässt erkennen, dass sein titel zu seinem inhalt schlecht passt. es bietet uns wesentlich eine darstellung geschichtlicher ereignisse, verliert aber dabei mitunter ganz bewust den boden der quellenberichte unter den füfsen und sucht durch einschübe im stil des historischen romanes über dunklere zeitläufte hinweg und dem interesse des lesers näher zu kommen. wie frei der verf. dabei verfährt zeigt sich zb. s. 138, wo er ein altsächsisches salamanderreiben schildert. von dem innerlichen verhältnis der Germanen zum christentum erfahren wir recht wenig, und nur jener strom des Germanentums wird überhaupt näher ins auge gefasst, der in das deutsche volkstum mündet. wissenschaftlichen wert wird der verf. für seine arbeit selbst nicht beanspruchen. aber deshalb könnte er doch das gotische vaterunser ohne vier störende fehler wider-

geben, brauchte nicht Herma*nn*arich, Go*th*en, Greu*th*ungen, *Th*ervingen, Bal*t*en, L*o*ngobarden zu schreiben oder die käsebereitung von den Baiern in die Alpengegenden einführen zu lassen, die sie selbst dereinst im osten als nachbarn der Finnen gelernt hätten. am besten und einwandfreiesten sind die ganz in das gebiet der geschichte fallenden, in warmem ton geschriebenen abschnitte, die Karl und Otto dem Grofsen gewidmet sind.

R. Much.

Valtýr Guđmundsson, Islandsk grammatik, Islandsk nutidssprog. København, Hagerup 1922. VIII u. 191 ss. 8⁰. — Für die bewältigung des neuisländischen ist man seit kurzer zeit gut ausgestattet, begreiflicherweise durch arbeiten von Isländern. ref. erinnert sich der zeiten wo er dem dürftigen bändchen von Carpenter etwas abzugewinnen suchte, und wo es ums wörterbuch ganz schlimm bestellt war. jetzt haben wir V. Guđmundsson für ein grammatisches lehrbuch zu danken von ausnehmender reichhaltigkeit. es ist als 'praktisches lehrbuch' gedacht, befriedigt aber die wissbegier des gelehrten benützers. sprachgeschichtlich will es sich im ganzen nicht einstellen. der vf. verteidigt sein mehr descriptives vorgehn insbesondere in der beugungslehre. man würde ihm darin noch mehr zugeben: die nominalbeugung liefse sich wol kräftig vereinfachen, wenn man die herkömmlichen achtcasus-schemata wegwürfe und nur die wandelbaren casus durchspräche (bei den masc. auf *-(u)r* dat. gen. sing., nom. acc. plur. usw.).

Zwischen geschichte und beschreibung sucht auch das capitel über die 'Lautübergänge' (22—45) zu vermitteln, und da ergeben sich denn schon bedenklichere formulierungen: *lýsa* 'von' *ljós*; *liggja* unter *g-k*-umlaut; *gista* 'für *gesta*, von *gestur*'; *vopn* als progressiver labialumlaut; *sveppur* als schwächung des *ö* vor doppelconsonant; *rita* als 'sporadische' vocalkürzung vor einzelconsonant; *annan* für *annar-an*; *finna* 'für *finda* für *finþa*' u.v.a.m. solche dinge rechtfertigen sich nicht aus dem bedürfnis des nichtlinguisten. wie man einen lautstand unter dem gesichtswinkel des lautwechsels behandeln kann, zeigt Pauls Mhd. grammatik.

Der abschnitt über die aussprache verzichtet ausdrücklich auf articulatorische beschreibungen, geht aber auf all die mannigfaltigkeit ein (zb. für geschriebenes *g* elf aussprachen) und gibt eine vorstellung von den schier entmutigenden schwierigkeiten der neuisländischen lautform. zu *d* trag ich nach, dass zwischenvocalisches *d*, in *Vídalín,* für mein ohr ungehauchtes *t* ist; und zu *o* frag ich, ob V.G. die aussprache *u̯ō* in offener silbe nicht anerkennt, die dem ref. auf seiner zweiten reise (1913) oft auffiel: *Sku̯ōtar, lu̯ōkađ*; ziemlich wie ital. *uo* in *buono, fuoco.* freund Bj. M. Olsen wollte damals auch nichts davon wissen.

Arlesheim. **A. Heusler.**

Nellie Slaytton Aurner, Hengest, a study in early english

hero legend (University of Iowa Studies, Humanistic studies, vol. II nr 1). published by the university, Iowa city 1921. 76 ss. 8⁰ u. 44 ss. tabellen. — Was der untertitel in aussicht stellt, einen beitrag zur heldendichtung, enthalten nur die elf seiten 56 ff. die vf. verficht hier die einheit des kentischen eroberers Hengest mit dem rächer des Hnæf in der dichtung; aber nur so dass diese erlebnisse beim Friesenkönig Finn in die vorbritische zeit des eroberers fielen: die beidseitigen taten oder erzählmotive stünden also unabhängig da, nur dass Hnæfs rächer, als Sachse, mit seinem (dänischen) herrn nicht gleichen stammes sein dürfte, was die vf. darin bestätigt findet dass er, der 'outsider', bei der rache an Finn zurücktrete. in diesem und andern puncten kann ihr bild von der sagenhandlung schwerlich überzeugen. die gleichsetzung der zwei namensvettern ist nicht wahrscheinlicher geworden. zeitgenossen brauchen sie nicht zu sein (Anz. XLI 32), und dass 'charakter und situation' übereinstimmten, kann man doch würklich nicht behaupten.

Alles übrige durchgeht ausführlich die chronisten- und litteratenerfindungen, die sich an den geschichtlichen Hengest ansetzten bis herab ins 17 jahrhundert, auch die fabeleien friesischer gelehrter um 1600. die vf. spricht von einem 'growth of the Hengest legend'. es handelt sich um sage von dem schlag wie sie bei den ungarischen chronisten oder bei Aventin steht. ohne jeden belang sind auch diese federschnörkel nicht, aber eine kennzeichnung der einzelnen verfasser ergäbe sich doch nur aus einem breitschnitt, der ihre stellung zu der gesamten vorgeschichte aufwiese. eine arbeit die inzwischen Matter in einem dicken bande angestellt hat (Englische gründungssagen, Anglist. forschgen h. 58).

Arlesheim. **A. Heusler.**

Paradisus anime intelligentis (Paradis der fornuftigen sele). aus der Oxforder hs. cod. Laud. misc. 479 nach E. Sievers abschrift herausgegeben von **Philipp Strauch** [Deutsche Texte des Mittelalters bd. 30]. Berlin, Weidmann 1919. XL u. 170 ss. 8⁰. — Es handelt sich um jene sammlung von 64 predigten (1—31 sermones de tempore, 32—64 sermones de sanctis) oder besser predigtabrissen (denn es ist kein zweifel, dass die predigten selbst alle länger waren und in der widergabe des sammlers einem kürzenden princip unterlagen) aus der Thüringer mystik, dem predigerkloster zu Erfurt, von denen einige schon von Sievers (Zs. 15, 373), Preger, Zuchhold veröffentlicht waren. von meister Eckhart selbst rühren nach dem index des sammlers 31 her, die übrigen von namhaft aufgeführten predigern aus seiner umgebung, über die man nun neuerdings bald einmal zusammenfassendes sagen muss. die hs. (s. Priebsch I 148 nr 147) ist kein original, sie stammt aus dem Mainzer Karthäuserkloster auf dem Michelsberg (Erfurt gehörte ja zu Mainz), zeigt

westmd. mundart des 14 jh.s, durch deren kurze, sorgfältige analyse Strauch einen wertvollen beitrag zu einer md. grammatik in mhd. zeit liefert, die uns leider noch immer fehlt. Str. erhöht den wert der ausgabe durch eine bibliographie der einzelnen predigten, soweit sie sich ermitteln liefs, und durch die mit hilfe von KBihlmeyer und MGrabmann verfassten quellen- und citatennachrichten aus patristik und scholastik. aber es fiel mir schon früher bei der Notkerforschung und dann wider bei Schönbachs vielfachen studien auf, dass man aus diesen feststellungen schon schlüsse auf die wissenschaftliche schulung der autoren ziehen zu können glaubt, als ob sie nicht aus zweiter und dritter hand, aus commentaren udgl. hätten schöpfen können (s. übrigens eine einschränkende bemerkung Strauchs in diesem sinn auf s. XXIX).

H. Naumann.

Frühneuhochdeutsches glossar von **Alfred Götze** [= Kleine Texte für vorlesungen und übungen hg. von Hans Lietzmann nr 101]. 2 stark verm. aufl. Bonn, Marcus & Weber 1920. XII u. 240 ss. 8⁰. — Die zweite auflage dieses überaus nützlichen glossars darf bei allen die frühnhd. schriftsteller im urtext lesen einer noch freundlicheren aufnahme sicher sein als die erstausgabe. zwar kann und will auch die neue, um mehr als 100 ss. vermehrte auflage so wenig erschöpfend sein wie die erste; aber ein vergleich nur weniger spalten bezeugt, wie weit G. diesmal über den gelungenen ersten wurf bereits hinausgekommen ist. und wenn künftige auflagen das begonnene fortsetzen, dann wird der vf. die in angriff genommene aufgabe, die im bestande der einschlägigen hilfsmittel bisher vorhandene lücke auszufüllen, bald restlos gelöst haben. ausmafs und auswahl des künftig noch aufzunehmenden wortschatzes, besonders des seltnen, zt. nur einmal belegten, lassen sich nicht leicht bestimmen: hier können nie alle wünsche in erfüllung gehn. werden indessen seltne wörter und würkliche oder vermeintliche *ἅπαξ εἰρημένα* aufgenommen, dann wüste namentlich der germanist auch gern den genauen beleg. wenn die einrichtung des buches die mitteilung solcher belege bisher verbot, so möcht ich anregen, ob G. uns nicht eine erweiterte, nur für den fachmann bestimmte parallelausgabe schenken möchte, die überdies auch raum gäbe für knappe historisch-grammatische und wortkundliche bemerkungen. ein verzeichnis der lücken auf die ich im glossar stiefs muss ich mir an dieser stelle aus gründen der raumnot versagen. **G. Bebermeyer.**

Frühneuhochdeutsches lesebuch von **Alfred Götze.** Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1920. IV u. 140 ss. 8⁰. — Auch mit diesem buch hat G. einen glücklichen wurf getan und dem akademischen unterricht ein ebenso bequemes wie brauchbares hilfsmittel geschenkt. sollen frühnhd. übungen ersprieſslich sein, dann müssen sie den studenten mit der sprach-

entwicklung des gesamten zeitraums, mit dem ganzen reichtum der mundartlichen verschiedenheiten und litteraturgattungen vertraut machen. ein solches verfahren stöfst nun heute mehr denn je bei der textbeschaffung auf schwierigkeiten. wer sich aber damit begnügen wollte, solchen übungen nur den einen oder andern leicht zugänglichen text zugrunde zu legen, müste von vornherein auf eine umfassende behandlung der probleme verzichten. diesen schwierigkeiten will Goetzes lesebuch abhelfen. der wert eines solchen hilfsmittels steht und fällt mit der art der auswahl und anordnung. die brauchbarkeit des vorliegenden lesebuchs hat sich mir in übungen praktisch aufs beste erwiesen. die getroffene auswahl nach den erwähnten gesichtspuncten scheint mir im ganzen gut gelungen. für die sicher zu erwartende 2 auflage möcht ich jedoch einige vorschläge zur nachprüfung äufsern. einmal halt ich dafür, die anfangsgrenze um ein volles jahrhundert, also bis in die mitte des 14 jh.s etwa, zurückzustecken, denn schon jene periode hat für den entwicklungsprocess der zur gemeinsprache führt besondere bedeutung. sodann ist das ostmitteldeutsche zugunsten des südwestdeutschen zu kurz gekommen: namentlich das böhmische und schlesische jener frühzeit fehlt ganz. davon sollten aber einige wenige handschriftliche proben dem gesamtbild nicht fehlen. auch der abschnitt 18 (Luther) müste noch mehr ausgebaut werden; denn wenn wir auch in dem reformator nicht mehr den schöpfer der nhd. schriftsprache feiern wie einst, die durchgreifende würkung seiner sprache sichert ihm nach wie vor eine centrale stellung in der sprachlichen bewegung. deshalb müsten auch als gegenstück zu den aufgenommenen vorlutherischen bibeldrucken einige proben aus der flut der nachdrucke der Lutherbibel gegeben werden. **G. Bebermeyer.**

Jim an' Nell von W. F. Rock, eine studie zum dialect von Devonshire von **Hans Wiegert** [Palaestra 137]. Berlin, Mayer & Müller 1921. 344 ss. 8°. — Die dialekte in England beruhen trotz der geographischen umpflanzung vom festland zum inselland auf der geschlossenen stammesansiedlung. die erste nachhaltige erschütterung ihrer herschaft als eines gesprochenen und geschriebenen mediums erfolgt durch die Londoner schriftsprache und deren verbreitungsfactoren (buchdruckerkunst, gedruckte hochenglische bibel und verwantes). eine neue, in ihren folgen voraussichtlich viel radicalere existenzbedrohung der dialekte bahnt sich seit dem ende des 18 jh.s an: neue erfindungen — beginnender industriestaat — rückgang der landwirtschaft — industrialisierung landwirtschaftlicher bezirke (so Lancashire) oder entvölkerung durch umsiedlung innerhalb Englands neben auswanderung; — folgen: ausbau des verkehrswesens — gesteigerte freizügigkeit zu zwecken des geschäfts, der erholung, des vergnügens, die beiden letzteren durch modern-sociale strömungen

ständig fortschreitend; — durch mechanisierung der production in verbindung mit vermehrtem und verbessertem elementarunterricht, riesenhafte verbreitung schriftsprachlicher litteratur einschl. der durch kurze entfernungen und glänzende verkehrsmittel überall erstaunlich schnell gelieferten und infolge der starken politisierung eifrigst gelesenen zeitungspresse. — durchwürfelung der sprachträger sowie beeinflussung durch die neue sprachliche umgebung und das gedruckte hochenglisch trübten so allmählich die reinheit der dialekte oder brachten sie gar zum verschwinden. — Der krieg hat durch das staatliche eingreifen (wehrpflicht, hilfsdienstpflicht, rüstungsbedarfsgesetze) ähnlich, aber zumeist wol nur mit vorübergehndem ergebnis gewürkt. wesentlicher in ihren folgen sind wahrscheinlich seine nachwürkungen durch neue umsiedlung und auswanderung.

Der rückgang der dialekte führte in England zunächst im zusammenhang mit englisch-conservativer pflege des hergebrachten, der gelegentlichen romantisch-nationalen widerbelebung des altertums und neuerdings mit landsmannschaftlichen bestrebungen zu volkskundlich - litterarischer oder gesellschaftlich - humoristischer pflege der dialekte. auf das dilettantische folgte erst, wie stets in England, das wissenschaftliche (theoretisch-historisch vor allem durch Ellis und Wright, praktisch und mit hilfe der neuen erfindung geeigneter sprechapparate namentlich durch Moorman in Leeds). vor dem kriege konnte sich trotz schwierigkeiten bezüglich volkstum, entfernung, kosten an der wiss. erforschung auch die deutsche anglistik beteiligen, und die vorliegende arbeit ist ein glied in dieser nun wol durch die not der zeit abreifsenden kette. der vf. hat im sept. 1913 studien an ort und stelle gemacht und durch vier grammophonaufnahmen (Doegen, International talking machine co., jetzt Lautamt der preufs. Staatsbibl.) weiter basiert. eine wertvolle bibliographie der dialect-litteratur und eine litt. betrachtung des dichters W. F. Rock werden der methodischen erörterung vorangestellt. es folgen die texte mit phonetischer transcription und hochenglischer übertragung. das 4. cap. bringt die leselehre, das 5. das lautgeschichtliche. die schwierigkeit solcher dialektuntersuchungen ligt teils an den dialektträgern und ihrer zuverlässigkeit, teils an dem forscher, teils an der deutung der laute, auch auf grund der plattenaufnahmen und der richtigen einstellung bei der vorführung. wir sind also von vielem abhängig was nur zum teil und nicht überall nachzuprüfen ist, und müssen zunächst einmal überhaupt für die gebotene leistung dankbar sein.

Greifswald. **Heinrich Spies.**

Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische landeskunde. 45. jahrgang (1922), redigiert von Adolf Schullerus. Hermannstadt, Krafft 1922. (IV u.) 92 ss. 8°. — Mit hoher freude begrüfsen wir das forterscheinen

dieser altbewährten zeitschrift unter der neuen fremdherschaft und ersehen auch aus dem jüngsten jahrgang, dass das volkstum unserer fernen stammesgenossen ungebrochen, ihr geistiges leben und wissenschaftliches streben so rege wie je ist. das bezeugen die litteraturberichte, der bericht über die 64. generalversammlung des vereins, die erste seit dem ausbruch des krieges, das bezeugt der wissenschaftliche inhalt des heftes, das neben allerlei kürzern mitteilungen und miscellen zwei gröſsere abhandlungen von allgemeinem interesse bringt. G Müller und A Schullerus behandeln (s. 1—15) jener den begriff, dieser den namen *Siebenbürgen*, eindringend und keine schwierigkeit verschweigend, aber gerade dadurch höchst lehrreich: der name bezeichnete früher nur einen teil des landes 'Transilvania'; er erscheint auf das geschlossene von Deutschen bewohnte territorium beschränkt, ohne dass doch seine entstehung mit dem gebiet des Sachsenlandes in zusammenhang stünde; die bedeutung der sieben 'burgen' (castra) bleibt nicht völlig aufgeklärt, und ebensowenig ihr verhältnis zu den sieben 'stühlen' (sedes). — noch wichtiger ist der aufsatz von A Scheiner, 'Echte mundart', nach dem Siebenbürgisch-sächsischen wörterbuch (s. 33—46. 57—79), den sich kein benutzer dieses idioticons entgehn lassen darf. er erläutert warum dort nicht von 'reiner mundart' die rede ist, wie so natürlich auf altdeutschem boden, sondern eben von 'echter mundart'; unter ihr ist die 'kernige bürger- und bauernsprache' verstanden, wobei die 'städtische halbmundart' nicht minder abgewehrt wird wie die 'gehobene sprache'. **E. S.**

Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte von **Richard Schröder.** 6 verbess. auflage, fortgeführt von **Eberhard frh. v. Künſsberg.** m. e. abbildung im text, vier tafeln u. e. bildnis. Berlin u. Leipzig, Vereinigg wiss. verleger 1922. IV u. 1124 ss. 8⁰. — Kein gebiet der germanischen altertumswissenschaft ist zur zeit so reich mit grundlegenden darstellungen und guten lehrbüchern versorgt wie die deutsche rechtsgeschichte. neben den beiden werken der altmeister von stärkster persönlicher eigenart: Brunners Deutscher rechtsgeschichte (I^2 1906. II 1892) und vAmiras Grundriss des germanischen rechts (^{3}1913) liegen Brunners Grundzüge in einer 7 aufl. vor, bearbeitet von Heymann (1919), ferner zwei 'Deutsche rechtsgeschichten' jüngerer gelehrter: H. Fehr (1921) und Cl. frh. v. Schwerin (^{2}1915), von denen der letztere soeben in seiner Einführung in das studium der germanischen rechtsgeschichte (1922) eine nicht nur für den anfänger wertvolle ergänzung geliefert hat. neben diesen allen aber behauptet das breit angelegte Lehrbuch Rich. Schröders seinen festen platz, das den ganzen zeitraum von der urzeit bis zum j. 1900 umspannt, und im j. 1889 zum ersten male erschienen, jetzt in einer 6 aufl. abgeschlossen vor uns ligt. die gröſsere hälfte war beim tode des verfassers (2 jan. 1917) bereits ge-

druckt resp. gesetzt, die weitere herrichtung der neuen auflage hat prof. Eberhard frh. v. Künſsberg übernommen, der dem verewigten im letzten jahrzehnt persönlich nahestand, und er hat sie im sinne des verfassers und mit ebensoviel gewissenhaftigkeit wie pietät zu ende geführt, auch reichhaltige nachträge zur litteratur des ersten teils geliefert und das register, das ihm schon bei der 5 aufl. verdankt wurde, abermals gründlich revidiert und vermehrt (um 25 seiten!), so dass es nun auch den weitgehnden ansprüchen derer genügt die das lehrbuch als nachschlagewerk benutzen möchten. dazu aber ist es jetzt weniger durch verbreiterung der darstellung als durch abermalige starke vermehrung der litteraturangaben noch besser als vorher geeignet.

Richard Schröder war sein ganzes leben hindurch wie ein schaffender gelehrter so ein eifriger lerner, der jeden jungen mitarbeiter in seiner disciplin freudig willkommen hieſs und ihm und dem was er neues brachte gern einen platz in der litteratur, und wo es gieng auch im text einräumte. dies weitgehnde entgegenkommen, das im laufe der zeit seiner eigenen darstellung hier und da etwas schwankendes gegeben hat und die persönliche note mehr und mehr zurückdrängte, ist der vorzug, aber soviel ich es beurteilen kann, auch wol die schwäche seines reichhaltigen werkes. so wenig der umfang des textes gewachsen ist (von dem zuwachs von 108 seiten dürften vier fünftel auf die litteratur und das register fallen), weist doch auch dieser zahlreiche ergänzungen auf, welche die wachsamkeit des verfassers und seines nachfolgers bezeugen: gleich im ersten satze sind unter die indogermanischen völker die Tocharer eingereiht. unter den textvermehrungen vKünſsbergs macht sich besonders die benutzung des ihm unterstellten Deutschen Rechtswörterbuchs vielfach bemerklich, so zb. in § 62 'Strafrecht', § 63 'Gerichtsverfahren': die starke vermehrung der juristischen termini welche diese auflage erfahren hat (und im register berücksichtigt), macht sie auch für den deutschen philologen mehr noch als die früheren zu einem erwünschten handwerkszeug.

Die fortlassung der letzten tafel (gerichts-organisation des Deutschen reiches) wird kaum jemand beklagen. umso freudiger begrüſsen wir das vorangestellte bild Richard Schröders, das uns den geistesfrischen gelehrten und liebenswerten menschen in den besten tagen seines gesunden alters lebhaft vergegenwärtigt. aber schwerlich waren die schlussworte mit denen v. Künſsberg unterm 11 nov. 1918 die erste hälfte des werkes hinausgehn lieſs, im sinne dieses mannes, der ein warmfühlender deutscher patriot und bei aller weitherzigkeit eine im tiefsten grunde pietätvolle und conservative natur war. hoffentlich hat der buchbinder in den fertigen exemplaren diese peinliche entgleisung beseitigt. **E. S.**

Minner om guderne og deres dyrkelse i norske

stedsnavn av **Magnus Olsen.** Kristiania, Steensballes bogh. eftg. (H. Reenskaug) 1923. 40 ss. 8⁰. — Die kriegswirren haben wie so manches andere versäumnis auch verschuldet, dass Magnus Olsens inhaltreiches und auch für uns höchst interessantes werk 'Hedenske kultminder i norske stedsnavne I' (Kristiania 1915) hier nicht zur besprechung gelangt ist. indem ich nachdrücklich darauf hinweise, möcht ich die unterlassung ein wenig sühnen durch die anzeige einer kleinen schrift, welche die wichtigsten ergebnisse des buches für einen weitern, wenn auch zunächst nordischen leserkreis zusammenfasst. es handelt sich um die vollständige umarbeitung eines beitrags den ORygh zur 2 auflage von AMunchs 'Norrøne Gude- og Heltesagn' geliefert hatte: an die stelle dieser ersten autorität in der historischen topographie Norwegens ist jetzt O. getreten. er würdigt zunächst im allgemeinen das wertvolle religionsgeschichtliche material das in den norwegischen ortsnamen vorligt, spricht dann die wichtigsten vorkommen nach den (17) 'fylker' durch und endigt mit einer knappen schlussbetrachtung. in erster linie sind überall die onn. berücksichtigt welche an alten kirchenplätzen und an deren nächster umgebung haften. die erinnerung an heidnische tempel und heiligtümer noch altertümlichern charakters bewahren *Hof* (*Hov*), *Vang*, *-skjalf*, dann *Elg-* (got. *alhs*), *Horg*, *Lye* (**ljúg*), weiter all die namen mit *Gud-*, *Ve-*, *Helge-*, mit *Dis-* und *Hjelp-* (*Hjalpar-*) — dies letztere besonders interessant für uns, weil es genau so in den zahlreichen, bisher unerklärten *Helfenberg*, *Helfenstein* auf deutschem boden widerkehrt. was die einzelnen culte anlangt, so treten *Tor*, *Njord*, *Frøi*, *Frøia* und *Ull* besonders hervor, der letzte gewis eine überraschung, zumal neben ihm noch ein *Ullin* erscheint. wesentlich zurück stehn, wenn auch nicht so völlig wie auf Island, *Odin*, *Balder*, *Ty* — und eine letzte reihe bilden *Vidar*, *Våle*, *Frigg* (*Såga?*), *Forsete* und noch ein neuer gott: *Fillin*, dessen cult der Edda weit vorausliegen muss; unsicher bezeugt ist *Aegir* (s. 13). dass *Forsetlund* in Onsøy (s. 13) den gott zu sichern scheint, der uns schon um der allzu durchsichtigen etymologie seines namens willen als eine skaldische erfindung verdächtig war — so sehr dass ihn noch Siebs PBBeitr. 35, 546 mit hohn aus dem nordischen götterhimmel hinauswies —, wird auch die Fosete-frage in ein neues licht rücken. — Im einzelnen wird was Olsen geleistet hat noch manchen abstrich erfahren, kaum aber nennenswerten zuwachs.

Für Deutschland ligt die aufgabe natürlich ungemein schwieriger — trotz unserer frühen und reichen urkundlichen überlieferung. so wenig wie dem grofsartigen werke ORyghs und seiner nachfolger (KRygh und AKjær), den 'Norske Gaardnavne' (17 bände, Kristiania 1897—1919), dürfen wir hoffen, der leistung Olsens etwas gleichwertiges an die seite zu stellen

— etwas gleichergiebiges schon sicher nicht. die schwierigkeiten die zu überwinden, und die erträge die zu hoffen sind, hab ich in einem kleinen aufsatz 'Balder in Deutschland', Namn och Bygd 10 (1922), 13—19 angedeutet. E. S.

Über slawische und vordeutsche ortsnamen in Oberösterreich von **K. Schiffmann.** nachtrag zu Schiffmann, Das land ob der Enns 2 aufl. (München u. Leipzig, R. Oldenbourg 1922). 12 ss. 8⁰. — Der verf. wendet sich stark gereizt gegen die kritik welche E. Schwarz (vgl. oben s. 75) an seinem buche (oben s. 76 f) geübt hat, und will nicht zugeben, dass hier eine gute, wenn auch wol gelegentlich überscharfe, linguistische methode gegen eine reihe von etymologischen einfällen ankämpft, die im wesentlichen auf die wörterbücher basiert sind. obgleich ich in slavicis und wol auch in celticis nicht besser zu hause bin als Schiffmann, hab ich doch den eindruck, dass Schwarz in der mehrzahl der fälle, wo er die deutsche herkunft gegen slawische ableitung verteidigt, recht behält, und vollends Sch.s keltische etymologieen, wie die von *Aitra, Aiterbach* (das ich jetzt als apotropäisch deuten möchte), sind nicht besser als die der alten sünder Mone und Buck. auch gegen mich wendet sich Sch. gelegentlich, der ich *Wimpassing Wintpôz(ing)* mit hinweis auf flnn. u. onn. wie *Windschläg (Windstoſs, Windbruch)* von den Slawen loslösen wollte. indem er mir das späte auftreten dieser gehöftnamen entgegenhält und mich mit der frage frozzelt: 'Sollte tatsächlich der wind erst seit dieser zeit so bösartig gehaust haben?' beweist er, dass er über das aufkommen und die rasche ausbreitung neuer namen innerhalb der jungen colonisation nicht nachgedacht hat. und wenn er seine leser belehrt: 'das wort *pôzen* findet man nur von der tätigkeit der menschenhand gebraucht', so verfährt er weit unvorsichtiger apodiktisch als irgendwo der so heftig getadelte Schwarz; ich brauche nur seinen landsmann Heinrich vMelk zu citieren: *chêre dîn schef ze stette, daz dich ... die sundern winde ... iht ane bôzen* Erg 650 ff. E. S.

Das lautsystem der niederdeutschen kanzleisprache Hamburgs im 14. jahrhundert mit einer einleitung über das hamburgische kanzleiwesen. akademische abhandlung von **Sven Lide** [Upsala 1922]. XII u. 132 ss. 8⁰. — Die fleiſsige und gewissenhafte dissertation ist von Borchling angeregt und von Ag. Lasch gefördert worden und hat das nicht sehr ergiebige thema prompt erledigt. das ergebnis ist, dass dem nordniedersächsischen grundcharakter der mit dem stadtrecht von 1301 einsetzenden hamburgischen kanzleisprache von vorn herein westnd. sowol wie hochdeutsche elemente beigemischt sind, später aber das lübische gepräge der hansischen schriftsprache auch in Hamburg mehr und mehr hervortritt. der darstellung der lautlehre geht, wie es sich gebührt, ein ausführlicher

rechenschaftsbericht über das hamburgische kanzleiwesen, das vorliegende material und die hauptschreiber voraus. der schreiber Olricus de Mirica (s. 3), von dem die älteste nd. originalurkunde (1335) herrührt, dürfte doch wol eher aus dem städtchen Heide in Holstein stammen, als irgendwoher aus der 'Luneburger heide'. und wenn v. 7 dem 'clericus uxoratus' das nd. *halfpape* gleichgesetzt wird, so ist das gewis ein irrtum: *halfpape* bedeutet weder dies noch, wie es bei Lubben-Walther heifst: 'angehender geistlicher, student', sondern ist der bastard eines pfaffen, ebenso wie *halbritter, halbherre* illegitime söhne von rittern und geistlichen (mönchen) sind; alle drei leben in heutigen familiennamen fort.

E. S.

Das Gothaer mittelniederdeutsche Arzneibuch und seine sippe. herausgegeben von **Sven Norrbom** [Mittelniederdeutsche Arzneibucher. herausgegeben von Conrad Borchling bd. I]. Hamburg 1921. 240 ss. gr. 8°. — Von der 'Düdeschen Arstedie' und der 'Practica Bartholomaei' der Gothaer hs. 980 haben wir zuerst durch Regel und Mielck (1872—1878) nahere kunde erhalten. zeitweise erhofften wir eine vollstandige ausgabe von dem besten kenner dieser litteraturgattung auf niederdeutschem boden, von C. Borchling selbst; jetzt hat er diese einem schwedischen schüler überlassen, und der junge gelehrte, der sich seiner persönlichen leitung und unterstützung bis zum druckabschluss erfreute, hat dieses vertrauen gerechtfertigt: was uns hier vorliegt, ist eine der besten editionsleistungen welche die mittelniederdeutsche philologie aufzuweisen hat. die Düdesche Arstedie (DA.) stellt in der hauptsache eine gewaltige anhäufung von populären arzneiverordnungen dar, deren lexikalischer reichtum und wert längst bekannt war und nun hier in dem beigegebenen glossar (ss. 204—237) voll ausgeschöpft wird; weit weniger ergibt die übersetzung des Bartholomaus (B.), der eben ein gelehrtes werk ist. für DA. konnten neben der grundlegenden Gothaer zwei Kopenhagener und eine Rostocker hs. benutzt werden; die letztgenannte fällt für B. fort. die überlieferung ist für DA. recht compliciert, für B. bietet sie keine schwierigkeiten. ebenso ligt das quellenverhältnis für B. sehr einfach und ist bereits in einer Münsterschen dissertation von Willcke (1912) festgelegt worden: es handelt sich um die niederdeutsche umschrift eines hochdeutschen werkes, mit dem uns zuerst JHaupt (1872) bekannt gemacht hat. die DA. zerfällt in den medicinischen hauptteil und in einen astrologischen anhang; beider quellen und ihre beziehungen zu ähnlichen werken der hd. und nd. litteratur werden von N. aufgedeckt und die lässige arbeit des redactors nachgewiesen. ein in diesem falle, bei der zerstreutheit des materials, sehr nützliches und notwendiges litteraturverzeichnis beschliefst die schöne publication, die das Hamburger Deutsche Seminar mit unterstützung

der Bürgermeister-Kellinghusen-Stiftung sowie deutscher und schwedischer gönner des herausgebers ans licht bringen durfte. **E. S.**

P e l a g i a. eine legende in mittelniederländischer sprache, mit einleitung, anmerkungen und glossar. akademische abhandlung von **A. F. Winell,** lic. phil. Halle, Niemeyer 1922. XV u. 50 ss. — Der hier aus einer späten Stockholmer hs. veröffentlichte prosatext hat als eine schlichte übersetzung weder litterarischen wert noch besonderes sprachliches interesse, und was der herausgeber in der einleitung über die mundart (mnl. grundcharakter mit mnd. elementen in lautgebung und wortschatz) und in den anmerkungen zur erklärung beibringt, verrät einen anfänger mit schwacher rüstung; die besorgnis allerdings welche ein zweimaliges *lenē* für *leuē* gleich eingangs (s. VII z. 1 u. 5 v.u.) erweckt, bestätigt der textabdruck selbst nicht, der im ganzen den eindruck von sorgfalt und zuverlässigkeit macht. dass die überlieferung vielfach verbessert werden muste hat W. freilich nicht gesehen; selbst fehler wie *verstringhe* für *verstr i c k inghe* (II 60) werden nicht erkannt. recht wunderlich sind manche anmerkungen, und auch das glossar weist bedenkliche anstöfse auf, wie s. v. *diel,* wo W. trotz dem 'portionem' der lat. vorlage ganz in die irre geht: *diel* (= *deel*) IV 64 ist natürlich ebenso zu beurteilen wie *gestiente* VI 15, *ghehieten* VII 24. **E. S.**

K o r o m a n d e l - W e d e k i n d der dichter des Krambambuli-liedes von **Otto Deneke** [Göttingische Nebenstunden für Bücherfreunde herausgegeben von dr O. D. 1]. Göttingen, selbstverlag 1922. 80 ss. 8⁰. — Der ausgezeichnete bücherkenner und erprobte spurfinder hat die von AKopp begonnenen nachforschungen nach den lebensumständen Chph. Fr. Wedekinds mit gutem erfolg fortgesetzt: heimat und herkunft, geburts- und sterbedatum sind festgestellt, titel und würden erklärt — und doch wird gleichstrebenden nachfolgern noch immer einiges übrig gelassen; denn wo der dichter die schule besucht und seine universitätsstudien begonnen hat, welche eigenschaft ihn 1737—1741 zu Regensburg festhielt, ob er mit seinem herrn und gönner prinz Georg Ludwig von Holstein-Gottorp 1762 in StPetersburg gewesen ist, und schliefslich in welcher dienstlichen verwendung er seine letzten 1½ jahrzehnte in Kiel (wo er am 3. oct. 1777 68 jährig als hochfürstl. eutinscher justizrat starb) zugebracht hat, das bleibt alles noch ungeklärt. für uns ist das wichtigste, dass W. den 'Krambambulist' höchst wahrscheinlich 1744 in Riesenburg in Westpreufsen als secretär des dragoner-regiments Holstein verfasst hat. die an die biographie (s. 3—41) angeschlossene 'druckgeschichte' (s. 42—45) verzeichnet namentlich die einzeldrucke dieses gedichtes, auf dem allein W.s junger litterarischer ruhm basiert, und das in der erweiterten fassung von 102 strophen s. 62—80 abgedruckt wird; voraus geht ihm eine verständige auswahl von 8 weitern stücken aus 'Koromandels Nebenstündigem Zeitvertreib' (s. 47—61). **E. S.**

Anzengrubers werke. gesamtausgabe nach den handschriften in zwanzig teilen, mit lebensabriss, einleitungen und anmerkungen herausgegeben von **Eduard Castle.** Leipzig, Hesse & Becker o. j. [1921]. 204. 271. 199. 203. 148. 139. 161. 163. 179. 336. 140. 283. 186. 284. 343. 198. 274. 196. 240. 410 ss. 8°, gebd. in 7 hlwbb. — Von Anzengrubers werken ist unmittelbar nach des dichters tode 1890—91 die von ihm selbst heifsersehnte gesamtausgabe in 10 bänden bei Cotta herausgekommen, besorgt von den freunden Bettelheim, Chiavacci, Schembera, die den schriftlichen nachlass benutzen konnten, aber zu den gedruckten werken doch nur eben die bauernkomödie 'Die Trutzige', beiträge zur selbstbiographie und aphorismen hinzufügten. mit ablauf der schutzfrist traten dann 1921 gleichzeitig zwei gesamtausgaben hervor: die eine (bei Schroll & co. in Wien) unter mitwürkung von Karl Anzengruber herausgegeben von RLatzke und ORommel (LR), 'kritisch durchgesehen' in 15 bänden (von denen mir bd 1—14 vorliegen), konnte den nachlass ohne einschränkung benutzen und bringt so gleich im ersten bande 'fragmente, skizzen und pläne zu dichtungen' (625 nummern), die einen höchst interessanten einblick in die keimzellen von A.s dichterischem schaffen und in die ganze weite seiner socialen, sittlichen und psychologischen interessen und beobachtungen gewähren, die andere, welche uns hier zur besprechung vorligt, durfte die handschriften, wenn ich den herausgeber recht versteh, nur eben für die bereits gedruckten werke heranziehen, bringt aber unter diesen manches vergrabene und verschollene stück besonders aus des dichters erster litterarischer betätigung. der umstand dass unsere universitätsbibliothek (als geschenk des dr ODeneke) die mehrzahl von Anzengrubers werken in den ersten einzeldrucken besitzt, hat mich ermutigt, über Castles ausgabe hier kurz zu berichten.

Castle, dessen erstaunliche arbeitskraft uns hier von neuem respect abnötigt, hat die folgende anordnung getroffen: bd I Biographie — Autobiographisches; bd II—IX Dramen; bd X bis XII Romane, wobei hinter die zweite fassung des 'Schandflecks' die 'Kameradin' gestellt ist: die 'stadtgeschichte', von welcher Anzengruber den bauernroman nachträglich entlastet hat; bd XIII—XVI Dorfgänge I—IV u. Kalendergeschichten I—III; bd XVII—XVIII Bilder aus dem Leben einer grofsen Stadt. Gefabeltes von Irgendwo und Nirgendwo; bd XIX (vom herausgeber unter diesen titeln vereinigt): Kleiner Markt. Poetisches Tagebuch (gedichte). — Unterm Mond. Satirisches Tagebuch (gereimtes und ungereimtes); schliefslich bd XX eine bunte nachlese; besonders in bd I. XIX. XX steckt ein gutes stück fruchtbarer arbeit.

Eine wichtige aufgabe, und keine ganz leichte, erwuchs dem herausgeber vor allem bei den dramen, und hier namentlich

gegenüber dem mundartlichen element des dialogs; in den Wiener stücken sogut wie in den bauernkomödien. Anzengruber ist offenbar ein recht sorgloser corrector gewesen, soweit er sich überhaupt um die controlle des setzers gekümmert hat. er hat sich aber auch kaum je um feste normen oder grundsätze bemüht für die äufsere form- und lautgebung des von ihm so meisterlich beherschten dialekts, insbesondere ist die art wie die erstlingsdrucke den apostroph anwenden, inconsequent; und dieser übelstand besonders erscheint in der ersten gesamtausgabe (B) unerträglich verschärft: die häkchen sind hier vielfach direct sprachwidrig und dazu für den schauspieler sogut wie für den leser zweck- und sinnlos. dass hier der herausgeber die hand nicht in den schofs legen durfte, ist ohne weiteres klar. LR haben ihren text von den unnötigen auslassungszeichen nach möglichkeit entlastet, vielleicht sind sie sogar weitergegangen als es im sinne des dichters wäre, von dem wir doch zur controlle einige reinschriften besitzen. bei C. hab ich keine orthographischen oder textkritischen principien feststellen können. ich greife das Vierte Gebot heraus. bei diesem stück legen LR (bd V) den erstlingsdruck D (Wien, Rosner 1878) zugrunde und lehnen das von fremder hand geschriebene censurmscr. (des Josephstädt. theaters) ausdrücklich ab, sie fügen hinzu, der text sei hier 'etwas stärker dialektisch gefärbt'; ihr eigener text beseitigt ein paar druckfehler, bessert hier und da die interpunction von D und schränkt den gebrauch des apostrophs wesentlich ein. C. nennt als textliche grundlagen (bd V s. 148) eben jenes ms. und den ersten druck, und wo er von diesem abweicht, wie etwa (act I sc. 1. 2) s. 88 z. 2 *Muatter* st. *Mutter* D, z. 10 v.u. *glei* st. *gleich* D, z. 8. v.u. *Freili* st. *Freilich* D, s. 89 z 2 *schwarz (Brot)* st. *schwarzs* D, z. 6 *Secht's* st. *Seht's* D, z. 16 *hab'n mer* st. *hab'n wir* D usw., da folgt er offenbar der stark mundartlich gefärbten abschrift — ob die aber hier der intention Anzengrubers entspricht? ob nicht der copist formen die ihm aus den bauernkomödien geläufig waren, in das Wiener stück eingeführt hat? — dazu kommt ein anderer übelstand: offenbar hat Castle die abweichungen der hs. in ein exemplar der gesamtausgabe eingetragen, und dabei sind zwar die mehrzahl der störenden apostrophe getilgt, aber doch immerhin einige stehn geblieben: so s. 88 z. 13 v.u. *Ich seh' 'n* st. *Ich seh'n* D — in der gleichen zeile ist *Rutscherpeter*, wenn es würklich in der hs. stand, sicher ein schreibfehler für *Rutschepeter* D. man sieht leicht: diese texte stellen den editor vor zweifel und aufgaben welche dem herausgeber classischer werke erspart bleiben — aber dafür dass auch die gelöst werden, sollten unsere Wiener collegen wol sorge tragen. durch vergleichende heranziehung etwa der autographen reinschrift der 'Alten Wiener' hätte der herausgeber auch jetzt schon klarheit schaffen können. **E. S.**

MISCELLEN.

ZUM PART. PRÄT. PERFECTIVER VERBA. Unsere grammatiken (s. zuletzt Michels Mhd. el.-buch § 242a) führen gleichmäfsig als zeitwörter welche ihrer perfectiven natur gemäfs das part. prät. ohne *ge-* bilden an: *werden, vinden, komen, treffen, lâzen, bringen.* wenn Michels § 240 dazu 'meist auch *jehen*' und § 242 a 'perfectives *heizen* befehlen' neben 'imperfectivem *heizen* nennen, genannt werden' (*si hæte im heizen machen ... ein hiuselin*) stellt, so ist das nicht ganz richtig: diese beiden verba bilden ihr part. prät. ohne *ge-* nur wenn sie als hilfsverben auftreten, und sie folgen hier der analogie von *lâzen*. indessen gibt es doch ein weiteres zeitwort, das bisher unbeachtet geblieben ist, weil es in der alten perfectiven bedeutung 'hindurchgehn, zu ende, vorübergehn' schon früh im 13 jh. verschwindet: *lîden.* davon heifst das part. prät. *liten* oder, zumal es vorwiegend mitteldeutsch bezeugt ist, *liden*: *dô die nône liden was* Str. Al. 5108, *ê sie begraben wêren, wâren liden vierzehen naht* Herb. 8125; im Karlmeinet, in dessen verschiedenen teilen das verbum öfter erscheint (Bartsch Über Karlmeinet s. 303) ist das part. prät. meist als *geleden* überliefert, indes steht 506, 4 *leiden,* und wie hier sicher gelesen werden muss *dô sie vor Sardis wâren leden* (*: vreden*), so wird es auch an den meisten andern stellen einzusetzen sein, so 194, 40 *dô dese drî wochen wâren leden.* E. S.

SELZERWASSER UND *SELTERWASSER.* PBBeitr. 45, 142 hat WHorn die form *Selzerwasser* auf silbendissimilation (haplologie) aus *Selterserwasser* zurückgeführt. für frz. *eau de Seltz* wäre dabei zu erwähnen, dass es sich zwar auf das wasser von (Nieder-)Selters bezieht, aber an den namen des elsässischen städtchens Seltz (Selz) am Selzbach im kreise Weifsenburg angelehnt ist und wenigstens in Strafsburg zu meiner zeit so verstanden wurde. unnötig ist es die form *Selterwasser* als 'mischung' von *Selterwasser* + *Selzerwasser* zu deuten: aus *Selterswasser* muste durch ferndissimilation *Selterwasser* werden, eine form die durch *Frankfurter würstchen, Marburger dippchen* usw. ohne weiteres gefestigt wurde.

Ich knüpfe hier die anscheinend bisher unbeachtet gebliebene abneigung gegen das *s* in der compositionsfuge jüngerer zusammensetzungen mit *s*-haltigen wörtern an: wir sagen und schreiben consequent *königskrone, königsthron, königstochter, königswürde* — aber *kaiserkrone, kaiserthron, kaisertochter, kaiserwürde* (wobei allerdings die composita mit nom. act. auf *-er* = *-ære* (gen. pl.) wie *schreinerhandwerk*, *schneiderwerkstatt* einwürken mögen);

vorherschend sind einerseits *feuersgefahr, feuersnot, feuersflammen,* anderseits *wassergefahr, wassernot, wasserwogen* (ausnahmen verzeichnen die wörterbücher); der *reichsbehörde, reichskasse; landesbehörde, landeskasse* steht die *kreisbehörde, kreiskasse* gegenüber, nicht als ältere bildung (echte composition), sondern durch dissimilatorischen silbenschwund. in der bildung von ortsnamen (belege s. bei Förstemann) unterscheidet sich *Hirzperg* von *Bockesberg, Eburesberg, Hramnesberg.* es ist dieselbe abneigung gegen die enge häufung der zischlaute welche die ersetzung von *schweizisch* durch *schweizerisch* verursacht und die wunderlichen schicksale von *scarsahs* herbeigeführt hat: einerseits *scharsach* anderseits *schardas.* **E. S.**

ZUM TEXT DES 'BUCHS DER RÜGEN' (Zs. 2, 45—92). Da die einst dem antiquar Kuppitsch gehörige junge, aber im ganzen recht zuverlässige handschrift (A) dauernd verschollen scheint und der von BWiesotzky (QF. 113) nachgewiesene ganz späte und schlechte Münchener text (H, cgm. 444 in 4⁰), wenn man wenigstens der s. 4 mitgeteilten collation vertrauen darf, für die kritik so gut wie nichts ergibt, mögen die nachstehnden randnotizen, schon um des mittelhochdeutschen wortschatzes willen, nicht überflüssig erscheinen.

Dass man der hs. A 463 f mit *wolnust : gelust* zur seite bleiben muss, hat schon W. s. 15 n. erkannt; — das gleiche gilt aber auch für 1113 *e r g r e i n n e* (hs. *ergrainne*), denn es handelt sich um das factitivum zu *ergrînen*, das also dem mhd. wb. einzufügen ist — und für 1279 *p h o c h s n î d e n*, das schon Lexer richtig als 'beutelschneiden' erklärt, indem er auf die form *phochsneider* beim Teichner hinweist; entstellt ligt diese auch vor in dem Teichnerschen spruch LS. III nr 260 (s. 631 f), wo auf *peutelsnider* v. 31 *pfeisnider* v. 39 folgt; das wort gehört zu *phose* 'gürteltasche'.

Weiter ist zu lesen: 15 (*daz si solten lêren*) *zuht,* ⟨*und*⟩ *unzuht weren* (haplographie) — 208 *grôz e n oder swachen,* ebenso 432 *grôz e n unde swachen* — 454 *zu aller zît, des bit ich* ⟨*dich*⟩ — 680 *missesprochen* — 1021. 22 *enmähte : trähte*, vgl. 138 — 1051 *mües* — 1127 *r i t t e r s e g e n,* das interessante compositum fehlt in den wörterbüchern — 1158 *ez sî* ⟨*in*⟩ *liep oder leit* — 1194 *m ä h t e t ir, si wurden blôz* — 1343. 67 *kiufelære* ist natürlich 'umgekehrte schreibung' für *k o u f e l æ r e, keufelære.*

In v. 1305 ff ligt eine interessante anspielung auf den schwank vom Schneekind vor. im übrigen hoff ich, dass der reiche culturgeschichtliche gehalt dieser satirischen dichtung, die den wert ihrer lateinischen vorlage bei weitem übertrifft, recht bald die würdigung findet die er verdient, und die auch dem hin- und herreden über die heimat des werkes ein ende machen wird. **E. S.**

FLASCHE. Anz. XXIII 157 hat ESchröder auf eine anregung Roethes hin germ. **flaskō* unter hinweis auf die bedeutung des aus dem germ. entlehnten it. *fiasco* 'mit stroh umflochtene flasche' einleuchtend aus idg. **plokskо* erklärt, das eine ableitung des in griech. *πλέκω* 'ich flechte' und seinen verwanten enthaltenen **plek* ist. es wird nützlich sein darauf aufmerksam zu machen, dass **plokskо* neulich in einer andern indogerm. sprache, auf die die germanisten nicht zu blicken pflegen, gefunden worden ist, im albanesischen: Jokl Studien z. alban. etymologie u. wortbildung 69 hat alban. *pl'af* 'bunte wollene decke', das nach der ableitung *pl'ehure* 'grobe leinwand' für *pl'ah* steht, aus **plok̂sqo* hergeleitet.

Wien. **Josef Brüch.**

EIN BRIEF WILHELM GRIMMS. *Im nachlass des am 3. januar 1917 verstorbenen Heidelberger rechtshistorikers Richard Schröder fand sich in grauem, von der hand des ausstellers mit der adresse:* Sr. hochwürden herrn pfarrer Wilh. Schubert. Zerbst *versehenen und mit dem das Grimmsche wappen zeigenden petschaft versiegelten umschlag folgender originalbrief Wilhelm Grimms, der mit anderen Grimmreliquien nunmehr durch frau geh.-rat Frida Schröder-Saunier der Preufsischen Staatsbibliothek in Berlin für ihren Grimmschrank überlassen worden ist.* **Ulrich Stutz.**

Hochwürdiger herr pfarrer,

die mir zugesandten auszüge aus Jean Paul sind richtig angelangt, und ich sage Ihnen meinen herzlichen und grofsen dank dafür. ich habe gesehen mit welcher aufmerksamkeit und welchem fleifs dabei ist gearbeitet worden, und weifs ihren werth in jeder hinsicht zu schätzen, da ich das ermüdende einer solchen arbeit aus eigener erfahrung hinlänglich kenne. dazu kommt noch dafs Jean Pauls werke, wegen des reichthums und der eigenthümlichkeit der sprache, mit zu den schwierigsten gehören.

Schon sind viele bedeutende und umfangreiche arbeiten eingegangen, aber die aufgabe zeigt sich in der ausführung so grofs, dafs es selbst bei der ansehnlichen zahl der mitarbeiter (es mögen gegen 60 sein) doch nicht möglich gewesen ist, sie in der bestimmten zeit zu erzwingen. vor michaelis werden wir, im günstigsten fall, nicht im stande sein, mit der ausarbeitung anzufangen. wenn ich also dann erst die fortsetzung von J. Paul von Ihnen empfange, so werden Sie noch zu rechter zeit kommen, und ich finde eine art beruhigung darin, dafs Sie und die andern mitarbeiter, die sich der sache mit so viel aufopferung annehmen, nicht allzusehr gedrängt werden. ich bitte Sie diese auszüge an die weidmannische buchhandlung in Leipzig zu senden.

Wenn Sie die von der weidmannischen buchhandlung bezogenen werke Jean Pauls als ein andenken an diese arbeit annehmen wollten, so erfüllen Sie nur einen gewifs ganz natür-

lichen wunsch. dafs ich Ihnen damit nicht zu danken vermag, versteht sich von selbst.

Ich habe wegen der briefe des Fabricius, die Sie aus dem hiesigen archiv zu haben wünschten, mich an den archivar selbst gewendet, und gestern (das ist der grund, warum ich nicht früher geschrieben habe) die auskunft erhalten, dafs er das gewünschte nicht finden könne. er will damit nicht behaupten, dafs solche briefe nicht vorhanden sein könnten, aber bei dem „riesenhaften" (dies war sein ausdruck) nicht im einzelnen geordneten vorrath in solchen dingen, sei es nicht möglich bestimmtere auskunft zu geben. er will die sache im auge behalten, zumal ihm, wie er sagte, von Marburg ähnliche anfragen zugekommen seien, und sollte er so glücklich sein etwas zu finden, so hofft er es auch mittheilen zu können. die früher sehr liberale mittheilung ist nämlich in der neusten zeit auf eine unglaubliche weise beschränkt worden. ich brauche Ihnen nur als beispiel anzuführen dafs dem ersten archivar Falkenheiner, der die geschichte einiger hefsischer städte hat herausgeben wollen, untersagt worden ist die dazu gehörigen urkunden, die man ohne das mindeste bedenken hätte bekannt machen dürfen, abdrucken zu lafsen. auch herrn v. Rommel ist, soviel ich weifs, die freie benutzung der archive entzogen worden, und er wird daher, wie ich höre, seine geschichte von Hessen, insoweit sie eine urkundliche ist, schliefsen und von dem, was noch zurück ist, nur eine sum̄arische übersicht liefern.

Ich lebe hier in stiller zurückgezogenheit, blofs mit meinen arbeiten beschäftigt, und würde meine lage insoweit als eine glückliche preisen, wenn ich sie als eine dauernde betrachten könnte. aber ich bin in meinem nächsten vaterlande, an dem ich von herzen hänge, ein halber fremdling und dieses gefühl hat etwas schmerzliches. meinen freund Ritter habe ich ostern, mit einigen andern göttinger freunden in einer kleinen hessischen landstadt an der hanöv. grenze gesehen, da mein bruder das unglückliche land, das durch die wachsende sittliche auflösung aller verhältnisse noch mehr als durch die äufsern einwirkungen, wodurch namentlich die universität, wie es mir scheint, bis in die wurzel zerrifsen ist, leidet, nicht betreten darf, und ich nicht betreten mag.

Mit der versicherung der aufrichtigsten hochschätzung habe ich die ehre zu sein

Ew. hochwürden

ganz ergebenster
Wilh. Grimm.

Cafsel 2 Juni 1840.

PERSONALNOTIZEN.

Auf die ord. professur d. deutschen philologie in Würzburg ist prof. dr Dietrich von Kralik in Wien berufen worden, auf die ord. professur der englischen philologie in Bern der privatdocent dr Herbert Schöffler von Leipzig. die ord. professur f. neuere litteraturgeschichte in Innsbruck wurde dem dr Moritz Enzinger übertragen.

In Wien wurde der privatdocent gymn.-prof. dr Eduard Castle zum ao. professor ernannt.

In Rostock hat sich für deutsche sprache u. litteratur dr Willi Flemming habilitiert.

DER SCHERERPREIS,

den Richard M. Meyer gestiftet hat und der zum ersten male 1920 vergeben wurde (Anz. XXXIX 176), ist für 1923 geteilt worden: zwischen dem privatdocenten dr Herbert Cysarz in Wien für sein buch 'Erfahrung und idee' (Wien u. Leipzig 1921) und dem privatdocenten dr Karl Viëtor in Frankfurt a. M. für seine 'Geschichte der deutschen ode' (München 1923).

EINGEGANGENE LITTERATUR.

Wir verzeichnen an dieser stelle (wo möglich mit preisangabe) alle der redaction (resp. der Weidmannschen buchhandlung für uns) zugesandten schriften, mit ausnahme derjenigen welche verlegern oder autoren inzwischen zurückgegeben worden sind. eine besprechung zu liefern oder andernfalls das buch zurückzusenden verpflichten wir uns nur in dem falle wo wir das recensionsexemplar angefordert haben.

Vom 1 december 1922 bis 26 mai 1923 sind eingegangen:

O. Abel, Die vorweltlichen tiere in märchen, sage und aberglaube [Wissen und Wirken bd 8]. Karlsruhe, Braun 1923. 66 ss. 8°.

A. Bauckner, Einführung in das mittelalterliche schrifttum. Kempten, Kösel & Pustet (1923). X u. 174 ss. kl. 8°.

S. Birnbaum, Das hebräische und aramäische element in der jiddischen sprache. Leipzig, G. Engel 1922. 55 ss. 8°.

K. Bittner, Beiträge z. gesch. d. volksschauspieles vom Doctor Faust [Prager Deutsche studien h. 27]. Reichenberg, Kraus 1922. 30 ss. 8°.

Heliand u. Genesis hrsg. v. **O. Behaghel.** 3. aufl., der Heliandausgabe 4. aufl. Halle, Niemeyer 1922. XXXVI u. 290 ss. 8°.

Die Edda mit historisch-kritischem commentar herausgegeben von **R. C. Boer.** 2 bände. Haarlem, H. D. Tjeenk Willink & zoon 1922. I Einleitung u. text XCI u. 319 ss. II Commentar XIII u. 397 ss. 8°. — gbd. 30 gld.

O. Briegleb, Vom verluste unserer sprachformen. ein mahnruf. privatdruck. 11 ss.

L. Brun, Hebbel mit besonderer berücksichtigung s. persönlichkeit u. s. lyrik. Leipzig, Haessel 1922. XXII u. 1271 ss. 8°.

L. Will. Cart, Précis d'histoire de la littérature allemande avec notes bibliographiques et tableaux synchroniques. Paris, Klincksieck 1898. VI u. 467 ss. 8°.

G. Ehrismann, Geschichte der deutschen litteratur bis zum ausgang

des mittelalters. II teil: Die mittelhochdeutsche litteratur, I Frühmittelhochdeutsche zeit. München, Beck 1922. XIII u. 358 ss. 8⁰.

W. Erben, Die schlacht bei Mühldorf 28. IX. 1322, historisch-geographisch u. rechtsgeschichtlich untersucht. Graz, Leuschner & Lubensky 1923. 86 ss. u. 3 taf. 8⁰.

H. Fischer, Schwäbisches wörterbuch, weitergeführt von H. Pfleiderer, lief. 67. 68. Tübingen, Laupp 1922. s. 802—1120.

K. Francke, Die kulturwerte der deutschen litteratur, II bd. Berlin, Weidmann 1923. 638 ss. 8⁰.

F. Friedensburg, Die symbolik der mittelaltermünzen. Berlin, Weidmann, tl I 1913. X u. 119 ss., tl II. III 1922. XII u. s. 121—448 m. e. tafel u. 13 abbildgen im text. grz. 3,60 u. 7,20 m.

Th. Frings, Rheinische sprachgeschichte [sa. aus d. 2. aufl. d. Geschichte d. Rheinlandes hrsg. v. d. Gesellschaft f. rhein. geschichtskunde]. Essen, Baedeker. s. 251—298.

A. Hauffen, Johann Fischart, ein literaturbild aus d. zeit d. gegenreformation, bd II [Schriften d. wissenschaftl. Instituts der Elsass-Lothringer im Reich]. Berlin, W. de Gruyter & co. 1922. 429 ss. 8⁰. grz. 11 m.

Goethes briefwechsel mit Heinrich Meyer herausgegeben von **M. Hecker.** 3. band: jan. 1821 bis märz 1832 [Schriften der Goethe-gesellschaft 35. bd]. Weimar, Goethe-ges. 1922. 262 ss.

Herder & co., Freiburg i. Br. Jahresbericht 1922 (X. nachtrag z. Hauptkatalog v. neujahr 1913), 72 ssp. 8⁰; Bücherschatz 1923, 40 ss. 8⁰.

M. Herrmann, Die bühne des Hans Sachs. Berlin, Weidmann 1923. 91 ss. gr. 8⁰.

E. Hirt, Das formgesetz der epischen, dramatischen und lyrischen dichtung. Leipzig, Teubner 1923. IV u. 227 ss. 8⁰.

M. Hoernes, Kultur d. urzeit. 3 aufl. bes. v. **F. Behn:** II Bronzezeit. III Eisenzeit [Sammlung Göschen 565. 66]. Berlin, Vereinigg wiss. verleger 1922. 23. 132 u. 130 ss. kl. 8⁰. m. je 50 abbildgen. grz. je 1 m.

K. Jacob, Quellenkunde der deutschen geschichte im ma. I, 3 aufl. [Sammlung Göschen 279]. Berlin, Vereinigg. wiss. verleger 1922. 124 ss. kl. 8⁰. grz. 1 m.

Jahrbuch der Kleist-gesellschaft 1921 hrsg. v. G. Minde-Pouet u. J. Petersen. Berlin, Weidmann 1922. VIII u. 169 ss. 8⁰. grz. 4 m.

Jahrbuch der Sammlung Kippenberg. 2 bd. 1922. mit 7 bildertafeln. Leipzig, Insel-verlag.

Die gedichte Walthers v. d. Vogelweide, 8. ausg. v. K. Lachmann bes. von **C. v. Kraus.** Berlin, W. de Gruyter & co. 1923. XXXIII u. 232 ss. 8⁰.

P. Lehmann, Die parodie im mittelalter. München, Drei maskenverlag 1922. 252 ss. 8⁰.

P. Lehmann, Parodistische texte. beispiele zur lateinischen parodie im mittelalter. München, ebda 1923. 74 ss. 8⁰.

F. Lüers, Volkskundliches aus den bayerischen und nordtiroler bergen [Alpenfreund-bücherei bd 9]. München, Alpenfreund-verl. (1923). 96 ss. 8⁰.

Mededeelingen van de Zuidnederlandsche Dialectcentrale uitg. d. dr **L. Grootaers** (Leuven). 1922 nr 1. 10 ss.

A. Meillet, Caractères généraux des langues germaniques. 2. édition, revue, corrigée et augmentée. Paris, Hachette 1923. XI u. 226 ss. 8⁰.

P. Merker, Der verfasser des Eccius dedolatus u. anderer reformationsdialoge. m. e. beitrag zur verfasserfrage der Epistolae obscurorum virorum. Halle, Niemeyer 1923. XIII u. 314 ss. 8⁰.

F. Michael, Deutsches theater. m. 30 abbildungen im anhang, 1 abbildg, 2 plänen und 1 facsimile im text [Jedermanns Bücherei]. Breslau, Hirt 1923. 100 ss. gr. 8°.
L. Mis, Les oeuvres dramatiques d' Otto Ludwig. I partie. Lille, Imprimerie centrale du Nord 1922. 418 ss. 8°.
L. Mis, Les 'Etudes de Shakespeare' d' Otto Ludwig exposées dans un ordre méthodique et précédées d'une introduction littéraire. Lille, Imprimerie centrale du Nord 1922. 106 ss. 8°.
Mitteilungen d. Vereins f. die geschichte d. Deutschen in Böhmen. LX jahrgang hrsg. von W. Wostry. Prag, selbstverlag 1922. 396 ss. 8°.
Neuphilologische mitteilungen XXIII jahrg. Helsingfors, Neuphilog. verein 1922. 180 ss. 8°.
H. J. Moser, Geschichte der deutschen musik vom beginn d. 30jähr. krieges bis z. tode Jos. Haydns. II bd 1 hälfte. Stuttgart, Cotta 1922. XVI u. 470 ss. 8°.
Namn och Bygd. tidskrift för nordisk ortnamnsforskning utg. av Jöran Sahlgren. Lund, Gleerup. årg. 9 (1921) 174 ss., årg. 10 (1922) 178 ss.; — dazu årg 9 (1921) h. 5 (Bil. A: 1): Ortnamnen i Värmlands län på offentl. uppdrag utg. av Kungl. ortnamnskommitén del VII: Karlstads härad. Uppsala 1922.
G. Neckel, Die altnordische litteratur [Aus Natur u. Geisteswelt 782]. Leipzig, Teubner 1923. 119 ss. 8°.
Neophilologus VIII jahrg. h. 1—3. Groningen, Wolters 1923. 240 ss. 8°.
F. Ohrt, De danske besværgelser mod vrid og blod. tolkning og forhistorie. Kopenhagen, B. Luno 1922. 245 ss. gr. 8°.
F. Ohrt, Trylleord, fremmede og danske [Danmarks Folkeminder 25]. Kopenhagen, Schonberg 1922. V u. 131 ss.
A. Olrik, Ragnarök, die sagen vom weltuntergang, übertragen von **W. Ranisch.** Berlin, W. de Gruyter & co. 1922. XVI u. 484 ss. 8°.
F. Piquet, Précis de phonétique historique de l'allemand accompagné de notions de phonétique descriptive, avec 2 figures et une carte colorée. Paris, Klincksieck 1907. XV u. 240 ss. 8°.
O. Ritter, Vermischte beiträge z. englischen sprachgeschichte, etymologie, ortsnamenkunde, lautlehre. Halle, Niemeyer 1922. XI u. 219 ss. 8°.
A. Schirokauer, Studien z. mittelhochdeutschen reimgrammatik. [sa. aus den Beiträgen z. gesch. d. dtschen spr. u. litt. bd 47]. Halle, Niemeyer 1923. 126 ss. 8°.
Grimmelshausens Courasche (abdruck d. ältesten originalausgabe (1670) m. d. laa der beiden andern zu lebzeiten d. vf.s erschienenen drucke) hrsg. v. **J. H. Scholte** (Neudrucke nrr 246 bis 248). Halle, Niemeyer 1923. LVI u. 168 ss. 8°.
Doktor Johannes Faust. puppenspiel in vier aufzügen hergestellt von **K. Simrock.** nach d. ausg. v. 1872 hrsg., eingeleitet und um weitere puppenspieltexte vermehrt von **R. Petsch.** Leipzig, Reclam o. J. [Univ.-bibl. 6378. 79]. 140 ss. kl. 8°.
S. Singer, Die dichterschule von St. Gallen m. e. beitrag von Peter Wagner, St. Gallen in der Musikgeschichte [Die Schweiz im deutschen geistesleben hrsg. v. Harry Maync 8. bdchn.] Leipzig, Haessel 1922. 96 ss. kl. 8°.
H. Sparnaay, Verschmelzung legendarischer u. weltlicher motive in d. poesie des mittelalters. Groningen, Noordhoff 1922. XV u. 155 ss. 8°. — 3,25 gld.
W. Steinhauser, Beiträge z. kunde der baierisch-österreich. mundarten hrsg. von der Wörterbuchkommission der Akademie II 1. Wien, Hölder 1922. 92 ss. 8°.

F. Strich, Deutsche Klassik und Romantik oder vollendung und unendlichkeit. München, Meyer & Jessen 1922. 254 ss. 8°.
Nysvenska Studier III h. 1. 2. Tidskrift för svensk stil och språkforskning utg. af B. Hesselmann och O. Oestergren. Stockholm, Appelberg 1923.
H. Thoma, Rittertreue, e. mhd. novelle. [Münchener dissertation.] Heidelberg, Winter 1923. XI u. 30 ss. 8°.
H. Ulrich, Die besten deutschen geschichtswerke. m. e. einleitung in die entwicklung der deutschen geschichtswissenschaft [Kleine Literaturführer h. 3]. Leipzig, Koehler & Volckmar 1923. 272 ss. kl. 8°.
R. Unger, Herder, Novalis und Kleist. studien über die entwicklung des todesproblems in denken und dichten vom Sturm u. Drang zur Romantik [Deutsche Forschungen h. 9]. Frankfurt a. M., Diesterweg 1922. 188 ss.
Veröffentlichungen der Stadtbibliothek der freien und Hansestadt Lübeck: I. W. Pieth, Mitteilungen über die Lübeckische Stadtbibliothek 1616 (1622)—1922. VI u. 26 ss. — II. P. Hagen, Die deutschen theol. handschriften der Lübeckischen Stadtbibliothek. VIII u. 101 ss. Lübeck, M. Schmidt 1922. 8°.
Deutsche Vierteljahrschrift für literaturwissenschaft und geistesgeschichte, in verbindung m. Cl. Bäumker etc. hrsg. von Paul Kluckhohn u. Erich Rothacker. 1. jahrg. 1923, 1 heft. Halle, Niemeyer 1923. 160 ss. 8°.
K. Viëtor, Geschichte der deutschen ode [Geschichte der deutschen litteratur nach gattungen hrsg. v. K. V. bd I]. München, Dreimasken-verlag 1923. 198 ss. 8°.
F. Th. Vischer, 'Auch Einer', eine reisebekanntschaft. Berlin, Propyläen-verlag [1923]. 506 ss. gr. 8°.
Niederdeutsche Zeitschrift für volkskunde hrsg. von Ernst Grohne, Hamburg. heft 1, jahrg. 1, jan. 1923. Hamburg, P. Hartung 1923. 69 ss. 8°.
F. Zimmermann, Neues leben aus Klopstock. Dresden, Sibyllenverlag 1923. 58 ss. 8°.
F. Zinkernagel, Goethes urmeister u. der typusgedanke. eine akademische rede. Zürich. Seldwyla-verlag 1922. 30 ss. 8°.

Ferner die im vorliegenden heft bereits besprochenen schriften: **Deneke** (s. 190), Korrespondenzblatt (s. 184), **Löwenthal** (s. 162), **Straufs** (s. 176), **Winell** (s. 190).

REGISTER.

Die zahlen vor denen ein A steht, beziehen sich auf den Anzeiger, die übrigen auf die Zeitschrift.

